This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817
LIBRARIES

Conversations-Lexikon

für

Geist, Witz und Humor.

Erster Band.

Conversations-Lexikon

für

Geist, Witz und Humor

herausgegeben

von

M. Moritz G. Saphir.

Erster Band.

Dresden,

Verlag von Robert Schaefer.

1852.

PN
6263
.S24

v.1

Druck von George Westermann in Braunschweig.

911523-310

Vorwort.

Wenn man „Gelehrsamkeit“ und Wissen, so viel man eben für die „Conversation“ braucht, aus einem „Lexicon“, aus einem Sammelwerk sich aneignen kann, warum sollte man nicht „Witz„ und „Scherz“, das heißt Witz und Scherz als „fait accompli“, als „Lagerartikel“ zum Detail-Ausverkauf nach Bedarf des Momentes aus einem „Lexicon“, aus einem Magazin von aufgespeichertem „Witz“ und „Scherz“ als „fertige Herren- und Damenputzartikel“ sich aneignen können?!

Warum sollte für Reisende in das Land der Gesellschaft nicht ein Flaschenkeller angefertigt werden, in welchen sie von jeder Sorte gesellschaftlichen Weines, Mostes, Pfeffer und Salzes in Flaschen und Fläschchen zum beliebigen Gebrauch nach Zeit, Ort und Umständen greifen können? Ist doch bei den meisten lebendigen Tafelaufsätzen zur Zierde des Tisches, ist doch bei den meisten Chorführern im Revier der Conversation die „Erinnerung“ ein solcher „Flaschenkeller“, aus dem sie bei passender Gelegenheit den „Mousseux“ und „Non mousseux“ des „Witzes“, der „Laune“ und der „Anecdote“ herausziehen und wie Professor Herrmann aus seiner „uner-

schöpflichen Flasche" dem lüsternen Publikum zurufen: „Befehlen Sie ein Gläschen Kümmel? Maraschino? Anisette? Vanille? Cognac? Fusel?" u. s. w. u. s. w.

Was ist die Gabe der Unterhaltung?! Was braucht der Mensch um „amüsant" zu sein?! Blutwenig: Gebt dem dümmsten Kerl eine gute, wenn auch noch nicht gehörte Anecdote und jagt ihn damit in eine unserer besseren Gesellschaften und der dumme Kerl macht Furore. Steckt einem Ebenskopf von Menschen die Citrone eines bitteren Witzes auf eine lebende Berühmtheit in den Mund nnd der Ebenskopf wird Glück machen?

Ein lustiger Einfall zur rechten Zeit hat schon Vielen das Leben gerettet — z. B. der lustige Einfall, daß schon mancher Tyrann viel früher gestorben ist, bevor er noch einige Hundert hat hinrichten lassen, — eine schlagfertige Antwort ist oft wirksamer als eine schlagfertige Armee nnd kostet auf jeden Fall weit weniger; und gar die „Anecdoten"! die unser lieber Herrgott erschaffen hat, als er sah, daß der Mensch hat „Sprache" und „Vernunft" und ist doch langweilig; als er gesehen hat, daß der Mensch sogar ein Philosoph ist, vom Baum der Erkenntniß und langweilt sich doch; da schuf der liebe Herrgott die „Anecdote"! Er schuf sie wie den lieben Adam aus „Lehm", er blies ihm keinen Geist ein, weder in die Nase noch in den Bauch, aber er sagte zu ihnen wie zu Adam: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!" und die Anecdoten gehorchten und sind fruchtbar und furchtbar, und sie vermehren sich wie Sand am Meer, wie die Philosophen an der Spree, wie die Belagerungszustände in Deutschland und wie die Conversationslexicone seit Gutenberg's Erfindung.

Rabbi Gamliel hat gesagt: durch drei Dinge erhält sich die Welt, durch Arbeit, Wissenschaft und Barmherzigkeit. Rabbi Gamliel aber war ein Jude, der darf nicht Recht haben; die Welt erhält sich durch Kartoffeln, Papiergeld und Anecdoten!

Wenn es keine Kartoffeln gäbe, könnte kein Mensch mehr Ananas essen, wenn es kein Papiergeld gäbe, würde kein Mensch mehr seinen Kindern einen Begriff von Papiergeld hinterlassen können, und wenn es keine Anecdoten gäbe, so würde kein Mensch auf der Welt mehr zum „Speisen" eingeladen werden!

So viel Anecdoten der Mensch weiß, so viel Mal ist der Mensch Mensch!

Eine Anecdote gut erzählen, dazu gehört Talent, aber eine Anecdote schlecht erzählen, dazu gehört mehr als Talent, dazu schon Unverschämtheit, eine Mördernatur!

Anecdoten und Spiegelkarpfen sind nur gut, wenn sie kurz sind, und sie müssen schön angerichtet werden, der Vortrag thut Alles!

Aber der Vortrag läßt sich nicht lernen, sagt man? Der Deutsche lernt Alles! Läßt sich denn die Schafsgeduld lernen? Der Deutsche lernt sie doch! Also kann er auch Anecdoten vortragen lernen!

Dieses „Conversationslexicon" soll also lehren, wie man launig, scherzhaft, spaßhaft, satyrisch, sarkastisch, witzig und anecdotenartig sein kann, zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit, in jeder Gesellschaft, an allen Orten, auf alle mögliche Weise, in jeder Gestalt, Morgens, Mittags und Mitternacht, nackt, in Negligé und in Galla, zu Wasser und zu Land und zu

Holland, welches beides und keines von beiden ist, in ganz Deutschland inclusive Schleswig-Holstein und Hessen-kassels Deputirtenkammer; für alle Religionen, für Jud, Christ, Deutschkatholik, Türk und Gemeinderath u. s. w. u. s. w. Der Käufer oder Abonnent wird in ihm viel Altes und sehr viel Neues finden, er wird das Angenehme haben, eine große Classification der Artikel zu finden, die ihm das Ganze als ein Nachschlagwerk für den Bedarf des Augenblicks lieb und nützlich machen wird! Es ist die „Kunst des Amüsirens" lexicographisch gegeben und es gibt tausend und tausend Käuze in der Welt, die von Anecdotensammeln leben und tausend und tausend, denen Süßigkeit es ist, sie zu lesen, sie zu praktiziren. Für diesen großen Kreis ist in diesem Unternehmen Alles zusammengefaßt, was bis jetzt einzeln in mehr oder minder sorgfältiger Auswahl erschienen ist, dabei ist ein Reichthum neuer und neuester Sachen und Pikanterien zugefügt worden, so daß Jeder gewiß etwas Neues und ihn Anziehendes finden dürfte.

Das Material wurde vom Verleger aus der Nachlassenschaft eines Literaten angekauft, und ich beehrt, dasselbe nach Geschmack und Ordnung zu sichten.

Ueber jeden Buchstaben flechte ich eine humoristische Abhandlung ein und werde ich dieselben, wie alle Artikel, die von mir selbst eingereihet sind, mit meinem Namen bezeichnen.

Wien, am 1. August 1851.

M. G. Saphir.

A.

A ist der erste Buchstabe im A B C. Es ist zwar kein Grund vorhanden, warum das A grade der erste ist, aber es ist auch kein Grund vorhanden, warum ein anderer Buchstabe der erste sein soll, und auf der Welt ist's einmal so, es gibt Viele, welche die Ersten sind, und zwar blos aus dem Grunde, weil man nicht weiß, wer denn sonst der Erste sein soll.

Aber es gibt keinen Ersten ohne Zweiten; der Zweite ist also fast nützlicher als der Erste, denn er ist die Bedingung des Ersten; deshalb gibt es keinen ersten Consul ohne zweiten Consul, keinen ersten Präsidenten ohne zweiten Präsidenten, keinen ersten Bürgermeister ohne zweiten Bürgermeister u. s. w.; nur die „Liebe" ist in dieser Beziehung sprachgebräuchlich in Ausnahmszustand gesetzt, die Damen reden von einer „ersten Liebe" als synonym von „einziger Liebe." A wäre nicht der erste, sondern blos der einzige Buchstabe im A B C, wenn nicht der Buchstabe B wäre, deshalb sagt man: „Wer A sagt, muß auch B sagen!" — Das wäre noch kein Unglück! Aber wer B sagt, muß auch C sagen, wer C sagt, muß auch D sagen und so fort bis zum letzten Buchstaben Z, hinter dem gar nichts mehr steckt! Der liebe Himmel hat A gesagt: „Adam!" Er hat den ersten Buchstaben der Menschheit erschaffen, darum mußte er auch B sagen: „Begattung," dann kam das C: „Cain" u. s. w.

Wer A sagt, muß auch B sagen, d. h. wer eine Sache anfängt, muß sie auch zu Ende führen; der Deutsche aber ist ein gründlicher Denker, ein Mann, der sich am Buchstaben des Gesetzes hält. Das Gesetz sagt nicht: „Wer A sagt, muß auch B C u. s. w. bis

Conversations-Lexikon

für

Geist, Witz und Humor.

Erster Band.

Conversations-Lexikon

für

Geist, Witz und Humor

herausgegeben

von

M. Moritz G. Saphir.

Erster Band.

Dresden,

Verlag von Robert Schaefer.

1852.

PN
6263
.S24

v.1

Druck von George Westermann in Braunschweig.

911523-310

Vorwort.

Wenn man „Gelehrsamkeit“ und Wissen, so viel man eben für die „Conversation“ braucht, aus einem „Lexicon“, aus einem Sammelwerk sich aneignen kann, warum sollte man nicht „Witz„ und „Scherz“, das heißt Witz und Scherz als „fait accompli“, als „Lagerartikel“ zum Detail-Ausverkauf nach Bedarf des Momentes aus einem „Lexicon“, aus einem Magazin von aufgespeichertem „Witz“ und „Scherz“ als „fertige Herren- und Damenputzartikel“ sich aneignen können?!

Warum sollte für Reisende in das Land der Gesellschaft nicht ein Flaschenkeller angefertigt werden, in welchen sie von jeder Sorte gesellschaftlichen Weines, Mostes, Pfeffer und Salzes in Flaschen und Fläschchen zum beliebigen Gebrauch nach Zeit, Ort und Umständen greifen können? Ist doch bei den meisten lebendigen Tafelaufsätzen zur Zierde des Tisches, ist doch bei den meisten Chorführern im Revier der Conversation die „Erinnerung“ ein solcher „Flaschenkeller“, aus dem sie bei passender Gelegenheit den „Mousseux“ und „Non mousseux“ des „Witzes“, der „Laune“ und der „Anecdote“ herausziehen und wie Professor Herrmann aus seiner „uner-

schöpflichen Flasche" dem lüsternen Publikum zurufen: „Befehlen Sie ein Gläschen Kümmel? Maraschino? Anisette? Vanille? Cognac? Fusel?" u. s. w. u. s. w.

Was ist die Gabe der Unterhaltung?! Was braucht der Mensch um „amüsant" zu sein?! Blutwenig: Gebt dem dümmsten Kerl eine gute, wenn auch noch nicht gehörte Anecdote und jagt ihn damit in eine unserer besseren Gesellschaften und der dumme Kerl macht Furore. Steckt einem Eberskopf von Menschen die Citrone eines bitteren Witzes auf eine lebende Berühmtheit in den Mund nnd der Eberskopf wird Glück machen?

Ein lustiger Einfall zur rechten Zeit hat schon Vielen das Leben gerettet — z. B. der lustige Einfall, daß schon mancher Tyrann viel früher gestorben ist, bevor er noch einige Hundert hat hinrichten lassen, — eine schlagfertige Antwort ist oft wirksamer als eine schlagfertige Armee nnd kostet auf jeden Fall weit weniger; und gar die „Anecdoten"! die unser lieber Herrgott erschaffen hat, als er sah, daß der Mensch hat „Sprache" und „Vernunft" und ist doch langweilig; als er gesehen hat, daß der Mensch sogar ein Philosoph ist, vom Baum der Erkenntniß und langweilt sich doch; da schuf der liebe Herrgott die „Anecdote"! Er schuf sie wie den lieben Adam aus „Lehm", er blies ihm keinen Geist ein, weder in die Nase noch in den Bauch, aber er sagte zu ihnen wie zu Adam: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!" und die Anecdoten gehorchten und sind fruchtbar und furchtbar, und sie vermehren sich wie Sand am Meer, wie die Philosophen an der Spree, wie die Belagerungszustände in Deutschland und wie die Conversationslexicone seit Gutenberg's Erfindung.

Rabbi Gamliel hat gesagt: durch drei Dinge erhält sich die Welt, durch Arbeit, Wissenschaft und Barmherzigkeit. Rabbi Gamliel aber war ein Jude, der darf nicht Recht haben; die Welt erhält sich durch Kartoffeln, Papiergeld und Anecdoten!

Wenn es keine Kartoffeln gäbe, könnte kein Mensch mehr Ananas essen, wenn es kein Papiergeld gäbe, würde kein Mensch mehr seinen Kindern einen Begriff von Papiergeld hinterlassen können, und wenn es keine Anecdoten gäbe, so würde kein Mensch auf der Welt mehr zum „Speisen" eingeladen werden!

So viel Anecdoten der Mensch weiß, so viel Mal ist der Mensch Mensch!

Eine Anecdote gut erzählen, dazu gehört Talent, aber eine Anecdote schlecht erzählen, dazu gehört mehr als Talent, dazu schon Unverschämtheit, eine Mördernatur!

Anecdoten und Spiegelkarpfen sind nur gut, wenn sie kurz sind, und sie müssen schön angerichtet werden, der Vortrag thut Alles!

Aber der Vortrag läßt sich nicht lernen, sagt man? Der Deutsche lernt Alles! Läßt sich denn die Schafsgeduld lernen? Der Deutsche lernt sie doch! Also kann er auch Anecdoten vortragen lernen!

Dieses „Conversationslexicon" soll also lehren, wie man launig, scherzhaft, spaßhaft, satyrisch, sarkastisch, witzig und anecdotenartig sein kann, zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit, in jeder Gesellschaft, an allen Orten, auf alle mögliche Weise, in jeder Gestalt, Morgens, Mittags und Mitternacht, nackt, in Negligé und in Galla, zu Wasser und zu Land und zu

schöpflichen Flasche" dem lüsternen Publikum zurufen: „Befehlen Sie ein Gläschen Kümmel? Maraschino? Anisette? Vanille? Cognac? Fusel?" u. s. w. u. s. w.

Was ist die Gabe der Unterhaltung?! Was braucht der Mensch um „amüsant" zu sein?! Blutwenig: Gebt dem dümmsten Kerl eine gute, wenn auch noch nicht gehörte Anecdote und jagt ihn damit in eine unserer besseren Gesellschaften und der dumme Kerl macht Furore. Steckt einem Eberskopf von Menschen die Citrone eines bitteren Witzes auf eine lebende Berühmtheit in den Mund nnd der Eberskopf wird Glück machen?

Ein lustiger Einfall zur rechten Zeit hat schon Vielen das Leben gerettet — z. B. der lustige Einfall, daß schon mancher Tyrann viel früher gestorben ist, bevor er noch einige Hundert hat hinrichten lassen, — eine schlagfertige Antwort ist oft wirksamer als eine schlagfertige Armee nnd kostet auf jeden Fall weit weniger; und gar die „Anecdoten"! die unser lieber Herrgott erschaffen hat, als er sah, daß der Mensch hat „Sprache" und „Vernunft" und ist doch langweilig; als er gesehen hat, daß der Mensch sogar ein Philosoph ist, vom Baum der Erkenntniß und langweilt sich doch; da schuf der liebe Herrgott die „Anecdote"! Er schuf sie wie den lieben Adam aus „Lehm", er blies ihm keinen Geist ein, weder in die Nase noch in den Bauch, aber er sagte zu ihnen wie zu Adam: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!" und die Anecdoten gehorchten und sind fruchtbar und furchtbar, und sie vermehren sich wie Sand am Meer, wie die Philosophen an der Spree, wie die Belagerungszustände in Deutschland und wie die Conversationslexicone seit Gutenberg's Erfindung.

Rabbi Gamliel hat gesagt: durch drei Dinge erhält sich die Welt, durch Arbeit, Wissenschaft und Barmherzigkeit. Rabbi Gamliel aber war ein Jude, der darf nicht Recht haben; die Welt erhält sich durch Kartoffeln, Papiergeld und Anecdoten!

Wenn es keine Kartoffeln gäbe, könnte kein Mensch mehr Ananas essen, wenn es kein Papiergeld gäbe, würde kein Mensch mehr seinen Kindern einen Begriff von Papiergeld hinterlassen können, und wenn es keine Anecdoten gäbe, so würde kein Mensch auf der Welt mehr zum „Speisen" eingeladen werden!

So viel Anecdoten der Mensch weiß, so viel Mal ist der Mensch Mensch!

Eine Anecdote gut erzählen, dazu gehört Talent, aber eine Anecdote schlecht erzählen, dazu gehört mehr als Talent, dazu schon Unverschämtheit, eine Mördernatur!

Anecdoten und Spiegelkarpfen sind nur gut, wenn sie kurz sind, und sie müssen schön angerichtet werden, der Vortrag thut Alles!

Aber der Vortrag läßt sich nicht lernen, sagt man? Der Deutsche lernt Alles! Läßt sich denn die Schafsgeduld lernen? Der Deutsche lernt sie doch! Also kann er auch Anecdoten vortragen lernen!

Dieses „Conversationslexicon" soll also lehren, wie man launig, scherzhaft, spaßhaft, satyrisch, sarkastisch, witzig und anecdotenartig sein kann, zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit, in jeder Gesellschaft, an allen Orten, auf alle mögliche Weise, in jeder Gestalt, Morgens, Mittags und Mitternacht, nackt, in Negligé und in Galla, zu Wasser und zu Land und zu

Holland, welches beides und keines von beiden ist, in ganz Deutschland inclusive Schleswig-Holstein und Hessen-kassels Deputirtenkammer; für alle Religionen, für Jud, Christ, Deutschkatholik, Türk und Gemeinderath u. s. w. u. s. w. Der Käufer oder Abonnent wird in ihm viel Altes und sehr viel Neues finden, er wird das Angenehme haben, eine große Classification der Artikel zu finden, die ihm das Ganze als ein Nachschlagwerk für den Bedarf des Augenblicks lieb und nützlich machen wird! Es ist die „Kunst des Amüsirens" lexicographisch gegeben und es gibt tausend und tausend Käuze in der Welt, die von Anecdotensammeln leben und tausend und tausend, denen Süßigkeit es ist, sie zu lesen, sie zu praktiziren. Für diesen großen Kreis ist in diesem Unternehmen Alles zusammengefaßt, was bis jetzt einzeln in mehr oder minder sorgfältiger Auswahl erschienen ist, dabei ist ein Reichthum neuer und neuester Sachen und Pikanterien zugefügt worden, so daß Jeder gewiß etwas Neues und ihn Anziehendes finden dürfte.

Das Material wurde vom Verleger aus der Nachlassenschaft eines Literaten angekauft, und ich beehrt, dasselbe nach Geschmack und Ordnung zu sichten.

Ueber jeden Buchstaben flechte ich eine humoristische Abhandlung ein und werde ich dieselben, wie alle Artikel, die von mir selbst eingereihet sind, mit meinem Namen bezeichnen.

Wien, am 1. August 1851.

M. G. Saphir.

A.

A ist der erste Buchstabe im A B C. Es ist zwar kein Grund vorhanden, warum das A grade der erste ist, aber es ist auch kein Grund vorhanden, warum ein anderer Buchstabe der erste sein soll, und auf der Welt ist's einmal so, es gibt Viele, welche die Ersten sind, und zwar blos aus dem Grunde, weil man nicht weiß, wer denn sonst der Erste sein soll.

Aber es gibt keinen Ersten ohne Zweiten; der Zweite ist also fast nützlicher als der Erste, denn er ist die Bedingung des Ersten; deshalb gibt es keinen ersten Consul ohne zweiten Consul, keinen ersten Präsidenten ohne zweiten Präsidenten, keinen ersten Bürgermeister ohne zweiten Bürgermeister u. s. w.; nur die „Liebe" ist in dieser Beziehung sprachgebräuchlich in Ausnahmszustand gesetzt, die Damen reden von einer „ersten Liebe" als synonym von „einziger Liebe." A wäre nicht der erste, sondern blos der einzige Buchstabe im A B C, wenn nicht der Buchstabe B wäre, deshalb sagt man: „Wer A sagt, muß auch B sagen!" — Das wäre noch kein Unglück! Aber wer B sagt, muß auch C sagen, wer C sagt, muß auch D sagen und so fort bis zum letzten Buchstaben Z, hinter dem gar nichts mehr steckt! Der liebe Himmel hat A gesagt: „Adam!" Er hat den ersten Buchstaben der Menschheit erschaffen, darum mußte er auch B sagen: „Begattung," dann kam das C: „Cain" u. s. w.

Wer A sagt, muß auch B sagen, d. h. wer eine Sache anfängt, muß sie auch zu Ende führen; der Deutsche aber ist ein gründlicher Denker, ein Mann, der sich am Buchstaben des Gesetzes hält. Das Gesetz sagt nicht: „Wer A sagt, muß auch B C u. s. w. bis

inclusive Z sagen," sondern der Buchstabe des Gesetzes sagt blos: „Wer A sagt, muß auch B sagen," und sonst nichts; darum fängt der Deutsche so viel an, er sagt so oft A, dann wenn's hoch kommt auch B, aber weiter nicht, das Gesetz sagt's nicht!

A ist der erste Laut, den der Mensch ausstoßt, der erste Buchstabe, den er von sich gibt, wenn er geboren und in die Schule des Lebens aufgenommen wird. Er weiß, daß er nach und nach alle harten und weichen Buchstaben des Lesebüchleins des Lebens wird lernen müssen unter dem Deuthölzchen des Baccalaureus aus dem Reiche der Haselstaude. A schreit das Kind, und die Hebamme ruft mit Jubel dem Vater zu, das Kind hat A gesagt! Und dieses A wird der Grundton zu einem Familienfeste!

A ist der Ausdruck der Freude, des Erstaunens, der Ueberraschung, der Verwunderung; das ist A-moll Tonart; aber A ist auch der Ausruf des Zornes, des Schmerzes, des verhaltenen Ingrimms, und das ist die A-dur Tonart.

A ist ein Selbstlaut, kann für sich allein ausgesprochen werden, kann als Angeklagter für sich allein sprechen. A hat verschiedene Bedeutungen, kann auf so vielerlei Weise gedeutet werden wie eine diplomatische Note, und auf so verschiedene Weise ausgelegt werden wie nur irgend ein Rechtsgesetz.

Das lateinische A auf den preußischen Münzen bedeutet „Berlin". Woher das stammt, weiß der Schreiber dieser Zeilen nicht, aber da Berlin sich für den Anfang der Welt, für den Anfang der Weisheit, für den Anfang aller Anfänge hält, und A den Anfang einer Sache bedeutet, so ist A = oder gleich: Berlin. „Wer A sagt, muß auch B sagen", d. h. ins Preußische übersetzt: Wer „Anfang" sagt, muß sagen „Berlin". Das sind Gleichlaute. Aber ein lateinisches A muß es sein, die deutschen Buchstaben wissen schon, daß, was Berlin anfängt, nicht zum Ende gebracht wird.

In der Schriftsprache bedeutet A so viel als „Anno", es verkürzt also die Jahre.

Auf Briefen und Adressen und in Rechnungen steht es als „in, zu, für". „à Leipzig"; „ein Stück à 20 Ellen", u. s. w.

Wir leihen uns dieses A aus der Fremde aus; und wer A sagt, muß auch B sagen; so haben wir uns noch Anderes aus der Fremde, besonders aus dem Französischen, ausgeliehen.

Der Deutsche hat überhaupt seine Verkürzungen (Abbreviaturen) blos den Fremden zu verdanken.

„*A. u. s.*“

Wie heißt diese dreibeinige Verkürzung, die mit einem A anfängt:

Actum ut supra!

Geschehen wie oben!

Was heißt die Verkürzung:

„*h. a.*“

Das heißt hoc Anno: in diesem Jahr.

Die beste Abkürzung ist aber gewiß die, wenn wir dieses A als „Vor-A“ abkürzen, damit das Lexicon nur geschwind B sagen kann; denn bei diesem Unternehmen ist das Uebel nicht: „Der „A“ zusammensetzt, muß auch „B“ zusammensetzen“, sondern wer „A“ pränumerirt, muß auch „B“ pränumeriren!“

A. u. s.

A — unterzeichnet:

Saphir.

A! — ein Laut der Verwunderung, den ein Gläubiger ausstößt, wenn der Schuldner um einen Tag früher bezahlt, als er es versprochen hatte.

Wer A sagt, muß auch B sagen. Ein Schulmeister wollte einen schon ziemlich erwachsenen Knaben das A aussprechen lassen; dessen weigerte sich derselbe. „Kannst du nicht einmal das leichte A aussprechen?“ fragte der Lehrer. „O ja,“ versetzte der Knabe, „aber ich will nicht.“ „Warum nicht?“ „Ich habe immer gehört, wer einmal A sagt, muß auch B sagen.“

Abarbeiten. Ein Jude gewann einen Prozeß gegen einen Scharfrichter; da aber der Letztere nicht zahlen konnte, so bestand der Anwalt des Juden darauf, daß der Scharfrichter seine Schuld an der Familie des Juden abarbeiten sollte.

Abändern. Ein Mann mit einer plattgedrückten Nase machte sich in einer Gesellschaft über die heutigen Recensenten, die nicht einmal recht Sprachlehre wüßten, lustig. „Wie,“ fragte ein solcher, „kennen Sie wirklich die Sprachlehre so gut?“ — „Sicher besser wie Sie,“ sagte der Stumpfnäsige. — „Nun, so ändern Sie Ihre Nase ab.“

Abbitte und Ehrenerklärung. Ein in Deutschland lebender Franzose hatte ein ganzes Collegium Esel genannt. Er wurde dafür zur Abbitte und Ehrenerklärung, ebenfalls vor dem versammelten Collegium, verurtheilt. Er erschien demgemäß und sagte in seinem gebrochenen Deutsch: „Meine Erren, ick aben kesagt, Sie sein Esel, unn das is warr; — ick sollen Sie bitten um Verzeihunk, unn das thun mir leid."

Abd-el-Kaders Lebensretter. Der Sohn eines conservativen Deputirten, ein sehr tapferer Officier der Armee von Algerien, hatte sich in einem Scharmützel in der Nähe Abd-el-Kaders befunden und ihn nicht angegriffen. Einige Zeit nachher warf man ihm vor, diesen schönen Fang versäumt zu haben. „Auf sechs Schritte," sagte man zu ihm, „konnten Sie ihn wenigstens durch einen Pistolenschuß tödten." — „Ich würde mich davor wohl gehütet haben," antwortete er, „ich war damals Unter-Lieutenant; hätte ich den Abd-el-Kader getödtet, so würde der Krieg zu Ende gewesen sein, und ich wäre jetzt nicht Capitain."

Der **Abend** ein Tag. Eine Schauspielerin wurde einst nach der Darstellung herausgerufen. Sie erschien und dankte mit folgenden Worten: „Verehrungswürdigste, dieser Abend ist der schönste Tag meines Lebens."

Abenteuer. In einer Gesellschaft junger Leute erzählte Einer nach dem Andern ein kleines ihn betroffenes Abenteuer, aus dem er sich auf eine muthige oder listige Weise gezogen habe. Die Reihe kam nun an einen Landjunker. Er erzählte in der Geschwindigkeit, wie er einst eine tüchtige Ohrfeige erhalten habe, — hier hielt er inne, weil er den Faden der Erzählung nicht weiter zu spinnen wußte. „Und was war der Erfolg?" fragte man. „Nun, ich hatte über acht Tage eine geschwollene Backe, und sie schmerzt mich noch, wenn ich daran denke.

Aber. Steht es allein, dehnt es die Rede, — hängen Sylben daran, bedeutet es selten etwas Gutes.

Aberglaube — ein Glaube, wo immer ein aber dabei ist, z. B. wenn der Mann glaubt, die Frau bleibt ihm treu; aber —

Aberglaube. In Berlin stand eines Morgens ein junger Fashionable in seinem Boudoir, natürlich bei verschlossenen Thüren, und beschäftigte sich sehr ernsthaft mit seiner Toilette. Plötzlich klopft es, ohne daß der Herr zuvor Schritte auf dem Corridor gehört hätte. „Wer ist da?" ruft er vorsorglich. „Ein Gläubiger!" schallt von draußen die Antwort. „Und was glauben Sie denn?" fragt der Löwe wieder, ohne sich nach der Thür zu bewegen. „Nun," ruft es draußen, „ich will mein Geld holen." — „Pah, das ist Aberglaube!"

Abfahren. Woher schreibt sich der Gebrauch bei dem deutschen Theater: vor dem Anfange drei Mal zu läuten?

Das geschieht zum Besten des Publikums, das an die Eisenbahnen gewöhnt ist, wenn's das dritte Mal läutet, ist Zeit zum Abfahren.

S.

Abfahrtszeichen. Ein sehr schlechter Schauspieler der im Durchgehen sehr groß war, wurde vor Kurzem auf einer Bühne in der Nähe von Mainz ausgepfiffen. „Erschrick nicht", sagte ein College zu ihm, „das sind nur die Locomotiv-Pfiffe, welche Dir ankünden, daß die Abfahrt losgeht."

Abfallen. Es giebt Gärtner, die ihre Baumfrüchte so lange für unreif halten, bis sie endlich abfallen. Wohl den Fürsten, die ihre Völker besser beurtheilen.

Abgesetzt. Ein Fürst bemerkt, als er nach einem Spazierritt unerwartet rasch in sein Palais zurückgekehrt, daß der Portier seinen Posten verlassen hat. „Portier ist abgesetzt," spricht der Monarch. Jede, auch die einflußreichste Fürbitte würde gegen die bekannte Consequenz und Unumstößlichkeit seiner einmal erlassenen Befehle nichts vermocht haben. Als am nächsten Morgen der dienstthuende Flügeladjutant zu dem gebietenden Herrn kommt, ist sein erstes Wort die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder auf zwei Tage abgesetzt?" „Auf einen," lautet die gnädige Antwort.

Abgezogen. Ein Dienstmädchen, welches vergangene Weihnachten ihren Dienst mit einem andern vertauschte, schickte eine Frau zu ihrer alten Herrschaft und ließ sich ihre Effecten ausbitten. Die Gute erschien und verlangte die Kleidungsstücke für die abgezogene Köchin.

Abhilfe. Ein gewisser Nicolet machte einst in Paris bekannt, daß er mit einem Luftballon aufsteigen würde. Eine große Menge Menschen versammelte sich, man wartete bis zum Abende, aber der Luftschiffer lichtete den Anker nicht. Endlich wurde das Volk aufgebracht, zerbrach die Schranken, zerriß den Ball und vernichtete, was es von dem Apparat habhaft werden konnte.

Einige Tage nachher hatte ein Fremder im Theater das Mißgeschick, daß sich vor ihm ein großer Mann hinstellte, und ihn im Sehen hinderte. Er bat ihn, sich zu setzen oder seitwärts zu wenden; der Riese sah ihn verächtlich an, und blieb in voller Breite stehen. „Ich will Ihnen helfen," flüsterte dem Fremden Einer zu, wandte sich zu seinem Nachbar und sagte leise, indem er auf den Riesen deutete: „das ist Nicolet!"

„Da ist Nicolet!" läuft es sogleich im Parterre und in den Logen herum. Es erhebt sich ein lautes Zischen, Stampfen, Lachen, Verspotten. Umsonst versichert und schwört der ungefällige Riese, daß er nicht Nicolet sei; man hört nicht auf, ihn zu verhöhnen, und ihm bleibt nichts übrig, als sich schleunigst zu entfernen, und so dem Fremden freie Aussicht zu lassen.

Abkommen und Einkommen. Ein armes Fräulein, das gern unter die Haube wollte, trug sich einem reichen aber geizigen Wittwer zur Gattin an, und rühmte in dem deshalb entworfenen Antragsschreiben besonders ihre edle Abkunft. — In Kurzem lief folgendes Antwortschreiben ein: „Mit Bedauern muß ich Ihnen anzeigen, daß ich durchaus nicht auf das Abkommen, desto mehr auf das Einkommen sehe!"

Abkürzen. Ein Engländer hatte seit vielen Jahren die Gewohnheit, täglich den Park von St. James zu umgehen. Eines Tages fragte ihn einer seiner Freunde, ob er noch immer seinen gewöhnlichen Spaziergang fortsetze? „Nein," antwortete der Gentleman, „ich gehe nur den halben Weg ab und kehre dann zurück; denn ich bin schon alt, und das Gehen kommt mir schwer an."

Abkürzung. In einem Wirthshause riefen die Gäste den Kellner mit dem Namen „Nebukadnezar." Ein Fremder, der das hörte, fragte den Wirth, ob der Kellner denn wirklich so heiße? „I bewahre!" sagte dieser, „der Mann heißt eigentlich Neb, die Herren heißen ihn blos kurzweg Nebukadnezar."

Ablehnung. Der menschenfreundliche Vertheidiger der Rechte der Negersclaven, Wilberforce, hatte sich in England allgemeine Achtung erworben. — Als daher seine Tochter zu York einmal über die Straße ging, versammelte sich eine große Volksmenge, und begleitete sie bis zur Wohnung ihres Vaters mit dem lauten Rufe: Miß Wilberforce für immer, der das nämliche, wie unser Lebehoch ausdrückt. — In dem Augenblicke aber, wo das Fräulein in das Thor ihres Wohnhauses eintrat, wendete sie sich zu den gutmüthigen Rufern, und nach einer kleinen Verbeugung sprach sie mit holdseligem Lächeln: „Das muß ich doch ablehnen, meine Herren! Nicht für immer Miß (Fräulein) Wilberforce.

Kein **Abonnent!** Es wunderte sich Jemand darüber, daß sein Bekannter die neue Oper „Czaar und Zimmermann" noch nicht gesehen habe. „Mein Lieber," entgegnete dieser, „so oft komme ich nicht in das Comödienhaus. Ich gehe nur zu meinem Vergnügen hin, ich bin kein Abonnent!"

Abraham in Gefahr. Einem geduldigen Manne war sein unverträgliches Weib gestorben. Ein Freund wollte ihn trösten, und schloß seine Rede mit folgenden Worten: „Beruhige Dich, Deine theure Elisa sitzt nun in Abrahams Schooße." — „Da bedauere ich den armen Abraham, denn bei der ersten Gelegenheit kratzt sie ihm gewiß die Augen aus," erwiderte der tiefgebeugte Gatte.

Pater **Abraham** predigte einmal in Wien, daß er alle Jungfrauen in Wien auf einem Schubkarren bei der Stadt hinausführen wolle. Darüber verklagt und zum Widerrufe genöthigt, sagte er in seiner nächsten Predigt, daß er das, worüber er verklagt sei, nicht

widerrufen werde, denn er habe ja nicht gesagt, wie oft er fahren wolle.

Abraham von St. Clara. Der berühmte Wolf soll auf dem Sterbebette zu seinen vorzüglichsten Schülern gesagt haben: „Nicht wahr, meine Freunde! Sie halten denjenigen für den größten Weltweisen, der von allen Dingen die wichtigsten Begriffe aufgefaßt und dadurch die abstraktesten Wahrheiten zur allgemeinen Erkenntniß gebracht hat. Dies läßt sich aber weder von mir noch von irgend einem Andern mit demselben Rechte sagen, als von Pater Abraham von St. Clara. Er war also der größte unter uns."

Absatz. Ein Absatz ist keineswegs ein so unbedeutendes Ding, als man wohl glauben möchte; er wird zwar oft in Staub und Koth, oft auf anderer Leute Hühneraugen, selten aber in einen weichen Teppich getreten; allein, Alles steht doch auf ihm, und besteht durch ihn. — Absatz ist die Seele alles Handels und aller Wissenschaften, und Schriften eines Autors und Journale, die nicht abgesetzt werden, werden herabgesetzt, woher es vielleicht auch kommen mag, daß Mancher seinen Nebenmenschen so viel als möglich herabzusetzen trachtet.

Der **Abschiedskuß.** Eben wollte eine junge Dame, die in London in einem Musikladen mehrere Arien gekauft hatte, in den Wagen steigen, als ihr einfiel, daß sie ein Stück aus einer neuen komischen Oper sich nicht habe geben lassen. Sie sagte zum Ladendiener: „Mein Herr! ich habe noch Etwas vergessen, um das ich Sie auch bitten will." Der Commis fragte: „Was meinen Sie, holde Dame?" — „Den Abschiedskuß! bevor wir scheiden." — Der junge Mensch schwang sich plötzlich, und gab ihr einen Kuß, der unfehlbar mehr werth war, als ein in Noten gesetzter, den er nicht kannte.

Abschiedslied. In dem Städtchen Schmiedeberg in Schlesien wurde kürzlich der Bürgermeister fortgejagt, der natürlich viel auf dem Kerbholz hatte. Als Schmiedebergs Coriolan zum Thore hinaus war, mußte der Stadtmusikus vom Thurme herab das Lied blasen: „Nun danket alle Gott!"

Abschiednehmen. Bei einem Regimente diente ein Hauptmann von sehr kleiner und ein Lieutenant von großer Statur. Der Lieutenant hatte die Gewohnheit, auf den Hauptmann, wenn er mit ihm sprach, auf eine gewisse Art hinabzusehen, die dem Letztern sehr zuwider war. Der Hauptmann ertrug es sehr lange, wurde aber endlich so erboßt darüber, daß er eines Tages in seinem Unmuthe ausbrach: „Sehen Sie doch nicht so herab," sagte er zu dem Lieutenant, „das ist eine Unart, sehen Sie wie andere Menschen grade aus." — Der Lieutenant, eingedenk seiner Subordination, sagte: „Ja, Herr Hauptmann, ich werde gehorchen — aber leben Sie wohl!" „Was?" versetzte der Hauptmann — „was wollen Sie unternehmen?" — „Ich

werde gehorchen," wiederholte der Lieutenant, „aber leben Sie wohl, denn in diesem Leben sehe ich Sie nicht wieder!"

Die **Abschrift.** Ein Bauer klagte einen andern wegen einer Schuld an, und wies bei Gerichte den Schuldschein vor. Als ihn der Richter besah, fand sich, daß auf der Rückseite eine Abschrift war, und er fragte, warum diese Abschrift hier stehe. „Ich fürchtete das Original zu verlieren," antwortete der Bauer.

Noch ein Bischen Absolution. Ein Bauer ging zur Beichte; nach der Absolution stand er auf und gab dem Geistlichen ein Zweigroschenstück mit den Worten: Herr Pfarrer, ich kriege einen Groschen wieder heraus. Pfarrer: Behalte Er sein Geld, hier ist keine Wechselbank. Bauer: I nu, — Herr Pfarrer, — wenn es nicht anders ist, so nehme Er's nur ganz und — (indem er sich niedersetzte) absolvire Er mich noch ein Bischen für den andern Groschen.

Abstammung. Ein Erzieher, der seinem Zöglinge den Grundsatz der deutschen Rechtschreibung von der Abstammung erklärte, bemerkte, man müsse ein ü in allen jenen Wörtern schreiben, welche von solchen herkommen, die mit einem u geschrieben werden. Der Knabe, welcher von dem Lehrer gefragt wurde, ob er dieses verstehe, versicherte, er habe es gut begriffen. Als er aber in einem nachher vom Lehrer dictirten Satze das Wort Milch mit einem ü schrieb, fragte ihn der Lehrer um den Grund. „Nu," versetzte der Knabe ganz naiv, „die Milch kommt ja von der Kuh her."

Absurd. Absurd ist, Geld im Spiel verlieren und sich darüber erboßen — den Verleger einer neuen Zeitschrift nach der Zahl der Abonnenten fragen — erwarten, daß ein Redacteur mit umgehender Post antworte — einen Gastwirth fragen, ob er guten Wein habe — überall verstoßen und sich wundern, daß Einen Niemand will — sich des Abends betrinken und am nächsten Morgen über Katzenjammer harmen — im October zu Hause vor Kälte klappern, weil man erst im November einheizen will — annehmen, daß Recensenten von den Büchern, die sie loben oder tadeln, mehr als das Titelblatt gelesen haben — Jemand für fromm halten, weil er jeden Sonntag in die Kirche geht — todtmüde sich nicht zu Bett legen, weil es noch nicht Zeit zum Schlafengehen ist — seine eigenen Geheimnisse ausplaudern und vermuthen, daß Andere sie bewahren werden — Jemand gefällig sein und auf Dankbarkeit rechnen — einen Dieb ohne Zehrgeld aus dem Gefängniß entlassen und ihm aufgeben, sich ehrlich zu nähren — Etwas für wohlfeil halten, weil es wenig kostet — Jemand öffentlich schlecht machen, um ihn zu bessern — gegen seine Geliebte die Schönheit ihrer Freundin rühmen — funfzig Jahre alt sein und zweifeln, daß alle diese und noch viel mehr absurde Dinge geschehen.

Wichtigkeit des Abtheilungs-Zeichen. Ein Student wollte die

Thier-Arznei studiren. Er schrieb an seine Tante: Schicken Sie mir Geld, da ich Vieh Arzt werden will.

Abweisung. Bei dem Einzuge einer Prinzessin-Braut wies eine junge Schildwache zu wiederholten Malen Damen zurück, die sich zu weit angedrängt hatten, welche jedoch dieser Weisung keine Folge leisteten. Plötzlich nahm der Soldat die reizendste beim Kopf und küßte sie derb ab. Ein Officier, der in der Nähe war, eilte auf das Hilfgeschrei der Dame herbei, und rief dem Soldaten zu: „Mensch, bist du rasend?" — „Nichts weniger als das," versetzte dieser lachend; — „wer nicht hören will, muß fühlen." — Dies Mittel hat geholfen.

Aburtheilen. Die Menschen beurtheilen den Menschen liederlicher, als ein Theaterstück; bei einem Theaterstück warten sie wenigstens sein Ende ab, bevor sie aburtheilen, bei einem Menschen aber nicht. S.

Abzug — aus einer Festung oder auch vom Gehalt. — Fatale Begebenheit nach einer stürmischen Belagerung. H.

Abzug. Die meisten Stutzer sollten dem Hutabziehungsvereine beitreten; denn ihre Köpfe, so arm an Gehalt, können keinen Abzug vertragen.

Ach. In einem Leichengedichte auf den Ulrich Schäfer in Beuren sollte die Wittwe ausrufen: „Ach! Schäfer liebt ich nur." Statt dessen rief sie aus: „Acht Schäfer liebt ich nur," weil der Setzer das Ausrufungszeichen ! für ein t gehalten, und ach! in acht verwandelt hatte.

Die **Achse** ein Fluß. Ein Lehrer der Geographie fragte seinen Schüler: „Welche sind die größten Flüsse in Ungarn?" — „Die Donau," war die Antwort. — „Nun und dann?" — „Dann, dann die Achse." — „Die Achse? was meinst Du damit?" — „Je nun, mein Vater sagte mir, was nicht auf der Donau von Wien nach Pesth kommt, das geht auf der Achse."

Acten. Einst kam ein Bauer zu seinem Advocaten, sich um den Ausgang seines Processes zu erkundigen. „Mein lieber Freund!" sagte der Advocat, „Er hat Seinen Prozeß verloren, es ist nichts anders zu machen, Er muß sich zufrieden geben." — „So, so! Zeigen Sie mir doch alles das Papier, was Sie bei diesem Prozeß verschmiert haben, Herr Advocat!" — „Warum nicht? gerne; hier sind die Acten." — „Warum, Herr! ist denn Alles so weitläufig und so viel weißes Papier?" sagte der Bauer. — „Das versteht Er nicht, mein lieber Alter, das heißt in der Gerichtssprache Acten geschrieben." — „So, so! Acten geschrieben, Acten geschrieben. Nu, nu, ist mir, oder muß mir wohl recht sein. Aber, Herr Advocat! ich bin arm, mit Geld kann ich Sie nicht bezahlen, aber abdienen will ich's herzlich gern. "— „Immerhin, damit Er sieht, daß ich's mit Ihm gut meine, ich nehme Seinen Antrag an, Er soll mir mein Korn dafür ausdreschen." Der Bauer kam zur bestimmten Zeit, legte aber die Garben so weitläufig auseinander, und

schlug so leicht darauf herum, daß die Hälfte des Getreides in den Aehren blieb. Der Advocat besuchte ihn bei der Arbeit und warf ihm seine Gewissenlosigkeit vor, so schlecht zu dreschen. — „Das verstehen Sie nicht, Herr Advocat! das heißt Acten dreschen," erwiderte der Bauer.

Adam. Adam und Eva waren die glücklichsten Eheleute, sie hatten weder Schwiegermutter noch Hausfreund. — Adam hat allein bei seiner Geburt nicht geschrieen, dafür bei seiner Verheirathung. S.

Adam. Als Adam zur Erkenntniß seiner selbst kam, lief er schnell nach einer Schürze. Darum glauben viele Männer, sobald sie zur Erkenntniß kommen, auch sie müßten jeder Schürze nachlaufen. Lorm.

Adam. Ein Advocat aus Toulouse, mit Namen Adam, arbeitete die Reden für den Präsidenten von L. aus, die dieser für seine eigenen Arbeiten ausgab, und im Parlamente declamirte.

Einst mußte dieser Advocat eine Reise nach Paris machen, und während seiner Abwesenheit sah sich der Präsident von L. genöthigt, nun selbst eine Rede auszuarbeiten, so gut er vermochte.

Da er sie hielt, und man seine Verlegenheit dabei augenscheinlich bemerkte, sagte einer der Parlamentsräthe: „Adam, wo bist du?"

Adam, Adolph. Zu dem Compositeur Adam kam eines Tages ein junger Dichter. Er hatte ein Libretto gedichtet: „Eva" und wünschte, daß Adam es in Musik setze. Adam ließ sich's vorlesen, aber schon nach den ersten paar Seiten hatte er genug: das Buch war kläglich, erbärmlich. „Monsieur", unterbrach Adam den vorlesenden Dichter, „allen Respect vor Ihrem Gedichte, aber Sie haben sich da an den Unrechten gewendet." — „Wie so?" — „Wissen Sie denn, wie ich heiße?" — „O ja, Adam." — „Also, wie wollen Sie, daß ich damit Glück mache. Adam müßte sich mit dieser Eva versündigen. Und das Publikum würde die zischende Schlange spielen."

Adamanten (Unzersprengbar). Der Marchese von R..... sah seit einiger Zeit dem Vergnügen entgegen, der Vermählungsfeier zweier Nichten an einem Tage beiwohnen zu können. Sein Reichthum, noch mehr aber seine beinahe väterliche Zärtlichkeit für diese Verwandten, machten es ihm gleichsam zur Pflicht, dieselben bei einer solchen Veranlassung mit einem Geschenke von großem Werthe zu erfreuen. Juwelen von seltener Schönheit schienen zwar seinen Absichten am besten zu entsprechen, nur wünschte er zugleich, diese Gabe mit ein paar passenden Worten in die Hände der Bräute zu legen. Der Glanz der Freude, der aus seinen Augen strahlte, übertraf daher fast den des vor ihm liegenden Schmuckes, als ihm nach langem fruchtlosen Nachdenken folgende Devise einfiel, welche ausdrückte, daß Liebenden nur Demanten gebührten. Sie lautete: Ad amanti — adamanti. A. Giftschütz.

Adamine. Eine Frau nahm ein hübsches Mädchen als Köchin in den Dienst und fragte um ihren Namen. „Ich heiße Adamine," antwortete die Köchin. Die Frau verwunderte sich und sagte: „Diesen Namen habe ich in keinem Kalender gesehen." „Ja," sagte die Köchin, „im Kalender steht dafür Eva, aber der Name ist so häßlich."

Addisson. Addisson und Stanian waren sehr vertraute Freunde und stritten sich oft zusammen; als aber Addisson seinem Freunde eine Summe Geldes geliehen, benahm sich dieser furchtsamer und nachgiebiger gegen seinen Gläubiger und widersprach ihm nur sehr schwach. Eines Tages fiel das Gespräch auf einen Gegenstand, über welchen die beiden Freunde stets verschiedener Meinung gewesen, aber diesmal stimmte Stanian gänzlich seinem Freunde bei. Dies verdroß dem guten Addisson so sehr, daß er zu Stanian sagte: „Entweder Sie widersprechen mir, oder zahlen mir mein Geld zurück." Gewöhnlich erzeugt Widerspruch Feindschaft, und es gehört ein großer Grad Edelmuthes dazu, der Freund eines beharrlichen Opponenten zu sein und zu bleiben.

Adel. Zu einem jungen Cavalier, der sich mit seinem Adelsdiplom brüstete, von allen adeligen Tugenden aber keine besaß, sagte Franz I. von Frankreich: „Nehmet Euren Brief wohl in Acht, lieber Junker, damit Euer Adel nicht verloren geht."

Adeliger Ausschuß. Bei einem großen Thee, zu welchem nur Adelige geladen waren, verglich die Frau vom Hause die Bürgerlichen mit irdenem Töpfergeschirr, die Adeligen aber mit Porzellan. „Daher kommt es ohne Zweifel," meinte ein geistreicher Gast, „daß es hier so vielen Ausschuß giebt."

Adelige Mauern. In Tasso's befreitem Jerusalem übersetzte B. die Worte: Si Sion le nobil mura, (Gesang I. 23) im Deutschen mit: die adeligen Mauern Zion's. Als dieses getadelt wurde, erinnerte ein junges Mädchen, daß man diese Uebersetzung dennoch in Schutz nehmen könnte. Im Grunde hätten ja doch wirklich die Stadtmauern adeligen Rang, da ihnen das Prädikat von nicht abgestritten werden könnte, und Jedermann spräche, die Mauern von Jericho, von Jerusalem.

Adeliger Mist. „Da könnten der hochgebietende Herr Baron noch einen Wagen von Hochdero Mist hinfahren lassen" sagte eines Tages der Gärtner zu seinem adeligen Gutsherrn.

Adeliges Rindvieh. Ein Hirt, der das Rindvieh eines adeligen Gutsbesitzers glücklich curirt hatte, sollte seine Rechnung einreichen und begann dieselbe also: „Für das hochadelige Rindvieh zu curiren ꝛc."

Adelstolz. Ein alter braver Husarenmajor, der übrigens viel auf seinen Adel und demnächst auf gehörigen Unterschied der Stände hielt, hatte sich auf sein Landgut zurückgezogen. Eines Sonntags aus der Kirche kommend, wo eben der Pfarrer vom Jenseits, und daß dort

aller Unterſchied der Stände aufhören werde, geredet hatte, traf er auf Jacob, ſeinen ehemaligen Wachtmeiſter, jetzigen Haushofmeiſter, der, wie er wußte, ebenfalls in der Kirche geweſen war. „Hör' Er mal, Jacob!" rief er ihm barſch zu. Jacob machte ehrerbietig Front. „Er hat gehört, was der Pfarrer heut' geſchwatzt hat; das ſag' ich Ihm, wenn wir uns einmal dort (auf den Himmel zeigend) treffen ſollten, daß Er mir den gehörigen Reſpect nicht vergißt, ſonſt (auf den Säbel ſchlagend) — Er kennt mich." Mit militairiſcher Haltung, die Hand an die Mütze legend, entgegnete dieſer, indem ſein Herr vorüberging: „Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſoll gehörig befolgt werden."

Adelung. Der berühmte Sprachforſcher Adelung war nach ſeinen Univerſitätsjahren Hofmeiſter auf dem Lande, mit ziemlich ſicherer Ausſicht auf eine Predigerſtelle, und hielt deshalb eine Wahlpredigt. Ein hübſches aber muthwilliges Mädchen drohte ihm Abends vorher, ſie werde ihn necken und aus dem Concepte bringen. Adelung behauptete, das ſei unmöglich; er beſtieg den Predigtſtuhl getroſt und begann ſeine ſalbungsvollen Worte. — Hilf Himmel! da tritt dem Predigtſtuhle gegenüber, wo eine Thür mit einigen Stufen in die Kirche herabführt, in dem Augenblicke, wo er die Textworte ſpricht: „Wer da ſteht, ſehe wohl zu, daß er nicht falle!" die hübſche Kleine verſpätet herein, gleitet aus, fährt die Stufen herab, und kommt am Boden in eine ſo poſſirliche Lage, daß Adelung laut auflacht, den Faden verliert und abtreten muß. — Dem lieben Mädchen haben wir alſo den großen und berühmten Sprachforſcher zu verdanken.

Aderläſſe gebrauchen: Die Conſervativen, damit ſie der Schlag nicht unverhofft trifft, ehe ſie ſich vom alten Syſtem abſolviren ließen, und die Hitzköpfe, daß ſie nicht Alles zerſchlagen.

Die Liguorianer, damit man ihnen das Blut abzapft, das ſie aus den Zöpfen ihrer Protectoren und Protegen gezapft haben.

Die Flugſchriften, damit das ungeſunde Blut gereinigt werde.

Die Müßiggeher, damit das Blut nicht in verpeſtende „Faulheit" übergehe.

Die Klöſter, damit die geiſtliche Armuth nicht am Ueberfluſſe ſterbe.

Die Alt-Tories, damit die überedlen Wallungen nicht Herzklopfen verurſachen.

Viele Petenten, damit es nicht zu „Naſenbluten" komme.

Die Katzenmuſikanten, daß die Katzennägel nicht blutige Schwielen kratzen.

Viele neue Zeitungen, damit ſie nicht ſo ſchnell andringen und im Gedränge ſich die Köpfe blutig ſtoßen, und am Blutverluſte ſterben.

Die Provinzial- und Nationalabſonderer brauchen außerdem am ganzen Leibe Schröpfköpfe, um endlich einen Verband zuſammenzubringen gegen türkiſche Säbel, ruſſiſche Koſaken und das franzöſiſche Welterbarmungsſyſtem. J. Mk.

Adler — fliegt zur Sonne, wenn sie scheint. Die Farbe bestimmt den Werth dieses Vogels: ein rother ist weniger werth, als ein schwarzer; die weißen sind noch weniger werth. Mancher bricht Arme und Beine, ehe er einen erhaschen kann. H.

Adressen. Ein Bauer, der sich auf der Gallerie des ungarischen Nationalversammlungs-Saales befand, soll, da die Adreß-Berathungen gar kein Ende nahmen, gesagt haben: „Na, wenn die Herren schon mit der Adresse nicht fertig werden können, wie viel Zeit wird dann der Brief erst wegnehmen?"

— Der Doctor P. war Armendoctor zu M. Er hatte die Frau eines verarmten Bürgers in der Kur. Da er sie lange auf mehrere mündliche Aufforderungen nicht besucht hatte, schrieb der Mann der Patientin an ihn und machte die Adresse: „An den armen Doctor Herrn P. ꝛc."

— Auf dem Pesther Postamte lief ein Brief aus Galizien unter folgender Adresse ein: „An Herrn v. E., pensionirten Rittmeister zu Gödöllö, zwei Stunden hinter Ungarn."

— An einen Vagabonden, der in Spandau von seinen Thaten ausruhte, richtete Jemand einen Brief mit der Adresse: „An den Königl. Preußischen Baugefangenen Herrn N. N. Wohlgeboren in Spandau."

— Die französische Zeitschrift: L'Independant wird der Redaction des österreichischen Beobachters alle Tage unter folgender buchstäblich nachgeschriebenen Adresse zugesandt:

Mr. l'editeur de l'Asteireichischer
Beobecter
à Vienne.
Autriche.
Castelli.

— Der Sohn eines Bauers war zum Militair weggenommen, und kam unter die Cavallerie. Da eben Krieg war, mußte er mit seinem Regimente bald in's Feld marschiren. Binnen einigen Monaten schrieb der Vater einen Brief an ihn und setzte folgende Adresse darauf:

„An meinen Sohn Johann, hinter die schweren Reiter in Krieg."
cito cito und sehr nothwendig
a
Krieg.
C.

— Man zeigte mir die Adresse eines Briefes, welcher von einem italienischen Handlungshause an die hiesige Pottendorfer Spinnfabrik abgesandt war. Die Aufschrift lautete wörtlich: „Alli Signori Pottendorf e Spinn." C.

— Als ein Muster der Deutlichkeit kann wohl folgende Adresse gelten, die dem Titelblatte eines in Prag, bei Gottlieb Haase Söhne, erschienenen Catalogs wörtlich entnommen ist: „Technische und acade-

mische Farben- und Kunstsachenhandlungs-Niederlage des Jos. Fr. Convalina, Kauf- und Handelsmann in Prag, wohnhaft Anfangs der langen Gasse, unter dem rothen Krebsen, im Eckhause Nr. 612, seitwärts dem Röhrkasten, wo die Schildwache steht, im 2. Hofe, die ganz große steinerne Stiege, dem Haupteingange gegenüber, wo der Nußbaum steht, im ersten Stockwerke, und die Firmatafel seine Wohnung anzeigt."

Adressen. Auf der Post in München kam ein Brief an, mit der Adresse: „An meinen lieben Sohn in München." Wo sollte der liebe Sohn gefunden werden? Man ließ den Brief liegen. Nach drei Tagen erschien ein Knabe auf der Post und fragte: „Ist kein Brief von meiner lieben Mutter da?" Aha, meinte der Expedient, das ist der liebe Sohn, und die Sache war auch richtig.

— Der Minister Graf von Hoym ließ einmal in Berlin kurz vor einer Reise nach Breslau einen Schneider zu sich rufen, um einige ihm nachzuschickende Livreen zu bestellen. In der Verlegenheit, worin sich der Schneider wegen der gehörig abzufassenden Adresse befand, suchte er unter der Menge von Brief-Couverten, die in dem Arbeitszimmer des Ministers lagen, eines zu erhaschen. Unglücklicherweise war es das eines königlichen Handschreibens, und der Minister staunte nicht wenig, als er bald darauf einen seine Livreen begleitenden Brief erhielt, mit der Aufschrift: „An meinen lieben Minister Graf v. Hoym in Breslau. Hierbei zwei Kleider von seinem Schneider."

— An die Frau des bekannten Sängers Reichel in Hamburg kam einst ein Brief mit der Adresse: „Ihro Wohlgeboren, der Frau Bassistin Reichel zu Hamburg."

— Eines Tages kam auf der Thurn- und Taxis'schen Post in Frankfurt aus Paris ein Schreiben mit der Adresse an: „A Monsieur Vorzügliche Auswahl, horticulteur à Francfurt s. M. en Allemagne." Das Schreiben wurde einem der ersten Handelsgärtner, der mit Paris in lebhafter Verbindung steht, überliefert. Die sonderbare Adresse war aber einem Catalog entnommen, dessen Titel lautet: „Vorzügliche Auswahl der Pflanzen u. s. w." Der Absender des Briefes ist ein angesehenes Haus in Paris.

Advocat — ein kluger Mann, der an anderer Leute Thorheit reich wird und nach Pflicht und Gewissen Alles in die Länge ziehen zu müssen glaubt, sogar die Gesichter seiner Clienten, wenn sie zahlen sollen. Nach Oettinger ist er die männliche Hebamme der proceßschwangern Göttin Themis; die Göttin selbst ist, einem freilich noch nicht ganz verbürgten Gerüchte zufolge, eine parteilose, unbestechliche Dame, die, weil ihr die Augen verbunden sind, nichts sehen kann und deshalb das Unglück hat, oft einen Fehltritt zu machen und — zu stolpern. Der Advocat ist gleichsam der Hund, der die Schritte der blinden Frau leitet, und sie oft aus Muthwillen, oft aus Eigennutz,

auf Abwege und manchmal sogar in den Koth führt. So geschieht es gar häufig, daß die Gerechtigkeit auf den Hund kommt.

Advocaten. Man nennt die Advocaten Diener der Gerechtigkeit; da sieht man das wahre Sprichwort: „Man hat keinen ärgern Feind als seine Diener!" S.

Advocaten-Kunstgriffe. Im Parlamente zu Paris kam ein Prozeß vor, wo eine Familie einem elternlosen kleinen Knaben gewisse Erbschaftsgüter streitig machen wollte. Der Advocat des Waisen, der wie dort gewöhnlich öffentlich seines Clienten Ansprüche in einer wohlgesetzten Rede bewies, hob bei den rührendsten Stellen den Knaben in die Höhe, und wies ihn Richtern und Volk, um Mitleid zu erregen, und alle Augen waren naß von Thränen, weil besonders der Knabe so jämmerlich schrie. Der Advocat der Gegenpartei, der auch in die Geheimnisse der Redekunst eingeweiht war, fragte plötzlich den Knaben: warum er so weine? „Ach der Herr Advocat zwickt mich so sehr!" schrie der Knabe, und Alles brach in lautes Gelächter aus.

Aehnlichkeit. Ein Plantagenbesitzer tritt gähnend aus seiner Wohnung und bemerkt zwei seiner Sclaven in der Nähe. Er ruft den Aufseher und fragt:

„Wie heißen die Zweie?"

„Oreſt und Pylades, Herr."

„Oreſt sieht dem Pylades ja merkwürdig ähnlich."

„Herr, ich möchte behaupten, der Pylades wäre dem Oreſt fast noch mehr ähnlich."

Der Plantagenbesitzer reibt sich die Augen und sagt:

„Du hast Recht, der ist ihm noch ähnlicher."

Aequatorlinie. Mit den Seereisenden, welche zum erstenmale die Aequatorlinie passiren, treibt man den Spaß, daß man einen dünnen Faden über das Glas des Fernrohres zieht, durch welches die eingebildete Linie gesehen werden kann.

Aequinoctium. Ein Schulmeister, der in sein mühsames Deutsch gern lateinische Brocken mengte, folgte einst dem Prediger über einen schmalen Weg. Plötzlich rief er, sehr froh, abermals Gelegenheit gefunden zu haben, seine Kenntnisse der lateinischen Sprache zu zeigen: „Herr Prediger, Herr Prediger, geben Sie Acht, daß Sie nicht das Aequinoctium verlieren!"

Aëronaut. Ein Luftschiffer, der nur deshalb in die Luft fährt, weil er Geld braucht und zugleich zeigen will, daß er von der Luft allein leben kann.

Der unsterbliche Fabeldichter **Aesop**, dessen Leben in das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt fällt, hat den Beweis geliefert, daß Derjenige, welcher sich freiwillig eine schwere Last aufbürdet, nicht immer einen dummen Streich mache. Sein Herr ging einst auf Reisen;

die Sclaven mußten das Gepäcke nachtragen. Das Schwerste darunter war ein ungeheurer Korb, angefüllt mit Brot, das zum Mundvorrathe dienen sollte. Die Sclaven spähten an allen Seiten herum, nach der leichtesten Bürde; Aesop aber beeilte sich und rannte zum schweren Brotkorbe, um welchen sich natürlich Niemand riß; ja er wurde noch von seinen Mitsclaven ausgelacht, daß er so viele Hast zeigte, sich den schweren Ranzen aufzubürden. In der That schmachtete auch der kleine, noch obendrein verkrüppelte Aesop sehr unter dem Korbe, wobei ihm die Glut der kleinasiatischen Sonne auch keine Erleichterung verschaffte. Allein es kam schon anders. Der Mittag nahte, es wurde Rast gemacht; Alles fiel über den Brotkorb her, welcher um Vieles leichter wurde. Das Nachtmahl lichtete den Korb noch mehr. Zuletzt hatte Aesop nur noch den leeren Korb zu tragen. Nun kam die Reihe zu lachen an ihn, und es bewährte sich das Sprichwort: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. H. E. Pöschl.

Aesthetische Studien. Ein Professor der Aesthetik hatte eine schöne Tochter, in welche ein Student verliebt war; sie erwiederte diese Liebe und that in einem Briefchen ihrem Geliebten kund, daß dieser jedesmal, während ihr Vater Colleg lese, sie besuchen könne. Diese Besuche dauerten das ganze Semester fort, und der Professor hatte jedesmal den Studenten in seiner Vorlesung vermißt. Da fragte er ihn eines Tages, als der Student sein Honorar entrichtete: „Aber Herr Candidat, was treiben Sie denn, während ich in der Universität Vorlesungen halte, die Sie besuchen sollten?“ Der Student antwortete: „Ich studire während dieser Zeit jedesmal die Aesthetik nach Ihrem ältesten Werke.“

Aeußerung. Die freimüthigen Aeußerungen des Marschalls d'Hürelles trafen seine Zeitgenossen so schmerzlich, daß sie ihn aus Rache einen Menschenfeind nannten. Eine derselben ist folgende:

„Ich habe noch keine Frau gefunden,“ antwortete er, als man ihn wegen seines unverheiratheten Standes aufzog, „deren Mann ich sein möchte, und noch keinen Mann, den ich zum Sohn verlangte.“

Affen im Parterre. In einer Provinzialstadt wurde im Theater eine Affenkomödie gegeben. Im Parterre sammelte sich ein Häuflein junger Raisonneurs und machte über alle Vorfälle erbärmliche Glossen. Ein schon bejahrter Mann, der ihrem Unfuge ein Ende machen wollte, trat plötzlich mit scheinbar verwunderter Miene unter sie: „Aber davon stand ja im Theaterzettel keine Sylbe,“ sprach er ziemlich laut. „Was stand nicht im Zettel?“ fragten rasch Einige aus ihnen. „Daß man die Affen in's Parterre läßt,“ — war seine Antwort.

A. Sternau.

Affentheater und Theateraffen. Seitdem die Klischnigge uns bewiesen haben, daß die Menschen vollkommene Affen sein können, sind in der Welt entweder die Affen, oder die Menschen, oder die

Künstler überflüssig. Wenn das Kunst ist, daß ein Mensch ein Affe ist, so ist jeder Affe ein geborner Künstler. In der Kunst ist Alles von Wechselwirkung. Zuerst kam der Hund auf's Theater, dann kam das Theater auf den Hund; dann kam ein Wolf und heulte wie die dramatischen Künstler, dann kamen die dramatischen Künstler und heulten wie die Wölfe; dann kamen stampfende Rosse und machten Glück wie die ersten Kunst-Helden, dann kamen stampfende Helden und machten ein Roßglück; dann kamen die Affen-Theater und zeigten, daß die Kunst den Affen zum Menschen erhebt, dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunst den Menschen zum Affen erniedrigt!

Saphir.

Affect. Die gewaltige Bewegung des Darstellers auf der Bühne, wodurch er Alles mit fortreißt — ein Glück daher, wenn er zuweilen noch die Coulissen stehen läßt.

Agent. — Geschäftsträger — ein Mensch der nirgends träger als im Geschäfte ist.

Ahnen. — Ein Adeliger rühmte sich, von einem so alten Geschlechte zu sein, daß er noch die Interessen von einem Capitale zu bezahlen habe, das seine Vorfahren aufgenommen, um bei der Geburt Christi eine Reise nach Bethlehem zu machen.

Ahnenstolz. „Was? Adam soll, kann was impertinenter sein?
Der Ahnherr aller Menschen sein?
Er packe sich mit seinem Paradiese!
Ja, wenn er noch der Herr von Adam hieße.

Akademie. — In Mailand las man folgende Ankündigung: Heute wird im Theater Re gegeben: Eine Pariser Stock-, Faust-, Säbel- und Bor-Akademie!! von H. Belli, L. Charniaudin und Mad. Proedoni.

Akrobat. Ein amerikanischer Akrobat kündigt an, daß er auf einem nur fünf Linien breiten Seile tanze und so hoch spränge, daß er sich zuweilen selbst in der Luft langweile.

Alimentation (Verköstigung). Ein alter, sehr jovialer Journalist war häufig der Tischgenosse eines berühmten pariser Banquiers, und wurde zuletzt auch dessen Schuldner in Geldangelegenheiten. Der Zahlungstag des Wechsels folgte, aber nicht die Zahlung; der Banquier jedoch sprach kein Wort darüber, nur sah er mit Schmerz, daß sein unterhaltender Gast seine Tafel mied. Er ließ ihn also verfolgen. Nach einigen Tagen wurde der Schuldner verhaftet, und — nicht in's Gefängniß, sondern zum Banquier und zwar gerade zur Mittagsstunde geführt. „Mein Herr," sagte der Gläubiger sehr ernst zu seinem Gefangenen, „nehmen Sie sich wohl in Acht! So oft Sie ohne giltige Ursachen meinen Einladungen nicht folgen, werde ich Sie arretiren lassen." — „Sie thun nicht mehr als Ihre Pflicht," erwiderte der Schuldner ruhig, „Sie sind zur Alimentation verpflichtet." — —

Allegorie. Am Geburtsfeste des Herrn v. X. wollten dessen Kinder ihm eine heimliche Freude bereiten, und kauften für ihr Taschengeld einen gesulzten Schweinskopf, von dem sie wußten, daß er zu den Lieblingsgerichten des Papa gehörte. Als nun die Mittagstafel zu Ende war, und die Gäste abermals Toaste auf die Gesundheit des Herrn v. X. ausbrachten, schlichen sich die Kinder hinaus, und brachten ihr Geburtstagsgeschenk, worauf mit rothgefärbter Sulz zu lesen war: „Vivat, unser guter Vater!"

Die Gäste hatten alle Mühe um das Lachen zu verhalten.

Allegorisch. „Komm in den Tanzsaal, Dein Liebchen tanzt eben Goethe," sagte auf einem öffentlichen Balle ein Bruder Studio zu dem andern, mittelst einer Anspielung auf Theodor Mundt's Ausspruch: „Taglioni tanzt Goethe." „Fahr ab!" erwiderte jener, indem er den Deckel seines Bierglases zurückschlug: „ich saufe Shakespeare!"

Allegorische Figur. Ein Pächter der Salzsteuern hatte ein prachtvolles Gebäude aufführen lassen; ein Freund, dem er es zeigte, bemerkte in einem großen Vorsaale eine leere Nische.

„Wie kömmt es, daß Sie nichts hineinstellen?"

„Ich wollte gern irgend eine allegorische Figur haben, die für mich paßt."

„Nun, so lassen Sie Loth's Weib hineinstellen, als Salzsäule."

Allein sein. Eine Frau, die sich mit ihrem Manne allein befand, gähnte, während er ein Buch las, so daß ihr Thränen in die Augen traten. Als er es bemerkte, sagte er: „Was fehlt Dir, mein Kind? Hast Du was auf dem Herzen, so sag' es nur, Mann und Weib sind ja eins." — „Ach! das ist's eben," seufzte sie, „wenn ich allein bin, wird mir die Zeit so lang."

Mein **Alles.** Ein höchst betrübter Witwer ließ seiner verstorbenen Frau einen prächtigen Leichenstein errichten, mit der Aufschrift: „Hier liegt mein Alles." Da er sechs Monate nachher zum zweiten Male heirathete, renovirte ein Witzling die Grabschrift, indem er durch das zweite l von dem Worte Alles einen Querstrich machte. „Hier liegt mein Altes."

Alexander für die Armen! Der Kaiser Alexander wohnte während der Besetzung von Paris durch die Verbündeten der Jahresfeier eines Hospitals bei. Es wurden zur Einsammlung von milden Gaben Teller herumgereicht, und zwar meist durch Frauen und Töchter der Vorsteher. Dem Kaiser hielt ein ungemein hübsches Mädchen den Teller vor. Während er einen Louisd'or auf denselben legte, flüsterte er dem Mädchen zu: „Dies ist für Ihre schönen Augen, Mademoiselle." Das Mädchen verneigte sich und hielt dem Kaiser den Teller nochmals hin. „Noch mehr?" fragte Alexander. — „Ja, Sire," antwortete das Mädchen, „jetzt möchte ich auch etwas für die Armen

haben." Daß der Kaiser die Gabe verdoppelte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Almosen. Auf einem öffentlich aufgestellten Almosen-Sammlungs-Kasten las man die Inschrift:

Silegendarumindicassetamitesdicantsestatvisse.

Viele Gelehrte zerbrachen sich über deren Lösung den Kopf, während dem es nichts anderes hieß, als: „Sie legen darum in die Casse damit es die ganze Stadt wisse."

Alphönser. Zu einem Capellmeister in B. kam einst ein Opernsänger mit der Bitte, ihm bei dem dortigen Theater ein Engagement zu verschaffen. — „Was für Partieen singen Sie?" fragte ihn der Capellmeister. — „Ich bin zwar kein Heldensänger," erwiderte Jener, — „ich singe aber gewöhnlich die Alphönser in den meisten Opern." — „Was singen Sie?" — „Nun, die Alphönser, — nämlich die Rolle des Alphonso in „Zampa," in der „Stummen von Portici," „Lucrecia Borgia" u. s. w.

Alt ist besser als jung. Ein Arzt hatte eine ältliche Dame in der Kur, die trotz allen Ermahnungen sich sehr ungeduldig zeigte. Darüber verlor endlich der Doctor selbst alle Geduld, und rief ihr zu: „Aber mein Gott, ich kann Sie ja doch nicht wieder jung machen!" — „Das verlange ich ja nicht," versetzte die Dame, „aber alt, lieber Herr Doktor, alt sollen Sie mich machen!"

Alt. Lange leben will die ganze Welt, — alt werden will Niemand, am feierlichsten protestirt das Frauenvolk dagegen. Der Wein erlaubt es allein, daß man zu seinem Lobe spricht: Es ist alter Wein.

Alter. Ein Springinsfeld fand bei seiner Geliebten einen Nebenbuhler, der nicht mehr der jüngste war. Er wollte ihn lächerlich machen, und fragte ihn daher, wie alt er sei? „Das kann ich so bestimmt nicht angeben," antwortete Jener; „aber das wohl kann ich Ihnen sagen, daß ein Esel mit zwanzig Jahren älter ist, als ein Mensch mit sechszig.

Das verläßliche **Alter.** Eine Dame sagte zu einem alten Bekannten: „daß sie nicht älter als vierzig Jahre wäre." Daran zweifle ich keinen Augenblick, versetzte dieser galant; „denn Sie haben mir dasselbe ja bereits seit zehn Jahren versichert."

Alter. „Alter Wein, junges Weib, junger Witz, altes Geld, sie erhalten den Preis in der Welt!" Das sind vier schöne Sachen in verschiedenem Alter, allein es herrscht viel optische Täuschung bei ihnen vor.

Man glaubt von manchem jungen Wein, er sei alt, und von mancher alten Frau, sie sei jung. Manches Frauenzimmer sieht von Weitem beinahe schön aus, und in der Nähe ist sie beiweitem

nicht hübsch; und mancher Wein, wenn wir ihn beurtheilen nach dem, was er uns kostet, ist er alt, wenn wir ihn aber beurtheilen, nachdem wir ihn kosten, so ist er jung. Ein gutes Weib und ein guter Witz, die darf man nicht suchen, es ist ein Glück, wenn man sie findet. Wenn einem die Frau ausgeht, das ist noch kein Unglück, aber wenn einem der Witz ausgeht, das ist ein Unglück; indessen ist es beim Witz ein Trost, ein trauriger Trost, daß einem jeder Witz am Ende heimkommt. S.

Alterberechnung. Jüngst starb ein Mann in einem Alter von hundert und sechs Jahren. Darüber wunderte man sich in einer Gesellschaft höchlich; nur eine Frau meinte, „man dürfe darüber nicht so außerordentlich erstaunen.“ „Mein Vater,“ sagte sie, „wenn er noch lebte, wäre jetzt schon hundert und funfzehn Jahre alt.

Der **Altdeutsche.** „Da geht ein Altdeutscher,“ rief eine Frau, die am Fenster saß; die Tochter kam hinzu, um einen solchen zu sehen. Lange blickte sie dem goldgelockten Jüngling nach und rief endlich mit Kopfschütteln: „Curioser Altdeutscher! der ist ja noch blutjung!“

Amen. — Als im August 1782 die Nachricht von dem in Westindien erfochtenen Siege der englischen Flotte nach Dublin kam, schossen die dortigen Freiwilligen Victoria. Bei dieser Generalsalve vernahm man nach einer Weile noch einen Schuß. „Warum so spät?“ fragte der commandirende Officier den Schützen. — „Ich bin der Küster des Kirchspiels,“ erwiderte der Gefragte. „Wenn die ganze Gemeinde singt, so ist es mein Amt, Amen zu sagen.“

Amicus. Freund. Ein Mensch, der nur dann gefällig und zu unseren Diensten ist, wenn er Geld benöthiget. Ein treuer Anhänger dessen, der ihn stets freihält.

Amor.

Tochter. „Mama! Ich möchte wohl den losen Amor kennen,
Sie lasen jüngst, er sei so artig, hübsch und klein.“

Mutter. „Vor Jahren wohl,“ mein Kind, war er noch so zu nennen,
„Jetzt aber muß er schon ein derber Bengel sein!“

Amour. Liebschaft. Zwei menschliche Wesen, die ohne Neigung sich lieben, ohne Interesse sich küssen und ohne Schmerz sich trennen.

Amphitheater. Auf einer Eisenbahn fragte ein Bürger seinen Nachbar: „Warum hat denn das Stadttheater zu N. kein Amphitheater?“ — „Zu was auch,“ war die Antwort. „Besuchen Sie eine Probe und hören Sie, wie der Director den Souffleur als Schwein und Hund, die Choristen als Schaf, Kameele, Ochsen, Esel, Schöpse, die Choristinnen als Gänse titulirt: Sie glauben da gewiß, am Viehtheater zu sein.“

Amphitrite (Meeresgöttin). — Eine derbe Magd, mit noch derberem Fußgestelle, ging als Venus verkleidet in die Redoute. — Sie fand dort einen jungen Schöngeist, der in das Haus ihrer Herrschaft zu kommen pflegte, und ging auf ihn zu. Dieser, ganz überselig, von einer weiblichen Stimme begrüßt zu werden, rief mit Emphase: „Ich kenne dich Amphitrite!" „Sie sind ein Grobian!" sagte die Maske, und verließ sogleich den Saal. — Die Arme verstand nämlich: ich kenne dich am Viehtritte.

Schweres **Amt.** Grübelnd saß einst ein Schweinhirt in einem Dorfe hinter der Heerde Schweine.

„Kein Amt in der Welt," sagte er zu einem Bauer aus dem Dorfe, „erfordert so viel Kopfbrechens, als das eines Schweinhirten. Da verkauft Einer ein Schwein vierzehn Tage vor Johanni, ein Anderer vierzehn Tage nach Johanni; und ich soll nun auf's ganze Jahr ausrechnen, was das Hirtenlohn für die Heerde beträgt."

Amtsgeheimniß. Der Bürgermeister einer kleinen Stadt hatte auf dem Rathhause seine Kleider ganz mit Tinte befleckt. Er schickte also den Gerichtsdiener zu seiner Frau, um einen neuen Anzug zu holen.

Der Gerichtsdiener richtete seinen Auftrag aus.

Als ihn nun die Frau Bürgermeisterin fragte, was sich denn zugetragen habe, antwortete er: „Gestrenge Frau, das darf ich nicht sagen."

„Warum denn nicht?"

„Weil es uns strenge verboten ist, etwas von dem zu erzählen, was in der Gerichtsstube vorgeht."

Ein seltsamer **Anachronismus!** Als Sultanin gekleidet, ein Bologneser Hündlein auf dem Arm, steht Madame Noah auf einem Bild in der Domkirche zu Augsburg, auf welchem auch ein Papagei zu sehen ist, der ein Papier in den Krallen hält, auf welchem die Sprüche stehen, welche ihn vermuthlich die Familie Noah gelehrt hat:

Memento mori
Rara avis in terra.

Anatomie. Zergliederungskunst. Die jungen Aerzte üben sich fleißig im Zergliedern todter Menschen, damit sie, wenn sie einst einen Patienten unter die Hände bekommen, nach seinem Tode wissen, was ihm gefehlt hat. Die Damen, denen es nicht erlaubt ist, die Universitäts-Secirsäle zu besuchen, schlagen ihr Theatrum anatomicum in Caffeegesellschaften auf, und anatomiren alle Leute bei lebendigem Leibe.

Anatomie. Vor Kurzem gingen zwei Berliner Frauen aus der untern Classe zusammen bei der Anatomie vorüber, in welchem großen Gebäude damals auch die Singakademie ihr Local hatte. Es war daselbst eben Singprobe und wurde so laut gesungen, daß man

es auf der Straße hören konnte. Da fragte die eine Frau die andere: „Was ist das für ein großes Haus?“ — „Weeß Sie det nich, Frau Gevatterin? Det is die Anatomie.“ — „Was is det, die Anatomie?“ — „Da schneiden sie den Leuten die Leiber auf.“ — „Was? Barmherziger Gott, hört mal, wat sie schreien. Wenn det unser juter König wüßte!“

Das **Anbeißen** ein Zeichen der Tollheit. Ein böses und häßliches Weib wurde von einem Hunde gebissen. Man stritt, ob der Hund toll war. „Ei,“ sagte Jemand, „wer bei der anbeißt, muß gewiß toll sein.“ —

Das ausgeschlagene **Anbot.** Ein österreichischer Soldat ging mit einer brennenden Tabakspfeife im Munde bei einem Wachtposten vorüber. Dieser machte ihm bemerklich, daß das verboten sei und forderte ihn auf, die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, mit dem Bedeuten: er werde 25 Stockprügel bekommen. Der Soldat kehrte sich nicht daran und ging weiter. Der nächste Wachtposten, dem er vorbeiging, richtete an ihn dieselbe Aufforderung mit dem Bemerken: er werde 10 Stockprügel bekommen: „Ich thu's nit,“ entgegnete der Soldat, „sind mir doch schon 25 geboten worden.“

Das **Andenken.** Einem Studenten wurde bei seinem bevorstehenden Abgange von der Universität von seinem Wirthe ein Stammbuch gebracht um sich einzuschreiben. Er that dies mit folgenden Versen:

„Ich darf in dieses Stammbuch mich
Zum Angedenken nicht erst schreiben;
Du denkest mein doch sicherlich,
Denn ach! ich muß Dir schuldig bleiben.“

Das **Andere.** Ein Schusterjunge mußte im Wirthshause zwei gebratene Hühner holen. Als er sie nach Hause trug, kam ihm der Geruch davon so angenehm in die Nase, daß er nicht widerstehen konnte, die Hühner aufzudecken, dann davon zu kosten, und endlich ein ganzes Huhn zu verzehren. Das zweite trug er nach Hause, und stellte es auf den Ofen. Als bei Tische die Schüssel aufgesetzt wurde, verwunderte sich die Meisterin nicht wenig, nur ein Huhn zu finden, und fragte den Jungen, wo denn das andere sei. Aengstlich erwiderte dieser: „Meisterin, das ist ja das andere.“

Was ein **Andrer** hat, habe nicht ich. Eines Tages nimmt L. Drucker all sein Geld bis auf einen Groschen aus seiner Börse, und wettete mit einem Herrn, daß er trotz dem mehr Geld in seiner Börse habe, als Jener: „Es gilt eine Flasche.“ Drucker zeigt, daß er einen Groschen in seiner Börse habe, und sagte: „Ich habe gewonnen, Sie haben gar nichts in meiner Börse.“

Anderswo. — „Es ist mir, als ob ich Sie schon irgendwo gesehen hätte,“ sagte ein Gast in einem Wirthshause in Wien zu einem Fremden, der so eben angekommen war. — „Es ist mög-

lich." — „War's vielleicht in Berlin?" — „Da war ich nie." — „Oder in Frankfurt?" — „Da war ich auch nie." „Nun so muß es anderswo gewesen sein." — „Das ist möglich, denn da komme ich manchmal hin."

Anekdoten-Erzähler. Ein etwas harthöriger Gelehrter hörte bei einem großen Gastmahle eine komische Anekdote erzählen, und lachte aus Höflichkeit mit dem ganzen Zirkel unbeschreiblich mit, ob er gleich kein Wort davon vernommen hatte. Jetzt versprach er eine eben so komische zu erzählen, und trug mit treuherziger Miene und zum allgemeinen Erstaunen die eben erzählte wieder als eine neue vor.

Anekdoten-Erzähler. „So eine Anekdote zusammenstoppeln, ist etwas Leichtes," sagte ein alter Herr, auf seine Dose klopfend, „hätte ich nur immer gute Einfälle, ich wollte der Welt schon zeigen, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin."

— Jemand erzählte in einer Gesellschaft mehrere Anekdoten, worunter manche nicht neu waren. Ein Zuhörer war so undelikat, fast bei einer jeden erzählten Anekdote auszurufen: „Die kenne ich, sie ist aus Meidingers Grammatik."

Der Erzähler, den dies verdroß, brachte nun eine ganz unbekannte Anekdote auf's Tapet. „Die kenne ich nicht," sagte der unberufene Commentator. „Das will ich glauben" versetzte der Erzähler, „sie ist auch nicht aus Meidingers Grammatik."

Die bessere **Anekdote.** „Geben Sie Acht," sagte Einer zu seinem Freunde, „ich will Ihnen eine herrliche Anekdote erzählen!" — „Halt!" fiel ihm der Andere ins Wort, „ich weiß eine bessere!"

Anerbieten. Einer, der sich fester und starker Hände erfreut, kann bei einem Theater als Claqueur einen Platz finden.

Anerbieten. „Ein schätzenswerther Friseur, dessen patriotische Uneigennützigkeit nicht genug kann gerühmt werden, ist aufgestanden. Er erbietet sich nämlich öffentlich, die Zöpfe allen Jenen, denen es Noth thut, ohne Anspruch auf ein Honorar, mit wahrer Herzensfreude vom Nacken zu schneiden?"

Anerbieten. Ein Commis wünscht sein Reitpferd gegen zwei Dutzend neuer ganzer Hemden und andere Wäsche umzutauschen, da ihm diese Artikel ganz ausgegangen sind.

Vortheilhaftes **Anerbieten.** Ein Sonntagsjäger, der niemals traf, erzählte immer viel von seinen großen Thaten auf der Jagd. „Hören Sie," sagte endlich Jemand zu ihm, „geben Sie mir einen Thaler, will ich einen ganzen Tag Ihr Hase sein."

Der **Anfang** vom Schlechten. Eine zankfüchtige Ehefrau sagte ihrem Manne, als er sich eben eine ihr mißfällige Farbe zu einem Kleide gewählt hatte: „Du wählst Dir aber auch immer das Schlechteste!" „Ja wohl," versetzte er, „und mit Dir habe ich den Anfang gemacht.

Anfang. Ein Fashionable aus einem Landstädtchen machte eine Landpartie mit. Nachdem er einer schlichten Amtmannstochter lange Zeit Süßholz vorgeraspelt hatte, wollte er sich auch recht geistreich zeigen und sagte: „O, ich wünschte, Sie gäben mir diesen goldnen Ring von ihrem Finger; denn er gleicht der Dauer meiner Liebe, welche ich für Sie fühle, er — hat kein Ende." Das schlichte Landmädchen antwortete: „Ich will den Ring doch lieber behalten; auch für mich bedeutet er etwas, er hat nämlich gar keinen Anfang."

Die höfliche **Anfrage.** Ein Polizeivoigt vom Lande schrieb an den französischen Polizeiminister Marville:

„Vielgeliebter Herr Amtsbruder!

Als ich gestern meinen Amtstag hielt, sprach Einer so anzüglich, daß er mich einen Spitzbuben nannte. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, wie Sie sich in einem solchen Falle benehmen ꝛc."

Anführen. Nach einer unglücklichen Affaire zwischen den — und — Truppen fragte Jemand: „Wer hat die geschlagene Armee kommandirt?" „Sprechen Sie doch deutsch, sagte ein Anderer, und fragen Sie: Wer hat sie angeführt?"

Angehen. Eine Dame kam zum Fürsten, und redete ihn folgendermaßen an:

Dame: „Euer Durchlaucht, mein Mann mißhandelt mich."
Fürst: „Das geht mich nichts an."
Dame: „Er schimpft auch über Sie."
Fürst: „Das geht Sie nichts an."

Wem's **angeht.** Ein bekannter jüdischer Wucherer wollte mit einem Fiaker fahren. — „Ich kann nicht mit Ew. Gnaden fahren," antwortete der Fiaker, „denn schau'n Ew. Gnaden, wenn i mit Ihnen fahr, so sag'n die Leut', da fährt der Spitzbub, der Hallunke! und i weiß dann niemals, geht's mi an, oder Ew. Gnaden."

Anglo-germanischer Styl. Ohlsen erzählt uns, daß vor längeren Jahren ein alter Deutscher in Charleston gewohnt habe, dem einst zwei Pferde gestohlen worden seien. Er habe sich hierauf nach der Expedition einer unserer Zeitungen begeben und den Clerk folgendermaßen angeredet: „Mr. Clerk! You schäll reit mi adverteis! Ei lost mein tu Horses. Der wonn is ä Fuchs Sorrelhors, langen Schwanztähl schorrt abgekuttet aber wiederum ausgrown; der annerwonn is bläck all aber mit der kour weit fiet un en weissen Strich in his Fähs. Hu will pring' mein tu Horses päck to mi, schäll rezief feif Thalers monisch rewart."

Angst eines Kindes. Ein Oberförster, der zur Handhabung löblicher Waldpolizei seinen Forst zuweilen mit der Hetzpeitsche beritt, fand einst ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren, das er schon mehrmals gewarnt hatte, mit verbotenem Laubholen beschäftigt. Schnell nahm er das Zuchtinstrument zur Hand und jagte mit einem tüchti-

gen Waldfluche auf die junge Frevlerin los. Zitternd vor Angst stürzte sich diese bei seinem Anblick auf die Knie, und betete mit heulender Stimme — ihr gewöhnliches Tischgebet:

„Komm, Herr Jesus! sei unser Gast,
Segne was du bescheret hast! Amen.“

Unmöglich konnte sich der erzürnte Forstmann bei dieser höchst komischen Scene des Lachens enthalten, er ließ die Hand mit der Bescherung, die der Herr Jesus segnen sollte, wieder sinken, und jagte die reuige Sünderin mit einer wiederholten Wahrschauung für die Zukunft davon.

Anhänglichkeit. Als einige Ziegeldecker in Wien vom Dache der Hofburg herabfielen, sagte ein Bonmot-Jäger: „Es geschehe ihnen schon Recht, warum seien sie so ziegellos gewesen, und hätten keine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus gehabt.

Anhalt-Eisenbahn. Neulich fragte der Berliner Eckensteher Knulle seinen neben ihm stehenden Collegen Jottlieb: „Sag mal, Jottlieb, sind'st Du't nich och janz dämlich, des man eene Eisenbahne die Anhalt'sche heeßt, ick dachte mir sone Bahn derf jar nich anhalten, des jinge in eenen Rutsch fort?“ — „Ach Fuselkopp,“ antwortete diesem Jottlieb, „wie kann'n dieses möglich sind, se muß doch eenmal anhalten, sonst würde man ja in die Ewigkeit rutschen, eben weil sie anhalten dhut, heeßt sie die Anhalt'sche, Knulle, nischt beireiflicher als Dieses!

Ankündigungen. Zu vermiethen. Ein Commissionair empfahl ein zu verkaufendes Haus unter Anderm auch damit: „Die erste Etage enthält sieben durcheinander laufende Zimmer, und hat das Haus den ganzen Tag die Mittagssonne.“

— Es sind zwei helle Zimmer zu vermiethen, Auskunft in Nro. 6 im dritten Stock, und in Abwesenheit desselben im Schuhmachergewölbe.

— In dieses Haus ist ein Zimmer für zwei löthige Mannspersonen zu verlassen.

— Hier sind vier gemahlene Zimmer zu verlassen.

— Ein Hausherr hatte mehrere Ställe an Herren zu vermiethen, die Reitpferde hielten, und kündigte selbe an:

„Hier in diesem Hause sind Stallungen für einzelne Herren zu vermiethen, und sogleich zu beziehen.“

— An einem Gewölbe war ein Zettel angeklebt, worauf geschrieben stand:

„Dieses Gewölb ist täglich zu verlassen und mit oder ohne Auslagkasten zu beziehen.“

— Der Inhaber eines Sargmagazins, in einer der Straßen Londons, hatte in seinem Hause Zimmer zu vermiethen. Er befestigte

den Miethszettel an einen der ausgestellten Särge, und man las darauf: „Wohnungen für einzelne Herren.“

Ankündigungen. Zu vermiethen. Auf der Landstraße ist ein luftiges Zimmer für einen Herrn von achtzehn Fuß Länge und dreizehn Fuß Breite wann immer zu beziehen.

— „Schöne Stallung ist zu vermiethen, K...straße, zwei Treppen hoch.“ — „Unter den Linden Nr. — ist eine Wohnung zu vermiethen, Nachmittags von 3 bis 5 Uhr.“

— Auf dem Glacis einer Provinzialstadt sah man an einem Baum einen Zettel kleben, worauf geschrieben stand: „In diesem Hause ist eine Wohnung zu vermiethen.“

Ankündigungen. Zu verkaufen. Ein Herr Trotti kündigte in Pesth seinen Haarbalsam folgendermaßen an: „I binne citissime hieher gekommen mit dem Vetturino, die Kahlen Köpfe de tutti nomini della città con mio balsamo mit Aaren zu bedecken. Eine Eßlöffel eingerieben in tutti tetti: 6000 Aaren wacksen in due minuti. E vero! der Flaschel kostet achzehn Kroschen. Kaufen schwind oder ick reisen schnell ab.

— Ein großes Handlungshaus ermahnt das verehrliche Publikum, die Güterloose bei demselben schleunigst an sich zu bringen, weil sie später leicht wohlfeiler werden könnten.

— Ein armer Teufel, dem durch seine Gläubiger die Hände gebunden sind, sucht unter der Hand sein Haus aus freier Hand zu verkaufen.

— Ein Berliner Pfefferküchler bot zum letzten Weihnachtmarkt den vorübergehenden jungen Damen seine Rosinenmänner mit folgenden Verschen an:

„Hieher, mein liebes Mamsellchen,
Wenden Sie ein'n Sechser d'ran,
So kriegen Sie, was Sie suchen,
Den allersüßesten Mann!
Der wird sich treu beweisen
In seinem Lebenslauf,
Und haben Sie ihn satt, so speisen
Sie ihn vor Liebe auf!“

Eben so poetisch ist folgende Weihnachtsgeschenk-Anzeige, die jüngst in einem norddeutschen Blatte stand:

„Laß Neider neiden, Hasser hassen,
Wenn wir nur schöne Elbinger Süßmilchkäse und frische lithauer Butter können kommen lassen.“

— Jemand wünscht einen Käufer für einen Ochsen, der seines Gleichen sucht.

— Ein sehr schönes Landhaus, welches blos veräußert wird, weil man keine Gründe dazu findet, ist aus freier Hand zu verkaufen.

Ankündigungen. Zu verkaufen. In der Bockgasse Nr. 37 im ersten Stocke, sind noch nicht erfundene Patent-Regenschirme zum Gebrauch bei schönem und schlechtem Wetter zu haben.

— Unterzeichneter besitzt ein bewährtes Mittel gegen die ungebetenen Gäste, die Ratten und Mäuse. Dieses von vielen Aerzten approbirte Mittel ist sowohl Menschen als Thieren unschädlich.

— Ein superbes Haus von vier Stockwerken ist zu verkaufen. Es sind zwar erst die Fundamente fertig, aber der Eigenthümer muß es weggeben, um die Arbeiter zu bezahlen.

— Aus Mangel an Raum ist eine Busennadel zu verkaufen.

— In den Dresdner Blättern machte die dortige Tischler-Innung bekannt: „Sie habe ein Magazin von Särgen errichtet, und bitte um geneigten Zuspruch."

— Ein in allen Instanzen gewonnener Prozeß ist gegen Erlag der halben Gerichtsspesen mit allen Rechten zu cediren.

— Ein Flügel, welcher spricht. Das Leipziger Tageblatt enthält folgende Anzeige: „Ein großer starker Flügel, $6^1/_2$ Octaven, fast neu, steht billig zu verkaufen. Zu sprechen von 1 — 3 Uhr: Holzgasse Nr. 4."

— Lebendig gerupfte Bauernfedern werden zu verkaufen gesucht.

— Zu verkaufen sind ein Affe, ein Papagei, zwei Jagdhunde und eine Katze. Diese Thiere gehören einer Dame, welche sich jetzt verheirathen will, dieselben also nicht mehr braucht.

— Im erloschenen Königreich Westphalen hatte ein Victualienhändler folgende Inschrift über seine Hausthür setzen lassen: „Beste, bei Holz geräucherte, königlich westphälische Schinken."

— In F. machte kürzlich ein Lichtzieher, der sich gewöhnlich Licht-erzieher unterschreibt, bekannt, er verkaufe nun keine russischen Lichter mehr, sondern verfertige ganz eigene, „von dem Fette der hiesigen Schlächter."

Ankündigung. Für Alles. Ein Mitarbeiter der Abendzeitung erzählt, er sei, bei seiner Abwesenheit in London, durch eine kleine Gasse gekommen, wo er an einem Fenster die Inschrift las: „Hier werden Güter fortgeschafft, Teppiche ausgeklopft und auf Alles Verse gemacht."

Ankündigung eines Arztes. Doctor H., welcher der Heilung der Wahnsinnigen beflissen war, macht seine Hülfsleistungen in öffentlichen Blättern mit der Ueberschrift bekannt: „Zur Beherzigung für Wahn- und Tollsinnige."

Ankündigung eines Bäckers. Ein Bäcker in London klebte am Samstag, den 2. August, ob aus Speculation, oder um sich einen Spaß zu machen, einen Zettel folgenden Inhalts an seinen Laden: „Dem verehrlichen Publikum zeige ich hiermit an, daß dieser Laden

heute Abend um sechs Uhr geöffnet wird. Die erste Frau, die hineinkommt, erhält ein Pfund Brod, vier Pence und ein Glas Wachholder, die zweite ein halb Pfund Brod, zwei Pence und ein Glas Wachholder, die dritte vier Pfund Brod und ein Glas Wachholder, und Jeder oder Jede, die einen vierpfündigen Leib Brod bei mir kauft, bekommt zwei Pence oder ein Glas Wachholder!" Diese Anzeige that ihre Wirkung. Zu bezeichneter Stunde drängten sich dichte Haufen Neugieriger vor dem Laden und an der Thür versammelte sich die Hefe der Londoner Einwohnerschaft, meist aus halbverhungerten und zerlumpten Weibern bestehend. Da setzte es Faustschläge, Fußtritte, blaue Male, zerkratzte Gesichter und zerrissene Hauben, und die Polizei hatte alle Hände voll zu thun. Wer indessen den Lorbeer errungen, hat man nicht erfahren.

Ankündigung eines Ballgebers in Süddeutschland. Bei mir wird künftigen Sonntag und Mittwoch die ganze Sonntagsmusik abgehalten. Das Tanzbillet kostet 6 Gr. den Mann. Mädchen gehen drauf.

Ankündigung eines Buchhändlers. Folgende Werke sind neu erschienen: „Die Lehre von den Wechselbriefen," „die Erkenntniß der Hundswuth," „das Ganze des Wurstlergeschäftes," „der Mordverdacht, eine Criminalgeschichte," „die modernen Wiener Quadrillen ꝛc." eignen sich vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken, werden aber auch als Neujahrsgaben, als Ostereier und Pfingst-Präsente ihren Zweck nicht verfehlen.

— Ein Buchhändler kündigte die zweite verbesserte Auflage eines bisher ungedruckten Werkes an.

— In der unterzeichneten Buchhandlung sind verschiedene neue Theater-Stücke sehr lesbar angekommen.

— Zu Zürich kündigte der Buchhändler Heidegger vor einiger Zeit „Arndt's wahres Christenthum" also an: „Da bei dem Buchhändler Bürkli das wahre Christenthum nicht mehr zu finden ist, so wird man es bei mir finden.

Ankündigung eines Erziehers. Hier werden wohlerzogene Knaben zum Unterricht und zum Essen angenommen.

Ankündigung eines Friseurs. Ein Friseur zu Orleans zeigt öffentlich an, er mache unsichtbare Perrücken, und bittet die Liebhaber, sie bei ihm zu sehen.

— Bei einem Friseurgewölbe in der Straße St. Paolo in Mailand lies't man: „Hier wird der Kopf nach der Mode geschnitten."

— Hier werden Haare drei Treppen hoch geschnitten.

Ankündigung. (Der Puff in den Lüften.) Wir haben den amerikanischen, den französischen, den speciell-pariser und den englischen Puff in allen irdischen Formen und Schattirungen bereits kennen gelernt; es war aber Albion vorbehalten, zur Aufstellung eines ganz

neuen Puff-Genres, einen Stützpunkt außer dem Erdboden ausfindig zu machen. Vor etwa zehn Tagen gegen Mittag bemerkten die Einwohner von London, wie von verschiedenen Hauptpunkten der Hauptstadt sich drei enorme Luftballons von glühend rother Farbe plötzlich in die Lüfte erhoben, und auf ihren stark durchsichtigen Wänden allerhand warnende Symbole führten. Mit nicht geringer Besorgniß blickten anfänglich die Eigenthümer der naheliegenden Häuser und Magazine darnach, in der Meinung, es wolle auf eine nahe liegende Gefahr, als etwa einen Brand oder eine außerordentliche Fluth der Themse aufmerksam machen. Nicht lange darnach beruhigten sich die Gemüther, als man nach und nach von jedem Ballon Fallschirme langsam herabgehen sah, die unterwegs durch das Entwickeln einer größern Fläche zuerst eine Weile scheinbar unbeweglich in der Luft schwebten, und dann unter einer starken Detonation einen Wolkenbruch von feinen Papierblättern erzeugten. Alles stürzte dem neuen Meteor-Papierregen entgegen, und als man einzelne Blätter aufhob, gewahrte man, daß es nichts anders als Ankündigungen und Prospectus — einer neuen Zeitschrift waren!

Ankündigungen neuer Art. Ein Perrückenmacher in Paris ersann ein seltsames Mittel, seine Adressen gelesen zu machen. Als die Pariser des Abends spazieren gingen, sahen sie etwas Gelbes, Glänzendes auf der Erde liegen. Sie bücken sich — schauen — es ist ohne Zweifel ein Zwanzigfrankenstück. Sie heben es auf, es ist eine Münze aus Goldpapier, in welcher die Adresse des Perrückenmachers eingeschlossen ist.

— In einer einzigen Woche las man im Berliner Intelligenzblatte folgende Ueberschriften, unter welchen Kaufleute ihre Waaren anpriesen:

„Beispiellos billig!! — die Quelle der Billigkeit! — So etwas kommt nicht wieder vor!!! — Auf jede Elle die Frangen umsonst. — Ungeheuer billig, und Reste umsonst! — Alles sehr billig!! — Ohne Redensart! — Nach beliebiger Auswahl für einen Thaler! — Fort mit Schaden! — Uebermaß im Ausverkauf! — Ungeheuer billig, und Tücher umsonst!"

Wie weit steht dahinter unsere Straßeneckenberedtsamkeit noch zurück! — (Amerikanische Ankündigung.) Daß es die Amerikaner im Anpreisen der Waaren am weitesten gebracht haben, ist bereits bekannt; ein neueres schlagendes Beispiel davon ist folgende Anzeige: „Christen und Juden, Katholiken und Protestanten, Mormonen und Ungläubige sind wenigstens in einem Stücke einig geworden, so daß vielleicht die goldne Zeit nicht mehr fern ist; alle nämlich, welches Glaubens sie auch sein mögen, stimmen darin überein, daß Tier und Comp. (Bowery Nr. 9) die schönsten, leichtesten und wohlfeilsten — Herrenhüte verkaufen.

Ankündigungen. Ein Pariser Parfümeur hat mit der Direction der Oper das Abkommen, daß, wenn in einem Stücke die Mauer eines Hauses dargestellt wird, er seine mit großen Buchstaben gedruckten Ankündigungen darauf klebt, und sich so dem Publicum empfiehlt. — In München empfahl ein bürgerlicher Friseur sich selbst frisirende Frankfurter Haarlocken.

— Kurz nach der Wiener März-Revolution 1848, erregte in den Straßen von Paris folgender sehr groß gedruckter Maueranschlag die höchste Aufmerksamkeit: „Bürger! Wien ist frei! Metternich hat die Flucht ergriffen! Ich würde glauben, alle meine Pflichten zu vernachlässigen, wenn ich Euch länger verschwiege, daß meine Fabrik socialer Stiefelwichse in der Straße Grénetat liegt und daß ich überdem noch einen trefflichen regenerirenden Lack verkaufe. Weg mit der englischen Glanzwichse! Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!"

Ankündigungen eines Glanzwichsfabrikanten. — Ein englischer Schuhputzer, Namens Warren, ließ seine neu erfundene Glanzwichse auf folgende Art ankündigen: Sie übertrifft an Schwärze die sichtbare Finsterniß Milton's; ich habe alle Spiegel bei mir durch gewichste Stiefel ersetzt; meine Frau besitzt keinen andern Toilettespiegel, und ich selbst rasire mich vor einem Paar Kanonenstiefeln. — Diese Stiefel sind cylindrische Spiegel, welche die Gentlemen an den Beinen tragen werden.

Ankündigung eines Handschuhmachers: „N. N. hat nun wieder ein vollständig sortirtes Lager von feinen Handschuhen, für Herren das Paar 1 fl., für Damen ohne Finger 48 kr. und für Damen mit Finger 56 kr."

Ankündigung eines Hühneraugen-Operateurs. Nach fünfzehnjährigem Studium habe ich ein Mittel gefunden, die Hühneraugen, welche eine große Beschwerde jedes vieldenkenden Menschen sind, und oftmals Rasen und Melancholie erzeugen, so heraus zu heben, und bis auf den Knochen zu vertilgen, daß sie niemals wieder zurückkehren, jedoch muß diese kleine Procedur alle Jahre bei mir wiederholt werden.

Ankündigung eines Klempfers. — Bei einem Klempfer las man jüngst: „Hier sind Maulkörbe zu haben für wüthende Hundebesitzer." — Ganz in der Ordnung. —x.—

Ankündigung. Localveränderung. In dem E...schen Wochenblatte stand unlängst folgende Ankündigung eines Tröblers, welcher seine Wohnung verändert und eine derselben gegenüber stehende bezogen hatte: „Ich wohne seit Ostern mir gerade gegenüber und bitte um Zuspruch."

Ankündigung eines Menageriebesitzers. Als ein Menageriebesitzer in einem kleinen Städtchen mit seinen Thieren angekommen war, meldete er auf dem Anschlagezettel unter andern:

„Das Nähere ist an der Kasse bei den wilden Thieren zu erfahren."

Ankündigungen eines Schneiders. Man lies't im Zwickauer Wochenblatt folgende Anzeige: Bekanntlich liegt Zwickau auch auf dem Continente und deshalb komme ich zu diesem Markte, um zu zeigen, was auf dem Continente noch nicht da gewesen ist: Röcke, wie sie nur in begeisterten Schäferstunden mit der Muse der Kleiderkunst erzeugt werden können. — Hosen, welche ihres genialen Schnittes wegen, gar nicht für einen Namen empfänglich sind, sondern unaussprechbar bleiben. — Westen, unter denen Männerherzen wie Eisenhämmer schlagen. — Palletots, die — aber wozu die Phrasen? — kommt, seht, bewundert, kauft und geht sinnend nach Hause über menschlichen Erfindungsgeist zu staunen! S. Chr. Hoyer, aus Leipzig, im goldenen Anker, Nr. 1.

— Courageröcke. Unter den Erzeugnissen französischer Industrie werden auch empfohlen: Soldatenröcke neuer Art (nach älterem preußischen Muster), die so knapp gemacht sind, daß die Soldaten, die darin stecken, sich auf Kugeln und auf Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen und daher unerschrocken der Gefahr entgegengehen.

— Der Leipziger Schneidermeister Hoyer wetteifert in Annoncirungs-Virtuosität mit weiland dem Berliner Weinwirth Louis Drucker. Jüngst veröffentlichte er folgendes „Bulletin": „Ich sehe nicht ein, was der Tanzkünstler vor dem Kleiderkünstler voraus haben soll! Meister Strauß der Walzerkönig hat jedem Walzeropus einen vielversprechenden Namen gegeben; da die Welt nun einmal getäuscht sein will, so zeige ich hiermit an, daß auch ich fortan jedes Opus apart benennen werde. Von heute ab sind bei mir folgende Opera zu haben: „das Leben ein Tanz" (Ballhose), „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd!" (Reithose, frei nach Schiller), „Sag' Poete, sag' Prophete, was bedeutet dieser Traum?" (Morgenröcke von persischem Muster nach Goethe's „westlichem Divan"); „Adelaide", (Frühlingsfrack, Text von Matthisson, Musik von Beethoven, Façon von F. C. Hoyer)."

Aus den **Ankündigungen** des Schneiders Hoyer in Leipzig. I. Um einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, werden bei mir vom 1. Juli d. J. an höhere Vorlesungen gegeben über die Philosophie der Bekleidungskunst. — Ich werde mit wissenschaftlicher Gründlichkeit von Eva's Feigenblatte bis zum Sackpalletot und Pardessüs mir keine Nüance entgehen lassen. Um die Formalitäten des Honorars zu ersparen, auf die es mir gar nicht ankommt, mache ich nur die Bedingung, daß jeder Zuhörer durch Bestellung und sofortige baare Bezahlung eines vollständigen Anzugs sich die Zutrittskarte löst. Näheres in meinem Atelier.

II. Hört, hört! so tönt's im Parlament! Hört, hört! so tönt's

aus Hoyers Atelier! Daselbst ist eine Parlaments-Weste erfunden, in welcher die Wunder aller Genialitäten vereinigt sind. Sie bringt dem Träger alle Staatswissenschaften auf eine so geheimnißvolle Weise bei, daß diese und die mit ihnen verbundene parlamentarische Beredtsamkeit demselben in kurzer Zeit einen Sitz beim nächsten Landtage durchaus verschaffen muß. Die durch eine solche Weste acquirirte Rhetorik verhält sich zur ciceronianischen Beredtsamkeit wenigstens wie 100 zu 1.

III. Atelier von Hoyer, bildendem Schneider und schneidendem Bildner. Für lebensgroße Staturen: Mäntel mit grandiosem Faltenwurf und vielfältige Hosen. Zur Bekleidung von Büsten oder Brustbildern: Westen, welche alles Fehlende ersetzen.

IV. Kleider sind um so edler, je mehr sie der Leibeigenschaft unterworfen sind.

V. Gesegnete-Mahlzeit-Westen, so eingerichtet und classisch, daß das Aufknöpfen beim Essen überflüssig wird.

VI. Der Frack kehrt allmälig aus seiner modernen Ungestalt in seine frühere Gestalt zurück. Sehnsüchtig nähern sich von Jahr zu Jahr immer mehr seine Flügel, um sich in einer schönern Zeit wieder über dem Schooße des Mannes wärmend und deckend auszubreiten.

VII. Als bequeme Röcke empfehle ich zwei Sorten: die erste: nach höheren Maßregeln gearbeitet, engschließend, die zweite: einfach, schlicht, volksthümlich.

VIII. Der ritterliche Hüon, welchem es gelang einem mächtigen Kalifen 3 Barthaare aus- und die schöne Rezia trotz seines Dolches, seiner Eunuchen und Vasallen zu entziehen, war nur mächtig durch sein — Horn. Unterzeichneter erfand aber einen Twien, welcher sofort die Herzen der kältesten Schönen besiegt und den zaghaftesten herculischen Muth verleiht. Rosengluth und Lilienduft, Schüchternheit und Heldenmuth umschließt seine fabelhafte Wattirung. Lion's und Roue's ist er sonach unentbehrlich. Mit einem Worte er ist ein Twien à la

Sam. Chr. Hoyer.

IX. Tantièmeröcke für dramatische Schriftsteller, reichlich mit Taschen versehen, mit Posten-Abgangs- und Ankunftsregister und sonstigen Herausrufenlassungs-Reisebedürfnissen, läßt jedoch nur gegen baare Zahlung ab

Sam. Chr. Hoyer.

X. Illustrirte Beinkleider mit Rebusbesatz, in bester Auswahl stets vorräthig bei

Sam. Chr. Hoyer.

XI. Da Wetterkundige behaupten, daß es in diesem Jahre nicht Sommer werden wird, so mache ich ein geehrtes Publikum, welches von dieser Wahrheit vielleicht noch nicht unterrichtet ist, darauf und auf meine ausgezeichnet schönen Paletots mit Luftheizung aufmerksam. Ich stehe eben im Begriff, mir ein Patent darauf geben zu lassen. Wer ein Modell dieser wahrhaft pyramidalen Erfindung zu kaufen wünscht, bemühe sich, mit einigem Baaribus versehen, gefälligst zu mir.

XII. Der Frack eine Mythe!... So haben sie gerufen, diese kleingläubigen Schneiderseelen. Ihr Verblendeten, wenn es ihm auf Augenblicke beliebte, aus Laune sich dem Gehrock zu nähern, bildet Ihr Euch darum ein, er werde nicht dennoch ewig ein Frack bleiben, so lange es noch ein einiges Deutschland giebt und Monarchien, constitutionelle wie andere? Er ist das Hof- und Feierkleid*) und so lange Deutschland von Kind bis zu Kegel nicht mit Vater Jahn demagogisch turnt, werde ich die Ehre haben, mich mit phantasiereichem Frackschnitte der staunenden Welt nach wie vor zu produciren.

XIII. Als Venus Anadyomene nackt aus dem Meere stieg, waren andere Zeiten, man schrieb Annô Domini vor Christo; wollte sie es heute etwa in Schimmels Teiche probiren, würde unsere christliche Polizei der Heidin schön auf's Dach steigen; auch sitzen in unseren Gymnasien die Knaben nicht etwa in puris naturalibus auf der Schulbank, was, beiläufig gesagt, jetzt eine stark verdoppelte Schulheizung erfordern würde; man sieht also, daß unsere Zeiten wesentlich von denen der Alten abweichen. Was folgt daraus? daß ich vollkommen berechtigt bin, die christlich-germanische Welt auf die Nothwendigkeit der Kleider und auf meine eigenen aufmerksam zu machen.

XIV. Neu construirte Panzerhemdem für diejenigen, die Religions-Versammlungen beiwohnen, habe ich stets vorräthig und garantire für Unzerreißbarkeit. Sam. Chr. Hoyer.

Ankündigung eines Schusters. „Als eigenes Fabrikat ist es mir möglich, für die Güte zu bürgen, wo mich jede Dame auch in jedem einzelnen Fall unbedingt in Anspruch nehmen kann. Denn nur bei einer Mehrheit ist es mir möglich, für vorstehende Preise modern zu liefern" u. s. w.

Ankündigung. Ein Selchfleischhändler hatte auf seinem Verkaufsladen folgende Anzeige: „Vorrath aller nur denkenden Würste."

Ankündigung von einer Tanzunterhaltung. Der ehemalige Kneipenwirth Wisotzky in Berlin ließ einmal in die „Haude und Spenersche Zeitung" unter seine Tanzankündigung setzen: „Beim Tanzen dürfen die Herren nicht in kurzen Jacken erscheinen, die Damen aber sollen Schuhe und Strümpfe anhaben."

Ankündigung. Ein Victualienhändler kündigt in Nro. 46 des „Leipziger Tageblattes" an: „Geistreichen Landwein, kitzelnde Flüssigkeiten, brav gesalzene Häringe, großartig süße Tafelpflaumen, sauber gelegte Hühnereier, beliebtes Vogelfutter für die ganze Vogelgeneration, modestes Kartoffelmehl; ambrosiaduftende Kerzen und Pul-

*) Siehe meine demnächst bei Cotta erscheinenden kleineren philosophischen Schriften.

ver, merkwürdige Raritäten zum Waschen, Schmieren, Putzen, Wichsen und Scheuern."

Ankündigung eines Wagners. Eine Ankündigung von dem Verkaufe einer Kutsche lautet folgendermaßen: „Diese Kutsche ist zu verkaufen; man kann acht Tage darin fahren, ohne geschmiert zu werden."

Ankündigung eines Wirthes. „Hier ist Wein wie Essig zu verkaufen." Der Schreiber hatte wahrscheinlich das auch vor Essig vergessen.

— Gute Lage. Der „London-Advertiser" brachte neulich die Ankündigung eines zu verkaufenden Wirthshauses, und es wurde darin als vorzüglich zu empfehlende Eigenschaft des Hauses bemerkt, daß es in einer Wachholderbranntweintrinkenden Nachbarschaft liege!

— Der Unterzeichnete hat auf der Straße von Komorn nach** ein Einkehrwirthshaus errichtet. Für Rinder, Schweine und Schafvieh sind gute Stallungen vorhanden; für Gäste minderer Qualität auch Zimmer zu haben.

— In Leipzig zeigte ein Traiteur dem Publikum und den Meßfremden an, daß er wie bisher warm speisen werde.

Ankündigung eines Zuckerbäckers. Eine in einem süddeutschen Blatte von einem Conditor kürzlich erschienene Empfehlung von Gefrorenem führte die Ueberschrift: „Gefrornes Anerbieten."

Anleihe auf unbestimmte Zeit. Die Gattin eines reichen Fremden wohnte kürzlich in Paris der Aufführung eines sehr komischen Vaudeville's bei, das sie ungemein unterhielt. Der Dichter, ein geistreicher, aber in etwas beschränkten Umständen lebender Mann, schrieb am nächsten Morgen dem Fremden: „Mein Herr! Ihre Frau Gemahlin sah gestern eines meiner Werke aufführen; sie lachte für mehr als die 32 Franken, welche die Loge kostet, und ich kann Sie versichern, daß sie sich gewiß für 3000 Franken unterhielt. Da ich dieser Summe bedarf, um meine Umstände zu verbessern, so ersuche ich Sie, mir dieselbe zu leihen. Sie sind übrigens so glücklich, daß es nicht unmöglich ist, daß ich sie Ihnen zurückerstatte." Der Fremde honorirte diese neumodische Tratte.

Zartes **Anleih**-Gesuch. Drei Herren in einem Wirthshause wollten eben fortgehen. Der Erste zum Zweiten: „Können Sie mir nicht für zwei Kreuzer kleines Geld geben, damit ich dem Kellner Etwas schenken kann?" Der Zweite. „Nein, ich habe nichts Kleines bei mir." Der Dritte zum Zweiten. „O weh, ich habe meine Brieftasche verloren, können Sie mir nicht zwei Gulden leihen?" Der Zweite. „Es ist mir sehr leid, aber ich kann nur einen Gulden entbehren." Der Dritte. „Auch gut, so geben Sie mir indessen den Gulden, und bleiben mir den andern schuldig, bis Sie bei Cassa sind."

Das vortheilhafte **Anleihen.** Ein Handwerksbursche reiste mit einem Juden in eine nahe Provinzialstadt, und hatte nebst einem Bündel einen schweren Mantel zu tragen. Als sie in das erste Wirthshaus kamen und der Handwerksbursche die Zeche bezahlen sollte, sagte er zu dem Juden: „ach du lieber Himmel, ich habe kein Geld bei mir. Leihen Sie mir doch einen Gulden." Der mißtrauische Jude ließ sich herbei, ihm den Gulden zu geben, aber nur in dem Falle, daß er ihm ein Pfand dafür einsetze; der Handwerksbursche gab ihm seinen Mantel. Vom Schweiße triefend, schleppte sich der Jude in der Hitze mit dem Mantel bis zum Städtchen; dort angelangt, zog der Handwerksbursch einen Gulden aus der Tasche, gab ihm denselben und bedankte sich schönstens, daß er ihm seinen Mantel so weit getragen habe.

Anleihen. Ein Zuckerbäcker nahe an einem Universitätsgebäude war ein außerordentlich freundlicher und gefälliger Mann. Ein Student hatte einmal eine Tasse Caffee bei ihm getrunken und sagte, als er dieselbe bezahlen wollte: „Können Sie mir wohl auf einen Louisd'or herausgeben?" — „O ja, o ja," sagte der Conditor, und zählte 5 Thaler und 15 gute Groschen hin. Der Musensohn strich das Geld ein mit den Worten: „Den Louisd'or will ich Ihnen morgen mitbringen." — „Schön, schön," sagte der freundliche Caffetier.

Anliegen. Gewisse Freunde sind wie neue Kleider, wenn man sie angezogen hat, äußern sie erst ihr Anliegen, das uns sehr oft beengt!

Anmaßung — ist die Perrücke der intellectuellen Kahlheit.

Die Königin **Anna**, die in Scribe's „Glas Wasser" zur Abkühlung ihrer Hitze ein solches fordert, soll keineswegs eine große Verehrerin des elementarischen Fluidums gewesen sein. Ihre Statue vor der St. Pauls-Cathedrale in London, der sie den Rücken kehrt, das Gesicht nach einem gegenüber befindlichen Schnapsladen wendend, hat dem Volkswitz zu folgendem Distichon Veranlassung gegeben:

„Die Königin Anna ist hier zu erblicken,
Die Schenke im Auge, die Kirche im Rücken."

Anonymität. In Berlin hat neulich ein Ungenannter in einem vielgelesenen Blatte verlangt, daß Jeder, der einen Aufsatz in eine Zeitung sende, sich nennen soll. Man forderte ihn auf, sich selbst zu nennen, aber er erklärte, das könne er nicht, weil er Rücksichten zu nehmen habe.

Anonymus läßt sein Geschütz
Ganz im Verborg'nen spielen,
Läßt, wie der Räuber, seinen Witz
Auf alle Wand'rer zielen. —
Ihr wollt, was schlecht ist und was gut,
Vor aller Welt bekennen,

Und habt nicht einmal so viel Muth,
Mit Namen euch zu nennen? Heinrich Adami.

Anrühmung. Ein Gastwirth verpachtete sein Wirthshaus; er machte dem Pächter die täglichen Gäste namhaft, und unterrichtete ihn von ihren Eigenschaften; so kam er auch auf den Herrn von H., das wäre der beste Kunde von Allen, er verzehrt täglich 5 bis 6 Thaler, nur Schade, daß er nicht bezahlt.

Auch eine **Ansicht.** Einem Candidaten der Rechtskunde gab einst ein Gerichtsrath die Acten einer sehr schwierigen Prozeßsache, mit der Aufforderung, seine Ansicht darüber abzugeben. Der Candidat durchlas die Verhandlungen und übergab sie dem Gerichtsrath mit folgender darunter verzeichneten Ansicht: „Es soll mich wundern, was aus dieser Sache werden wird!"

Feine **Anspielung.** Nach einer Vorstellung der Agnes Bernauerin auf einer gewissen Bühne, sprachen zwei Israeliten mit einem großen Enthusiasmus von Herrn Schröder, „das muß man sagen," rief der Eine, „e's ist a properer Herr, denkt er doch auf Alles. Hast Du gemerken das rothe Tuch, wie sie die Agnes herausbrachten im letzten Akt? 's war fain, sehr fain!" — „Fain? fragte der Andere, „wie das?" „Nun," schrie der Erste ziemlich hitzig, „ist die Agnes nicht ertränkt? darum ist das rothe Tuch à Anspielung auf die blut'ge That."

Anspornen. Der Chef eines Amts-Bureaus trug Sporen, ohne daß man ihn je hatte reiten gesehen. — Als sich darüber Jemand verwunderte, sagte ihm ein Anderer: „er trage sie um seine Untergebenen zur Arbeit anzuspornen."

Stumm und doch **ansprechend.** Die Stumme von Portici ist bei uns sehr beliebt, denn sie spricht Jeden an.

Ansprechen. Ein solides, aber zugleich auch sehr witziges Mädchen ging neulich Abends allein durch die Straßen, als ein Geck, der so mir nichts dir nichts umherschweifte, sie erblickte, und ihr seine Begleitung anbieten wollte. Er trat vor sie mit den Worten: „Sie vergeben mein Fräulein, daß ich Sie anspreche." — „O nein, mein Herr," fiel sie ihm in die Rede, „Sie sprechen mich gar nicht an."

Ansprüche. „Ich weiß nicht, warum sich das alte Fräulein von P. immer noch schminkt?" sagte ein junger Herr in einer Gesellschaft. „Eroberungen wird sie doch nicht mehr machen wollen?" „Das wohl nicht," versetzte ein Anderer, „aber sie führt noch immer Rosen und Lilien auf ihren Wangen, wie Großbritannien die französischen Lilien in seinem Wappen, um ihre Ansprüche nicht aufzugeben."

Anstand. Der „Ungar" sagt: Das erste Gebot, das man in unserer Zeit jungen Mädchen einschärft, ist: „Seht auf den Anstand!" — Unsere Damen scheinen das aber zu verstehen: „Steht

auf dem Anstand!" denn sie geben sich die größtmögliche Mühe, einen Mann zu erjagen.

Furcht vor **Ansteckung.** In einem Dorfe wurden Kühe von einem wüthenden Hunde gebissen, und bei den meisten derselben brach die Wuth auch aus. Ein Bauer aber hatte seine Kuh noch früher geschlachtet und das Fleisch verkauft, wovon sehr viele Personen aßen. Nun wurde vom Richter die Anzeige gemacht, und der Kreisarzt beordert, nach dem Dorfe abzugehen, um dort die nöthigen Präservative anzuwenden. Nachdem er schon mehreren Personen Arzneien eingegeben hatte, sah er vor einem Hause eine Frau sitzen, die ihm die Hände bittend entgegenstreckte. „Willst Du auch Medicin, Alte?" fragte er sie. „Ja, ich bitte recht schön!" war die Antwort. „Hast Du auch von dem Kuhfleisch gegessen?" — „Nein!" — „Nun, warum willst Du denn einnehmen?" — „Ja, Herr Doctor! ich habe über den Zaun geschaut, als die Kuh geschlachtet wurde."

Anstellung. Ein arg zerlumpter Kerl, den man eines Excesses halber arretirt hatte, meinte bei dem Verhöre, er sei keineswegs ein so gemeiner Mensch als man denke, im Gegentheile, habe er eine sehr hübsche Anstellung — bei der Stadtverschönerung nämlich. Der zerlumpte Stadtverschönerer war eigentlich Gassenkehrer in Paris. Seine Worte lauteten: „Moi et mes camarades nous pouvons nous vanter que c'est nous seules qu'embellissons Paris."

Anstoßen. Bei einer fröhlichen Tafel fragte man den Dr. Mogos, warum man gerade mit dem Weine anstoße, und nicht mit Bier u. s. w. — Dr. Mogos erwiderte: „Weil im Weine Wahrheit liegt, und mit der Wahrheit stoßt man immer an!"

Der **Antheil** des Teufels. Ein Schauspieler gastirte als Mephistofeles und bekam dafür den dritten Theil der Einnahme, welchen ihm der Director am andern Tage zuschickte, und zwar in dem Theaterzettel: „des Teufels Antheil" gewickelt.

Antichambriren — eine irdische Höllenqual für eine freie männliche Seele. Börne.

Antik. Im Canalschen Garten ging ein Prager Fischhändler mit seiner reizenden Tochter spazieren. Ein Stutzer, die Vorübergehenden durch die Lorgnette musternd, rief, als er die Schöne erblickte, in Ekstase überlaut: „O ihr Götter! welch antiker Kopf!" und der Fischhändler, dieses auf sich beziehend, entgegnete zornig: „San Se selber dickkuppige Flegel."

Antipathie. — Hufeland sagt: „Die Sympathie besteht in der Wechselwirkung zweier Dinge oder Wesen, die Antipathie aber besteht in der Atmosphäre, die sich um ein gewisses Wesen bildet, und die wir nicht ertragen können." Die zarteste Sympathie besteht also zwischen Schuldnern und Gläubigern, denn diese stehen in beständiger Wechselbeziehung, wenn aber der Wechsel fällig ist, bildet

sich um den Gläubiger eine Atmosphäre, die der Schuldner nicht ertragen kann. S.

Antiquarius — ein Mann, der uns auf unumstößliche Weise darlegt, daß der Cerberus der Unterwelt ein Pudel und nicht ein Pinscher oder Spitz gewesen ist. H.

Antrag. Der reiche Lord N., welcher von den Reizen einer Schauspielerin bezaubert war, hörte, daß sie einen im seltenen Grade eingezogenen Wandel führe, und bis jetzt alle Anträge abgewiesen habe. Er schrieb ihr: „Mademoiselle! Man hat mir gesagt, daß Sie sehr tugendhaft sind, und den festen Willen haben, es immer zu bleiben. Damit Sie diesen Vorsatz desto leichter ausführen, setze ich Ihnen durch die beiliegende Schrift monatlich 50 Guineen aus; sollte Ihnen aber Ihre Laune einmal vergehen, so bitte ich Sie, mir den Vorzug zu geben, ich zahle Ihnen dann von dem Augenblicke an jeden Monat 100 Guineen.

Einladender **Antrag.** In N. sollte ein Verbrecher gehängt werden; es fehlte aber an einem Henker. Ein Maurer verstand sich endlich dazu, die Stelle desselben zu versehen, und erhielt eine ansehnliche Belohnung. Dies gefiel ihm, und er ließ daher bald darauf an den Straßenecken eine Nachricht anschlagen, folgenden Inhalts: „Ich Endesunterschriebener habe neulich den Dieb N. N., wie jedermanniglich bekannt sein wird, für 2 Louisd'or mit vieler Geschicklichkeit gehenkt. Ich habe indessen bei den jetzigen geldarmen Zeiten den Preis herunter gesetzt, und bin bereit: einzelne Personen für 1 Louisd'or, Gesellschaften aber von 3, 4 Personen für 10 Thaler zu henken, wozu ich ein geehrtes Publikum hiermit ergebenst einlade!" N. N.

Antreten. Ein Student hatte von seinem Vater nichts als ein Paar alte Pelzstiefeln geerbt. „So laßt uns denn," rief er aus, indem er sie feierlich anzog, „in Gottes Namen unsere Erbschaft feierlich antreten."

Treffende **Antworten.** Der Vezier Malek bekam den griechischen Kaiser gefangen und fragte ihn: „was er für eine Begegnung von seinem Ueberwinder erwarte?" Der Kaiser antwortete: „Wenn Du als König Krieg führest, so schicke mich wieder zurück; führst Du ihn als Kaufmann, so verkaufe mich; führst Du ihn aber als Fleischer, so bringe mich um's Leben." — Der Türke sandte ihn ohne Ranzion zurück.

— Der Chef eines Collegiums wurde gefragt, aus wie viel Mitgliedern solches bestehe? „Aus mehreren als nöthig sind, und aus wenigern, als ich bedarf," war die Antwort.

— Einen gerade ohne Anstellung lebenden Schulcandidaten redete ein jüngerer, aber glücklicherer College in einer Gesellschaft mit den Worten an: „Ich bedauere Sie sehr, denn Sie sind jetzt nicht nur heimathlos, sondern auch herrenlos, dienstlos und folglich brodlos!" —

Der Angeredete erwiderte sehr laconisch: „Doch aber nicht geistlos, und folglich auch nicht trostlos, wie Sie es in solchen Verhältnissen sein würden."

Treffende **Antworten.** Lucie Cooper wird vor Gericht geladen. Als nun einer der Beisitzer eine unhöfliche Frage an sie that, auf die sie nicht schicklich und gehörig antworten konnte und wollte, sagte sie: „Mein Herr, das, womit Sie Ihr Glück machten, hat mir den Untergang bereitet, — Unverschämtheit."

— Ein Engländer, der bei einem deutschen Grafen zu Gaste war, warf von ungefähr ein Glas um. Der Graf fragte ihn, ob das in England so Sitte sei. Gefaßt erwiderte der Engländer: „Das eben nicht, aber wenn es geschieht, fragt wenigstens Niemand danach."

— Ein etwas zu sehr für sich eingenommener Banquier, der es liebte, wenn man ihm in feierlicher schwarzer Kleidung seine Aufwartung machte, erhielt von einem Studenten einen Besuch. Nachdem ihr Geschäft abgemacht war, besah der Banquier Letzteren genau und sagte: „Schau, schau, haben's da wohl weite, lichte Hosen an?" — Student. „Ja! 's sind Pantalons." — Banquier. „Sie sind wohl jetzt so Mode?" — Student. „Ja!" — Banquier. „Aber zu honetten Leuten geht man halt wohl nit darin." — Student. „Nein!"

— Ein Schauspieldichter sprach viel in einer Gesellschaft von seinen theatralischen Arbeiten, und äußerte seine Verwunderung gegen einen Anwesenden, daß dieser keinen Titel von seinen Stücken kannte. — „Sie gehen also wohl nie in's Schauspielhaus?" fragte der Dichter mit einem Tone der Verachtung. — „Nie in die erste Vorstellung," versetzte der Gefragte, „aber ich versäume kein Stück, wenn es öfters aufgeführt wird."

— „Schon lange sehe ich den Arzt X. nicht, ist er vielleicht krank, oder gar todt?" fragte der Eine. Der Andere antwortete recht passend mit den Worten aus Schiller's Jungfrau: „Er lebt in Fülle der Gesundheit, und Euch allen zum Verderben."

— Die Katze einer Schauspielerin hatte den Canarienvogel der Fürstin von ** gefressen. Die Fürstin darüber sehr erboßt, schrieb der Schauspielerin einen sehr unhöflichen Brief und unterschrieb sich Caroline, Fürstin von **. Die Schauspielerin antwortete eben so unhöflich und unterzeichnete: „Für heute Elisabeth, Königin von England."

— Eine schöne Lyonerin, Frau Bobu, hatte den Maire der Stadt beleidigt. Auf einem Maskenballe erkannte er sie und redete sie spöttisch an: „Wie befinden Sie sich, Frau Ba-be-bi-bo-bu?" Sie antwortete: „Sehr wohl, Herr Ca-ce-ci-co-cu." Und die beißende Anspielung der beiden letzten Sylben war treffend.

Treffende **Antworten.** Als Jemand gefragt wurde, wie alt er sei, antwortete er: „ich bin gesund;" auf die Frage: wie reich er sei? versetzte er: „ich habe keine Schulden."

— Bei einem öffentlichen Examen wurde ein Mediciner gefragt: „Wenn Jemand durch irgend eine Explosion in die Luft geschleudert wird, was ist dabei zu thun?" — „Ich würde ruhig abwarten, bis er wieder zur Erde käme, und ihn dann untersuchen," war die einfache Antwort. — „Welche Muskeln würden sich bewegen, wenn ich Ihnen jetzt einen Stoß ins Kreuz gebe?" — „Jedenfalls die Muskeln meines rechten Armes; denn ich würde keinen Augenblick anstehen, Ihnen eine Ohrfeige dagegen zu geben," war ebenfalls die einfache Antwort.

— In einem juridischen Rigorosum fragte der Decan den Candidaten: „Was würden Sie thun, wenn Sie Ihr Oheim zum Erben einsetzte, und Passiva die Activa überstiegen?" — Gelassen versetzte der Befragte: „Für eine solche Erbschaft würde ich mich bedanken."

Laconische **Antwort.** Ein im Kriege reich gewordener Glückspilz wollte seinem Mammon Ehre machen; dazu gehörte nach seinen Begriffen nun auch, daß man eine Geliebte habe. Er wählte dazu eine nicht hartherzige Schauspielerin, überhäufte sie mit Geschenken, und als sie einmal sogar den Wunsch äußerte, eigene Pferde und Wagen zu haben, machte er ihr damit ein Geschenk. Trotz seiner Freigebigkeit, behandelte sie ihn aber in Gegenwart Anderer, denn sein Wesen war zu unausstehlich, oft sehr geringschätzig. Darüber entrüstete er sich so sehr, daß er beschloß, mit ihr zu brechen. Er schrieb ihr daher: „Unsere Verbindung hat ein Ende. Behalten Sie Alles, was Sie von mir haben, rechnen Sie aber auf Nichts weiter. Die beiden Thiere laff' ich Ihnen auch, für ihr Futter werden Sie aber von jetzt an selbst sorgen müssen." Er bekam die lakonische Antwort: „Gottlob, daß ich des dritten los bin!"

Wie die Frage so die **Antwort.** „Hallo da!" rief ein Bauer einem andern zu, dem er unterwegs begegnete, und der in großer Eile zu sein schien. „Wo gehst Du hin? was macht Deine Frau? wie viel Uhr ist's? was kostet die Butter?" — „Auf den Markt, ziemlich wohl, hat drei geschlagen, zwölf Groschen" war die Antwort.

Anzeige eines Breslauer Schneidermeisters. Da so viele meiner geehrten Kunden, wie mein Contobuch nachweist, an einem außerordentlich schlechten Gedächtniß leiden, so habe ich mit einem berühmten Mnemotechniker die Verabredung getroffen, für sie einen Cursus in seiner Kunst zu eröffnen. — Diejenigen Herren also, deren Wohnort mir unbekannt ist, wollen sich Gratisbillets dazu in meiner Behausung abholen lassen; den übrigen werde ich mir die Ehre geben, Eintrittskarten zuschicken. —

Anzeige von einem Dichter in Wien. Wir machen die Leser hier-

mit aufmerksam, daß bereits für den ersten Schnee ein Gedicht fertig ist. Sollte es heuer nicht schneien, so lassen wir es in's Frühling'sche für den 1. Mai übersetzen.

In einer **Anzeige** der Philadelphia-Zeitung liest man: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, 100 Dollars werth. Wenn der Dieb sie zurückgiebt, soll er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welche zweimal soviel werth ist, und soll ihm weiter keine Frage gestellt werden."

Anzeigen. Die Gazette von Gent enthält folgende merkwürdige Anzeige: „Nachricht an die Gläubiger! Der Unterzeichnete hat die Ehre, das Publikum zu benachrichtigen, daß, als er am 16. October von einem gewissen F. V. D. Z. eine Schuld einforderte, dieser sich derselben dadurch erledigte, daß er ihm in seinem Hose Stockprügel gab." (Unterz.): Jean Vermessen.

— An der Kirchthüre zu Ludfort, las man folgende auffallende Annonce: „Allen dient zur Nachricht, daß auf diesem Kirchhofe Niemand beerdigt werden kann, außer wer im Kirchsprengel selbst lebt. — Diejenigen, welche hier beerdigt zu werden wünschen, werden ersucht, sich deßhalb an mich zu wenden. Ephraim Grub, Küster des Kirchsprengels."

— Zur größern Bequemlichkeit für meine Patienten wohn' ich jetzt neben der Sargfabrik. Dr. Kil. Pillendreher, praktischer Arzt.

— Ein Handschuhmacher ließ in den öffentlichen Blättern bekannt machen: „Bei mir sind zu bekommen, Handschuhe für Herren von Bockleder."

— In den Berliner Zeitungen macht Jemand eine Anzeige: „Im Auftrage des Verstorbenen."

— Aus dem Intelligenzblatt des „Humoristen." Freunden und Bekannten zeige ich hierdurch ganz ergebenst an, daß meine Frau gestern Abend 6 Uhr glücklich von einem Clavierspieler entbunden worden ist; sein Concert findet übermorgen Statt; Vormerkungen zu Sperrsitzen beliebe man bei der Hebamme zu machen. — Ankündigung. Akademie aus eigenen Kräften. Jakfel Patschlowitsch giebt im Saale zum „ledernen Seufzer" eine Akademie aus „eigenen Kräften." Programm: 1) Trägt Herr Patschlowitsch selbst die Stühle und das Notenpult herein. 2) Singt Herr Patschlowitsch ein Ensemblestück von sechsthalb Männerstimmen ganz allein. 3) „Der Krampus ohne Furcht und ohne Tadel," Gedicht von Patschlowitsch, vorgetragen von Patschlowitsch, in Musik gesetzt von Patschlowitsch und auf sechs Posaunen begleitet von Patschlowitsch. 4) Pas de deux, spanischer Tanz, auf vier Füßen getanzt von Herrn Patschlowitsch. 5) „Heute Bier, morgen Schmier," humoristisches Gedicht von Herrn Patschlowitsch, vorgetragen von Herrn Patschlowitsch. 6) „O Kathi, es kommt der Tati!" Sopran-Arie, Text und Musik von Herrn Patschlowitsch, ge-

sungen und begleitet von Patschlowitsch. 7) Humoristische Vorlesung von Herrn Patschlowitsch. 8) Herr Patschlowitsch nimmt sogleich nach dem Fallen des Vorhanges die Lichtstümpchen mit nach Hause. — — Eine Frau in den besten Jahren ist erbötig, einige davon abzulassen, für andere Jahre, wenn sie auch nicht besser, aber dafür etwas jünger sind.

Anzeige. In der Nacht vom 1. auf den 2. April soll der berühmte Literat N. einen guten Gedanken gehabt haben; man zweifelt sehr an seinem Aufkommen.

Nicht anzufangen. Einem Gaste zu Ehren gab ein Gutsbesitzer einen Ball; die Eröffnung desselben sollte der Gast mit der Frau des Hauses machen, welche aber dieses Anerbieten ausschlug. Entrüstet eilte der Beleidigte zu dem Gutsbesitzer und beschwerte sich deshalb; dieser versetzte jedoch gleichgiltig: „Das habe ich mir ohnedies gedacht, denn mit meiner Frau ist nichts anzufangen."

Apelles. Ein Maler rühmte sich in Gegenwart des Apelles, daß er sehr geschwind malen könne. — „Das sieht man wohl an der Arbeit!" antwortete Apelles.

— Ein schlechter Künstler malte die Helena, in kostbares Gewand gehüllt, mit Gold und Edelsteinen überladen. „Klug!" sprach Apelles, „weil Du sie nicht reizend malen konntest, so stelltest Du sie pomphaft dar." Ein gutes Wort, das man jetzt auf die Prachtstücke der Bühne anwenden könnte.

Apostein. In W. besteht ein Haus, genannt: „Zu den zwölf Aposteln." Unlängst starb in diesem Hause ein Kammermädchen, die in dem Todtenregister mit den Worten aufgeführt war: „Johanna S..., 28 Jahr alt, Kammerjungfer bei den 12 Aposteln."

Apotheker — ist ein Mann, der von Eingebungen lebt, und sich daher um so wohler befindet, je schlechter es Anderen geht. Er braucht das Pulver nicht erfunden zu haben, wenn er es nur zu mischen versteht. H.

— Sie sind sehr gewissenhafte Leute; denn sie haben ihre Scrupeln, die sich zwar nicht auf ihre Arzneien, sondern nur auf ihr Gewicht erstrecken.

— Der Cantor eines kleinen Städtchens, der mit dem Apotheker daselbst gespannt war, ließ, um sich an ihm zu rächen, bei jedem Begräbnißzuge, der bei der Apotheke vorüberging, seine Chorschüler die Strophe eines alten Liedes singen, die mit den Worten beginnt: „Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist."

Die **Appenzeller** sind wegen ihres schnellen und treffenden Witzes und der Schärfe und Derbheit ihrer Antworten bekannt.

„Ist es wahr, daß die Appenzeller blind auf die Welt kommen?" wurde Einer gefragt. „Ja freilich!" war die Antwort; „dafür sehen

sie auch im späten Alter so gut, daß sie beim ersten Blick den Narren, wie Euch, vom klugen Menschen unterscheiden können."

Appetit. Zu Magdeburg hatte man einen Lachs in der Elbe gefangen, den alle Welt seiner Größe wegen bewunderte. „So groß ist er doch nicht," sagte ein Banquier, „daß ihn nicht ein guter Esser auf eine Mahlzeit verzehren könnte. Ich wollte 200 Thaler darauf wetten." Es fand sich sogleich Jemand, der die Wette annahm, bei welcher er Nichts zu verlieren glaubte. Der Banquier ließ einen Mann rufen, den er kannte, und fragte, ob er sich getraue, diesen Fisch auf eine Mahlzeit zu verzehren. „Wollt' ihn wohl verzehren," sagte dieser, „wenn er nur mein wäre." Der Banquier ladet ihn zum Essen ein, läßt aber aus Sorge, daß er dem Menschen doch wohl zu viel werden könnte, in Beisein des Gegners den Fisch in 24 Theile theilen, und jeden Theil anders zurichten. Achtzehn Portionen aß der Mann mit so gutem Appetit ohne zu wissen, was er aß und mit großem Vergnügen, aber von nun an sah er sich bei jeder Portion etwas besorgt um, wobei freilich dem Banquier nicht wohl zu Muthe war. Bei der 24sten Portion endlich sagte er ganz trocken: „Ja wenn das Fischlein nun aber nicht bald kommt, so weiß ich nicht, ob ich es werde zwingen thun."

— Man sitzt beim Frühstück. Ein Kostherr, welcher das Haus eben bezogen, zur Hausfrau (sehr höflich): „Darf ich fragen, Madame, ob es Kaffee oder Thee ist, was Sie eben die Güte hatten, mir einzuschenken?" — Die Hausfrau (sehr verwundert und in unzufriedenem Tone): „Wie meinen Sie das? Wie soll ich Ihre Frage verstehen?" — Herr (noch höflicher): „Ich meine blos, wenn es Kaffee ist, was Sie mir eben einschenken, so möchte ich Sie um eine Tasse Thee bitten; ist es aber Thee, so möchte ich lieber den Kaffee versuchen."

— „Wie doch die Sprüchwörter lügen!" sagte Jemand. So heißt eines: „Der Appetit kommt beim Essen. Ich esse nun aber schon dritthalb Stunden lang und er ist mir noch nicht gekommen."

Applaus. Ein Schauspieler, der seinem geringen Talente durch Applaus nachhelfen wollte, diesen aber nicht, gleich so vielen Künstlern von Ruf, bezahlen wollte oder konnte, stellte seine vier hoffnungsvollen Sprößlinge auf die Gallerie und gab ihnen die Weisung, bei seinem Erscheinen tüchtig in die Hände zu klatschen und, wenn er eine bedeutende Scene hätte, „Bravo!" zu rufen. — Die Kleinen hatten sich das gut gemerkt, und das Klatschen that auch seine gehörige Wirkung; als indeß die Reihe an das Bravorufen kam, und alle vier aus voller Kehle schrien, rief der jüngste Knabe: „Bravo, Vater! — Bravo, Vater!" — Das ganze Publikum brach in lautes Gelächter aus, und mit dem Erfolge des armen Schauspielers war es vorbei.

Das **applaudirte Gezische.** Als kürzlich in einem Pariser Thea-

ter ein neues Stück ausgezischt wurde, klatschte ein Zuschauer aus Leibeskräften. Sein Nachbar stieß ihn unwillig an den Arm und fragte: „Wie können Sie denn solchen Unsinn applaudiren?“ „Ei,“ sagte der Klatscher, „ich applaudire nicht das Stück, sondern die Zischer.“

Bedeutung eines Applaus. Ein französischer Schauspieler gab in einer Provinzialstadt mehrere Gastrollen. Er gefiel in keiner, wurde sogar in einigen ausgepocht und ausgepfiffen. Er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken und versicherte dem Schauspieldirector, es sei nichts als Cabale, und bestand darauf, in der Rolle des Tartüffe aufzutreten. — Nur nach langem Weigern verstand sich der Director dazu, und in diesem Stücke wurde der Schauspieler bei einer Stelle applaudirt. Nach beendigter Darstellung sagte er zu dem Director selbstgefällig: „Wer hat nun Recht? Hat man mich nicht laut beklatscht?“ „Das ist nicht zu leugnen,“ erwiderte der Director, „aber es bestätigt meine Meinung von Ihnen.“ — „Wie so?“ — „Wissen Sie denn nicht, bei welcher Stelle Sie applaudirt wurden? Ich habe sie gut behalten. Als Sie die Worte sagten: Die reine Wahrheit ist's, ich tauge nichts! Da ging das Klatschen an, und wollte kein Ende nehmen.“

Ursache des Applaudirens. Eine mittelmäßige Sängerin sang in einem Concert eine Arie. Einer der Zuhörer klatschte ihr Beifall zu. „Wie kommen Sie dazu?“ fragte ihn ein Nebenstehender. — „Ich applaudire nur den Text,“ erwiderte er, „aber nicht den Gesang.“

Aprilschicken. Am 25. März 1810 las man zu London an allen Straßenecken, mit großen Lettern gedruckt, Folgendes: „Heute über acht Tage wird auf Smithfield ein großes, unerhörtes, noch nie gesehenes Schauspiel dargestellt werden, wozu Jedermann eingeladen wird.“ Natürlich, daß sich an dem bestimmten Tage eine unermeßliche Zahl Neugieriger an Ort und Stelle einfand. Man wartete den ganzen Tag, ohne daß man etwas gewahrte. Endlich verbreitete sich Abends ein Ruf wie ein Lauffeuer durch die Menge: „Heute ist der erste April, ganz London ist gefoppt.“

Das willkommene **Aprilschicken.** Am 1. April 1845 wurde zu Berlin ein Lieutenant von einem guten Freunde unter dem Vorwande daselbst etwas zu besehen, in einen Kaufmannsladen in April geschickt. Als der Lieutenant das Genannte im Laden gar nicht vorfand, und gewahr wurde, daß er angeführt worden, wollte er seine Verlegenheit dadurch verstecken, daß er vom Kaufmanne, der zugleich auch Lotterie-Einnehmer war, ein Loos zur nächsten Ziehung kaufte. Als nun gezogen wurde, fiel auf sein Loos ein Gewinn von 20,000 Thalern. Er soll seit der Zeit deswegen, daß er sich so leicht in April schicken ließ, nicht mehr ausgelacht worden sein.

Arbeitshaus — ein Aufenthaltsort für ſolche Leute, die nicht gern arbeiten; größtentheils haben ſie in ein fremdes Haus gewollt, und ſind anſtatt deſſen in ein ſehr bekanntes gekommen. H.

Arche. Die Arche Noah's war eine deutſche Erfindung, ſie hatte außen und innen Pech. S.

Herr von **Argenſon** ſagte zu dem Grafen von Sebourg, dem Liebhaber ſeiner Gemahlin: „Ich wüßte zwei Stellen, die gleich gut für Sie paßten; das Gouvernement der Baſtille und des Invalidenhauſes. Aber gebe ich Ihnen die Baſtille, ſo wird Jedermann ſagen, ich habe Sie hinein geſchickt; gebe ich Ihnen die Invaliden, ſo wird man glauben, meine Frau hat es gethan."

Als der Graf **d'Argenſon** Chef der Polizei zu Paris war, entſtand ein Volksauflauf wegen Mangel an Brot, und man machte Anſtalten, ein Hotel zu ſtürmen. Der Graf trat unerſchrocken unter die ärgſten Schreier, ergriff ein feiſtes Fiſchweib mit kupferrothem Geſichte bei der Hand und rief mit lauter Stimme: „Du lieber Gott! iſt das nicht ein wahres Bild des Elends und der Hungersnoth." Das wirkte ſo, daß Alles mit ſchallendem Gelächter auseinanderging.

Argwohn. Wer den Argwohn liebt, haßt die Ueberzeugung.

Ungerechter **Argwohn.** Aus dem Theater Porte Saint Martin, deſſen Vorſtellungen nie vor Mitternacht enden, begab ſich jüngſt ein junger Mann ſpät in der Nacht in ſeine Wohnung im Quartier Latin, als er in einem Gäßchen plötzlich einen Verzweiflungsſchrei hörte: „Tödte ihn nicht, tödte ihn nicht!" rief eine weibliche Stimme in einem Erdgeſchoßzimmer. — „Er muß ſterben!" ſchrie darauf ein Mann wild und entſchloſſen, „er muß ſterben, ich ertrag' dies nicht länger!" Der junge Mann trat, ſobald er dies hörte, an das Fenſter, und klopfte an den Laden. — „Wohlan," rief wieder die Frau, „jag' ihn zur Thür hinaus, nur tödte ihn nicht!" In dieſem Augenblicke gibt der Fenſterladen den Anſtrengungen des jungen Mannes, der Ohrenzeuge dieſer Scene war, nach, das Fenſter ging auf, und heraus flog — ein Hund, dem jungen Manne gerade auf die Bruſt. Das arme Thier war eine kleine Dogge, hatte den Krampf an den Hinterbeinen, eine Haarſchnur durch den Hals und ein Pflaſter auf dem Genicke.

Die ſchöne **Arie.** Dem Bedienten eines Herrn in Böhmen gefiel ausnehmend Schillers Räuberlied, das ſein Gebieter mit wohlklingender Stimme ſang, und er bat ihn: „Herr Gnoden! ſagens mir doch, bitte ich Ihne, von wem iſt dieſe Lied?" — „Von Schiller" erhielt er zur Antwort. — „Su ſu!" äußerte der czechiſche Wenzl, „vun Schilleriſches Werken hob ich ſchun hören viel ſprechen, ſie hobens olle ſchönes Arie."

Ein großer Schwätzer ſagte zu **Arioſt**, nachdem er lange zu ihm geſprochen und keine Antwort erhielt: „Ich bin Ihnen vielleicht läſtig,

und halte Sie von andern Dingen ab." — „Sprechen Sie nur immer weiter," erwiderte Arioſt, „ich höre nicht darauf."

Ariſtides. Das Volk zu Athen verbannte den Ariſtides durch den Oſtracismus. Ein Bauer, der den Ariſtides nicht kannte, bat ihn ſelbſt, für ihn ſeinen Namen auf eine Scherbe zu ſchreiben. „Hat er Dir etwas gethan?" fragte Ariſtides. — „Nein, das nicht," antwortete der Bauer: „aber ich kann es nicht leiden, daß man ihn den Gerechten nennt." Ariſtides ſchrieb ganz ruhig ſeinen Namen auf.

Ariſtokrat. Homo semper viridans. Macht ſich immer grün und nimmt ſich die Freiheit, keine Gleichheit zu dulden. Wenn er aufhört ein Bube zu ſein, kommt er in die Flegeljahre und ſobald er majorenn iſt, wird er ein gemachter Mann. Weil die Ariſtokraten nur einen Kopf, aber zwei Beine haben, ſo können ſie nur wenig Dinge begreifen, aber ſehr Viel mit Füßen treten. Der Ariſtokrat läßt ſich zum Hofthier zähmen und verfällt nur in die urſprüngliche Wildheit, wenn er unter das Volk kommt. Ihm die Erfindung der Preßfreiheit zuzuſchreiben, wäre ein grober Irrthum. Kaliſch.

Man fragte **Ariſtoteles**, warum er ſo ſehr hübſche Frauenzimmer liebe? „Dies iſt die Frage eines Blinden," gab der Philoſoph zur Antwort.

Nicht in **Arkadien**, ſondern in Przemisl. Einem Bürger in Przemisl war ſein liederlicher Bube entlaufen, und hatte ſich zu einer herumziehenden Comödiantenbande geſellt. Der Vater hörte lange nichts von ihm, endlich fand er ihn in einem nahegelegenen Städtchen wieder, wo die Comödianten eben ein Declamatorium gaben. Der Sohn trat auf und fing an zu declamiren: „Auch ich war in Arkadien geboren." Da überlief den Vater die Galle, er ſtürzte vor und rief: „Nein, meine Herren, der liederliche Bube iſt in Przemisl geboren."

Einſt ging eine Frau mit ihrer Magd bei **Arlotto** vorüber, der mit wenigen Bekannten am Wege ſaß. „Welch' eine ſchöne Frau!" ſagte er zu dieſer, daß ſie es hörte. Sie glaubte, er ſpotte ihrer und erwiderte ganz brüsk: „Das Nämliche kann ich nicht von Euch ſagen." — „Ich glaube es wohl," entgegnete Arlotto, „weil Ihr nicht im Stande ſeid, zu lügen, wie ich."

Als der luſtige **Arlotto** einſt an einem Sonntage Abends von Carſſuttino reiſ'te, kehrte er unterwegs zu Ponte a Sieve ganz ermüdet und von einem anhaltenden Regen durchnäßt, ein. Er wollte ſich in der Wirthsſtube beim Feuer wärmen, aber da ſtanden über dreißig Bauern ſo dicht um das Feuer herum, daß ſich der arme Pfarrer weder wärmen, noch trocknen konnte. Weder ſeine noch des Wirthes Bitten vermochten die Bauern, Platz zu machen. Endlich beſann ſich Arlotto auf eine Liſt, um dieſe ihm ſo beſchwerlichen Statuen vom Feuer zu entfernen. Er fing an, ganz tiefſinnig da zu ſitzen, ohne

ein Wort zu reden. Der Wirth, welcher wußte, was er für ein lustiger Mann war, wunderte sich darüber, und fragte ihn, was ihm denn diesen Abend fehle, daß er wider seine Gewohnheit so traurig sei. Wenn ihm hier Etwas nicht anständig wäre, sollte er's nur sagen; er wolle ihm Alles in der Welt zu Gefallen thun. „Ach!" sagte Arlotto, „mir ist ein unglücklicher Zufall begegnet; es sind mir aus diesem Mantelsacke hier bei vierzehn Lire klein Geld, und achtzehn Gulden im Großen unterwegs herausgefallen. Doch ich hoffe Eines und das Andere davon noch wieder zu finden; denn ich kann sie nicht über fünf Meilen von hier verloren haben. In Borselli habe ich noch getrunken, und da ich eine halbe Meile davon einmal absteigen mußte, so muß mir, da ich mich wieder aufsetzte, der Mantelsack an der Schnalle zerrissen sein, und so ist dann das Geld nach und nach herausgefallen. Bei dem garstigen Wetter, das wir haben, weiß ich gewiß, daß mir Niemand nachgekommen ist. Thut mir nur den Gefallen, Herr Wirth, und kommt morgen mit mir, wenn es nicht regnet, oder gebt mir Jemanden mit, doch in aller Früh', so denke ich, schon noch etwas von meinem Gelde zu finden." Kaum hatte der Pfarrer ausgeredet, als sich von den Bauern Einer nach dem Andern ganz sachte wegschlich, und endlich kein einziger mehr zurück blieb; denn die wollten nun das Geld finden. Arlotto saß hierauf ganz bequem beim Feuer und lachte heimlich; die Bauern aber fanden Nichts, als schlechtes Wetter und Koth.

Folgenden merkwürdigen **Armeebefehl** ertheilte Suwarow 1799 dem General-Quartiermeister Chasteler: „Man muß angreifen! Blankes Gewehr, Bajonnet, Säbel! Keinen Augenblick verlieren! Alles zu Boden werfen! Alles nehmen! Alles auf der Ferse verfolgen, bis auf den letzten Mann. — Schäferstunde. — Angriff! — He, Chasteler! So viel Treffen, als das Terrain verlangt! — Ihre Eintheilung ist vortrefflich! Gott behüte Sie!"

Armen-Mutter. Einem französischen Improvisator wurde kürzlich in St. Omer eine schwere Aufgabe gestellt. Eine geistreiche Dame forderte ihn auf, ein vierzeiliges Gedicht zu machen, dessen drei erste Zeilen eine schwere Beleidigung enthielten, welche durch die vierte Zeile in ein Compliment verwandelt würde. Der Dichter bat um zwei Minuten Zeit und ehe diese verlaufen, war sein Gedicht fertig, das ungefähr so lautete:

„Elise zählt kaum zwanzig Jahre
Und sie ist Mutter ohne Gatten,
Auch ist es kein Geheimniß mehr,
Denn laut verkünden es — die Armen."

Armenpflege. Als der Rath zu Schildburg mit weiser Milde ein Armenhaus baute, so kam aus Versehen, statt: „Armenpflege!" am Thürschilde der Ausdruck: „Arme Pflege" zu stehen.

Was ist Armseligkeit? Ein junger Stutzer erzählte einem bejahrten Mann eines seiner Liebesabenteuer. „Nur durch Blicke," sprach er, „hatten wir uns drei Monate hindurch gesprochen; endlich erschien der Tag, wo ich sie allein sprechen konnte. Im Prater fand ich sie, wir gingen unter den grünen Bäumen spazieren, schwuren uns ewige Treue, sie sank mir an die Brust, und der erste Kuß brannte auf meinen Lippen. O wie war ich in ihren Armen so selig!" — Kaltblütig versetzte der Andere: „Ja, das muß freilich eine Armseligkeit gewesen sein!"

Ein Gaskonier entschuldigte seine **Armuth** damit, daß Gott im Anfange der Welt sein Landgut zu erschaffen vergessen habe.

Als die Schauspielerin **Arnold** Voltairen besucht hatte, sagte er zu ihr: „Ach Mademoiselle! vier und achtzig Jahre zähle ich und habe eben so viele Thorheiten begangen." — „Das ist eine wahre Lumperei," erwiderte sie, „ich bin erst vierzig Jahre alt und reiche nicht mit tausend aus."

Das Arriviren. Ein Lieutenant war wegen leichtsinnigen Streichen schon zu wiederholten Malen degradirt worden.

Als er einige Monate nach der letzten Degradation seinen alten Grad wieder erhielt, rief ihm ein Bekannter zu: „Ich gratulire! Sie sind, wie ich höre, wieder zum Lieutenant avancirt." — „Ja, das arrivirt mir zuweilen," gab er zur Antwort.

Keine Art. Eine Schauspielerin stellte einem Fremden einen jungen Dichter mit den Worten vor: „Sie sehen hier einen guten Menschen, der nebenbei eine Art von Dichter ist." Schnell stellte auch der Dichter die Schauspielerin dem Fremden mit den Worten vor: „Sie sehen hier eine gute Schauspielerin, die nebenbei keine Art besitzt."

Uebertriebene Artigkeiten. Bei der Schlacht von Trafalgar hob ein englischer Matrose seinen verwundeten Kameraden auf, und trug ihn unter Deck. „Danke, Jack," sagte Jener, „und gebe Gott, daß ich beim nächsten Male Dir dasselbe thun kann."

— „Wieviel Uhr ist es?" fragte eine Königin ihre Hofdame. „Eure Majestät haben zu befehlen!" war die Antwort.

— Ein Kindermädchen wurde von einem Herrn gefragt, wie es mit dem jüngsten kranken Kinde gehe. „Ich schmeichle mir," antwortete sie, „daß es sterben wird."

— „Schön, daß Sie kommen," rief ein General einem eintretenden Officier zu; „ich habe vorige Nacht im Traum mit Ihnen gesprochen." — „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, Excellenz," sagte der Andere, „aber ich habe wirklich nichts gehört."

— Ein Bürgermeister gab einen Ball. Der Stadtmusikus hatte die „musikalische Aufwartung". Einen oder zwei Tage nachher schickte der Bürgermeister zu ihm, den Betrag seiner Schuld zu erfahren. Der Stadtmusikus schrieb zurück: „Ew. Magnificenz gnädigste Ver-

zeihung meiner Kühnheit, um 10 Thaler — zu bitten, würde ein noch schönerer und reicherer Lohn sein für Ew. Magnificenz unterthänigsten..."

Uebertriebene **Artigkeiten.** Der Präsident eines deutschen Spruchcollegiums kam bestürzt in das Sessionszimmer und sagte: „Meine Herren Collegen, es ist meine schmerzliche Pflicht und thut mir unendlich leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß es Gott, dem Allmächtigen, gefallen hat, Se. Majestät den König von Hochdero Schmerzen zu erlösen." (Der König war eben gestorben.)

— Beim Beginn der blutigen Schlacht von Fontenay trat der englische Garde-Hauptmann Lord Charles Hay aus der Linie, und salutirte der gegenüberstehenden französischen Garde. Sofort trat der französische Garde-Capitain, Graf d'Auteroche, hervor und erwiderte die Begrüßung. „Feuer! Ihr Herren von der französischen Garde!" rief der Engländer. — „Nein," entgegnete der Franzose, „die Ehre des ersten Schusses gebührt Ihnen."

Kriegs-**Artigkeit.** In der Schlacht von Ettingen im Jahre 1743 hatte ein englischer Officier einen Arm verloren, blieb aber dennoch an der Spitze seiner Schwadron und führte mit dem Arme, der ihm geblieben war, den Zügel seines Pferdes. Ein junger französischer Officier stieß in der Hitze des Gefechtes auf ihn und hob schon den Degen, um auf ihn einzugehen. In demselben Augenblick wird er gewahr, daß der Officier nur Einen Arm hat und wehrlos ist; sogleich zieht er zurück und salutirt ihn mit dem Degen, den er schon gegen ihn aufgehoben hatte.

Tödtliche **Artigkeit.** Der englische Richter Robert Graham wurde darauf aufmerksam gemacht, daß er sich geirrt und ein Deportationsurtheil gegen einen Mann ausgesprochen habe, der eines Capitalverbrechens schuldig befunden war. Der Richter ließ sogleich den Verbrecher wieder in den Saal führen, setzte seine Perrücke und schwarze Mütze wieder auf und sprach: „Gefangener, ich bitte um Verzeihung." — Dann sprach er das — Todesurtheil über den Mann aus.

Artigkeit. Ein Kutscher einer reisenden böhmischen Herrschaft trat, als diese bei Tische saß, in den Speisesaal, um sich zu erkundigen, ob sie zur Abfahrt bereit sei, und meldete: „Ew. Gnoden, Pferd meinige haben's schon fressen; wann Sie haben's auch, kann me weiter fahren."

— Bei dem Abmarsch eines Commando's aus einem Dorfe, wo es eine Zeit lang cantonirt hatte, sagte der Hauptmann zu der versammelten Gemeinde: „Laßt es den Soldaten nicht entgelten, daß einer unter ihnen war, der die Gastfreundschaft verletzte und sich durch Dieberei entehrte. Gedenket unser im Besten, wie wir uns stets Eurer guten Aufnahme erinnern werden." — Einer aus der Gemeinde wollte recht artig antworten und sagte daher: „Leben Sie und Ihr Volk

wohl und glücklich. Nicht der Soldat stahl, sondern der Mensch, und Menschen sind wir Alle!"

Artigkeit. Ein Herr hatte ein sehr häßliches Fräulein geheirathet. Am Hochzeitstage wollte er ihr etwas recht Zärtliches sagen: „Ich versichere Sie, meine Beste, so häßlich Sie sind, so werde ich Sie doch lieben, als wenn Sie ein Engel an Verstand wären."

— Ein angehender Jurist klagte einem Freunde über die schlechten Aussichten im Staatsdienste. „Ei, so werde Advocat; durch Fleiß, ein Bischen Leutseligkeit und Artigkeit erwirbst Du Dir gewiß Dein Auskommen," tröstete ihn der Freund. „Schon recht, das mag sein, aber artig bin ich nicht gerne." — „Je nun, dann mußt Du eben Justizrath werden."

— Ein Reisender, welcher mit Extrapost fährt, läßt den Postillon an einer Dorfschenke anhalten, und schickt ihn hinein, einen Schnaps zu holen. Der Postillon kommt mit dem Glase in der Hand heraus und sagt zu seinem Passagier, indem er es hinreicht: „Hier, mein Herr, aber er sieht mir nicht besonders aus, kosten Sie nur einmal; wenn er gut ist, laß' ich mir auch einen geben."

Wer ist **artig?** Nichts auf Erden ist so fein und artig, als eine Modehändlerin zu Paris, ein Banquier zu London, ein Bettelmönch in Italien, ein Hôtelier in Deutschland und ein — Jude überall.

Abfertigung der **Arroganz.** „In Ihren Augen lese ich Ihre Gesinnungen gegen mich," sprach ein arroganter Mensch zu einer Dame. — „In diesem Falle bin ich überzeugt, daß Sie Niemandem davon etwas sagen," lautete die Antwort.

Art. Ein Schauspieler hatte einem Andern ein Darlehn gemacht. Ehe er bei einer Vorstellung auf die Bühne trat, sagte er zu seinem Schuldner: „Ich habe Dir zwei Guineen geliehen, wann wirst Du mich bezahlen? Du weißt, ich habe es nicht übrig." — „Sei ohne Sorgen," versetzte der Andere, „ich bezahle Dich auf Ehre nach acht Tagen entweder auf die eine oder die andere Art." — „Das soll mir lieb sein," meinte der Gläubiger, „aber wegen der Art, so laß es bei zwei Guineen."

Arrest — eine sehr wohlthätige Erfindung, dumme Streiche wieder gut zu machen; eigentlich die militairische Communion, weil man dadurch Vergebung aller Sünden erhält, aber nie freiwillig vor den Altar geht. H.

— Absteige-Quartier für das junge Deutschland.

Der **aromatische** Stoff. Ich hörte neulich ein altes Weib auf der Gasse klagen, daß ihre Tochter so viel aromatischen (rheumatischen) Stoff in sich habe. Castelli.

Grund einer **Arretirung.** Die Reisenden Beisele und Dr. Eisele in den „fliegenden Blättern" sind in Heidelberg angekommen; wir sehen auf dem hübschen Bilde den Moment, wo die beiden Herren eben arre-

tirt werden sollen. „Arretirt?“ sagt staunend der Baron Beisele, „warum denn?“ — Gensd'arme: „Ich folge Ihnen schon zwei Straßenlängen, und Sie haben gegen allen Gebrauch weder Laternen eingeworfen, noch geschrieen. Sie sind daher verdächtig, in ein stillschweigendes Complott verwickelt zu sein, dessen Zweck ist, die öffentliche Gewalt zu foppen.“ Beisele: „Und wenn wir nun aber Laternen eingeworfen und geschrieen hätten?“ Gensd'arme: „Dann wären Sie blos wegen Störung der öffentlichen Ruhe arretirt worden.“

Arzt — in der Regel ein studirter, mitunter aber auch ein inspirirter Mann, z. B. Wunderdoctor, Magnetiseur ꝛc., der den Beruf hat oder es sich zum Berufe macht, für die Kranken mit dem Tode um ihre Leiber, eben so wie Geistlichkeit mit dem Teufel um die Seelen, zu kämpfen. Er thut, was er kann oder zu können glaubt, verordnet, was er weiß oder zu wissen wähnt, und vertraut auf den lieben Gott und die Widerstandsfähigkeit der menschlichen Natur, sowohl gegen den Tod als gegen seine Verordnungen, obgleich für beide zuletzt kein Kraut gewachsen ist. Seine Adjutanten sind: Apotheker, Bader, Scharfrichter, Schäferknechte und alte Weiber; seine Universalmittel, wenn die Mittel aus den drei Reichen der Natur nicht ausreichen, Wasser und Wind. H.

— Der Doctor Vauseblen, ein berühmter holländischer Arzt, der seit mehreren Jahren in London prakticirt hatte, ging einst über einen Marktplatz und sah dort einen Quacksalber, der in einem schönen offenen Wagen, mit vier Pferden bespannt und von mehreren prächtig gekleideten Bedienten umgeben, einherfuhr und unter eine große Menge Volks seine Universalmedicin verkaufte.

Der holländische Arzt erkundigte sich nach der Wohnung des Quacksalbers, besuchte ihn und sagte zu ihm bei seinem Eintritt in's Zimmer: „Fast sollt' ich glauben, daß wir uns schon irgendwo gesehen haben; aber ich erinnere mich nicht, wo und wann.“ — „Sie haben ganz Recht,“ erwiderte der Charlatan, „ich kann Ihnen mehr darüber sagen. Ich war mehrere Jahre über bei Lady Water Bedienter, die Sie oft mit Ihren Besuchen beehrten.“ — „Aber wie ist es möglich, daß Sie ohne Erziehung und Kenntnisse als Arzt prakticiren und in so kurzer Zeit damit ein so beträchtliches Vermögen verdienen können? Mir hat es nicht glücken wollen, und doch übe ich die Arzneikunst schon vierzig Jahre und, wie ich glaube, nicht ganz ohne Ruhm.“ — „Ehe ich Ihnen diese Frage beantworte, erlauben Sie mir wohl, Ihnen erst eine vorzulegen. Sie wohnen in einer der lebhaftesten Straßen von London; wie viel Menschen gehen wohl täglich vor Ihrem Quartier vorüber?“ — „Das ist schwer zu bestimmen, indeß sollte ich wohl meinen, über tausend.“ — „Und wie viele giebt es wohl unter diesen, die gesunden Menschenverstand haben? — Verstehen Sie mich recht, unverdorbenen gesunden Menschenverstand.“ — „Je nun, wenn es

hoch kommt, vielleicht hundert." — „Sehen Sie, Herr Doctor, hier haben Sie die Antwort auf Ihre Frage. Diese hundert sind Ihre Kunden, die übrigen sind meine."

Aerzte. Eine Dame auf dem Lande wurde krank und ließ einen Arzt aus der eine halbe Stunde davon entlegenen Stadt holen. Er kam, und nachdem sie beinahe völlig wieder hergestellt war, setzte er doch noch immer seine Besuche fort. Die Dame äußerte ihm also, daß sie nicht weiter seine täglichen Besuche erwarte, weil es ihm wohl zu beschwerlich fallen möchte, einen so weiten Weg zu ihr zu machen. „O," versetzte der Doctor, „das hat gar nichts zu bedeuten; ich habe noch einen Patienten in Ihrer Nachbarschaft, und so kann ich gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen."

— Voltaire hat manches Unwahre in die Welt gesandt. Eine Wahrheit jedoch hat er bestimmt ausgesprochen mit seiner Definition des Begriffes vom Arzte. Er nennt den Arzt einen unglücklichen Mann, von dem man alle Tage verlangt, daß er ein Wunder wirke, nämlich das, die Gesundheit und Unmäßigkeit mit einander in Einklang zu bringen.

— Als man einem Arzte Vorwürfe machte, er bediene sich allerlei Charlatanerieen, um Aufsehen zu erregen, versetzte er, sich entschuldigend: „Das muß man heut zu Tage; denn ohne dieses habe ich wenig Patienten, und ohne Patienten kann ich nicht leben." — „Ja wohl," versetzte ein Spötter, „aber Jene desto sicherer ohne Sie."

— In früheren Zeiten, wo sich die Aerzte in England noch durch eine besondere Kleidertracht kenntlich machten, kam an einem stürmischen Tage ein Doctor an das Ufer der Themse und fragte einen Schiffer, ob er ihn nach Greenwich sicher übersetzen könne?

„Das kann ich, Herr Doctor!" war die Antwort. — „Ich will's glauben," meinte der Arzt; „aber ihr Fischer seid so unverschämt, und verlangt dann für die kurze Fahrt sechs Pence." — „Erlauben Sie mir zu bemerken," erwiderte der Fährmann, „daß wir Schiffer weit billiger darin denken, als die Herren Doctoren; die expediren Keinen unter acht bis zehn Guineen."

— „Meine Patienten können mit mir zufrieden sein," sagte prahlerisch ein Arzt, — „es hat aber auch wirklich noch kein Kranker, den ich in die Cur nahm, über mich geklagt!" — „Das ist sehr natürlich," erwiderte Jemand, „denn die Todten reden ja nicht."

— Von einem Manne wurde erzählt, daß er sich in sehr guten Vermögensumständen befinde, und daß gewiß Niemand von ihm etwas zu fordern habe. Ein Arzt, der sich in der Gesellschaft befand, ließ sich vernehmen: „Das ist nicht wahr, er ist mir noch den Tod seiner Frau schuldig."

— Vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht war ein gewisser Gobieux wegen unbefugter Ausübung der Heilkunde angeklagt. Sein Verthei-

diger wies nach, daß sein Client, ein Blutegelhändler, einige medicinische Kenntnisse besitze, und dieselben aus Menschlichkeit und ohne Gewinn in einem einzelnen Falle angewendet habe. Auch der König Ludwig Philipp sei ja einmal vom Wagen gestiegen, um einem gestürzten Postillon zur Ader zu lassen, und man werde doch deswegen den König nicht wegen unbefugter Ausübung der wundärztlichen Kunst vor Gericht stellen wollen. Die Zuhörer lachten, die Richter lachten mit, und der Angeklagte wurde freigesprochen.

Aerzte. Ein Arzt in Paris, der einen seiner Patienten durch den Tod verloren hatte, erhielt einige Tage darauf eine Schachtel. Als er sie öffnete, fand er darin eine goldene Tabatière, und an der innern Seite des Deckels die Worte eingravirt: „Dem Herrn Doctor . . . die dankbaren Erben des Rentiers . . .“ — O, nicht immer ist Undank der Welt Lohn.

— „Sie sind ein geschickter Arzt,“ sprach der Fürst K . . zu dem verstorbenen Hufeland, „Sie müssen alle Krankheiten heilen können, Sie kennen den menschlichen Körper so genau.“ — „Den kenne ich allerdings,“ versetzte Hufeland, „es geht uns Aerzten so wie den Nachtwächtern, sie kennen die Straßen wohl, aber sie wissen nicht, was innerhalb der Häuser vorgeht.“

— Des Menschen Bestimmung ist 70 Jahre; Adam konnte sie nicht erreichen, aus Mangel an ärztlicher Hülfe. S.

— Der Hofrath P. war ein entschiedener Gegner aller Aerzte. Als er einmal schwer erkrankte, sandte er zu einem.

Ein Freund von ihm, der dies erfahren, äußerte darüber sein Befremden. „Wie kannst Du das sonderbar finden,“ sagte er, „mir geht es wie einem Menschen, der schon bankerott ist; er spielt in der Lotterie.“

— „Wie viel Todte?“ fragte der Hospitalarzt. — „Neun!“ — „Ich habe doch für Zehn Medicin gegeben.“ — „Ja, Einer hat sie nicht einnehmen wollen!“

— Zu Prag wurde eine Leiche mit vieler Pracht und unter einer Trauermusik begraben. Im Gefolge befand sich auch der Arzt des Verstorbenen. Viele Zuschauer hatten sich versammelt und folgten dem Zuge bis zum Kirchhofe, angelockt von der schönen Musik.

Einer von diesen fragte einen Bekannten: „Können Sie mir nicht sagen, wer diese Trauermusik componirt hat?“ — „Nein,“ erhielt er zur Antwort, „den Namen des Componisten weiß ich nicht, aber (auf den Arzt zeigend) hier können Sie den Verfasser des Textes sehen.“

— Jemand sagte zu Lord Effingham: „In Grönland werden die Menschen häufig hundert Jahre und darüber alt, und doch giebt es dort keinen Arzt. Ist das nicht wunderbar?“ — „Bei uns in London giebt es mehrere tausend Aerzte,“ erwiderte der Lord, „und Mancher wird doch hundert Jahre alt; ist das nicht weit wunderbarer?“

Aerzte. Die Räuber rufen den Reisenden zu: „Die Börse oder das Leben!“ — Die schlechten Aerzte nehmen den Reisenden durch's Leben Beides zugleich ab.

— Man sah in Linz den Doctor ... zu einem Kranken gehen. Gleich hinter ihm ging der Meßner zu demselben Kranken, um mit dessen Verwandten über das Begräbniß des Patienten zu reden.

— O sinnt nicht lang' auf Gründe,
Warum sich Leibarzt Till
Nicht selbst curiren will!
Der Selbstmord ist ja Sünde.

— Wunder eines Doctors.
Der ew'ge Jude, Ihr Collegen!
Muß doch nicht umzubringen sein.
Ich gab unlängst ihm Pillen ein.
Heut' (rasend hätt' ich werden mögen)
Kommt mir der Kerl gesund entgegen.

Aerzte-Krankheit. „Woran starb denn Ihre Muhme?“ fragte ein Freund den ihm in Trauerkleidern Entgegenkommenden. — „An zwei Aerzten,“ war die Antwort.

Für **Aerzte.** In einer Zeitung fordert ein Bürgermeister lusttragende Aerzte auf, sich in der ihm anvertrauten Stadt niederzulassen; „denn,“ sagt er, „das Bedürfniß, hier keinen Arzt zu haben, wird täglich fühlbarer.“

Aerzte in Berlin. Zu einem Berliner jungen Arzte kam eines Nachmittags ein Miethskutscher und sagte demselben, daß er ihn nicht mehr des Morgens für einen Thaler herum fahren könnte. „Warum denn nicht?“ — „Ne!“ antwortete der Kutscher, „Ne, det jeht nich mehr! So in eenen Zuch von neune bis zwee in de Stadt und in Dhiergarten rum zu fahren, ohne een eenziges Mal stille zu halten, det greift meine Pferde zu sehr an.“ (Nicht selten paradiren dort die jungen Aerzte mit ihren Equipagen, um sich das Ansehen großer Geschäftigkeit zu geben.)

Collegen der **Aerzte.** Ein Arzt sandte seinen kranken Schimmel zum Hufschmied, um ihn curiren zu lassen. Als dies geschehen war, ließ er den Schmied fragen, was er schuldig sei. Dieser aber antwortete: „Ah! Collegen müssen von einander nichts annehmen.“

Entschuldigung gegen einen **Arzt.** Ein Einfältiger begegnete einem Arzte. „Verzeih' mir,“ sagte er, „und nimm es nicht übel, daß ich nicht krank bin.“

Ein **Arzt** wurde zu einem Färber gerufen, welcher krank darnieder lag, er kam und erstaunte nicht wenig, den Kranken am ganzen Leibe scharlachroth zu finden. Er erklärte das Uebel für den Scharlach-Ausschlag und für sehr gefährlich. Die Frau des Färbers aber be-

richtete, daß die Röthe daher rühre, weil ihr Mann in den Kessel mit rother Farbe gefallen sei. „Nun," erwiderte der Arzt, „das ist sein Glück, daß er ein Färber ist, sonst hätt' er sterben müssen."

Ein **Arzt** sagte zu seinem Bekannten: „Ich bin acht Tage auf dem Lande gewesen, und komme so eben erst wieder zurück." — „Das höre ich jetzt zum erstenmale." — „Zum erstenmal?" fragte ein Spötter, „es hat ja doch in den Zeitungen gestanden." — „Wie wäre das möglich!" rief der Doctor verwundert aus. — „Ich hab' es selbst gelesen, es stand darin: in dieser Woche sind 194 Personen weniger gestorben."

Ein **Arzt** hilft nicht für alles Uebel. Ein Arzt ging mit seinem Freunde spazieren. „Ich bitte Dich," sagte Jener zu ihm, „gehen wir doch nicht dort rechts bei der scharmanten kleinen Frau vorbei! Schon hat sie mich von weitem erblickt, und mir höchst unwillige Blicke zugeworfen; ich habe ihren Gatten behandelt." — „Aha, ich verstehe, Du hast ihn in die andere Welt geschickt." — „Ach nein, lieber Freund, ich habe ihn am Leben erhalten!"

Ein zerstreuter **Arzt** zählte die Pulsschläge einer kranken Dame: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn — Bube, Dame, König.

Ein junger **Arzt**, der sich überall brüstete, daß er viele Patienten habe (und er hatte deren doch äußerst wenige), wurde eines Tages von einem lange entfernten Freunde besucht, der ihn aber nicht zu Hause traf. — Er fragte daher die Haushälterin, wann er ihn allein sprechen könnte, und diese versetzte: „Kommen Sie nur zur Ordinationsstunde, da ist er immer allein."

Welchem **Arzte** muß man sich anvertrauen? — „Aber mein Gott!" sagte D... zu seinem Freunde, dem Justizrathe H..., den er in seiner Krankheit besuchte, als diesen sein Doctor verlassen hatte; „warum vertraust Du Dich einem jüdischen Arzte an? Es sind ja hier so viele geschickte christliche Aerzte." — „Brüderchen," versetzte H . . . mit jovialischer Laune, „das geschieht mit großem Bedacht. Unter uns, ich bin einigen Juden, noch dazu einigen Verwandten des Doctors, Geld schuldig. Sterb' ich, so reicht mein Nachlaß nicht hin, sie zu befriedigen. Er wird sich daher mehr, wie jeder andere Doctor, alle erfinnliche Mühe geben, mich am Leben zu erhalten."

Vorrangstreitigkeit eines Juristen und eines **Arztes**. Bei einer Leichenprocession stritten sich ein Jurist und ein Medicus um den Vorrang, und der Streit wurde zu Gunsten des Juristen verglichen. „Das ist auch nicht mehr als billig," sagte einer von den Begleitern, „denn als neulich eine Execution Statt gefunden hatte, ging der, der das Geld genommen hatte, auch voran, und der, welcher das Leben genommen hatte, folgte hinten nach."

Aerztliche Beruhigung. Der Doctor tritt in's Zimmer. Der

mit folgenden Zeilen der Behörde an: „Delinquent N. N. kann jetzt ohne Nachtheil seiner Gesundheit gehenkt werden."

Aerztliches Honorar. Dr. Jebb in London besuchte einen Lord in seiner Krankheit, er erwartete fünf Guineen für jeden Besuch, empfing aber nur drei.

Er vermuthete, daß der Haushofmeister vielleicht dabei einen Unterschleif mache, und um sich darüber auf eine feine Art Gewißheit zu verschaffen, ließ er die ihm von dem Haushofmeister gereichten Guineen vorsätzlich fallen. Man hob sie auf und gab sie ihm auf's neue. Der Doctor sah aber immer noch forschend auf den Fußboden. Der Lord, dieß bemerkend, fragte ihn: „Vermissen Sie noch etwas?" — „Noch zwei Guineen," erwiderte der Arzt, „ich habe nur drei." — Der Lord hatte ihm nie mehr reichen lassen; er verstand aber den Wink, und Jebb erhielt nun für jeden Besuch fünf Guineen.

Kuriose **Arzneien.** Auf einem Maskenballe zur Feier eines hohen Geburtsfestes, erschien auch eine Maske, welche Droguerien ausbot, unter denen sich folgende auszeichneten: Madagaskar-Oel für diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaster für diejenigen, die wohl wissen, wo sie der Schuh drückt. — Wunderfalbe für Frostbeulen am Herzen. — Ohrenbalsam für diejenigen, die Alles nur halb verstehen. — Seife für diejenigen, die sich gern weiß waschen möchten. — Pomade für die, an denen kein gutes Haar ist. — Scheidewasser, um lästige Verbindungen aufzulösen. — Wunderthätige Mirtur gegen die Einseitigkeit. — Peruvianischer Balsam zu Einreibungen für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Präcipitat für diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Veritable Augsburger Lebensessenz für diejenigen, die nicht zu leben wissen. Probates Mittel gegen den Stein des Anstoßes. — Lait virginal, um seine Hände in Unschuld zu waschen. — Sublimat für diejenigen, die zu sehr an der Erde kleben. — Heftpflaster für Schwätzer. — Höllenstein für böse Zungen. — Elastisches Fluidum, um dem Mantel christlicher Liebe einige Dehnbarkeit zu verschaffen.

Der **Arzneikasten.** Von einem Schiffe fiel ein Arzt, der Alles mit Wasser zu curiren pflegte, in das Meer. Ein Matrose meldete dem Capitain dieses mit folgenden Worten: „Der Wundarzt ist in seinen Arzneikasten gefallen!"

Bild der **Arzneikunde.** Die Natur ist mit der Krankheit im Kampfe, nun kommt ein Blinder (der Arzt) dazu, mit einem Stock bewaffnet, um ihren Streit auszugleichen, und schlägt zu, ohne zu wissen, wohin seine Streiche fallen. Trifft er die Krankheit, so heilt er, fallen seine Schläge aber auf die Natur, so tödtet er.

Astronom — ein Mann, der es sich zur Aufgabe seines Lebens gestellt, nur in's Blaue zu sehen; große Kenntnisse hat er nie, da er die Himmelskörper nur oberflächlich kennt.

Ein **Astronom** braucht zwei Dinge: einen Stern und eine Uhr; die Uhr zieht er auf, der Stern zieht ihn auf. Zu seinem Malheur geschieht's oft, daß die Uhr zu spät geht und der Stern zu früh kömmt. S.

Astronomie. Seht, die Astronomie ließ einen Keppler verhungern. Darum legt man sich jetzt lieber auf Gastronomie.

Atlas. Bei der Frau Verwalterin in F. war großer Caffee-Tratsch. Die Frau Rentmeisterin beklagte sich eben, daß die Kinder so viel Geld kosten. „Mein Carl, den ich in der Stadt im Kosthause habe, geht jetzt in die vierte Classe, da brauchen sie eine Menge Bücher, und sogar einen Atlas habe ich ihm kaufen müssen, weil sie Geographie lernen." — „Ja, ja," erwiderte hochnäsig die Frau Verwalterin, „mein Adolf hat mir auch schon darum geschrieben, aber ich werde ihm einen Grosbenaples schicken.

— In einer Gesellschaft kam die Rede auf Webers anatomischen Atlas. „Ah, das ist schön, daß wir wieder einmal etwas Neues auf Ueberröcke bekommen!" sagte eine junge Dame.

Atmosphärologie (Luftkreislehre). In einem wissenschaftlichen Vereine hielt ein Herr Vorlesungen über Atmosphärologie, die man allgemein für genial erkannte. Nur Schade, meinte Einer, daß gerade die kühnsten Behauptungen augenscheinlich aus der Luft gegriffen sind.

Da der berühmte **Aubigné** noch ein Neuling bei Hofe war, wurde er anfangs sehr von einigen Damen geneckt. Drei derselben, die schon längst der Aufsicht ihres Vormunds entwachsen sein mochten, fragten ihn eines Tages spöttisch, was er so aufmerksam betrachte? — „Die Alterthümer des Hofes!" erwiderte er keck, und die Damen ließen ihn von nun an in Ruhe.

Monsieur **Auch.** Französische Ankündigungen deutscher Bücher gaben nicht selten schon Anlaß, die Gelehrsamkeit und Literaturkunde jener sogenannten großen — Nation, mit einem unwillkürlichen Lächeln zu durchsehen.

Eine zu Gotha erschienene kleine Schrift, die bis 1817 schon drei Auflagen erlebt hat: „Auch zufällige Gedanken über Löffler's Denkmal wurde in einer französischen Zeitung so angezeigt: „Monsieur Auch, zufällige gedanken uber Löfflers denkmal." Das Wörtchen Auch wurde somit in den Rang eines deutschen Schriftstellers erhoben.

Der Bauer bei der **Auction.** Kunz oder Jörge. Ein Bauer, der in die Stadt ging, hatte von zwei Personen den Auftrag erhalten, in einer Auction für sie ein und dasselbe Möbel zum höchsten Preise zu erstehen. Am Orte der Auction angelangt, schreckte er durch seine hohen Gebote bald alle übrigen Mitbietenden ab. Hiermit war er jedoch nicht zufrieden, sondern überbot, da er auch keinen Nebenbuhler

mehr hatte, fortwährend zu Aller Erstaunen sich selbst, indem er dabei sein Gesicht höchst listig verzog. Als ihn nun endlich Jemand darauf aufmerksam machte, daß er sich ja Schaden thue, erwiderte der Bauer: „Laß Er mich nur, ich will doch sehen, wer von Beiden am höchsten 'nauf geht, und ob Kunz oder aber Jörge das Ding kriegen wird."

Audienz. Wenn du des Morgens zu einer Audienz gehst, so vergesse nicht, dir Mittag-, Vesper- und Abendbrot mitzunehmen.

Auditeur — die rechte Hand des Chefs; sie schreibt, straft, lohnt, denkt, nur schlägt sie nicht für ihn. Eigentlich führt er einen falschen Namen, indem er wenig vom Chef, dieser aber um so mehr von ihm hört. H.

Aufbauen. Eine schöne Actrice in Paris hatte eine Menge reicher Liebhaber, die um ihre Gunst buhlten. Endlich, des Flatterlebens müde, fällt es ihr ein, zu heirathen, und ein armer Architekt soll der Glückliche sein. Einige Freundinnen machten ihr hierüber viele Vorwürfe. „Kinder," antwortete sie mit komischer Resignation, was will ich machen? Alle Welt reißt meinen guten Ruf nieder, drum muß ich nun an Einen denken, der sich aufs Aufbauen versteht."

Auferstanden. Ein reicher und geiziger Pfarrer, der nicht wußte, wo er sein Geld sicher genug verwahren sollte, legte es in das Sacraments-Häuschen und schrieb darüber: „Dominus est in ipso loco!" (Der Herr ist an diesem Orte!) Ein Anderer nahm den Schatz heraus und schrieb darüber: „Surrexit, non est hic!" (Er ist auferstanden und nicht mehr hier!)

Auferstehung. Ein Arzt, der sehr unglücklich in seiner Praxis war, wurde gefragt: „Wie können Sie, mein Herr, an die Auferstehung der Todten glauben, da Ihnen nicht einmal ein Kranker aufersteht."

Furcht vor einer **Auferstehung.** Ein zerstreuter Städter machte einst im Frühlinge mit einem Landmanne einen Spaziergang. Der Letztere freute sich sehr über das junge, vielversprechende Grün. „Nur einen warmen Regen," sagte er, „so kommt Alles aus der Erde hervor." — „Da bewahre uns Gott davor," rief der Andere erschrocken, „ich habe zwei Frauen darin!"

Aufforderung und Verbot. Auf dem Gottesacker in D. hat ein Leichenstein die Aufschrift:

„Wand'rer steh', und brich hier eine Rose;
Denn sie ist ein Bild der Jungfrau zart." ꝛc. ꝛc.

Wer aber dieser poetischen Aufforderung folgen wollte, würde schön ankommen: denn an allen Ecken desselben Gottesackers sind Zettel angeklebt, welche das Abbrechen der Blumen bei Pfändung und Arrest untersagen.

— Ich, der entfernte Vater, fordere durch diese öffentliche Kundmachung meinen ehemaligen Sohn Johann Peter***, welcher

Anno zwölf in Rußland erfroren ist, auf, nach Rechtes Sitte, mir seinen jetzigen Aufenthaltsort anzuzeigen, und wenn es möglich ist, in Person vor mir zu erscheinen, da seine Mutter ebenfalls todt ist, und ich dadurch aus Altersschwäche meine Mühle ihm ab- und eigenthümlich zutreten will. N. N. Vater und Müller.

Aufforderung. In einer Zeitung las ich Folgendes: Vom Gute L — l wird der dortige Erbhold Peter K*, welcher in der Schlacht bei Raab im Juni 1809 durch eine Kanonenkugel am Kopfe getroffen fiel, auf Ansuchen seines Bruders aufgefordert, binnen einem Jahr entweder selbst allhier zu erscheinen, oder das Gericht von seinem Aufenthaltsorte in Kenntniß zu setzen.

— Derjenige Herr, welcher gestern Mittag auf der Promenade einer jungen Dame im Rosahut beinahe 5 Minuten lang nachsah, wird gebeten, sofern er reelle Absichten hat, seine werthe Adresse mit Nachweis seiner Vermögens- und sonstigen Verhältnisse unter A 3 poste restante franco niederzulegen.

— Jemand erhielt kürzlich einen Brief, der mit der kategorischen Aufforderung anfing: „Sie haben mir mit umgehender Post zu erklären, ob Sie noch leben und gesund sind, indem ich im Fall Ihres Todes oder Ihrer Krankheit zu andern Maßregeln mich gezwungen sehe."

Aufführung. Auch in Madrid gab es eine Revolution. Die Veranlassung war, daß das dortige Publikum mit der Aufführung der Königin von 16 Jahren sehr unzufrieden war.

Aufgabe. Ein Berliner Schusterjunge kam eiligst in einen Kaufmannsladen, und fragte: „Mein bester Herr! können Se mir nich sagen, wie spät es is?" — „Gleich halb sieben, mein Sohn," erwiderte der Kaufmann. — „Ach, hören Se," sagte der Schusterjunge, „krieg ich nich en paar Rosinen zu?"

Aufgeblasenheit. Ein leichtes, seit der Erfindnng des Blasebalgs bekanntes Mittel, sich äußeres Ansehen zu geben, welches natürlich jederzeit um so höher steigt, je größer die innere Leere ist.

Aufgelegt. Langenschwarz saß mit einigen Damen am Tische und bemerkte, daß ein gegenübersitzender Herr sich sehr unhöflich mit beiden Ellenbogen auf den Tisch legte. „Sie scheinen ein herrlicher Gesellschafter zu sein," sagte L., sich an ihn wendend. „Wie so?" versetzte der Gefragte, „kennen Sie mich?" — „Das nicht," erwiderte L., „aber ich glaube zu bemerken, daß Sie überall sehr gut aufgelegt sein können." Und wie der Blitz rutschten die Ellenbogen vom Tische.

Der nicht **aufgelöste** Knopf. Man sprach vom Tode, und von den ewigen Freuden, die uns jenseits erwarten. „Diese Freuden mögen noch so groß sein," sagte Einer, „mir ist diese Welt gut genug,

und ich möchte noch nicht aufgelöſ't werden." „Nun, ſo bleiben Sie ein Knopf," antwortete ein Spaßvogel.

Aufgeſchaut! Ein Laſtträger, der in einer ſehr belebten Gaſſe eine lange Leiter trug, ſchrie: „Aufgeſchaut!" Ohngeachtet er dieſen Zuruf mehreremale wiederholte, ging ein Stutzer nicht eher aus dem Wege, als bis er einen tüchtigen Stoß bekommen hatte. Weil dabei zugleich ſein feiner Rock ein Loch erhalten hatte, verklagte er den Mann um Bezahlung des Rockes. Der Kläger beharrte beim Verhöre feſt auf ſeiner Forderung, während der Angeklagte kein Wort ſagte, ſondern nur immer den Kopf ſchüttelte. „Der Mann iſt ja ſtumm," ſagte der Richter. „O glauben Sie's nicht," ſchrie der Stutzer in ſeiner Hitze, „der Kerl ſtellt ſich nur ſo, habe ich ihn auf der Gaſſe doch deutlich dreimal rufen hören: Aufgeſchaut! Aufgeſchaut!" „Ja, wenn Sie das gehört haben, hätten Sie ſollen auf die Seite weichen, ſo wie jetzt," indem ihn der Richter aus der Kanzlei hinaus ſchob.

Umgeſchaut! nicht aufgeſchaut! Ein Bauer ging auf der Straße. Ein Laſtträger, der hinter ihm kam, ſchrie: „Aufgeſchaut!" — Der Bauer blieb ſtehen und ſchaute hinauf, da wurde er niedergeſtoßen. — „Dummer Kerl!" rief er, „warum ſchreiſt Du denn aufgeſchaut, ſchrei lieber umgeſchaut!"

Aufgezogen — abgelaufen. Ein Uhrmacher, der ſeiner einzigen jüngern Tochter aber nicht die beſte Erziehung gegeben hatte, ſagte eines Tages zu Langenſchwarz: „Denken Sie nur, geſtern Abends iſt mir das kaum 16 Jahr alte Mädel mit einem Geſellen durchgegangen." Da ging es Ihnen mit Ihrer Tochter wie mit mancher Ihrer Uhren. „Sie haben ſie zu ſchlecht aufgezogen, drum iſt ſie ſo früh abgelaufen," verſetzte Langenſchwarz.

Aufhängen. An einer Schule war es Brauch, daß das Bild des jedesmaligen Directors im Saale aufgehängt wurde. Ein neugewählter Director ſagte in ſeiner Anrede: „Ich bin von armen Eltern, aber durch Fleiß und Kenntniſſe habe ich es dahingebracht, daß man mich bald aufhängen wird. Ihr müßt Alle nach ſolchem Ziele ſtreben!"

Aufheben. Ein ſehr corpulenter Mann fiel auf der Straße, und da er ſich allein nicht gut wieder aufhelfen konnte, ſo bat er einen Vorübergehenden um ſeinen Beiſtand. „Recht gerne," ſagte dieſer, „aber kommen Sie doch dorthin auf einen trockenen Ort, hier iſt es ja gar zu ſchmutzig."

Ironiſche **Aufklärung.** Ein Bauer, der zum erſten Male in die Reſidenz kam, fragte einen Unbekannten, was das für Herren ſeien, die, wenn ſie auf die Straße gehen, ein Auge zudrücken und in dem andern ein Glas halten. Dieſer antwortete: „Das ſind Abenteurer, welche den Mädchen nachſtellen und als Männer vom Fache wiſſen, daß man in der Liebe ſtets ein Auge zudrücken, das andere aber

bewaffnen müsse, da solchen Leuten jedes Mädchen in die Augen sticht."

Auflage. Man stritt in einer Gesellschaft über das Alter des Schauspielers Eßlair. Jemand behauptete, er sei schon 54 Jahre alt, und unterstützte die Behauptung dadurch, daß er im Conversations-Lexicon gelesen habe, er sei im Jahre 1770 geboren. — „Kann sein," erwiderte der Andere: „aber wer weiß, ob das nicht eine frühere Auflage des Conversations-Lexicons war."

Aufmerksamkeit. Herr v. A. ging des Abends aus, schrieb aber aus Aufmerksamkeit für seinen Freund, der ihn zu besuchen versprochen hatte, Folgendes an die Zimmerthür: „Da ich heute erst gegen Mitternacht zu Hause komme, so bitte ich Dich, nicht vergebens auf mich zu warten; solltest Du aber im Finstern das Geschriebene hier nicht bemerken, so lasse Dir nur vom Nachbar leuchten."

Aufnehmen. Ein Maler ging in einen Wald, um Bäume zu zeichnen. Der hinzukommende Förster fragte ihn, was er da vorhabe. „Ich will diese Eiche hier aufnehmen," sagte der Maler. „Was," schrie der Förster, „lassen Sie nur die Eiche hübsch stehen."

Aufrichtigkeit wird nicht immer gut aufgenommen. Die Freundschaft zweier junger Damen, obschon anscheinend auf dem Felsen ewiger Anhänglichkeit gegründet, endete auf folgende Art: „Liebste Freundin, mich dünkt, Du hast keine Figur zum Tanzen, ich rathe Dir daher, in Zukunft davon abzustehen." Die andere war natürlich durch solch' einen Beweis der Aufrichtigkeit gerührt, und entgegnete: „Ich bin Dir, meine Theure, sehr für Deinen Rath verbunden; dieser Beweis Deiner Freundschaft verlangt eine Erwiederung: ich möchte Dir aufrichtig empfehlen, das Singen aufzugeben, weil Deine Stimme in den höheren Tönen bisweilen dem melodischen Quiken des Katzengeschlechtes gleicht." Keine von Beiden befolgte den ertheilten Rath, die eine tanzte, die andere sang nach wie vor, und Beide begegneten einander in Zukunft nur als Feindinnen.

Aufsagen. Wenn der Schüler aufsagt, so hofft er etwas zu bekommen: wenn der Hausherr säumigen Zinszahlern aufsagt, so geschieht es, weil er keine Hoffnung hat, je etwas zu bekommen.

Aufschlagen. Kein Handwerker ist bei der jetzigen Theuerung fataler dran, als der Glaser, denn wenn auch Alles aufschlägt, darf doch er mit seiner Waare nicht aufschlagen.

Aufschluß. „Lieber Mann! Ihr könnt mir doch Aufschluß geben," — redete ein Kaufmann einen polnischen Juden auf der Leipziger Messe an. „Ei," erwiderte der Jude: „Ihr denkt wohl, daß ich ein Schlüssel bin, weil ich einen Bart habe."

Aufschneiden. In einem Buchladen besah Jemand ein neues Buch, was in der Ankündigung übertrieben gelobt war, und fragte,

„ob kein aufgeschnittenes da sei.“ Für das „Aufschneiden,“ bemerkte ein Zweiter, „hat bereits der Herausgeber gesorgt.

Aufschneidereien. Sam Patch war ein großer Taucher. Als er das letzte Mal bei dem Niagarafall ein Probestück seiner Kunst ablegte, kam er gar nicht wieder zum Vorschein: auch hörte man nicht eher etwas von ihm, bis neulich, als der Capitän Enoch Wentworth von des Susy Ann, Wallfischfänger, ihn in der Südsee erblickte. „J,“ sagte der Capitän Enoch zu ihm, „J Sam, wie auf Erden kommst Du hierher? Ich dachte, Du wärst in Canada ertrunken.“ „J,“ sagte Sam, „ich kam auch gar nicht auf der Erde hierher, sondern ich ging gerade durch sie hindurch. Als ich damals in den Niagara tauchte, ging ich so sehr tief, daß ich glaubte, es wäre eben nicht weiter viel um, an der andern Seite aufzusteigen, und so kam ich hier wieder heraus.“

— Man hat entdeckt, daß viele Thiere, wenn sie auch durch das Schlachtmesser schon getödtet scheinen, und schon zerstückelt sind, doch noch Empfindung und Lebensgefühl haben; so sollen viele Ochsen und Kälber noch große Schmerzen empfinden, wenn ihr Fell vom Schuster zu Stiefeln oder Schuhen zerschnitten wird, woher auch das Aechzen und Knarren der Schuhsohlen kommt.

G. Schönstein.

— Zwei Israeliten unterhielten sich, bei der Rückreise von der Messe, auf einem Postwagen über die gegenwärtige Lage des Handels. „Ach,“ sagte Moses, „es ist doch gar nicht mehr so, wie vor einigen Jahren; da war noch Handel und Wandel in der Welt. — Was willst Du sagen, — das soll eine Messe heißen? — Mai, es war ja kaum ein Jahrmarkt.“ „Freilich,“ versetzte Hirsch, „haben sich die Zeiten sehr verschlimmert, aber es werden doch noch manche nicht unbedeutende Geschäfte gemacht.“ „Wie kannst Du das behaupten? Es ist doch alles nur Lumpenwerk. Hast Du nicht den reichen Ezechiel in Lemberg gekannt. Was hat er jetzt zur Messe gebracht? — Drei Wagen voll! — Wenn er sonst nach Leipzig reiste, war noch der letzte Wagen unterm Thor in Lemberg, wenn der erste schon vor dem Thore von Leipzig hielt.“ Hirsch, den diese Uebertreibung verdroß, antwortete auf der Stelle: „Daß ist noch gar nichts. Du kennst doch das berühmte Haus Hope in Holland. Nun sieh, das hatte einmal eine schlechte Messe gemacht, da sagte der Herr, wir müssen auf Ersparniß denken, und befahl, daß seine Commis im Comptoir in ihrer Correspondenz die Punkte auf das i überall weglassen sollten, und was meinst Du, was er dabei in einem Jahre an Tinte gespart hat? — Hunderttausend Thaler baar.“

— Ein Landwirth hatte eine Sense, die so scharf war, daß, als sie einst in einer hellen Mondnacht an einem Baume aufgehängt war, ihr Schatten einem Vorübergehenden den Fuß entzweischnitt.

Aufschneiderei. Als neulich im X.... Theater der „Freischütz" gegeben wurde und im zweiten Acte der Mond aus den Wolken brach, wirkte dies Schauspiel so stark auf einen jungen Mann, daß derselbe augenblicklich die steile Parterrewand hinauflief und auf der Brüstung der ersten Gallerie anfing spazieren zu gehen.

— Ein Herr war neulich zu einem Hausconcerte geladen; am Schlusse des Concertes war der Herr verschwunden, nur seine Kleider fand man auf einem Armstuhle liegen. Den Herrn hatte die Langweile — verzehrt.

— Letzthin erschrack ein junger Mann so gewaltig, daß sogar sein Schatten an der Wand erblaßte.

— Ein französischer Soldat, der in Algier dienstunfähig geworden, unterhielt die Bewohner seines heimathlichen Dorfes, wohin er sich zurückgezogen, in gemüthlichen Winterabenden beim Bierglase mit seinen wunderbaren Erlebnissen in der Berberei. Unter andern erzählte er von einer eigenen, sehr zweckmäßigen Hinrichtungsart in Biledulgerid. „Dort wird nämlich dem Verbrecher ein gewaltiger Regenschirm in den Leib getrieben, und jener dann mit Macht aufgespannt." — „In der Gegend von Bona wollte er einen Araber gekannt haben, der eine Auster so gezähmt, daß sie ihm wie ein Hund auf der Promenade nachlief." — „Auch behauptete er, auf dem Markte von Constantine einen seltsamen Verkehr gesehen zu haben. Ein Käufer gab für Waaren einen Franzosenkopf und bekam zwei Beduinenkinderköpfe statt Kleingeld heraus." — „An der Grenze der Sahara versicherte er, ein Völkchen kennen gelernt zu haben, das sich vom Kameelmist nährt und zwar Morgens, Mittags und Abends nichts als Kameelmist verzehrt." — Aber wie ist das möglich? riefen hier die Zuhörer, solches Zeug zu essen. — „Ah, meine Herren," erwiderte der algierische Soldat, „es kommt dabei nur auf die Zubereitung an."

— Ein bartloser Fähndrich zu X. hat seine Gesichtsmuskeln so in der Gewalt, daß er während der Parade seine starken Augenbrauen bis unter die Nase herabzieht und so den Mangel von Schnurrbart täuschend ersetzt.

Amerikanische **Aufschneiderei.** Englische Blätter erdichten, um die Amerikaner aufzuziehen, allerlei tolle Geschichten; die vom Richter Isaak Slocum, der den Rock in's Bett legte, und sich die ganze Nacht durch über die Stuhllehne hängte, ist unseren Lesern bekannt. „Doch das ist noch nichts!" sagt jetzt ein anderes englisches Blatt. „Wir kennen einen zerstreuten Amerikaner, der das brennende Licht in's Bett legte, und sich selbst ausblies."

— In Neu-York kann ein Mann das Krähen eines Hahnes so ausgezeichnet nachmachen, daß sich sogar die Sonne täuschen läßt und aufgeht, nachdem er einige Male gekräht hat.

— Der faulste Mann lebt in Neufundland und heißt John

Jingles; er hält sich einen Neger, der für ihn niesen muß. Wenn sich Jingles betrinkt, so fängt der Neger an zu torkeln.

Uebertriebene **Aufschneiderei.** Ein Aufschneider erzählte, er habe einmal 5 Ratten in einen eisernen Käfig gesperrt, um sie da verhungern zu lassen, und da hätten sie sich einander selbst dermaßen verzehrt, daß von Allen nichts als ein einziger Schweif übrig geblieben sei. Tsch.

Auffitzer. In England kündigte ein Mann an, morgen sei bei ihm ein Pferd zu sehen, welches so viel Augen habe als Tage im Jahr. Alles lief hinzu und die Sache war richtig. Es war der zweite Jänner, also zwei Tage im Jahr, und das Pferd hatte auch wirklich zwei Augen.

Aufstand. Ein Hofnarr kam eines Morgens in das Schlafgemach des Königs und schrie: „Um's Himmelswillen, Ew. Majestät, so eben beginnt ein ungeheurer Aufstand, wenigstens 40,000 Menschen haben sich bereits erhoben." Der König, welcher im Schrekken glaubte, es sei wegen der zu hohen Steuern, rief sogleich unter das eben vorbeigehende Volk hinab: „Es sei Euch die Hälfte der Steuern nachgelassen." „O," sagte der Hofnarr, der nur das Aufstehen aus dem Bette gemeint hatte, „das hätten Ew. Majestät nicht gebraucht, der Aufstand würde sich schon heute Nacht von selbst wieder gelegt haben."

Der erfüllte **Auftrag.** Ein wachehabender Soldat rief einem vorübergehenden Knaben zu, gab ihm 2 Groschen und sagte: „Da, Junge hole Dir eine Bretzel und bringe mir auch eine!" Der Knabe ging und ließ lange auf sich warten. Endlich kam er noch auf beiden Backen kauend aber ohne die Commissions-Bretzel. „Nun, Junge! wo ist meine Bretzel?" Der Knabe antwortete ganz naiv und ruhig: „Es war nur noch eine Bretzel da, die habe ich mir gekauft. Hier haben Sie Ihren Groschen wieder."

Aufwarten. Ein Bedienter lud einen Herrn zum Mittagsessen bei seiner Herrschaft ein. — „Ich werde die Ehre haben, aufzuwarten!" sagte der Eingeladene. — „Ich bitte um Verzeihung," versetzte der Bediente, Sie scheinen mich nicht recht verstanden zu haben. Ich werde aufwarten, Sie aber essen."

Aufziehen. Einem Wirthe wurde eine silberne Sackuhr aus seinem Nebenzimmer gestohlen. Trotz aller Nachspürungen blieb der Thäter unentdeckt, und die Uhr blieb verschwunden. Da kam einmal ein Jude zu dem Wirthe und fragte: „Wißt Ihr, was aus Eurer Uhr geworden ist?" — „Nun," fragte der Wirth hastig und glaubte sich schon wieder in ihrem Besitze. — „Ein Waisenkind ist daraus geworden," antwortete der Jude, „sie wird von fremden Leuten aufgezogen."

— Wenn Ihr schon die armen Kinder als Uhren betrachtet, weil Ihr sie wie diese aufzieht, so bedenkt doch auch, daß man

eben ſo wenig alle Kinder mit einem Erziehungsſchlüſſel, als alle Uhren mit einem Uhrſchlüſſel aufziehen kann. Saphir.

Auge. Das menſchliche Auge beherbergt die zwei feindlichen Elemente, Waſſer und Feuer, in friedlicher Eintracht, weil dieſes Feuer wie ein griechiſches, auch unter dem (Thränen-) Waſſer leuchtet.

Zwei **Augen** ſehen mehr als eins. Ein Friedensrichter in England, der nur ein Auge hatte, entſchied einen Streit; die ſich für benachtheiligt haltende Partei ſagte zu ihm: „Ich bitte, Sir, fragen Sie doch erſt einen Andern um Rath, zwei Augen ſehen mehr als Eines.“

Das Zumachen der **Augen.** Ein Bedienter bat ſeinen Herrn, der ein Geheimer Kriegs- und Domainenrath war, ihm eine erledigte Thorſchreiberſtelle zu verſchaffen. „Der Dienſt iſt ſchlecht,“ ſagte der Herr, „Du haſt es beſſer, wenn Du bei mir bleibſt.“ — „Um Vergebung,“ antwortete der Bediente, „wenn ich als Thorſchreiber die Augen des Tages nur einmal zumache, ſo bringt mir das mehr ein, als wenn ich ſie bei Ihnen die ganze Woche lang offen halte.“

Bis auf's **Augenausſtechen.** Zwei Frauen ſaßen im Theater, wo man das Trauerſpiel Beliſar gab. Die Eine weinte gar bitterlich, da tröſtete ſie die Andere mit den Worten: „Weine die Frau Mahm nicht, laß ſich die Frau Mahm ein Becherl Gefrornes geben, und ſei ſie ruhig, es geht ja bis auf's Augenausſtechen Alles gut aus.“

Zwei **Augen** ſind Luxus. Der berühmte Augenarzt J. in Berlin gab einem Einäugigen, der trotz eines unheilbaren organiſchen Fehlers dennoch Hülfe bei ihm ſuchte, den merkwürdigen Troſt: „Theuerſter Freund, zwei Augen ſind Luxus!“

Malheur mit **Augengläſern.** Ein Violoncelliſt, welcher ſehr kurzſichtig war, zerbrach vor Beginn des Concertes ſeine Brille; er war in Verzweiflung, erhielt aber glücklicherweiſe von einem ſeiner Collegen eine andere geliehen; dieſelbe vergrößerte jedoch dermaßen, daß er eine Violine für ein Violoncell anſah, und darauf ſpielte.

Den 25. October 1569 bat der Kurfürſt **Auguſt** von Sachſen bei der Taufe ſeines ſiebenten Kindes, des Prinzen Auguſt, den damaligen Dresdner Superintendenten, Daniel Graſer, zum Taufzeugen und fügte dem Gevatterbriefe folgende Worte bei: „Mache Er ſich keine Ungelegenheit und binde er nicht über einen rheiniſchen Goldgulden ein.“

Wer kennt nicht das alte „O Du lieber **Auguſtin.**“ Minder bekannt dürfte aber der Urheber dieſer allbekannten Tanzweiſe ſein. Dieſer war ein ſehr beliebter, aber eben ſo liederlicher Sackpfeifer und Bänkelſänger, der in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Wien lebte und Auguſtin hieß. Bei der großen Peſt, welche 1679 in Wien wüthete, fanden ihn eines Tages die Siechknechte ganz ſtarr vor Trunkenheit am Wege liegen, hoben ihn für todt auf den Peſt-

wagen und warfen ihn in die Pestgrube. Weil diese aber nicht eher mit Erde verschüttet wurde, bis eine Reihe nach der Länge und Breite ganz ausgefüllt war, schlief Augustin die ganze Nacht noch ganz ruhig, und wie er in der Frühe erwachte, konnte er nicht begreifen, wie er dahin gekommen, arbeitete sich mit der Kraft der Verzweiflung unter den Todten hervor, vermochte aber wegen Tiefe der Grube doch nicht herauszukommen, und schrie und schalt in einem fort, bis die Pestknechte mit dem ersten Morgenstrahl wieder mit einer Fuhre dahin kamen und ihm heraushalfen. Unglaublich ist, daß dies entsetzliche Lager ihm gar nicht geschadet, und er noch lange Jahre zu Tanz und Trunk aufgespielt hat.

Kaiser **Augustus**, überrascht von der auffallenden Aehnlichkeit, welche ein Landmann mit ihm selbst hatte, fragte denselben scherzend, „ob seine Mutter vielleicht oft nach Rom gekommen sei;" „Nein," sagte der Bauer, „aber mein Vater kam sehr oft dahin."

Ausarten. „Weib!" schrie ein Schuster, „sei jetzt still, oder meiner Seele! Du kennst mich, wenn ich ausarte, so bin ich ein Vieh!" — „Da artest Du gar nicht aus," antwortete das Weib.

Begierig nach dem **Ausgange.** Bei der Feier eines Festes war der Eintritt in das Theater frei. Da fanden sich auch zwei Bauern ein, die ihren Sitz, mit dem Rücken nach der Schaubühne gewendet, nahmen: „Liebe Leute!" fragte sie Jemand, „Ihr seid gewiß begierig nach dem Ausgang?"

Ausgedroschen. Ein junger Mensch, der sonst nicht einfältig war, aber, wie er von sich selbst sagte, sich nicht mit Worten behelfen konnte, kam eines Tages in eine Gesellschaft sogenannter Witzlinge. Diese schraubten ihn, ohne, wie das solcher Herren Art ist, ihn zum Worte kommen zu lassen, dermaßen, daß er voll Verdruß aufstand und wegging. Als er noch in der Thüre war, rief Einer aus der Gesellschaft, „den haben wir recht ausgedroschen." Schnell wandte sich Jener um und sagte: „Ei, daß ist auch wohl eine rechte Kunst! so viele Flegel und eine Garbe."

Ausgegangen. Jemand ging, wegen einer Angelegenheit, nach genommener Abrede zu einem Freunde. Er klopft an die Hausthür. Ein Mädchen machte ihm auf. — „Ich will Ihren Herrn sprechen." — „Er ist ausgegangen." — „Ich habe ein dringliches Geschäft. Ist der junge Herr zu Hause?" — „Nein, mein Herr, er ist auch ausgegangen." — „Das ist ein wahres Unglück; aber vielleicht kommen sie bald heim; ich will eintreten und mich unterdessen zum Ofen" — „Ach, Herr, das Feuer ist auch ausgegangen!" — „Nun, so sage Sie Ihrem Herrn, einen so kalten Empfang hätte ich nicht befürchtet."

Ausgezogen. Ein Israelit, Lazarus N—ß, trieb einen sehr einträglichen Handel mit Contrebande. Lange Zeit geschah dies ohne

eben so wenig alle Kinder mit einem Erziehungsschlüssel, als alle Uhren mit einem Uhrschlüssel aufziehen kann. Saphir.

Auge. Das menschliche Auge beherbergt die zwei feindlichen Elemente, Wasser und Feuer, in friedlicher Eintracht, weil dieses Feuer wie ein griechisches, auch unter dem (Thränen-) Wasser leuchtet.

Zwei **Augen** sehen mehr als eins. Ein Friedensrichter in England, der nur ein Auge hatte, entschied einen Streit; die sich für benachtheiligt haltende Partei sagte zu ihm: „Ich bitte, Sir, fragen Sie doch erst einen Andern um Rath, zwei Augen sehen mehr als Eines."

Das Zumachen der **Augen.** Ein Bedienter bat seinen Herrn, der ein Geheimer Kriegs- und Domainenrath war, ihm eine erledigte Thorschreiberstelle zu verschaffen. „Der Dienst ist schlecht," sagte der Herr, „Du hast es besser, wenn Du bei mir bleibst." — „Um Vergebung," antwortete der Bediente, „wenn ich als Thorschreiber die Augen des Tages nur einmal zumache, so bringt mir das mehr ein, als wenn ich sie bei Ihnen die ganze Woche lang offen halte."

Bis auf's **Augenausstechen.** Zwei Frauen saßen im Theater, wo man das Trauerspiel Belisar gab. Die Eine weinte gar bitterlich, da tröstete sie die Andere mit den Worten: „Weine die Frau Mahm nicht, laß sich die Frau Mahm ein Becherl Gefrornes geben, und sei sie ruhig, es geht ja bis auf's Augenausstechen Alles gut aus."

Zwei **Augen** sind Luxus. Der berühmte Augenarzt J. in Berlin gab einem Einäugigen, der trotz eines unheilbaren organischen Fehlers dennoch Hülfe bei ihm suchte, den merkwürdigen Trost: „Theuerster Freund, zwei Augen sind Luxus!"

Malheur mit **Augengläsern.** Ein Violoncellist, welcher sehr kurzsichtig war, zerbrach vor Beginn des Concertes seine Brille; er war in Verzweiflung, erhielt aber glücklicherweise von einem seiner Collegen eine andere geliehen; dieselbe vergrößerte jedoch dermaßen, daß er eine Violine für ein Violoncell ansah, und darauf spielte.

Den 25. October 1569 bat der Kurfürst **August** von Sachsen bei der Taufe seines siebenten Kindes, des Prinzen August, den damaligen Dresdner Superintendenten, Daniel Graser, zum Taufzeugen und fügte dem Gevatterbriefe folgende Worte bei: „Mache Er sich keine Ungelegenheit und binde er nicht über einen rheinischen Goldgulden ein."

Wer kennt nicht das alte „O Du lieber **Augustin.**" Minder bekannt dürfte aber der Urheber dieser allbekannten Tanzweise sein. Dieser war ein sehr beliebter, aber eben so liederlicher Sackpfeifer und Bänkelsänger, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Wien lebte und Augustin hieß. Bei der großen Pest, welche 1679 in Wien wüthete, fanden ihn eines Tages die Siechknechte ganz starr vor Trunkenheit am Wege liegen, hoben ihn für todt auf den Pest-

wagen und warfen ihn in die Pestgrube. Weil diese aber nicht eher mit Erde verschüttet wurde, bis eine Reihe nach der Länge und Breite ganz ausgefüllt war, schlief Augustin die ganze Nacht noch ganz ruhig, und wie er in der Frühe erwachte, konnte er nicht begreifen, wie er dahin gekommen, arbeitete sich mit der Kraft der Verzweiflung unter den Todten hervor, vermochte aber wegen Tiefe der Grube doch nicht herauszukommen, und schrie und schalt in einem fort, bis die Pestknechte mit dem ersten Morgenstrahl wieder mit einer Fuhre dahin kamen und ihm heraushalfen. Unglaublich ist, daß dies entsetzliche Lager ihm gar nicht geschadet, und er noch lange Jahre zu Tanz und Trunk aufgespielt hat.

Kaiser **Augustus**, überrascht von der auffallenden Aehnlichkeit, welche ein Landmann mit ihm selbst hatte, fragte denselben scherzend, „ob seine Mutter vielleicht oft nach Rom gekommen sei;" „Nein," sagte der Bauer, „aber mein Vater kam sehr oft dahin."

Ausarten. „Weib!" schrie ein Schuster, „sei jetzt still, oder meiner Seele! Du kennst mich, wenn ich ausarte, so bin ich ein Vieh!" — „Da arteſt Du gar nicht aus," antwortete das Weib.

Begierig nach dem **Ausgange.** Bei der Feier eines Festes war der Eintritt in das Theater frei. Da fanden sich auch zwei Bauern ein, die ihren Sitz, mit dem Rücken nach der Schaubühne gewendet, nahmen: „Liebe Leute!" fragte sie Jemand, „Ihr ſeid gewiß begierig nach dem Ausgang?"

Ausgedroschen. Ein junger Mensch, der sonst nicht einfältig war, aber, wie er von sich selbst sagte, sich nicht mit Worten behelfen konnte, kam eines Tages in eine Gesellschaft sogenannter Witzlinge. Diese schraubten ihn, ohne, wie das solcher Herren Art ist, ihn zum Worte kommen zu lassen, dermaßen, daß er voll Verdruß aufstand und wegging. Als er noch in der Thüre war, rief Einer aus der Gesellschaft, „den haben wir recht ausgedroſchen." Schnell wandte sich Jener um und sagte: „Ei, daß ist auch wohl eine rechte Kunst! so viele Flegel und eine Garbe."

Ausgegangen. Jemand ging, wegen einer Angelegenheit, nach genommener Abrede zu einem Freunde. Er klopft an die Hausthür. Ein Mädchen machte ihm auf. — „Ich will Ihren Herrn sprechen." — „Er ist ausgegangen." — „Ich habe ein dringliches Geschäft. Ist der junge Herr zu Hause?" — „Nein, mein Herr, er ist auch ausgegangen." — „Das ist ein wahres Unglück; aber vielleicht kommen sie bald heim; ich will eintreten und mich unterdessen zum Ofen" — „Ach, Herr, das Feuer ist auch ausgegangen!" — „Nun, so sage Sie Ihrem Herrn, einen ſo kalten Empfang hätte ich nicht befürchtet."

Ausgezogen. Ein Israelit, Lazarus N—ß, trieb einen sehr einträglichen Handel mit Contrebande. Lange Zeit geschah dies ohne

alle Anfechtung; endlich aber wurde doch sein unerlaubtes Gewerbe verrathen. Eines Morgens in aller Frühe fanden sich daher einige Acciseofficianten bei ihm ein. Sie traten ganz unerwartet in sein Zimmer, als er noch im Bette lag. „Wohnt hier ein gewisser Lazarus N—ß?" fragte der eine dieser Officianten. — „Ja," versetzte der Ueberraschte, ohne die Fassung zu verlieren, ob er gleich merkte, in welcher Absicht er diesen Morgenbesuch erhielt, „aber er ist ausgezogen," setzte er hinzu. Auf diese Versicherung entfernten sich die unwillkommenen Gäste. Lazarus sprang eilig aus dem Bette, zog sich an, und schaffte die vorräthigen Contrebandewaaren bei Seite. Die Acciseb edienten hatten sich inzwischen bei dem Hauswirthe näher nach dem Lazarus N—ß erkundigt, und diesem erfuhren sie bald zu ihrem Erstaunen, daß sie eben in seinem Quartier gewesen und ihn gesprochen hätten. Sie kehrten also zu ihm zurück und machten ihm Vorwürfe, wie er sie habe belügen und sagen können, er sei ausgezogen. „Mai, hab' ich doch nichts gesagt, als die Wahrheit," versetzte der zur Rede Gestellte; „Sie fragten: wohnt hier Lazarus N—ß? Da hab' ich geantwortet: ja! aber er ist ausgezogen; ich lag ja noch ausgezogen im Bette, und es wäre doch wohl unschicklich gewesen, solche vornehme Herren unangezogen zu empfangen."

Ausgiebig. „Ich kann gar nicht begreifen, wie der Herr von Breier in Schulden gerathen konnte, er hat doch eine so ausgiebige Pension," sprach Jemand verwundert. — „Das ist sein Unglück," erwiderte ein Anderer, „hätte der gute Mann keine so ausgiebige Pension, so würde ihm auch das Geld nicht zu wenig werden."

Poetische **Ausgleichung.** Ein armseliges Dichterlein überreichte Jemanden ein Sonett. Dieser las es durch, und ließ es dem Verfasser gleich bei der zweiten Strophe merken, daß ein Vers einige Füße zu wenig habe. Der kühne Poet aber, ohne aus der Fassung zu kommen, antwortete: „Das mag wohl sein, aber haben Ew. Gnaden nur die Güte, weiter zu lesen, so werden Sie auf welche stoßen, die deren zu viel haben; so geht dann Eins in's And're."

Aushauen. In einem Kreise junger Leute wurde zu dem Zwecke gesammelt, die Büste eines Mitgliedes, welches nach dem Auslande abgegangen war, in Stein aushauen zu lassen. „Jetzt," erklärte einer der Aufgeforderten, „gebe ich nichts; als er aber noch hier war, hätte ich gern einen Zwanziger gegeben, um ihn aushauen zu lassen."

Einkehren — und **auskehren.** Ein junges Bürschchen, das als Gast in einer schlechten Kneipe Berlins sich befand, neckte die Köchin unaufhörlich, die eben die Stube ausfegte. „Hören Se," sagte sie endlich im gerechten Zorne, „Sie sind hier einjekehrt, ich kehr' aber hier aus." Mit diesen Worten warf sie ihn zur Thür hinaus.

Auskunft. Jemand erkundigte sich in einem Laden, wo der Doctor N*. wohne. „Ich bin ganz allein zu Hause," versetzte der Ge-

fragte, „wollen Sie aber indessen meinen Laden hüten, so werde ich Ihnen zeigen, wo der Herr Doctor wohnt."

Ausländer. Ein deutscher Fürst wählte zu allen wichtigen Hof- und Staatsämtern lauter Franzosen. Als er einst bei der Tafel saß, bei der sich nichts als Franzosen befanden, rief einer von den Letztern aus: „Es ist doch merkwürdig, daß Ew. Durchlaucht hier der einzige Ausländer sind!"

Auslegung. Ein Lehrer der Physik examinirte seine Schüler und fragte unter Anderm, was Wärme und Kälte für Eigenschaften haben. Der Schüler antwortete ganz richtig: „Kälte zieht zusammen und Wärme dehnt aus." Der Lehrer verlangte nun vom Schüler, solches durch ein Beispiel zu beweisen. Hierauf erwiderte der Letztere: „Im Winter sind die Tage kurz und im Sommer sind sie lang."

— In einer Conditorei sagte Jemand zu seinem Nachbar im Laufe des Gesprächs: „Und die Strafgelder, die man den Polizeidienern gleich bezahlt, stecken diese natürlich in die Tasche." — „Wie, mein Herr," unterbrach ihn ein in der Nähe sitzender Polizei-Officiant, „Sie wagen zu behaupten, daß unsere Leute die besagten Gelder unterschlügen, veruntreuen? Zu solchen Behauptungen gehören Beweise, hüten Sie sich!" — Mein Gott im Himmel, was kann einem Menschen nicht in den Mund gelegt werden, ich habe gesagt, die Polizeidiener stecken die Gelder in die Tasche, denn wo sollten sie sonst damit bleiben, sie können dieselben doch nicht in der Hand behalten!" — „Ja so, das ist was Anderes."

Das Licht **auslöschen.** Ein alter pommerscher Riesen-Grenadier, den sein 15jähriges Lieutenantchen mißhandelte, hielt seine Mütze über ihn und sprach: „Wären Sie nicht mein Vorgesetzter, — bei Gott, ich löschte Ihnen das Licht aus!"

Ausmärzen. — Wäre dies Wort nicht schon früher bestanden, müßte man glauben, es sei vom März 1848, wo bekanntlich die meisten Ausmärzungen der Minister, Polizeichefs, Bürgermeister ꝛc. Statt hatten. T.

Ausnahme. In einem schwäbischen Landstädtchen aß ein Fremder in der Schildwirthschaft zum grauen Hecht zu Mittage, und gestand dem Wirthe, es habe ihm heute so gut geschmeckt, wie sonst Keinem im Lande. „Den Herrn Amtsvogt ausgenommen," fiel ihm der Wirth ganz ernsthaft in's Wort. — „Nein!" sagte der Fremde, „ich nehme Niemanden aus." — „Den Herrn Amtsvogt müssen Sie ausnehmen, denn das ist in unserem Städtchen hergebrachte Gewohnheit." Der Gast bestritt die Ausnahme, der Wirth vertheidigte sie, und sie geriethen Beide in solchen heftigen Wortwechsel, daß die Sache vor den Amtsvogt gebracht wurde. Nachdem Dieser die erbitterten Gegner angehört hatte, entschied er den Streit in folgenden Worten: „Mein Herr! Es ist bei uns herkömmlich, bei allen Gelegenheiten mit dem

regierenden Amtsvogt eine Ausnahme zu machen; da Sie sich nun gegen dieses, seit undenklichen Zeiten eingeführte Recht auflehnen wollen, so verfallen Sie in die Strafe von Einem Gulden, und das von Rechtswegen." — „Sehr wohl," war des Reisenden Antwort, — „aber es sei mir doch auch erlaubt, zu sagen: der verfluchte Kerl, der mich vor Gericht brachte, ist der größte Narr, den es geben kann, Sie, mein Herr Amtsvogt, ausgenommen."

Ausnahme. „Wollen Sie bei mir essen?" fragte ein Irländer seinen Freund. „Mit Vergnügen!" — „Es ist nur ein freundschaftliches Mahl." — „Was haben Sie denn?" — „Gesalzenes Rindfleisch und Kartoffeln." — „Ei curios, mit Ausnahme des Rindfleisches, habe ich heute zu Hause ganz Dasselbe.

Die **Ausnahme** von der Regel. „Ja Lude!" — sagte ein Handlanger zum andern: „Du bist ja heute schon halb besoffen, und zu mir sag'ste, Du trinkst in der Rejel nie Schnaps." „Na, det will ich Dir sagen," antwortete der Andere, „ick drinke in der Rejel nie Schnaps, aber ick mache alle Daje 'ne Ausnahme. Keine Rejel ohne Ausnahme!"

Ausnehmend. Ein galanter Herr nahm auf der Leipziger Messe für eine junge Dame an einer Galanteriebude mehrere Bijouterien aus. Der Kaufmann zeigte ihm unter andern ein schönes diamantnes Kreuz, welches der artige Herr seiner Dame mit den Worten um den Hals band: „O! so sind Sie ausnehmend einnehmend, mein Engel!" „So wie Sie einnehmend ausnehmend," erwiderte die beschenkte Dame.

Ausrede. Ein Soldat, der als Wache bei einer Kanone aufgestellt war, verließ dieselbe und begab sich in das benachbarte Wirthshaus. — „Kerl! warum hast Du Deinen Posten verlassen?" fragte ein Hauptmann, der dazu kam. „Herr Hauptmann!" erwiderte der Soldat, „ich habe die Kanone zu heben versucht, zwei Mann tragen sie nicht fort, und kommen mehrere, so kann ich ja doch nichts machen."

Die weise **Ausrede.** Zur Vermeidung der Wilddieberei muß bei der Linienmauth Jeder, der todtes Wildpret einführt, einen Schußzettel von dem Jägeramte vorzeigen, in dessen Revier das Wild geschossen worden ist. Nun begab es sich neulich, daß ein Verwalter auf dem Lande seiner Herrschaft nach Wien ein lebendiges Reh sandte, der Bauer aber, der es überbringen sollte, hatte es unterweges verkauft, und das Geld vertrunken. Als er von der Herrschaft später gefragt wurde, „wo denn das Reh sei?" antwortete er: „Man habe es ihm an der Mauth weggenommen, weil er keinen Schußzettel vorzuzeigen gehabt habe.

Eine gute **Ausrede** ist einen Thaler werth. Ein Irländer stieß aus Versehen an einem Laden eine Fensterscheibe ein. Er machte sich eilig aus dem Staube, aber der Eigenthümer lief ihm nach und er-

wischte ihn beim Rockzipfel. „Ihr habt mir mein Fenster zerbrochen, Bursch!“ sprach er zornig, „Ihr könn't es nicht läugnen.“ — „Freilich that ich's,“ versetzte der Irländer, „seht Ihr denn nicht, daß ich nach Hause laufe, um Geld zum Bezahlen zu holen?“

Zweideutige **Ausrede.** Eine Dame hatte sich unlängst verheirathet; am dritten Tage, als sie ihren Gatten nach Hause kommen sieht, schleicht sie sich heimlich hinter ihn und gibt ihm einen Kuß. Der Mann ward darüber böse und meinte: sie verletze allen Anstand, „Vergib, vergib!“ rief sie aus, „ich wußte nicht, daß Du es warst!“

Das **Ausrichten.** Ein Ehemann beklagte sich bei einem anderen, daß seine Frau so saumselig sei, und durchaus nichts ausrichte. „Da erscheint meine Frau gerade als das Gegentheil,“ erwiderte dieser, „die richtet wieder Alles aus.“

Ausschlagen. Zwei alte Herren kannegießerten mit einander im Wirthshause. „Ich finde nichts Nobleres,“ sagte der Eine, „und zugleich nichts Edleres, als einen Thron auszuschlagen.“ — „Hm, einen Thron ausschlagen, das kann ich auch,“ sagte ein daneben sitzender Tapezierer.

Ausschneiden. Es gibt eine Classe Frauenzimmer, die machen's mit ihren Kleidern, wie gewisse Engros-Händler mit ihrem Waarenlager: wenn die Liebhaber nicht kommen, fangen sie an — auszuschneiden! S.

Der **Ausschuß.** Eine Gesellschaft Studirender führte zu ihrem Vergnügen Schauspiele auf. Der Theil von ihr, welcher die Oekonomie und Polizei der Anstalt zu besorgen hatte, nannte sich Comite und unterzeichnete so die Erlaubnißscheine für die Zuschauer.

Ein Kaufmann bekam dergleichen, fragte, was das Wort bedeute? und erhielt zur Nachricht: „Ausschuß.“ Er verstand das so: Er sollte unter den Zuschauern so etwas sein, wie Ausschuß unter den Waaren; und — war zu stolz, von seinem Billet Gebrauch zu machen.

Die bequeme **Aussicht.** Ein Hausbesitzer führte die Frau Baronin N., die ein Quartier suchte, in einem leer stehenden Hause umher. Sie fand es gut, vermißte aber doch die Aussicht ins Freie, weil eine Gartenmauer ihr vorstand. „Ei,“ sagte der Wirth, „Ihro Gnaden dürfen nur auf die Fensterbretter zu steigen belieben.“

Weder **Aussicht** noch frei. „Wer da?“ rief die Schildwache zwei Reisende an, die von Lindau kamen, die Eberhardtscapelle bei Bregenz zu besehen und die freie Aussicht über den großen See hin zu genießen. Sie gaben sich und ihren Wunsch zu erkennen. „Ach, was da!“ lautete die Antwort. „Hier giebt's keine Aussichten, und am wenigsten freie.“

Aussichtsvoll. „Du bist noch so jung, und schon so ein nichtsnütziger Bube!“ — sagte ein Bauer zu seinem Sohne; „was für

ein Taugenichts wirst Du erst sein, wenn Du einmal so bist, wie ich."

Ein Grund zur **Aussöhnung.** Letzthin drückten einander zwei Damen recht innig freundschaftlich die Hände. „Nicht wahr, Sie zürnen nicht mehr mit Mad....? Sie haben ihr vergeben?" fragte die Eine. — „Ja, vom Herzen," antwortete die Andere; „sie ist ja, seit ich sie nicht gesehen, so alt und häßlich geworden."

Ausspielen. G. fuhr am letzten Tage des Februar 1835 in Gesellschaft einer liebenswürdigen Dame und einiger Herren von St. Pölten nach Wien. Als der Wagen durch Hütteldorf fuhr, sagte die Dame, welche die Ankunft in Wien nicht erwarten konnte, etwas verdrießlich: „Es ist doch schrecklich, wie lange Hütteldorf ist, es nimmt gar kein Ende." — „Beruhigen Sie sich, meine Gnädige," tröstete sie G., „es werden in einigen Tagen zwei Häuser ausgespielt, da wird es etwas kürzer werden."

Schwierigkeiten der **Aussprache.** Ein Handelsreisender, der in Deutschland für englische Fabrikanten Geschäfte machte, wollte Englisch lernen, und sprach gern davon, wie schwer dies sei. Eines Tages setzte er sich in einem Caffeehause in Frankfurt a. M. zu einem Pferdehändler aus Sachsenhausen und unterhielt sich mit ihm über sein Thema. — „Wir Deutschen haben es leichter als die Britten," sagte er, auch etwas bornirt — zu Jenem; „wir sprechen wie wir schreiben; aber die Engländer schreiben z. B. den Namen ihres großen Dichters Shakespeare, und sprechen ihn aus: Schäkspier." — „O," fiel Jener ein, „das haben wir ja auch; wir schreiben Pferd und sprechen Gaul."

Außerordentlich.

A. Zwar liederlich und wüste lebt Pyrill,
Doch ist er ein Genie, ganz außerordentlich;

B. Sehr gerne, Freund! ich dir dies glauben will,
Pyrill ist alles, außer — ordentlich.

Jg. Goldschmied.

Ausstattung. Bei der Geburt eines Kronprinzen von Frankreich wurden 100 junge Mädchen, die sich verehelichen wollten, ausgestattet. Von einer von denen, welche sich einschreiben ließen, verlangte man auch den Namen ihres Bräutigams zu wissen. „Ach?" sagte sie, „ich glaubte, man bekäme Alles hier."

Ausstellung. In den Kunstausstellungen hört man häufig den unwilligen Ausruf: „Wie sich dieser Mensch unterstehen kann, für die Ausstellung zu malen!" — Das ist aber ganz in der Ordnung. Er malt für die Ausstellung d. h. er malt so, daß man ihm sehr viel ausstellen muß.

Mittel gegen **Auswanderung.** Als in Hessen-Darmstadt vor meh-

reren Jahren viele Leute nach Amerika auswanderten, zerbrach sich die Regierung den Kopf, was der Grund dazu sein möchte und wie dem abzuhelfen sei. Ein Jude sagte: „Mein, waß ich a ganz verziegliches Mittel. Se müssen setzen in de Zeitungen, Amerika wär Hessen-Darmstädtsch geworden, da geht ka Mensch mehr hin!"

Der **Ausweichende.** Ein Lastträger stieß auf der Straße etwas unsanft einen Dichter. „Warte nur," sagte der Letztere, „ich treffe Dich schon ein anders Mal." — „Und was wollen Sie mir thun?" schrie der Lastträger, mit geballter Faust auf ihn eindringend. — „Dir ausweichen," erwiderte der Dichter, zog demüthig den Hut und ging.

Wer **ausweicht** ist der Gescheidtere. Zwei Menschen begegneten einander in einer engen Gasse und Keiner schien dem Andern aus dem Wege gehen zu wollen. Trotzig rief der Eine: „Ich weiche keinem Narren aus!" „Aber ich," rief der Andere, indem er auswich und sich höflich verbeugte.

Auswendig und inwendig. Ein Knabe hatte 12 Lebkuchen gegessen auf denen allen das Einmal Eins aufgedruckt war. „Nun hör' mal mein Natzerl" sagte seine Mutter, „nun wirst Du wohl das Einmal Eins kennen?" „Ja inwendig kann ich es schon, aber auswendig kann ich's noch nicht."

Autographensammler. Eine als Schriftstellerin sehr berühmte Dame, bereiste die Umgebung von Marseille. Eines Tages erhält sie einen Besuch von einem mit annehmlicher Gestalt begabten jungen Manne, in einem grünen Fracke, mit einem Paar Gamaschen aus Kautschuck und einem Stocke mit goldenem Knopfe. Die Conversation, anfangs steif und zurückgehalten, wurde bald wärmer. Nach zwei Stunden, entfernte sich der Unbekannte, und versprach, wieder zu kommen. Er kam in der That nicht nur einmal, sondern sehr oft wieder, und es entstand zwischen ihm und der Dame von Tag zu Tag ein vertrauteres Verhältniß. Nach sechs Monaten endlich brach er seine Besuche ab, und kam gar nicht mehr. Die berühmte Frau war darüber außer sich, ergriff in ihrer Sehnsucht die Feder, mit welcher sie so viele Meisterwerke geschrieben, und schrieb mit zitternder Hand die folgenden Worte: „O, kommen Sie wieder, Lazar, kommen Sie wieder, ich liebe Sie," zeichnete und schickte das Billet ab. Den andern Tag ging dies zärtliche Sendschreiben aus den Händen Lazar's in jene eines Autographen-Verkäufers über, der es mit tausend Thalern bezahlte. — Lazar war seines Standes ein Kunsthändler aus Marseille und ein hübscher Junge von Person. Die Dame aber reiste den andern Tag ab, und schwur, von nun an für keinen Andern als für ihren Verleger und die Lesewelt eine Zeile zu schreiben.

Autor-Geständniß. In Berlin ist ein Buch über deutsche Mythologie erschienen, dessen Verfasser in der Vorrede gesteht, „er hätte nichts gelernt." Selten, daß ein Autor so aufrichtig ist.

B.

B iſt der zweite Buchſtabe im A B C und zwar aus dem Grunde, weil A der erſte Buchſtabe iſt, und B gleich nach A kommt; warum aber A der erſte Buchſtabe iſt, iſt eben ſo wenig bekannt, als überhaupt bekannt iſt, warum im Leben Einer der Erſte iſt; da aber der Erſte, wenn auch ohne hinreichenden Grund, der Erſte iſt, ſo hat der Zweite vollkommen Recht, ſich den Zweiten zu nennen, wenn er gleich nach dem Erſten kömmt. Ich glaube auch, vielleicht ohne Grund, daß ich der Erſte bin, der dieſe geiſtreiche Bemerkung macht, aber wer ſie nach mir machen wird, iſt gewiß der Zweite. —

Wir wiſſen ſo gewiß als Etwas — z. B. ſo gewiß, als das deutſche Volk das erſte Volk der Erde, und die Preußen die erſten Deutſchen unter den Deutſchen ſind — daß Adam der erſte Menſch war, nicht nur, weil er gleich beſteuert wurde, und ihm eine Rippe ausgeſchnitten wurde, ſondern auch, weil er ſich gleich ruhen und ſchlafen legte, das iſt die Pflicht, welche alle Erſten zuerſt thun; aber wer war der zweite Menſch? Gleich nach Adam kam Eva, dann kam Cain, — wie wird nun numerirt? Zählt Eva nicht mit, weil ſie auf einen Seiten-weg in die Welt kam? Machen Adam, Eva und Cain zwei Menſchen, drei Menſchen oder dritthalb Menſchen? Eva iſt eigentlich das B der Menſchen; Adam war das A, Cain das C; Eva, die zwiſchen Adam und Cain kam, muß alſo mit B bezeichnet werden, für Adam B-dur.

Von B iſt weiter nichts zu bemerken, als daß es im Belagerungszuſtande ein gefährlicher Buchſtabe iſt, denn man kann ihn nicht ausſprechen, ohne dabei das Maul aufzumachen und das iſt dann nicht rathſam, nicht aber deshalb, damit Einem nicht die gebratenen Tauben in's offene Maul fliegen, ſondern weil jedes offene Maul vom ſtrategiſchen Geſichtspunkte aus nichts iſt als ein Loch, welches eine Kanone wird, wenn man heißes Blei herumgießt, und heißes Blei um einen offenen Mund gegoſſen, iſt für die Ausſprache des weichen B, z. B. „Baden-Baden“ oder „Brandenburg,“ etwas ſehr genirſam.

Der Buchstabe B, etwas gedehnt mit dem Umlaut: „Bä!“ ist ein „Schaflaut.“ Warum nennt man „Bä!“ den Schaflaut? Die Ursache ist sehr einfach; wer A sagt, muß auch B sagen; der Mensch, der A sagt, der muß nun à tout prix auch B sagen; aber so ein Schaf, das hat doch nicht A gesagt und sagt doch „Bä!“ das ist also gewiß ein dummes Schaf! —

Wenn der Mensch einmal A und B gesagt hat, bilden sie zusammen den Hausschatz all seiner Glückseligkeit in der kleinen Silbe „ab.“ Z. B. Abgabe, abkratzen, abdanken, abfangen, abpfänden, abschaffen, abschieben, abverlangen, abzapfen, abzwicken u. s. w.

Der Buchstabe B ist der Anfang und der Ausgang alles Unglücks des Menschen, denn ohne ihn wäre keine „Buchdruckerkunst“ und keine „Beredtsamkeit“ und kein „Backen-Bart;“ gewiß wäre er schon längst aus den Buchstaben ausgewiesen worden, wenn nicht zum Unglück andere drei Worte auch nicht ohne ihn sein könnten: z. B. „Bauern,“ „Bankzettel,“ und „Belagerungszustand.“ —

Der Buchstabe B mit dem nachgesetzten e zusammen bildet die Silbe „be,“ und wird die „Vorsetzsilbe“ genannt, und wird vielen anderen Zeit-Wörtern vorgesetzt, z. B. „be-arbeiten.“ Da hat die Vorsetzsilbe eigentlich selbst nichts zu machen, aber sie macht das nachgesetzte Wort mehr arbeiten, wie das im Leben bei vielen Vorgesetzten der Fall ist, wie auch z. B. bei diesem Artikel B, den ich dem ganzen Buchstaben B vorsetze.

M. G. Saphir.

Bacon, Nicolaus, der Vater des berühmten Schriftstellers Francis Bacon, war Großsiegelbewahrer bei der Königin Elisabeth. Als ihn diese einmal auf seinem Landgute Hertfortshire besuchte, fragte sie ihn: „Wie kommt es, daß Sie Ihr Haus haben so klein machen lassen?“ „Ich bin es nicht,“ antwortete Bacon, „der sein Haus zu klein machen ließ, Euer Majestät sind es, die mich zu groß für mein Haus machten.“

Das feuchte **Bad.** Ein Arzt verordnete einem Kranken Bäder. Er befolgte diesen Rath. Nach einigen Tagen fragte ihn der Erste: „Wie haben Sie die Bäder gefunden?" „Etwas feucht," war die Antwort.

Das nutzlose kalte **Bad.** Zwei dem Anscheine nach anständige und vornehme junge Männer hatten eben in einer Pariser Restauration, nahe am Canal, ein glänzendes Frühstück eingenommen. Man hatte es an Champagner nicht fehlen lassen, und war heiter und guter Dinge, so lange der edle Rebensaft in den Gläsern schäumte. Die Rechnung aber zu bezahlen, schien ein Ding der Unmöglichkeit, denn es fand sich in ihren Taschen nicht ein Sou. Schnell macht jedoch der Eine ein Mittel ausfindig, um sich die nöthige Summe zu verschaffen. „Was meinst Du, Freund?" sagte er, „willst Du die Hand mit im Spiele haben, so gelingt mein Plan." — „Alles, was Du willst, thu' ich," antwortete der Tischgenoß, „wenn nur die Ehre unserer Familien nicht compromittirt wird." — „Wohlan," sagte Jener, „Du kannst schwimmen: laß uns diesen Vortheil benutzen." — „Was willst Du damit sagen?" — „Du verstehst mich nicht?" — „Nicht im mindesten." — „Nun so höre. Man zahlt jedem 15 Franken, der einen Leichnam aus dem Wasser zieht, und 25 Franken, zieht man einen noch Lebenden gerettet heraus. Frisch auf denn: Du machst den Karpfensprung in das Bassin, und ich fische Dich sogleich wieder auf." — Gesagt, gethan, und im nächsten Augenblick sind die Rollen bewundernswürdig durchgeführt. Der edle Retter läuft sogleich zum Polizei-Commissär, um die im Namen der öffentlichen Wohlthätigkeit festgestellte Belohnung in Empfang zu nehmen. Schon soll auch die Prämie ausgezahlt werden, als unglücklicher Weise der Wirth, der Alles mit angesehen und gehört hatte, ohne an das Gelingen des Unternehmens zu glauben, herbeigelaufen kommt und Protest einlegt.

— r.

Badewitze. In der Leipziger Bade-Anstalt giebt es zwei große Bassins, eins mit sehr tiefem Wasser für diejenigen, welche schwimmen können, das andere mit niedrigerem Wasserstand; man nennt das letztere das Krabbel-Bassin, und sagt von den darin badenden Personen: sie baden nicht ohne Grund.

Badefrage. Vor Jahren wurde in Berlin eine Flußbade-Anstalt gegründet, die aber so schlecht gelegen war, daß man beim Heraustritt aus dem Bade sich gleich die Füße schmutzig machte. Der Dichter Julius v. Voß schrieb daher folgende Frage an das Badehaus:

„Wenn ich nun werde gebadet sein,
Wo wasch' ich mich dann wieder rein?"

Das **Bad** ausgießen. Ein Badehaus wurde auf Actien neu und splendid erbaut. Da man aber sah, daß die Herren die Unternehmung etwas zu groß anfingen, und man sich daher keinen Nutzen davon

versprach, äußerte sich Jemand, „bei diesem Bade werde man alle Badediener entbehren können, da die Actionäre das Bad selbst ausgießen werden."

Bäckernoth. Als vor dem versammelten Stadtrathe zu Stuttgart die Vorsteher des Bäckergewerbes in Wehklagen wegen der beschlossenen Preisermäßigung des Brodes ausbrachen und behaupteten, „wenn es so fortgehe, müßten sie bald dem Bürgerhospital zur Last fallen," entgegnete ein Stadtrath: „dort könnten die Herren nicht unterkommen, weil es an den für ihre Equipagen nöthigen Ställen und Remisen fehle."

Ein **Bär** als Sänger. Als man in London die berühmte französische Operette: „das Milchmädchen" gab, bat ein reicher, durch seine Laune und seine Talente bekannter Engländer die Direction, ihn die Rolle des Bären spielen zu lassen, welches man ihm gewährte. Der Schluß des Stückes war im Englischen dahin abgeändert, daß ein Jäger, dessen Schuß den Bären gefehlt, diesen durch die Kraft seiner Arme niederwirft, erdrosselt, sich dann auf ihn setzt und eine Triumpharie singt. Der Engländer, welcher stärker war, als der den Jäger gebende Schauspieler, warf diesen im Ringen zu Boden, und sang, als Bär auf ihm sitzend, die Triumpharie.

Bären. Als vor einigen Tagen Jemand in einer Gesellschaft erzählte, daß in Polen die Bären sich ganz ruhig einschneien ließen und so überwinterten, bemerkte ein Zuhörer ganz ruhig: „ja wissen Sie, das sind eben nur solche Bären, „die man einem aufbindet."

— Der Verleger der „Bären" ging auf der Straße. Da hing sich Jemand ihm in den Arm und fragte spöttisch: „Nun, wie gehen die Bären?" „Ich lasse sie so mitlaufen," antwortete der Verleger lächelnd. Castelli.

Die **Bären** in Wien. In einer Gesellschaft, wo von Unterhaltungsschriften gesprochen wurde, kam die Rede auch auf die Bären*). Da sagte Einer: „Nun haben wir schon 700 Wiener Bären." „Was da, Bären in Wien?" fiel ihm ein Ungar in die Rede, „und 700 Bären in Wien, und hab' ich noch keinen einzigen gesehen, wie kommt das?" Castelli.

Bärte. Die deutschen Wälder und die deutschen Jünglinge gehen ganz aus. Allein unsere Jünglinge sorgen doch dafür, daß die deutschen Wälder nicht ganz ausgehen, jeder Jüngling legt jetzt einen deutschen Wald um sein Gesicht an. Man sieht den Jüngling vor lauter Wald nicht. Wenn so ein lebendiger Bartwisch eine Cigarre raucht, so glaubt man von Ferne, es ist ein Waldbrand. S.

Bärte, der jetzigen Mode. Voltaire hat von seinen Landsleuten

---

*) So heißt eine von Castelli herausgegebene Anekdoten-Sammlung.

gesagt, sie wären eine Mischung von Affen und Tigern; das hat sich aber verändert und man kann die neue Generation als eine Mischung von Affen und Ziegen ansehen. Der Bart ist nicht mehr wie vorher ein Appendix des Mannes, sondern der Mann ein Appendix des Bartes ꝛc.

Baierscher Dialect. Der Schauspieler Heckscher war in dem Wirthshause einer kleinen Stadt Ober-Baierns abgestiegen, dessen Wirth nur seinen eigenen Jargon verstand. Heckscher fand es in dem Zimmer zu heiß. Der Wirth begriff das Wort „heiß" nicht. Endlich machte sich Heckscher durch Zeichen verständlich, und der Wirth rief lachend aus: „das haaßt jo haaß!" — Heckscher: „Haas ist ein Thier, das einen guten Braten giebt." — Wirth: „Sie meinen's holt a Hoos." — Heckscher: „Hos' ist ein Beinkleid." — Wirth: „Naa, bei uns z'Land Büchsen." — Heckscher: „Büchsen ist ein Feuergewehr." — Wirth: „Das nennen wir a Stutzer." — Heckscher: „Stutzer ist ein Narr." — Hier empfahl sich der Wirth.

Ballet. Ballete ließen einst sich leicht verstehen,
Sie galten für ein stummberedtes Spiel,
Man konnte Lust und Schmerz im Bilde sehen,
Und Deutung fand ein jegliches Gefühl.
Wer aber jetzt will etwas Näh'res wissen
Von dem, was auf der Bühne vor sich geht,
Wird oft den Nachbar darum fragen müssen,
Wenn gleich der Plan schon auf dem Zettel steht.

H. Adami.

Balletabenteuer. Der verdoppelte Genius. In Neapel kommt in einem Ballete der jetzigen Stagione ein Wolkenwagen vor, auf dem der Genius der Liebe herabschwebt und zwei Liebende aus einer Wassergefahr rettet. Durch irgend ein Mißverständniß, oder durch eine Zerstreuung des Maschinisten kam der Wolkenwagen statt am Schlusse des dritten Actes, bereits am Schlusse des zweiten. Noch wunderbarer aber zu schauen war, daß statt des Genius eine junge hübsche Tänzerin darin saß, und neben ihr ein junger eleganter Herr in schwarzem Frack und gelben Glacéhandschuhen. Sie hatten wahrscheinlich oben auf dem Schnürboden etwas zu besprechen gehabt und in dem bequemen Wolkenwagen Platz genommen. — Die Tänzerin und der junge Herr fielen hier wirklich aus den Wolken.

Herr von **Balzac** lag einmal Nachts in seinem Bette, ohne zu schlafen. Ein Geräusch an einem Schlosse erweckt seine Aufmerksamkeit, er wendet den Kopf um, und sieht beim Lichte seiner Nachtlampe einen Dieb, der seinen Secretair aufbricht. Es war ein kritischer Moment, Herr von Balzac aber lachte laut auf. Der Dieb glaubte sich entdeckt und hielt mit seiner Arbeit inne. Herr von Balzac lachte immer lauter. „Worüber lachen Sie?" rief endlich unwirsch der Dieb.

„Worüber ich lache? Darüber, daß Sie ein so großer Thor sind und auf die Gefahr hin, in das Bagno geschickt zu werden, sich bei Nacht mit einem falschen Schlüssel hieher schleichen, und in einem Möbel Geld suchen, in welchem ich bei hellem lichten Tage, und mit dem ächten Schlüssel aufschließend, keines finde."

Der vierte **Band.** Ein dummer Mensch brachte einer Frau öfters Bücher zum Lesen. Einst kam er wieder und brachte ihr den vierten Band eines Romans. Sie sah das Buch an und sagte: „Aber Lieber! das ist ja der vierte Band." — „Ei, das thut nichts," versetzte Jener, „die Worte vierter Band wollen nur sagen, daß das Buch schon zum vierten Male eingebunden ist."

Durch die **Bank.** Die Bank wurde errichtet, um die Kaufleute mit Creditgeldern zu unterstützen, und dennoch giebt es manche Kaufleute, von denen man sagt, sie hätten durch die Bank keinen Credit!

Bankerott ist ein Rückfall aus dem Himmel schwärmerischer Hoffnungen und Entwürfe in den Paroxismus der Zahlungsunfähigkeit. Solche Bankbrüche sind jedoch nicht immer unheilbar, vielmehr oft die Grundlage heiteren Gedeihens, weil während der Krisis die geschwollene goldene Ader sich in's geheime Zellgewebe ergießt und von da aus den neuen Organismus ernährt. In neuester Zeit nimmt man es daher mit diesem Uebel, wie mit allen Modekrankheiten, nicht mehr so ernsthaft, obgleich häufig der Patient ein gesetzter Mann wird, wenn er den Anforderungen der Gegenwart nicht gerecht werden kann. H.

— Auf der Insel Moritz hatte ein Neger einmal an dem Tische seines Herrn gehört, wenn man Bankerott mache, gebe man höchstens die Hälfte von dem, was man schuldig sei, und er nahm sich sogleich vor, diese treffliche Sache auch zu versuchen, da er auf keine Weise mehr verdienen könnte. Er stahl deßhalb das gesammte, sehr bedeutende Silbergeschirr, verschloß es in einen Koffer, und versteckte denselben in einen Brunnen, in welchem sich kein Wasser befand. Lange suchte man nach dem Silbergeschirre und dem Neger, bis man ihn endlich unten im Brunnen auf dem Koffer sitzen sah. — „Was machst Du da mit meinem Silberzeuge?" fragte ihn der Herr. — „Herr," antwortete der Neger in seinem Kauderwälsch, „ich mache Bankerott, wir wollen theilen; mita per ti, mita per mi (die Hälfte für Dich, und die Hälfte für mich)."

Bankerott. Ein Landmann fragte in Pesth, warum so viele Kaufläden geschlossen seien. Man sagte ihm, „weil die Eigenthümer fallirt hätten." Da entgegnete Jener: „Ich fände es für viel zweckmäßiger, die Eigenthümer schließen zu lassen."

— Es wurde ein neues Schauspiel, unter dem Titel: „Der Bankerott," auf die Bühne gebracht. Es mißfiel allgemein, und

ward förmlich ausgepocht. Ein Herr, der auch im Schauspiel gewesen war, und nach beendigter Vorstellung in eine Gesellschaft kam, wurde gefragt: „wie das Stück ausgefallen sei.“ — „Vortrefflich,“ versetzte er, „es ist ein vollkommener Bankerott; ich selbst habe einen Gulden dabei verloren.“

Der **Barbier** von Sevilla. Napoleon sagte einst zu dem Gouverneur von Sevilla: „Wenn sich die Stadt nicht binnen drei Tagen ergiebt, so lasse ich Alles rasiren.“ — „Das werden Sie nicht wagen, Sire,“ sagte der spanische General. — „Und warum nicht?“ — „Weil Sie den Titeln: Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protector des Rheinbundes und Vermittler der Schweiz nicht den Titel „Barbier von Sevilla“ beifügen werden.

Der geängstigte **Barbier.** Ein Paar Zwillingsbrüder, Fritz und Karl, die einander so ähnlich waren, daß sie selbst von ihren Eltern oft verwechselt wurden, machten eine Reise durch Deutschland, durch die Schweiz und durch Italien mit einander. In Zürich wohnten sie im Schwerte, und gefielen sich in diesem Gasthofe, wo die Bewirthung einzig in ihrer Art ist, so sehr, daß sie beschlossen, lange hier zu verweilen. Sie waren beide sehr heiter, und erlebten durch ihre Aehnlichkeit manches freundliche Abenteuer. Ihre Bärte waren zur Ungebühr lang geworden, und der Eine von den Brüdern wartete an dem Fenster des Zimmers auf einen Bartabnehmer. Er gewahrte endlich einen Scherer, winkte denselben hinauf, und veranlaßte seinen Zwillingsbruder, in die anstoßende Schlafkammer zu gehen, und sich dort ganz ruhig zu verhalten. Der Barbier trat herein, Fritz setzte sich, der Bart war schnell und gut abgenommen, und nun ging Fritz mit der Serviette in die Kammer, als wenn er Geld holen wollte. Der Barbier hatte indessen sein Barbierzeug zusammengepackt, und ging dem Geschorenen mit einer krummen Hand entgegen, um ihm das Geld abzunehmen. Wie erschrack er, als Fritz mit demselben Barte, welchen er so eben abgenommen hatte, wieder vor ihm saß, und verwundernd mit derselben Stimme, welche sehr ausgezeichnet war, fragte: „Nun, wollen Sie mich denn nicht barbieren?“ „Ich habe Sie ja schon barbiert,“ so sprach der Barbier mit zitternder Stimme. „Sie sind wohl nicht recht bei Sinnen,“ donnerte der Fremde ihn an. Aengstlich und zagend seifte der arme Barbiergeselle denselben Bart mit allen den kleinen Abzeichen ein, welche ein Bartscherer so leicht zu bemerken Gelegenheit hat; es waren ohne Zweifel dieselben Augen und Augenbraunen. Auch die etwas über den Mund herabhängende Nase mußte, wie vorher, mit den Fingerspitzen ein wenig in die Höhe gehoben werden. An dem Kinne war dasselbe Wärzchen, und auf der Mitte der Stirne dasselbe Leberfleckchen, welches ihm vorhin aufgefallen war. Mit Angst und Noth ward er fertig, ohne den lächelnden Karl geschnitten zu haben. Eben dieses sarcastische Lächeln war ihm

Literarische Beilage

zu

Saphir, Conversations-Lexicon für Geist, Witz und Humor.

In derselben Verlagshandlung erscheint zu Anfang nächsten Jahres:

Mythologie des neunzehnten Jahrhunderts

oder

die neuen Götter.

Von

M. G. Saphir.

Mit vielen Holzschnitten.

Preis circa 1½ Thlr.

Ferner ist erschienen:

Medicinisches Hauslexicon

oder

1000 Heilmittel gegen alle Krankheiten der Menschen,

und

diätetische Anweisungen zur Erreichung eines hohen Alters.

Gesammelt und herausgegeben von

mehreren praktischen Aerzten.

Preis 20 Ngr.

Die Herren, die dieses vortreffliche Buch zusammengestellt, haben eine Auswahl getroffen, theilweise von bereits erschienenen Artikeln das Beste, was frei von jedem Charlatanismus, gesammelt, geprüft und hier wieder gegeben, wie auch neue Artikel aus praktischer vieljähriger Erfahrung hinzugefügt.

Keiner der verehrten Käufer wird in diesem Buche auch nur ein einziges Mittel vermissen; einer jeden Krankheit ist gedacht, jeder nur erdenklich vorkommende Fall wird sein Mittel und nöthige Anweisung dazu vorfinden und als ein wahrer Schatz wird einen Jeden die Stunde freuen, wo er Kenntniß vom Dasein dieses vortrefflichen Buches erlangte.

In den meisten erschienenen Werken sind wohl für diese oder für jene Krankheit die Mittel angegeben, die helfen können, allein der größte Theil dieser Erscheinungen ist unvollständig, und oft sucht man vergebens nach dem Mittel, um das Uebel, welches sich im Kreise der Familie eingeschlichen, bannen zu können.

Noch nicht genug. Dieses Buch soll nicht nur dem schon bereits „Kranken" helfen, sondern auch dem „Gesunden" als ein Leitfaden dienen, wie derselbe zu leben hat, um Krankheiten vorzubeugen und ein langes gesundes Leben sich schaffen zu können.

Die diätetischen Anweisungen sind mit eisernem Fleiße geprüft und zusammengestellt worden, mit Recht darf und kann daher gesagt werden: „Dieser Hausschatz sollte in keiner Familie fehlen, denn es ist ein Arzt, der mich nie verläßt, sobald ich das Buch in meiner Nähe behalte."

In demselben Verlage ist erschienen:

Ungarn und der ungarische Unabhängigkeitskrieg.

Nach den besten Quellen und zahlreichen Mittheilungen
ungarischer Notabilitäten
dargestellt von

Dr. A. Schütte.

Mit den Portraits von Kossuth und Louis Batthyanyi.

2 Bände. gr. 8. broch. 3 Thlr.

Dieses Werk enthält eine Darstellung der geographischen, ethnographischen, politischen und socialen Zustände Ungarns, sowie eine Geschichte des letzten Krieges, nach den besten Quellen bearbeitet. Der Verfasser, welcher Ungarn genau aus eigener Anschauung kennt, ist derselbe, welcher als Berichterstatter anfangs der „Deutschen Reform," dann der „Nationalzeitung" die vielfach anerkannten Berichte über den Krieg und die Zustände in Ungarn geschrieben hat. Die fast in alle Zeitungen übergegangenen Artikel über die Organisation der ungarischen „Armeen," über die Parteien im „Reichstage zu Debreczin," über die „politisch-socialen Zustände Siebenbürgens," die „Charakterbilder von Jellacic, Bem, Pulsky, Casimir Batthyanyi u. A.," welche gleichfalls fast in alle Zeitungen übergingen, sind aus derselben Feder. Hervorragende Mitglieder der ungarischen Emigration (welche aus dem Bereiche der Anonymität nicht herauszutreten wünschen) lieferten Beiträge und Material zu dem strategischen Theile des Werkes. So lieferte ein höherer Artillerie-Officier, welcher vom Anfange des Krieges bis zur Kapitulation in Komorn war, die Data über die Ereignisse in und um Komorn. Ueber den berühmten Rückzug Görgey's durch die Karpathen hat ein Galopier-Adjutant Görgey's interessante Aufschlüsse geliefert; über die Gesandten im Auslande und deren Thätigkeit der Secretär der ungarischen Gesandtschaft in Paris, Herr Sarvady, dem Verfasser die nöthigen Mittheilungen gemacht.

Bei Ignaz Jackowitz in Leipzig sind erschienen:

Zur Reise nach London.

Christern, J. W., Pudelnärrische Reise nach London im Jahre 1851 zur Industrie-Ausstellung aller Nationen im Glaspalast. Mit einem Reisemarsch. 8. Velinp. In verziertem farbigen Umschlage geh. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wer es mit Humor verschmerzen will, daß er nicht selbst nach London zur Ausstellung im Glaspalast reisen kann, wie auch ohne Gefahr für Gesundheit und Leben und 100 Thälerchen Alles dort sehen, hören, schmecken und fühlen will, der kaufe sich und lese diese Schrift.

Schönes Festgeschenk für Jedermann.

M. G. Saphir's Fliegendes Album für Ernst, Scherz, Humor und lebensfrohe Laune. 2 Bände in 4 Abtheilungen. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Verfassers. 8. Velinpapier. Preis beider Bände 2 Thlr. 20 Ngr., und in vergoldetem Callicoband mit schönem Schnitt 3 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes: I. Abtheilung. 32 ernste Declamationen und 1 Prolog. II. Abtheilung. 34 heitere und scherzhafte Declamationen.

Inhalt des zweiten Bandes: I. Abtheilung. 18 lyrische und satyrische Reim- und Scherzspiele. II. Abtheilung. 20 humoristische und scherzhafte Novellen.

schon vorher aufgefallen, und er fürchtete, er werde dem Herenmeister heute wohl den ganzen Tag den Bart putzen müssen, und derselbe könne auch wohl sogar unter seinem Messer wieder wachsen. Ein solches schnelles Wachsthum der Barthaare, wie er es eben erlebt hatte, konnte nach seiner Meinung gar nicht natürlich zugehen; er entfernte sich so schnell als möglich und war auf keine Weise dazu zu bereden, einen Heller für die Abnahme der beiden Bärte anzunehmen.

Der Schauspieler als **Barbier.** „Voriges Jahr," so erzählt ein Schauspieler, „logirte ich zu Frankfurt im Weidenhofe. Ich hatte damals Geld, und wenn ich Geld habe, sticht mich der Hafer. Nun hatte ich kurz zuvor in Wiesbaden einen alten Barbier gespielt und war mit Allem, was zu dieser Rolle gehört, versehen. So klopfte ich denn eines Morgens, vollständig als Bartkratzer ausgerüstet, in dem Stockwerke, wo ich wohnte, rechts und links an zwei Thüren an. „Kein Barbier gefällig?" — „Wünschen der Herr rasirt zu werden?" — Ein Dutzend Herren nahmen mich an; ich seifte sie kunstmäßig ein. „Mein Gott!" rief ich dann, „ich habe auf Nummer so und so mein Messer liegen lassen; in einer Minute bin ich wieder hier." Nachdem so das Dutzend glücklich angeweißt war, warf ich meine Perrücke ab, wechselte den Rock und bemalte mich selber. Mittlerweile waren meine Kunden auf die Hausflur gelaufen und schrieen nach dem Barbier. Ich mischte mich unter sie und tobte und fluchte am ärgsten unter Allen, indem ich vom Weidenhof, von den Frankfurter Bürgermeistern ꝛc. Genugthuung für diesen Hohn verlangte. Der Wirth, die Kellner, die Stubenmädchen und an zwanzig andere Gäste eilten herbei, ja sogar die Barbiere, die im Weidenhofe die Bärte der Gäste abzunehmen pflegten, stellten sich, ihre Unschuld betheuernd, ein. Ein unbeschreibliches Gelächter erhob sich bei dem Anblick der dreizehn Eingeseiften. Der Wirth bemühete sich vergebens, mich zu besänftigen. Man fragte und forschte hin und her, aber die Sache blieb ein Geheimniß, das ich jetzt, da sie verjährt ist, zum ersten Male an's Licht ziehe."

Harte Bedingung für einen **Barbier.** Ein Barbier, der ein großer Plauderer war, fragte einen seiner Kunden, „wie er ihn barbieren solle?" — „Ohne ein Wort zu reden", war die Antwort.

Der gewonnene **Barbier**-Kunde. Zu einem Banquier in Berlin kam kürzlich ein ihm fremder Barbier. „Was wollen Sie hier?" wurde er barsch angeredet. — „Ihnen barbieren!" — „Ich brauche Sie nicht, ich habe schon einen Barbier." — „Nee," antwortete der Bartkünstler, „ick bin jetzt Ihr Barbier; Sie müssen sich jetzt von mir barbieren lassen, denn ick und Ihr egentlicher Barbier, wir spielten jestern Beede Schaafskopp, und er verlor alle sein Jeld an mir, und wie er keen Jeld mehr hatte, da spielten wir um unsere Kunden Schaafskopp, und da hab' ick Ihnen jewonnen."

Barmherzigkeit. „Sie haben mir versprochen, Herr Vetter, mir zu helfen, wenn es mir recht schlecht gehe und es auf das Aeußerste komme!" — „Allerdings. Sind Sie, Ihre Frau und 6 Kinder krank?" — „Ich nicht, — aber meine Frau und alle meine 6 Kinder!" — „So! Aber weder Ihre Frau, noch Ihre 6 Kinder sind todt! Sehen Sie, Sie sind schon weit weniger unglücklich, als Sie glauben! Denken Sie nun einmal, wenn Sie jetzt schon unglücklich wären, was wären Sie denn dann, wenn Sie 12 Kinder hätten, die alle nebst Ihrer Frau krank — oder gar gestorben wären?! Oder nehmen Sie an, Ihre 12 Kinder wären gestorben, und Ihre Frau wäre mit einem Schauspieler durchgegangen? Oder das wäre Alles so, und Ihre Verwandten säßen im Zuchthause —! Ja, oder nehmen Sie an, das wäre wieder Alles so, und Ihre Schwester wäre auch durchgegangen, und zwar mit zwei Schauspielern, — sehen Sie, und so geht es fort in das Unendliche! Erst derjenige, welcher alles das, was gelitten werden kann, wirklich schon erlitten hat, wäre auf das Aeußerste gebracht und könnte sagen, er sei unglücklich, — aber dann dürfte er immer noch keinen Vetter haben, der ihm im alleräußersten Falle Hülfe verspricht. So, ich hoffe, Sie haben mich verstanden — ich meine, ich habe Deutsch mit Ihnen gesprochen! Sie müßten erst das Aeußerste leiden, dann könnten Sie Hülfe erwarten. Bis jetzt können Sie so weit zufrieden sein! Guten Morgen, lieber Vetter!"

Barometer. Die Wettergläser und die Industrie-Papiere haben beständig ein Fallen und Steigen, mit dem Unterschiede: wenn die Wettergläser steigen, kommt vorher der Wind; wenn die Papiere steigen, kommt nachher der Wind. S.

Der schlechte **Barometer.** Ein Barbier kam des Morgens zu einem seiner Kunden. Während er sein Rasirmesser wetzte, sah er neugierig nach dem Barometer und schüttelte den Kopf. Der Kunde fragte ihn nach der Ursache. — „Ihr Barometer scheint nicht richtig zu sein?" — „Wie so?" — „Ich komme eben von dem Mechanikus W.; seiner stand auf Wind und Regen, und Ihrer steht auf Regen und Wind."

Der sicherste **Barometer.** Zwei Physiker stritten über die Zuverlässigkeit des Barometers, indem einer behauptete, daß er den Regen nicht immer richtig anzeige. Ein Trunkenbold, der diesen Streit mit anhörte, fiel ihnen in die Rede und sagte: „Meine Herren! der zuverlässigste Barometer ist das Geld; denn wenn man kein Geld hat, da giebt's gewiß Nichts als Wasser."

Barometer und Thermometer. Zwei junge Damen von reichen Eltern, Schwestern, die große Ansprüche auf ästhetische und gelehrte Bildung machten und in sehr absprechendem Tone das Wort führten, befanden sich in einer Gesellschaft, wo über Barometer und Thermometer

gesprochen wurde. Die Jüngste äußerte: „Was ist denn da für ein Unterschied? Sie sehen ja ganz gleich aus.“ — „Wie kannst Du nur so sprechen!“ wies sie die Aelteste zurecht; „es ist ein großer Unterschied zwischen Beiden. Der Eine hängt innerhalb, der Andere außerhalb dem Fenster.“

Barrikadenbauer-Ansprüche. Ein Berliner Arbeitsmann wollte am 1. April seinen Wirth mit einem Wechsel bezahlen, den er auf den Magistrat ausgestellt hatte. Er schrieb darin: „An den hiesigen Magistrat Wohlgeboren. Haben Sie die Güte, meinem Wirthe 5 (schreibe fünf) Thaler zu bezahlen, die ich ihm für Miethe schuldig bin. Es ist mir gesagt worden, daß der Magistrat Alles bezahlt, was die Paarikadenbauer schuldig sind. Ich werde mir die Freiheit erlauben, Ihnen auch noch den Kaufmann, den Bäcker und den Schlächter hinzuschicken, die schon auf Pfändung bei mir angetragen haben. Gleichzeitig bitte ich um eine kleine Unterstützung von etlichen Thalern, um Erlaß der Abgaben und um frei Brod, bis ich wieder Arbeit habe. Daß ich wirklich an den Paarikaden mitgeholfen habe, kann ich beweisen durch zwei Cameraden, die neben mir todtgeschossen worden sind.“

Der **Bart** und das Gewissen. Dem Richter Jefferies mißfiel beim Verhör ein Zeuge wegen seines langen Bartes, und er sagte zu ihm: „Wenn Eure Gewissenhaftigkeit so groß ist, als Euer Bart, so sucht sie ihres Gleichen.“ — „Das mögen Sie entscheiden, Mylord!“ erwiderte der Zeuge; „wenn aber der Bart ein Maßstab der Gewissenhaftigkeit ist, so haben Sie von Beiden blutwenig.“

Tiefer **Baß.** Bei einem namhaften Theater, dessen Director als eine unerschöpfliche Quelle pikanter Anekdoten bekannt ist, bekam unlängst der tiefe Baß, basso profondissimo, eine hohe Bariton-Partie zugeschickt. Als er sich darüber bei dem Director beschwerte, sagte ihm dieser: „Was! Sie junger Mensch von 24 Jahren wollen schon tiefer Baß sein? Da müssen Sie sich erst noch 20 Jahre heruntersingen!“ — Ein als pikant bekannter Journalist, der zugegen war, sagte: „Wenn es nur auf das Heruntersingen ankommt, so bedarf es dazu an Ihrer Bühne nur einer viel kürzeren Zeit.“

Patzig und **patzig.** Der Theater-Director zu N., wegen seiner Derbheit in der Theaterwelt allgemein bekannt, gab auch kürzlich einem neuen Mitgliede Veranlassung zu Klagen, welcher sich gegen seinen Collegen äußerte: „Wenn der Theater-Director nur nicht so patzig wäre!“ Der Angeredete, der einen bedeutenden Gage-Rückstand zu fordern hatte, gab zur Antwort: „Bei mir dürfte er schon seit längerer Zeit patziger sein.“

Der **Bauch** als Friedensstifter. Vor sehr langer Zeit geschah es in Prag, daß zwei Gelehrte wegen einer wissenschaftlichen Angelegenheit in Streit geriethen. Ein Wort gab das andere, endlich stieg ihre

Hitze auf den Siedepunkt, sie fuhr in die Hände; und schon wollten sich diese in Ohrfeigen abkühlen — wozu besonders das ungeheuer breite Gesicht des Einen einlud, — als sich die Natur in's Mittel legte. Die Gelehrsamkeit hatte nämlich bei den Herren keineswegs das Wachsthum der beiderseitigen Bäuche gehindert, und wie sie Beide zu gleicher Zeit zur Ohrfeige ausholten, konnte Keiner das Gesicht des Andern wegen der dazwischen liegenden Bäuche erreichen! — Hier, kann man sagen, ging die Besinnung von unten aus, — sie kamen wieder zu sich, und Jeder pries im Stillen seinen und des Andern Bauch als Friedensstifter.

Bauchredner. Es ließen sich in Berlin ein Declamator und ein Bauchredner hören. Der geheime Rath N. hatte Beide gehört; in einer Gesellschaft fragte man ihn demnächst: „Wem geben Sie den Vorzug?" — „Dem Letztern," erwiderte er; „er ist am offenherzigsten. Daß er seine Künste des Magens wegen macht, giebt er am deutlichsten zu verstehen."

Bauen. Man sagt, unsere Häuser sind nicht auf Solidität gebaut, da thut man ihnen Unrecht; die neuen Häuser sind nur für solide Leute gebaut; denn sie haben nur lauter Fenster und Thüren und gar keine Wand, und in einem Hause, wo keine Wand ist, kann man gar Nichts anstellen!

— Die Hausherren bauen alle nur auf den Zins; da haben sie Recht, daß sie das während des Bauens thun, denn wenn die Leute einmal d'rin wohnen, können sie auf den Zins nicht mehr bauen! S.

Die beste parlamentarische **Bauern-Rede.** „I moan holt, mir zahlen jetzt viel weniger Steuer!" (Allgemeiner Beifall.) „I moan holt, mir zahln gar ka Steuer mehr!" (Wüthender Beifall.) „I moan holt, mir hohn lang gnua Steuer zohlt, jetzt soll holt d' Regierung a poar Jahr uns Steuer zohl'n!" (Nicht enden wollender Zuruf: „Bravo! Vivat! Der versteht's.")

Bauern-Weisheit. Eine Bauersfrau erzählte ihrer Nachbarin, wie sie es gewöhnlich anstelle, wenn sie in der Stadt ihr Gemüse, Zwiebeln ꝛc. verkaufe, und wie sie die „dummen Stadtleute" immer so zu beschwatzen verstehe, daß sie oft einen doppelten und dreifachen Nutzen löse. — „Wer's glaubt!" antwortete die Nachbarin, „die Stadtleute werden nach und nach so gescheidt wie unsereins."

Alles **baufällig.** In Naumburg hat der König von Preußen mehrere Kirchen besichtigen wollen. In der ersten wurde ihm die große Baufälligkeit der Kirche und die Bedürftigkeit der Gemeinde vorgestellt. In der zweiten war vor Kurzem ein neuer Thurm ꝛc. erbaut, allein der ganze Bau wieder eingestürzt; auch hier wurde die Baufälligkeit und Bedürftigkeit wieder vorgestellt. Jetzt wurde aufgehört mit der Besichtigung der Naumburger Kirchen; dagegen wollte man

dem Könige das neu erbaute Justizgebäude zeigen. „Ist aber doch nicht baufällig?" fragte der König.

Baum. Der Baum giebt dem Einen Schatten, dem Andern Früchte — ach! so Manchem auf Erden Nichts, als das Holz, aus welchem der Sarg für ihn gezimmert wird.

Schieß-**Baumwolle.** Unter den Späßen, die über die explodirende Baumwolle courſiren, iſt auch folgender: Ein Schulknabe, der Abends zu ſpät aus der Schule kam, zog ſich vom Vater eine Strafpredigt zu, welche, des größern Nachdrucks halber, von einer Ohrfeige begleitet wurde. Auf einmal zerplatzt, ohne allen Kracher, des Knaben Kopf, und Alles ringsumher iſt von Gehirn und Schädelſplittern beſpritzt. Der unglückliche Knabe hatte ſich in der Schule Schießwolle in die Ohren geſteckt. Seither kommen alle Schulbuben, wenn ſie von ihren Eltern oder Lehrern eine Züchtigung erhalten ſollen, mit der Drohung: „Rühren Sie mich nicht an, oder ich explodire!"

Bayard. Im Bunde mit Kaiſer Maximilian I. bedrohte König Heinrich VIII. die Picardie im Jahre 1513 und belagerte Terouane. Das franzöſiſche Heer nahm ſchimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, die Fliehenden aufzuhalten. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, bietet umſonſt mit ſeiner gewohnten Unerſchrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl, iſt ſeine Schaar im Begriffe, die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen engliſchen Officier, ſprengt auf ihn zu, ſetzt ihm das Schwert auf die Bruſt und ruft: „Ergieb Dich, oder ich durchbohre Dich!" Der Engländer giebt ihm ſeinen Degen; Bayard reicht ihm ſogleich den ſeinigen mit den Worten hin: „Ich bin Bayard und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige." Dieſes ſinnreiche und kühne Benehmen ward dem Kaiſer und dem Könige von England hinterbracht, welche entſchieden, daß Bayard keines Löſegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenſeitig ihres Wortes entbunden ſeien. —

Beaumarchais. Die Königin von Frankreich Maria Antoinette ließ den Herrn von Beaumarchais zu ſich kommen, um ihn auf der Harfe ſpielen zu hören, auf welchem Inſtrumente er ſehr geſchickt war. Vermöge des Privilegiums ſeines Inſtrumentes durfte er ſich vor der Monarchin ſetzen. Dieſes Vorrecht brachte ihm aber auch ſogleich Neider unter den anweſenden Hofleuten zuwege. Einer derſelben zeigte deßwegen, ſobald ſich die Königin entfernt hatte, dem Herrn von Beaumarchais, um ihn durch die Erinnerung, daß er der Sohn eines Uhrmachers war, zu demüthigen, ſeine koſtbare Uhr und fragte ihn, wie viel ſie wohl werth ſei? Beaumarchais fühlte die elende Anſpielung, nahm die Uhr, ſchien ſie genau unterſuchen zu wollen und ließ ſie fallen. Nun fuhr der Cavalier unmuthig heraus und ſagte: „Aber Sie ſind auch recht ungeſchickt!" Beaumarchais erwiderte: „Sie ha-

ben wohl Recht, eben deßwegen hat mich mein Vater auch seine Profession nicht gelehrt."

François de **Beaumont** (Baron des Adrets), in den französischen Religionskriegen berüchtigt durch seine schrecklichen Grausamkeiten, rühmte sich, in seinem Leben nur einen Menschen begnadigt zu haben, nämlich einen Soldaten, der ihn zu lachen zwang. Es war nach der Einnahme von Mont-Brisson, wo er die Kriegsgefangenen verurtheilte, von der Plateforme eines Thurmes herab in die Spieße der unten stehenden Soldaten zu springen. Einer dieser Unglücklichen hatte schon zwei Mal einen Anlauf genommen und war immer wieder zurückgewichen. „Schämst Du Dich nicht?" rief Beaumont ihm zu: „Zwei Mal schon bist Du umgekehrt." — „Ei zum Henker!" sagte der Gefangene; „so brav Sie auch immer sein mögen, ich will es Sie drei Mal versuchen lassen." — Dieses bon mot rettete sein Leben.

Bedauern. In der Schlacht bei Trafalgar ward einem Matrosen die Lende abgeschossen. „O weh!" rief er dem Lieutenant zu, „nur ein Lendenschuß von 1 Schilling Pension. Wär' es doch der ganze Schenkel gewesen, so bekäm' ich 18 Pence ($1\frac{1}{2}$ Schilling)!"

Das menschenfreundliche **Bedauern.** Eine geistvolle Dame bezeigte ihr herzliches Bedauern, als ein französischer General erzählte: Ihre Noth sei in Rußland so hoch gestiegen, daß sie hätten müssen Pferdefleisch essen. Als der General sich durch ihr Mitleid geschmeichelt fühlte und dieses höflich bekannte, sagte sie: „O nein! nicht Sie, sondern die armen Pferde bedauere ich."

Bedeckung eines Regimentes. Ein Regiment marschirte durch eine kleine Stadt und hatte unfern davon einen bedeutend großen Wald zu passiren. Der Bürgermeister wußte, daß derselbe öfters von Räubern beunruhigt wurde, und bot daher dem Obersten im Ausbruche seines Diensteifers vier Mann Stadttrabanten zur Bedeckung des Regimentes an.

Bedenklichkeiten.

G'rad' aus dem Wirthshaus nun
Komm' ich heraus!
Straße, wie wunderlich
Siehst du mir aus!
Rechter Hand, linker Hand,
Beides vertauscht;
Straße, ich merk' es wohl,
Du bist berauscht.

Was für ein schief' Gesicht,
Mond, machst denn du?
Ein Auge hat er auf,
Eins hat er zu! —
Du wirst betrunken sein,
Das seh' ich hell;
Schäme dich, schäme dich,
Alter Gesell!

Und die Laternen erst, —
Was muß ich seh'n!
Die können alle nicht
G'rade mehr steh'n;
Wackeln und fackeln die
Kreuz und die Quer',
Scheinen betrunken mir
Allesammt schwer.

Alles im Sturme rings,
Großes und Klein!
Wag' ich darunter mich
Nüchtern allein?

Das scheint bedenklich mir,
Ein Wagestück!
Da geh' ich lieber in's
Wirthshaus zurück.

Bediente. Ein Diener wurde in ein Gasthaus geschickt, um einen sichern Kaufmann Müller aus Leipzig aufzusuchen. Er kam mit der Auskunft zurück: „Gefunden hab' ich ihn, aber es war schwer; denn er heißt eigentlich Schmidt und ist Seifensieder aus Passau."

— Ein einfältiger Diener sollte seinem Herrn des Abends im Finstern Etwas aus einem Zimmer holen; die Stube stand ganz offen, ohne daß der Diener es wußte. Um nicht mit dem Gesichte gegen die Wand zu stoßen, hielt er beide Arme ausgestreckt vor sich hin. Unglücklicher Weise ging er gerade auf die offenstehende Thür los, so daß sie zwischen seinen ausgestreckten Armen mit der Kante durchging, und er sich tüchtig an die Nase stieß. „Alle Wetter!" rief er vor Schmerz aus, „hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß die verfluchte Nase länger wäre, als meine Arme!"

— „Hier schickt Ihnen mein Herr das Buch wieder," sagte ein Bedienter zu dem Inhaber einer Leihbibliothek in B..., ihm solches darreichend: „und er läßt sich den grünen Pickel ausbitten." — Der Bediente sollte den Roman: Peregrine Pickle holen.

— „Hole mir bei dem Director des Operntheaters die beiden Füchse!" sagte ein Mann zu seinem Bedienten. Er wollte die Partitur der Oper: „Die beiden Füchse" haben. Der Bediente aber kam mit einer Peitsche zu dem Director, weil er glaubte, er werde von demselben zwei Pferde für seinen Herrn bekommen.

— Ein Bedienter, welcher an einem stürmischen November-Abende seiner Herrschaft mit einer Laterne nach Hause leuchtete, rief, indem er durch einen von Regen und Schmutz überfüllten Rinnstein watete, „Treten Sie man immer driste zu, Madameken, ick habe ja Stiebeln an!"

— Ein dummer Bedienter ward abgeschickt, einen Herrn für den nächsten Abend zu seiner Herrschaft zum Souper zu bitten. Als er zu dessen Hause kam, sah er diesen Herrn beim offenen Fenster stehen; und — um die Treppe nicht hinaufsteigen zu dürfen, brachte er seine Einladung gleich auf der Straße, mit starker Stimme hinauf schreiend, an. Eben wollte er sich wieder entfernen, als der Herr ihm zurief: „He, Johann! Muß man in Schuhen und Strümpfen erscheinen; wird große Gesellschaft bei Euch sein?" — „Ei nein," erwiderte der Bediente, „es wird nicht viel heißen; es kommt Niemand als Ew. Gnaden und noch zwei oder drei Herren." Castelli.

— Thomas hatte eines Tages von mir den Auftrag erhalten, Niemanden vorzulassen, auch die Thür gar nicht zu öffnen. Dem

Nächsten, der schellte, rief er zum Hausthür-Fensterchen hinaus: „Sie läuten umsonst; ich und der Herr sind nicht zu Hause.“ Castelli.

Bedienten-Aufmerksamkeit. „Johann!“ sagte der alte kränkliche Wirthschaftsrath B. zu seinem Bedienten, „ich werde jetzt meine Nachmittagsruhe halten; sorge dafür, daß ich in meinem Schlummer nicht gestört werde! Hast Du mich verstanden?“ — „Sehr wohl, Ew. Gnaden.“ — „Sollte aber der Herr Baron F. kommen, so wecke mich; denn ich habe nothwendig mit ihm zu sprechen. Hast Du mich verstanden?“ — „Sehr wohl, Ew. Gnaden.“ — Der Wirthschaftsrath sank bald in einen wohlthätigen Schlummer, und Johann postirte sich mit dem Fliegenwedel vor das Bett, um jedem beflügelten Ruhestörer den Zutritt zu seinem Herrn zu verweigern. Nach einer Viertelstunde weckte Johann den fest Schlummernden, und auf die Frage des Erwachten, ob denn der Herr Baron schon gekommen sei, antwortete er in leisem Tone und mit selbstgefälligem Lächeln: „Der Herr Baron ist noch nicht da; aber wenn er kommt, dürfte ich ihn wohl bitten, zu einer andern Zeit einzusprechen?“ — „Warum denn das?“ rief der Rath entrüstet. — „Ei, Ew. Gnaden schlafen ja so süß, daß es eine Sünde wäre, Dieselben aufzuwecken.“

Bedienten-Dummheit. Ein Mann von Stande nahm einen jungen einfältigen Burschen zum Bedienten an. Nachdem er ihn einige Tage in seinem Dienste gehabt hatte, sandte er einem Fremden auf einem seinen Porzellanteller einiges schönes Obst, und dieses wurde mit einem ähnlichen Teller bedeckt. Bei der Abgabe ließ der Bediente den einen Teller fallen, daß er zerbrach. Er kam also mit dem andern zurück und erzählte seinem Herrn sein Unglück. Dieser schalt ihn über seine Ungeschicklichkeit und fragte ihn dabei: „Aber wie hast Du es gemacht?“ — „So!“ sagte der Tropf und warf den noch in Händen habenden Teller zur Erde.

Bedienten-Geist. „Hör' mal, Christian!“ sagte der Baron N. zu seinem Bedienten, „wenn der Schneider mit der Rechnung kommt, so sagst Du, ich sei verreis't.“ — „Zu Befehl, Herr Baron!“ — In diesem Augenblicke klopft Jemand an die Thür. Der Baron schiebt geschwind seinen Bedienten hinaus und stellt sich an die Thür, um zu horchen. Es war wirklich der Zahlung verlangende Schneider. „Was wollen Sie?“ schreit ihn Christian an, dem sein Herr schon beigebracht hatte, wie man mit solchen Leuten umgehen müsse. — „Kann ich nicht Ihren Herrn sprechen?“ — „Ist verreis't.“ — „Seit wann?“ — „Weiß nicht.“ — „Wo ist er denn hin?“ — „Weiß nicht.“ — „Wann kehrt er zurück?“ — „Das kann ich Ihnen sagen.“ Hier öffnete Christian die Thür, hinter welcher sein Herr horchte, und sagte: „Herr Baron, der Schneider möchte gern wissen, wann Sie wieder nach Hause kommen.“

Bedienten-Geist. Herr von X. mußte eines dringenden Geschäftes wegen auf die Börse. „Johann!" sprach er im Fortgehen zu seinem Bedienten, „bleibe, während ich aus bin, zu Hause, und wenn Jemand unterdessen zu mir kommen sollte, so bitte ihn, ein wenig zu warten; ich bin in längstens einer halben Stunde wieder zurück." — Herr von X. mochte einige hundert Schritte weit gegangen sein, als Johann ihn ganz athemlos einholt. „Was willst Du denn?" fragte ihn der Herr. — „Ich habe mich nur unterthänigst anfragen wollen," erwiderte Johann, „was ich denn sagen soll, wenn Niemand zu Ihnen kommen sollte?"

Bedienten-Rache. Ein reicher Marquis, der im Sommer auf dem Lande lebte, hatte einem nichtswürdigen Bedienten den Abschied gegeben. Der Schelm sucht sich dafür zu rächen; er geht umher und bittet dem Marquis eine große Menge Gäste, wobei er auch nicht Einen übersah, den er einmal im Hause seines ehemaligen Herrn bemerkt hatte. Am bestimmten Tage rollte eine Equipage nach der andern in den Hof. Der Marquis war erstaunt über die vielen Besuche, dachte aber bei sich selbst, es geschehe aus bloßer Höflichkeit, und ließ daher sein Befremden nicht merken. Anstatt aber, daß sich die ersteren Gäste entfernen, füllt sich der Saal immer mehr. Man wundert sich sehr, den Wirth noch im Negligé zu finden; der Marquis rechnet noch immer auf das Fortgehen der unzeitigen Besucher; diese hingegen erwarten sehnlichst, in's Speisezimmer eingeführt zu werden. Endlich argwohnt man von beiden Seiten einen Irrthum, aber Keiner wagt es, den Anfang zu einer Aufklärung zu machen, die sich aber doch zuletzt nicht mehr vermeiden läßt. Da es nicht möglich ist, die große Zahl der Gäste ohne Vorbereitung zu bewirthen, so sehen sich der Marquis und seine Frau gezwungen, dieselben, um sie wieder zu versöhnen, auf einen andern Tag zur Tafel zu laden.

Bedienten-Redensart. Als ich Thomas in meine Dienste nahm, fragte ich ihn, ob er verheirathet sei? — Thomas: „Das versteht sich, Euer Gnaden." — Ich: „Und hat Er auch Kinder?" — Thomas: „Unterthänigst aufzuwarten." — Ich: „Wie viele?" — Thomas: „Drei Kinder, Euer Gnaden, und einen Sohn." Castelli.

Bedienten-Redensarten. „Nicht wahr, Johann, ich werde schon recht alt?" fragte ein Herr seinen Diener, als er ihn eben frisirte, worauf dieser antwortete: „Es geht halt schon nicht anders; ich bin noch ein älterer Esel, als Euer Gnaden."

Der große unsterbliche **Beethoven** pflegte öfters in dem Gasthofe „zum Schwan" auf dem Mehlmarkte in Wien zu speisen. Eines Tages kam er um halb drei und setzte sich, ohne einen von den Gästen am Tische zu grüßen (was er in der Regel nie unterließ) auf sein einsames Plätzchen. — Der Kellner, der ihn kannte, brachte eine Bouteille des gewöhnlichen Tischweines, den Beethoven zu trinken

pflegte, und die Speisekarte. — Beethoven schnitt die Semmel entzwei, zog ein kleines Schreibbuch aus der Tasche (das er gewöhnlich bei sich zu tragen pflegte), stützte den Kopf auf seinen rechten Arm und blieb in dieser Stellung bis gegen 6 Uhr Abends, während welcher Zeit er dann und wann Einiges in das Buch niederschrieb. Plötzlich sprang er auf und rief: „Kellner, ich will meine Rechnung bezahlen!“ — „Euer Gnaden haben ja heute nicht das Geringste verzehrt!“ — — „So? Auch recht!“ sagte Beethoven, nahm seinen Hut und ging.

Befehlen. Man bedauerte einen Greis, daß er jetzt so manche Genüsse seines früheren Lebens entbehren müsse. Mit munterer Laune versetzte er: „Dafür habe ich jetzt weit mehr zu befehlen, wie ehemals.“ — „Wie so?“ — „Mein Bedienter läßt sich jetzt jede Sache wenigstens sechsmal sagen, ehe er sie thut.“

Langsame **Beförderung.** Ein alter Officier pflegte sich jeden Sonnabend Nachmittag von seinen Kindern ein Capitel aus der Bibel vorlesen zu lassen. Als im Buche der Könige vorkam, wie Nebuzaradan, Hauptmann der Wache, nach Jerusalem kommt, unterbrach er den Leser und rief aus: „Guter Himmel! ist der Mann noch immer Hauptmann? Er war es ja schon, als ich noch ein kleiner Junge war?“ —

Die **Beförderung** im Grabe. Einem Hauptmann starb kurz vor dem Ausmarsche in's Feld seine Gattin. Voll Schmerz ließ er sie begraben und eilte nun, wohin ihn Pflicht und Ehre riefen. Durch seine Tapferkeit schwang er sich zum General empor und eilte nach beendigtem Kriege mit mehreren Freunden dem Städtchen zu, wo die irdischen Ueberreste seiner Frau ruhten. Auf dem Gottesacker angekommen, verlangte er das Grab seiner Gemahlin zu sehen, und der höfliche Todtengräber erfüllte seinen Wunsch, sprechend: „Sehen, Ew. Excellenz, hier ruht die selige Frau Hauptmannin und nunmehrige Frau Generalin!“

Leicht **befriedigt.** Ein bekannter Tübinger Wirth pflegt zu sagen: „Ja, es ist wahr, auf gut essen und gut trinken halte ich viel: dagegen aber will ich auch meine Ruhe haben.“

Begeisterung eines Schusters. Zwei Schustergesellen gingen an einem schönen Sonntage auf den Kahlenberg. Als sie oben standen, ward der Eine von der herrlichen Aussicht so ergriffen, daß er zu dem Andern sagte: „Bruder, schlag' mich nieder, ich bin der Aussicht nicht werth!“

Gegen Mädchen-**Begleiter.** In New-York scheint das ungewünschte Begleiten junger Mädchen etwas gefährlicher werden zu wollen, als bei uns. Eine New-Yorker Zeitung erzählt, daß die dortigen Mädchen sich vorgenommen haben, Abends nicht ohne eine Tüte mit gestoßenem Pfeffer auszugehen, um ihn erforderlichen Falles den auf-

dringlichen Beschützern in die Augen zu streuen. Bei uns streuen die Mädchen Sand in die Augen.

Die Ankündigung einer neu errichteten **Begräbniß**-Anstalt fängt mit den Worten an: „Da es Vielen schwer fällt, sich selbst zu begraben, so" u. s. w.

Begriff. Ein Reisender kam einst in die Hauptstadt eines Landes, als eben ein Vatermörder hingerichtet wurde. „Gott!" rief er aus, welch' ein Volk muß das sein! Ich bin kaum angekommen, und schon hat ein Sohn seinen Vater erstochen; was ist noch zu erwarten?" Er verließ sofort Stadt und Land.

Poëtische **Begrüßung.** „Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!" — mit diesen neckenden Worten begrüßte Minna ihren eintretenden Bräutigam, Namens Berg, dessen Haar in's Röthliche spielte. — „Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!" erwiderte mit den folgenden nicht minder treffenden Worten des Schiller'schen Gedichtes der joviale Bräutigam.

Behagen. Als der Komiker Beckmann in Berlin bei einer Tischgesellschaft seinen Platz zwischen den beiden Schwestern Auguste und Charlotte v. Hagn erhielt, sagte er beim Niedersetzen: „Eine herrliche Stelle! Zwischen A. Hagn und C. Hagn kann man nur mit B. Hagn (Behagen) sitzen."

Behalten. Die Ursache, warum geliehene Bücher häufig nicht zurückgegeben werden, liegt darin, daß es leichter ist, die Bücher selber, als deren Inhalt zu behalten.

— Jemand erklärte einem Mädchen die Blumensprache und begann mit den Farben: „Roth ist die Liebe; Blau ist die Treue; Grün ist die Hoffnung; Weiß die Unschuld; Gelb die Eifersucht; Schwarz die Trauer u. s. w." — Des anderen Tages kam er wieder und examinirte sie; sie zählte alle Farben vor, nur vergaß sie Weiß. „Ei!" sagte er, „Sie vergessen ja die Unschuld?" Ein bekannter Humorist, welcher zugegen war, antwortete: „Wer kann Alles behalten?"

Medicinische **Behandlung.** Der Schmerz behandelt uns allopathisch, die Freude homöopathisch, die Hoffnung hydropathisch.

Beileid. Ein Mann von altem Schrote hatte gehört, daß einer seiner Jugendfreunde befördert worden sei. Er eilte im Gefühle freundschaftlicher Theilnahme in dessen Haus, um ihm seine Mitfreude zu bezeigen. Kaum war er aber in's Zimmer getreten, so sah er mit Betrübniß den eitlen Gecken eine hohe Miene machen und ihn ganz vornehm fragen, was sein Gesuch wäre? — „Mein Herr!" antwortete der Biedermann, „ich komme, um Ihnen mein Beileid zu bezeigen; denn ich merke, daß Sie wirklich das Unglück gehabt haben, plötzlich das Gesicht, Gehör und Gedächtniß in einem solchen Grade zu verlieren, daß Sie weder sich selbst noch Ihre Freunde mehr kennen."

Das hölzerne **Bein.** Ein alter dänischer Admiral, der im Kriege eines seiner Beine verloren hatte und deßhalb genöthigt war, sich eines hölzernen Beines zu bedienen, war im Schauspielhause. Ein kleiner junger Herr stand neben dem Admiral und stellte sich, da er nicht über das Parterre hinweg sehen konnte, auf den Fuß des hölzernen Beines des Admirals. Als der Admiral eine Zeit lang gestanden hatte, wollte er seinen Fuß versetzen, wäre aber der Bürde wegen, die darauf lag, fast umgefallen. Der kleine allerliebste Herr lachte darüber und sah dieses für einen witzigen Streich an, war aber doch so gnädig, Höflichkeits halber den Admiral um Verzeihung zu bitten. Der Admiral antwortete ganz kalt: „Das macht Nichts, mein Herr, es war nur mein hölzernes Bein." Aber kurz nachher setzte der Admiral seinen hölzernen Fuß unvermerkt so fest auf einen der Füße des jungen Herrn, daß dieser laut aufschrie. Der Admiral entschuldigte sich wieder: „Es war nur mein hölzernes Bein!"

Die vergessenen **Beine.** Ein Pommer, der in der Schlacht bei Leipzig beide Beine verloren, sagte kaltblütig: „Das ist wohl meine Schuld! Ich habe oft dem lieben Gott Leib und Seele empfohlen; aber an die verdammten Beine hab' ich nie gedacht."

Auf den Beinen. Ein wohlhabender Kaufmann hatte Bankerott gemacht. Einige Zeit darauf begegnete er einem Freunde, der ihn fragte, wie es gehe. „Sehr gut," antwortete er, „ich bin nun wieder auf den Beinen." — „Schon wieder?" entgegnete verwundert der Andere. — „Allerdings," versetzte Jener, „ich habe Kutsche und Pferde verkaufen müssen und muß jetzt — zu Fuße gehen."

Beinfraß. Ein Schusterjunge kam zu einem Arzte und bat ihn um des Himmels willen, daß er ihn doch vom Tode retten möge, indem er schon seit sechs Monaten am Knochenfraß leide. Der Arzt untersuchte ihn genau, fand aber an seinem ganzen Körper nicht die mindeste Spur von einem Beinfraße. „Ach!" sagte der Schusterjunge, „ich meine blos, daß ich von meinem Meister Nichts als Knochen zu essen bekomme."

Bekanntmachung. Doctor H., der der Heilung der Wahnsinnigen beflissen war, machte seine Hülfsleistungen in öffentlichen Blättern mit der Ueberschrift bekannt: Zur Beherzigung für Wahn- und Tollsinnige."

— In einem Städtchen an der Weser hatte man unlängst folgende Bekanntmachung angeschlagen: „Alle Diejenigen, welche Hunde halten, sollen mit einem Knüppel am Halse versehen sein."

— Ein Perückenmacher in Bern macht im dortigen Anzeiger bekannt, daß er, um seine verehrten Kunden schneller bedienen zu können, seine gehenden deutschen und schweizerischen Friseurs entlassen und dagegen vier reitende von Paris engagirt habe.

Bekanntmachung. B** Intelligenz, Februar 1810. Im Dorfe R. unweit B** ist eine Mannsperson todt gefunden worden. Er war dem Ansehen nach ungefähr 40 Jahre alt, trug einen braunen tuchenen Rock u. s. w. Er sprach nichts als teutsch und war, seinem Vorgeben nach, im Lande ob der Enns gebürtig *).

— In einer Zeitung stand folgende Bekanntmachung: „Gestern ist ein männlicher todter Körper, israelitischen Glaubens, im Stadtteiche gefunden worden ꝛc."

— In einem Intelligenzblatte stand folgende Bekanntmachung: „Der, der den, der den am Graben gestandenen Pfahl, worauf gestanden, Nichts in den Graben zu werfen, in den Graben geworfen, angiebt: erhält eine Belohnung von 2 Thalern.

— In einer Zeitung wurde bekannt gemacht, daß eine Anzahl von Wachen in einigen Straßen ausgestellt werden sollte, um die im vergangenen Winter verübten Räubereien zu verhindern.

Bekanntschaften. Je mehr Bekanntschaften sich ein Mädchen unter den Männern erwirbt, desto mehr entfernt es sich von der Aussicht, je im Leben die innigste und für ihr Glück wünschenswertheste Bekanntschaft zu machen.

— Selbst Menschen, die am eifrigsten wünschen, bekannt zu werden, würden es lieber gar nicht, als von Grund aus, werden wollen. Schulz.

Bekränzt und unbegränzt. Als einer Schauspielerin einst ein Kranz geworfen wurde, nannte sie ein Spaßvogel einen bekränzten unbegränzten Liebling des Publikums.

Unwillkürliche **Beleidigung.** A.: „Freundchen, wie sehen Sie aus? Sie sind ja jämmerlich geschunden! Was haben Sie denn für einen Esel von Barbier?" — B.: „Ich rasire mich immer selbst."

Belesenheit. Ein Prahler, der die Belesenheit seiner Tochter rühmen wollte, sprach: „So viele Bücher giebt es in der ganzen Welt nicht, als meine Julie schon gelesen hat!"

Eine Stadt-**Beleuchtung** ist überflüssig. In X., einer kleinen Stadt, wurde beim Magistrate die Frage der Stadtbeleuchtung verhandelt. Unter Anderen erhob sich auch ein Senator mit folgendem Argument: „Wozu Beleuchtung! Wenn es dunkel wird, gehen ehrliche und ordentliche Bürger nach Hause, und für die Lumpen und Spitzbuben werden wir doch keine Lampen anzünden!!"

Belletrist. Was heißt Belletrist? (belle et triste) — Schön und traurig. Gewiß eine sehr richtige Bezeichnung für einen Schöngeist; denn das Aeußere seiner Brieftasche ist belle, und das Innere derselben fast immer triste." G. Schönstein.

*) Man hatte diese Umstände aus einem bei sich habenden Bettelbriefe wahrgenommen.

Bellmann, Karl Mich., ausgezeichneter schwedischer Dichter (geb. 1741, † 1795). Gustav II., König von Schweden, fuhr einst vor der Wohnung des Dichters Bellmann vorüber, dem er, bei aller seiner Excentricität, die oft alle Schranken dessen überschritten, was Anstand erheischt, doch nicht ganz seine Gunst entzog. Er fand den Dichter mit Graben beschäftigt. Er ließ anhalten und winkte Bellmann. — Dieser näherte sich dem Könige, einen Spaten in der Hand. — „Was machst Du?" fragte ihn der König. — „Ich begrabe meinen Credit," erwiderte Bellmann, mit Anspielung darauf, daß der König nicht mehr, wie sonst oftmals geschehen, seine Schulden bezahlen wolle. — „Hast Du denn auf's Neue wieder so viele Schulden?" — „Ach nein! nur an drei Orten." — „Wenn das ist, so will ich sie noch einmal bezahlen. Nenne mir die Orte." — „Sie sind die Stadt und die beiden Vorstädte." — Aus dieser Antwort sah nun wohl der König, daß Bellmann in Stockholm überall neue Schulden gemacht; er belächelte indeß diesen listigen Einfall und hielt sein dem Dichter gegebenes Versprechen, obschon es so wenig, wie seine früheren ähnlichen Gunstbezeigungen, eine wohlthätige Wirkung hatte.

Belohnung. Ein äußerst selbstzufriedener Kritiker überreichte einem talentvollen Monarchen ein kritisches Werk über Virgil. Der Fürst ließ sogleich einen Scheffel Weizen holen und, nachdem er durchsiebt war, ihm den Abgang davon zur Belohnung geben.

— Eine dem Verdienst unangemessene Belohnung ist eine kränkende Beleidigung. Einem herzhaften und braven Soldaten riß eine Kugel beide Arme weg. Sein Obrist wollte ihm mit einem Thaler ein Geschenk machen, dieser aber wies das Geschenk mit den Worten von sich: „Sie glauben gewiß, Herr Obrist, ich hätte nur ein Paar Handschuhe verloren."

— In einer Provinzialstadt erging eine Verordnung, worin demjenigen, der einen Ertrunkenen rette, eine Belohnung von zehn Gulden und, im Falle die Hülfe vergeblich sein sollte, doch von drei Gulden versprochen wurde. — Kurz darauf fiel ein Knabe in einen Teich. Mit Lebensgefahr zog ein alter Invalide das Kind aus dem Wasser und nach einigen Minuten kam es wieder ins Leben zurück. — Einige Zeit darauf erfuhr der Invalide, daß er durch seine That eine Belohnung verdient habe; er meldete sich also bei dem Magistrat, erhielt aber zum Bescheide: „daß der vorliegende Fall sich nicht zur Prämie qualificire, indem der gerettete Knabe noch nicht ertrunken gewesen sei," und der arme Invalide mußte für diese Resolution noch 36 Kreuzer Gebühren bezahlen.

Treffende **Bemerkung.** Als im Jahre 1848 die Erlaubniß bekannt wurde, welche das Tragen der Schnurrbärte bei der ganzen

Armee ohne Unterschied der Chargen gestattet, rief ein junger Mann: „Es wird überhaupt nicht mehr so viel barbirt werden, wie ehemals."

Der berühmte **Benda** war immer sehr zerstreut. Einst ließ er seine Frau in Erfurt zurück, ohne es eher als in Gotha zu bemerken, wo er denn wieder zurückreisen und sie abholen mußte. Eines Abends ging er, in Gedanken vertieft, in seine ehemalige Wohnung, die zufällig offen ist, und legte sich ohne Umstände zu Bette. Wenige Minuten nachher kommt der Bewohner ins Zimmer und Benda findet sich beleidigt, daß dieser ihn im Schlafe stören will. Es entsteht ein heftiger Wortwechsel, bis Benda sich seines Irrthums bewußt wird. — In den 1770er Jahren war Benda eines Tages in Gesellschaft. Auf einmal rief er, während er in einem Zeitungsblatte las: „Brav! brav! das ist recht!" Auf die Frage, was ihm denn so wohl gefalle, sagte er: „Die schwarzen Husaren, die jagen einmal wieder im Reiche Alles vor sich hin!" — „Die schwarzen Husaren? im Reiche? jetzt?" fragte man verwundert. „Nun so lesen Sie doch selbst!" sagte Benda ein wenig empfindlich. Man untersuchte das Blatt, und es war ein altes Stück des Hamburger Correspondenten aus dem siebenjährigen Kriege. Benda hatte ganz vergessen, daß dieser Krieg damals seit 18 Jahren beendigt war.

Bericht. In einem Dörfchen ward ein Dieb ergriffen, der mit einem Leinwandkittel bekleidet war. Der Dorfschulze sandte ihn durch Transport mittelst Bericht an das nächste Inquisitoriat und adressirte den Brief: „An Ein Königl. Inquisitoriat. Beifolgend: ein Böse-sewicht in grauer Leinwand."

— Zuvielverdienst- statt Civilverdienst-Orden. — Im Jahre 18** kam aus dem Cabinette König Friedrichs ein Decret an alle Bezirksbeamten, das durch sie an alle Schultheißenämter zum Vollzug gebracht werden sollte. Auf dieses rescribirte ein Schultheiß von W. — O. A. E...n wie folgt: — „Königlichem Hochlöblichen Oberamte auch Ritter des Zuvielverdienstordens habe ich in Unterthänigkeit zu berichten, wie daß ich der Schultheiß den Burgern, meinen Unterthanen, das unsonene Geschwätz und Raisonniren Majestät des Königs wegen der Kriegsereignisse und Zeitläufte gepubliciret habe; ist aber dergleichen ein Unsinn bei mir zu Lande bis dato noch nicht erhört worden. Mich damit ꝛc. ꝛc. Schultheiß S.

— Bei einer herrschaftlichen Casse geschah ein Einbruch. Der Oberbeamte meldete dies seinem Herrn mit den Worten: „Daran sei eine sträfliche Kassatruhenschlüsselansteckungslassung von Seite des Rentmeisters Schuld."

Militair-**Bericht.** So gut, so schlecht. Ein Unteroffizier, der allein in einer Station lag, sagte in seiner Meldung über die Fourage-Fassung: „Das Heu ist so gut, daß es nicht besser sein könnte, so gut ist das Heu." Der Schwadrons-Chef setzte an den Rand der Mel-

dung, die er dem Stations-Commandanten zurückschickte, die Worte: „Die Meldung ist so schlecht, daß sie nicht schlechter sein könnte, so schlecht ist die Meldung."

Berichte. Ein Oberamt verlangte kürzlich Bericht, ob auch in allen Orten die gehörigen Anstalten getroffen seien, um Ertrunkene wiederum zum Leben zu bringen. Ein Schultheiß berichtet: „Königliches Oberamt, wenn ein Mensch in's Wasser fallen thut und ertrinkt, so ist er todt. Daß mir nun Königliches Oberamt einen solchen Bären aufbinden will, daß man einen Todten wieder zum Leben bringen könne, muß ich mir verbitten. Schultheiß N. N."

Berichtigung. Im Jahre 1804, wo eine Viehseuche im ***schen ausgebrochen war, kündigte Jemand mit seiner Namensunterschrift in den Zeitungen Folgendes an: „Mittel gegen die Rindviehseuche, welches sich in meiner Familie zeither immer bewährt hat." Es konnte nicht fehlen, daß man ihn auf diese Zweideutigkeit aufmerksam machte. Er ließ daher diese Bekanntmachung auf's Neue in den Zeitungen abdrucken, mit der Verbesserung, daß er die Worte: „in meiner Familie" in die: „bei mir" abänderte.

Berliner. Ein junger Rechtsgelehrter war nach manchem vergeblichen Gange bei Friedrich dem Großen vorgelassen. „Was will Er?" fragte der König. „Ew. Majestät unterthänigst um eine Anstellung bitten." — „Was ist Er für ein Landsmann?" — „Ein Berliner," antwortete der Gefragte. „So kann ich Ihm nicht helfen," replicirte der König, „die Berliner taugen nicht viel." — „Ew. Majestät mögen wohl Recht haben, aber zwei Ausnahmen davon giebt es doch, darauf lebe und sterbe ich." — „Und diese sind?" fragte der König, auf den jungen Mann aufmerksam werdend. „Ew. Majestät und ich," war die Antwort. — „So, na, da muß wohl eine Ausnahme der andern aus der Noth helfen, das ist nicht anders; gehe Er nur nach Hause, Er wird versorgt werden."

Berlinerinnen. Ein Fremder, der zum ersten Male nach Berlin kam, wurde gefragt, wie ihm die Stadt gefiele. „Die Stadt ist wohl schön," antwortete er, „aber die Berlinerinnen (Berliner Rinnen) riechen sehr übel."

Wie die Berliner Französisch können. Ein Franzose, welcher auch nicht ein Wort Deutsch verstand, verirrte sich in Berlin auf dem Wege nach dem Opernhause und kam nach vielen Fragen nach dem Königsstädter Theater. Der Billetdiener wollte ihm begreiflich machen, daß er hier unrecht wäre, es war ihm aber unmöglich. Während nun Beide auf komische Weise debattirten, trat ein Berliner heran und rief: „das wollen wir schon machen!" und gab dem verdrießlichen Franzosen nun folgenden Bescheid: „Mousieur! Joi le Königsstädter Theater, et billet là — mais opera maison — et — und nun jehen Sie man de Königsstraße lang, bei Fiocati vorbei bis ant Schloß,

und da frajen Se man den ersten besten Jungen, der wird Ihnen schonst zeigen, wo et is."

Berliner Redensart. Höchst originell drückte sich ein Berliner Tischlermeister, welcher mit seinem Lehrburschen in Streit gerieth, bei welcher Gelegenheit er ihm alle fünf Finger ins Gesicht hielt, also aus: „Hältst Du Blitzkröte nich uf'n Fleck 's Maul, so werf' ick Dir 'nen Fünfdalerschein in't Jesichte, deß De acht Dage dran zu wechseln hast."

Berliner Blau und Wiener Weiß. Eine junge Frau fragte ihren Gatten, als sie mit ihm an einer Farbewaarenhandlung vorüber ging und angekündigt las: „Hier bekommt man Wiener Weiß und Berliner Blau," — „warum sagt man denn Wiener Weiß und Berliner Blau?" — „Mein Kind," erklärte ihr der gelehrte Gatte, indem er eine Prise nahm und die Augengläser reinigte, „Wiener Weiß sagt man, weil die lustigen Wiener die Gewohnheit haben, den Leuten etwas weiß zu machen, Berliner Blau hingegen, weil die Berliner gern Jeden blau anlaufen lassen." — Es ist doch etwas Schönes um die Gelehrsamkeit.

Berliner Witz. Vor einen spielenden Leierkastenmann stellte sich ein Berliner Straßenjunge, welcher ganz auf die Melodie zu hören schien, mit den Worten hin: „woraus ist denn das?" — worauf ihm der unhöfliche Virtuos erwiderte: „Schafskopp, woraus soll et denn sind? — aus'n Leierkasten is et!"

Beruf. Einer der besten Henker in England, den der Spleen befallen, erhenkte sich selbst. — „Kein Selbstmord! kein Selbstmord!" rief der Leichenbeschauer, „der Mann ist in seinem Berufe gestorben."

Beruhigung. Jemand, der entsetzliche Zahnschmerzen hatte, ging zum Chirurgen, setzte sich nieder und befahl dem Subjecte, ihm sogleich den schadhaften Zahn auszubrechen. Das Subject setzte die Zange an, riß und riß, der Arme schrie laut auf, fühlte an den Mund — und — o Spektakel! — bemerkte, daß ihm der Ungeschickte mit dem schadhaften auch einen zweiten Zahn ausgezogen hatte; da schrie er wüthend: — „Kerl, Du hast mir ja zwei Zähne statt einen ausgebrochen?" — „Ich seh' es wohl, aber seien Sie nur still, schreien Sie nicht so; hinten steht mein Herr, wenn der's erfährt, so müssen Sie für zwei Zähne bezahlen." — „Ja so! ich danke Dir."

— Ein Reisender ließ sich auf einer Fähre über einen hochangeschwollenen Fluß setzen. Er fragte einen von den Fährleuten, ob hier wohl schon bei dem Uebersetzen Jemand verloren gegangen sei. „O noch nie!" versetzte der Fährmann; „mein Bruder ist zwar in der vorigen Woche ertrunken, aber wir fanden ihn den Tag darauf wieder."

— „Sei ruhig," sagte ein reicher Rentier zu seinem Schwiegersohne, welcher ihn immerfort mit Klagen über das Betragen seiner Frau belästigte, „sei ruhig, sage ich; wenn sie ihr Betragen nicht än-

dert, und ich auch nur noch eine Klage über sie höre, enterbe ich sie." — Der alte Mann vernahm von diesem Augenblicke an Nichts mehr über die Fehler seiner Tochter.

Berühmt. Ein junger Berliner ging zum Theater. Als er von seinen Freunden Abschied nahm und ihn selbige ersuchten, baldigst einmal zu schreiben, sagte er: „Nicht eine Zeile von meiner Hand! Ihr sollt von mir in den Zeitungen lesen, und das in einem halben Jahre." Sein Ausspruch ging in Erfüllung, denn nach obiger Zeit las man in der Theater-Chronik: Der Schauspieler F. aus Berlin wird hiermit aufgefordert, seine bei mir gemachte Schuld zu berichtigen. Der Gastwirth Müller im rothen Ochsen zu Finkerstädt.

Beschämung. Als ein junger Mann seiner Geliebten im Zorne mit der Bekanntmachung ihrer Liebesbriefe drohte, erwiderte diese: „Meiner Briefe brauche ich mich nicht zu schämen, aber der Aufschrift."

— Ein Admiral, der die meiste Zeit seines Lebens auf den Meeren herumschiffte, selten nur eine Insel und noch seltener das feste Land betrat, hatte endlich das Glück, eine geraumere Zeit in sein Vaterland und in eine der schönsten Seestädte Europa's heimkehren zu können. Er ward in einem gräflichen Hause wohl aufgenommen, es wurde ihm zu Ehren große Tafel gegeben und nach Beendigung derselben baten sich die jungen Grafen die Ehre aus, mit dem alten Admirale einen Spazierritt machen zu können. Der Admiral entschuldigte sich, „meine Herren," sprach er, „mit vielem Vergnügen würde ich Ihrem Antrage willfahren, aber da ich seit der Zeit meiner Jugendjahre kein Pferd bestieg, und ich daher wirklich eine ganz sonderbare Figur an der Seite so junger, geübter Reiter machen würde, so bitte ich recht sehr um Vergebung, wenn ich in Ihr Begehren nicht einwilligen kann." — Aber die jungen Grafen drangen so sehr in den Admiral, bestürmten ihn so sehr mit Bitten, daß dieser endlich nachgab und in Gesellschaft der jungen Herren und mehrerer ihrer jungen Freunde, die sich schon auf eine kleine Belustigung, die ihnen der Admiral durch seine Nichtkenntniß im Reiten verschaffen würde, freueten, die Reitpartie annahm. — Die Pferde wurden vorgeführt, man schwang sich auf selbe, und der alte Admiral, der ein Gleiches thun wollte, hatte das Unglück, auf der andern Seite des Pferdes wieder hinabzufallen. Die junge Gesellschaft konnte sich des Lachens nicht erwehren und ließ mehrere spöttische Anmerkungen fallen. Dies ärgerte den alten Admiral und er beschloß, diesen Schimpf bei der ersten Gelegenheit zu ahnden. — Nicht lange nach dieser Begebenheit lud der Admiral die ganze junge Gesellschaft auf sein Admiralschiff zu Gaste und ließ alle nöthigen Anstalten treffen, seine Gäste auf das Angenehmste zu überraschen. — Der bestimmte Tag kam und mit ihm der Augenblick der Vergeltung der an ihm verübten Beschimpfung. Er wollte den jungen Leuten einen kleinen Verweis geben, damit sie

fernerhin nicht mehr ihren Muthwillen an alten Menschen kühlen sollten. — Man aß und trank, spielte und erzählte sich verschiedene Dinge, bis der Abend endlich heranrückte. „Meine Herren!“ rief mit einem Male der Admiral aus vollem Halse, „schon ist die Sonne ihrem Untergange nahe, und noch haben wir bei keinem Glase unsers guten Königs gedacht. Laßt uns anstoßen auf sein Wohlergehen!“ — Schnell griff nun Alles nach den vollen Gläsern, klirrend stieß man dieselben aneinander und setzte sie an den Mund, um sie auf das Wohl des Königs ganz zu leeren. Da rief der Admiral ein kräftiges Vivat! — Mit einem Male, als wenn alle Donnerwetter los wären, krachten 50 Kanonen auf dem Admiralschiffe, erschütterten dasselbe heftig, und Knall und Fall lag die ganze junge Gesellschaft, wie vom Blitz getroffen, unter dem Tische. Nur der Admiral saß eisenfest auf seinem Sitze, leerte ganz ruhig sein Gläschen und sagte endlich: „Nun, meine Herren, wollen Sie mir nicht Bescheid geben auf des Königs langes Leben?“ Da kroch ein junger Herr nach dem andern unter dem Tische hervor und schlich sich beschämt weiter.

Bescheiden. Der Unternehmer eines Theaters stand im Rufe, nicht auf sehr festen Füßen zu stehen. „Alles glaube ich von ihm,“ tröstete S. seinen Collegen F., dem's um die Gage bangte, „aber ein Lump ist er nicht, dafür bürgt uns Goethe.“ — „Warum? Wie so?“ — „Lumpen sind bescheiden!“ sagt Goethe.

Bescheidenheit das schönste Kleid. Ein langer Herr ging durch das neben dem alten Kärnthnerthore befindliche kleine Thürchen, er vergaß, sich zu bücken, der Hut fiel ihm vom Kopf, und nun erst beugte er sich nieder, um den Hut aufzuheben. Ganz gravitätisch und mit der Hand abwehrend sagte ein Schusterjunge: „Laß' es der Herr nur gut sein, so tief braucht er mich nicht zu grüßen, wir sind alle Menschen.“

Bescheidenheit. Ein Reichsbischof ließ ein Schreiben an den Magistrat einer kleinen Stadt ergehen und fing so an: „Wir, von Gottes Gnaden und des heiligen Stuhls Barmherzigkeit u. s. w.“ Der Magistrat, der dies für sehr bescheiden hielt und es nachahmen wollte, schrieb in der Antwort: „Wir, leider — Gott erbarm's! — Bürgermeister und Rath dieser Stadt.“

Besessen. „Ach!“ rief eine im Chore angestellte Sängerin, als sie eines Abends in das Parterre trat und bereits alle Plätze voll Zuhörer sah, „ach! heute ist ja Alles besessen!“

Besorgniß. D'Ablancourt lebte mit seinem Diener Bassan in der engsten Vertraulichkeit. — Als Jener im Pharao große Summen verlor, zupfte dieser ihn am Kleid und raunte ihm in's Ohr: „Alle Teufel, Herr! Sie verlieren all' unser Geld, und nachher werden Sie mich dafür prügeln.“

Der **Bespornte.** Der verstorbene Fürst **Kinsky**, Regierungs-

Das **Beste.** Eine Berliner Buchhandlung hat über die Wahlzettel, mit welchen sie ihren Kunden Novitäten zur Ansicht sendet, den Spruch aus Paulus an die Thessalier setzen lassen: „Prüfet Alles und behaltet das Beste." — Kürzlich erhielt diese Buchhandlung von einem Kunden sämmtliche ihm zur Ansicht übersandte Bücher zurückgeschickt, und auf dem Wahlzettel war unten bemerkt: „Ich habe Alles geprüft und behalte das Beste — mein Geld."

Bestehlung seines Eigenthums. Ein französischer Chasseur prügelte einen deutschen Bauer, der eben seinen Spartopf retten wollte. Der Regimentsoberst kam dazu und sagte zum Jäger: „Warum prügelst Du diesen Menschen?" — „Herr Obrist," war die Antwort, „der Schurke da will uns sein Geld stehlen!"

Der **Bestohlene.** Ein Mann wurde öfters bestohlen. Er brauchte nun die Vorsicht, eine Pistole bei sich zu tragen, und am nächsten Tage war ihm diese — auch aus der Tasche gestohlen.

Bestrafung. Ein verabschiedeter Offizier hatte Friedrich den Großen in einer Schmähschrift angegriffen. Der König setzte eine Belohnung von 50 Friedrichsd'or auf die Entdeckung des Verfassers. Der Offizier meldete sich selbst bei dem König und verlangte die verheißene Belohnung zum Unterhalt für seine in Hunger und Elend schmachtende Familie. Friedrich hörte ihn nicht weiter an, sondern rief ihm zu: „Fort aus meinen Augen! Nach Spandau! dort soll Er Seinen Lohn bekommen!" Der Unglückliche erhielt darauf eine verschlossene Cabinets-Ordre an den Commandanten zu Spandau. Ihr Inhalt war folgender: „Ich übergebe das Commando von Spandau dem Ueberbringer dieser Ordre. Seine Frau und Kinder werden mit 50 Friedrichsd'or bald nachkommen."

Besuche. Jemand beklagte sich über die vielen Besuche seiner Verwandten. „Da habe ich besonders eine alte Tante," sagte er, „die besucht uns jährlich regelmäßig zwei Mal und bleibt jedes Mal sechs Monate."

— Ein Gelehrter hielt nichts von Besuchen. „Wer zu mir kommt," sprach er, „erzeigt mir eine Ehre; wer nicht kommt, macht mir Vergnügen."

Sicherung gegen **Besuch.** Jemand fragte einen alten Mann, wie es anzufangen sei, um der häufigen Besuche los zu sein, die ihm so viele kostbare Zeit raubten. Der Greis antwortete: „Leihe den Armen Geld, damit sie Dir schuldig werden, und erbitte Dir von den Reichen etwas, so werden Arme und Reiche Dir ausweichen."

Zulage für's **Beten.** Der Baron von ... war noch ein Mann von altem Schrot und Korn, und es herrschte daher in seinem Hause noch manche patriarchalische Sitte seiner Vorältern. — Hierzu gehörte auch, daß des Abends seine ganze Familie und sämmtliche Dienerschaft sich zu einer gemeinschaftlichen Betstunde versammeln mußte. —

Präsident in Linz, bemerkte einmal einen seiner Beamten mit Sporen im Büreau; er sah lange zu, wie er aus einer Kanzlei in die andre klirrte, endlich sagte er zu ihm: „Sie! wollen Sie mir nicht in die Registratur hinüberreiten? — ich brauche ein Aktenstück.“ Tsch.

Besserung. Ein Jude in B... wurde wegen grober Betrügereien zur gerichtlichen Untersuchung gezogen. Nach Maßgabe der gehörig ausgemittelten Verbrechen verurtheilte man ihn zu zweijähriger Zuchthausstrafe nebst dreißig Peitschenhieben, und daß er demnächst nach überstandener Strafzeit so lange in einer Corrections-Anstalt untergebracht werden sollte, bis er seinen künftigen ehrlichen Erwerb gehörig nachgewiesen habe. — Als ihm diese Sentenz publicirt worden, verfügte sich sein Defensor, der Justiz-Commissarius K., zu ihm, ob er das Mittel der Appellation ergreifen wolle, mit dem Bedeuten, daß er jedoch schwerlich dadurch eine Milderung des nach den überwiesenen Vergehungen schon sehr milden Urtheils bewirken möchte. — „Mein,“ sagte der Jude, „wir können's doch probiren. Liebster Herr Justiz-Commissarius, die Zuchthausstrafe laß' ich mir noch gefallen, auch die Peitschenhiebe will ich gern hinnehmen, machen Sie nur, daß ich von der Besserung loskümme.“

— In Paris wurde ein Dieb auf der That erwischt und ins Gefängniß geschleppt. Flehentlich bat er hier, vor den Polizeiminister S... gelassen zu werden. — Endlich wurde ihm dies bewilligt. Als er vor dem Minister erschien, warf er sich ihm zu Füßen und bat um Schonung wegen seiner vier unerzogenen Kinder. — Anfangs blieb S... ungerührt; als aber der Dieb die Geschichte seiner Verirrungen erzählte und dabei die Füße des Ministers fest umklammerte, so sagte dieser: „Gut, ich will Dich noch einmal frei lassen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du Dich besserst. Wirst Du noch einmal auf einem Diebstahl ertappt, so sollst Du desto härter bestraft werden.“ — Mit gerührtem Herzen versprach der Begnadigte Besserung. „Und damit Sie sehen,“ fuhr er fort, „daß es mir Ernst ist, so gebe ich Ihnen Ihre brillantenen Schnallen zurück, die ich Ihnen, während ich Ihre Füße umklammerte, aus den Schuhen gelöst habe.“

Bestätigung. Zwei Gerichtsdiener wurden abgesandt, einen Schuldner zu arretiren, dieser aber gewahrte sie von seinem Fenster aus. Er verriegelte seine Thüre und überhäufte sie von oben herab mit Schimpfworten, worüber die Gerichtsdiener folgendes Document schriftlich aufsetzten: „Herr N. N. hat uns von seinem Fenster herab geschimpft und gesagt: wir wären Schurken, Spitzbuben, Schlingel und Esel, welches wir hiermit der Wahrheit gemäß bestätigen.“

Das **Beste.** „Unser gnädiger Gutsherr will ja nur Euer Bestes,“ sagte neulich ein Amtmann zu den auf der Amtsstube versammelten Bauern. — „Ja freilich,“ sagte Einer, „will er nur unser Bestes, wir wollen's aber nicht hergeben.“

Das **Beste.** Eine Berliner Buchhandlung hat über die Wahlzettel, mit welchen sie ihren Kunden Novitäten zur Ansicht sendet, den Spruch aus Paulus an die Thessalier setzen lassen: „Prüfet Alles und behaltet das Beste." — Kürzlich erhielt diese Buchhandlung von einem Kunden sämmtliche ihm zur Ansicht übersandte Bücher zurückgeschickt, und auf dem Wahlzettel war unten bemerkt: „Ich habe Alles geprüft und behalte das Beste — mein Geld."

Bestehlung seines Eigenthums. Ein französischer Chasseur prügelte einen deutschen Bauer, der eben seinen Spartopf retten wollte. Der Regimentsoberst kam dazu und sagte zum Jäger: „Warum prügelst Du diesen Menschen?" — „Herr Obrist," war die Antwort, „der Schurke da will uns sein Geld stehlen!"

Der **Bestohlene.** Ein Mann wurde öfters bestohlen. Er brauchte nun die Vorsicht, eine Pistole bei sich zu tragen, und am nächsten Tage war ihm diese — auch aus der Tasche gestohlen.

Bestrafung. Ein verabschiedeter Offizier hatte Friedrich den Großen in einer Schmähschrift angegriffen. Der König setzte eine Belohnung von 50 Friedrichsd'or auf die Entdeckung des Verfassers. Der Offizier meldete sich selbst bei dem König und verlangte die verheißene Belohnung zum Unterhalt für seine in Hunger und Elend schmachtende Familie. Friedrich hörte ihn nicht weiter an, sondern rief ihm zu: „Fort aus meinen Augen! Nach Spandau! dort soll Er Seinen Lohn bekommen!" Der Unglückliche erhielt darauf eine verschlossene Cabinets-Ordre an den Commandanten zu Spandau. Ihr Inhalt war folgender: „Ich übergebe das Commando von Spandau dem Ueberbringer dieser Ordre. Seine Frau und Kinder werden mit 50 Friedrichsd'or bald nachkommen."

Besuche. Jemand beklagte sich über die vielen Besuche seiner Verwandten. „Da habe ich besonders eine alte Tante," sagte er, „die besucht uns jährlich regelmäßig zwei Mal und bleibt jedes Mal sechs Monate."

— Ein Gelehrter hielt nichts von Besuchen. „Wer zu mir kommt," sprach er, „erzeigt mir eine Ehre; wer nicht kommt, macht mir Vergnügen."

Sicherung gegen **Besuch.** Jemand fragte einen alten Mann, wie es anzufangen sei, um der häufigen Besuche los zu sein, die ihm so viele kostbare Zeit raubten. Der Greis antwortete: „Leihe den Armen Geld, damit sie Dir schuldig werden, und erbitte Dir von den Reichen etwas, so werden Arme und Reiche Dir ausweichen."

Zulage für's **Beten.** Der Baron von ... war noch ein Mann von altem Schrot und Korn, und es herrschte daher in seinem Hause noch manche patriarchalische Sitte seiner Vorältern. — Hierzu gehörte auch, daß des Abends seine ganze Familie und sämmtliche Dienerschaft sich zu einer gemeinschaftlichen Betstunde versammeln mußte. —

Einst war ihm sein Kutscher gestorben, und er wollte sich einen andern miethen. — Hierzu meldeten sich Mehrere, die Probe fahren mußten. Einer darunter erhielt seinen ganzen Beifall, und er sagte ihm daher, daß er Willens sei, ihn gegen einen nicht unbeträchtlichen Lohn zu miethen. Der Kutscher war es sehr zufrieden. — „Doch noch Eins," sagte der Baron von ..., „alle Abende wird in meinem Hause eine Betstunde gehalten, da darf Niemand fehlen." — „Schon gut, gnädiger Herr," versetzte der neu angenommene Kutscher: „aber ich hoffe, Sie werden mir dafür eine Zulage zu meinem Lohne geben."

Nothwendigkeit der Wort-Betonung. Wie nothwendig die Betonung der Sylben sei, beweis't folgende Anekdote. Ein kleiner Knabe las in einem frommen Buche: „O Herr, wo du nicht bist, ist unser Tischler." Der ganze Fehler lag nur in der Betonung, es hieß: „O Herr, wo du nicht bist, ist unser Tisch leer."

Betrogen. Ein dicker Mann war schon oft mit der Diligence von W — nach L —, aber immer unbequem sitzend, gereiset. Um es bequemer zu haben, nahm er sich nun auf dem Postamte zwei Plätze. Man fragte ihn, ob er sie im Diligence-Wagen selbst oder auf dem Beiwagen (ein solcher fährt immer mit) haben wolle, und er erklärte, daß ihm dieß gleichgültig sei. Der Tag der Abreise erschien, und der arme Betrogene fand einen Platz in der Diligence und den zweiten auf dem Beiwagen für sich leer.

Die **Betrübniß.** Ein Eckensteher, der wie alle die Bequemlichkeit und Ruhe über Alles liebte, lag in der Sonne und schlief. Man weckte ihn und sagte ihm, daß sein bester Freund so eben gestorben sei. Er hörte die Nachricht gelassen an, drückte die Augen wieder zu und sagte: „Na, da werd' ick ochsig betrübt sind, wenn ick nachher wieder ufwache."

Betrunken. Wie kann man ohne einen Kreuzer Geld täglich — betrunken sein? Dieses Kunststück führte ein Karrenzieher in Pesth meisterhaft aus. Dieser Kerl, der den ganzen Tag betrunken war, hatte nicht einen Groschen im Sacke. Als man sich über diese Zauberei höchlich verwunderte, offenbarte er sein Geheimniß. Er hatte zwei einander ganz ähnlich sehende Flaschen in einer Tasche stecken. Die Eine war stets mit Wasser gefüllt. Er ging in's Branntweinhaus und begehrte das leere Fläschchen voll Branntwein. Als es gefüllt war, steckte er es ein und legte einen Silbergroschen hin. Jeder Branntweinschenker kennt schon seine Leute, sieht daher das Geld an und sagt, es sei falsch. Der Karrenzieher bemerkt nun, er habe kein anderes Geld und gebe den Branntwein zurück, — darauf nimmt er die Flasche mit Wasser heraus und giebt sie dem Wirthe. Dieser schüttet, durch die Aehnlichkeit getäuscht, den Inhalt in die großen Flaschen zurück, und der Karrenzieher geht weiter, — um sein Kunststück den ganzen Tag fort zu practiciren.

Betrunken. In den Statuten zur Herstellung der Sitten, welche Catharina I. während ihrer Alleinherrschaft in Rußland ergehen ließ, befindet sich auch folgendes Verbot: „Frauenzimmer sollen sich unter keinem Vorwande betrinken, und Mannspersonen dürfen vor neun Uhr nicht betrunken sein."

— Einem Irländer, der dem Whisky (ein geistiges Getränk) sehr ergeben war, wurde der Vorwurf gemacht, er sei betrunken. — „Ich betrunken?" rief er aus, „keineswegs, aber übermäßig erfrischt."

— Ein Betrunkener blieb Nachts auf der Straße liegen. Als er halb ausgeschlafen, entsteht in der Nähe Feuerlärm. Die Dorfglocken werden angeschlagen. Der Erwachte zählt bis zwölf, aber es schlägt noch weiter. — „Was! siebzehn!" ruft er verwundert, „so spät ist's ja mein Lebtag noch nicht gewesen!"

— Der Pastor zu F—berg saß im Beichtstuhle und sah eines seiner Beichtkinder, einen fast täglich trunkenen Bettler, mit allen Zeichen eines leichten Rausches herantreten, um die Beichte abzulegen und Sündenvergebung zu erhalten. Entrüstet darüber, daß nicht einmal die heilige Stätte den Liederlichen von seinem gewohnten Fehler abhalten könne, hielt er ihm ob des unkirchlichen Benehmens eine strenge und eindringliche Strafpredigt und schloß dieselbe mit den Worten: „Denkt Ihr denn nicht an Eurer Seele ewiges Heil? Fürchtet Ihr nie das Strafgericht Gottes?" — „Ne, Herr Pastor!" antwortete naiv der Trunkenbold, „ne, ich bin nicht so förchtsen!" (furchtsam).

— In Berlin fanden einige Vorübergehende einen Betrunkenen in einer Gasse liegen. Sie hoben ihn auf, und theilnehmend fragte ihn Einer: „Wir wollen Ihn in Sein Quartier bringen; wo gehört Er zu Hause?" — „In Braunschweig," stammelte der Trunkenbold.

— Nachdem eine Höckerfrau lange auf dem Markte gesessen und Käse und Butter feil gehabt hatte, ging sie darauf in ein Weinhaus und trank nach und nach sechs Kannen Wein; endlich ward sie ganz taumelnd und sagte: „Herr Wirth, was bin ich schuldig?" — „Nur sechs Kannen," antwortete der Wirth. — „Ach, mein Herr!" sprach sie mit stammelnder Zunge, „ich kann nicht mehr als fünfe schuldig sein; denn mehr geht nicht in meinen Leib, ich habe es oft gemessen." — „Meine gute Frau," versetzte der Wirth, „ich glaube wohl, daß nur fünfe in Ihren Bauch gegangen, aber die sechste ist Ihr in den Kopf gestiegen."

— Ein Trunkenbold war, ganz seiner Sinne beraubt, vor seinem Hause liegen geblieben. Es regnete eben, und ihm lief das Wasser von der Dachtraufe gerade in den Mund. „So hört doch endlich einmal auf!" rief er, „ich mag nicht mehr trinken, wenn Ihr mir's auch einschüttet!"

Betrunkene. In den Volkszeichnungen von Brennglas findet sich folgende vortreffliche Scene eines Betrunkenen, die Abends in einem öffentlichen Garten spielt: Der Betrunkene (hat eine schwach glimmende Cigarre im Munde und schwankt auf einen Baum los) „Dunderwetter, det is ja hier — eine ejriptische Finsterniß is es ja hier! Hat Keener keen Feuer nich nich? Det verfluchte Vieſt brennt jar nich, se hat jar keene Luft, hat se nich! Keene Luft hat se nich! Da beißt man, un beißt man, un lutscht man, un lutscht man, se brennt nich! Brennen brennt sie nich! (Er sieht Etwas glimmen.) Ach, hör'n Se mal, Sie da, Sie da! Haben Se doch de — de Jewogenheit, un jeben Se mir mal — jeben Se mir mal Feuer! So, jetzt bin ick mit meine Cijarre ran, ran bin ick, nu halten Se mal een Dojenblick stille (er turkelt). So halten Se doch stille!! Stille halten Se!! (er versucht die Cigarre anzustecken). Se hat keene Luft, det Vieſt! Da kann ick ziehen, det ick schwarz werde. So halten Se doch stille! Wenn Se immer hin un her wackeln, denn kann ick mir meine Cijarre nich anstechen! Stille sollen Se halten!! — Sagen Se mal, warum reden Se denn nich een Wort niche, nich Kuck, nich Muck? (er greift mit den Händen umher). Herrjees, hier is ja Keener nich hier, — jar Keener nich hier! (er betrachtet das Glimmende näher). Herrjees, det is ja 'n Marienwürmeken! (fortgehend). Nu seh' Eener det Luder an, verirt et mir!

— Eine junge Frau, die ihren Mann zum ersten Male betrunken sah, schickte, ohne den Zustand ihres Gatten zu kennen, zum Arzte. Dieser kam und sagte sogleich: „Hier kann ich Nichts thun; schicken Sie schnell zum Prediger!" In voller Verzweiflung that dies die Frau, und der Prediger kam. Dieser flüsterte dem Arzte zu: „Ich dächte, er wäre betrunken?" — „Ei!" entgegnete der Arzt, „das weiß ich so gut, wie Sie. Ich wollte aber hier nicht allein der Narr sein, der sich um Nichts bemühen muß; und auf jeden Fall können Sie, wenn die Nüchternheit zurückkehrt, hier mehr thun, als ich."

— Ein Trunkenbold wurde von seinem Herrn heftig ausgescholten. „Du bist ein wahres Vieh," sagte er unter anderen Schimpfworten. Ein Anwesender versetzte: „Da thut Ihr ihm Unrecht." — „Was! Unrecht?" — „Nicht ihm, aber dem vielen Vieh; wo habt Ihr je zum Beispiel einen Ochsen betrunken gesehen?"

— Ein Berliner Tagelöhner, den seine Frau wegen fast täglichen Betrinkens bei der Polizei verklagt hatte, weil er sie im Zustande der Trunkenheit mißhandelte, wurde vor den Polizei-Commissair gerufen, ernst zur Besserung ermahnt, und da entspann sich folgendes Gespräch: Commissair: Wie viele Gläser trinkt Ihr denn täglich? — Tagelöhner: Ja, Herr Cumzarius, das kann ich Ihnen so pricke nicht anjeben. Das richt sich darnach, ob das Wetter schwul ist oder nicht; ob der Kimmel seine jehörige Güte hat, ob ... —

Commissair: Nun, laßt das nur! Könnt Ihr mir nicht überhaupt so 'ne Durchschnittssumme angeben? — Tagelöhner: Nu, seh'n Se, Herr Cumzarius, ich trinke so einen, zweie, dreizehn, vierz.... — — Commissair: Genug, genug! Ich konnte mir beinahe denken, daß Ihr die Sache im Großen treibt. Seht nur die Flecken, womit Euer Rock und die Weste gleichsam besäet sind! — Tagelöhner: Erlauben Se, Herr Cumzarius! Wenn Se denken, daß diese Flecken von's Trinken kommen, denn ürren Se Ihnen. — Commissair: Nun, wovon wären sie sonst? — Tagelöhner: Von's Ueberschwappeln, Herr Cumzarius.

Betrunkene. Auf dem Wege zwischen *** und dem nah' gelegenen Felsenkeller wankten unlängst zwei Gestalten, beide voll des bittern Bieres. „Sieh' mal," bemerkte der Eine, nach dem vergoldeten Saum des Himmels zeigend, „sieh' mal, was der Mond so schöne scheint!" — „Ha ha!" kächelte der Andere, „da sieht man doch recht, d.. daß Du be.. be.. betrunken bist: es ist ja die Sonne!" Hiermit war aber der Erstere keineswegs einverstanden, und so entspann sich zwischen Beiden ein heftiger Streit. Glücklicher Weise kam ein Dritter des Weges entlang getorkelt, als eben die Beiden im Begriff standen, ihre Behauptungen durch Thätlichkeiten zu beweisen. „Hören Se 'mal, Herr Landsmann," wandte sich deßhalb der weniger Betrunkene zu dem Nähergekommenen, „seien Sie doch einmal so gut und helfen Sie uns aus der Noth; mein Freund da behauptet, die goldene Kugel da oben sei der Mond, und ich möchte Stein und Bein darauf schwören, daß es die Sonne ist." — „Ver.. Ver.. Verzeihen Sie," lautete die lallende Antwort, „ich kann Sie darüber keinen Auf.. Aufschluß nicht geben, ich bin fremde hier!"

— Der reiche Baron R... ließ sich einst, sehr berauscht, in der Nacht von seinem Bedienten nach Hause führen. In einem engen Gäßchen stießen sie an Etwas an. Der Baron fragte um die Ursache und erhielt von seinem Bedienten zur Antwort: „Gnädiger Herr, es liegt hier ein Betrunkener im Wege." — „So lehne mich an die Wand," lallte der Baron, „und hebe das Schwein auf!"

— Ein ungarischer Soldat, der sich in Wien befand, hatte sich eines Tages in einem Weinhause so tüchtig bezecht, daß er den Weg nach der Kaserne nicht finden konnte. „Komm' mit, Bruder!" rief ihm ein Camerad zu. — „Nein, ich kann nicht weiter gehen," antwortete Jener, „geh sick schier alle Häuser um mich herum, und wenn die Kaserne kommt, spring' ick hinein."

— Der Wundarzt einer kleinen Stadt liebte ungemein das Weintrinken. Der Rath befahl ihm einst, am Mittwoch, an dem Wochenmarkt war, sich des Weintrinkens zu enthalten, weil da die herbeikommenden Bauern sich gewiß blutige Köpfe schlagen würden. Er bat dagegen, ein ehrsamer Rath möge den Bauern befehlen, sich

des Vormittags zu raufen; denn es sei ihm unmöglich, den ganzen Tag nüchtern zu bleiben!

Betrunkene. Zu Wildhausen im Hannover'schen wurde, wie es dort gewöhnlich, erst bei eintretender Nacht eine wohlhabende Frau beerdigt. Der Sarg war versenkt, aber er fing an, sich zu bewegen, und ein ängstliches Aechzen ließ sich hören. Man zog ihn wieder heraus, öffnete ihn, fand aber die Leiche leblos und versenkte sie auf's Neue. Jetzt bewegte sich der Sarg stärker, und vernehmlicher erschollen die Seufzer. Auch bei der zweiten Eröffnung des Sarges ergab sich, daß in der Verstorbenen kein Lebensfunken vorhanden sei. Nun stieg ein Zimmermann in die Grube und rief bald mit lauter Stimme: „Dacht' ich nicht, daß Jemand hier liegen müsse!" Es war ein Betrunkener, der, am Grabe hinwankend, in dasselbe gestürzt war und sich nicht wieder heraushelfen konnte.

— „Wenn ich nach Hause komme," lallte ein Betrunkener am Arme seines nicht viel weniger schwankenden Freundes, „und finde meine Frau noch auf, — so — so kriegt se Schläge. Wie darf se sich unterstehen und auffitzen und Licht verbrennen — wenn ich nicht da bin; — und — und — wenn sie im Bette liegt — dann kriegt se erst recht Schläge — wie darf sie sich hinlegen und schlafen, wenn — ihr armer Mann draußen im kalten Regen herumläuft und — und durstig ist."

— Ein Arzt, der ziemlich stark an Zerstreuungen laborirte und auch dem Trunke ergeben war, wurde zu einem Kranken gerufen, welcher an einem hitzigen Fieber darnieder lag. Als er sich dem Patienten nahte, faßte er statt der Hand desselben seinen eigenen Puls; kaum hatte er ihn einige Augenblicke befühlt, als er seinen Arm unwillig von sich schleuderte und ausrief: „Was soll ich denn mit dem Menschen anfangen? das ist ja kein Fieber, — der Kerl ist betrunken!"

— Ein Säufer, der immer bis 1 Uhr Mittags im Bette liegen blieb, wunderte sich, daß es seit einiger Zeit keine Vormittage mehr gebe.

— Die Frau.

Schon wieder betrunken, wer kann's ertragen?
Nimmt denn die Vernunft bei Dir niemals Platz?

Der Mann.

Das thu' ich aus Liebe, will ich Dir sagen,
Weil ich Dich dann doppelt sehe, mein Schatz!

— „Kerl, Du bist ja besoffen?" sagte ein Herr zu seinem Diener. — „Ach nein," versetzte dieser, „ich habe nur rothen und weißen Wein getrunken, und da zieht mich der eine rechts, der andere links."

— Ein Bauer hatte den geistigen Flüssigkeiten auf dem Markte so stark zugesprochen, daß er, als er endlich nach Hause zurückkehren

wollte, durchaus mit seinem Schiebekarren nicht ins Gleichgewicht kommen konnte und man ihm den Rath gab, lieber über Nacht in der Stadt zu bleiben, damit ihm kein Unglück zustoße. „Nein!" lallte er, „nein, ich muß heute noch nach Hause — ich muß — und wenn es auch — bis morgen früh dauern sollte!"

Ein **Betrunkener** fiel mitten im Fahrwege nieder und schlief ein. Er kam von einem Hochzeitschmause und trug daher seidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Einer, der ihn so liegen sah, zog ihm die Schuhe und die seidenen Strümpfe aus, ohne daß der Trunkenbold darüber erwachte, und machte sich damit aus dem Staube. Eine Viertelstunde nachher fuhr ein Wagen des Weges; als der Kutscher einen Menschen auf der Straße liegen sah, hielt er die Pferde an, stieg ab und rüttelte den Betrunkenen mit den Worten: „Steh' Er doch auf, ich fahr' Ihm ja sonst über die Füße." Der Trunkene erwachte, fühlte nach seinen Füßen, und da er sie nackt fand, rief er: „Fahr' nur zu, Kutscher, das sind gar nicht meine Füße, ich habe ja seidene Strümpfe an."

Die vom Wasser **Betrunkenen.** Ein Student hoffte von seinen Eltern in Ungarn ein Faß guten Wein zu erhalten und lud alle seine Kameraden dazu ein. Der Tag der Schlemmerei war schon bestimmt, aber der Wein kam nicht. Der Student, der sich schämte, erfand folgendes Mittel, sich aus der Affaire zu ziehen. Jeden der Gäste nahm er gleich beim Eintritte auf die Seite und sagte ihm leise: „Heute wollen wir einen großen Spaß haben. Wir wollen die Kerls Alle besoffen machen, daß sie sich selbst nicht kennen sollen; in jene Flaschen aber, die vor uns Beiden stehen, habe ich nur gefärbtes Wasser füllen lassen, damit es uns nicht auch so ergehe, wie den Andern." Das Saufgelage begann. Auf diese Art tranken Alle gefärbtes Wasser, aber Jeder stellte sich toll und voll besoffen und des Gelächters war kein Ende.

Ein **Betrunkener** arretirt sich selbst. Einem Landesherrn, der von seinen Unterthanen wegen seiner Güte und Milde fast angebetet wurde, war der Anblick eines betrunkenen Menschen so zuwider, daß ein Trunkenbold vor seinen Augen nie Gnade fand. Eines Tages erblickte er in der Ferne einen Soldaten, dem er ansah, daß er mit einem derben Rausche zu kämpfen habe. Entrüstet ging er auf ihn zu, wurde aber auch sofort von dem Soldaten bemerkt, der schnell sein Gewehr anzog und nach den besten Kräften mit militairischer Haltung seinem Herrn entgegen marschirte. — „Kerl!" rief der Fürst, als er nahe bei ihm war, „was hast du vor, wo willst du hin?" — „Ihro Durchlaucht," entgegnete Jener mit lallender Zunge, „ich bringe gerade einen Betrunkenen als Arrestanten auf die Wache," und ging seiner Wege. —

Sonderbare Strafe für **Betrunkene.** Eine Schauspielertruppe

machte eine Landpartie. Um die gewöhnlichen Excesse und Prügeleien zu vermeiden, wurden ordentliche Statuten entworfen. Das erste Gebot lautete: — „Wer sich besäuft, zahlt vier Flaschen Wein!"

Unterschied der **Betrunkenen.** Ein dänischer Admiral pflegte bei guter Tafel gewöhnlich auch etwas über den Durst zu trinken. — Nach einem solchen Souper, wo er wieder gezecht hatte, fuhr er einst durch eine enge Gasse. Plötzlich hielt der Kutscher an, der Admiral erwachte aus seinem behaglichen Schlummer, fuhr verdrießlich mit dem Kopfe aus dem Kutschenfenster hinaus und fragte fluchend: „Was giebt's?" „Euer Excellenz, hier liegt ein betrunkener Matrose im Wege," sagte der Bediente, indem er dem armen Schelm aufhalf. — „Pfui, schäm' dich, du besoffenes Schwein! Warum liegst du hier auf der Gasse?" rief der Admiral dem Matrosen zu. — Der Matrose lachte und erwiderte: „Warum? — weil ich keine Kutsche habe, um nach Hause fahren zu können, wie Euer Excellenz."

Der Geist des **Betrunkenen.** Ein Polizeidiener rief einem betrunkenen Eckensteher zu: „Er Schlingel ist schon wieder betrunken!" Worauf der Eckensteher ganz ruhig antwortete: „Brüderchen, wenn Sie so viel Spiritus im Koppe hätten, wie iche, det könnte Ihnen gar nicht schaden." —

Das Wunder eines **Betrunkenen.** Jemand, der nach Jahren einen Freund wiedersah, der sich während der Zeit durch starkes Trinken eine rothe Nase angeeignet, fragte ihn, wie er zu dieser Nase gekommen. „Ich begreife es selbst nicht," sagte dieser, „wodurch sie so roth geworden ist, ich trinke doch nur immer weißen Wein."

Bett. Nach dem Siege bei Villa Viciosa im Jahre 1710, der die spanische Krone vollends auf dem Haupte Philipps V. befestigte, fehlte es auf der Stelle an einem Bette für den Monarchen. In dieser Verlegenheit sagte der Herzog von Vendôme zu dem Könige: „Ich werde Ihnen das schönste Bett geben, auf dem je ein Souverain gelegen." — Und mit diesen Worten ließ er ihm auf den vom Feinde eroberten Fahnen ein Lager bereiten.

Ein theures **Bett.** Ein junger Mann trat in ein Hotel. Kein Bett war mehr zu vergeben. „So werde ich auf dem Billard schlafen." — „Wollen Sie wirklich?" — „Jedenfalls." — Andern Morgens verlangt man acht Franken. — „Wie? acht Franken?" — „Ja, die Stunde auf dem Billard wird mit einem Franken bezahlt, Sie haben es von 11 Uhr bis 7 Uhr eingenommen, das macht doch acht Franken?"

Wohlfeiles **Bett.** In einem bekannten Gasthause in Marburg zahlte man vor dreißig Jahren für das Bett nur einen Kreuzer. Aber der Wirth pochte alle Stunden an der Thür und rief: „Für einen Kreuzer ist's genug geschlafen." Und man gab für die Nacht sehr viele Kreuzer.

Bettler. Ein Berliner Betteljunge lief einem Herrn wimmernd nach und bat um eine Gabe. „Mein Vater ist todt,„ rief er, „meine Mutter ist todt und alle ihre Kinder sind todt!" — „Wer bist denn du?" fragte der Fremde. — „Ich nehme mich der Sache nur an, weil's doch gar so traurig ist."

— In Paris begegnete unlängst ein Bettler einem andern, der sehr verkrüppelt und zerlumpt aussah, und fragte ihn: „Wie viel verdienst Du des Tages?" — „Etwa dreißig Sous," erwiderte der Gefragte. „Nicht mehr?" entgegnete Jener; „wenn ich das Glück hätte, wie Du auszusehen, so verkaufte ich meinen täglichen Gewinn nicht für zwanzig Francs."

— Ein zudringlicher Bettler kam sehr oft zu einem Manne um ein Almosen. Endlich wollte ihm dieser nichts mehr geben; da bat er: „Nur diesmal geben Sie mir noch Etwas, denn ich liege krank zu Hause und kann nicht ausgehen."

— In ein Wiener Bierhaus trat ein Vagabund, schaffte eine Halbe Bier an und sprach zugleich die da sitzenden Herren um ein Almosen an. Einer der Herren fragte: „Wo sind Sie her?" — „Aus dem Schooße meiner Mutter." — „Ich meine, wo Sie zu Hause sind?" — „Beleidigung! ich bin nie zu Hause." — „Von was leben Sie?" — „Von Anfechtungen meiner Nebenmenschen." — „Was haben Sie für ein Geschäft getrieben?" — „Das Geschäft hat mich getrieben. Ich war herrschaftlicher Laufer; es war rein zum Davonlaufen." — „Warum?" — „Darum." — „Darum sagen Sie? das versteh' ich nicht." — „Darum sagte ein großer Gelehrter, weil er nichts Besser's g'wußt hat." — „Haben Sie auch Reisen gemacht?" — „Ja, aber ich bin als Bedienter überall zurückgesetzt worden." — „Haben Sie auch Abenteuer gehabt?" — „Ich habe nie etwas gehabt; im Gegentheil, mich hat's immer gehabt." — „Sie scheinen eigene Grundsätze zu haben?" — „Grundsätze muß der Mensch haben. Kellner! die Herren bezahlen mein Bier. Meine Herren, ich danke Ihnen." Hiermit empfahl sich der Kerl sehr höflich. Moriz Mahler.

Ein **Bettler** redete einen Gasthofbesitzer folgendermaßen an: „Sagen Sie, Herr Wirth, wollen Sie so gut sein und mir einen Trunk frischen Wassers geben? Ich bin so hungrig, daß ich nicht weiß, wo ich heute Nacht schlafen soll."

Eine **Bettlerin** hatte ihren Sitz vor dem Hotel eines Generals aufgeschlagen, und jeden Tag wußte sie einen neuen Grund, das Mitleid des Generals und seiner Gemahlin in Anspruch zu nehmen. Endlich ging die Geduld des Generals zu Ende. — Als eines Morgens der General und seine Gemahlin in den Wagen stiegen, rief ihnen die Bettlerin zu: „Ach, Herr General, ich habe die vergangene Nacht geträumt, daß mir der Herr General ein Pfund Tabak und die Frau Generalin ein Pfund Thee schenken werden." Der General

erwiderte: „Meine liebe Frau, wenn ihr nicht, daß man das Gegentheil von dem erwarten muß, was man geträumt hat!“ — „Richtig,“ entgegnete die Bettlerin, „der Herr General werden mir also ein Pfund Tabak schenken.“ Der (General lächelte und ließ ihr das Erträumte geben.

Die Bettlerinnen. An der Thüre des Erdgeschosses eines Vorhauses pochte ein Knäblein. Nach erfolgter Oeffnung derselben sprach ein Frauenzimmer: „Ah, Nazel, Du bist's?“ — „Ja, Frau Pirzelberger, ich bin's. Meine Mama schickt mich her, und weil heut' gerade ein hübscher Tag ist, so fragt sich die Mama an, ob die Frau von Pirzelberger nicht mit ihr ein Paar Stunden lang betteln gehen möchte?“

Der blinde Bettler. In London begegnete ein Spaßvogel einem blinden Bettler auf der Straße, der einen Hund an einem Bande führte, und begierig, das Gelächter der Vorbeipassirenden zu erregen, schnitt er das Band mit einer Scheere durch, so daß der Hund von seinem Herrn getrennt wurde. Er hatte aber nicht lange Ursache, sich über den Erfolg seines Witzes zu freuen; denn der blinde Mann öffnete seine Augen, ergriff den Spaßvogel beim Kragen und bearbeitete ihn mit seinem Prügel zur großen Belustigung der Anwesenden wacker durch, dann kehrte er zu seinem Hunde zurück, befestigte ihn wieder an das Band, drückte seine Augen zu und ging, als wenn gar nichts vorgefallen sei, von dannen, indem er wie gewöhnlich ausrief: „Habt Mitleid mit einem armen blinden Mann, schenkt einem stockblinden Manne einen Halbpfennig!“

Der blinde und stumme **Bettler.** „Geben Sie doch, mein schön gekleideter Herr, einem armen Blinden Etwas!“ sagte ein Bettler zu einem Vorübergehenden. — „Wenn Du blind bist, Schlingel, wie weißt Du denn, daß ich gut gekleidet bin?“ — „Ach, ich habe mich versprochen,“ sagte der Bettler, „schenken Sie doch einem armen Stummen etwas.“

Spanische **Bettler.** Ein Bettler zu Madrid bat um ein Almosen. Der von ihm Angesprochene entgegnete: „Schämt Ihr Euch nicht, zu betteln? Ihr würdet besser thun, zu arbeiten.“ — „Mein Herr,“ antwortete der Bettler, ich habe Sie um Geld und nicht um Rath gebeten!“ und mit der ganzen Grandezza eines Kastilianers schritt er weiter.

Bettler-Speculation. „Wat zahlst du für det Balg den Dag Miethe zum Bettelnjehn?“ fragte eine Berliner Straßenbettlerin ihre Collegin, die mit einem halbnackten, wimmernden Kinde an einer Ecke des Brandenburger Thores saß und durch den Anblick des Kleinen die Umstehenden zum Mitleid zu bewegen suchte. „Wat ick zahle?“ erwiderte die Befragte, „acht Silberjroschens!“ — „Wie man doch so dämlich sin kann,“ brummte im Weitergehen die Bettelspeculantin,

„da krieg' ick ja vor sieben Iroschen den schönsten blinden Mann, und der muß mich noch alleene loofen."

Zurechtgewiesene Unbescheidenheit eines **Bettlers.** Eine Dame wurde auf der Gasse von einem Bettler angesprochen. Sie gab ihm zwei Kreuzer. „Was soll ich damit?" fragte er mit unbescheidenem Tone und verächtlichem Blicke. Sanft erwiderte die Dame: „Gebt es den Armen!"

Beugnot, Jacques Claude, Graf von [geb. 1761], war Präfect unter dem Kaiserreiche; er hatte, wie seine Collegen, eifrig Statistik getrieben; denn dieß war das Mittel, dem Kaiser zu gefallen. Er galt selbst als ein Meister in dieser Wissenschaft. Einst führte den Kaiser sein Weg durch Beugnot's Departement. „Oh," sagte man zu Napoleon, „diesen Präfecten werden Sie nicht in Verlegenheit bringen." — „Wir werden sehen," antwortete der Kaiser und wandte sich etwas tückisch lächelnd mit der Frage an Beugnot: „Herr Präfect, wie viel Zugvögel haben Sie dieses Jahr in Ihrem Departement gehabt?" — „Einen Adler, Sire!" erwiderte Beugnot.

Wann erst kann man einen Menschen **beurtheilen?** Man rühmte einst in einer Gesellschaft den Präsidenten S. als einen sehr sanften, humanen und uneigennützigen Mann. „Sie sind doch auch der Meinung?" fragte Jemand den Professor F. — „Ich muß mein Urtheil suspendiren," erwiderte dieser, „ich habe ihn noch nie berauscht, im Zorn und bei einer Erbschafts-Vertheilung gesehen."

Weite **Beurtheilung.** In dem Tagebuche eines Bootsmannes fand sich folgender irische Bull: „Wir segelten in einer Entfernung von etwa sieben Stunden an Otaheiti vorüber, dessen Bewohner uns sehr harmlos und friedlich zu sein schienen."

Beutelschneiderei. Einer der berühmtesten Beutelschneider war wohl der Engländer Barrington. Unter andern erzählt man von ihm folgende Geschichte, die humoristisch genug klingt. Da er zu seinen künstlichen Operationen zuweilen Instrumente brauchte, so kam er einmal zu einem Verfertiger wundärztlicher Werkzeuge und bestellte sich eine Scheere von ganz eigenthümlicher Form. Wenige Tage nachher fragte er wieder nach, die Scheere gefiel ihm, und er bezahlte dafür die verlangten zwei Guineen. Als er aus dem Laden getreten war, meinte des Instrumentenmachers Frau: „Aber, lieber Mann, der Gentleman schien über die Scheere so erfreut, daß wir ihn doch hätten fragen können, zu was er dieselbe gebraucht. Er kann uns ja empfehlen. Laufe ihm nach!" Der Messerschmied stürmte hinaus, hatte auch seinen Mann bald eingeholt und bat höflich um Entschuldigung, wenn er zu wissen wünsche, was man mit einer solchen Scheere mache. — „Warum, Freundchen?" fragte Barrington, faßte den Messerschmied an seinen Rock und sah ihm fest in die Augen: „ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen darf; es ist ein großes Ge-

erwiderte: „Meine liebe Frau, wißt Ihr nicht, daß man das Gegentheil von dem erwarten muß, was man geträumt hat!“ — „Richtig,“ entgegnete die Bettlerin, „der Herr General werden mir also ein Pfund Thee und die Frau Generalin ein Pfund Tabak schenken.“ Der General lächelte und ließ ihr das Erträumte geben.

Die **Bettlerinnen.** An der Thüre des Erdgeschosses eines Vorstadthauses pochte ein Knäblein. Nach erfolgter Oeffnung derselben sprach ein Frauenzimmer: „Ah, Nazel, Du bist's?“ — „Ja, Frau Pirzelberger, ich bin's. Meine Mama schickt mich her, und weil heut' gerade ein hübscher Tag ist, so fragt sich die Mama an, ob die Frau von Pirzelberger nicht mit ihr ein Paar Stunden lang betteln gehen möchte?“

Der blinde **Bettler.** In London begegnete ein Spaßvogel einem blinden Bettler auf der Straße, der einen Hund an einem Bande führte, und begierig, das Gelächter der Vorbeipassirenden zu erregen, schnitt er das Band mit einer Scheere durch, so daß der Hund von seinem Herrn getrennt wurde. Er hatte aber nicht lange Ursache, sich über den Erfolg seines Witzes zu freuen; denn der blinde Mann öffnete seine Augen, ergriff den Spaßvogel beim Kragen und bearbeitete ihn mit seinem Prügel zur großen Belustigung der Anwesenden wacker durch, dann kehrte er zu seinem Hunde zurück, befestigte ihn wieder an das Band, drückte seine Augen zu und ging, als wenn gar nichts vorgefallen sei, von dannen, indem er wie gewöhnlich ausrief: „Habt Mitleid mit einem armen blinden Mann, schenkt einem stockblinden Manne einen Halbpfennig!“

Der blinde und stumme **Bettler.** „Geben Sie doch, mein schön gekleideter Herr, einem armen Blinden Etwas!“ sagte ein Bettler zu einem Vorübergehenden. — „Wenn Du blind bist, Schlingel, wie weißt Du denn, daß ich gut gekleidet bin?“ — „Ach, ich habe mich versprochen,“ sagte der Bettler, „schenken Sie doch einem armen Stummen etwas.“

Spanische **Bettler.** Ein Bettler zu Madrid bat um ein Almosen. Der von ihm Angesprochene entgegnete: „Schämt Ihr Euch nicht, zu betteln? Ihr würdet besser thun, zu arbeiten.“ — „Mein Herr,“ antwortete der Bettler, ich habe Sie um Geld und nicht um Rath gebeten!“ und mit der ganzen Grandezza eines Kastilianers schritt er weiter.

Bettler-Speculation. „Wat zahlst du für det Balg den Dag Miethe zum Bettelnjehn?“ fragte eine Berliner Straßenbettlerin ihre Collegin, die mit einem halbnackten, wimmernden Kinde an einer Ecke des Brandenburger Thores saß und durch den Anblick des Kleinen die Umstehenden zum Mitleid zu bewegen suchte. „Wat ick zahle?“ erwiderte die Befragte, „acht Silberjroschens!“ — „Wie man doch so dämlich sin kann,“ brummte im Weitergehen die Bettelspeculantin,

„da krieg' ick ja vor sieben Groschen den schönsten blinden Mann, und der muß mich noch alleene loofen."

Zurechtgewiesene Unbescheidenheit eines **Bettlers.** Eine Dame wurde auf der Gasse von einem Bettler angesprochen. Sie gab ihm zwei Kreuzer. „Was soll ich damit?" fragte er mit unbescheidenem Tone und verächtlichem Blicke. Sanft erwiderte die Dame: „Gebt es den Armen!"

Beugnot, Jacques Claude, Graf von [geb. 1761], war Präfect unter dem Kaiserreiche; er hatte, wie seine Collegen, eifrig Statistik getrieben; denn dieß war das Mittel, dem Kaiser zu gefallen. Er galt selbst als ein Meister in dieser Wissenschaft. Einst führte den Kaiser sein Weg durch Beugnot's Departement. „Oh," sagte man zu Napoleon, „diesen Präfecten werden Sie nicht in Verlegenheit bringen." — „Wir werden sehen," antwortete der Kaiser und wandte sich etwas tückisch lächelnd mit der Frage an Beugnot: „Herr Präfect, wie viel Zugvögel haben Sie dieses Jahr in Ihrem Departement gehabt?" — „Einen Adler, Sire!" erwiderte Beugnot.

Wann erst kann man einen Menschen **beurtheilen?** Man rühmte einst in einer Gesellschaft den Präsidenten S. als einen sehr sanften, humanen und uneigennützigen Mann. „Sie sind doch auch der Meinung?" fragte Jemand den Professor F. — „Ich muß mein Urtheil suspendiren," erwiderte dieser, „ich habe ihn noch nie berauscht, im Zorn und bei einer Erbschafts-Vertheilung gesehen."

Weite **Beurtheilung.** In dem Tagebuche eines Bootsmannes fand sich folgender irische Bull: „Wir segelten in einer Entfernung von etwa sieben Stunden an Otaheiti vorüber, dessen Bewohner uns sehr harmlos und friedlich zu sein schienen."

Beutelschneiderei. Einer der berühmtesten Beutelschneider war wohl der Engländer Barrington. Unter andern erzählt man von ihm folgende Geschichte, die humoristisch genug klingt. Da er zu seinen künstlichen Operationen zuweilen Instrumente brauchte, so kam er einmal zu einem Verfertiger wundärztlicher Werkzeuge und bestellte sich eine Scheere von ganz eigenthümlicher Form. Wenige Tage nachher fragte er wieder nach, die Scheere gefiel ihm, und er bezahlte dafür die verlangten zwei Guineen. Als er aus dem Laden getreten war, meinte des Instrumentenmachers Frau: „Aber, lieber Mann, der Gentleman schien über die Scheere so erfreut, daß wir ihn doch hätten fragen können, zu was er dieselbe gebraucht. Er kann uns ja empfehlen. Laufe ihm nach!" Der Messerschmied stürmte hinaus, hatte auch seinen Mann bald eingeholt und bat höflich um Entschuldigung, wenn er zu wissen wünsche, was man mit einer solchen Scheere mache. — „Warum, Freundchen?" fragte Barrington, faßte den Messerschmied an seinen Rock und sah ihm fest in die Augen: „ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen darf; es ist ein großes Ge-

heimniß." — „O ich bitte Sie, es kann mir nützlich sein." — Da drückte ihn Barrington fest an seine Schulter und flüsterte ihm in's Ohr: „Das ist eine Scheere zum Beutelschneiden." — In der größten Bestürzung prallte der Instrumentenmacher zurück und lief dann wieder schnurstracks in seinen Laden. „Sollte man's glauben!" keuchte er gegen seine Frau; „die Scheere dient zum Beutelschneiden." — „Ja, das seh' ich," rief die Ehefrau verwundert, „was ist denn mit Deinem Wamms vorgegangen?" — Der Messerschmied gaffte, Barrington hatte ihm mit der Scheere die Tasche sammt den zwei Guineen herausgeschnitten, die er eben für das gute Instrument gezahlt hatte.

Verschiedene **Beweggründe.** „Wo gehen Sie hin?" rief neulich auf der Herrengasse ein Quidam einem Bekannten zu, dem er begegnete. — „Nach Hause," antwortete der Gefragte; „das Dienstmädchen ist ausgegangen, meine Frau wird allein sein." — „Warten Sie, Freund, ich gehe mit Ihnen und auch nach Hause," erwiderte der Erstere; „mir fällt eben ein, daß meine Frau ausgegangen, das Dienstmädchen aber allein sein wird."

Bewegung machen! Zu einem sehr berühmten Arzte kam ein kränklich aussehender Mensch und klagte über verschiedene üble Zustände. Der Doctor befragte ihn sehr genau über Dieß und Jenes, endlich sprach er mit wichtiger Aesculaps-Miene: „Mein Freund! Eure Krankheit ist Nichts als Hypochondrie, darum — macht Euch fleißig Bewegung, — das ist die Universalmedicin dafür." — „Ach!" entgegnete der Patient, „was soll ich armer Mann mir denn noch für eine Bewegung machen? — ich bin ja schon seit zwanzig Jahren reitender Postillon."

Hinreichender **Beweis.** Es erzählte Jemand, daß jüngst ein Mann, der ihm bekannt gewesen, in einem Alter von 175 Jahren gestorben sei. Man zog das Factum in Zweifel. „Ich kann Sie versichern, meine Herren," sprach der Erzähler, „daß dem so ist. Ich war bei seinem Tode ja selbst zugegen!"

Getrunken ist leicht, aber **bezahlt** nicht. Ein Mahner sah seinen Schuldner in eine Weinhandlung gehen. Entrüstet rief er ihm zu: „Mich bezahlen Sie nicht, aber Wein können Sie trinken!" — „Freund!" entgegnete dieser, „Sie können wohl sehen, daß ich den Wein trinke, aber gewiß nicht, daß ich ihn auch bezahle."

Bibelauslegung. Der König Gustav Adolph begegnete in Sachsen einem Prediger zu Pferde und sagte: „Herr Pastor! es heißt ja: gehet hin in alle Welt, und nicht: reitet! Das ist gegen die Bibel." — „Ihro Majestät," erwiderte der Prediger, „halten zu Gnaden; im Grundtext steht: sehet zu, wie Ihr fortkommet!"

Die lebendige **Bibliothek.** Georg I. nannte Leibnitz, seiner gelehrten Gespräche wegen, die er so gern mit ihm zu halten pflegte,

er seinen Cameraden: „Höre, Bruder Braunschweiger, warum nennt man nur den Montag blauen Montag?“ — „Frage doch nur Deinen Rücken!“ war die Antwort.

Blechen — heißt: zahlen, spendiren (ein österreichischer Provinzialismus). Ein Wiener Journal, wenn es eine Oper oder eine Musik-Production sehr lobt, d. h. sehr lobt, — dann setzt es, gleichsam zur Verständiguug der Leser, warum es so sehr lobt, die Worte hinzu: „Die Blech-Instrumente waren sehr befriedigend!“ S.

Bleiche. Das Leben des Menschen ist eine fortwährende Bleiche; nach und nach bleichen sich Hoffnungen, Wangen und Haare. Durch mancherlei Leiden bleicht sich auch der Geist des Menschen, der wie das Wachs ist; bevor es zum Lichte gelangt, muß es gebleicht werden. S.

Der **Blessirte.** Ein furchtsamer Schwabe, der als Rekrut angeworben worden war, fiel beim ersten Treffen, dem er beiwohnen mußte, plötzlich nieder, als wenn er verwundet worden wäre. Der Arzt untersuchte ihn, fand aber keine Spur von einer Blessur und machte ihm zürnend deßhalb Vorwürfe. — „Ei was!“ erwiderte der Schwabe, „'s ischt doch wohl besser, Sie ärgere sich umsonst, als wenn ich blessirt geworde wäre.“

Blick. Die stumme Sprache der Liebe, die Zunge des Herzens. Da den Frauen nicht leicht die Zunge gefesselt ist, so sprechen sie diese Sprache, wenn ihr Herz gefesselt ist. Lorm.

Blind.

Sterben ist Nichts, — doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück! —
Schiller.

Nein, sterben ist Nichts! Sterben ist Nichts, als eingehen in Licht, aus einer matten Morgendämmerung hinein gerathen in den vollen hellen Tag, dem keine Dämmerung und keine Nacht mehr folgt. Sterben ist Nichts, als einen siebzigjährigen Seufzer friedlich beschließen; Nichts, als den Kanal zwischen Leben und Tod entweder auf einem Schnellsegler oder auf einem Packetboot durchschwommen haben, und anlangen in dem Dover des ewigen Lebens!

Aber leben und nicht sehen, das ist ein Unglück! In diesem Unglücke stirbt man nicht, aber es stirbt Einem Alles ab; wir stehen lebend in einer Welt, die nur Todte für uns hat, denn Licht ist Leben, und Finsterniß ist Tod!

O, schließt nur einmal eine Viertelstunde lang die Augen zu, und Ihr werdet fühlen, wie Jenen zu Muthe ist, die ihr ganzes Leben, eine lange Ewigkeit, ohne Licht herumwandeln. O, der Sehende weiß nicht, wie lang, wie entsetzlich lang das Leben ist; an ihm fliegt die Zeit, in Licht und Farben gehüllt, wie eine bunte, blumenbehängte Operntänzerin vorüber; aber an dem Blinden schleicht sie farblos und

finster, in öder, gräßlicher Einförmigkeit, wie ein zigeunerhaft lahmes Weib vorbei.

Wer will vom Unglück sprechen, der sieht?! Eine jede Farbe ist ein stummer Glückwunsch zu seinem Glücke; ein jeder Lichtstrahl ist ein Gratulationsschreiben, das der Himmel an ihn richtet; ein jedes Morgenroth ruft ihm zu: „Erwache, Glücklicher!" eine jede Nacht steckt ihm einen Freuden-Blumenstrauß von Sternen an die selige Brust; ein jedes Blumenbeet schenkt ihm einen Farbenkasten zu seinem Freudentage; ein jeder Regenbogen wird für ihn zur Privat-Glückspforte; jeder Blitzstrahl wird ihm zum heitern Epigramm; jedes schöne Angesicht wird ihm zum Freuden-Patent; jeder freundliche Blick ist ihm ein Aufruf zum Genuß; jedes Kind wird ihm zur rosigen Blüthe, und jede rosige Blüthe zum Kinde, und Beide rufen ihm zu: „das Leben ist doch schön!" Und all' dieses Glück, den ganzen Born dieses sprudelnden, blühenden, glühenden, flammenden, den unendlichen Raum durchfluthenden Glückes, die kleine hohle Hand des Menschen kann ihn einschließen, bedecken, umhüllen, um dann desto frischer und entzückender ausströmen zu lassen alle Lichtbäche und Farbengüsse, durch die unendliche Schöpfung! Nein, ein Mensch, der sieht, soll vom Unglück nimmer sprechen!

Aber der Blinde, der ewig Blinde, dessen zwei Augen da liegen, wie die falschen Siegel, wie die versiegten Cisternen des Lichtes: der ist unglücklich!

Ihn freut nicht die rosige Geburt des Tages, wenn er dem Schooße der Nacht sich entringt; an ihm geht der Bote des Himmels, der Strahl, vorüber, wenn er ausgeht, das Weltall zu beglücken; Tag und Nacht reichen kommend und scheidend sich die Hände, Winter und Frühling tauschen ihre Kleider, Felder und Wiesen ziehen ihr Jaspisgewand an, Bäume und Büsche flechten sich jubelnde Blüthen in die langen Locken, Rosen- und Blumen-Beete schließen ihr Farben-Clavier auf, der Regenbogen brennt sein Feuerwerk ab, und der Blitz sein Auto da fé; die Sterne beginnen ihren Fackeltanz, die Kometen ziehen ihren Feuermantel durch die blaue Kuppel, das Nordlicht illuminirt sein phantastisches Bildermagazin, alle Atome schwimmen im stillen Ocean des Lichtes: der Blinde allein sieht das Alles nicht, um ihn ist ewiges Einerlei, starre, stehende, stockende Finsterniß, ein leeres, graues Nichts!

Nicht nur die leblose Schöpfung, auch die belebte Natur, der Menschheit lieblichste Beglückung, bleibt dem Blinden versagt. Er kennt nicht die süße Gabe der Schönheit; er sah nie die Rose blühen auf dem zarten Grunde der Wange; er hat des Schöpfers höchstes Werk, der gütigen Götter schönstes Geschenk, er hat das Menschen-Auge, das Frauen-Auge, dieses Aquarell-Miniatur-Bildchen der ganzen Welt, nie gesehen! — Er kennt die Süßigkeit nicht, die ein

Freundesblick, ein Liebesblick gewährt! Er hat die Unschuld nie erröthen, er hat die Anmuth nie lächeln gesehen! Er weiß nicht, wie die Thräne des Glückes, wie die Thräne des Mitleids schimmert! Er sieht nicht das Antlitz Derer, die ihn lieben; er sieht sein eigenes Ebenbild nicht, nicht im leblosen Spiegel, nicht im entzückenden Spiegel zärtlicher Kinder!

Blindheit ist lebendiger Tod, ist fortgesetzte Hülflosigkeit, ist endloser Jammer! Saphir.

Blind. Ein schottischer Geistlicher hielt kürzlich eine Predigt zur Unterstützung des Blinden-Institutes und fing seine Rede mit den Worten an: „Wenn alle Menschen blind wären, welchen traurigen Anblick würde dieß gewähren!“

Zwei **Blinde** bettelten. Ein Boshafter ging vorbei und sagte, ohne ihnen Etwas zu geben: „Theilt Euch!“ — Einige Minuten darauf hatten sich die beiden Blinden bei den Haaren, weil jeder dachte, der andere wolle ihn betrügen und Alles allein für sich behalten.

Vorsicht eines **Blinden.** Ein blinder Mann ging des Nachts mit einer Laterne und holte sich einen Krug Wasser. Es begegnete ihm ein junger Mensch, der nahm den Blinden beim Arme und sagte zu ihm: „Du bist wohl ein rechter alter Narr! Was machst Du denn mit der Laterne, da doch Tag und Nacht einerlei bei Dir ist?“ — Der Blinde lachte und gab ihm zur Antwort: „Ich trage die Laterne nicht meinetwegen, sondern für solche närrische Kerls, wie Du einer bist, damit sie mich nicht über den Haufen rennen und mir meinen Krug zerbrechen.“

Im Reiche der **Blinden** ist der Einäugige König. Eine Dame war im Begriff, in einer Gesellschaft den Gemeinspruch anzuwenden: „Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König.“ Die Haltung der sie Umgebenden belehrte sie, daß ein Einäugiger gegenwärtig sei. Kaum hatte sie die Worte: „Im Reiche der Blinden“ ausgesprochen, so hielt sie inne und erröthete. Der artige und gebildete Einäugige zog sie aus der Verlegenheit. „Warum halten Sie inne, Madame?“ rief er schnell aus. „Sie waren im Begriffe, mich zum König zu erheben.“

Die Strafe des **Blinden.** Ein Blindgeborener hatte im Zorne den Dorfschulzen, der ihn aus Muthwillen umgestoßen, geschlagen. Die Sache wurde dem Amtmanne angezeigt, und der Blinde mußte vor Gericht erscheinen. Der Richter fuhr ihn heftig an: „Ich werde Dich,“ sagte er drohend, „vier Wochen in das finsterste Loch werfen lassen.“ — „Ach!“ erwiderte der Blinde, „darinnen liege ich schon so lange, als ich auf der Welt bin.“

Die **Blinden** sehen. Ein Fremder ließ sich in Berlin von einem Lohnlakai herumführen, um die Merkwürdigkeiten dieser Residenz zu besehen. Unter Anderem verlangte er auch von ihm, daß er ihn noch nach der Blinden-Anstalt führen sollte. Als Beide dort angekommen

waren, fragte der Fremde den Führer: „Ist hier das Blinden-Institut?“ — „Ja, mein Herr!“ versetzte der Lohnlakai: „Sehen Sie denn nicht? da sehen zwei Blinde aus dem Fenster.“

Zeichen der **Blindheit.** Dem Mauschel will der Bärenwirth an Schimmel anhängen, der a wenig blind ist. Der Mauschel will aber den Gaul erst sehen. — „Geh' nur hinter in Stall, da steht er.“ — Der Stall ist finster, da sieht er's nicht, wie blind er ist, denkt der Bärenwirth. „Nu, Mauschel, hast de Schimmel g'sehen?“ — „Jo, ich hob'n g'sehen, aber er hat mich nit g'seh'n.“

Vortheil der **Blindheit.** Der Herr von K., der sehr reich war, hatte eine einzige Tochter, die er innig liebte, die aber so häßlich aussah, daß man Vater sein mußte, wenn man sie erträglich finden wollte. Er wollte sie gern verheirathen und gerieth auf den Einfall, ihre Hand einem Blinden zu geben. Er fand einen solchen, und dieser heirathete sie, ohne sie zu kennen. Nach einiger Zeit kam ein berühmter Augenarzt an den Ort, wo Herr von K. lebte, der vielen Menschen wieder zum Sehen verholfen hat. Man that Herrn von K. den Vorschlag, seinen Schwiegersohn operiren zu lassen, allein er erwiderte: „Dieß werde ich wohl bleiben lassen; denn wenn er das Gesicht wieder erhielte, so würde er mir meine Tochter zurückschicken. Wir wollen daher die Sache lassen, wie sie ist.“

Blinden-Institut. Als in Wien am hohen Markt die Dreifaltigkeits-Statue beraubt worden war, ohne daß die Polizei die Thäter entdecken konnte, stand am andern Morgen am Polizei-Gebäude in großen vergoldeten Lettern die Ueberschrift: Blinden-Institut.

Blitz. „Ich fürchte mich so sehr vor dem Blitze,“ jammerte eine schöne Frau während eines heftigen Gewitters. — „Sie haben auch alle Ursache dazu,“ antwortete einer ihrer unbegünstigten Liebhaber, „da Ihr Herz von Stahl ist.“

Der Degen als **Blitzableiter.** Der Oberst von *** sprach oft in einem sehr barschen Tone mit seinen Untergebenen. Hauptsächlich bediente er sich dessen gegen Diejenigen, gegen welche er einen geheimen Groll hegte, und benutzte dazu den Zeitpunkt, wo er sich vor einer verdienten derben Replik gesichert fühlte. So sagte er einst zu einem Subaltern-Officier vor der Fronte, nachdem er absichtlich eine Gelegenheit gesucht, ihm einen Vorwurf zu machen: „Herr, es wird sich noch über Ihr Haupt ein schweres Donnerwetter zusammenziehen!“ Der Officier, der mit gezogenem Degen vor ihm stand, hob diesen in die Höhe und erwiderte: „Herr Oberst, vor solch' einem Donnerwetter hab' ich hier einen Blitzableiter.“

Blücher. Es ist interessant, zu wissen, woher Feldmarschall Blücher den Beinamen: „Marschall Vorwärts“ bekam. Als den 19. October 1814, bei dem Sturm auf Leipzig, das Corps des Generals Sacken einen heftigen Widerstand fand und viele Leute verlor, befahl

seine lebendige Bibliothek. Als dieser Einfall in einer Gesellschaft auf einen reichen, eingebildeten, sonst aber höchst unwissenden Mann, der eine ansehnliche Bibliothek besaß und durch die auswendig gelernten Titel sich das Ansehen eines Gelehrten zu geben suchte, angewendet wurde, versicherte ein Spaßvogel: Herr N. N. repräsentire allerdings eine respectable Bibliothek, und zwar noch dazu eine in Pergament gebundene.

Bibliothekar — ist selten ein Gelehrter. Er glaubt „Gleiches mit Gleichem" vergelten zu müssen, da die Bücher ihm den Rücken zukehren.

— Ein Herr Bignon war, ungeachtet seiner Unwissenheit, königlicher Bibliothekar zu Versailles geworden. Sein Onkel Argenson sagte daher bei der Installation zu ihm: „Seht, Neffe, der Posten ist prächtig für Euch; denn Ihr habt nun die schönste Gelegenheit, — lesen zu lernen."

— Ein französischer Gesandter am spanischen Hofe besah eines Tages die berühmte Bibliothek des Escurials und fand daselbst einen so unwissenden Bibliothekar, daß er die wenigsten Titel der dort befindlichen Bücher kannte. Einige Tage darauf fragte der König den Gesandten, wie er die Bibliothek gefunden habe. Er antwortete: „Sie ist sehr schön; aber Eure Majestät sollten den Aufseher derselben zum Administrator Ihrer Einkünfte machen." — „Warum das?" fragte der König. — Jener antwortete: „Weil er ja Nichts von dem zu berühren scheint, was man ihm anvertraut."

— Ein Reisender erzählt, daß der Petersburger Hofbibliothekar „die Jäger" von Iffland unter „Forstwissenschaft" rubricirt hat.

Bier. Ein Arzt empfahl einem seiner Patienten als specifisches Mittel gegen die Schlaflosigkeit den Genuß des baierischen Bieres. — „Wenn ich Abends," sagte er, „drei bis vier Seidel baierisches Bier getrunken habe, schlafe ich wie ein Ochse." — „Ach!" sagte der witzige Patient, „glauben Sie ja nicht, daß dieß am Biere liegt."

— (Hamburger Lokal-Anekdote.) Einige Mitglieder der jetzt am Thalia-Theater gastirenden englischen Schauspieler-Gesellschaft, welche sich als von den ersten Theatern Londons ankommend annoncirten, gingen in einen sogenannten Austernkeller und ließen sich Porterbier geben. „Das Bier," sagte einer der Künstler zu dem andern mit Kennermiene, „ist nicht von London, sondern aus der Provinz." — „Entschuldigen Sie, meine Herren!" entgegnete der geärgerte Wirth, der zufällig Englisch verstand, „dieses Bier ist von London, allein Sie sind aus der Provinz."

— (Gespräch zwischen den drei Grazien: „Malz, Hopfen und Gerste.")

Malz: Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Vom grünen Walde brausend fort?

Hopfen: Es sind vier Musikanten,
Die auf dem Weg Betrunk'ne fanden.
Gerste: Betrunk'ne von dem dünnen Bier?
Malz und Hopfen: Wir Beide — können Nichts dafür.

Bier. „Nun, ist das nicht ein guter Trunk?" fragte der Wirth seinen Gast, der sich eine Flasche Bier geben ließ. — „Ach ja," antwortete dieser, „das Wasser wäre stark genug, wenn nur mehr Bier darunter wäre."

Stadt-Bier. Ein Jude hatte das Fieber und klagte seinem Arzte, daß er beständig heftigen Durst leide. Der Arzt erkundigte sich, was er wohl am liebsten trinken möchte. „Bier," versetzte der Patient. — „Nun gut, so lassen Sie sich Stadtbier holen, das ist nicht zu stark." Des andern Tages besucht der Arzt den Patienten und findet das Fieber sehr vermehrt. Nach manchen Erkundigungen über die Diät des Kranken, gesteht der Letztere, daß er zwei Bouteillen Regensburger Bier ausgetrunken habe. — „Aber, mein Gott!" sagte der Arzt unwillig, „habe ich Ihnen nicht gesagt, Stadtbier sollen Sie trinken?" — „Nun," erwiderte der Patient, „ich trank ja Stadtbier; denken Sie, ich wäre krank in Regensburg; ist Regensburg ja doch auch eine Stadt!"

Flaschen-Bier. Ein Beamter in Calcutta lud einen vornehmen Indianer zu Tische. Er setzte seinem Gaste, als eine diesem unbekannte Seltenheit, eine Flasche Porterbier vor. Während der Mahlzeit sprang der Stöpsel von der Flasche, traf das Gesicht des Indianers, und das Bier überströmte ihn und die Speisen auf seinem Teller. Während sich der Wirth über dieses Ereigniß höchlich ärgerte, klatschte der Indianer freudig in die Hände und bedankte sich höflichst für diese Ueberraschung. „Herr!" sprach er, „Sie sind zu reich und zu vornehm, um Ihnen für dieses Kunststück Geld zu bieten. Aber um jeden Preis möcht' ich das Geheimniß erkaufen, diese gewaltigen Wolken in einen so kleinen Raum einzuschließen und sie nach Gefallen unvermerkt in die Luft steigen zu lassen, wenn man Jemandem eine Artigkeit erweisen will."

Der **Bildhauer** in Verlegenheit. Eingedenk der schönen Mode, daß Liszt und Jenny Lind ihre Hände, und Fanny Elsler ihren Fuß in Gyps modelliren ließen, haben sich zwei Leipziger Ballet-Tänzerinnen ebenfalls entschlossen, ihr Pedal auf diese Art zu Nutz und Frommen mehrerer Anbeter abformen zu lassen. Der Bildhauer und Modelleur hat zwar das Maß ihrer Füße, erklärt jedoch, daß sein Gypsvorrath zu zwei Exemplaren nicht ausreiche, und daß er sich erst zu diesem Zwecke einige Fuder verschreiben müsse.

Die moderne **Bildung.** A. Kennen Sie Fräulein Louise? — B. O ja. Sie scheint sehr gebildet zu sein. — A. Allerdings scheint

sie das; denn sie ist ganz modern gebildet, mit anderen Worten: sie ist eingebildet ausgebildet und ausgebildet eingebildet.

Bileam's Esel. Ein Schulmeister erklärte den Artikel von Bileam's Esel und suchte zu beweisen, daß er gesprochen habe. Ein Knabe fing an zu lachen. Der Lehrer stieß ihn im Zorne mit dem Fuße. „Sie haben bloß zu beweisen," rief der erboßte Junge, „daß Bileam's Esel gesprochen, nicht aber, daß er auch ausgeschlagen habe."

Alter von **Billard**-Queues. „Hören Sie, Herr Kaffeesieder! bei Ihnen ist nicht mehr Billard zu spielen; die Queues sind einmal gar zu schlecht," sagte einer der Spieler. — „Nu, du lieber Himmel!" erwiderte der Kaffeewirth, „das weiß ich nicht; etliche zwanzig Jahre waren die Queues gut, und jetzt sollen sie auf einmal schlechter sein?"

Billig. Herr A... sah sich in der Verlegenheit, eine Summe Geldes zu borgen; zu stolz, einen Freund darum anzusprechen, wollte er lieber mit Aufopferung das Geld von einem Fremden borgen, der aus solchen Anleihen ein Gewerbe machte. Er erkundigte sich also nach einem solchen Manne, und ihm wurde ein gewisser S. A. genannt. Ehe er zu ihm ging, fragte er einen Bekannten: „Kennst Du S. A.?" — „O ja!" — „Läßt Er sich denn billig finden?" — „O, er ist die Billigkeit selbst. Wenn er an Judas Ischariot's Stelle gewesen wäre, er hätte den Heiland für zwanzig Silberlinge verrathen."

Billigkeit. Der Ausrufer vor einer Menagerie lockte Vorübergehende mit dieser Rede: „Herein, meine Herren und Damen! Herein! Schöne seltene Thiere sind zu sehen. Arme Leute, die gar kein Geld haben, zahlen nur die Hälfte."

Jemand bemerkte, ein **Binder**meister eigne sich am besten zu einem Redner, weil er Alles reiflich überlege und faßlich spreche.

Bis! (Noch einmal!) König Friedrich von Schweden, aus dem Hause Hessen-Cassel, ward einst auf einer Reise feierlich von einer Dorfgemeinde empfangen, die ihren Prediger an der Spitze hatte. Der Letztere hatte ein Lobgedicht auf den König verfertigt und sang es mit lauter Stimme ab. Ueberrascht von dem ungewöhnlichen Empfange, hörte der Monarch sehr gnädig zu, und da er die Verse gut fand, sagte er am Schlusse des Gesanges: „Bis!" Der Dichter gehorchte, und der König gab ihm darauf fünfzig Dukaten. Sich demüthig verneigend, sagte der Dichter beim Empfange ebenfalls: „Bis!" und Friedrich fand diesen Einfall so drollig, daß er nicht nur herzlich lachte, sondern auch das Geschenk verdoppelte.

Eine bescheidene **Bitte.** „Ach, wollten Sie wohl so gefällig sein und diesen Rock bis an das Thor der nächsten Stadt mitnehmen?" hat ein junger Mann, der von einem Wagen auf der Landstraße eingeholt wurde, den darin sitzenden Herrn. — „Mit vielem Vergnügen,"

antwortete der Angeredete sehr artig, „wie wollen Sie ihn aber wieder bekommen?“ — „O, sehr leicht,“ erwiderte der bescheidene Fußreisende; „wenn Sie Nichts dagegen haben, bleib' ich d'rin.“

Oeffentliche **Bitte.** In einem ältern Erlanger Wochenblatte liest man Folgendes: „Da ich auf dem linken Ohre Nichts höre, so ersuche ich Diejenigen, welche mir etwas Geheimes oder Dergleichen leise anvertrauen wollen, sich meines rechten Ohres zu bedienen. Franz Wickl, Perrückenmacher und Damenfriseur.“

Bittschrift. Jemand, der bei den Behörden vergeblich um eine Concession eingekommen war, schrieb endlich an den Landesfürsten mit folgenden Worten: „Da ich auf rechtlichem Wege die Erfüllung meines Wunsches nicht erlangen kann, nehme ich die Gnade Ew. Durchlaucht in Anspruch u. s. w.“

— Ein Dorfschulmeister, Namens Knecht, schloß einmal eine Bittschrift an seine Gutsherrschaft mit folgendem Distichon:

„Gnädigster, Deine begnädigende Gnade begnadige gnädigst
Deinen knechtisch in Knechts Knechtschaft verknechteten Knecht.“

— Der Magistrat zu X. richtete an seine Landesstelle ein Gesuch um Aufnahme eines unbemittelten Wahnsinnigen in's Irrenhaus. Durch ein Versehen blieb aber in der Reinschrift der Name des Kranken aus, und die Bittschrift lautete: „Hochlöbliches Gouvernement! Der X...er Magistrat bittet um Aufnahme in's Irrenhaus.“

— Zur Zeit der großen Theuerung vom Jahre 1811 reichte der Belgentreter der Kirche eines kleinen Städtchens folgende Supplik beim Magistrate ein: „Gefertigter bittet um die Verdoppelung seines Gehaltes, um sich ein ganzes Paar Stiefel kaufen zu können, welches 60 fl. kostet, er aber jährlich nur 30 fl. Gehalt bezieht.“

Blasen. Bei einem in Berlin entstandenen Feuer, das aber schnell gelöscht wurde, sagte ein Eckensteher zu einem Hornisten, der, nachdem das Feuer schon gelöscht war, noch immer Lärm blies: „Juter Tuter! hör'n Se man uf, Se könnten sonst det Feuer widder anblasen!“

Vom **Blatte** weg. Bei einem Schauspiel-Director meldete sich ein Mädchen und suchte ein Engagement als Sängerin. — „Singen Sie vom Blatte?“ fragt er sie. — „O ja, was ich auswendig kann,“ war die Antwort.

Das **Blatt** vor'm Maul. Ein seiner Derbheit und Geradheit wegen bekannter Mann antwortete seinen Freunden, als sie ihn zum Cigarrenrauchen bewegen wollten: „Ihr wißt ja, daß ich nicht gewohnt bin, mir ein Blatt vor's Maul zu nehmen.“

Woher der Name: **blauer** Montag? Ein Schneidergeselle, welcher sich oft betrank, gerieth häufig in Händel, so daß er Montags gemeiniglich mit einer Tracht Prügel nach Hause kam. Einst fragte

lassen. Der Letztere beschwerte sich darüber gegen Boileau und setzte hinzu: „Aber ich konnt' es erwarten, Arnauld hat mich nie verstanden." — „Wollten Sie denn wirklich, daß Sie Jemand verstehen sollte?" fragte ihn Boileau.

Boileau. Der Buchhändler Barbin gab einst Boileau zu Ehren ein großes Gastmahl auf seinem sehr kleinen, aber sehr reich verzierten Landhause, woran er seine Freude hatte. Nach dem Essen zeigte er ihm den Garten, der äußerst zierlich, aber eben so klein wie das Haus war. Wie nun Boileau sich darin umgesehen hatte, rief er seinem Kutscher zu, er solle anspannen. — „Warum so eilig?" fragte Barbin. — „Ich will nach Paris," erwiderte Boileau, „um Luft zu schöpfen."

— Der Herzog von Montpensier fand Boileau's Satyren höchst anstößig und war der Meinung, daß er darüber zur Verantwortung gezogen werden müsse. Man setzte ihm die dichterischen Schönheiten dieser Satyren auseinander. — „Nun gut!" rief er aus, „so schicke man ihn, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, auf die Galeere."

— Zwei Brüder, von welchen der eine ein schlechter Reimer, der andere ein sehr mittelmäßiger Tonkünstler war, befanden sich einst in einer Gesellschaft, wo auch Boileau zugegen war. Der Erstere sprach viel von seinen Leistungen und sagte endlich: „Ich mache die Verse, und mein Bruder componirt sie." — „Und ich pfeife sie aus," setzte Boileau hinzu.

Als **Boitian** erfuhr, er sei zum Historiographen des Königs mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden, sagte er lächelnd: „Man hat mir mit Stockschlägen gedroht, so lange ich Satyren schrieb, die ich doch zierlich zu schreiben verstehe; jetzt giebt man mir eine Pension, um Geschichte zu schreiben, die ich nicht zu schreiben verstehe."

Man sprach in Gegenwart des Lord **Bolingbrooke** von dem Geize, dessen man den Herzog von Marlborough beschuldigte; der Lord wurde zum Zeugen aufgerufen, daß es wahr sei, was man behauptete. — „Er war ein so großer Mann," antwortete der Lord, obgleich er sein ärgster Feind gewesen war, „daß ich alle seine Fehler vergessen habe."

Hieronymus **Bonaparte**, der letzte Bruder des Kaisers, ist zum „Gouverneur der Invaliden" ernannt worden. Er ist also Bibliothekar der Werke seines Bruders!

Bonjour, ein französischer Gelehrter, bewarb sich um eine Stelle in der Académie française. Er läutete an der Thür eines berühmten Akademikers, den er für sich gewinnen wollte, an; ein Kammermädchen kam, zu öffnen. „Ihr Name, Herr?" fragte sie. Der Candidat erwiderte mit einnehmendem Lächeln: „Bonjour." Entzückt über diese Höflichkeit, erwiderte das Zöfchen: „Bonjour, mein Herr. Wollten Sie mir nicht gefälligst Ihren Namen nennen?" — „Ich sagte Ihnen:

Bonjour.“ — „Ich sagte Ihnen gleichfalls: Bonjour, mein Herr; aber wen soll ich anmelden?“ — „Ei, Bonjour, das ist ja mein Name.“ — Jetzt ging dem Kammermädchen ein Licht auf, daß sie hätte statt: „Bonjour, Herr!“ sagen sollen: „Herr Bonjour.“

Bordelon (geb. 1653, gest. 1730), schrieb eine Menge gehaltloser Bücher in einem sehr ermüdenden Styl. Er nannte einst seine Werke seine Todsünden. — „Das bestreit' ich nicht,“ erwiderte ein Freund; aber es ist nur Schade, daß nicht Sie, sondern Ihre Leser dafür haben Buße thun müssen.“

Borgen macht Sorgen. Im Bade zu A... gewann der Banquier 1500 Louisd'or, die er eben in den Hut schüttete. Da trat Jemand zu ihm mit den Worten: „Ich bitte Sie, lieber Freund! leihen Sie mir hundert Louisd'or.“ — „Ja, mein lieber Freund! recht gern, wenn Sie mir nur erst gefälligst sagen wollen, wer ich bin, und wie ich heiße.“ — Es erfolgte keine Antwort. — „Sie sehen selbst, liebster Freund!“ fuhr nun der Angesprochene fort, „daß Sie in große Verlegenheit kommen würden, wenn Sie mir das Geld zurückzahlen wollten. Aus Freundschaft will ich sie Ihnen ersparen.“

Wer will **borgen**, der komme morgen. Ein Bauer kam zu einem Pfarrer, um einige Scheffel Korn von ihm zu borgen. „Gut!“ sagte der Pfarrer, „hier ist der Schlüssel vom Boden; geht hinauf und nehmt das Verlangte!“ — Der Bauer kam bald wieder zurück und sagte, er habe kein Korn gefunden. — „Das ist Eure Schuld,“ versetzte der Pfarrer; „denn hättet Ihr mir das Getreide, das ich Euch voriges Jahr lieh, zurückgebracht, so hättet Ihr es heute wieder gefunden.“

Wer **borgen** will, muß das zart anstellen! „Ich brauche sehr nothwendig ein Stückchen Papier, um Etwas einzuwickeln,“ sagte ein Student zu dem andern. Dieser aber entschuldigte sich, daß er keins bei sich habe. „Nun,“ versetzte der Erstere, „so gieb mir einen Gulden-Zettel.“ — „Auch den kann ich Dir nicht geben,“ sprach Dieser. — „Ei, so gieb mir einen Zwanziger und vier Kreuzer!“

Bosco. Bei seiner Anwesenheit in Hamburg handelte der Taschenspieler Bosco auf dem Schaarmarkte um einen Korb voll Eier. Der Kauf war beinahe geschlossen, als Bosco sich ein Ei ausbat, um dessen Frische zu prüfen. Während er es öffnete, fiel ein blankes Geldstück aus demselben. Er öffnete ein zweites, drittes, viertes, und dieselbe wunderbare Erscheinung wiederholte sich. Da machte die Bauerfrau dem Kunststücke plötzlich ein Ende und band eilig ihren Korb zu, mit der Erklärung, die Eier seien jetzt nicht mehr feil. Die Bäuerin verließ den Markt und begab sich in ihr Logis, wo sie die Eier im höchsten Unmuthe eins nach dem andern zerschlug, weil sie in keinem derselben ein Geldstück zu finden verstand. Bosco, der ihr in einiger Entfernung gefolgt war, fand sie im Zustande der Verzweiflung und

vermochte ihren Frohsinn nur dann wieder zu wecken, als er ihr den Betrag der Eier reichlich vergütete.

Bosco. Bei einer magischen Vorstellung vor dem Großherrn der Türken im Serail machte Bosco mit folgendem Kunststücke den Schluß. Er nimmt eine schneeweiße und eine völlig graue Taube, schneidet jeder den Kopf ab und setzt der weißen den grauen Kopf und umgekehrt der grauen Taube den weißen Kopf auf, und die Tauben fliegen munter, als wenn ihnen nie etwas gefehlt hätte, davon. „La illallah illallah!“ rufen die verzückten Türken, und der Padischah ruft zwei seiner Eunuchen, einen Neger und einen Circassier, und befiehlt dem Zauberer, daß er Beiden die Köpfe gleich den Tauben abschlagen und eben so verwechseln möge. — „Verzeihen, Ew. Hoheit!“ spricht der zwar erschrockene, aber doch gewandte Weltmann; „meine Maschinerie ist heute blos für Tauben, nicht für Menschen eingerichtet; ich bedarf zu dieser Einrichtung einer Vorbereitung von mindestens vierzehn Tagen, überdieß haben wir zunehmenden Mond; ich aber muß bei abnehmendem Monde außerdem vierzehn Tage lang Kräuter hierzu einsammeln und bedarf demnach in Allem einen Zeitraum von vier Wochen.“ — „Allah akbar!“ versetzte der Sultan, „die Frist sei Dir gewährt.“ — Bosco verließ den großherrlichen Palast. Voll Respect vor der türkischen Escamotage geht er eilends zu seinem Gesandten und bittet um seinen Paß, sprechend: „In diesem Lande ist meines Bleibens nicht länger.“ — Noch heutet wartet der Großsultan auf Bosco, damit er dem Neger den Kopf des Circassiers aufsetze, und umgekehrt.

— In einer Benefiz-Vorstellung Beckmann's in Berlin war unter den Mitwirkenden auch der berühmte Magier Bosco auf dem Zettel angekündigt. Der Vorhang rauscht auf. Ein Mann, ganz wie Bosco gekleidet, in täuschender Maske, tritt vor; er öffnet den Mund zum Sprechen, und „Beckmann!“ tönt's von Aller Munde. Ja, es war Beckmann, der Beneficiant in tausend Aengsten. Jeder kennt die Beneficianten-Schicksale; Bosco hatte zugesagt, war aber verreis't. Der Beneficiant hat sich entschlossen, selbst einige Kunststücke zu machen. Er beginnt das Becherspiel; das ganze Publikum bricht in Lachen aus. Die Kunststücke verschwinden dem Komiker unter der Hand; er thut nur Wunder durch die Kunst seiner Komik: da erblickt er Bosco's Zauberstab. Nun ist Beckmann außer aller Verlegenheit; er zaubert damit Herrn Bosco herbei, der nun aus der Unterwelt heraufsteigt. Der Maëstro fällt dem Meister in die Arme. Das Publikum applaudirt, und der wirkliche Bosco beginnt im schwarzen Frack seine Vorstellung mit gewohnter Meisterschaft.

Bosco's Deutsch. Als der Tausendkünstler Bosco in Cöln einen Kanarienvogel in seinen Händen drückte, wimmerte ein zartes Damen-Gemüth in der Loge vor Angst. Er beruhigte sie mit den Worten:

„Seyn Sie ruhig, Madame, ik thun der Vogel nix, ik ab auch Erz in der Bruft.“

Der schlechte **Botaniker.** Ein Doctor der Arzeneikunde, der ein sehr böses Weib bekommen hatte, beklagte sich hierüber bei einem seiner Freunde. „Ich wund're mich,“ sagte Dieser, „daß Sie, als ein gelehrter Arzt, ein so giftiges Unkraut nicht früher erkannt haben.“.

Boucher, Alexander. Ein blinder Greis flehte auf einem öffentlichen Platze zu Berlin die Vorübergehenden um Almosen an und spielte dabei auf der Geige. Der berühmte Musiker Boucher zieht auch des Weges; er entreißt dem Alten das armselige Instrument, fängt an zu spielen, und in wenigen Minuten hat die Neugierde eine Menge Zuhörer herbeigeführt. Der Greis sammelt während der Zeit und steckt eine Summe in die Tasche, wie er sie bis daher noch nie auf seinem Teller gehabt hatte.

Bourgogne. Im Jahre 1702 commandirte dieser Prinz eine französische Armee. Ein alter Officier, welcher das Kriegswesen besser als die Sitten des Hofes kannte, setzte sich, ohne geladen worden zu sein, an die Tafel des Prinzen; man erinnerte ihn an seinen Fehler, und er bat den Prinzen um Vergebung. — „Mein Herr!“ antwortete ihm derselbe in einem verbindlichen Tone, „Sie werden mit mir speisen; ich will Sie den Hof, und Sie müssen mich dafür den Krieg lehren.“

Der sitzengebliebene **Bräutigam.** Auf Zureden eines habsüchtigen Vormundes hatte sich eine junge Schöne wider ihre Neigung mit einem reichen alten Greise verlobt. Als die Trauung mit ihr vollzogen werden sollte, erschien der abgelebte Alte roth geschminkt, mit einem falschen Backenbarte und einer Perücke à la Titus vor ihr. Diesen Vorfall benutzte die lose Braut nun sogleich zu ihrem Vortheil, um seiner gänzlich los zu werden, indem sie in Gegenwart des Pfarrers und der Trauzeugen erklärte: „man wolle ihr hoffentlich doch keinen Mann antrauen, den sie gar nicht kenne. — Ihr Verlobter habe ein weißes Antlitz; sei nicht mit schwarzen, sondern mit weißen Haupt- und Barthaaren begabt,“ — welche Einwürfe sich der eitle Bräutigam, da er eben keinen Beruf fühlte, sich jetzt zu demaskiren, des Schimpfes halber schon gefallen und seine geliebte Braut im Stiche lassen mußte.

Brandmarkung. In Frankreich waren mehrere Verbrecher zum Pranger, und auch darunter einige verurtheilt, zuvor gebrandmarkt zu werden. Der Henker drückte einem dieser Verbrecher das glühende Eisen auf eine Schulter, der zwar zum Pranger und Staupenschlag, doch nicht zum Brandmal verurtheilt war. Der Gemißhandelte erhob wehklagend ein Geschrei. „Nur ruhig!“ sagte der Henker kalt; „das läßt sich wieder gut machen. Ich brenne darunter: es geschah aus Versehen; dann sieht Jedermann, daß mir, und nicht Euch, der Fehler zur Last fällt.“

der Feldmarschall einigen Regimentern von Langeron, zum Soutien anzurücken. Seine Ungeduld hatte ihn bereits bis in's kleine Gewehrfeuer vorreiten lassen, und schon war dicht an seiner Seite das Pferd des Adjutanten, Grafen Nostitz, blessirt worden, als die ersten Bataillons von Langeron anlangten; vor diese setzte sich nun der Feldmarschall mit allem ihm so eigenthümlichen Feuer und rief unaufhörlich: „Vorwärts, Cameraden, vorwärts!" Die Russen, obgleich sie diese deutschen Wörter nicht verstanden, erriethen dennoch augenblicklich den Willen ihres Feldherrn und erfüllten ihn mit dem Muthe, der diese Krieger charakterisirt. Das ihnen vom Feldmarschall so oft wiederholte Wort: „Vorwärts!" war ihnen im Gedächtniß zurückgeblieben, und nachdem sie sich die Bedeutung hatten erklären lassen, so ertheilten sie ihm diesen ehrenvollen Beinamen.

Blücher. Der vieljährige alte Bediente des Feldmarschalls Blücher nahete sich ihm, nach seiner Ernennung zum Fürsten, ehrfurchtsvoll, um, wie er sich ausdrückte, Seiner fürstlichen Hoheit Befehle zu hören. — „Nichts von Hoheiten zwischen uns! Du bleibst beim Alten!" sagte der brave Marschall, als er dieß hörte.

— Als Fürst Blücher, nach dem Feldzuge 1815, eines Tages in der Nähe des Schlachtfeldes von Waterloo an einer öffentlichen Tafel speis'te, wo zugleich viele Engländer gegenwärtig waren, brachte General Oppen den Toast aus: „Unsere gefallenen Cameraden auf dem Schlachtfelde sollen leben!" Aber kein Engländer rührte sein Glas an, um Bescheid zu thun. Jemand von der Gesellschaft raunte dem Fürsten, den jene theilnahmlose Stille der Britten befremdete, zu: „In England bringt man keinen Toast auf Todte aus." Sogleich ergriff Blücher das Glas und rief aus: „Die Braven sind unsterblich!" Da brachen alle Britten entzückt in ihr landesübliches, jubelndes: „Hip! Hip! Hip! Huffah!" aus, und die leise Disharmonie lös'te sich in die höchste Harmonie auf.

— (Doctor und Apotheker.) Man hatte unseren unvergeßlichen Marschall Vorwärts in Orford zum Doctor gemacht, und als man ihm das Ernennungs-Diplom dazu übersandte, rief er aus: „So müßt Ihr Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen; denn er hat meine Pillen gedreht."

Blücher und die Franzosen. „Oh, Monseigneur! daignez faire la charité à un pauvre misérable!" rief ein Bettler Frankreichs dem alten Blücher entgegen. Dieser aber warf ihm lächelnd ein Goldstück mit den Worten zu: „Schweig' nur still! miserabel seid Ihr Alle."

— Der Fürst Blücher von Wahlstatt besuchte, während seines Aufenthaltes in Hamburg, die Wittwe Klopstock's, theils und hauptsächlich, weil sie die Wittwe des heiligen Sängers war, der von Religion, Freiheit und Vaterlandsliebe so begeistert und begeisternd gesungen hat, daß er, wenn der neue ästhetische Schwindel sich legt, wie früher,

nach seinem innern Werthe gewürdigt werden wird, theils aus alter Bekanntschaft. Nachdem Beide sich gegenseitig freundlichst begrüßt und manche frohe Jugendscene in Erinnerung gebracht hatten, wandte die Wittwe, in Gegenwart weniger anderen Personen, sich gegen einen kleinen gedeckten Tisch, auf welchem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen. „Mein Klopstock wurde einst von dem deutschen Kaiser mit sechs Flaschen alten Tokaier beschenkt," sagte sie zum Fürsten: „fünf davon wurden an großen Festtagen geleert; die sechste, sagte mein Klopstock, wollen wir aufbewahren und nicht anders, als bei einem besonders feierlichen Tage anbrechen; es müsse der feierlichste unseres Lebens sein. Mein Klopstock starb, und die Flasche blieb unberührt; aber lebte er noch, er würde mit mir sagen: der heutige ist jener feierlichste Tag; — und mit Ihnen, mein Fürst! trinke ich aus dieser Flasche, zur Erinnerung Klopstock's." Der hochbejahrte Held war tief bewegt über diesen zartsinnigen Beweis der Hochachtung, und in aller Anwesenden Augen glänzten Thränen der innigsten Rührung.

Blücher. In einem der Spielsalons zu Paris, welche die berühmtesten Notabilitäten nach dem siegreichen Einzuge der Alliirten besuchten, befand sich auch unter den im rouge et noir Mitspielenden der Sohn des bekannten Feldmarschalls Blücher. Mehrere Chancen hindurch begünstigte ihn das Glück auffallend, und der immer neu gewagte Gewinn wuchs bereits zu einem bedeutenden Goldhaufen, als ihn endlich der Banquier fragte, ob er nochmals das Ganze als Einsatz sitzen lassen, oder ob er zurückziehen wolle. Der junge Blücher schwankte; er schien auf einmal der bisher ihm lächelnden Glücksgöttin zu mißtrauen und wollte sich eben für Letzteres erklären, als sein plötzlich hereintretender Vater mit der Hand auf den Spieltisch schlug und ausrief: „Kein Blücher retirirt, — es gilt!" Der Bankherr, überrascht durch diese Erscheinung und die entschiedene Sprache, mochte seinen Kunstgriff im Abschnellen der Kugel versehen haben; denn, siehe da! der junge Held feierte mit dem neuen Siege die reichste Goldernte.

— Einst durchwandelte Blücher eine enge Straße in Hamburg. Einige lustige französische Voltigeurs, die hinter ihm gingen und den Alten nicht kannten, schlugen ihn im Scherz mit ihren leichten Spazierstöcken auf den Rücken, um sich von ihm Platz machen zu lassen. Lächelnd sah sich Blücher um, indem er vor sich hin sprach: „Schlagt nur zu; ich schlag' Euch wohl einmal wieder!"

Blücher's Bücher-Eroberung. Nach der Einnahme von Paris von den vereinigten Heeren der wider Napoleon Verbündeten, besuchte der Fürst von Blücher St. Cloud, begleitet von vielen Officieren der preußischen Armee. Es war der Befehl gegeben worden, in St. Cloud Alles unberührt zu lassen. Der Fürst ging mit seiner zahlreichen Begleitung durch die Zimmer des Schlosses. Als man in das Biblio-

thekzimmer Napoleons trat, äußerten Mehrere darunter den Wunsch, aus den Bücherschränken ein Buch zum Andenken nehmen zu dürfen. Der Fürst erinnerte an das gegebene Verbot; jedoch hielt dieß Viele nicht ab, ihren Wunsch zu erneuern. Da fragte Blücher, obgleich seinem Blicke die Bücher nicht entgangen sein konnten: „Wo stehen denn die Bücher?“ — „Hier, hier.“ — Er betrachtete sie ein Weilchen und sprach dann: „Die da in Reih' und Glied? Nun, Alles, was in Reihe und Glied steht, kann man gefangen nehmen.“ — Diese mittelbare Erlaubniß ließ man nicht unbenutzt.

Nur mit **Blut.** „Herr!“ rief ein Brausekopf einem Manne zu, von dem er sich beleidigt glaubte, „die Sache kann nur mit Blut abgemacht werden.“ — „Gut!“ antwortete dieser, „mit Blut; wir wollen die Sache auch mit Blut abmachen, aber mit *kaltem* Blute.“

Blutegel giebt es zweierlei, solche, welche bloß *Blut* saugen, und solche, die auch *Geld* saugen (Wucherer); Beide bringen große *Schwäche* am Patienten hervor.

Bodmer, Johann Jakob (geb. 1698, † 1783), deutscher Schriftsteller, machte mit Jemand eine Reise zu Pferde durch Appenzell. Sie kamen an eine Zaunthür. „Mach' auf!“ rief Bodmer einem Knaben zu, der gerade dabei stand. — „Ich muß erst wissen, wer Ihr seid?“ — „Ich bin Bodmer, und mein Gefährte ist ein Professor.“ — „Was ist ein Professor?“ — „Das ist Einer, der Alles kann.“ — „Nun,“ versetzte barsch der Knabe, „wenn der Herr da Alles kann, so kann er auch das Gitter aufmachen.“

Böhmisch-deutsch. In einer mährischen Stadt sollte ein hoher Herr durch einen Festgesang der Kinder empfangen werden. Der Festgesang war deutsch, die Bewohner aber, folglich auch die Schulkinder, insgesammt czechisch. Um sich also das Einlernen in fremder Sprache zu erleichtern, überschrieben sich die Schulkinder daheim den deutschen Text mit böhmischer Orthographie, wie folgt:

Hoher her, cu dajnr frajde.
Las unz bunte blimchen strajn
Und im wajsn unsulcklajde
Unzr rajnes herc dir wajn ꝛc.

— Die Frau eines Prager Holzhändlers, der in Geschäften schon längere Zeit verreis't war, erhielt Besuch von ihrer Nachbarin. „Wie befind' me sich? Wos machen Frau Gevatterin so immer ganz allanig?“ erkundigte sich diese bei der Ersteren. — „O, ganz nixnutzig bin i, seit mein Mann ist verreisen; olleweil denk' ich noch, wos werden's mochen muzitschku (Männlein) meiniges liebes? Wann ich Rock seiniges, wos hängen thut af Rechen großes hinter Ofen, olle Tog' schau' on, sollt mir ein, doß wünschen möcht' ich mit Freud, wonn hänget lieber Mannerl meiniges statt Rock seiniges duet.“

Der Ruf des großen Arztes Hermann **Boerhave** war so ausgebreitet, daß einmal ein Brief eines chinesischen Mandarins unter der Adresse an ihn gelangte: „An den berühmten Boerhave, Arzt in Europa."

Börne, Ludwig (früher Baruch), geb. zu Frankfurt a. M. von jüdischen Eltern im Jahre 1784, trat aber 1817 zum Christenthume über. Schriftsteller mit schlagendem Witz und Scharfsinn. Börne war auf seinem Sterbebette noch witzig. Am Morgen seines Todestages sagte der Arzt zu ihm: „Sie husten mit mehr Schwierigkeit." Der Kranke erwiderte mit matter Stimme: „Das wundert mich; ich habe mich doch die ganze Nacht geübt."

Börse. Das Steigen und Fallen der Papiere an der Börse ist jetzt ein wahres Kinderspiel, gleich dem Papierdrachen der Knaben, der auch von jedem leichten Drucke des Windes hin- und herbewegt, in die Höhe und herabgedrückt wird. Der Unterschied ist nur der, daß die Knaben ihr Spielwerk der Natur überlassen, die Papier-Männer an der Börse aber sich den Wind nach Belieben selber machen.

— Auf der Pariser Börse fand man eines Morgens in ungeheuer großen Buchstaben die Aufschrift: „Oeffentliches Spielhaus, das einzige von der Regierung autorisirte."

— Ein Mann, der Abends spät durch eine Straße von Paris ging, begegnete einem Kerl, der einen Dolch im Mondscheine blitzen ließ und ihm mit rauher Stimme zurief: „Die Börse!" Ganz ruhig erwiderte unser Mann: „Das ist jenes große Gebäude, welches Ihr dort unten seht." Der Räuber stand ganz verblüfft, und der Andere lief so schnell wie möglich davon.

Böttiger, Carl August, k. sächsischer Hofrath, berühmter Archäolog (geb. 1760), schrieb sehr eilends und daher meistens höchst unleserlich; Keiner erlebte aber auch so lächerliche Druckfehler, als er; z. B. „Wenn er an Ihrer Seite schwitzt," statt sitzt (in einem Hochzeits-Gedichte).

Wenn **Boileau** bei irgend Jemand zur Tafel geladen wurde, so erschien er immer mit unter den ersten Gästen. — „Ich thue dieß aus Politik," sagte er; „denn die Viertelstunde, die Jemand in Gesellschaft auf sich warten läßt, wird leicht zur Aufsuchung oder Andichtung von Fehlern angewendet."

Desmarets beschuldigte **Boileau** in einer großen Gesellschaft, daß er in seinen Satyren viele Stellen aus dem Juvenal und Horaz entlehnt habe. — „Das mag sein," erwiderte Jemand, „Sie müssen mir es aber doch einräumen, daß diese Diebstähle der Beute eines Kriegers ähnlich sind, der sie nicht für sich behält, sondern sie wieder losschlägt, wobei das Publikum sehr großen Vortheil hat."

Boileau. Arnauld hatte wider die Schrift des gelehrten Mallebranche: „System des Ursprungs der Ideen" eine Broschüre drucken

Das verbrannte **Brandzeugniß.** An einer Hausthür stand ein Bettler, der um Almosen bat, da er, wie er sagte, durch einen unglücklichen Brand in seinem Dorfe ganz zu Grunde gerichtet sei. Man fragte ihn, ob er zur Bekräftigung seiner Worte kein Zeugniß von der Ortsobrigkeit vorzuzeigen habe. — „Ach, nein!" antwortete er, „das ist leider auch verbrannt."

Branntwein. Ein Hausirer mit seinem Karren holte einen andern seines Gewerbes auf der Landstraße ein. „Was führst Du auf Deinem Karren?" fragte der Letztere. — „Rum und Branntwein!" lautete die Antwort. — „So fahre nur zu!" rief Jener, „Du bist mit Recht mein Vormann; ich führe Grabsteine."

— Ein liebender Ehemann bat einen Arzt, ihm Etwas für die Augen seiner Frau, welche sehr entzündet waren, zu verschreiben. — „Sie soll sie jeden Morgen mit einem Gläschen Branntwein waschen," sagte der Doctor. Wenige Wochen nachher begegnete Letzterer dem Ehemanne. „Nun, Freund, ist Ihre Frau meinem Rathe gefolgt?" fragte er. — „Sie hat sich alle mögliche Mühe gegeben, Doctor!" sagte der Gatte, „sie hat das Glas aber nie höher, als bis zum Munde bringen können."

Unausrottbare **Branntweinsucht.** Eine Frau zu Richmond (in England, dem Lande der Mäßigkeits-Vereine) war in Folge ihres unmäßigen Trinkens dem Tode so nahe, daß ihre Angehörigen schon ein Leichentuch für sie anfertigen ließen. Sie erholte sich aber, und ihre erste Handlung war der Verkauf des Leichentuches, um für das Geld Branntwein zu holen. — Bleibt da wohl noch ein Mittel zur Heilung in Aussicht?

Braten-Surrogat. In einem gewissen Gasthofe las man auf dem Speisezettel Folgendes: „Wegen der hohen Preise aller Fleischgattungen wird der Braten in Zugemüse bestehen."

Braut. Als die Prinzessin Charlotte von Mecklenburg, die Braut Georg's III. von England, in London angekommen war und den königlichen Palast erblickte, erschrak sie und wurde blaß. Ihre Begleiterin, die Herzogin von Hamilton, mußte lächeln. Die Prinzessin bemerkte es und sagte: „Sie haben auch gut lachen, liebe Herzogin, Sie haben sich schon zweimal verheirathet; bei mir aber ist's der erste Versuch. Mir ist's wahrlich nicht scherzhaft zu Muthe."

Die unvermuthete **Braut.** Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, hielt bekanntlich viel auf große Leute. Als er einst außerhalb der Thore von Berlin herumritt, sah er auf dem Felde eine Weibsperson von ungemeiner Höhe und Corpulenz. Er stieg vom Pferde, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und war sehr erfreut, zu hören, daß sie erst neunzehn Jahre alt und noch unverheirathet sei. Er zog seine Schreibtafel hervor und schrieb mit Bleistift folgende Ordre an den Obersten seiner Leibgarde:

„Die Ueberbringerin dieses soll augenblicklich mit dem schönsten Grenadier meines Regimentes verehelicht werden. Der Befehl ist unumstößlich, und der geringste Aufschub wird Euch in meinen Augen strafbar machen. Friedrich.“

Hierauf riß der König das Blatt aus seiner Schreibtafel, übergab es dem Mädchen und befahl ihr, es augenblicklich abzugeben, da die Sache von großer Wichtigkeit wäre. Das Mädchen wollte nicht recht anbeißen; da ihr aber der König ein Geschenk machte, so versprach sie zu gehorchen, und der König ritt weiter. Das Mädchen, welches nicht die mindeste Ahnung hatte, daß der König mit ihr gesprochen habe, dachte bei sich, es wäre immer Eins, ob sie oder jemand Anderes den Zettel überbrächte, gab ihn einem alten häßlichen Weibe, das ihr unterwegs aufstieß, bat sie, den Zettel abzugeben, beschrieb ihr genau den Mann, von welchem sie denselben erhalten, und kehrte wieder nach ihrem Dorfe zurück. — Das alte Weib richtete ihren Auftrag getreulich aus. Der Oberst war mächtig erstaunt, als er den seltenen Auftrag gelesen; aber da die Worte so dringend gestellt waren, so säumte er nicht und ließ die Trauung zum größten Verdrusse des Soldaten, aber zur Freude der Alten, vor sich gehen. — Als des andern Tages der König nach Hause kam, verlangte er das junge Brautpaar zu sehen, und war fast außer sich, als er die Alte erblickte. Er zog den Obersten zur Rechenschaft; da sich dieser aber entschuldigte, wurde er sehr aufgebracht, und wurde erst dann wieder beruhigt, als ihm das alte Jüngferchen den Zusammenhang der Sache erzählte.

Die durstige **Braut.** In manchen Gegenden wird es für unanständig gehalten, wenn die Braut am Hochzeitstage viel von den aufgetragenen Speisen und Getränken genießt. Auf einer Bauern-Hochzeit beobachtete die Braut mit aller Aengstlichkeit diese Sitte, nur wenig zu essen und zu trinken. Als sie nun beim Abendessen von einem brennenden Durste gequält wurde, sich aber doch auch schämte, aus dem vor ihr stehenden Kruge zu trinken, so faßte sie die Stelle, wo er stand, wohl in's Auge und putzte absichtlich das einzige Licht aus. Während der Dunkelheit that sie nun einen herzhaften Zug aus dem ergriffenen Kruge, — aber wer beschreibt ihren Schreck, als das Licht wieder herbeigebracht wurde, und der geleerte Krug mitten in der Schüssel voll Hirsebrei stand!

Wer's Glück hat, führt die **Braut** heim! Das ist wohl dahin zu verstehen: Wer das Glück hat, führt die Braut wieder heim, — nach Hause zurück. S.

Braut-Geschenk. Wenn ein Eingeborner der Insel Borneo Bräutigam wird, muß er der Braut zwei Menschenköpfe als Geschenk mitbringen. Da sieht man die Wunder der Civilisation, — bei uns bringt er häufig nicht einen mit!

Die Jüngsten müssen zuerst in's **Brautbett.** Es ging Einer auf die Heirath und begehrte an einem Orte, wo zwei Schwestern waren, die Jüngste zur Frau. Die Eltern wollten es aber nicht zugeben, sondern entschuldigten sich damit, daß es gegen den Gebrauch sei, daß die Jüngeren den Aeltern vorgingen. Das Mädchen hörte solches von ungefähr und sagte: „Warum aber das? Man bringt ja sonst die jüngsten Kinder am ersten zu Bette."

Brevi manu (jur. eigentlich mit kurzer Hand; fig. ohne Aufschub, ohne Umstände). Ein sehr witziger Advokat sagte zu seinem Gegner, der sehr kurze Hände hatte: „Lassen Sie uns die Sache lieber brevi manu abmachen!"

Originelle **Briefe.** (Ein Viehhändler an einen Fleischhacker.) „Capitales Vieh, Freund, habe ich Ihnen ausfortirt! Ochsen — Meister, bekommen Sie, daß Einem das Herz im Leibe lacht; Kerls wie die Elephanten, und gesund wie meine ganze Familie, die Sie herzlich grüßen läßt. Auf Jacobi erhalten Sie das Vieh in zwei Briefen, haben Sie ja selbst den Termin so bestimmt. Das Vieh ist mir wirklich an's Herz gewachsen, und unter 100 fl. kann ich mich nicht davon trennen. Müssen aber auch nicht so genau sein; denn es giebt zwar Ochsen genug in dieser Welt, aber es ist ein großer Unterschied zwischen Ochsen und Ochsen; Windhunde! elende Waare giebt's darunter. Die Schweizerkuh, ganz so wie Ihre liebe Frau sie im März-Markte bestellt hat, erhalten Sie mit angeschlossen; auch Kälber sind bereits fertig, und ich kann mit gutem Gewissen schreiben, die Kälber sind recht honett und billig. Meine fetten Hämmel sind dieses Jahr lauter magere Schöpse, weil die Hitze zu heiß und die Trockniß zu dürr war. Mit Schweinen gebe ich mich jetzt sehr wenig ab; übrigens können Sie mir doch in der Würstzeit schreiben, wo ich Ihnen eine Partie von meinen Gedärmen überschicken will; auch schreiben Sie mir von wegen der Ochsen, ob selbe noch vor Jacobi vielleicht kommen sollen, sonst behalte ich sie auf mein ehrliches Gewissen in Futterung. Der kleine Irrthum mit der Partie Ochsenhörner auf Ihrer letzten Rechnung ist nicht meine Schuld. Meine Frau, die die Bücher führt, hatte, ohne mich zu fragen, mir die Hörner aufgesetzt. Diesen Spaß hat sie mir schon mehrmals gemacht. Vermelden Sie viele Grüße an Ihre Frau und Kinder. Sie wiegen circa neun Centner, und stehen bei dem Brandweiner Pfanzerl, wo die Bestien keine Noth leiden, und ich die Ehre habe, immer zu verbleiben Ihr wohlaffectionirter Ochs- und Viehhändler."

— Ein Schlächterjunge in Berlin schrieb an seinen Vater, für den er zwei Ochsen zu besorgen hatte, folgenden Brief: „Ich benütze mit vielem Eifer die Gelegenheit, Sie anzuzeigen, daß ich ein Mann von Zeiste bin. In einem Monat sind es schon sechs Wochen, daß ich's bis zum Schlächterjungen gebracht habe. Mein Meister ist voll-

[illegible] zweimal stechen lassen,
[illegible] lassen."
[illegible] Du kannst noch
[illegible] Dir sagen, daß ich tapfer und kein
[illegible] Urlaub auf kurze Zeit, und gieb
[illegible], bin ich bei Dir. Sage aber ja nicht
[illegible] Hand anhalte; denn ehrlich gesagt, mir
[illegible] schreibe diesen Brief in größter
[illegible] es schlägt
[illegible] Post geht ab.

Dein Dich liebender

Peter.

[illegible]wendung unbrauchbarer **Briefe.** „Herr!" sagte ein Schuster[illegible] aus einem Dorfe zum Stadtschreiber, der eben mehrere Briefe [illegible] vor sich liegen hatte: „Meine Mutter will, daß ich ihr zuweilen [illegible] schicke; könnten Sie mir nicht einige schenken, die Sie nicht [illegible] brauchen?"

Der Brief-Abholer. In einer kleinen französischen Provinzialstadt [illegible] ein Arbeiter, daß auf dem Post-Bureau ein Brief für ihn angekommen sei; er wünschte wohl, ihn zu erhalten, aber es fehlte ihm an Geld zur Bezahlung des Porto's. Indeß ging er doch hin und forderte ihn; und als der Postbeamte seinem Wunsche genügt, fragte er nach dem Porto-Betrage, sich stellend, als suche er in seiner Tasche nach Geld. Nach einer Weile bemerkte er, daß er nicht lesen könne, und bat den Beamten, den Brief zu erbrechen und ihm den Inhalt mitzutheilen; dieß geschah, der Beamte las den Brief mit vernehmlicher Stimme, und der Arbeiter hörte aufmerksam zu; sowie Jener aber seine Lectüre beendigt, ergriff Letzterer die Flucht, indem er ausrief: „Ich danke schönstens; sobald ich Geld habe, werde ich wieder kommen und bezahlen; unterdessen behalten Sie den Brief!"

Der gestörte **Briefschreiber.** Ein Engländer schrieb in einem Kaffeehause einen Brief und ward gewahr, daß ein Irländer, der hinter ihm stand, sich die Freiheit nahm, welche Parmenio sich mit seinem Freunde Alexander erlaubte, er sah über die Schulter und las, was er schrieb. Statt nun etwa dem vorwitzig Neugierigen den Kopf nach dem Nacken zu drehen, hielt es der Engländer für besser, dem Irländer, wenn nicht auf eine schonende Weise, doch wenigstens mit poëtischer Gerechtigkeit einen Verweis zu geben; er schloß seinen Brief mit diesen Worten: „Ich würde noch mehr sagen, wenn nicht ein ver-

dammter Irländer mir über die Schulter sähe und jedes Wort läse, das ich schreibe." — „Du lügst, Schurke!" rief der selbst überführte Irländer.

Briefsteller. Kürzlich erhielt Guizot unter andern Briefen auch einen, der folgendermaßen schloß: „Ich bin oder ich habe die Ehre zu sein, je nach der Wichtigkeit der Person, mit oder ohne Hochachtung, Ihr Diener oder Ihr ergebenster Diener." Man erkundigte sich und erfuhr, der Verfasser dieses Meisterstücks sei ein neu angestellter Commis, der glaubte, er müsse einen Briefsteller, dem man ihm gegeben, wörtlich abschreiben.

Die **Briefstellerin.** Ein Mädchen kam zu einem Schreiber und verlangte, daß er ihr an ihren entfernten Geliebten einen Brief schreiben sollte. Er fragte sie, was er ihm schreiben solle? Ja, sagte sie, wenn ich das wüßte, so könnte ich ihm selbst schreiben.

Unsinn im **Briefstil.** „Melden Sie mir," schrieb Jemand in der Nachschrift seines Briefes, „mit eingehender Post, ob Sie diesen Brief erhalten haben oder nicht."

(Daß hier statt „ob" bloß „daß" stehen und das „oder nicht" ganz wegbleiben sollte, weiß Jeder, und doch findet man diese unsinnige Redensart in vielen Briefen.)

Briefstil. Ein Brief fing folgendermaßen an: „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich glaube, daß Sie glauben, daß ich Sie beneide! So dumm sind Sie nicht, daß Sie nicht wissen sollten, daß Jeder weiß, daß Sie selbst wissen, daß alle Leute wissen, daß Sie in keiner Hinsicht zu beneiden sind! (Humorist).

Brot. „Ich liebe Dich wie das liebe Brot, das man nimmer satt bekommt," sprach ein Soldat zu seinem Mädchen. — „Schelm," entgegnete das Mädchen, „da denkst Du wohl auch, man lebe nicht vom Brote allein."

Für **Brot.** Folgende Anekdote liest man in englischen Journalen: Planché, ein schreibseliger dramatischer Schriftsteller, sagte jüngst in einem Londoner Club: „Was mich betrifft, ich schäme mich nicht es zu gestehen, ich schreibe für Brot!" — „Für Brot?" erwiderte ein anwesender Satyriker, „nach der Menge Ihrer Schriften, die ich beim Käsestecher sah, glaubte ich, Sie schrieben auch für Butter!"

Das Todten-**Brot.** Vor einiger Zeit wurden von einem Londoner Kirchhofe sehr alte Grabsteine weggenommen, um neuen Platz zu machen. Ein Glöckner des Kirchspiels, Bäcker von Profession, der seinen Backofen ausbessern lassen mußte, kam auf den sonderbaren Einfall, sich dazu dieser Steine zu bedienen. Er verschaffte sich dazu einige recht glatte und feste, und ließ sie in seinen Ofen einsetzen. Das Brot gerieth vortrefflich, und ward wie gewöhnlich den Kunden abgeliefert. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß sein Ofen jedem Brote ein unverlöschliches und wenig appetitliches Zeichen aufdrücken

werde. In der That, bald war in ganz London von Nichts als den Bröten mit einem Todtenkopfe die Rede; Niemand wollte das Brot aus der andern Welt essen, und der arme Bäcker würde alle seine Kunden verloren haben, wenn er nicht noch zeitig genug die Aufschrift von den im Backofen befindlichen Leichensteinen hätte abkratzen lassen.

Brot schnupfen. Ein Greis, der vom Weintrinken eine rothe Nase hatte, sagte zu seinem jungen Enkel bei Tische: „Du mußt Brot essen; Brot macht die Wangen roth!" — „Du hast wohl viel Brot geschnupft?" fragte der Knabe.

Brotstudium. Ein Bäcker in Paris machte, um sich zu bereichern, allerlei Versuche mit dem Brote, das er unter verschiedener Gestalt verfertigte, ging aber endlich zu Grunde. Als Langenschwarz dieß hörte, sagte er: „Dieß ist der erste Mann, der zu Grunde ging, weil er ein Brot-Studium trieb.

Der gefährlichste **Bruch.** Ein junger Mann, der sich der Wundarzneikunst gewidmet hatte, unterwarf sich der gewöhnlichen Prüfung. Nachdem der Examinator ihn ein Langes und Breites über Arm-, Schenkel- und Beinbrüche gefragt hatte, sagte er zu ihm: „Welches ist der gefährlichste Bruch?" — „Wenn man den Hals bricht!" versetzte der Befragte.

Mein lieber **Bruder.** Ein junger Mensch hatte sich geübt, die Stimme eines Esels natürlich nachzumachen. Seine Schwester befand sich einmal mit einer Gesellschaft auf dem Lande, und trank eben auf dem Saale Kaffee, als ein wirklicher Esel auf den Hof kam und ein paar Mal laut zu schreien anfing. „Hören Sie," sagte das Mädchen, „da kömmt mein Bruder auch noch!"

Brüder. Unsere Brüder sind nicht die, welche dieselbe Mutter gebar, sondern die uns an Geist und Gemüth verwandt sind.

Die zu ähnlichen **Brüder.** Von zweien seiner Bekannten, welche Brüder waren, und sich sehr ähnlich sahen, traf Jemand einen auf der Straße. Er ging auf ihn zu, sah ihn lange an, und sagte: „Nun weiß ich wahrhaftig nicht, sind Sie es selbst, oder sind Sie Ihr Herr Bruder?"

An der **Brüder** Seite. Ein Schusterjunge ging neben einer Heerde Ochsen her, und sang vor sich hin die Romanze aus Mehul's Joseph: „Einst zog ich an meiner Brüder Seite."

Brummen. Nach der Einweihung und dem Geläute einer neuen Kirchenglocke sagte die Frau Pastorin zu ihrem Manne: „Die Glocke gefällt mir nicht, ihr Klang ist zu hell, sie sollte tiefer brummen." — „Gedulde Dich, lieber Schatz," erwiderte der Eheherr, „sie ist noch ganz jung, wenn sie einmal so alt ist wie Du, wird sie schon ordentlich brummen."

Brunet. Der Komiker Brunet brachte in Paris auf der Bühne ein Wortspiel vor, das ihm vierzehn Tage Arrest zuzog. Als Na-

poleon im Jahre 1809 mit seinen siegreichen Legionen England mit einer Landung bedrohete, trat Brunet als Jocrisse auf, ein Paar Kügelchen in der Hand. Er ließ die Kügelchen in der Hand herumlaufen, und als eines ihm in den Aermel schlüpfen wollte, hielt er mit der andern Hand den Aermel fest und schrie: „Petit coquin, tu ne passeras pas la manche!“ (Manche bedeutet Aermel und Kanal.) Bald darauf zog Napoleon gegen Oesterreich, und England athmete wieder auf.

In die **Brust** werfen. Ein Communalgardist zu Leipzig warf sich neulich auf der Wache so in die Brust, daß zwei seiner Cameraden ihn mit Anstrengung wieder herausziehen mußten.

Bruststück. Der Mensch liebt den Menschen überhaupt mehr als Bruststück, denn in Lebensgröße. D'rum wenn die Männer ein weibliches Herz gewinnen wollen, so machen sie sich selbst zu Bruststücken, indem sie niederknieen und so die Füße einziehen. Die Frauenzimmer glauben dann, sie hätten gar keine Füße und könnten ihnen nicht davon laufen. Allein die Männer knieen blos deßhalb lange, um dann ausgeruhte Füße zum Davonlaufen zu haben. S.

Der Vater ein **Bub'**. Ein Laternenbube in Wien leuchtete einem Herrn nach Hause. „Wer ist denn Dein Vater?“ fragte der Herr. — „Mein Vada,“ antwortete der Laternenbube, „ist a Kegelbub'.“

30 Mann **Buben.** Der Oberstforstmeister von E...g ließ einst dem Bürgermeister-Amte zu X. folgende Bekanntmachung zufertigen: „Dem Ortsvorstande wird hiermit aufgetragen, beim nächsten Treibjagen 30 Mann Buben in Bereitschaft zu halten.“

Kleine **Buben** brauchen nicht Alles zu wissen. Zwei Buben werfen mit Steinen. Ein Stein fliegt in das Fenster eines Kaufmanns-Gewölbes und zertrümmert eine Scheibe. Der ältliche Kaufmann tritt heraus; die schnellfüßigen Buben retten sich auf die entgegengesetzte Seite. Da winkt der Kaufmann dem Thäter und sagt: „Du! komm' ein wenig herüber; ich muß Dir Etwas sagen!“ Dieser aber erwidert im Entlaufen: „Kleine Buben brauchen nicht Alles zu wissen.“

Buchdrucker-Galanterie. Bei einem Diner, welches die Buchdrucker von Philadelphia gaben, wurde der folgende Toast ausgebracht, welcher beweis't, daß die Drucker von Pennsylvanien eben so witzig als galant sind: „Ehre den Frauen! Keine „Form“ auf Gottes Erde ergötzt mehr unsere Augen und „drückt“ unseren Herzen ein holderes, süßeres Bild ein. Sie sind die wahren eigentlichen „Typen“ des menschlichen „Gusses“; ihre „Charaktere“ bilden die letzte „Linie“ der „Vollendung“ und „erpressen“ uns beständig unsere Bewunderung.“

Buchdrucker-Toast. Bei dem Festessen des Buchdrucker-Jubiläums in Basel wurde folgender Toast auf die Regierung gesagt:

„So lange eine Regierung, wie die unserige, das Bewußtsein in sich trägt, treu zu halten an der Verfassung, so lange können ihr weder anonyme, noch genannte Verfasser etwas anhaben; je strenger sie hält am Buchstaben und mehr noch am Geiste des Gesetzes, desto weniger darf sie beängstigen, was sonst für Buchstaben mögen gesetzt werden. Je freier ihr Bewußtsein ist von aller Ausübung des Druckes, desto weniger hat sie den Druck als Concurrenz zu fürchten. Je mehr sie bei neuen Auflagen auf das Nöthigste sich beschränkt, desto weniger erschrickt sie vor noch so großen Auflagen von Büchern und Schriften. Ein einziges Regale hat sie sich vorbehalten, und das ist der Nachdruck; nicht aber der diebische Nachdruck, der das Eigenthum Anderer verletzt, sondern der würdige Nachdruck, den sie ihren Gesetzen und Verordnungen zu geben weiß, und womit sie einzig und allein dem unbefugten Drucke, wie dem unbefugten Nachdrucke, zum Schutze der ehrlichen Leute begegnet.

Buchhändler. Verdankt dem unsterblichen Gutenberg sein sterbliches Dasein; betrachtet das Schöne von der nützlichen Seite und weiß dem Nützlichen eine schöne abzugewinnen. Steht mit der Maculatur und der Confiscation in vertrautem Verhältniß und bezieht von Leipzig mehr Krebse als Lerchen. **Kalisch.**

Buchhändler-Anzeige. (Jugendschriften.)

Ueber das Zittern der Hände aus Altersschwäche. Eine Preisschrift.

Die Cigarren in ihren häuslichen Verhältnissen. Für Kinder unter vier Jahren.

Es giebt keine wahre Liebe mehr! Ein Erfahrungsbuch aus den Papieren eines achtjährigen Wunderkindes.

Nur unverschämt! Eine Belehrungsschrift für die zartere Jugend.

Gicht und Ueberdruß am Leben. Eine Schrift für Kinder-Wärterinnen. **Saphir.**

Buchhändler-Anzeige. Die Pränumerations-Anzeige eines Wiener Buchdruckers schloß mit der Phrase: „Um vor dem Erscheinen des Werkes ein vollständiges Pränumeranten-Verzeichniß liefern zu können, ersuchen wir alle P. T. Herren, die zu subscribiren gesinnt sind, so bald als möglich ihre werthen Namen einzusenden, indem es andern Falles nicht unsere Schuld sein sollte, wenn einer der Herren Pränumeranten nicht angeführt würde."

Der geckenhafte **Buchhalter.**

Er sucht so ängstlich sich nach dem Journal zu kleiden;
Ich fürchte nur, sein Hauptbuch wird darunter leiden.

Jg. Goldschmied.

Hält der **Buchstab'** Dich gefangen, kannst Du nicht zum Geist gelangen. Zu den literarischen Abderiten-Streichen gehört **Folgendes:**

Mir fiel nämlich das Taschenbuch „Minerva" (von 1811 oder 1813) in die Hand, und ich fand einen Kupferstich: „Thekla und Max" aus „Wallenstein" mit der Unterschrift: „Es geht ein finst'rer Geist durch unser Haus," und siehe, der finstere Geist steht wirklich da! Mit schwarzer Capuze hinter Thekla! Das heißt doch den Buchstaben auffassen!

Gut **buchstabirt.** Der Schulmeister einer Parochialschule, welcher nur im Buchstabiren und Lesen unterrichtete, war sich bewußt, die ihm anvertrauten Kinder sehr vernachlässigt zu haben. In den letzten Tagen vor der Schulvisitation half er sich dadurch, daß er die größtentheils einsylbigen Worte des Lesebüchleins den Kindern zeigte. Es waren meist Theile des menschlichen Körpers, und die Kinder, welche selbst in nicht geringer Angst wegen des Bestehens im Examen schwebten, waren darauf eingehetzt, nach jedem Worte, welches sie buchstabirt hatten, auf den Lehrer zu sehen. Es ging herrlich! Hand. Da zeigte der Lehrer die Hand. Kopf. Da schüttelte der Lehrer den Kopf. Fuß. Da stampfte der Lehrer mit dem Fuße. Endlich kam Bauch. Jetzt legte der Lehrer seine Hand auf seinen etwas starken Bauch, und alle Kinder schrieen mit einer Stimme: „Wanst!"

Jemand bat den Herzog von **Buckingham,** sich für ihn bei Hof zu verwenden; „denn," setzte er hinzu, „ich kann mich auf Niemanden verlassen, als auf Gott und auf Sie, gnädigster Herr!" — „Da bedauere ich Sie," gab ihm der Herzog zur Antwort; „denn wir Beide gelten bei Hof gerade am wenigsten."

Ein **Bucklichter** warf einem Einäugigen sein Gebrechen vor. — „Mein Freund!" erwiderte dieser, „wenn Du Dich umsehen könntest, so würdest Du meine Antwort auf Deinem Rücken geschrieben sehen."

Ein **Bucklichter** machte Crida. Da sagte ein Spaßvogel: „O! ich habe schon lange bemerkt, daß es bei ihm schief geht, und daß solches nicht mehr ausgeglichen werden kann."

Ein **Bucklichter** wurde gefragt, was ihm lieber wäre: wenn er wieder seine gerade Gestalt erhielte, oder wenn alle anderen Menschen auch bucklicht erscheinen müßten. — „Das Letztere," erwiderte er, „dann hätte ich doch das Vergnügen, sie so anzusehen, wie sie mich ansehen."

Bucklichte geben Zoll. Der Schreiber eines Zollamtes hatte ein neues Zoll-Reglement abzuschreiben. Es hieß darin: „Bücklinge zahlen denselben Eingangszoll, wie Häringe." Er aber las und schrieb: „Bucklige zahlen denselben Eingangszoll, wie Häringe."

Die **Bucklichten** können sich beim Schriftsteller Balzac für folgende zarte Schmeicheleien bedanken. In seinem Roman „Pierrette" sagt er: „Den Hut ab vor den Bucklichten; sie tragen, gleich dem antiken Atlas, eine Welt auf ihren Schultern," — und in „Modeste Mignon" heißt es: „Die Bucklichten sind wahre Engel; der Höcker

auf ihrem Rücken ist wahrscheinlich das Etui, in welchem sie ihre Flügel aufbewahren."

Budget. Herr von Cormenin hatte einst im „Siècle" die Frage aufgeworfen: „Was ist ein Budget?" — „Das Budget," sagte Herr von Cormenin, „ist ein Buch, das mehr Zahlen als Witz, mehr Thaler als Freiheiten enthält. Ein Buch, das Einige lachen und fast Alle weinen macht. Ein Buch des Lebens für die Könige und deren Minister, ein Buch des Todes für die Steuerpflichtigen. Ein Buch, das die Thränen und den Schweiß des Volkes knetet, um daraus Gold zu backen. Ein Buch, das die Arbeit zum Vortheil des Müßigganges besteuert. Ein Buch, das die gehäuften Ersparnisse einer Nation in unüberlegten und thörichten Ausgaben verschleudert."

Wie sollen Unterhaltungs-**Bücher** sein? Unlängst kam ein Bedienter in eine Buchhandlung und verlangte zwei Comödienbücher. — „Ja, welche wünschen Sie?" fragte ihn der Commis, „wissen Sie die Titel nicht?" — „Nein, geben Sie mir ein recht lustiges zum Auflachen und ein recht trauriges zum Hinwerfen."

Das Ernähren durch **Bücher.** Ein Student, der Schulden halber seine Bücher verkaufen mußte, schrieb an seinen Vater: „Freuet Euch mit mir! Schon ernähren mich meine Bücher."

Bücher nach der Klafter. Ein englischer Lord, der seinen Landsitz auch mit einer Bibliothek ausstaffirte, schrieb an einen Buchhändler zu London: „Mein Herr! ich habe mir zwar, nach Ihrem eingesendeten Bücherverzeichnisse, die darin angeführten Bücher sämmtlich angeschafft, um ein schönes großes Bücher-Gestell damit in allen Formaten auszuschmücken. Es fehlt mir aber noch in der klassischen Literatur ein und ein halber Fuß in Quart, in der Rechtsgelehrsamkeit drei Fuß in Folio, und in den schönen Künsten vier und ein viertel in Octav, für deren Herbeischaffung ich daher gefälligst zu sorgen bitte."

Bücher-Kataloge. Jean Paul (Richter) hat sich wahrscheinlich auch niemals träumen lassen, daß er zu den landwirthschaftlichen Schriftstellern gezählt werden würde. Seine „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" sind in's Englische übersetzt worden und figuriren in den dortigen Bücherverzeichnissen unter der Rubrik: „Land- und Gartenbau."

Bücher-Kauf. In einer Buchhandlung wollte ein Bauer ein Buch kaufen; er fragte, was es koste. — „Zwanzig Groschen," erhielt er zur Antwort. — „Ei!" sagte der Bauer, „ich habe nicht so viel bei mir, geben Sie mir es für fünfzehn Groschen!" — „Das geht nicht an," erwiderte der Buchhändler. — „Nun," sagte der Bauer und legte zehn Groschen nieder, „so geben Sie mir die Hälfte!"

Bücher-Schatz. Ein Professor blieb alle Morgen regelmäßig fünf Stunden lang in seinem Studirzimmer und ließ auch öfters Alle bei

Tische auf sich warten. Als er nun eines Tages allzu lange zögerte, kam seine Gattin selbst, und als sie ihn noch bei der Arbeit antraf, sagte sie: „Ich wünschte auch ein Buch zu sein.“ — „Warum?“ fragte der Professor. — „Weil Du alsdann beständig bei mir bliebest.“ — „Ich könnte mir,“ fuhr der Professor fort, „dasselbe gefallen lassen, vorausgesetzt, daß es ein Almanach wäre.“ — „Warum ein Almanach, mein Schatz?“ — „Weil ich dann alle Jahre einen neuen hätte.“

Bücher-Titel. Ein in Constantinopel gedrucktes Buch giebt auf dem Titel an, zu welcher Zeit der Verfasser es vollendet. Er meldet: „Die Feder hielt Rast auf ihrer Reise durch die erntevollen Fluren der Gelehrsamkeit in der sechsten Stunde jenes Tages, welcher der achtzehnte ist vom dritten Dritttheil des ersten Sechstheils im zweiten Halbtheil des Zehntheils vom dritten Punkte des zweiten Knotens der Wänderung unseres heiligen Propheten.“

Bücher-Verzeichniß.

1) Das Testament eines Praktikanten, der an Altersschwäche starb.

2) Frühstück, Mittagsessen und Nachtmahl, oder: Sehnsüchtige Betrachtungen eines Journalisten, der vom Honorar leben soll.

3) Selbstmord-Gedanken eines Vorstadttheater-Besuchers.

4) Rückblicke in die Vergangenheit, oder: Betrachtungen einer Ballet-Tänzerin über künstliche Ruinen.

5) Der Winterrock im Versatz-Amte, oder: Schauderhafte Erlebnisse eines Befrackten im Monate Mai!

6) Fächerwinke und Pantoffelschläge einiger ehrbaren Frauen zur Einführung eines guten Hausregimentes und zur Abschaffung des Volksgartens und des Wasserglacis.

7) Ueber die Errichtung eines Schutzvereines gegen wälsche Opern.

8) Nachtgedanken eines soliden Mädchens über die Zoten in unseren Possen.

9) Lamentationen eines Recensenten, der im Theater die Geduld verlor, und Bitte um Zurückgabe derselben, weil er Wiener Journale lesen muß.

10) Das Concert-Unwesen, beurtheilt vom Standpunkte des Mittagsessens.

11) Parallele zwischen Napoleon auf der Insel St. Helena und Carl auf der Insel Leopoldstadt. M. Mahler.

Die **Bücklinge** rechts und links. Ein junger Officier hatte eine Blessur am rechten Schenkel erhalten und hinkte dergestalt, daß es aussah, als ob er bei jedem Schritte eine Verbeugung nach der rechten Seite machte. Ein Freund ging einst mit ihm in einem Garten durch eine Reihe Bänke, die links und rechts mit Damen besetzt waren.

— „Sie machen ja," sagte der Freund, „alle Bücklinge nach der rechten Seite hin, — die Damen links werden das übel nehmen." — „Nur Geduld!" erwiderte der Lahme; „wenn wir zurückkehren, kommt die Reihe an die Damen der linken Seite."

Bülow, preußischer Minister, hielt am 5. Februar, dem Tage vor seinem Tode, plötzlich im Gespräche mit einigen Besuchern inne und ließ nach einer Weile die Bemerkung fallen, er würde morgen um 1 Uhr Mittags eine wichtige Conferenz haben. Abends, bevor er einschlief, notirte er sich, um sie ja nicht zu vergessen, noch einmal die Stunde. Andern Tages, Schlag 1 Uhr Mittags, schied er aus dem Leben. Das war die Conferenz.

Bürger freute sich bei einer Anwesenheit in Weimar, Goethe, mit dem er ehemals in vertrautem Briefwechsel gestanden hatte, persönlich kennen zu lernen, gedachte in dem herrlichen Dichter einen herrlichen Menschen zu genießen und besuchte ihn nicht zu einer Zeit, wo etwa Staatsgeschäfte abzumachen gewesen wären; denn der Dichter ließ sich eben von einem Musiker neue Compositionen seiner Lieder vorsingen, und Bürger glaubte sogar in der Unschuld seines geraden Sinnes, er könne zu keiner gelegenern Zeit kommen, diese Musik zu genießen oder sie auf Erfordern zu beurtheilen. Er ward aber nicht in das Musikzimmer, sondern in ein Audienzzimmer geführt, und er mußte da eine Viertelstunde warten, bis Seine Excellenz mit ernsthafter Amtsmiene seine Anrede mit einer herablassenden Verbeugung erwiderten, ihn auf Hochdero Sopha neben sich setzen ließen und sich mit gnädigem Wohlgefallen nach der Frequenz der Göttinger Universität erkundigten. Bürger kürzte die Audienz bald ab, versprach sich selbst, Goethe nie wieder zu sehen, und machte im Nachhausegehen folgende Verse:

Mich drängt' es, in ein Haus zu geh'n,
D'rin wohnt ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich seh'n,
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler seh'n,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu seh'n.
Hol' ihn der Kuckuk und sein Küster!

Bürgermeisterliche Resolution. Ein Bürgermeister gab in einer Ehestreitigkeit folgende Resolution: „Da Ihr nun nicht mehr in Friede und Einigkeit beisammen leben, sondern geschieden sein wollet, so scheiden wir Euch ..." — „Herr Bürgermeister!" flüsterte der Syndicus, „wir können ja nicht scheiden; das gehört ja vor das Consistorium." — „Da wir aber," fuhr der Consul regens, ohne aus der Fassung zu kommen, fort, „Euch nicht scheiden können, so müßt Ihr ferner beisammen leben."

Der **Büttel.** Ein Page war von dem Hofmeister wegen eines heimtückischen Streiches sehr derb geschlagen worden. Der Page hatte dazu seine Kleider ausziehen müssen. Nach beendigter Züchtigung befahl ihm der Hofmeister, sie wieder zu nehmen und anzuziehen. — „Nein," sprach der Page mit Ingrimm, „nehmen Sie solche nur an sich. Die Kleider des Delinquenten sind ja immer eine Accidenz für den Büttel."

Der alte **Bund.** Ein Landprediger besuchte einen kranken Bauer, um ihn zum Tode vorzubereiten, und hielt ihm eine Rede über den Text: „Es ist ein alter Bund, Mensch, Du mußt sterben!" Als der Prediger weg war, besuchte ihn sein Nachbar und fragte: „Was hat Dir denn der Prediger zum Troste gesagt?" — „Ach, Gevatter!" erwiderte der Bauer, „einen schönen Trost hat er mir gegeben; er sagte: ich wär' ein alter Hund, ich müßte sterben."

Burcard, Friedrich. „Verderbte Leute geben die besten Kriegsleute," sagte Jemand. — „Billig," antwortete Burcard; „denn wenn sie Nichts mehr haben, müssen sie wohl sehen, wo sie kriegen."

„Woher kommt das Wort **Bureaukrat?**" fragt der Zögling seinen Hofmeister. — „Vermuthlich aus dem Griechischen," erwiderte dieser; „denn wie Sie wissen, war Demokrates der Urheber der Volksherrschaft, Aristokrates der Adelsherrschaft, und so wird der Grieche Bureaukrates der erste Zopfträger gewesen sein, wodurch bei uns der Ausdruck Bureaukrat, nämlich Zopfträger oder Beamter, und Bureaukratie, nämlich Zopf- oder Beamten-Herrschaft, entstanden ist."

Der Doctor **Burney,** von dem es hieß, daß er sich nur vor zwei Dingen fürchte, nämlich: Wasser zu trinken und sich dem Zugwinde auszusetzen, wurde einst, da er allein reis'te und keinen Diener bei sich hatte, als den Kutscher, von einigen Straßenräubern angehalten. Er reichte ihnen sogleich seine Börse, Uhr u. dgl. hin, ohne an Widerstand zu denken. Als sie sich aber entfernten, rief er sie mit barscher Stimme zurück. Einer der Räuber gehorchte. „Wollt Ihr gleich den Wagenschlag zumachen!" polterte der Doctor gebieterisch, und der Zurückgekehrte gehorchte eingeschüchtert.

Busch, Hermann, Professor zu Marburg, bemerkte, daß ihn das Volk in seinen alltäglichen Kleidern über die Achseln ansah. Er nahm daher seine Feiertags-Kleidung und ging so auf den Markt. Sogleich zog Jedermann den Hut ab. Da er wieder auf seine Stube kam, warf er die Kleider von sich und sprang mit beiden Füßen darauf: „Bist Du denn der Doctor Busch," rief er, „oder bin ich es?"

Buonarotti. Der Herzog Cosmus von Medicis trieb Malerei und Bildhauerkunst. Er verfertigte einen Neptun und ließ ihn auf den Herrenplatz in Florenz auf eine Fontaine stellen. Eines Tages fragte er den berühmten Michel Angelo (Buonarotti), was er von der Statue des Neptuns halte. — „Ach!" antwortete der Künstler,

„ich bitte Gott, daß er es Ihnen, gnädiger Herr, verzeihen möge, daß Sie ein so prächtiges Stück Marmor verdorben haben.“

Die Mai-Butter. „Lassen's mi aus, mit Ihrem Tivoli! man kriegt ja nix dorten,“ sagte ein Junker hämisch zu einem Tivolifreund, „da war ich einmal dieſen Winter draußen, und hab a Maibutter verlangt, glauben's i hab eine bekommen? nix, ausgelacht haben's mi.“

Lord Byron hatte einen wunderlichen Widerwillen gegen graue Augen. „Ihr seid junge Leute und könnt von dem Nutzen ziehen, was ich sage!“ äußerte er eines Tages, als von Phyſiognomik die Rede war. „Traut Niemanden recht, der graue Augen hat!“ — „Sie haben ja selbst solche?“ entgegnete man. — „O, es wäre für Manchen, der mit mir zu thun hatte, gut gewesen, wenn er dieſe Regel befolgt hätte!“ war seine Antwort.

C.

C ist der dritte Buchstabe im A B C und mit ihm ist das eigentliche Consulat sämmtlicher Buchstaben geschlossen. A B C führt das Triumvirat, nur diese werden genannt und angeführt, wenn man von dem ganzen Reich der Buchstaben spricht.

Der Buchstabe C hat die Sprachgelehrten schon viel beschäftigt, es ist daher kein Wunder, wenn wir noch nicht wissen, was er für ein Buchstabe ist. Das C soll romanischen Ursprunges sein und noch jetzt wehren sich die Stockdeutschen gegen seinen Eintritt in den deutschen Bund, obwohl Lord Palmerston deshalb noch keine Note nach Frankfurt am Main hat ergehen lassen. C ist ein aus der Fremde in's Deutsche eingewanderter Buchstabe! Armer, bedauernswerther Teufel! Was kann aus ihm werden?! Die deutschen Gelehrten beschäftigen sich mit ihm!! und das schon „seit Jahrhunderten,“ sagt Heinsius. Geschwindigkeit ist keine Zauberei! In der jüngsten Zeit haben sich auch die deutschen Gelehrten viel mit einem C beschäftigt, mit dem C der deutschen „Constitution,“ und sie wissen noch nicht recht, wie sie es „aussprechen“ sollen! Nach ein paar Jahrhunderten werden wir wieder anfragen, aber wir zweifeln, ob sie dann schon einig darüber sein werden! Sie haben sich blos mit den „Leseregeln“ beschäftigt und mit der „Aussprache,“ aber da sie in der Aussprache angestoßen haben, hat man ihnen die Sprachwerkzeuge operirt.

Wenn man den Buchstaben C so ansieht, seiner Gestalt nach, sollte man ihn für einen Original-Deutschen halten; sieht er denn nicht aus wie ein geborener Katzenbuckel? „C": so steht ein Deutscher da, wenn er bei einem Filial-Rentamtschreiber um die höchste Gnade der Gerechtigkeit bittet! „C," ein zum Bogen gekrümmter Rücken, mit dem von der Stirne in Demuth herabwedelnden Haarbüschel. Das C ist das Urbild eines Supplikanten; die deutsche Sprache weist ihn hundertmal zur Thür hinaus, und will das K oder Z zu seinem Ersatzmann ernennen, allein er kommt zum Hundertstenmale wieder, bückt sich zum Knäuel zusammen mit schlaffen Armen, stellt sich an die Spitze aller „Clienten, beginnt jede „Cabale," eröffnet unzählige „Canäle," geht an's „Camerale" und rekurrirt endlich ans „Cabinet."

Das C soll zwei Statthalter haben, das K und das Z. — Ich glaube Brockhaus's Conversations-Lexicon ist blos deshalb in manchen Ländern verboten worden, weil er „Constitution" mit „C" schrieb, da kömmt sie viel früher daran, als wenn sie mit K „Konstitution" geschrieben würde, denn da liegt noch viel dazwischen. Ein Spaten, der die deutsche Sprache umgrub und aufackerte, nämlich der Grammatiker „Spaten" in seinem Sprachschatz (Nürnberg 1691) will von dem C gar nichts wissen. Er schreibt „Zitrone" und „Zeder," wahrscheinlich hielt er sie für ebenso deutsche Gewächse wie „Zopf," Zwicken," Zwangsanleihen," „Zunftwesen," „Zurück" u. s. w.

Noch immer theilen sich die Meinungen in Hinsicht, ob man „Credit," oder „Kredit" schreibt; Einige sagen, das Wort kömmt von „Kreide" her, von „ankreiden" und schreiben „Kredit;" Andere meinen, es stamme eigentlich von „Credo" ab und schreiben „Credit." Ebenso geht's mit „Kanone;" Einige sagen, es stamme von „Canon" her, es ist der „Canon" der kritischen Philosophie, der eigentliche Gebrauch des Erkenntnißvermögens, und schreiben: „Canone;" Andere sagen, es sei ein grundehrliches Deutsch, und will sagen, wenn man das hat, man Alles „kann ohne" anderen Grund thun und lassen, und schreiben „Kanone." „Conferenz," „Kongreß," die kann man mit C und mit K schreiben, denn mit welchem Kopf sie auch beginnen, sie enden nur mit einem „Z," es steckt am Ende gar nichts mehr dahinter.

Das C wird wohl auch noch ganz aus der Schriftsprache verschwinden; wir werden um einen Buchstaben ärmer werden, wenn wir ihn aber doch wieder brauchen, werden wir ein Anlehen in derselben machen, und das bloß bei „Christen," weil bei „Juden" dieser Buchstabe nicht zu finden ist.

Wenn aber das „C" in der Sprache aufhören wird, wird es dafür in der „Musik" fortleben, als Vierviertel- und Zweiviertel-

Takt; auch steht es in der Musik als „Noten- und Kammerherren-Schlüssel;" sein krummer Rücken hat schon von vorneherein die Auszeichnung von hinten verdient.

M. G. Saphir.

Caffarelli (eigentlich Majorano Gaetano), geb. 1703 in Bari, starb 1783 als Duca di Sto. Dorato, er war ein berühmter italienischer Sopran-Sänger, der um das Jahr 1740 Furore machte. Er war jedoch in seinem Benehmen eben so hoffärtig und unverschämt, als ausgezeichnet in seiner Kunst. Zu Rom erhielt er einst von dem Cardinal Albani eine sehr schmeichelhafte Einladung, in einer Soirée, bei welcher die vornehme Welt versammelt war, sein Talent bewundern zu lassen. — Die festgesetzte Stunde schlug, und Caffarelli erschien nicht. Der Cardinal schickte einen Diener an ihn ab, der den Sänger im Schlafrock und in Pantoffeln fand. „Beeilen Sie sich, Signor," sagte der Lakai; „Seine Eminenz wartet, und ganz Rom ist begierig auf Ihren Gesang." — „Oh! she disgrazia!" rief der Sänger, ohne sich in seiner Behaglichkeit stören zu lassen. „Ich hatte es ganz vergessen. Ich werde ein anderes Mal singen; jetzt bin ich nicht aufgelegt, und überdies würde meine Toilette zu viel Zeit erfordern." Diese Antwort erregte begreiflich das Mißfallen des Cardinals in hohem Grade. Sogleich wurden vier Lakaien, in Begleitung eines Maggiordomo, in einer Kutsche mit dem Befehl abgeschickt, den Sänger zu holen. Caffarielli machte einige Einwendungen; aber er fand es sehr spaßhaft, sich im Schlafrock zu produciren, und stieg in den vom Cardinal gesendeten Wagen. Im Palaste Albani angekommen, schritt er gravitätisch durch den Salon, dem ihm angewiesenen Platze zu. Die Gesellschaft war hierauf vorbereitet, und Niemand gab ein Zeichen des Unwillens von sich. Caffarelli sang und erhielt rauschenden Beifall; aber kaum hatte er geendet, so wurde er von den Lakaien in das Vorzimmer geführt. Dort überreichte ihm der Maggiordomo eine werthvolle Dose voll Ducaten, mit den Worten: „Dies läßt Seine Eminenz Ihnen zur Belohnung für Ihren Gesang reichen." — „Und dies," fügte das Bedienten-Quartett hinzu, „läßt Seine Eminenz Ihnen zur Strafe für Ihre Unverschämtheit reichen." Bei diesen Worten ergriff jeder der Lakaien einen Stock, und führte ein Dutzend

kräftiger Streiche über die Schultern des Sängers. Dem Schmerzensrufe, den der Gezüchtigte ausstieß, folgte aus dem Salon ein lautes Beifallsklatschen, und die Gäste riefen einstimmig: „Bravo, Caffarelli!“

Ein **Candidat** der Theologie traf vor seinem letzten Examen bei dem General-Superintendenten einen schon ältlichen Mann, der ihm von schwerer Sorge belastet schien. Theilnehmend fragte er ihn um die Ursache. „Ich soll examinirt werden,“ erwiederte er: „zwanzig Jahre habe ich mich kümmerlich mit Unterrichtgeben fortbringen müssen, und das Hebräische, auf welches hier großes Gewicht gelegt wird, ganz vernachlässigt, wie wird es mir ergehen!“ — „Beruhigen Sie sich,“ sagte der Jüngere, der im Hebräischen sehr geschickt war, „es ist vielleicht möglich, daß ich Ihnen ein wenig aushelfe.“ Mit dem Jüngern wurde der Anfang gemacht. Seine Kenntnisse befriedigten vollständig, vorzüglich aber seine Geschicklichkeit in der hebräischen Sprache. „Wo haben Sie sich die Kenntniß dieser Sprache erworben?“ fragte der General-Superintendent. — „Dies hier ist mein Lehrer,“ antwortete der junge Mann und zeigte auf den Unwissenden. Der Examinator, selbst nicht mehr ganz fest in diesem Fache, wagte nun nicht, sich mit dem Alten einzulassen, und erklärte sich hinlänglich von seiner Geschicklichkeit überzeugt.

Zweideutige **Cantate.** In einer bekannten deutschen Reichsstadt pflegten die hochweisen Herren vom Magistrate jährlich an einem bestimmten Tage ein großes Gastmahl zu geben. Den Beschluß der Speisen machte, nach hergebrachter alter Gewohnheit, jedes Mal ein Ochsenbraten. Um dem Feste einen ganz außerordentlichen Glanz zu verschaffen, ließen die Herren sich immer eine Cantate dazu verfertigen. Einst machte der bekannte lustige D. den Text, und T. mußte ihn componiren. Das Ende des letzten Chors hieß ungefähr:

„Wenn wir dann unsr'e Pflicht für Stadt und Bürger thaten,
Dann essen wir in Ruh' und Frieden Ochsenbraten.“

T. componirte von D. angestiftet, die Worte auf diese Art: „Dann essen wir in Ruh' und Frieden, wir Ochsen, wir Ochsen, wir Ochsen — Braten.

Verschiedene **Capitel.** Als einst in einer Gesellschaft die Rede von den erloschenen Capiteln der säcularisirten Domstifte war, sagte ein Witzbold: „Alle Capitel im heiligen römischen Reiche sind aufgehoben, bis auf die, welche manche Ehefrau ihrem theuren Ehegefährten liest.“

Caput. In einer Schenke las ein Nichtlateiner am obern Rande seines Käsepapiers Liber I. caput II. „Nein,“ sagte er zu seinem Nachbar, „da denk' ich ganz anders, mir sind zwei Caputе doch lieber als einer!“

— In dem Feldzuge von 1809 kamen vier französische Nachzügler auf einen einsamen Maierhof, und quartirten sich da ein. In gebrochenem Deutsch machten sie allerlei Forderungen an die erschrockenen

mir und mich geredet. „Wie muß man denn dann eigentlich sagen," fiel ein Frauenzimmer ein: „Casimir oder Casimich?"

Cassirer. Ein Theatercassirer hatte die Gewohnheit, Stellen aus dramatischen Werken in sein alltägliches Gespräch zu mischen. Einst brachte er einer Schauspielerin die Gage etwas später, als es geschehen sollte. Persiflirend redete sie ihn mit den Worten aus Wallenstein an:

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.

Sogleich antwortete der Cassirer aus demselben Stücke:

„Wir kommen auch mit leeren Händen nicht."

Der erste **Censor** war Noah, er preßte den Saft heraus, und warf dem Publikum die Hülse vor. S.

Censur. Glücklich allein ist der Schlafende nur,
Er schnarcht ohne Polizei und träumt ohne Censur. S.

— Auch die Preßfreiheit hat ihre Unannehmlichkeiten! Früher, als wir noch Censur-Eigene waren, hatte jedes Blatt auch für dessen Redacteur das Interesse der Neuheit; er war neugierig, was morgen in seinem Blatte stehen wird. Dieses Interesse ist für die Redaction nun verloren. Wirklich fatal! — S.

— Ein Wiener Censor strich aus einer Sprachlehre den unschuldigen Satz: Das Vorwort „von" regiert den Dativ. „Warum?" fragte der Sprachlehrer. — „Weil in Oesterreich Niemand anderes regieren darf als der Kaiser Ferdinand."

— Als in den letzten Kriegsjahren die Kosaken in Deutschland einrückten, kamen in einem Zeitungsbericht die Worte vor: „Gestern sind die ersten Kosaken hier durchgekommen, sie ritten auf kleinen, unansehnlichen Pferden." — Dem bedächtigen Censor der betreffenden Zeitung wurde gewöhnlich ein Abdruck der einzelnen Artikel, und dann noch einmal die ganze Nummer vorgelegt; als er den Artikel zuerst bekam, strich er „kleinen" weg; als er die ganze Zeitung erhielt, strich er „unansehnlichen" aus.

— Joseph II. sagte: „Beurtheilungen, wenn sie keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten." — Wie weit war der große Joseph seiner Zeit voraus! Wie Viele giebt es, die dieses Postulat der Vernunft noch jetzt, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, nicht begreifen wollen.

Strenge **Censur.** Irgendwo strich die Censur eine Charade auf das Wort Hofmarschall, mit dem Bemerken: „Hohe Hofstellen seien kein Gegenstand für Räthsel und Charaden.

Censur-Erinnerungen. Als Beweis, mit welchem Geiste oft die Censur gehandhabt worden ist, theilt Julius Lasker folgende Thatsache mit: „Der Berliner Tabacksfabrikant Ermeler ließ Cigarren-Etiquetten und darauf die Medaille für Industrie und Kunst, die ihm

Bewohner desselben, und begehrten ungestüm drohend: „Gut Essen, gut Wein, gut Bett, sonst caput!“ — „Weib,“ sprach der Bauer, „das sind schlimme Gäste; die wollen nicht nur gut Essen, Trinken und schlafen, sondern auch noch Jeder einen Caput! Schau zu, daß Du was zum Nachtmahl auftreibst, ih reit aber in's Dorf und frag den Schneider, ob er keine Caputröcke hat!“ — Der Bauer, dem der Schneider vier Caputröcke bis morgen früh zu liefern versprach, kam nun fröhlich heimgeritten, und da er seine ungeladenen Gäste gerade bei den Schüsseln antraf, so wollte er sie bei der guten Stimmung erhalten und sagte: „Nu, meine Herren, heute gut essen, trinken und schlafen, und morgen! — alle vier caput, alle vier caput!“ Kaum war das fatale Wort ausgesprochen, als die vier Franzosen Reißaus nahmen, und der Bauer konnte gar nicht begreifen, wie seine angenehme Botschaft einen so contrairen Effect hervorgebracht.

Eine **Carambolage** eigener Art. Ein Müller stieß in der Eile einen würdigen General. Ohne sich zu entschuldigen, sagte er blos: „Carambolirt.“ Der General steckte ihm eine derbe Ohrfeige, daß er in eine Pfütze fiel, und sagte: „und den Weißen gemacht!“

Carbillon der Aeltere äußerte einst von seinem Sohne: „Das ist das schlechteste Werk, was von mir ausgegangen ist.“ — „Man sagt deshalb auch, Sie wären gar nicht der Verfasser,“ antwortete der Sohn.

Die Hoffnung, den **Cardinalshut** zu erlangen, ließ einen Erzbischof von Frankreich die Reise nach Rom unternehmen. Allein sein anhaltendes Bitten war fruchtlos, und er kehrte in sein Erzbisthum, ohne etwas erhalten zu haben, wieder zurück. Auf seiner Rückreise zog er sich einen verdrießlichen Schnupfen zu, der ihm äußerst lästig war. Ein junger Mann, der die Ursache und den Ausgang seiner Reise wußte, und ihn nach seiner Wiederkunft über seine Kränklichkeit klagen hörte, sagte: „In der That, unser Erzbischof hat einen gewaltigen Schnupfen, aber man darf sich auch darüber nicht wundern, da er von Rom hierher ohne Hut gereist ist.

Maler reden durch Werke. Als einst Agostino **Carracci** im Zirkel seiner zahlreichen Schüler von der Schönheit des Laocoon sprach, und die geringe Aufmerksamkeit des Annibale auf seine Rede bemerkte, bedauerte er ihn und warf ihm vor, daß er für die Größe dieses vollendeten Kunstwerkes nicht empfänglich wäre. Da sprang Annibale auf, ergriff eine Kohle, und entwarf an der Wand mit Meisterstrichen so lebendig jene Statue, als hätte er sie nahe vor Augen gehabt. Die ganze Versammlung gerieth in Erstaunen; aber Annibale begnügte sich zu sagen; „Dichter malen mit Worten, Maler reden durch Werke.“ Diese Antwort traf den Agostino, der auf den Namen eines Poeten Anspruch machte.

Casimir. In einer Gesellschaft wurde über den Unterschied des

mir und mich geredet. „Wie muß man denn dann eigentlich sagen," fiel ein Frauenzimmer ein: „Casimir oder Casimich?"

Cassirer. Ein Theatercassirer hatte die Gewohnheit, Stellen aus dramatischen Werken in sein alltägliches Gespräch zu mischen. Einst brachte er einer Schauspielerin die Gage etwas später, als es geschehen sollte. Persiflirend redete sie ihn mit den Worten aus Wallenstein an:

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.

Sogleich antwortete der Cassirer aus demselben Stücke:

„Wir kommen auch mit leeren Händen nicht."

Der erste **Censor** war Noah, er preßte den Saft heraus, und warf dem Publikum die Hülse vor. S.

Censur. Glücklich allein ist der Schlafende nur,
Er schnarcht ohne Polizei und träumt ohne Censur. S.

— Auch die Preßfreiheit hat ihre Unannehmlichkeiten! Früher, als wir noch Censur-Eigene waren, hatte jedes Blatt auch für dessen Redacteur das Interesse der Neuheit; er war neugierig, was morgen in seinem Blatte stehen wird. Dieses Interesse ist für die Redaction nun verloren. Wirklich fatal! — S.

— Ein Wiener Censor strich aus einer Sprachlehre den unschuldigen Satz: Das Vorwort „von" regiert den Dativ. „Warum?" fragte der Sprachlehrer. — „Weil in Oesterreich Niemand anderes regieren darf als der Kaiser Ferdinand."

— Als in den letzten Kriegsjahren die Kosaken in Deutschland einrückten, kamen in einem Zeitungsbericht die Worte vor: „Gestern sind die ersten Kosaken hier durchgekommen, sie ritten auf kleinen, unansehnlichen Pferden." — Dem bedächtigen Censor der betreffenden Zeitung wurde gewöhnlich ein Abdruck der einzelnen Artikel, und dann noch einmal die ganze Nummer vorgelegt; als er den Artikel zuerst bekam, strich er „kleinen" weg; als er die ganze Zeitung erhielt, strich er „unansehnlichen" aus.

— Joseph II. sagte: „Beurtheilungen, wenn sie keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten." — Wie weit war der große Joseph seiner Zeit voraus! Wie Viele giebt es, die dieses Postulat der Vernunft noch jetzt, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, nicht begreifen wollen.

Strenge **Censur.** Irgendwo strich die Censur eine Charade auf das Wort Hofmarschall, mit dem Bemerken: „Hohe Hofstellen seien kein Gegenstand für Räthsel und Charaden.

Censur-Erinnerungen. Als Beweis, mit welchem Geiste oft die Censur gehandhabt worden ist, theilt Julius Lasker folgende Thatsache mit: „Der Berliner Tabacksfabrikant Ermeler ließ Cigarren-Etiquetten und darauf die Medaille für Industrie und Kunst, die ihm

ertheilt worden war, abdrucken. Der Censor — Herr Mörner — verweigerte das Imprimatur, weil auf der Medaille — hört, hört! — das Bildniß der geheiligten Person des allergnädigsten Königs (darunter 100 Stück — Länge 4½ Zoll) stand. — Das Obercensurgericht gestattete den Druck. Jetzt werden diese Cigarren stark verkauft, weil man als Curiosum die Etiquette haben will, worauf oben das Portrait des Königs und darunter „durch obercensurgerichtliches Erkenntniß zum Druck verstattet" zu lesen ist. (Solcher Dummheit konnte auch freilich nur ein Berliner Censor fähig sein!)

Das erste deutsche **Censur**-Mandat ist am 4. Januar 1486 zu Mainz vom dortigen Bischof Berthold, gefürstetem Grafen von Henneberg und Römhild, erlassen worden. Die ersten deutschen Censoren waren: Johann Bertram von Neuenburg für Theologie, Alexander Dietrich für Jurisprudenz, Theodorich von Meschede für Medicin und Andreas Eler für die freien Künste. Ueberschreitung des Mandates wurde mit Excommunikation und 100 Goldgulden Buße bestraft.

Champagner. Ein russischer Kniäs sagte einst zu dem bekannten Finanzmanne Ouvrard: „Was ist der Champagner? Fast Nichts, — ein Schaum, der im Augenblicke verfliegt." — „Sie irren, mein Prinz," erwiderte der Andere; „Champagner ist das Vaudeville, auf Flaschen abgezogen."

Vom Grafen der **Champagne** wird Folgendes erzählt, was sich in Joinville zugetragen hat. Ein armer Ritter bat um Geld zur Ausstattung seiner Tochter, und Nogent, ein anwesender reicher Bürger, sagte dem Bittenden: „Mein Graf hat schon genug hergegeben." Der Graf zürnte und sprach: „Du lügst! Hier, Herr Ritter, ich schenke Euch diesen Mann!" Der Ritter nahm den Mann beim Kragen, und Nogent mußte sich mit 500 Pfund lösen.

Chapelle, ein witziger Kopf und Poët, speis'te eines Tages bei einem seiner Freunde in Paris. Als sie schon an der Tafel waren, kam ein junger Hofmann, setzte sich noch dazu und nahm seinen Platz dicht neben Chapelle, welcher dadurch, weil wenig Platz übrig war, sehr gedrängt ward. Nach vielen anderen Neuigkeiten sprach der junge Cavalier auch von der großen Dreistigkeit der Poëten, daß sie sich erkühnten, sogar Lieder und Spottgedichte auf Leute vom Stande zu machen, und setzte hinzu, daß, wenn er einen kennen würde, er denselben gern recht abprügeln möchte. Chapelle, dieses Geplauders überdrüssig, stand plötzlich auf, stellte sich vor den Cavalier hin und sagte: „Schlagen Sie zu, und dann gehen Sie Ihre Wege, damit ich bequem sitzen kann!" Der Ton, mit welchem Chapelle diese Worte hervorbrachte, bewog die ganze Gesellschaft zum Lachen, und der junge Herr mußte beschämt Entschuldigungen hervorstottern.

Chapelle war mit einem guten Freunde bei einem vornehmen Franzosen zu Mittag, der ihn sehr kärglich bewirthete. Als er aufstand, sagte er seinem Freunde in's Ohr, doch so, daß es der Wirth hörte: „Wo wollen wir nun weiter speisen?"

Charakter. Unter den Personen, welche in jenem Winter, als König Friedrich Wilhelm III. an einem Beinbruche darnieder lag, täglich in dem königlichen Palais zu Berlin sich nach dem Befinden des Königs erkundigten, befand sich auch ein Israelit. Da sein Name so oft auf der Liste stand, so wollte der König näher über ihn unterrichtet sein. Man sagte dem Nachfragenden also, er möge seinem Namen auch seinen Charakter beifügen. Der alte Mann äußerte darüber sein Befremden und zögerte; man bestand aber darauf, weil der König es begehrt habe. Er schrieb nun neben seinen Namen: „Etwas hitzig, aber bald wieder gut."

— Ein Bettler sprach einen Vorübergehenden um Almosen an. Dieser fragte ihn: „Warum arbeitest Du nicht? Bist Du ein Künstler?" — „Nein." — „Ein Handwerker?" — „Nein." — „Was bist Du denn?" — „Hungerig bin ich."

— M..., ein Mann von Talent und vielen Kenntnissen, dem es aber an Festigkeit in seinen Grundsätzen gebrach, und der allgemein für wankelmüthig galt, wurde als geheimer Rath angestellt. Man sprach davon in einer zahlreichen Gesellschaft, und seine Freunde äußerten darüber ihre Zufriedenheit und Freude. „Keiner kann sich wohl mehr darüber freuen, als ich," sprach der Doctor P..., „er kann von Glück sagen, er hat nun endlich einen Charakter."

— Ein Millionair verheirathete seine Tochter. Der Notar fragte, welchen Charakter er in den Contract setzen solle? — „Setzen Sie blos: Herr von einer Million Gulden," erwiderte Jener.

— Der Engländer ist in der Regel wortkarg, der Franzose hingegen redselig. Ein Reisender, der England und Frankreich gesehen hatte, wurde gefragt: wie er den Charakter der beiden Völker befunden habe. — „Der Engländer spricht nicht," erwiderte er; „der Franzose spricht über Nichts."

Charaktere verschiedener Nationen. (Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier.) In Paris erschien vor mehreren Jahren ein mit Holzschnitten verzierter Bogen auf einer Seite bedruckt, der das Leben und die Sitten der Nationen von Europa enthielt. Hören wir die Quintessenz der Urtheile der Franzosen über sich und ihre Nachbarn.

In der Religion ist der Deutsche ungläubig, geht aber zuweilen mit dem größten Gebetbuche in die Kirche, der Engländer ist devot, der Franzose eifrig, der Italiener voll Ceremonieen, der Spanier bigott.

Im Worthalten: Der Deutsche treu, der Engländer sicher, der Franzose leichtsinnig, der Italiener listig, der Spanier betrügerisch.

Im Rathgeben: Der Deutsche langsam, der Engländer entschlossen, der Franzose übereilt, der Italiener fein, der Spanier verwahrt sich durch Cautelen.

Von Gestalt ist der Deutsche groß, der Engländer wohl gewachsen, der Franzose wohl aussehend (de belle mine), der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erschrecken.

In der Kleidung ist der Deutsche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzose veränderlich, der Italiener lumpicht, der Spanier bescheiden.

In der Liebe: Der Deutsche versteht nicht zu lieben (!), der Engländer liebt hier und da ein wenig, der Franzose überall, der Italiener weiß, wie man lieben muß, und der Spanier liebt wirklich.

In Sitten: Der Deutsche bäuerisch, der Engländer grausam, der Franzose gewandt, der Italiener höflich, der Spanier stolz.

Im Bewahren eines Geheimnisses: Der Deutsche vergißt, was man ihm sagt, der Engländer verschweigt, was er sagen, und sagt, was er verschweigen sollte, der Franzose plaudert Alles aus, der Italiener spricht kein Wort, der Spanier ist sehr geheimnißvoll.

Die Eitelkeit: Der Deutsche prahlt wenig, der Engländer verachtet Alles, der Franzose rühmt Alles (?), der Italiener schätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur sich selbst.

In Beleidigungen und Wohlthaten: Der Deutsche thut weder Gutes noch Böses, der Engländer Beides ohne Ursache, der Franzose vergißt Beides, der Italiener ist schnell zum Wohlthun, aber rachsüchtig, der Spanier gegen Beides gleichgültig.

Im Essen und Trinken: Der Deutsche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzose delikat, der Italiener mäßig, der Spanier knauserig.

Im Gespräch: Der Deutsche redet wenig und schlecht, aber schreibt gut, der Engländer redet schlecht, schreibt aber auch gut, der Franzose spricht und schreibt gut, der Italiener redet gut, schreibt viel und gut, der Spanier redet und schreibt wenig, aber gut.

In der Art, sich zu präsentiren: Der Deutsche sieht aus wie ein Damian, der Engländer gleicht weder einem Narren, noch einem Weisen, der Franzose ist étourdi, der Italiener klug, sieht aber aus wie ein Narr, bei dem Spanier ist es umgekehrt.

In Gesetzen: Die deutschen Gesetze sind so so, der Engländer hat schlechte Gesetze, befolgt sie aber gut, der Franzose hat gute Gesetze, befolgt sie aber schlecht, der Italiener und Spanier haben auch gute Gesetze; jener befolgt sie nachlässig, dieser streng.

Die Weiber sind in Deutschland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sclavinnen.

Muthig ist der Deutsche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzose wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs, und der Spanier wie ein Elephant.

In den Wirthschaften ist der Deutsche ein Pedant, der Engländer ein Philosoph, der Franzose weiß von Allem ein wenig, der Italiener ist ein Professor, und der Spanier ein tiefer Denker.

Endlich (hört!) die Ehemänner sind in Deutschland Herren (?!), in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler, und in Spanien Tyrannen.

Man sieht, daß wir Deutsche uns eigentlich am wenigsten zu beklagen haben, und wenn der Verfasser nur die abscheuliche Verläumdung weggelassen, daß wir nicht zu lieben verständen, und so in den Tag hinein behauptet hätte, daß wir als Ehemänner Herren wären, so könnten wir mit unserer Charakteristik leidlich zufrieden sein.

Charakteristik. Ein altes Sprüchwort sagt:

Wenn der Däne verliert seine Grütz',
Der Franzmann den Wein,
Der Schwab' die Suppe,
Und der Deutsche das Bier:
So sind sie verloren alle vier.

Charakteristik verschiedener Nationen. (Ein Deutscher, ein Franzose und ein Engländer bei einem holländischen Maler.) Ein bekannter niederländischer Landschafts-Maler äußerte vor Kurzem, um Deutsche, Franzosen und Engländer zu charakterisiren, Folgendes: „Ich sitze eines Tages in meinem Atelier; da kommt ein Herr herein mit einer Brille auf der Nase, macht zwei, drei tiefe Bücklinge und sagt: „Guten Morgen, mein Herr!" Ich mache auch zwei, drei sehr tiefe Bücklinge. Dann sieht der Herr alle meine Bilder an, sehr langsam, sehr bedächtig, und sagt nur leise vor sich hin: „Das ist gut; das ist schön; das ist prächtig." Endlich sagt er: „Erlauben Sie, daß ich meinen Freund, Baron von A..., mitbringe?" — „Mit Vergnügen," sage ich. Dann macht der Herr wieder drei Bücklinge, noch tiefer als die ersten, und geht. Am andern Tage kommt er wieder und bringt seinen Freund, den Baron von A., mit. Sie machen nun Beide drei Bücklinge vor mir, und als sie alle Bilder betrachtet haben, sagt der Baron: „Erlauben Sie, daß ich meinen Freund, den Grafen von B., mitbringen darf?" Sie machen wieder drei tiefe Bücklinge, gehen und lassen sich nie wieder sehen. Das waren deutsche Herren. — Ein anderes Mal kommt ein kleiner Herr eilig herein und sagt: „Bon jour, Monsieur! Charmé de faire votre connaissance." Dann hält er die Lorgnette vor die Augen, sieht mein erstes Bild an und sagt: „Sehr schön! Es ist ein prächtig Stück!" Dann eilt er zu einem andern und sagt: „Das ist bewundernswerth; Sie haben die Natur übertroffen." In drei Minuten ist er fertig und hat Alles

bewundert. Dann drehet er sein Stöckchen in der Hand, stellt sich vor mir hin und sagt: „Ich mache Ihnen mein Compliment; Sie haben ein großes Talent für Landschaftsmalerei; ich werde die Ehre haben, Sie allen meinen Freunden zu empfehlen. A revoir, Monsieur!“ Ich bekomme ihn aber ebenfalls nie wieder zu Gesicht. Das war ein französischer Herr. — Ein anderes Mal höre ich mit einem Stocke stark an meine Thür pochen; ich rufe: „Herein!“ und es tritt herein ein Herr, sehr steif, der nur etwas mit dem Kopfe nickt, aber den Hut nicht abnimmt. „Kann ich Ihre Bilder sehen?“ fragt er. Ich mache meine Bücklinge und sage: „Mit Vergnügen.“ Er sagt dann gar Nichts mehr und sieht ein Bild sehr lange an. Dann geht er an ein anderes, sieht es auch sehr lange an und sagt wieder kein Wort. Dann tritt er an ein drittes und fragt: „Wie viel?“ — „Vierzig Louisd'or,“ antwortete ich. Er sagt gar Nichts, tritt zu dem vierten, sieht das sehr lange an und fragt endlich: „Wie viel das?“ — „Sechszig Louisd'or.“ Er antwortet gar Nichts, sondern sieht das Bild noch einmal sehr lange an. Dann sagt er: „Feder, Tinte und Papier!“ — Ich bringe es ihm, er setzt sich und fragt: „Wie heißen Sie?“ — Ich gebe ihm meine Karte, und er schreibt eine Anweisung von sechszig Louisd'or auf Hope, giebt sie mir mit seiner Karte und sagt: „Das Bild ist mein; hier meine Adresse; schicken Sie es mir zu. Guten Morgen!“ Darauf nickt er mit dem Kopfe, nimmt den Hut wieder nicht ab und geht. — Das war ein Engländer.“

Charakteristik. Die Hamburgerinnen sagen von einem jungen Manne, der ihnen gefällt: „Er ist ein netter Mensch!“ die Berlinerinnen: „Er ist ein feiner Mann!“ die Dresdnerinnen: „Er ist ein gutes Thierchen!“ und die Wienerinnen: „Er ist ein lieber Narr!“

Charakteristik der Franzosen und Engländer. In einer englischen Gesellschaft besten Tones war die Rede von Gas, Luftballon, Montgolfier und ähnlichen Dingen. Ein Ritter vom Orden des Hosenbandes bemerkte witzig, wie sehr natürlich es sei, daß ein Franzose zuerst das Gesetz der Flüchtigkeit (Volatilität) entdeckt habe. — „Eben so natürlich,“ versetzte der Franzose, der dabei war, „als daß ein Engländer (der Newton) das Gesetz der Schwerfälligkeit (Pesenteur) entdeckte.“

Charakter-Schilderung. Während des letzten Krieges in Spanien traten drei Soldaten, ein Deutscher, ein Albaneser und ein Zigeuner in das Gastzimmer eines Wirthshauses. Ueber dem Kamine lag eine Uhr, die allen Dreien auffiel. Als sie das Wirthshaus verlassen hatten, sagte der Deutsche: „Das war eine schöne Uhr; mir thut es leid, daß ich sie nicht kaufen konnte.“ — „Ich bedauere, daß ich sie nicht genommen habe,“ sagte der Albaneser. — „Ich habe sie in der Tasche!“ sagte der Zigeuner.

Charmant. Einem Kaufmanne war das Wort: „charmant" so zur Gewohnheit geworden, daß er sich dessen bei jeder Gelegenheit bediente. Als ihm der plötzliche Tod seiner Frau gemeldet wurde, rief er mit Thränen aus: „Charmant! charmant!"

Chateauneuf, Großsiegelbewahrer Ludwig's XIII., wurde als Knabe von neun Jahren von einem Bischof über mehrere Dinge befragt und gab treffende Antworten. Endlich fragte der Prälat: „Ich will Dir eine Orange geben, wenn Du mir sagst, wo Gott ist." — „Und ich," erwiderte der Knabe, „gebe Dir zwei, wenn Du mir sagst, wo er nicht ist."

Cherubini. Ein junger Componist, den das Publikum durchfallen ließ, wandte sich an Cherubini, um von seinem Urtheilsspruche Gerechtigkeit zu empfangen. Der alte Meister, der ein humoristischer Geradezu war, erwiderte: „Ik weiß nit, ob Sie mik versteh, ik spreken slekt, wenn nit italienisch; allein das sein slekt, slekt, sehr slekt! ab' Sie mik verstand?" — Dieß erinnert an den alten Schmidt in Hamburg, der hinter der Coulisse stand und zusah, als eine schöne junge Schauspielerin, die eben unter rasendem Beifalle abtrat, auf ihn zustürzte und ihn triumphirend fragte: „Wie spiel' ich die Rolle?" — „Niederträchtig," war die Antwort des Alten, der sich durch den Applaus nicht irren ließ.

Als Lord **Chesterfield** sehr gefährlich krank lag, bekam er einen Besuch von einem sehr schönen Frauenzimmer, das während der Unterredung schaudernd auffuhr und ausrief: „Gott! ich bin so kalt, wie der Tod!" — „Wenn das ist," versetzte der Lord, „so weigere ich mich nicht, ihn zu umarmen."

Als der Lord **Chesterfield** in Paris war, fragte ihn Voltaire in einer Gesellschaft von mehreren sehr geschminkten Damen: „Wie gefallen Ihnen die Französinnen?" — Chesterfield erwiderte ihm sogleich leise: „Ich verstehe mich nicht auf Malerei." — Voltaire schwieg, da ihm keine passende Replik einfiel; er vergaß aber dieses Epigramm nicht. Bei seiner Anwesenheit in London war er bei dem Lord eingeladen und fand dort die schönsten Damen versammelt. Sie wetteiferten, den berühmten französischen Dichter zu unterhalten. Voltaire schien die Eine davon auszuzeichnen, die ganz wider die englische Sitte Roth aufgelegt hatte. Er gerieth bald mit ihr in ein interessantes Gespräch. Chesterfield trat hinter ihn, klopfte ihm auf die Schultern und lispelte ihm in's Ohr: „Nehmen Sie sich in Acht! man wird Sie kapern." — „Sollt' ich dieses Schicksal haben, Mylord!" erwiderte ihm Voltaire leise, „so geschieht es doch nur durch ein englisches Schiff mit französischer Flagge."

Die **chinesischen** Schauspieler haben es doch eigentlich viel besser, als die europäischen. Die Chinesen halten nämlich im Theater offene Tafel, und wenn ihnen eine oder die andere Scene wohlgefällt, dann

machen sie ihren Beifall nicht mit Händeklatschen ab, sondern schicken volle Schüsseln auf die Bühne. Die Künstler essen, bedanken sich und spielen dann wieder weiter. Wie wird dagegen in Deutschland das Publikum oft von Directoren und Schauspielern abgespeis't!

Ein **chinesischer** Prinz von Geblüt ist zu Degradation und Bambushieben verurtheilt worden, weil er gegen das „Gesetzbuch der Höflichkeit gesündigt und in Gegenwart des Kaisers genies't hatte.

Chinesische Schauspieler. Schauspieler, welche durch tadelnde Recensionen für geringe Leistungen bestraft werden, beklagen sich größtentheils darüber. Was sollen cochin-chinesische Schauspieler sagen? Wenn es diesen nicht gelingt, durch ihre Leistungen einem **Mandarin** oder anderm hohen Herrn zu genügen, so wird ihnen die dortige Universalmedicin für alle Vergehungen, nämlich die Bastonade, ertheilt. Der Held des Stückes nimmt, in voller Theaterkleidung auf die Erde hingestreckt, die nachdrückliche Recension in Empfang. Nach ihm erhalten die, welche kleinere Rollen spielten, ihr verhältnißmäßiges Deputat.

Chinesisches Theater. In einem chinesischen Schauspiele: „Die Heirath des Meeres mit der Erde" erscheint am Schlusse ein großer Wallfisch, macht seine Verbeugungen und gießt endlich, gleich einem schäumenden Wasserfalle, 7—8 Tonnen Wasser auf das Publikum.

Als der Herzog von **Choiseul**, ein sehr hagerer Mann, nach London kam, um den Frieden zu unterhandeln, fragte man Karl Townsond, ob die französische Regierung die Friedens-Präliminarien gesendet habe. „Das weiß ich nicht," antwortete er, — „aber sie hat den Umriß eines Gesandten geschickt."

Cholera. Gegen einen Schneidergesellen, welcher aus mehreren Cholera-Lazarethen hinausgeworfen worden, weil er sich der guten Pflege wegen nur krank gestellt hatte, wurde die gerichtliche Untersuchung eingeleitet, und zwar — wie auf den Akten bemerkt stand — „wegen unbefugten Anmaßens der Cholera."

— Als die Cholera noch nicht in Potsdam ausgebrochen war, äußerte ein Potsdamer Einwohner, welcher sich gerade in Berlin aufhielt, seine große Angst vor der Krankheit, und bemerkte zugleich, daß vor vielen Jahren Potsdam schon einmal von einer ähnlichen Krankheit verheert worden sei. „Dann können Sie ganz beruhigt sein," erwiderte ihm der Berliner, „denn wer einmal in Potsdam war, kommt gewiß zum zweiten Male nicht wieder."

Es lebe die **Cholera!** Während der Cholera erhielten die Gefangenen auf einer Festung bessere Kost, sie ließen deßhalb aus ihrem Kerker das Geschrei erschallen: „Es lebe die Cholera!"

Der vor der **Cholera** Fliehende. Zur Zeit der Cholera in **Wien** wurde ein reicher Privatmann benachrichtigt, daß sein Kutscher schon durch mehrere Nächte in Wirthshäusern herumschwärme. Er ließ da-

her denselben rufen, und verwies ihm diese Lebensart auf das Strengste mit der Drohung, ihn, wenn ihm fernerhin dergleichen zur Last fallen würde, des Dienstes zu entlassen. „I thats wohl a nit, wann i nit müsset" entschuldigte sich der Kutscher. „Und wer zwingt Dich dazu?" fragte der Herr verwundert. „Jo, schauens', i hob ghört, daß d' Cholera die meisten Leut' bei der Nacht heimsucht, do hob i holt denkt, daß mi nit z' Haus finden möcht, bin ich in d' Wirthshäuser gangen" war die Antwort.

Chor. Der große Männer-Chor. Eine Frau schickte ihre Magd in das Theater, um ihr einen Platz aufzuheben. Es war als Introduction ein großer Männerchor angekündigt, welcher die Neugierde der Frau sehr in Anspruch nahm; trotz dem verspätete sie sich und versäumte daher diese Nummer. Als sie ihre Magd zu Hause fragte, ob dieser Männerchor wirklich so groß war, antwortete die Befragte: „O, gnädige Frau, wenn nicht so Viele daran gesungen hätten, so wären sie jetzt noch nicht fertig damit."

Cerrito. In allen Gesellschaften, in die man Fanny Cerrito in Berlin einladet, wird auch ihre zahme und kunstverständige Ziege mit eingeladen. Der Berliner Kunstenthusiasmus trägt bereits Fanny-cerritoesmeraldaziegenbartseidenhaarfingerringe.

Gute **Cigarren.** Ein Schmarotzer fragte in einem Caffeehause einen dort angetroffenen Bekannten: „Haben Sie gute Cigarren bei sich, mein Lieber?" — „O ja!" erwiderte dieser, „ich werde ihnen gleich eine vorrauchen."

Als **Cimarosa** eine Oper für das Theater in Turin geschrieben hatte, wohnten die Directoren mit der Uhr in der Hand der Probe bei, und da sie fanden, daß die Vorstellung eine Viertel-Stunde länger als gewöhnlich dauern würde, drangen sie auf die Weglassung gerade der wirksamsten Pièçe. Cimarosa mochte ihnen noch so sehr vorstellen, daß dadurch sein Werk verstümmelt würde: sie beharrten bei ihrem Entschlusse, indem sie sich auf das bestehende Gesetz beriefen. Cimarosa wendete sich an den König, der ihm sehr wohl wollte. „Aber, lieber Maestro," sprach dieser lächelnd; „das Gesetz erheischt es." „Ew. Majestät verzeihen, hier ist von Musik die Rede, und eine Viertel-Stunde mehr, sollte ich meinen, sei keine Gesetzwidrigkeit." Die Freimüthigkeit gefiel dem Monarchen, und er sprach: „Einem Cimarosa kann man schon ein Viertelstündchen schenken." Die Directoren konnten nun nichts dagegen haben, die Oper ging in die Scene, hatte den glänzendsten Erfolg, und Cimarosa sprach, zu Hause angelangt, zu seinem Kammerdiener, dem er, wie einst Molière seiner Magd, alle seine Werke zur Beurtheilung vortrug: „Haje visto che ave fatto chillo quarto d'ora di chiù?" Als er sich vor seiner Abreise von Turin beim Könige beurlaubte, sagte ihm dieser sehr viel Schmeichelhaftes über seine Musik, forderte ihn auf, nächstes Jahr

wiederzukommen, und fügte hinzu: „Nehmt Euch in Acht, an der Piemonteſiſchen Grenze wimmelt es von Räubern.“ — „Sire,“ erwiderte Cimaroſa, „höchſtens können ſie mir die Viertel-Stunde rauben, womit Ew. Majeſtät mich beſchenkt hat!“ Vittoria Amadeo lächelte beifällig, ging in's andere Zimmer und kam dann mit einer koſtbaren Doſe zurück, die er dem Maeſtro zum Andenken ſchenkte.

Civiliſation. Der Herausgeber einer neuen Reiſebeſchreibung endigt, indem er von ſeinem Schickſale bei einem Schiffbruche redet, ſeine Erzählung folgendermaßen: „Nachdem wir elf Stunden gegangen waren, ohne auch nur die Spur eines Sterblichen gefunden zu haben, wurde ich endlich, zu meiner großen Freude einen Menſchen gewahr, der an einem Galgen hing. Mein Vergnügen bei dieſem tröſtlichen Anblicke war unausſprechlich. „Gott ſei gelobt!“ rief ich aus, „wir ſind in einem civiliſirten Lande.“

Clarke. Clarke, der Tänzer, der unter der Regierung Jacobs II. und Wilhelms lebte, war ein wahrer Quälgeiſt für ſeine Schneider; denn wenn Einer kam, um ein Maß zu nehmen, ſo hatte er einen ungeheuern Höcker auf der linken Schulter, der, ſobald der Rock anverſucht werden ſollte, auf die rechte Schulter gewandert war. Der Schneider entſchuldigte ſich wegen ſeines Verſehens, nahm den Rock wieder mit, änderte ihn, und verſuchte von neuem, ihm paſſend zu machen; aber zu ſeinem großen Erſtaunen fand er ſeinen Kunden ſo gerade wie einen Pfeil. Es fand ſich eine Legion von Schneidern bei ihm ein, um ihn zu adoniſiren, aber er brachte ſie alle in Verlegenheit.

Clemens VII. Als Kaiſer Karl V. den Papſt Clemens VII. gefangen nahm, ſagte ein Witzling: „Der Kaiſer hat die ganze Rechenkunſt zu Schanden gemacht!“ — „Wie ſo?“ — „Das lehrt der Augenſchein; denn Fünf iſt jetzt mehr als Sieben.“

Cleſel. Cardinal Cleſel nahm an der Tafel des Churfürſten von Sachſen den Profeſſor Taubmann ſehr mit. Dieſer, um ſich für die unverdiente Kränkung zu rächen, fragte den Cardinal, „wie man 150 Eſel mit einem Worte ſchreiben könne?“ Nach der Erklärung des Cardinals, daß er es nicht wiſſe, ſchrieb Taubmann zum allgemeinen Gelächter auf den Tiſch: „CLeſel.“

Commando. Ein Fuhrherr, der in Berlin Bürgerwehr-Hauptmann geworden, commandirte ſeiner Compagnie: „Halt!“ Da ſie es aber überhörte, ſchickte er ſogleich ein donnerndes: „Brrr!“ nach, und die Compagnie ſtand.

Commis voyageur. Gummi elasticum (Blumenbach). Auf der ganzen Erde und auf menſchenleeren Inſeln zerſtreut; überall zu Hauſe, nur nicht zu Hauſe; reiſ't ſelten in dringenden, meiſtens in zudringlichen Geſchäften, und macht Beſuche, ohne eingeladen zu werden; weiſ't nie die Zähne, ſelbſt wenn man ihm die Thüre weiſ't, und

kann Coteletts, Beefsteaks und Grobheiten hinunterschlucken, ohne sich den Magen zu verderben. Was er Musterhaftes bei sich hat, trägt er gern zur Schau, und wenn er gereizt wird, macht er Bonmots. Daß von dieser Ordnung die Bescheidenheit erfunden worden, ist nicht leicht zu vermuthen.

Communismus. Die Communisten sind Leute, welche nichts besitzen, jedoch Alles mit den Andern theilen wollen. Man läßt die Communisten reden, allein man läßt sie nicht handeln. Es gibt deren von verschiedener Sorte. Die einen sind ehrliche Theoretiker, die andern sind unverschämte Praktiker. Unlängst schnitt einer von den letztern im Gedränge einem Herrn die beiden Frackschöße ab. Der Eigenthümer des Rockes drehte sich um und nahm den Communisten am Kragen. „Was machen Sie da?" fragte er. — „Das sehen Sie ohnehin. Ich nehme nach dem Systeme des Communismus die Hälfte Ihres Frackes." — Der Frackmensch, welcher auf einmal Spencermann geworden war, schlug sein großes spanisches Rohr am Rücken des Diebes entzwei, und sagte: „Auch ich bin ein Communist. Ich theile meinen Stock mit Ihnen. Da, nehmen Sie die Hälfte davon."

Mit der ganzen **Compagnie.** Als einst das churfürstlich sächsische Artilleriecorps seine gewöhnliche Uebungen machte, sagte General H. zu einem alten braven Hauptmann: „Sie essen heute eine Suppe bei mir." — „Befehlen Sie," fragte der Hauptmann, der etwas schwer hörte, und meinte es sei von einer Uebung die Rede, „befehlen Sie mit der ganzen Compagnie?" — „Nein, guter Alter," rief der General, „dazu habe ich nicht Löffel genug."

Complimente. Herr von Argenson sagte: „daß, seitdem er Minister sei, er nicht mehr ausgehe, und nicht ein Paar Schuhe zerrissen habe." — „Das glaube ich wohl," fiel Herr von Surguren ein, „Jedermann trägt Sie auf den Händen."

— „Ach!" sagte Marlborough zu seinen besiegten Feinden: „wenn Ihr 40,000 solcher Leute gehabt hättet, wie der da," indem er auf einen gefangenen französischen Grenadier von außerordentlich schönem Ansehen und Größe zeigte; „ich wette, Ihr wäret nicht so unglücklich gewesen." — „O Euer Excellenz," erwiderte der Grenadier, „solcher Leute haben wir mehr als 40,000 aber keinen einzigen Mann, wie Sie."

— Bei Roßbach stritt ein französischer Soldat mit der äußersten Tapferkeit und wollte sich durchaus nicht gefangen geben. „Glaubt Ihr denn," rief ihm König Friedrich II. zu, „daß Ihr unüberwindlich seid?" — „Ja, Sire!" antwortete der Soldat; „wenn Ew. Majestät mich commandirten."

— Ein junger Mann, der sich auf seiner Reise eben in Rom befand, hatte die Ehre, dem Papste vorgestellt zu werden und zum Fußkusse zu gelangen. Der Papst fragte ihn: „Haben Sie sich in

Rom gut umgesehen?" — „O ja, heiliger Vater!" antwortete der junge Cavalier; „ich habe Alles gesehen, und Nichts bleibt mir zu wünschen übrig, als daß ich noch ein Conclave sehen möchte." — „Sehr obligirt für dieses Compliment!" sagte der Papst.

Complimente. Der Herzog von Avignon fühlte sich äußerst schwach und matt und konnte sich kaum in seinem Lehnstuhle aufrecht erhalten, als eine Dame zum Besuche kam. „Verzeihen Sie, Madame, wenn ich vor Ihnen etwas Gesichter zu schneiden anfangen sollte!" stammelte der Todtkranke; „denn mein Arzt hat mir so eben gesagt, daß der Todeskampf eintreten würde." — „O ich bitte," schluchzte die Dame, — „o ich bitte, geniren Sie sich nicht im Mindesten!"

— „Wem gehört denn die kleine Mißgeburt, die dort am Ofen steht?" sagte eine Dame in einer Gesellschaft zur andern. — „Es ist meine Tochter." — „So? Ei! das ist ja ein allerliebstes Kind."

— Kürzlich ging ein Schullehrer, ein gar ordentlicher Mann, in Geschäften nach K... Am Thore begegnet ihm ein Herr, den er höflich, wie er war, grüßt, ohne ihn zu kennen. Der Herr dankt nicht, sondern bleibt stehen und fragt barsch: „Kennen Sie mich?" — „Nein." — „Warum ziehen Sie den Hut vor mir ab?" — „Kann sein, wenn ich Sie kennte, hätt' ich ich den Hut vor Ihnen nicht abgezogen." — Der Herr ging weiter und sagte kein Wort mehr.

— Der amerikanische General Foß, ein Begünstiger der Neger-Emancipation, hielt einst eine ergreifende Rede an die farbigen Bewohner. Später wurde von ihnen deßhalb dem General ein Festmahl gegeben, und einer der dunkelfarbigen Anwesenden, der einen Toast auszubringen hatte, wollte zu verstehen geben: der General hege, obgleich er ein Weißer sei, die größte Theilnahme für die Schwarzen. Er stand deßhalb auf und rief: „Der Herr General Foß! Er hat eine weiße Haut, aber ein sehr schwarzes Herz."

— Zwei junge Leute gingen an einer jungen Dame vorüber. „Sieh' da!" sagte Einer davon, „die schönste Frau, die mir noch begegnet ist!" Diese kehrt sich um und erwidert dem häßlichen jungen Manne mit einem spöttischen Tone: „Wohl wünschte ich, mein Herr! aus Erkenntlichkeit ein Gleiches von Ihnen sagen zu können." — „Wie," versetzte unser Galan ärgerlich, „können Sie denn nicht so gut lügen, wie ich?"

— Eine schon etwas bejahrte Schauspielerin hatte in einem Stücke die erste Rolle mit vielem Beifalle gespielt. Am Abend nach der ersten Vorstellung machte man ihr in einer Gesellschaft sehr viele Complimente über ihr treffliches Spiel. Bescheiden sagte sie: „Um diese Rolle vollkommen zu spielen, muß man jung und schön sein." — „O," sagte Jemand, der ihr etwas recht Galantes sagen wollte,

„das ist nicht erforderlich. Sie haben die Rolle meisterhaft gespielt, und sind doch gerade das Gegentheil."

Complimente. Einer begrüßte seinen Freund, den er lange nicht gesehen hatte, mit den Worten: „O Gott! wie lange habe ich jetzt schon die Ehre gehabt, Sie nicht zu sehen!"

— Alles war lustig und fröhlicher Dinge, nur ein Herr saß ganz düster in sich gekehrt. — „Sie scheinen heute übel gelaunt?" bemerkte ein Bekannter von ihm. — „I nu," erwiderte der Grillenfänger, „ich gebe meinen Gedanken Audienz." — „Ach!" versetzte der Freund, „wer wird sich mit solchen Dalkereien den Kopf zerbrechen!"

Concert. Die Concerte sind jetzt eine Krankheit aus dem ff, — sie erscheinen in Fasten und im Frühlinge, um diese Zeit grassiren viele Krankheiten: Blattern, Scharlach, Friesel, Masern und Concerte. Es ist aber eine sonderbare Krankheit, die Concert-Krankheit; je mehr sie einnimmt, desto öfter wird sie recidiv und kommt wieder.

Condé. Die französische Akademie setzte einen Preis von 1000 Thalern für Denjenigen aus, der ein kleines Gedicht auf die vielen Siege und trefflichen Eigenschaften des Prinzen Condé verfertigen würde, das man zur Inschrift für das Thor des Schlosses von Chantilli brauchen könnte; ein Gascogner machte darauf folgenden vierzeiligen Vers:

Für so viel Ruhm und Tugenden zu feiern,
Solch' Heldenthum im Frieden, wie im Krieg',
Nur tausend Thaler? — Wie? Ich muß betheuern,
Das heißt ja kaum fünf Sous für einen Sieg!

Der Prinz, dem dieses Epigramm zu Ohren kam, freute sich so sehr darüber, daß, da es als Inschrift nicht benutzt werden, und also auch der Verfasser den Preis nicht erhalten konnte, er doch dem Gascogner aus seiner Chatoulle tausend Thaler zur Belohnung dafür zahlen ließ.

— Der Prinz von Condé fragte eine Magistratsperson, die ihn bewillkommnet hatte: „Wer seid Ihr?" — „Gnädiger Herr!" erhielt er zur Antwort, „ich bin der zweite Bürgermeister." — „Aber ich dächte, es würde sich für den ersten Bürgermeister nicht übel geschickt haben, diese Verrichtung über sich zu nehmen." — „Das ist wohl wahr," versetzte der Deputirte; „aber Sie müssen ihm dießmal schon verzeihen, gnädiger Herr; denn er ist gestern Abend gestorben."

— Als Condé nach einer gewonnenen Schlacht unter dem Frohlocken aller Einwohner seinen Einzug hielt, fragte ihn ein französischer General, der auf den Ruhm des Prinzen sehr eifersüchtig war: „Was werden nun die Neider Ihres Ruhmes sagen?" — „Ich weiß es nicht," antwortete Condé; „eben wollte ich Sie darnach fragen."

Vortheile einer **Contumaz.** Ein Mann, der eine ſehr ſchlimme Frau hatte, äußerte gegen einen ſeiner Freunde: „er wolle ſich mit ſeiner Ehehälfte in eine Contumaz begeben, weil er erfahren habe, daß daſelbſt Mann und Frau getrennt würden.“

Unſere **Converſation** beſteht aus Folgendem: Einer erzählt eine Sache, die er weiß, einem Andern, der die Sache auch ſchon weiß; ein Dritter hört zu, der die Sache ſchon längſt weiß, und erzählt einem Vierten, von dem er weiß, daß er das Ding auch ſchon lange weiß, daß dort Etwas erzählt wird, was die ganze Welt weiß. Man ſieht alſo, daß in unſerer Converſation Nichts betrieben wird, als reine Wiſſenſchaft. S.

Die **Confiscirung.** Auf einer öffentlichen Warnungs-Tafel las ich folgende Inſchrift: „Es wird verboten, an dieſem Platze Unrath auszuleeren, bei ſonſtiger Confiscirung.“

Die **Conjugation.** Graf Segur erzählt in ſeiner „Galerie morale“ folgende Anekdote: Ein Herr Duperron ſaß eines Tages in einem Kaffeehauſe; da tritt ein großer Menſch herein, läßt ſich eine Taſſe Kaffee geben und mißt die Eintretenden mit einem durchbohrenden Blicke, giebt auch genau auf jede Rede Acht. Duperron beobachtet ihn eine Zeit lang, vergißt ihn aber bald und lieſ't ſeinem Nachbar einen Artikel aus der Zeitung vor, wo es heißt: „Ein außerordentlicher Rieſe und ein außerordentlicher Zwerg ſind in Paris angekommen.“ Darauf ſagte der vorbenannte große Mann: „Ich komme an, du kommſt an, er kommt an; wir kommen an, ihr kommet an, ſie kommen an.“ Duperron ſteht auf und fragt den Sprecher: ob er ihm Etwas ſage? — Antwort: „Ich ſage, du ſagſt, er ſagt; wir ſagen, ihr ſaget, ſie ſagen!“ — „Wollen Sie meiner ſpotten?“ fragte Duperron. — „Ich ſpotte, du ſpotteſt, er ſpottet; wir ſpotten, ihr ſpottet, ſie ſpotten!“ — „Das iſt zu arg, wir werden ein wenig hinaus gehen.“ — „Ich gehe, du gehſt, er geht hinaus; wir, ihr, ſie gehen hinaus.“ — Beide gingen von dannen. — „Wir werden uns ſchlagen!“ fuhr Duperron fort. — „Ich werde mich, du wirſt dich, er wird ſich ſchlagen, u. ſ. w.“ — Kaum fechten ſie, ſo hatte der fremde Mann auch ſchon ſeinen Degen in Duperron's Arm ſitzen. — „Sind Sie zufrieden?“ fragte dieſer, ſich zurückziehend. — „Ich bin zufrieden, du biſt zufrieden, er iſt zufrieden“ u. ſ. w. — Duperron war jetzt abgekühlt. „Mein Herr! ſo bitte ich um die Gefälligkeit, mir Ihr räthſelhaftes Benehmen zu erklären.“ — „Gern!“ antwortete der Fremde in gebrochenem Franzöſiſch. „Ich bin ein Holländer, und Ihre Sprache wird mir unendlich ſchwer; mein Lehrer hat mir daher gerathen, ſo oft ich kann, franzöſiſch zu declíniren und zu conjugiren!“

Cardinal **Conſalvi** ward einige Jahre vor ſeinem Tode von einer chroniſchen Krankheit befallen. Die Aerzte riethen ihm, ſich der Ruhe zu überlaſſen, wenn er die Krankheit nicht vermehren wollte. — „Wie

lange könnte ich denn da wohl noch leben?" fragte der Cardinal. — „Vielleicht noch acht bis zehn Jahre," war die Antwort. — „Und wenn ich so fort arbeitete, wie bisher?" — „Höchstens vier bis fünf Jahre." — „Sehr wohl, meine Herren!" sagte der Cardinal, „ich werde also lieber fortarbeiten; denn fünf benutzte Jahre wiegen dreimal so viel müßige auf."

Ein ärztliches **Confilium** ist für den Kranken die Hoffnung einer baldigen Freisprechung aus der Lehr- und Prüfungszeit des Lebens.

Der **Consonant**. Ein junger Gelehrter kam einst zu einer Dame, um ihr einen Besuch zu machen, als sie eben mehrere ihrer Freundinnen zum Thee bei sich hatte. Sie nöthigte ihn zu bleiben, und er nahm Platz. Die Unterhaltung der Damen war sehr lebhaft, aber sie drehte sich bloß um Modeputz und dergleichen. Er blieb also ein stummer Zuhörer. Endlich sagte die Wirthin zu ihm: „Aber warum sind Sie so stumm?" — „Wo so viele Vokale sind," versetzte er, „dürfen auch Consonanten nicht fehlen."

Conterfei. Neulich erschien ein Roman in Paris, in welchem ein gewisser Jemand sich leibhaftig abconterfeit finden wollte; er fand sich dadurch auf's Höchste beleidigt und forderte von dem Verfasser Genugthuung für diesen Schimpf. Wenn der Mann Recht gehabt hätte und ihm wirklich ohne sein Verschulden übel mitgespielt worden wäre, so möchte ihm schwerlich Jemand diese Reclamation verargen. — „Ich bin bereit, Ihnen eine vollständige Genugthuung zu geben," antwortete der Verfasser des Buches, „aber ich mache zur ausdrücklichen Bedingung, daß Sie schriftlich erklären, Sie wären überzeugt, daß alle Züge der Figur, welche ich gezeichnet habe, auf Sie anwendbar seien." — „Darauf soll mir's nicht ankommen," antwortete der Kläger, blind vor Leidenschaft. Er nahm eine Feder und stellte den Revers aus. — „Gut, gut!" antwortete darauf der Schriftsteller; „nun frage ich jeden Mann von Ehre, ob ich mich mit einem Menschen schlagen kann, der sein leibhaftiges Gesicht in einem so abscheulichen Bilde, wie ich es entwarf, wieder erkennt." — Verwirrt und niedergeschlagen machte sich der Beleidigte davon.

Der Prinz von **Conti** hatte einen kleinen Höcker. Auf einem Maskenballe hatte sich Jemand eben so vermummt, wie der Prinz, und auch den Buckel eben so ausgestopft, und hatte die Unverschämtheit, sich stets in der Nähe des Prinzen zu zeigen. — „Wer bist Du, Maske?" fragte ihn der Letztere. — „Der Prinz von Conti," war die Antwort. — Der Prinz nahm die Larve vom Gesichte und erwiderte sehr gelassen: „Wie man sich irren kann! Schon seit zwanzig Jahren glaubte ich, daß ich es wäre!"

Der Prinz von **Conti** war immer ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes gewesen; als er aber älter und kränklich wurde, suchte

er diese Neigung zu unterdrücken. „Es ist Zeit," sagte er, „daß ich auf meinen Rückzug denke; ehedem nahm man meine Artigkeiten für Liebeserklärungen auf, jetzt hält man meine Liebeserklärungen nur noch für Artigkeiten."

Conto. Dem Requisiteur eines Theaters wurde bei der Vorstellung „Faust" ein plattirter Becher entwendet. In völliger Niedergeschlagenheit klagte er dem Regisseur seinen Verlust, mit der Bitte, ihm zu erlauben, denselben auf das Requisiten-Conto setzen zu dürfen, damit ihm der Schaden von Seite der Direktion vergütet werde. Der Regisseur, der die Angst des armen Teufels sah, bewilligte es, und dieser schrieb sofort in das Conto: „Ein plattirter Becher, mit Vorwissen des Herrn Regisseurs gestohlen — 3 Gulden."

— Ein Uhrmacher, der den zerbrochenen Zeiger an der Thurmuhr reparirt hatte, reichte folgendes Conto ein: „Auf Befehl eines hohen Magistrates ist der große Zeiger an der Thurmuhr zerbrochen, macht 15 kr."

— Ein Forstrath hatte das seltene Glück, einen jagdbaren Hirsch gut weidmännisch zu erlegen. In der Freude seines Herzens sandte er die Haut sogleich zum Gerber, um sich daraus ein Andenken verfertigen zu lassen. Bald darauf erschien auch der treuherzige Gerber mit seiner gelungenen Arbeit und überreichte zugleich seine Rechnung, welche wörtlich also lautete: „Sr. Gnaden, dem Herrn Forstrath N. N. das Fell gegerbt, kostet 25 Gr."

Contrebande. Mademoiselle C. hatte die Unvorsichtigkeit, einem Reisegefährten auf der Diligence das Geheimniß anzuvertrauen, daß sie einen zu Brüssel erkauften Spitzenshawl unter dem Corset verborgen habe, um ihn mit Sicherheit über die französische Grenze durchschmuggeln zu können. Während nun die Diligence bei der Douane von den Officianten durchsucht wurde, stieg ein etwas corpulenter Herr aus dem Wagen und verfügte sich auf das Douanen-Bureau. Bald darauf kehrte er mit einem Beamten zurück, welcher Letztere höflichst Demoiselle C. bat, sich einer Visitation im Bureau zu unterwerfen, zu welchem Ende seine Frau sie dort erwarte; der Spitzenschleier ward gefunden, confiscirt, und die junge Dame mußte noch obend'rein Strafgeld bezahlen. — Als man eine ziemliche Strecke weit gefahren war, und die unglückliche Bestrafte fortwährend über den muthmaßlichen Verräther sich in den bittersten Vorwürfen ausließ, unterbrach sie endlich ihr dickbeleibter Reisegefährte mit den Worten: „Lohnt sich's doch der Mühe nicht, Mademoiselle! um so einen unbedeutenden Shawl so viel Aufhebens zu machen; ich, der ich Sie angegeben habe, bin mit mehr als 80.000 Franken Spitzen auswattirt; zum Scheine des Gerechten habe ich zu meiner eigenen Sicherheit ihr Geheimniß gemißbraucht. Nichts ist billiger, als daß ich meiner Retterin Schaden-Ersatz gebe. Auf der nächsten Station, wo ich meine schlanke Gestalt

wieder annehmen werde, will ich das Vergnügen haben, Ihnen einen Shawl zu überreichen, der den Ihrigen weit übertreffen soll."

Contrebande. „Wie kommt's doch?" fragte eine Engländerin einen einfältigen schottischen Edelmann, den sie in London fand, „daß die Schottländer, die man außerhalb ihres Vaterlandes antrifft, gewöhnlich gescheidtere Leute sind, als diejenigen, die daheim bleiben?" — „O, das liegt am Tage," antwortete Jener. „Bei jedem Ausgange sind Leute hingestellt, die darauf sehen, daß zur Ehre des Landes nur gescheidte Leute hinausgehen." — „Wenn das ist," sagte die Engländerin zu einer Freundin, „so mag der Herr wohl als Contrebande eingebracht worden sein."

— (Das Ferkel in der Wiege.) Ein Fleischer in der Gegend von Chateauroux hatte neulich zwei Ferkel gekauft, aber nur für eins den gesetzlichen Eingangszoll bezahlt. Er erfährt indeß, daß man den Betrug entdeckt habe, und die Zollbeamten eine Haussuchung bei ihm vornehmen würden. Unser Mann aber ließ sich nicht in Verlegenheit bringen, sondern legt eins der Ferkel, das er eben abschlachten will, in eine Wiege, zieht die Gardinen vor, und als die Zollbeamten kommen, finden sie den Fleischer schaukelnd und das Ammenliedchen trillernd. Sie laden ihn ein, bei der Haussuchung zugegen zu sein, er aber schaukelt fort und jammert über die Krankheit seines Kindes, das er nicht verlassen dürfe. Einer der Zollbeamten will seine Stelle an der Wiege vertreten. „Gut, aber schaukelt leise, wenn ich bitten darf — so, ohne Erschütterung — so ist es recht; öffnet aber ja die Gardinen nicht; wenn euch das Kind bemerkte, so würde es schreien, und der Arzt hat mir besonders empfohlen . . ." — „Seien Sie ohne Sorge, es kennt mich schon, und gehen Sie nur — schlaf, Kindchen, schlaf, Dein Vater hütet die Schaf." Wie man sich denken kann, war die Haussuchung vergebens, und als die Zollwächter gingen, meinten sie zum Fleischer, da hätte ihnen doch Einer einen Streich gespielt.

— In Caen wurden kürzlich die Zollbeamten von einem listigen Menschen auf eine Weise hintergangen, die ihnen vielen Spott zugezogen hat. Ein Schlächtergesell, welcher außerhalb des Thores ein Kalb gekauft, bat den Verkäufer auf eine halbe Stunde um seinen großen Hund und ließ das Kalb zum Pfande: der Hund wurde in einen Sack geschnürt, und der Schlächter nahm den Sack auf den Rücken. Am Thore wurde er angehalten. Der Schlächter sagte, er habe nichts Steuerbares, sondern einen Hund in dem Sacke. Man wollte dieß nicht glauben, der Sack wurde geöffnet, und zum großen Schrecken der Zollwächter sprang der große Hund heraus und lief, froh, aus seinem Gefängnisse entkommen zu sein, spornstreichs zum Thore hinaus. Der Schlächter eilte nach und kam bald darau mit seinem gefüllten Sacke wieder zurück. Dießmal war das Kalb darin,

aber keiner der Zollbeamten dachte daran, wieder nachzusehen, und die Wette - denn darauf soll es lediglich angekommen sein —, war gewonnen.

Die einträgliche **Contrebande.** Ein armes Mädchen passirte oft die Douanen-Linie bei C. mit einem Kinde an der Brust. Endlich wurde es verrathen, daß das Kind mit verbotenen köstlichen Stoffen umwickelt war. Die Douaniers paßten nun genau auf, aber das Mädchen kam nicht wieder. — Ein anderes Mädchen dagegen, die ihr Kind gern auf gute Art los sein wollte, kam bald darauf mit demselben an die Linie, that sehr furchtsam und wurde angehalten. Man nahm ihr das Kind, sie selbst aber entkam unter der Menge der herzugeeilten Menschen. Begierig untersuchten nun die Herren ihre Beute, fanden aber Nichts, als einen recht gesunden starken Jungen, den sie nunmehr erziehen lassen mußten, und welchem sie zum Andenken den Namen Pierre Contrebande beilegten.

Cook. Die Entdeckungen des großen englischen Seefahrers Cook verdankt man einem besonders marquirten Schilling. Der junge Cook war Lehrbursche in einem Krämerladen in einer kleinen Fischerstadt. Der Krämer vermißte einmal Geld aus der Schublade seines Ladentisches, und um den Dieb aufzufinden, zählte er eine gewisse Summe hinein, worunter er absichtlich einen eigenthümlich gezeichneten Schilling that. Tags darauf war dieser Schilling fort, und der Krämer sagte dem jungen Cook auf den Kopf zu, daß er ihn habe. Dieser gestand es auch, sagte aber, daß er dafür einen andern Schilling hineingelegt habe, was auch seine Richtigkeit hatte; allein der Lehrbursche fühlte sich so sehr gekränkt, daß er davonlief und in einem Kohlenschiffe als Cajütenjunge seine Seemanns-Laufbahn begann.

Der berühmte Schauspieler **Cooke** gab eines Abends den Fremden im Theater zu Dublin. Als er die Bühne betrat, waren in seinem Antlitze Zeichen einer heftigen Aufregung bemerkbar; die Versammlung hielt dieß für eine Folge eines durchdachten Spieles; Diejenigen aber, welche seine Schwäche kannten, schrieben seine Aufregung mit Recht einem Rausche zu. Als der Beifallssturm endete, brachte der Künstler mit Mühe die Worte hervor: „Jene Hütte dort, — jene Hütte!“ dann schlug er sich vor die Brust und Stirn und schritt dem Anscheine nach in heftiger Gemüthsbewegung auf der Bühne auf und ab. Auch dieses ward für ein meisterhaftes Spiel gehalten und mit Jubelruf und Applaus belohnt. Endlich, nachdem Cooke mehrere drohende Blicke auf den Souffleur gerichtet hatte, welcher ihm, jedoch nur vergeblich, das Wort anschlug, trat er vor und redete in abgebrochenen Sätzen, wie es schien, auf das Tiefste bewegt, folgendermaßen zum Publikum: „Meine Herren! Sie sind ein merkantilisches Volk und kennen den Werth des Geldes. — Tausend Pfund — mein Alles — ich borgte sie einem Freunde, gingen mir so eben verloren! — Mein einziger

Sohn überdem — haben Sie Nachsicht mit den Gefühlen eines Vaters — ein braver Junge, wie je einer für die Sache seines Vaterlandes focht, er ward getödtet — vor wenigen Stunden empfing ich die Trauerkunde — mein einziger Trost ist, daß er für seinen König starb!" — Hier versagte ihm seine Stimme, er bedeckte sein Gesicht mit seinem Tuche und verließ schwankend die Bühne. — Die innigste Theilnahme für den Mann erfüllte die ganze Versammlung. Die Wahrheit aber war, daß Cooke nie, weder tausend Pfund, noch einen Sohn besessen, und da er in seiner Rolle durchaus nicht weiter konnte, jenes Märchen nur erfunden hatte, um sich unter einem guten Vorwande fortmachen zu können. Er ward in einem Tragsessel nach Hause geschafft, und ein anderer Schauspieler mußte seine Rolle übernehmen.

Copir-Fehler. Ein Capellmeister, der viel Noten copiren ließ, bezeichnete seinem Abschreiber immer die Anfangsworte der Arie und die Stunde, wann er die Abschrift haben müsse. So fand sich eines Tages:

„Laß sie fließen die Thränen der Wonne" —
bis morgen gegen neun Uhr.

Copisten-Aufmerksamkeit. Ein auf Canzleien ergrauter Copist verrichtete zuletzt sein Geschäft ganz mechanisch, ohne daß die Seele dabei betheiligt war. Er wußte niemals, was er copirte. Ein spaßhafter Rath ließ ihn einmal ein Papier, worin er selbst nach Vor- und Zunamen zum Tode verurtheilt war, dreifach abschreiben. Als Dieser das dritte Mal fertig war, bemerkte er ganz trocken: „Ich glaube, darin handelt sich's bei Einem um den Kopf!"

Des Copisten Schuld. Ein Dichter gab ein dramatisches Werk zum Abschreiben. Als er es zurückbekam, machte der Copist die Bemerkung, daß vorliegendes Stück keinen Theater-Abend ausfüllen würde. Der Dichter, der nicht gern einem Andern Recht ließ, war darüber frappirt, nahm schnell die Copia in Augenschein und sprach im ärgerlichen Tone: „Ja, wenn Sie so kleine Buchstaben machen, kann's freilich nicht lange dauern."

Corporal. „Herr Corporal!" redete ein dummer Bauer einmal einen General an. — „Ich bin General," corrigirte ihn dieser. — „Nun, nun!" rief der Bauer, „Nichts für ungut. Was der Herr noch nicht ist, kann er noch werden."

Lakonische **Correspondenz.** Ein Quäker, um sich bei einem Freunde in London zu erkundigen, was es Neues gebe, ließ folgenden Brief an ihn abgehen:

Philadelphia, 2. Jänner 1835.

Freund!

?

unterzeichnet: John K.....

Worauf der Freund antwortete:

London, 26. Februar.

Freund!

O

unterzeichnet: B. W.

Portofreie **Correspondenz**. Seit mehreren Jahren hatte man auf dem Central-Postamte zu Paris die Bemerkung gemacht, daß alle drei Monate von der sibirischen Grenze ein Brief unter der Adresse eines Polen, und natürlich mit bedeutenden Portokosten belastet, in das Postamt-Bureau einlief. Gewöhnlich blieb der Brief einige Tage liegen, ohne von Jemanden abgefordert zu werden; dann kam ein Mann von martialischem Ansehen und legitimirte sich als die auf der Adresse benannte Person. Der Postbeamte nahm keinen Anstand, den Brief zu verabfolgen, und nannte dabei Portobetrag. Der Pole nahm, seine Börse ziehend, den Brief und betrachtete die Aufschrift mit großer Aufmerksamkeit; nach dieser Untersuchung, welche eine sichtbare Rührung auf seinem Gesichte hervorbrachte, gab er den Brief zurück, steckte schnell seine Börse wieder ein und sagte, auf der Adresse stehe allerdings sein Name, der Brief sei aber nicht an ihn. Ein solcher Vorfall, welcher sich durch mehrere Jahre und immer unter ganz gleichen Umständen erneuerte, mußte endlich die Aufmerksamkeit der Postverwaltung erregen. Nach Verlauf der gesetzlichen Frist wurden die Briefe geöffnet, aber die Couverts enthielten nur weißes Papier. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Der Vater, der Oheim und drei Brüder des Polen waren in Folge der Ereignisse des Jahres 1831 nach Sibirien verbannt worden. Um das theuere Briefporto von Sibirien nach Paris zu ersparen, schrieb jedes Mitglied der verbannten Familie ein Wort auf die Adresse, so daß also der in Paris befindliche Angehörige, welcher die Handschrift seines Vaters, seines Oheims und seiner Brüder kannte, sich durch das Lesen der Adresse überzeugen konnte, daß seine Verwandten noch lebten. Der Poststempel beurkundete jedesmal ihren Aufenthaltsort.

Correspondiren. Als neulich ein Mädchen, das sich selbst zu den Gebildeten zählte, gefragt wurde, ob sie mit ihrem Bruder, der bei einer ambulanten Bühne als Schauspieler engagirt ist, correspondire, antwortete sie sehr naiv: „Ja Gott bewahre, wir schreiben uns blos!“

Corrigirung. Ein Fremder erzählte mir, als er auf der letzten Poststation vor Wien sich gegen den Postillon geäußert habe: die Gegend sei hier doch recht romantisch, habe dieser sehr höflich den Hut abgezogen und geantwortet: „Verzeihen Ew. Gnaden, sie ist österreichisch.“

— „Wieland's „Oberon“ ist ja doch in Alexandrinern geschrieben,“ sagte Jemand in einer Gesellschaft. — „Nein,“ antwortete ein vorschneller Ignorant, „in Gotha.“

Corrigiren. In einer Gesellschaft verschiedener Landsleute that sich besonders ein Berliner Großsprecher hervor, dessen kleine, schiefgewachsene und bucklige Figur aber zu seinem hochtrabenden Mundwerk den grellsten Contrast bildete. Da er unter Anderem besonders oft das Sprichwort wiederholte: „Jott corrigire mir!“ so sagte ein Oesterreicher halblaut zu seinem Nachbar: „No, ich dächt', an dem wär' so viel z' corrigiren, daß es ehenda davor stünd, wenn der liebe Herr Gott an Neuen machet.“

Noble **Corrigirung** eines Berliners. Ein Berliner, der Raimund's „Alpenkönig“ im Leopoldstädter Theater in Wien gesehen hatte, war mit der Aufführung des Ganzen zufrieden; nur, äußerte er sich, sollte das Lied: „So leb' denn wohl, du stilles Haus,“ von dem man so viel Aufhebens mache, viel nobler sein, nicht wie im Urtexte:

So leb' denn wohl, du stilles Haus!
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus;
Und fänden wir das größte Glück,
Wir denken doch an dich zurück.

Es sollte heißen:

So leb' denn wohl, du still Jebäude!
Wir zieh'n hinaus janz ohne Freude;
Und fänden wir auch ein Plässir,
Wir dächten doch retour an dir. Gr.

Corvisart, Bonaparte's berühmter Leibarzt, war in seiner Jugend der erste Arzt in Paris, der keine Perrücke trug. Er wurde der geistvollen Mad. Necker von ihrem Hausarzte zu einer Stelle an einem Hospiz vorgeschlagen. Als er ihn vorstellte, kam es ihr so wunderbar vor, einen Doctor ohne Perrücke zu sehen, daß sie sich nicht überreden konnte, ihn für einen Arzt zu halten. Endlich ließ sie sich zwar gefallen, ihm die Stelle des Arztes am Hospiz zu verschaffen, aber unter der Bedingung, daß er eine Perrücke tragen müße. Corvisart konnte sich nicht entschließen, sein natürliches Haar aufzugeben, und — kam um die Stelle.

— Napoleon, welcher so sehr den Schlagfluß fürchtete, fragte eines Tages Corvisart, seinen Arzt, um eine positive Ansicht über diese Krankheit. — „Sire!“ antwortete ihm der Arzt, „die Apoplexie ist immer gefährlich, allein sie hat vorläufige Symptome. Es ist selten, daß die Natur zu Boden schlägt, ohne früher zu mahnen. Ein erster Anfall, beinahe immer leicht, ist eine kostenfreie Citation; ein zweiter, stärkerer, eine Citation mit Kosten; ein dritter ist ein Verhaftsbefehl.“ Er selbst lieferte einen traurigen Beweis von der Wahrheit seiner Behauptung.

Coulissen haben Aehnlichkeit mit geheimen Schlichen und Kunstgriffen, sie interessiren nämlich, wie diese, durch Nebel und Täuschung so lange, bis man dahinter kommt.

Cour brauchen und — machen. Ein frohsinniger Mann ward in einem Badeorte an der Tafel des Gasthauses, bei welcher er sich eben mit seiner schönen Nachbarin unterhielt, von einem alten Herrn gefragt: ob er die Cour brauche? — „Nein," versetzte der Erstere, „ich mache sie lieber" (die Cour nämlich.)

Cour machen. Der Deutsche übersetzt das französische Cour mit Hof und unterscheidet doch bedeutend zwischen Cour und Hof — machen. Alten, ehrwürdigen Damen macht er den Hof, jungen, liebenswürdigen Mädchen die Cour.

Courier (Eilbote, Schnellbote). Die Frau eines Juden hatte ihren Ehemann, wider sein Erwarten, schon im fünften Monate nach vollzogener Ehe, mit einem Söhnlein beschenkt. Er schüttete darüber sein bekümmertes Herz gegen einen andern Juden seiner Bekanntschaft aus. — „Was hat's denn auf sich?" versetzte dieser. „Dein Sohn wird einmal ein guter Courier werden."

Robert **Cox**, ein Schauspieler zur Zeit Carl's I., verschmähte nicht, in Landstädten auf Märkten und Messen sich in seiner Kunst zu zeigen, und trat bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich in von ihm selbst gedichteten Farcen auf. In einer derselben führte er die Rolle eines Hufschmiedes mit solcher Wahrheit durch, daß einer der Zuschauer, ein Hufschmied aus London, ihm nach dem Theater eine Stelle in seiner Schmiede anbot und ihm sogar zwölf Pence über den gewöhnlichen Wochengehalt versprach. Die Kunst war damals anspruchloser und ließ sich auf eine treue Darstellung des Lebens ein. Unsere heutigen Schauspieler dagegen würden größtentheils die Rolle eines Hufschmiedes dermaßen idealisiren, daß gewiß kein ehrlicher Schmied es wagte, ihnen zwölf Pence wöchentlich, Zulage anzubieten.

Crates, der Thebaner (ein Cyniker), wurde gefragt, welchen Nutzen ihm die Philosophie verschafft hätte. — „Diesen," sagte er, „daß sie mich lehrte, bei Bohnen ohne Sorge zu leben."

Der Trauerspieldichter **Crebillon** hatte eine besonders zärtliche Zuneigung zu den Hunden; er las alle die auf, welche er auf der Straße fand, und steckte sie unter seinen Mantel. Alle fanden eine gastfreundliche Aufnahme bei ihm, mochten sie schön oder häßlich sein, aber er verlangte von jedem, daß er ein Kunststück lerne; hierzu hatte er eine bestimmte Zeit festgesetzt; war diese vorbei und der Hund hatte Nichts gelernt, so nahm er ihn wieder unter seinen Mantel und trug ihn an die Stelle, wo er ihn gefunden hatte. Mit Seufzen wandte er die Augen von ihm weg und überließ ihn seinem Mißgeschicke.

Man fragte einst **Crebillon**, weßhalb er das Schreckliche zum Stoffe seiner Tragödien gewählt habe. — „Mir blieb keine Wahl übrig," versetzte er; „Corneille hat mir den Himmel, Racine die Erde weggenommen; mir blieb weiter nichts übrig, als die Hölle."

Credit — ein schönes Wort! Das Ideal aller Verschwender. Nur Schade, daß Leute, die Credit haben, Jene um den Credit bringen, welche Credit verdienen.

— Zu dem bekannten Berliner Witzling St. kamen, als er noch ein Modewaaren-Geschäft hatte, Kleinhändler aus der Provinz, die von einer Messe zur andern Waaren auf Credit entnahmen, deren höchste Betragssumme jedoch zehn Thaler waren. Zwei solche Händler aus Bernau hatten einst Jeder ein Dutzend bunter Kattuntücher entnommen. Als sie Abends in ihrem Gasthause sich von ihren Einkäufen erzählten, zeigte es sich, daß St. dem Einen dieselben Tücher mit sieben Thalern für das Dutzend notirt hatte, für welche dem Andern nur sechs Thaler aufgesetzt waren. Sofort eilte Jener zu St. und stellte ihn darüber zu Rede, daß seine Rechnung einen Thaler höher sei, als die seines Landsmannes. — „Das kann Ihnen ja nur schmeichelhaft sein," versetzte St. „Jener hat bei mir keinen so großen Credit, wie Sie."

Credit ist besser als baares Geld. Ein Fremder kam in eine große Stadt, wo er sich länger aufzuhalten gedachte; da aber sein ganzes Vermögen nur in fünfzehn Gulden bestand, war es ihm um die Bestreitung seiner Aufenthaltskosten etwas bange, und er beschloß daher, der Sicherheit wegen, nicht nur in dem ersten Gasthofe einzukehren, sondern auch dort einen Credit zu eröffnen, der die sechs bis acht Wochen ausreichen mußte, vor deren Ablauf er auf die mit Bestimmtheit zu erwartende Summe nicht rechnen durfte. Um sich nun diesen Credit zu begründen, ließ er sich an dem Morgen seiner Ankunft von dem Kellner einen Zehnguldenschein wechseln, den einzigen, den er in seinem Vermögen hatte; im Laufe des Tages aber wechselte er sich irgendwo einen neuen Zehnguldenschein ein, den er dann am folgenden Morgen unter Klagen, wie viel Geld man an einem so theuern Orte ausgebe, abermals bei dem Kellner gegen kleines Geld umsetzte. Und so trieb er die Wechselei Tag für Tag fort, oft an einem Tage zwei Mal, und natürlich hatte der Kellner bei einem Herrn, der täglich bloß so viel Taschengeld verbrauchte (denn alle Bedürfnisse ließ er sich, aus sehr natürlichen Gründen, in dem Hôtel selbst verabreichen), nicht das geringste Mißtrauen, und die Zeit, wo er wirklich zahlen konnte, kam heran, ohne daß er einmal die Rechnung bekommen hätte; denn Wirth und Kellner waren gleich froh, einen solchen Gast recht lange zu behalten.

Crispin von P a ß, ein Kupferstecher, nahm nicht gern Portraits großer Herren und Fürsten, nach ihrem Tode, und Contrefaits gelehrter Männer bei ihrem Leben in Kupfer zu stechen an. Als man ihn fragte, warum er dieses thue, sagte er: „Weil man die Fürsten nicht viel achtet n a c h ihrem Absterben, und die Gelehrten nicht bei ihren Lebzeiten."

Croatisch = Französisch. Zur Zeit der französischen Herrschaft in Croatien suchte ein Edelmann in D.....o bei Agram sein ganzes Haus zu französiren. Als er einst französische Officiere zur Tafel zog, wollte er diese Franzosenliebe dadurch aussprechen, daß er seinem aufwartenden Bedienten sagte, er habe immer auf den Ruf Jean zu erscheinen. Als nun Jean aufwartete, bedankte sich ein Officier für den hingereichten Teller mit bien obligé. Jean, der nur außer seinem Namen nichts Französisches verstand, riß ihm den Teller aus der Hand und fing an ihn abzulecken, — da oblize im Croatischen, so wie im Böhmischen „ablecken" heißt. Als ihn nun der Herr unter allgemeinem Gelächter der Gäste zurecht wies, erwiederte er, „der Herr Franzose hätte es verlangt."

Cromwell. In der Schlacht von York im Jahre 1644 hatten die Royalisten anfänglich die Oberhand. Cromwell, der es gewahr wurde, riß sich aus den Händen des Wundarztes, der ihm eben eine frisch erhaltene Wunde verband, stieg zu Pferde und sagte zu Jenem, der ihn noch um einen Augenblick Geduld bat: „Wozu soll mir der Arm, wenn das Parlament die Schlacht verliert?" Mit diesen Worten sprengte er mit verhängtem Zügel gegen den siegreichen Feind vor. Ehe er an die feindlichen Linien gelangte, begegnete er seinem General en chef, dem Grafen von Manchester, der in Begleitung mehrerer Officiere die Flucht nahm. Cromwell faßt ihn bei dem Arme und sagt zu ihm: „Sie irren sich Mylord; der Feind befindet sich auf der Seite nicht, wo sie hin eilen. Hierher müssen wir, wenn wir ihn finden wollen." Manchester in der Bestürzung wendet um, stürzt mit seinen Unterbefehlshabern wieder auf die Royalisten ein und trägt einen vollständigen Sieg davon.

— Als Cromwell seine erste Münze schlagen ließ, betrachtete ein alter Edelmann eines der neuen Stücke und las auf der einen Seite: „Gott mit uns!" — auf der andern: „Die Republik England." — „Ich sehe," sprach er, „Gott und die Republik sind auf verschiedenen Seiten."

— Olivier Cromwell stritt sich einst mit einer Dame über Beredtsamkeit. Diese behauptete, daß sie nur durch frühzeitiges und lange fortgesetztes Studium erlangt werden könne. Der Protector meinte hingegen, sie entspringe aus dem Herzen; denn wenn ein Gegenstand alle unsere Wünsche und Neigungen ganz erfülle, so strömten die Gedanken und Worte dermaßen zu, daß der Ungelehrteste dem geübtesten Redner in Nichts nachstehen würde. Man stritt lange hin und her, und jeder Theil beharrte auf seiner Meinung. — Einige Tage darauf wurde der Gatte der Dame unerwartet verhaftet und als ein Verräther in den Tower geführt. Die Dame gerieth in Verzweiflung, bis zur Todesangst erschrocken, eilte sie zu dem Protector, drang durch alle Wachen, stürzte zu seinen Füßen und betheuerte mit der

hinreißendsten und feurigsten Beredsamkeit die Unschuld ihres Gatten. Cromwell blieb unerschütterlich ernst, bis die Unglückliche, erschöpft vor Schmerz, verstummte. Jetzt reichte er ihr, während sich über sein Gesicht ein schadenfrohes Lächeln verbreitete, den Befehl zur Befreiung ihres Mannes mit den Worten: „Alle Zeugen dieses Auftrittes werden mir nun gewiß zugestehen, daß in dem Streite, den wir vor einigen Abenden hatten, das Recht auf meiner Seite war. — Sie selbst haben jetzt bewiesen, daß die Beredsamkeit des Herzens die mechanische, die man sich durch Studium eigen macht, bei weitem übertrifft!“ — Einen so unmenschlichen Beweis seines Satzes konnte sich nur ein Cromwell erlauben.

Cromwell hatte einen Diener, der White hieß und ein Schuster von Profession war. Dieser White warb um das Herz der schönen Miß Franziska, der jüngsten Tochter Cromwell's, welche mit einem Großen hatte vermählt werden sollen. Franziska vernahm die geheimen Seufzer des Verliebten, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen; aber dieses halbe Einverständniß der Liebenden blieb den Augen eines Cromwell nicht lange verborgen. Er hatte zwar die Liebelei nur geahnet, suchte sich aber bald durch den Augenschein völlig davon zu überzeugen. Zu diesem Ende eilte er, da er White einmal bei Franziska wußte, unerwartet auf das Zimmer seiner Tochter und erblickte den verliebten Diener und Schuster, wie er knieend vor Franziska's Füßen lag und ihre Hand an seine Lippen drückte. Anstatt bei dieser gefährlichen Ueberraschung in Verlegenheit zu kommen, wandte sich White mit der größten Gegenwart des Geistes zu Cromwell und sagte flehentlichst: „O, Schutzgeist Großbritanniens, stehen Sie mir jetzt bei! Helfen Sie mir, Ihre Tochter zu bewegen, daß sie mir ihre Kammerjungfer abtrete, in die ich sterblich verliebt bin!“ Für eine so schöne Art, sich aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, verzieh ihm Cromwell, ließ aber auf der Stelle Franziska's Kammerjungfer, die sehr häßlich war, nebst einem Geistlichen holen und die erbetene Verbindung vollziehen.

Cromwell hatte kaltes Blut. Als er vor der Schlacht bei Duncan das Terrain recognoscirte, kam hinter einer Mauer ein Schuß hervor, der ihn fast getroffen hätte. Seine Begleiter flogen auseinander. Er ließ das Pferd um Nichts geschwinder gehen, drehte sich nach der feindlichen Seite hin und rief: „Du Schuft, wenn einer von meinen Leuten so fehlte, ließ ich ihn aufhängen!“

Cujas, ein berühmter Commentator der Classiker, sagte zu seinen Schülern, wenn sie mit seiner Tochter schäkerten: „Commentiren Sie schon wieder, meine Herren, des **Cujasii opera**?“

Theure **Cur**. Ein genialer, aber sehr durstiger Musiker wurde krank. Der Arzt verordnete ihm Pillen. Musikus: „Pillen? die **kann ich nicht nehmen**.“ — Arzt: „**Dann können Sie auch nicht ge-**

sund werden! Ich erlaube Ihnen, ein Glas Wasser nachzutrinken" — M.: „Wasser vertrage ich nicht!" — A.: „So trinken Sie ein Gläschen Bier nach!" — M.: „Bier bekommt mir nicht!" — A.: „Nun, so nehmen Sie Wein, aber in bescheidener Quantität!" — M.: „Das läßt sich hören!" — Ein paar Tage darauf fragte der Arzt nach des Musikers Befinden. „Es geht recht gut," erwiederte dieser; „allein die Cur ist mir zu kostspielig: täglich fünfzehn Pillen und nach jeder Pille eine Flasche Wein, das halte ein Anderer aus!"

Neue **Curgäste**. Bekanntlich finden sich Abends an verschiedenen Brunnen der Stadt, wenn die Mädchen Wasser holen, auch junge Männer ein, um der ersten besten die Cour zu machen; solche Männer könnte man ex analogia Brunnen-Courgäste nennen.

Nichts kam der Kaltblütigkeit des Generals **Custine** im Kampfe gleich. Einer seiner Adjutanten (Baraguay d'Hilliers) las ihm, während seine Soldaten fochten, eine Depesche vor; da kommt eine Kugel gepfiffen und durchbohrt den Brief, welchen der Adjutant in seinen Händen aufgefaltet hielt. Baraguay d'Hilliers hält inne und macht ihn darauf aufmerksam. — „Lesen sie weiter," sprach Custine, zu ihm; „die Kugel hat höchstens ein Wort weggerissen."

Czarniecki. Es brachte Jemand dem Stephan Czarniecki die Nachricht von der großen Anzahl der Feinde. „Schweig' und zeige sie mir lieber!" erwiederte der Tartarenbesieger.

D.

D ist der vierte Buchstabe im ABC. — abcd haben sie in das fade französische Buchstabenspiel gebracht, „Abbé cédez!" jedoch diese Sünde sei ihnen vergeben. —

Der Buchstabe D soll aus den Zeichen I ↄ entstanden sein, so sagen die Linguisten und Sprachforscher; wie so, weßhalb, warum? Das sind eben die Fragen, die man nicht zu beantworten weiß, und die also der „Forschung eine lebenslängliche Anstellung sichern.

Im Griechischen „Delta," im Hebräischen „Dalet" oder „Delet," von der Aehnlichkeit seiner Form im Hebräischen mit einer Thürrüste

D, ist derjenige unserer wichtigen Buchstaben, ohne welchen „Deutschland“ nicht anfangen und nicht enden konnte, und wenn man als reiner Abkömmling „Teuts“ auch „Teutschland“ schreiben wollte, das Ende von Teutschland müßte dennoch immer ein **d** sein, und auf das Ende muß man doch bei allen Dingen am meisten sehen! Wenn man das **D** auf den Bauch legt: , so sieht es wie eine Schildkröte aus und hat allerdings etwas Deutschthümliches an sich.

In der deutschen Literatur ist das **d** eine Art Haut-Ausschlag, ein Exanthem geworden; jeder Journalist schreibt sich **Dr.** oder auch blos **D.** Das kann David, Dietrich u. s. w., aber auch Doctor heißen.

Im juristischen Gebrauch bezeichnet **d.** Pandekten (digesta).

In Dedicationen und Widmungen ist es das dreifache

D. D. D.

welches den Geist der Sache bezeichnet: dat, donat, dicat! Der Mäcen kann auch die Anfangsbuchstaben so deuten:

Das dumme Ding!

Wer die Dedication verfaßt, verbindet mit diesen Buchstaben aber vielleicht einen tieferen Sinn:

Dublonen, Ducaten, Doppellouisd'or.

Das **D** mit allen fünf Selbstlauten in Verbindung:

„Da — De — Di — Do — Du“

bezeichnet die fünf Mächte, welche die ganze Welt und Alles lenken: Dampf — Degen — Diplomatie — Dollars — Dummheit. —

Das Zeichen „**d. m.**“ heißt bei den Claviernoten „**dextra manu**,“ „die linke Hand“; dieses Spiel der „Linken“ ist bereits durch alle Noten abgespielt, sie mag immerhin im Discant nach oben brummen; aber das andere Zeichen: **d.** die „**dominate**“ ist für sie verloren; sie hat zu stark auf die Tasten gehackt, die Saiten sind gesprungen, und Andere aufzuziehen ist zu spät; das ist eben das Linkische.

„**D. c.**“ heißt „**da capo**“ oder „noch einmal!“ d. h. die Musik oder der Tanz beginnt von Neuem! Da sich nach Schiller „Alles im Leben nur wiederholt,“ so ist das ganze Leben nur ein „da capo,“ welches vor dem Tode, vor dem „finis“ steht.

„D. f.“ bezeichnet bei den Römern den „Gott der Treue,“ „deus fidius“; bei uns nicht nur Nichtrömern, sondern Unrömern mag in Ermangelung der Sache und ihres Gottes das „d. f.“ wohl „deus fidibus,“ der „Gott der Fidibusse“ bezeichnen, so wie das römische „d. m. (diis manibus)“ für uns „diis maculaturibus“ heißen mag.

„D. c.“ heißt der entscheidende Tag in der Krankheit, „dies criticus,“ und in der Journalistik der Tag, wo der Kritiker sein Honorar verlangt.

M. G. Saphir.

Der Philosoph **Dämonax** gab einem schlechten Redner den Rath, er solle seinen Vortrag, ehe er ihn öffentlich hielte, zu Hause erst probiren. — „Das hab ich gethan,“ erwiederte dieser, „ich habe mir meine Rede wohl zehnmal vorgesagt.“ – „Da hattest Du einen schlechten Zuhörer,“ sagte Dämonax; „künftig nimm Dir einen besseren!“

Die **Dänen** in Gefahr. Auf dem Pont-neuf zu Paris stand an einer Bude die Aufschrift: „Ici on coupe les oreilles aux danois.“ (Hier schneidet man den Dänen die Ohren ab.) Ein Däne, der dieß vorübergehend las, erschrak sehr und machte dem dortigen dänischen Gesandten davon eine beschwerende Anzeige; dieser aber belehrte ihn zu seiner Beruhigung, daß darunter nur dänische Hunde verstanden werden.

Dame. Die deutsche Sprache scheint sehr sinnreich aus dem großen Alphabet die vier Buchstaben, welche das Wort Dame ausmachen, gewählt und zusammengestellt zu haben, um höchst wahrscheinlich damit sagen zu wollen, hier paare sich Die Anmuth Mit Engelsmilde.

— Es giebt dreierlei Damen: die Damen im Brettspiel, die aus gemeinen Steinen entstehen, — die Karten-Damen — und unsere menschlichen Damen, die oft eben so wie Karten-Damen gemalt sind.

Vornehme **Damen** sind die gutmüthigsten Wesen, — sie thun nie Etwas.

Der Pariser **Damenkenner.** Die beiden Freunde, Herr von Grancourt und Herr von Espinchal aus Paris hatten beständigen Streit über die Frage, welcher von Beiden es am Weitesten darin gebracht habe, Alles zu wissen, was es nur in Paris Wissenswerthes gebe. Eines Tages war Herr von Grancourt sehr beschäftigt in den Korridoren des Opernhauses, und führte einen seiner Freunde, der aus der Provinz gekommen war, am Arme; Herr von Espinchal begegnet ihnen, und fragt Grancourt, warum er so durch alle Logenfenster sehe. „An diesem Uebel bin ich Schuld," antwortete der Mann aus der Provinz. — „Meine Frau ist in der Oper, ich sollte sie hier treffen, habe das Logenbillet verloren, die Nummer vergessen, und bin sehr in Angst." — Ist ihre Frau schon lange in Paris?" — „Seit vorgestern erst." — „Wo ist ihre Loge?" — „Im ersten Range." — „Ich will Ihnen gleich sagen, ob sie im Saale ist." — Herr von Espinchal entfernt sich, und läßt die Andern verblüfft stehen; er läßt sich eine leere Loge öffnen, sieht sich um, lorgnettirt, geht auf die andere Seite des Saales, beginnt dasselbe Verfahren, dann kommt er zu dem Ehemanne zurück, der seine Frau sucht, bittet ihn, ihm zu folgen, und zeigt ihm eine Loge. „Ei, da ist ja meine Frau!" schreit dieser. — „O, das wußte ich!" sagte Herr von Espinchal ganz ernst. — „Aber, mein Herr, wie konnten sie meine Frau erkennen? Sie kennen Sie ja nicht!" — „Eben deßwegen." — Der Andere machte große Augen und noch größere Ohren. — „Ohne Zweifel," fuhr Herr von Espinchal fort, „war ihre Frau Gemahlin die einzige, welche ich nicht gekannt hätte unter den hundert Damen, welche im ersten Range sitzen, es war offenbar, daß sie es sein mußte." — „Wahrhaftig," rief er, Herr von Grancourt, „so weit hab' ich's noch nicht gebracht!"

Dampfschifffahrt. Ein Reisender berichtet, daß auf seiner letzten Mississipi-Tour das Dampfboot, auf dem er fuhr, spät in der Nacht auf ein Senkholz heftig aufstieß, was eine große Aufregung unter den Passagieren verursachte. Eine fette Lady kam in leichten Schlafkleidern und flatternder Nachthaube ganz eilig aus der Damenkajüte in die der Herren gesprungen. Voll Angst, daß das Boot durch den Stoß zum Sinken gebracht würde — wie das so häufig geschieht, — hatte sie schnell einen life-preserver um den Leib befestigt, war aber vor Schrecken so kraftlos geworden, daß sie keine Luft in den „Lebensretter" hineinzublasen im Stande war. Sie schrie deshalb in ängstlichen Jammertönen den überraschten Herren zu: **Blov me up! blov me up!** (Blast mich auf! blast mich auf!) Erst das schallende Gelächter brachte die Arme zur Besinnung.

— Im Sommer 1841 war ein Engländer auf demselben Dampfschiffe vier Wochen hindurch Tag für Tag von Köln nach Mainz und wieder von Mainz nach Köln gefahren. Diese andauernde

Wiederholung derselben Fahrt veranlaßte den Kapitain, dem treuen Passagier zu bemerken: es scheine, daß die Rheingegend ihm ausnehmend wohl gefalle. — „Was Gegend!“ erwiederte der Engländer, „ich war in Neapel und Konstantinopel, und hab wohl viel schönere Gegenden gesehen; aber so gute Carbonaden, wie man sie auf diesem Dampfschiffe bekommt, habe ich in der ganzen Welt nicht gefunden, und deßwegen gedenke ich ihre Fahrten noch einige Zeit mitzumachen.“

Dampfschifffahrt. Ein Dienstmädchen, das zum ersten Male auf dem Meere fuhr, rief während eines heftigen Sturmes: „Halt! halt! ich steige aus.“

Dank nach dem Tode. Nach dem Begräbnisse eines Doktors, wozu sich viele seiner Bekannten und Freunde eingefunden hatten, sagte der Leichenbitter mit tiefem Komplimente zu den Versammelten, die eben nach der Sargeinsenkung auseinander gehen wollten: „Der Herr Doktor lassen sich für die ihm erzeigte letzte Ehre bestens bedanken.“

Aufrichtiger **Dank.** Ein junger Schneider hatte sich erst seit Kurzem etablirt, als ein geputzer Incroyable zu ihm kam, um sich zu einigen neumodischen Anzügen Maß nehmen zu lassen. Es war gerade Mittagszeit. Der Handwerker bat den neuen Kunden schüchtern, ob er an seiner Mahlzeit Theil nehmen wolle. Er that es. Die junge Frau des Schneiders gab sich große Mühe, die Rolle der aufmerksamen Wirthin recht einnehmend zu spielen; man schaffte den besten Wein, den man bezahlen konnte, Alles in der Hoffnung, den vornehmen Kunden zu fesseln. Nach der Mahlzeit weigerte sich aber der junge Herr, sich Maß nehmen zu lassen. — „Mein Gott!“ sagte der Schneider, „sind sie nicht mit uns zufrieden?“ — „O ja!“ sagte der Gast, „so zufrieden, daß ich mich nicht entschließen kann, Sie für mich arbeiten zu lassen.“ — „Und weßhalb wollen Sie denn nicht?“ — „Sie würden in ihrem ganzen Leben keine Bezahlung erhalten haben.“

Dank-Verständigung. Im Frühjahre 1801 kehrten einige russische Soldaten, die aus der Kriegsgefangenschaft von Frankreich nach Hause marschirten, in Lobstadt bei Bonn zum Nachtquartier ein. Die ehrlichen Landleute nahmen die Fremden mit der größten Gastfreundlichkeit auf, beschauten sie sehr neugierig, aber bewirtheten sie noch sorgfältiger. Einer von den Russen, der zu einem freundlichen Mütterchen in's Quartier gelegt worden war, wollte ihr am andern Morgen seine Erkenntlichkeit bezeigen. Er ergoß sich in Danksagungen, aber sie — die nicht russisch verstand — schüttelte verlegen den Kopf. Er stückelte französische Brocken zusammen; sie wußte immer nicht, was er wollte. — Voll Mißmuth lief er endlich davon, holte sein Gewehr, stellte sich vor ihr hin, präsentirte es mit der achtungsvollsten Miene, und

ging, überzeugt, daß sie ihn nun gewiß verstanden habe, zufrieden fort.

Danksagung. Als ein Schauspieler den „Hofmarschall **Kalb**“ in Schiller's „Kabale und Liebe“ als Gastrolle nicht ohne Beifall gespielt, und ein Kritiker mehr boshaft als witzig öffentlich geäußert hatte: „er war als Kalb vollendet,“ schlug Jemand dem Gekränkten vor, in die Zeitung setzen zu lassen: „Ich danke dem Herrn Recensenten für seine väterliche Beurtheilung.“

Freundschaftliches **Darlehen.** A. „Freund! einziger Freund! ich bitte Dich, leihe mir 5 fl. Conv.-Mze.“ — B. „Unmöglich! denn ich habe selbst kein Geld.“ — A. „Ha! es bleibt mir also nur ein letztes schreckliches Mittel übrig: ich stürze mich in's Wasser!“ — B. „Du hast gut reden; der Fluß ist ja zugefroren; aber damit Du siehst, daß ich Dir einen Liebesdienst erweisen will — da! da hast Du meinen letzten Gulden, laß Dir dafür das Eis aufhauen!“

Dauern. Ein Berliner sagte zu einem andern, der ein altes krankes Weib hatte: „Bruder! Dein Weib dauert mir!“ — „Du guter Gott!“ war die Antwort, „mir dauert sie schon gewaltig lange.“

— Im Theater stand Einer mit seinem Fuße auf dem Fuße eines Andern schon mehrere Minuten lang und sah dem Spiele aufmerksam zu. Da wurde es dem Andern doch schon ein wenig zu lange, und er wandte sich zu Jenem mit der höflichen Frage: „Verzeihen Sie, wird das noch lange dauern?“ — „Bis um zehn Uhr,“ antwortete Jener, der vermeinte, er frage ihn, wie lange das Stück noch dauern werde.

Lange **Dauer.** Eine Londonerin ging in einen Laden, um sich Atlas zu kaufen. „Der Atlas ist schön,“ sagte sie, „ja, aber ich fürchte, er werde brechen.“ — „Der brechen?“ erwiederte der Seidenhändler, „ich versichere Ihnen, der Zeug hält ewig; und hernach können Sie sich noch ein Unterröckchen daraus machen lassen.“

Zu lange **Dauer.** Bei der letzten Aufführung der Oper „Guido und Ginevra“ in München hörte ein Zuschauer von dem neben ihm Sitzenden, daß der zweite Act zwei Monate nach dem ersten Acte spiele. „So!“ sagte derselbe vor Erstaunen, „da reise ich ab; denn ich bleibe nicht so lange in München.“

Die **Daummühle** Eine Dame hatte die Gewohnheit, stets die beiden Hände auf dem Schoße haltend, beide Daumen wie ein Rad herumzudrehen. Einst erhielt sie einen Besuch von einer Frau. Beide saßen sich gegenüber und conversirten lange Zeit, in welcher die erstere unaufhörlich die beiden Daumen drehte. Endlich sagte die Besuchende: „Meine liebe Madame, wenn ich bitten darf, nun anders herum! mir wird schon ganz schwindlig.“

Davian, Erzbischof von Bordeaux, war keiner von Denen, welche sagen: „Gut geregelte Mildthätigkeit fängt bei mir selbst an!“ Darüber

kann man nach folgendem Zuge urtheilen: Der fromme Prälat war gewohnt, Alles den Armen zu geben, so daß er sich selbst die nothwendigsten Dinge versagte. Seit langer Zeit schon lag ihm sein Kammerdiener an, seiner Garderobe ein wenig nachzuhelfen. Täglich sagte er: „Monseigneur haben kein Paar Beinkleider mehr anzuziehen.“ — „Was willst Du, Freund? meine Armen müssen Brod haben; späterhin wollen wir sehen.“ — Endlich wurde der Kammerdiener des Anmahnens müde und klagte einer frommen Dame die Halsstarrigkeit seines Herrn. — Diese besuchte den Prälaten und sagte ihm: „Monseigneur! Ich kenne einen armen Unglücklichen, der recht zu beklagen ist, er hat keine Beinkleider, und wenn sie ihm zu Hilfe kommen könnten, würden Sie ihm einen großen Dienst leisten.“ — „Wie! er hat keine Beinkleider?“ rief der gute Erzbischof mit Lebhaftigkeit aus; „das ist gar nicht schicklich; stellen Sie schnell ihrem Schützling das Geld zu, damit er sich kleide.“ — Zwei Tage darauf brachte der Kammerdiener seinem Herrn ein schönes Beinkleid. — Der würdige Prälat wollte schmollen: „Was soll das heißen? ich hatte Dir verboten, für mich etwas anzuschaffen.“ — „Aber Monseigneur selbst...“ — „Wie?“ — „Ja, der Arme, für welchen die Frau Gräfin Sie ansprach...“ — „Nun?..“ „Dieser Arme waren Sie, Monseigneur.“

Bei der Ankunft Felicien **Davids** meldete sich neulich ein Bucklicher als Cicerone, um ihm bei der Aufführung seiner „Wüste“ behilflich zu sein. Herr David bemerkte, daß er schon mit einem Arrangeur seiner Geschäfte versehen sei. „So nehmen Sie mich wenigstens als Kameel in ihrer Wüste auf,“ sagte der Bucklicher. Dieser Einfall gefiel dem Tondichter so sehr, daß er herzlich darüber lachte und den Mann beschenkte.

Der **Deckmantel.** Einer saß im Wirthshause, zechte wacker darauf; da es aber zur Zahlung kam und der Wirth die Zeche machte, sprach er: „Herr Wirth, ich habe jetzt kein Geld bei mir; ich bitte, borge Er mir bis morgen.“ Der Wirth sagte: „Ja, aber ich bitte, sagen Sie mir Ihren Namen.“ Der Gast sagte ihm seinen Namen, und der Wirth schrieb ihn vor aller Leute Augen an eine Tafel und sprach: „Sie werden ungern sehen, daß man Ihren Namen so öffentlich vor Augen sehe; deßwegen bitte ich, geben Sie mir Ihren Mantel, daß ich den Namen bedecken kann.“

Der **Decorations-Kleidermacher.** Ein Schneider, welcher bei einem Theater aus Mitleid beibehalten wurde, um die Leinwand zu den neuen Decorationen zusammen zu nähen, starb. Als der Leichenbeschauer kam und die hinterlassene Frau fragte, wer ihr Seliger gewesen sei, sagte sie schluchzend: „Er war Decorationsschneider, aber ich bitte Euer Gnaden das Wort Schneider nicht hinein zu schreiben, mein Seliger hat es bei seinen Lebzeiten nie leiden mögen, und Sie würden mir einen rechten Gefallen erweisen, wenn Sie statt dessen setzten: Decorations-Kleidermacher.“

Decorationen-Wechsel. Auf einem Liebhaber-Theater, welches nur eine Decoration, ein Zimmer vorstellend, hatte, wollte man einmal auch Stücke, die mehrere Decorationen erforderten, geben. Die Gesellschaft wußte sich nicht anders zu helfen, als die Art der Decoration jedesmal durch einen geschriebenen Anschlagzettel kund zu geben. So wurde z. B. angeheftet: Dieses Zimmer ist ein Wald. Gleich darauf war jedoch abermals eine Verwandlung nothwendig. Es erschien demnach ein neuer Zettel, mit den Worten: Dieses Zimmer, welches vorhin ein Wald war, ist jetzt eine Wiese.

Die **Dedication** ein Druckfehler. Ein Franzose widmete sein Werk einem vornehmen Gönner, in der Hoffnung auf eine goldene Anerkennung. Allein hierin sich getäuscht findend, ließ er im dritten Bande die Dedication unter die Druckfehler setzen.

Uneigennützige **Dedicationen.** Der treffliche Kirchencomponist Giov. Battista Bassani widmete 1693 ein Buch vier- und fünfstimmiger Messen dem von St. Lucas gemalten Marienbild zu Bologna. —

Filippo Bonanni eignete sein großes Bilderwerk: **Cabinetto armonico — Roma 1722** — dem heiligen König David zu, und richtete unter der Ueberschrift: **Santissimo Profeta** — das Vorwort an denselben.

J. G. Neidhardt setzte seinen „gänzlich erschöpften, mathematischen Abtheilungen des diatonisch-chromatischen, temperirten. **Canonis Monochordi**" — Königsberg 1732 — folgende Dedication vor: „Dem unsterblichen Gott, welcher die Sterne des Himmels, und unsere Haare des Hauptes zählet, auch jeder Creatur ihr Glück und Unglück, Leben und Tod zumisset, leget diese Blätter, von Zahl und Maaß der Töne, im Geiste zu den Stufen seines majestätischen Thrones, und welchen die neuen Lieder der großen Schaaren im Himmel, unzählbar und unermeßlich sind, sein unwürdiger, unnützer, doch theuer erkaufter Sohn und Knecht: Erde und Asche." —

Der Berliner Cantor M. H. Fuhrmann richtete die Zuschrift seiner „musikalischen Strigel" — Athen an der Pleiße, 1715 — an seine „geliebten Feinde." —

Deficit. Beim Anblick eines Portraits eines gewissen hannöverschen Finanzministers, der abgebildet ist, eine Papierrolle in der linken Hand haltend, und die rechte Hand aufs Herz gelegt, bemerkte Detmold: „Das ist sehr treffend. Der Minister hält das Budget in der einen Hand und mit der andern deckt er das Dificit."

Der **Defunktum.** In einem Städtchen, dessen Bürgermeister ein ehrlicher Strumpfwirker war, hatten bei einem Vorbescheidstermin die beiderseitigen Advokaten oft den Defunktum (Verstorbenen) erwähnt. Beide konnten sich darüber nicht vereinigen, bis endlich der ungeduldige Bürgermeister rief: „Man lasse also den Defunktum hereintreten, wir wollen ihn selbst vernehmen."

Degen. Ein nordamerikanischer Obrist wurde wegen Insubordination zu vierwöchentlichem Verluste seines Degens verurtheilt. Als man ihm nun seine Waffe abforderte, erklärte er mit größtem Ernste: er habe keinen Degen; der, welchen er gewöhnlich trage, gehöre nicht ihm; doch zweifle er nicht, daß Herr Baker, der Goldarbeiter, von welchem er ihn an Exerciertagen immer entlehnt habe, ihn auch dem Kriegsgerichte die vier Wochen lang unter billigen Bedingungen ablassen werde.

Der **Degen** Bileams. Ein Aufseher zeigte in einem Antiken-Saale unter mehreren Seltenheiten auch den Degen Bileams, mit dem derselbe einst seinen Esel zu tödten drohte. Eine Dame bemerkte, daß Bileam keinen Degen gehabt, sondern sich nur einen solchen gewünscht hätte. — „Das ist eben der Degen, den er sich gewünscht hat," erwiderte der Aufseher.

Einst erhielt der Dichter **Delille** von Jemanden einen Besuch, der in dem Ruf stand, daß er sehr näschig sei.

Da Delille noch etwas in seinem Cabinette zu thun hatte, so nahm der Fremde indeß einen gebratenen Apfel, der auf dem Gesimse des Kamins lag.

Delille bemerkte bei der Rückkehr in's Zimmer, daß der Apfel verschwunden war.

Um den Lüsternen ein wenig zu ängstigen; stellte sich Delille sehr unruhig und fragte den Naschhaften: „Haben Sie etwa den Apfel, der dort an dem Kamine lag, gegessen?"

Dieser läugnete es.

„Sie beruhigen mich," versetzte Delille: „da ich von Mäusen sehr geplagt werde, so habe ich den Apfel mit Arsenik vergiftet."

Jetzt sprang der Lüsterne mit der größten Angst im Zimmer umher, und schrie und bat flehentlich um Milch. Delille lachte, es hielt aber schwer den Erschreckten zu beruhigen.

Stolz eines **Delinquenten.** Ein Soldat wurde zum Galgen geführt, um gehenkt zu werden. Volkshaufen strömten da rechts und links vorüber und wollten ihm zuvorkommen! „Geduld, Geduld! ihr Menschen, übereilt euch ja nicht," rief er, „ohne mir geschieht nichts!"

Demonax antwortete einem Spötter, der ihn fragte: wie viel Pfund Rauch man bekäme, wenn man hundert Pfund Holz verbrenne? „Wiege die Asche; was an Gewicht fehlt, ist Rauch."

Demüthigung. Ein Neugeadelter sprach in Gegenwart des Fürsten von Slenin mit Verachtung und Bitterkeit vom unadeligen Stande und es war ihm mehrere Male das Wort Canaille entschlüpft, „Mein Herr!" sagte der Fürst, „Sie sprechen sehr unehrerbiethig von Ihren Ahnen." Der Geadelte erröthete und zog sich zurück,

Demüthigung. Ein Neugeadelter, dessen Vater Gastwirth gewesen war, sprach sehr ruhmredig von seinen Vorfahren und besonders

von seinem Vater. „Ja," fiel ihm ein Altadeliger in's Wort; „was den Letzteren betrifft, so habe ich ihn recht gut gekannt. Er war ein sehr zuvorkommender Mann, sah viel Gesellschaft bei sich und sein Haus stand immer jedem offen."

Denken. Ein Privat-Lehrer, welcher Nachmittags von 3 bis 4 Unterricht zu ertheilen hatte, sagte einmal, als es gegen das Ende der Stunde schon ziemlich dunkel geworden war, zu seinen zwei Schülern: „Kinder, wir wollen aufhören; es ist schon zu finster zum Denken."

Denken. Ein Lehrer mühte sich ab, seinen Schulknaben den Begriff „Denken" begreiflich zu machen. Unter den Fragen kam auch vor: „Sage mir, was Du jetzt denkst?" Die Antwort blieb aus. „Denkst Du Dir jetzt Etwas?" Der Knabe stockte; endlich auf Zureden des Lehrers fuhr er mit der Antwort heraus: „Ich denke, wenn Sie doch aufhörten vom Denken, und uns heimgehen ließen!"

Denken. Ein an einen hochfrommen Patron empfohlener Candidat trat diesem ungelegen in's Zimmer und wurde daher von ihm angedonnert. „Entschuldigen Sie" — stammelte der Candidat — ich dachte" —— Da fuhr der Patron auf: „Sie Denker! Also zu der verworfenen Rotte gehören Sie! Für Sie habe ich keine Stelle!" (Buchstäblich wahr.)

Nichts **denken.** Frau v. A. „Sie sprechen ja so wenig, Herr." — Herr v. B. „Madame, ich denke desto mehr." — Herr v. C. „O glauben Sie es nicht; der Herr denkt, wie er spricht."

Der Nichts**denker.** Ein Vielschreiber sagte von einem dummen Menschen: wenn er Alles aufgeschrieben hätte, was dieser denke, so würde er für sein Lebetage weißes Papier genug haben.

Denken eines Nichtdenkers. Man fragte Einen, was er denke, wenn er nichts denke. — Dieser antwortete: „Er denke, wie er dem antworten will, der ihn um nichts frage."

Lautes **Denken.** Pächter Martin hatte die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, und seine Gedanken unbewußt laut in vernehmlichen Worten auszudrücken. Einst ritt er unter einem Maulbeerbaume hin, der seine Zweige voll reifer Beeren über eine Dornenhecke herabstreckte. Dem ehrlichen Manne gelüstete der süßen Früchte und er trat auf den Sattel seines geduldigen Esels und langte zu und freute sich, daß der Esel so still stand. Da fiel ihm ein, was er für einen fatalen Fall in die Dornen thun würde, wenn Jemand dem Thiere zuriefe: Hetz! hetz! und zum großen Unglück rief er das selbst, und der Esel zog aus, und der gute Pächter lag in den Dornen und ward ein Märtyrer seiner Gewohnheit laut zu denken.

Lautes **Denken.** Lord D. in London zeichnet sich durch eine Rednergabe aus, welche ihm ganz eigenthümlich sein dürfte. Wenn er

z. B. bei Tafel neben einer Dame sitzt und es ihm einfällt, daß die Höflichkeit erfordere, der neben ihm Sitzenden eine Gefälligkeit zu erweisen, so überlegt er sich erst den Einfall und zwar laut. „Ich muß" — sagte er z. B. — „ein Glas Wein mit Ladi X. trinken, ja ja, ich muß ein Glas Wein mit ihr trinken." Dann wendet er sich an die Dame und fragt sie, ob sie Wein trinken wolle. Die Dame willigt mit einem Lächeln ein, das sich gegen die Gesetze der Höflichkeit über die ganze Tafel verbreitet, und Lord D. weiß nicht, worüber man lacht. — Vor Kurzem speiset er bei Lord A. und saß neben diesem geistreichen Pair. Während der Mahlzeit blieb unser Lord lange in Gedanken, die endlich wieder laut wurden. „Ich glaube, ich muß diese Zierpuppe von einem Lord zu Tische laden, ja ich muß ihn einladen, ja ich will ihn einladen." Er wollte eben das, was in dem geheimen Rathe seiner Gedanken beschlossen war, zur That werden lassen, als sein Nachbar auf den Einfall kam, auch einmal laut zu denken. „Ich glaube," dachte Lord A., „daß dieser alte Dummkopf mich zu sich zu Tische laden werde — aber ich gehe nicht; nein, ich werde nicht zu ihm gehen." Lord D. war wie vom Donner gerührt, aber sein Erstaunen verschlang seinen Aerger. Wie konnte man seine geheimsten Gedanken errathen? Er konnte dies durchaus nicht begreifen.

Denkübungen. An einem heißen Sommertage trat der Schul-Inspektor in die Dorfschule. Es war ungewöhnlich still darin; denn der alte Schulmeister und die Schüler waren eingeschlafen. „Was macht Ihr?" rief der Inspector. „Wir halten Denkübungen," antwortete gefaßt der alte Schulmeister.

Dentist (Zahnarzt) ist ein Mann, der Andern die Zähne ausreißt, damit seine eigenen etwas zu beißen haben.

Der **Deprecirende.** Bei der Darstellung eines Spektakelstückes war das Prager Theater gestopft voll Menschen. Ein sehr korpulenter Herr, der seinen Augen den vollsten Genuß verschaffen wollte, stand plötzlich von seinem Sperrsitze auf, und benahm dadurch der hinter ihm sitzenden Dame alle Aussicht auf die Bühne. „Wollen Sie nicht gefälligst sich niedersetzen, mein Herr?" sprach die Dame, ihm leise auf die Schulter klopfend. — „Dank ich Ihne," erwiederte er sich umsehend, „bin ich gar nicht müde."

Die **Deprecirende.** Jemand fuhr auf der Landstraße mit einem leeren Leiterwagen. Er sah ein altes Weib gehen, welches einen schwer bepackten Tragkorb auf dem Rücken mühsam weiter schleppte. — „Setze sich die Frau auf meinen Wagen!" rief ihr der Kutscher zu. Das Weib setzte sich mit Dank auf. Nach einigen Schritten bemerkte der Kutscher, daß das Weib den Tragkorb auf dem Rücken behielt, und fragte sie, warum sie ihn denn nicht in den Wagen setze? — „Ach lieber Gott," versetzte das dankbare Weib: „Sie sind

ohnedieß so mitleidig und führen mich mit, warum soll Ihnen denn mein Korb auch noch zur Last fallen.

Derfflinger. Als einst der französische Gesandte an der kurfürstlichen Tafel in Derfflingers Gegenwart fragte: ob es wahr sei, daß ein General des Kurfürsten Schneider gewesen sei? so stellte sich Derfflinger gleich und rief, ohne seines Fürsten Antwort abzuwarten, mit flammenden Blicken dem Unverschämten zu: „Hier ist der Mann, von welchem das gesagt wird; hier aber (auf seinen Degen schlagend) hier ist die Elle, mit der er die Hundsfötter nach der Länge und Breite mißt."

Des. Der Kapellmeister eines Regimentes sagte bei den Musikproben zu einem seiner Hornbläser: „Mein Gott! Sie blasen ja gewaltig unrein." Der Hornbläser entschuldigte sich mit den Worten: „Dös ist des des, daß des des so unrein is."

Descartes, René (Renatus Carteſius, geb. 1596 † 1650), der erste systematische franz. Philosoph. „Wie?" — fragte ein aufgeblasener Höfling einst den gelehrten Carteſius — „essen die Philosophen auch Rehbraten?" — als dieser sich einen Braten wohlschmecken ließ. — „Warum nicht?" — antwortete der Philosoph, — „glauben Sie denn, daß die Röhböcke nur für die Dummköpfe auf der Welt sind?"

Die **Deserteurs.** In Hamburg kam ein englischer Soldat in einen Laden, wo Eßwaaren feilgeboten werden, um da sein Frühstück einzunehmen. Hier gewahrte er auf einem Tische einige gesottene Krebse. „Was ist das?" fragte der Engländer. Scherzend antwortete der Verkäufer, indem er auf die rothe Uniform des englischen Militairs anspielte: „Es sind englische Soldaten." — „Wenn dem so ist," sagte der Kunde, indem er sich ohne Weiters der Krebse bemächtigte, „so nehme ich sie als Deserteurs in Beschlag." Der Kaufmann lachte und überließ ihm seinen Fang.

Die als sehr witzig bekannte Madame de **Deffant**, der man den berühmten Automatenmacher Vaucanson vorstellte, welcher sich ziemlich hölzern benahm, äußerte: „Ich glaube er hat sich selbst gemacht."

Fürst v. **Dessau.** In der Schlacht bei Kesselsdorf war dem preußischen Obristen von Schöning durch einen Schuß der Unterleib gefährlich gestreift worden. Er wurde indessen wieder geheilt, und als ihn der alte Fürst von Dessau zum erstenmale wieder sah, wünschte er ihm Glück und sagte, da der Oberst sehr mager war, der Fürst aber sehr dünne Beine hatte, scherzend zu ihm: „Ich dachte gleich, daß Ihre Wunde nichts auf sich haben würde, denn der soll noch geboren werden, der Ihnen den Bauch und mir die Waden wegschießt."

Eine Portion **Detto.** Jemand, der das Wort detto nicht verstand, sah auf einer Speisekarte unter den Speisen mehrere detto detto angeführt. —

„Nun!“ sprach er zum Kellner, „bringen Sie mir eine Portion **detto** mit Sauce.“

Das alte **Deutschland**, dem bekanntlich feste und haltbare **Plätze** mangelten, verglich Jemand mit dem Herzen der Schönen. „**Erobern**,“ sprach er, „kann sie jeder leicht, behalten aber schwer.“

Deutsche. „Die Freiheit,“ schreibt Lucanus, „ist ein **deutsches** Gut.“ Florus schreibt: „Es ist ein Wunder, daß die Deutschen schon von Natur haben, was die Griechen mit aller Kunst nicht erreichen, die Freiheit.“ Titus sagte: „Groß sind die Körper der Germanen, größer ihre Seelen.“ Seneca fragt: „Wer auf der Welt ist kühner als der Germane?“ Suetonius erklärt: „Nur der Tod überwältigt die Deutschen, nicht die Furcht. Ihre Mienen drohen noch im Tode, ihr Muth überlebt sie selber.“ — Diese Urtheile sind freilich über 1000 Jahre alt.

Der **Deutsche.** Ein deutscher Reisender macht folgende charakteristische Bemerkung: Wenn mir im Ausland ein Mann vorkommt, zu unbehilflich für einen Franzosen, zu ceremoniös für einen Britten, zu treuherzig für einen Italiener, zu biegsam für einen Spanier, zu lebhaft für einen Holländer, zu bescheiden für einen Russen, so sagt mir mein Herz: „das ist mein Landsmann.“

Ein **Deutscher.** Im französischen Feldlazarethe auf dem Schlosse zu W . . . wurde einem Soldaten der Arm abgelöset, der ohne Aeußerung des geringsten Schmerzes die Amputation ertrug. Da aber die Nerven und Fasern, wie man es nennen mag, sich zurückgezogen hatten, und so nicht unterbunden werden konnten, so mußten sie durch ein Zängelchen hervorgezogen werden, um sie unterbinden zu können. Als auch hier der Soldat sich ruhig betrug, und keine Aeußerung des Schmerzes verrieth, sagte ein Franzose von höherem Range zu den anwesenden umstehenden Deutschen, die sich eben auf dem Schlosse befanden: „Sehen Ste, meine Herren! was ein Franzose ertragen kann!“ „Verzeihen Sie —“ entgegnete der Soldat in französischer Uniform — „ich bin ein Deutscher.“ Welche Geistesgegenwart bei so gräßlichen Schmerzen!

Die **Deutschen** in Paris. Ein in Paris erscheinendes deutsches Blatt, „der deutsche Steuermann,“ schreibt: „Manche Deutsche in Paris tragen die Verachtung ihres Landes und Volkes! aus lächerlicher Eitelkeit zur Schau. Sobald sie es nur so weit gebracht haben, nicht mehr le soleil und mon lettre zu sagen, thun sie, als hätten sie das Deutsche vergessen, weichen ihren Landsleuten aus und drängen sich nur an Franzosen. Selbst ihre deutschen Namen sind ihnen ein Gräuel, und sie suchen sie möglichst zu französiren. Ich hatte vor ziemlich langer Zeit bei einem Deutschen zu thun, der **Vogler** hieß, war aber der Adresse nicht ganz gewiß; auf gut Glück ging ich in

das Haus hinauf und schellte. Eine Dame öffnete. „Ai-je l'honneur de voir Madame Vogler?“ — „Non, Monsieur,“ sagte sie mit einer Aussprache, der ich nach der ersten Silbe den Harzgeruch abwitterte (sie war von Goslar am Harz), „non“ sagte sie, „mon mahri s'abelli Fauclair.“ Ein anderer heißt Witzel, zieht es aber vor, sich Mr. Ficelle zu nennen und sogar zu schreiben. — Mr. Naguiller ist ein ehrlicher deutscher Nagler.

Nur hübsch **Deutsch.** Eine Frau spielte mit ihrer Freundin und einem Sachsen l'Hombre. „Ich spiele in der Farbe,“ annoncirte der Fremde. „Was sagt er?“ fragte hierauf die Frau ihre Freundin. Diese erwiederte: „Er sagt, er spielt in der Couleur!“ — „Ah so,“ versetzte die Frau, „so soll er deutsch reden und sagen: „Ich spiel in der Koleer.“ Castelli.

Deutschlands Einheit. Ein politisches Schnaderhüpfel von L. Feldmann schließt mit der Strophe:

Auf den Bergen wohnt d' Freiheit!
Wird oft declamirt,
Aber d' Einheit von Deutschland,
Weiß man nit, wo's logirt!

Deutschthümelei. Ein Purist sendete an den Musikus .... einen Fagottisten, der auf dem Monbijou-Platz, unweit der Pomeranzenbrücke, wohnte, einen Friedrichsd'or, unter dieser Aufschrift: „An Herrn ..., der Vergnügling auf dem Tiefknüppel, wohnhaft auf dem Mein Kleinods-Platz, unfern der bittern Südfrüchtbrücke. Hierin ein Goldfritz.“

— Ein verdeutschter Concertzettel. Große Gesang- und Klangmacherwerkerei. Erster Theil. Zusammenklangwerk von einem unbekannten Tonsatzwerker. Lustsang für Höchstsang mit Vollsang mit obligatem Hellholz, gesungen von N. N. Tonstreitwerk für die Hochgeige vom Tonstreitwerker Spohr. Zweisang mit Dreisang für Höchstsang, Dünnsang und Grundsang aus „Silvana,“ vom Obertonmeister Weber. — Zweiter Theil. Klangmachsatz für Hellholz, Tiefholz, Tiefgeige und Grundgeige. Tonfluchtswerk von Sarti, achtstimmig. Endsang und Vollsang vom Tonwerkordner Bierei. Die nächste Tonstreitwerk-Versammlung ist in acht Tagen. In derselben wird sich die berühmte Höchstsangwerkerin N. N. hören lassen; auch verspricht Herr N. aus Dresden dem Publikum einen hohen Genuß, indem sein künstlicher Schmettermessingwerker auf dem Schmettermessing Stückchen blasen soll.

— Nun als Beispiel ein verdeutschter Militär-Bericht. Ein Zeugschalter, der von seinem Zeugel zum Zwischenhalt mit einem Gesende geschickt wurde, um Krot-Geschoß für die Brumer, die im Stuckrast eingefahren werden, ferner Kriegsgeschick

aus der Kriegsfunde zu holen, bemerkte beim Mittagsessen feindliche Stürmer und Spießner, deren Stüber immer näher kam; er vertheilte seine Fleckler so geschickt als Purschen, daß sich jene zurückgezogen; bald aber entschichtete sich ein Füßerspann mit zwei Falken. Da wurde den Feinden der Vorsprung leicht, sie griffen ihn in Brüstug und Dünung an, er machte einen Blender, aber in dem Engsal stand die Sache gleich so kippig, daß der Feind mit der Graune seiner Leute erwältigte, er selbst drang durch den Feind, entkam auf seinem Pferde, und zeigte dem ersten Vorschalter vom Hild-Amte und dem Wernold des Spannhauptmanns diesen Unfall an, um durch Schlüger der Droß den Feind verlugen zu lassen, ob er etwa einen Gewaltstreich gegen die Achtschaare vorhabe u. s. w.

(Hier das Orginal.)

Ein armer Officier, der von seiner Batterie zum Entrechat geschickt wurde, um Pulver, Munition für die Carthaunen, die in der Batterie eingefahren worden, ferner Militaireffekten aus dem Militairhospital zu holen, bemerkte beim Mittagsessen feindliche Husaren und Uhlanen, deren Patrouille ihm nahe kam; er vertheilte seine Voltigeurs als Tirailleurs so geschickt, daß sich jene zurückzogen; bald aber deplazirte sich eine Infanterie-Brigade mit zwei reitenden Kanonen. Da wurde den Feinden der Triumph leicht, sie griffen in Front und Flanke an, er machte eine Demonstration, aber in dem Defile stand die Sache gleich so kritisch, daß der Feind mit dem Bajonette seine Linie forcirte; er selbst drang durch den Feind, und entkam mit seinem Pferde, und zeigte dem ersten Staabsofficier vom Generalstabe und dem Adjutanten des Brigade-Generals diesen Unfall an, um durch Dragoner und Reserve den Feind recognosciren zu lassen, ob er etwa einen Coup de main gegen das Observations-Corps vorhabe u. s. w.

— Hier einige von den Worten, bei welchen theils von den Sprachreinigern in Ernst, — theils von Anderen als Spott über die übertriebene Deutschthümelei — eine Verdeutschung vorgeschlagen wurde. Man soll also sagen. statt: Adjutant — Hilfort oder Wernold. — Adjutantur — Wernoldey. Adjutant-Lieutenant — Fahn-Wernold. — Alto — Hochgesang. Aria — Lustgesang. Baß — Grundgeige. Basso — Grundgesang. Batterie — Zeugel. Bleumourant — Sterbeblau. Candelaber — Docken-Arm-Hochleuchter. Cantor — musikalischer Stockmeister. Capellmeister — Obertonmeister. Carthaunen — Brummer. Chor — Vollgesang. Clarinette — Holzpfeife. Concert — Klangmacherwerkerei, oder Zusammenklang auch Tonstreitwerk. Componist — Tonsatzwerker. Dachfenster — Dachnase. Diana — Weidinn. Duett — Zweiklang. Fagott — Brummpfeife oder Tiefholz. Fenster — Tagleuchter. Finale (in der Musik) — Endklang oder Endgesang. Flinte — Schießprügel. Flöte

— Hellpfeife oder Hochholz. Fronte und Flanke (beim Militair) — Brüſtung und Dünnung. Grenadier — Sprengkugelwerfer, Mützenfüßler, Mützenjäger. Harmonieſatz — Klangmachſatz. Infantriſt — Füßler. Infanterie-Brigade — Füßlergeſpann. Kamin — Dachnaſe. Kanonier — Stückſchütz. Kloſter — Jungfernzwinger. Kritiſch — kippig. Luſtrum — Jahrfünf. Mantel — Windfang. Mercurialpillen — Queckſilberheilkugeln. Minerva — Kluginne. Muſikdirektor — Tonwerkordner. Musketier — Langflintner. Mutter — — Säuge. Naſe — Schnauben. Natur — Zeugemutter. Objekt — Gegenwurf. Officier — Zeugſchalter. Stabs-Officier — Vorſchalter. Pallas — Burginne. — Pomona — Obſtin. Schornſtein — Glutfang. Sopran — Höchſtſang. Subjekt — Unterwurf. Student — lateiniſcher Lehrjung. Symphonie — Zuſammenklangwerk. Tenor — Dünnſang. Terzett — Dreiklang. Trompete — Schmettermeſſing. Uhlanen — Spießner. Venus — Luſtinne. Veſta — Feuerin. Violine — Hochgeige. Violoncello — Tiefgeige. Virtuos — Klangheld.

Diät. Wer ſie beſtändig beobachtet, hat den Vortheil, daß er ſein Geld nicht ausgeben muß, um ſich dieſelbe erſt von den Aerzten verordnen zu laſſen.

Dialekt. In einer Geſellſchaft war die Rede davon, daß eine Schauſpielerin einen ſchlechten Dialekt ſpreche, und namentlich häufig Buchſtaben ſtörend verwechsle, wie b und p, d und t u. ſ. w. — „Ja es iſt entſetzlich!“ fiel Magiſter Perfiflus, der dabei ſtand, dem Redenden in's Wort, „wenn eine Andere ſagen würde, ich liebe treu! ſo ſagt ſie: ich liebe drei.“

Dialekte. Ein Mädchen rief aus dem Fenſter des obeſten Stockwerks eines vornehmen Hauſes in Frankfurt a. M. einem untenſtehenden Knaben im echten Frankfurter Hochdeutſch zu: „Heute eſſe mir hunde“ (heute ſpeiſen wir unten). Ein vorübergehender Preuße die Worte nach ihrem Klange auffaſſend, ruft verwundert hinauf: „No! da mag ich ihr Jaſt niſcht ſind.“

Campagne-**Dialekt.** Eine alte, ſehr zierliche Dame von Stande wanderte am Arme eines Officiers in einem ſehr anmuthigen Parke, da fragte ſie mit allem Schmelz einer zartgebildeten Stimme: „Liebſter M., was liſpelt dort im Moſe?“ — „S' quoackt ä Fruſch, meine Gnäd'ge,“ antwortete phlegmatiſch der Angeredete in ſeinem Campagnedialect.

Dichter. Viele Menſchen lieben die Dichter bloß ſo wie ſie den Käſe lieben, d. h. ſie finden ihn nur dann erſt gut, wenn er von den Würmern angegangen wird. Die Menſchen hören nur dann auf, einen Stein auf ihre ausgezeichneten Geiſter zu werfen, wenn ſie ihm einen Stein ſetzen können. S.

Dichter. Man glaubt, wenn man die Dichter hört, wie sie den Frühling besingen, es geschehe aus Begeisterung über die Wiederbelebung der Natur; das ist nicht an dem, sie freuen sich bloß, daß die Winternächte vorbei sind, in denen sie kein Licht und kein Holz haben: Wenn ich unsere Frühlingsdichter singen höre:

„Holder Lenz, du Fürst der Herzen,
Mit dem süßen Blumenschein,
In die off'nen Menschenherzen
Ziehst du, wonnetrunken, ein,
Mai und Frühling, blühend schon,
Jubeln um den Himmelsthron."

so übersetze ich mir diese Zeilen in ihre ursprüngliche Sprache zurück, wie folgt:

„Holder Lenz, du Fürst der Herzen,
Du mein süßer Blumenschein,
Ich erspar' schon fünf Pfund Kerzen
Und ich heize nicht mehr ein,
Pelz und Mantel dir zum Lohn,
Jubeln im Versatzamt schon!" S.

— Dem Dichter steht die ganze Schöpfung zu Gebote — — Schneider, Schuster und Wirthe ausgenommen.

— Ich hatte einen Sohn in die Stadt gebracht zu meinem Vetter, dem Käsekrämer. „Wirst Du Dich gut aufführen?" fragte ich ihn, und reiste, beruhigt durch seine Antwort, allein zurück. Als ich ihn nun einige Zeit hernach besuchen wollte, war er dem Käsekrämer durchgegangen, und bei einer reisenden Schauspielertruppe engagirt, wo er sich zwar gut, aber andere Sachen schlecht aufführte. Nun hatte ich noch ein anderes Kind, das mir die Muse gebar; ich führte es gleichfalls in die Stadt, und übergab es Thaliens Jüngern. „Wird man Dich gut aufführen?" fragte ich ängstlich beklommen, und reiste, nicht ohne Sorgen, allein nach Hause. Als ich bald darauf mein theueres Kind besuchen wollte, war es nicht durchgegangen, sondern durchgefallen, und befand sich bei meinem Vetter, dem Käsekrämer. So hat es das Schicksal weise gefügt, daß sich nach meinem väterlichen Wunsche dennoch meine zwei Kinder, eines unter Thaliens Schutze und das Andere beim Käsekrämer befinden.

— „Ach!" seufzte ein armseliger Reimschneider, welcher in schlechten Reimen die besten Gedanken Anderer zusammenstoppelte. „Ach, das undankbare Vaterland! Es ist kein Paradies für deutsche Dichter!" „So ist es doch für Sie," erwiederte ein Schalk, „ein Garten verbotener Früchte."

Dichter und Kaufleute kommen oft in die fatale Lage, daß ihnen der Stoff ausgeht; sie müssen dann einen andern weit herholen.

Dichter und Narren. Ein Incroyable zog einen geachteten Dichter damit auf, daß, wie man spreche, alle Poeten Narren seien. Schnell antwortete Dieser aus dem Stegreife:

„Wohl haben stets die Dichter ihren Sparren,
Jedoch sind nicht nur sie allein die Narren,
Dies leuchtet füglich daraus ein, mein Kind,
Weil Sie nichts weniger als Dichter sind."

Klassification der **Dichter**. In einem gelehrten Kreise sprach man von den Dichtern, den epischen, tragischen, komischen, erotischen, didaktischen u. a.; „Sie vergessen gerade die zahlreichste Gattung," sagte eine Dame, „die Hungerigen!"

Gelegenheits-**Dichter**. Ein Herr feierte im Monat Februar seine Hochzeit. Sein Freund überraschte ihn mit einem Gedichte, worin die vorletzte Strophe hieß:

Dieß sind meine Wünsche: doch ich habe
Deren zwei noch für das Ehepaar:
Erstens: daß ein holder, muntrer Knabe
Euch begrüße noch in diesem Jahr u. s. w.

Ein Gelegenheitsdichter benützte in der Folge wörtlich diese Strophe, als er ein Gedicht für ein junges Paar zu liefern hatte, — welches seine Hochzeit im November feierte.

Dramatische **Dichter**. Unsere dramatischen Dichter hielten sich an die Zeit, an die Richtungen der Zeit, an die Zeitfragen, Zeitinteressen, Zeittendenzen! Das Publikum aber hält sich auch an die Zeit; wird ihm die Zeit kurz, so fragt es nicht nach der Zeit, wird ihm die Zeit lang, nimmt es eine andere Zeitrechnung, es richtet seinen Weg bei Zeiten nach Hause. Ein jeder angehender Poet stellt dem Direktor tausend Mal die Vortrefflichkeit seines Stückes vor, und seine Stücke erleben, auch wenn sie nicht gegeben werden, viele Vorstellungen. S.

Dichtermaß. Höhe reichet der Genius diesem, Tiefe dem Andern,
Und dem er beide versagt, bleibt doch die Breite gewiß.

Dichter-Abenteuer. Ein junger Mann, der sich für einen großen Dichter hielt, und eben mit einem Trauerspiele herumtrug so kolossal, wie es die Welt noch nie geahnet, ging eines Abends etwas spät aus einer Tabagie. Auf dem Wege dichtete er — seine Phantasie war durch die Köstlichkeiten der Tabagie nicht wenig gesteigert worden — eine Scene seiner Tragödie, und kam, als er ein kleines enges Gäßchen betrat, eben zu einem Monologe seines Helden, einer der Glanzpartien des Stückes. Der Held hatte nämlich seine Schwester erstochen, gleich nach vollbrachter That stellt er sich neben die Leiche, vergräbt den Kopf in die Hände, dann hebt er diese hoch in die Luft und

ruft: „O, welchen Mord hab' ich begangen!" In seiner Begeisterung ruft der Dichter diese Worte laut und mit demselben Pathos, das er dem Helden vorschrieb; aber noch hatte er den Satz nicht vollendet, da erfaßt ihn eine kräftige Hand, und führt ihn, ohne auf seine Reden und Einwürfe zu achten, in Begleitung einiger Gends'armen nach dem nächsten Polizeibureau. Dort erst erklärte sich ihm der Vorfall. Es war an demselben Abende, wenige Stunden zuvor, in einem Hause des engen Gäßchens ein Mord begangen worden, eben als der Dichter an diesem Hause vorbeiging, rief er jene Stelle, und der Gends'arme, der in der Nähe stand, um das Haus zu beobachten, glaubte, den Mörder vor sich zu sehen, den sein böses Bewußtsein verrathe. Nach einem halbstündigen, scharfen Verhöre war das Mißverständniß gehoben, und der Dichter konnte nach Hause gehen, und an seinem Trauerspiele weiter arbeiten.

Dichtervereine beurtheilt ein Berliner in folgender Strophe:

„Dichtervereine kommen mir vor
Wie ein Zeisigs- und Sperlings-Chor,
Wahre Sänger möchten darunter nicht sein,
Nachtigall und Lerche singen allein."

Dichterei. Das Geburtstagsgedicht eines Hofmeisters an die jüngste Tochter im Hause fing also an:

„Heute trifft der jüngsten Mademoisell ihr Geburtstag ein,
Und es wäre Jammerschade,
Sollt' er ungefeiert sein."

Unterschied zwischen stark und dick. Zu den vorzüglichsten Rollen der Frau H. gehörte die der „Thekla" in Schiller's Wallenstein. Man durfte sich daher nicht wundern, daß die H. so lange als möglich im Besitze dieser Rolle blieb. Als sie jedoch mächtig zu altern begann, bedeutend an Corpulenz zugenommen hatte und zur Darstellung einer Thekla sich nicht mehr eignete, wurde ihr begreiflich zu machen gesucht, daß sie nicht mehr länger darauf Anspruch machen könne. Unter den Beweggründen führte man auch den an, daß sie zu stark sei. Diesen Grund wollte jedoch die Rollensüchtige am wenigsten gelten lassen und äußerte sehr naiv: „Wallenstein sagt ja selbst: „meine starke Thekla!", also sehe ich gar nicht ein, wie man mir deßhalb die Rolle derselben entziehen kann." — „Sie haben ganz Recht," erwiderte der Director, „und ich lasse sie auch im Besitze dieser Rolle, sobald sie mir beweisen können, daß Wallenstein „meine dicke Thekla" gesagt hat."

Dicke. Der Vater des letzten Herzogs von Orleans war sehr dick. Eines Tages, als er von der Jagd kam, sagte er: „Beinahe wäre ich in einen Graben gefallen." — „Monseigneur," antwortete einer der Hofleute, „er würde dadurch ausgefüllt worden sein."

Der **Dicke.** Einem Fiaker fehlte zur Abfahrt nach dem Orte seiner Bestimmung nur noch eine Person, als sich ein äußerst dicker Herr vor seinen Wagen stellte und mitfahren wollte. Der Fiaker sah ihn erst eine Weile an, schüttelte mit dem Kopfe und fragte dann den Wohlbeleibten: „Nehmen Se't nicht übel, wollen Sie janz mit?"

— Ein Fiaker fragte einen übermäßig dicken Herrn, der in die Vorstadt fahren wollte: „Soll ich Euer Gnaden auf einmal oder auf zweimal fahren?"

Ein äußerst **dicker** Mann keuchte spät Abends von einem Dorfe nach der Stadt, und da er vermuthete, daß die Thore schon gesperrt sein dürften, fragte er einen ihm begegnenden Bauer, ob er noch zur Stadt durch's Thor gelangen könne. „Ei!" rief der Bauer, ihn ernst messend, aus, „geht ja ein Heuwagen durch, so wird es Euch auch gelingen."

Vortheil bei Dicken. Ein König hatte beim Umspannen in einem kleinen Orte viele Jahre hinter einander einen großen fetten Beamten gesehen, und auch gewöhnlich einige Worte mit ihm gesprochen. Als er einmal dort wieder umspannen ließ, vermißte er denselben, und sah einen andern langen, äußerst hagern Mann, der sich mit dem Vorspann zu schaffen machte. „Wer seid ihr?" fragte er diesen. „Ich bin der Amtmann hier aus diesem Orte." — „Ei nicht doch, das ist ja ein alter, dicker Mann." — „Der ist gestorben, Ihro Majestät, und ich bin an seine Stelle gekommen." Der König wandte sich ganz ernsthaft zum General, der mit ihm im Wagen saß, und sagte: „Der wird mir noch viel kosten, ehe ich ihn so fett habe, wie seine Vorfahren."

Dicknes Philipp, dessen Sohn durch Glücksumstände begünstigt, sich zu großem Reichthum, und bis zum Range eines Lords empor geschwungen hatte, war einst in Geldnoth und bat seinen Sohn, ihn aus der Verlegenheit zu reißen. Als ihm dies abgeschlagen wurde, miethete er augenblicklich einen Schuhmacher-Laden dem Hause seines Sohnes gegenüber, und ließ ein Schild über seine Thüre anbringen, auf welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Schuhe und Stiefeln werden auf das Beste und Billigste von Philipp Dicknes, Vater des reichen Lord Dicknes, der hier gegenüber wohnt, verfertigt und geflickt." Die Folgen davon kann man sich leicht denken, das Schild blieb nicht drei Tage hängen.

Zug philosophischer Denkart aus dem Leben **Diderot's.** Ein junger Mensch bringt Diesem eine Satyre im Manuscript zu lesen. Die Satyre ist auf Diderot gemacht. Er fragt ihn, wie er sich einkommen lassen könne, ihm die Zeit durch das Lesen einer Satyre zu stehlen. Der junge Mensch antwortete: „Er habe Geld gebraucht und gehofft, daß er ihm das Manuscript abkaufen würde, um den Druck zu verhindern." Diderot sagte, „wenn er Dies wolle, so könne

er ihm einen weit einträglicheren Rath geben. Er solle zum Bruder des Herzogs von Orleans gehen und ihm das Werk widmen; der sei sein Feind und würde die Satyre mit Gold aufwägen." Der junge Mensch hatte keinen Zugang zu dem Prinzen. Diderot hieß ihn Platz nehmen und dictirte ihm ein Widmungsschreiben an Se. Hoheit. Mit diesem ging der arme Teufel zum Prinzen und erhielt 25 Louisd'or.

Als **Diderot** in Petersburg war, verlangte die Kaiserin **Katharina II.** von ihm, er solle dort eines seiner ältern Lustspiele vorstellen lassen, das er ihr vorgelesen hatte.

Er lehnte es ab und wünschte, daß es erst nach seiner Abreise auf die Bühne gebracht werden möchte.

„Fürchten Sie etwa durchzufallen?" fragte die Kaiserin. „Ich selbst habe Theaterstücke von mir aufführen lassen und bin sogar ausgepfiffen worden, ohne daß mich das im Mindesten angefochten hat."

„Der Fall ist sehr verschieden," antwortete Diderot, „wenn Diderot als Verfasser fällt, so fällt er ganz: wenn Ew. Majestät aber auch als Verfasserin fallen, so bleibt doch immer die Kaiserin in ihrer Glorie."

Bekanntlich kaufte die Kaiserin Katharina II. dem nicht reichen **Diderot** seine Bibliothek ab, so aber, daß er lebenslänglich sie behielt, und als Bibliotekar derselben jährlich 1000 Francs bezog. Indeß — die Pension blieb bald aus. Diderot klagte darüber mit keinem Worte; er war zu sehr Philosoph. Nach zwei Jahren endlich fragte ihn der Fürst Galatzin, ob er denn seinen Gehalt richtig bekomme? — „Ach, daran denk' ich gar nicht," antwortete er mit Uneigennützigkeit: „ich bin froh, daß mir die Kaiserin die Boutique abgekauft und mich dann darin gelassen hat." — „Nein, so hat es die Kaiserin nicht gemeint!" sagte Galatzin. — In der That hatte ihn Katharina nur auf die Probe stellen wollen. Er hatte sie bestanden. Nicht lange dauerte es, so erhielt er 50,000 Francs, damit die Zahlung gleich für die nächsten 50 Jahre abgemacht sei.

Diderot erhielt ein Paar schöne, carmoisinrothe Pantoffeln. Als er sie angezogen hatte, sagte er zu sich selbst: „Das ist nicht in der Ordnung: die Füße besser bedeckt, als den Kopf." In Folge dieses Raisonnements kaufte sich Diderot eine sammtene Mütze. Nun trat ein neuer Widerspruch bei dem Philosophen ein. Seine übrige Bekleidung harmonirte nun nicht mehr mit jener seines Kopfes und seiner Füße, daher die Nothwendigkeit, sich mit einem neuen Schlafrocke zu versehen. Der Philosoph gefiel sich in diesem Anzuge; aber sein Schreibtisch, der mit schwarzem und schmierigem Leder überzogen war, beschmutzte seinen schönen Schlafrock. Er beschloß somit, einen neuen Schreibtisch zu kaufen. Hierauf sagte Diderot: „Das ist nicht gut, ich verdanke Alles meinen Büchern, es wäre somit Unrecht, wenn ich besser costumirt wäre, als sie;" und er ließ einen Buchbinder kommen,

der beauftragt wurde, sie anständiger zu bekleiden; dieser schmückte sie mit Maroquin-Einbänden. Aber hierauf machte ihre Eleganz einen so großen Contrast zu ihrer Wohnung, daß auch ein Bücherkasten aus schönem Holz dem alten Gestelle, worauf sie früher ruhten, substituirt werden mußte. Das war noch nicht Alles; die übrigen Meubles Diderot's, so wie sein sonstiger Anzug standen nicht im Einklange mit den Verschönerungen, die er an sich und seiner Wohnung vorzunehmen gezwungen war. Kurz, ein Paar geschenkter Pantoffeln kostete Diderot hundert Louisd'or.

Diebe. Unter allen Dieben dieser Erde gibt es keine, die freiwillig das gestohlene Gut wieder zurückgeben, außer — den Herzensdieben.

Der bedauerte **Dieb.** In Antwerpen trat vor kurzem ein reicher Kaufmann in sein Haus, begegnete auf der Flur einem Manne mit einer Matratze, und fragte, wohin er damit wolle. Der Mann antwortete schnell gefaßt: „Ich will die Matratze auf das Leihhaus tragen, um das Geld zur Bestreitung der Kosten zu erhalten, die mir die Entbindung meiner Frau verursacht." Der Kaufmann wurde von der Noth des armen Ehemannes gerührt und gab ihm 10 Frcs. Als er aber in seine Wohnung hinauf kam, erfuhr er bald, daß ihm eine Matratze gestohlen worden sei.

Der erwunschene **Dieb.** Zwei blutarme Studenten schliefen in ihrem Dachzimmerlein. Auf einmal hörte der Eine Geräusch, und sieht einen Mann beim Dachfenster herein steigen. — „Du Bruder!" flüsterte er seinem ebenfalls erwachten Kameraden in's Ohr, — „da kommt ein Dieb zu uns!" — „Pst! lassen wir ihn nur hereinsteigen," entgegnete der Andere mit kaum vernehmbarer Stimme; — „ich schrei ihn dann recht barsch an, vielleicht — verliert er vor Schrecken etwas — was er schon anderswo gestohlen hat."

Der gefoppte **Dieb.** Einem Schneider waren schon mehrere Taschentücher auf einer und derselben Straße gestohlen worden. Der pfiffige Nadelkünstler beschloß, den Dieb zu foppen. Er nähte sich das Tuch in der Tasche fest und ließ es seiner Gewohnheit nach lang aus derselben hängen. Er geht des Abends wieder die bekannte Straße, der Dieb kommt und zupft. Verschmitzt lachend wendet sich der Schneider halb herum. Es giebt ihm der über seine erfolglose Mühe erbitterte Spitzbube eine ungeheuere Maulschelle und enteilt mit den Worten: „Verdammter Schuft! Will er ehrliche Leute hier zum Narren haben."

Der leicht entdeckte **Dieb.** Bei einem öffentlichen Gastmahl wurde ein silberner Löffel vermißt. Jedermann war erbötig, seine Taschen umzuwenden, aber der Wirth, ein witziger Kopf, verbat es und sagte: „Meine Herren, lassen Sie das nur gut sein, der Löffel kann sich so wohl wiederfinden; seien Sie aber so gütig, die Köpfe Alle unter den Tisch zu stecken."

Als dieß geschehen war, sagte er ganz laut: „Nun meine Herren haben Sie Alle die Köpfe unter dem Tische?"

„Ja," war die allgemeine Antwort.

„Auch der," fragte er weiter, „der den Löffel genommen hat?"

Mechanisch antwortete dieser: „Ja."

„Nun, wenn das ist," versetzte der Wirth trocken, „so geben Sie ihn nur wieder heraus."

Russische **Diebe.** In dem Vorzimmer des kaiserlichen Palastes in Petersburg standen während des letzten Winters die Lakaien, ihrer Herrschaften wartend, mit Mänteln und Pelzen über dem Arme. Als die Cour beendigt war, die Herrschaften erschienen und der Fürst G. in den ihm hingehaltenen Pelz fuhr, bemerkte er, daß der Aufschlag des rechten Aermels abgeschnitten sei. Das mußte ein Dieb gethan haben, und so wenig er auch scheinbar gestohlen, so gut hatte er sich doch auf seinen Vortheil verstanden, denn der Pelz war von schwarzem Zobel, dem allertheuersten Rauhwerke, und der gestohlene Aufschlag wenigstens tausend Rubel werth. Den Schaden zu ersetzen, wurde der Pelz am nächsten Morgen sogleich zu des Fürsten Schneider geschickt; noch hatte dieser aber das fehlende Stück schwarzen Zobel in ganz Petersburg nicht auffinden können, als ein Lakai in der Livrée des Fürsten F. erschien, den abgeschnittenen Aermel brachte, mit Triumph erzählte, daß die Polizei den Dieb entdeckt hätte, und dann sagte, daß er gleich auf das Annähen des Aermels warten wollte, da der Fürst den Pelz noch denselben Vormittag anziehen müsse. — Der Schneider hielt den Lakaien durch den Aufschlag für hinreichend accreditirt, verrichtetete die Arbeit und übergab ihm den Pelz. Wie erstaunte er daher, als gegen Mittag der Kammerdiener des Fürsten G. kam, um den Pelz zu holen, und es sich nun zeigte, daß der Dieb den gestohlenen Aermelaufschlag benutzt hatte, um den ganzen Pelz zu bekommen! Dieser war und blieb übrigens verschwunden.

Aushöhnung eines **Diebes.** Ein Kerl, verdächtig bis zum Diebe, konnte doch nicht überführt werden, und wurde gegen das gewöhnliche Handgelöbniß entlassen.

„Nun?" — fragte den Heimgekommenen sein Gevatter — „wie ging es?" Die Antwort war: „Anfangs stand es schlecht; am Ende ging es besser, als ich's dachte. Ich und der Stadtschreiber gaben darauf einander die Hände, und waren so gut, wie vorher."

Meinung eines **Diebes.** Ein Dieb wurde kurz vor seinem Tode gefragt, was er von der künftigen Welt halte? — „Nicht viel," erwiderte er, „denn da Niemand etwas dahin mitnehmen kann, so wird dort wenig für mich zu thun sein."

Der größte Schmerz eines **Diebes.** Ein Dieb saß im Gefängnisse; der Gefangenwärter sah ihn weinen und fragte ihn, ob er denn so große Reue über sein Verbrechen verspüre. — Der Dieb schweigt

— Der Gefangenwärter. „Was schmerzt Dich denn am meisten?“ — Dieb. „Daß ich heute nicht hinaus kann.“ — Gefangenwärter. „Warum denn eben heute?“ — Dieb. „Nun — weil heute der Jahrmarkt beginnt.“

Warnung eines **Diebes**. Ein Dieb stahl in einem Hause einen großen kupfernen Kessel. Als er mit demselben hinausgehen wollte, trat der Herr des Hauses herein. Der Dieb rief ihm sogleich entgegen: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, daß Sie sich nicht schwarz machen. Der Eigenthümer des Kessels ging also aus dem Wege und machte dem Diebe Platz, weil er glaubt, daß an dem Kessel etwas auszubessern sei.

Diebsausreden. Ein Hauseigenthümer in Magdeburg sieht vor Kurzem einen Mann mit einem Korbe voll Betten auf der Treppe seines Hauses. Der Mann ist rückwärts die Treppe heruntergegangen, und der Hausherr, welcher daher vermeint, der Mann wolle mit seinem Bette die Treppe hinauf, ruft ihm zu: „Wohin? Mann!“ — „Hier hinauf.“ — „Wem gehören denn die Betten?“ — „Nun, wem anders, als dem Herrn Lieutenant.“ — „Hier wohnt kein Lieutenant.“ — „Aber es zieht einer doch hier ein.“ — „Zieht auch keiner hier ein.“ — „Nun, das Haus ist mir doch so genau beschrieben.“ — „Ei was!“ — Nun dreht sich der Mann um, kommt mit seinen Betten vorwärts die Treppe herab, und entfernt sich schimpfend und fluchend, daß er so von Pontius zu Pilatus geschickt werde. Aber am Abend findet es sich. Als der weise Hausherr sich zu Bette legen, und der Ruhe pflegen will, findet er nur Stroh in der Sponde.

Diebsausreden. Zwei Diebe hatten bei einer Wittwe in Berlin eingebrochen, und sämmtliche Prätiosen eingepackt. Beim Fortgehen sah der eine Dieb, daß gerade Menschen im Vorhause waren, von denen sie bemerkt wurden; er faßte sich schnell, verbeugte sich recht tief zwischen der Thüre und sagte mit lauter Stimme: „Ergebenster Diener, in kurzer Zeit werd' ich wieder so frei sein.“ — Die Hausbewohner glaubten die Wittwe zu Hause — und ließen die Diebe wegspazieren.

Eines **Diebes** Gram. An einem allgemeinen Gerichtstag wurde ein wegen Diebstähle Angeklagter in Irland vor diese Gerichtsschranken geführt.

Er war sehr niedergeschlagen. Ein Bekannter suchte ihn zu trösten. Er antwortete:

„Ach! mich grämt es am meisten, daß ich nun Alles, was ich des Nachts verdient, bei Tage wieder einbüßen soll.“

Diebslist. Ein Dieb kam in ein Haus, wo viele junge Leute wohnten. Er fand in einer Stube drei Mäntel liegen, und nahm sie weg. Als er die Treppe geschwind hinunterging, begegnete ihm ein Advokat, der von einer Reise nach Hause kam und ebenfalls im Hauf

wohnte. Dieser hatte einen schönen Mantel mit sammetnen Aufschlägen um, und fragte den Dieb, wo er mit den Mänteln hin wolle? Dieser antwortete: „Sie gehören dreien Herren in diesem Hause, welche Sie mir gegeben haben, um die Fettflecke auszumachen."

„So nehmt meinen auch," sagte der Advocat, „und macht die Flecke aus; bringt ihn aber in drei Stunden wieder."

„Ganz wohl, mein Herr," antwortete der Dieb, welcher des Advocaten Mantel nahm, und ihn so wenig wie die drei andern wiederbrachte.

Merkwürdiger **Diebstahl**. Bei Marienwerder in Westpreußen wurden die Schaffelle von den Schafen gestohlen, es fanden nämlich die Eigenthümer des Morgens die Schafställe erbrochen und die Schafe vollzählig, aber ohne Häute.

Sonderbarer **Diebstahl**. In einer Gesellschaft erzählte man von verschiedenen äußerst schlau ausgeführten Diebereien. Das Alles ist nichts, äußerte sich Jemand, in Vergleich zu dem, was mir einmal widerfuhr. Eines Abends ging ich mit einer Fünfgulden-Banknote in der Brieftasche in's Theater. Ich bemerkte zwar, daß sich ein Unbekannter an mich drängte, allein ich schöpfte keinen Verdacht, denn ich hatte die Brieftasche in meinem zugeknöpften Busen verwahrt. Als ich aber nach Hause kam und die Brieftasche öffnete, gewahrte ich mit Bestürzung, daß mir der schlaue Wicht zwei Gulden funfzig Kreuzer daraus gestohlen hatte.

Die kleinen **Diebe** hängt man. Ein Amtmann unweit Dresden sah einstens früh zu seinem Fenster hinaus, und erblickte einen alten bekannten Bauer, der eben aus der Residenz kam. Der Amtmann sagte zu ihm: „Wie geht's? Was gibt es Neues in Dresden?" Der Bauer erwiderte: „Es geht immer noch ganz gut, die kleinen Diebe werden gehangen, und vor den großen zieht man den Hut ab. Schönen guten Morgen, Herr Amtmann!" Mit diesen Worten verbeugte er sich tief, setzte dann seinen Hut wieder auf, und ging seines Wege.

Die **diebische** Elster. Als Rossini's „diebische Elster" das erste Mal in B. aufgeführt wurde, standen ein Antirossinianer und ein Rossinianer neben einander im Parterre. Herrlich, herlich, rief Letzterer bei einer Stelle. „Alter Gedanke, gestohlen aus andern Opern," schrie der Erste. „Das verstehen Sie nicht," sagte der Rossinianer, „das ist eben das Charakteristische, es stellt die „diebische Elster" vor."

Dauerhafter **Dienst**. Du wirst auch keinen Meister finden, sagte ein Schneider, als er seinen liederlichen Gesellen fortjagte. In Kurzem schrieb dieser: „Ihr habt auch gelogen, denn in 8 Tagen habe ich schon 7 Meister gehabt."

Dienstboten. In einer Gesellschaft erhob man große Klagen über Dienstboten. „Ei," sagte de la Chenaye, „wenn die Dienerschaft vollkommen wäre, so müßten billig wir sie bedienen." — —

Dienertreue. Der Baron M. war ein starker Zecher. Einst sagter er zu seinem Bedienten, nachdem er sich von diesem mehrere Flaschen hatte holen lassen, gleichsam zu seiner Entschuldigung: „Johann, ich bin so durstig, daß ich mich noch einmal zu Tode trinken werde.“ — „Gnädiger Herr,“ versetzte der Bediente, „da lassen Sie mich mitsterben.“

Dienertreue — gleicht dem Monde, den man nur sehen kann, wenn unsere Sonne unterging. Raimund.

Dienstgesuch. Im Frankfurter Intelligenzblatte sucht ein Mann von 27 Jahren eine Stelle als Markthelfer, Hausmann oder dergleichen, und sagt am Schluße seiner Anzeige: „Wenn es verlangt wird, kann derselbe 200 Thaler Caution stehlen (stellen).“

Dienstgesuch. Im *r Wochenblatte bietet sich ein Aufwärter jungen Herren „zum Wichsen und Ausklopfen“ an.

Dienstgesuch. Ein interessanter Jüngling, der Alles für sich einnimmt, sucht eine Stelle als Cassirer in einem Bauquiergeschäfte.

Dienstgesuche. In einem Blatt fand man folgende Anzeige: Hr. D... wünscht eine Anstellung entweder bei einem reichen Herrn, bei einem Gelehrten oder bei einem gebildeten Menschen!!!

Dienstjahre. Als der Kronprinz von . . . vor länger als einem halben Jahrhundert durch eine der damals zahlreichen kleinen freien deutschen Reichsstädte kam, erhielt er von dem dortigen Magistrat einen Offizier der Stadtmiliz zur Ehrenbegleitung.

Der Offizier war sehr linkisch und ängstlich.

Der Prinz, um ihm seine Aengstlichkeit zu benehmen, fragte ihn daher sehr freundlich:

„Haben Sie auch sonst schon gedient?“

„O ja, Ew. königliche Hoheit!“ erwiederte der Befragte, sich tief neigend; „achtzehn Jahre bei der seligen Frau Bürgermeisterin L. in der . . . Straße.“

Dienstmädchen-Putz. Das Stubenmädchen aus einem vornehmen Hause in Danzig, dessen Gebieterin sich im Bade Zoppot befand, wollte unlängst einmal eine Dame spielen, wußte sich einen Hut, einen Shawl und ein Kleid ihrer Herrin zu verschaffen und besuchte damit den Dominiks-Markt. Der Zufall wollte, daß die Frau vom Hause, die nach der Stadt gekommen, denselben Weg einschlug, — sie sah vor sich eine Dame gehen, deren Kleidung ihr auffiel, und sie sprach zu ihrer Begleiterin: „Sehen Sie doch, da hat Jemand einen Shawl und einen Hut, gerade wie der meinige.“ Die Pseudo-Vornehme blieb bei einer Bude stehen und wurde hier von den Nachfolgenden erreicht, worauf eine Erkennungsscene stattfand, welche den Theilnehmern das wenigste, dagegen dem Publikum das größte Vergnügen gewährte. „Schämt Sie sich nicht, die Kleider ihrer Herrschaft zu tragen?“ fragte die gnädige Frau. — „Sie sollen sich man was

schämen, Kleider zu haben, die Ihnen Ihr Dienstmädchen tragen kann, ohne daß es auffällt," war die Antwort.

Dienstplätze. Ein geschickter, möglichst lediger Schustergeselle wird aufgenommen.

Berechnung der **Dienstzeit.** G. „Wie alt bist Du?" — S. „Ein und zwanzig Jahre." — G. „Wie lang dienst Du?" — S. „Siebzehn Jahre." — G. „Wie ist dies möglich?" — S. „Je nun, vom vierten Jahre bis in's achtzehnte habe ich als Schweinjunge gedient."

Dienstzeugniß. Ein Bekannter von mir nahm eine **Köchin** in seinen Dienst; als er sie befragte, ob sie kein Attestat von ihrer vorigen Herrschaft habe, producirte sie das hier wörlich folgende; Dünn statt est ad. — „Vorzeigerin dieses, Anna, Marianna Hanna, von Zunahmen unbekannt, von Gesicht hübsch, und außer daß sie im Zorne heftig spricht, ohne ab- und insonderliche Kennzeichen, hat zwei Monath und einige Dag bei mir im Dienst gewesen, mich wöchentlich höchstens zweimal geärgert, mich bekocht, benäht und beplättet, sich überhaupt röthlich betragen, weßhalb ich nichts auf sie schreiben kann, als daß sie gut und tüchtig ißt.

— Anna Maria Bolzerl, gebürtig aus Tanzhausen, hat ein Jahr — weniger 9 Monat, bei mir in Diensten gestanden, und sich in dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre; genügsam — in der Arbeit; sorgsam — für sich selbst; geschwind — in Ausreden; freundlich — gegen Mannspersonen; treu — ihren Liebhabern; und ehrlich — wenn Alles wohl verschlossen, bezeugt u. s. w. u. s. w.

— Das uns unlängst im Original zugekommene **Dienstzeugniß** einer Köchin lautet also: „Ich Aentegefertigte bezeige als Gans der Waarheut geh 3, daß Forzeigerin dieses bei mich als Mensch gedient hat" u. s. w.

— Eine vornehme Frau pflegte ihr Dienstmädchen jeden Abend sehr spät noch aus dem Hause zu schicken, um Dies oder Jenes einzukaufen. Das Mädchen, endlich darüber ungehalten, ward aus dem Dienste entlassen, und in ihrem Dienstzeugnisse stand: „Die Auguste Maier eignete sich nicht zum Fortschicken und mußte daher wegen Mangel an Schicklichkeitsgefühl entlassen werden."

— Eine Frau beschloß ihre Köchin wegen deren **Unreinlichkeit** aus dem Dienst zu entlassen, und da das Dienstmädchen flehentlich bat, ihren Fehler in dem Dienstzeugnisse nicht gar zu grell zu bemerken, so versprach die Frau es nur „ganz verblümt" zu thun, und schrieb also: Zeugniß. „Anna Marie u. s. w. — — Ich habe keine besondere Klage über selbe zu führen, und ist selbe nur lediglich „wegen Wasserscheue" von mir entlassen worden."

Diogenes trug nicht nur eine Laterne, mit welcher er Menschen

suchte, sondern für den Fall, daß er Menschen finden sollte, trug er auch einen — Knittel.

„Einst" — erzählt Valerius Maximus, — „wusch **Diogenes** sein Gemüse am Brunnen, als ihn Aristipp besuchte: „Wolltest Du," sagte dieser zu dem Cyniker, „dem Dionysius gute Worte geben, so würdest Du dieses nicht essen." — „Nicht doch," erwiderte der Weise, „wolltest Du dieses essen, so brauchtest Du dem Dionys keine guten Worte zu geben!" — Welcher von Beiden war der Glücklichste?

Diplomatische Kunstgriffe. Der große Diplomatiker, Kardinal Valenti-Gonzaga, hatte mit dem französischen Gesandten am römischen Hofe ein kitzliches politisches Geschäft abzumachen. Der Kardinal schrieb hierüber dem Gesandten einen sehr langen Brief. Dieser las ihn mehrere Male. Da er aber keinen Sinn darin fand, sandte er ihn zurück und ließ den Kardinal ersuchen, sich deutlicher zu erklären. „Was," antwortete Gonzaga dem Boten, „einen andern Brief soll ich schreiben, da ich an diesen einen ganzen Tag verwandte, um mich ja nicht verständlich auszudrücken?" —

Sonderbarer Erfolg einer **Disputation**. Johann Reinolds war katholisch; sein Bruder Edmund der reformirten Kirche zugethan. Beide Brüder kamen in der Absicht, Einer den Andern zu überzeugen, zusammen, und Beide hielten sich so tapfer, daß Johann reformirt, Edmund aber katholisch wurde. B.

Disputiren. „Sie müssen meinem Sohne heute die Ehre ihrer Gegenwart schenken, er wird **Doctor juris**." „Ei gratulire vom Herzen; er ist noch sehr jung!" „Kaum zwei und zwanzig Jahre. — Heute wird er disputiren." „Kaum **Doctor juris**, erst zwei und zwanzig Jahre alt — und gleich disputiren? — — Freundchen! Sie müssen mir nicht zürnen, aber der junge Mann fängt nicht klug an, er wird sich Feinde machen!" — Th. — —

Disteln sind des Esels Salat. Piron hatte einen Groll gegen die Bewohner von Beaune in Bourgogne. Er ging dahin und hieb rund um die Stadt alle Disteln ab. Auf die Frage, warum er also verfahre, entgegnete er: „Ich bin mit den Einwohnern von Beaune in einem Kriege begriffen, darum schneide ich ihnen jetzt die Lebensmittel ab."

Döbler. Der „Ungar" erzählt Folgendes: Ein Landmann, der in Wien einer Vorstellung Döblers beiwohnte, sprach nach Beendigung derselben in einem Kaffeehause laut und heftig gegen diesen Künstler und meinte: Bosco sei viel bedeutender. Döbler, der zufällig zugegen war, verständigte sich schnell mit dem Kellner, trat hierauf zu dem Landmann und sagte: „Ich bin Döbler. Sie halten mich für unbedeutender als Bosco, weil ich weniger durch die Hand, als durch sinnreiche Benutzung der wunderbaren Kräfte der Natur zu effectuiren suche. Aber ich kann, wenn ich will, weit größere Kunststücke als

Bosco, ich kann das Unbegreiflichste machen. So z. B. will ich Ihnen sogleich, ohne alle Vorbereitung, eine Ohrfeige geben und der hinter ihnen sitzende Kellner soll vor Schmerz aufschreien, während Sie selbst nichts davon empfinden." Der Landmann war höchst erstaunt und meinte: „Wollen wir das sehen!" Als er und der Kellner sich vorschriftsmäßig placirt hatten, machte Döbler die Umstehenden noch einmal darauf aufmerksam, daß er durchaus nicht vorbereitet sei, und versetzte hierauf dem Landmanne eine derbe Ohrfeige. Sogleich sprang der Kellner hinter ihm auf, hielt sich die Backe und schrie laut auf vor Schmerz. Der Landmann aber sprang ebenfalls auf, und rief freudigen Tones der Gesellschaft zu: „Ich hab' ja gleich g'sagt, daß Döbler nix versteht. Hab' ich Ohrfeigen auch g'spürt!"

Döbleriaden von Wiest. Döbler hat neulich mehrere Börsenschwindler so spurlos verschwinden lassen, daß sie gar nicht mehr wiederzufinden sind.

— Döbler hat eine Zauberschachtel erfunden! Er giebt in diese Schachtel mehrere alte Schachteln von beliebiger Qualität hinein und die reizendsten jugendlichen Schönheiten kommen dann heraus!

— Döbler changirte unlängst einem Modegecken mit solcher Bravour einen hohlen Gypsfigurenschädel hinauf, daß der Modegeck gar keine Veränderung in seinen Hauptangelegenheiten fühlte.

— Döbler ist in der Kunst zu metamorphosiren ganz einzig! Er verwandelte bei seinem letzten Aufenthalte in Berlin einen ganz ordinären Strick in einen sehr eleganten Journalisten.

Döblers neuester Apparat dürfte den Gelegenheitsdichtern besonders erwünscht sein! Man legt ein mattes Gelegenheitsgedicht in diesen Apparat, und wenn man ihn öffnet, präsentirt sich statt des Gedichtes eine Fünfgulden-Banknote.

— Döbler hat als Escamoteur neulich Außerordentliches geleistet. Er hat die Freibillets in einem Concerte plötzlich in Zahlbillete verwandelt.

— Das bekannte Kunststück Döblers mit dem Braten lebendiger Tauben hat jetzt ein Seitenstück gefunden. Er legt jetzt Schnepfen und Wachteln in eine Pfanne und augenblicklich sind sie — genießbar.

— Döbler ist auch ein ausgezeichneter Chemiker; er hat jetzt eine Seife erfunden, die im Stande ist, an manchen Charakteren unangenehme Schmutzflecke wegzunehmen.

— So manche ephemere Schnittwaarenhandlung könnte die Schildüberschrift zum „Nebelbilde" führen. Sie fangen alle mit der glänzendsten Beleuchtung an, und lösen sich sehr schnell in blauen Dunst auf.

— Die Kunst, in zwölf Stunden Ludwig Döbler zu werden, heißt eine kleine Brochure, die soeben in Leipzig erschienen

ist. Der Verfasser soll mir eine neue Brochure schreiben: die Kunst in zwölf Stunden — Besitzer von Klafterbrunn, zu werden.

Döblerladen. Döblers optische Täuschungen hinterlassen bedeutende Nachwirkungen. Neulich soll sich beim Herausgehen aus der Döbler'schen Vorstellung eine Frau, statt in den Arm ihres Mannes — in der optischen Täuschung — in den Arm eines Hausfreundes eingehängt haben.

— Döbler hat einen höchst schmeichelhaften Antrag von Berlin erhalten, um als lebenslänglich angestellter Sträußchenspender den Berlinern alljährlich einen Frühling in ihre dürre Landschaft zu zaubern.

— Döbler hat bis jetzt Alles gekonnt, was er gewollt. Nur an Einem scheiterte seine ganze Kunst. Er wollte nämlich die Brieftasche eines Millionärs in die Rocktasche eines deutschen Schriftstellers changiren. Daran scheiterte Döblers Kunstfertigkeit.

— Schon die Atmosphäre Döblers bringt optische Vergrößerungen hervor! Er ging neulich bei einem Kaffeehause vorüber — und die Zuckerportionen vergrößerten sich darin zusehends!

— So eben ist Dr. Heuriger, Professor der Vinosoffie, angekommen, der seine Nebelbilder in den Umgebungen Wiens, in Währing, Hernals, Lerchenfeld zeigt und bedeutenden Zuspruch findet. Uebrigens unterscheiden sich diese Nebelbilder von jenen Döblers sehr bedeutend. Döbler begeistert und erhebt sein Publikum — Heuriger begeistert es blos und läßt es dann — fallen.

— Döbler will bei seinen jetzigen Nebelbilder-Productionen das hellste intensivste Licht, welches man bis jetzt kennt, in Anwendung bringen! Er hat sich zu diesem Zwecke mit einigen der distinguirtesten Glacis- und Vorstadt-Straßen-Laternen in Einvernehmen gesetzt.

— Döbler hat neulich das Schneefallen in der Winterlandschaft so außerordentlich wahr gebracht, daß einige Anwesende wegen plötzlicher Frostbeulen-Schmerzen das Theater verlassen mußten.

— Mehrere Possendichter haben sich mit der Bitte an Döbler gewendet, er möchte durch seine optischen Experimente — die Handlungen in ihren Possen vergrößern!

— Döbler hat jetzt eine schwierige Arbeit unternommen! Er experimentirt an dem selig entschlafenen Masken-Redouten-Witz — um ihm ein neues Leben beizubringen.

— Döbler benutzt zur Erzeugung des intensiven Lichtes für seine Nebelbilder so viele Schwefelsäure, daß einige Wirthe bereits über die steigenden Preise des Schwefels klagen.

Doctor der Linken. Ein Bauer, dessen Weib einen Schaden in der linken Seite hatte, ging in die Stadt und erkundigte sich nach ei-

nem Doctor. — Man wies ihn zu einem Doctor der Rechte. Der Bauer trat ein, erzählte den Zustand seiner Frau und bat um Hilfe. „Da sind Sie schlecht adressirt," sagte der Advocat, „denn ich bin Doctor der Rechte." „Da ist's freilich nichts," erwiederte der Bauer, „denn meine Ursel leidet an der linken Seite."

Doctortitel. Warum fügt Lax den Doctortitel bei,
Wenn er Tragödien schreibt? —
Damit man voraus gleich versichert sei.
Daß Alles: — „todt auch bleibt!" C. F. Stix.

Der Schauspieler **Dominico** hatte eines Tages seine Augen auf eine goldene Schüssel mit Rebhühnern, die auf des Königs Tafel stand, gerichtet. Der König, der es merkte, sagte, daß man die Schüssel dem Dominico geben solle. „Was Sire," fragte er, „und die Rebhühner auch?" Der König verstand ihn, und sagte: „Ja, und die Rebhühner auch." Durch diese listige Frage erhielt er die goldene Schüssel.

Die **Donau.** Zwei Handwerksburschen standen auf der Prager Brücke, und der Eine sagte: „Schau wie groß die Moldau ist." „A! heißt sie hier Moldau? Bei uns heißt sie Donau," erwiderte der Andere, ein Wiener.

Wer hilft **donnern.** „Ist es wahr, daß wir im Himmel nicht arbeiten dürfen?" fragte ein sterbender Bauer. „Ei beileibe nicht," tröstete ihn ein Freund. „Nun, so sterbe ich getrost," seufzte er freudig, „denn ich habe alleweil geglaubt, wir Bauern müssen da donnern helfen."

Donnerwetter. Ein Lehrer wiederholte neulich, was er seinen Schülern über die Naturerscheinungen vorgetragen hatte. Als er auf das Gewitter zu sprechen kam, fragte er unter anderem auch einen Knaben: „Mein Sohn, an welchen Orten unseres Vaterlandes kommen denn die meisten Donnerwetter vor?" — „Auf den Exercierplätzen!" war des Knaben Antwort.

Das **Donnerwetter.** „Heute bekommen wir ein Donnerwetter," sagte ein Schusterjunge zu dem Gesellen, als die schlimme Meisterin schon am frühen Morgen im Haus herumpolterte. Kaum aber hatte er das gesagt, als er auch schon eine derbe Ohrfeige hatte. „O weh!" schrie er, „es ist schon da, und hat auch schon eing'schlagen!"

Das städtische **Donnerwetter.** Ein Mädchen aus einer kleinen Provinzialstadt war nach Berlin gekommen, um dort als Magd ein Unterkommen zu suchen. Ihr Wunsch wurde erfüllt, und sie erhielt bei einer vornehmen Herrschaft einen Dienst als Stubenmädchen. Einige Wochen nach dem Antritte ihres Dienstes entstand ein sehr heftiges Gewitter. Erschrocken über einige Blitze und das gleich darauf folgende Krachen des Donners, rief sie der Köchin zu: „Ne solch'n Wetter haben wir doch bei uns nicht in D'." — „Was Sie sich

noch ehnbildet," versetzte diese, eine geborne Berlinerin; „in ihrem kleinen Neste können ja die Gewitter nicht so groß sind, wie hier in der Hauptstadt."

Der **doppelte** Buchhalter. Die Frau eines zum Fabrikanten emporgekommenen Cattundruckers wollte sich gegen eine andere gern als Kaufmannsfrau geltend machen, weshalb sie ihr erzählte, daß ihr Mann sich nun auch einen doppelten Buchhalter verschrieben habe, für welchen sie noch heute ein zweischläfriges Bett in die Dienerstube schaffen lassen müsse.

Aufrichtige **Doppelzüngigkeit**. In einem französischen Schauspiele applaudirte während der ersten Vorstellung eines Stückes ein Unbekannter mit enormer Anstrengung, während er ununterbrochen dazu ausrief: „Teufel! wie schlecht ist das Stück." Gefragt über das Bizarre seines Benehmens, antwortete er: „Meine Herren! Man hat mir ein Billet gegeben, um zu applaudiren. Ich hab's versprochen und ich halt' mein Wort. Aber als ehrenhafter Mann kann ich die Wahrheit nicht prostituiren, und so macht meine Stimme wieder gut, was meine Hände lügen." Die Laune des Mannes wurde allgemein, und so vom gesammten Publikum zugleich applaudirt und gepfiffen. — —

Dorat, der Pindar seiner Zeit, heiratete in seinem hohen Alter ein Mädchen von 19 Jahren. Als ihm seine Freunde darüber Vorwürfe machten, erwiederte er: „Ich will lieber, daß ein reiner blank geschliffener Degen mir das Herz durchbohre, als ein altes verrostetes Eisen."

Doria (Doge von Genua) wollte einen Felsen sprengen lassen. Ein Nobile sagte zu ihm: „Der Felsen ist zu hart." — Doria: „Mein Geld noch härter."

Eine Prise ohne **Dose**. „Wenn die Dose mein wäre," sagte ein sehr begehrlicher Schauspieler zu einem reichen Manne, der eben eine goldene Dose in der Hand hatte, „so schenkt' ich sie Ihnen; was Sie thun wollen, muß ich erwarten."

„Ich werde denken, sie hätte Ihnen gehört, und Sie wären zum ersten Male freigebig gewesen," erhielt er zur Antwort, worauf ein Dritter, sich zu dem Schauspieler wendend, bemerkte: „Das war eine Prise ohne Dose."

Drahtzieher. Ein reisender Handwerksbursche, der lieber den Bettler machte als arbeitete, zog an einer Hausthüre das Glöckchen. Der Besitzer öffnete das Fenster und fragte, was er wolle. Der Bursche bat um eine Gabe und erhielt sie. „Was treibt ihr für ein Handwerk?" fragte hierauf der Hausherr. Der Mensch faßte noch einmal den Draht, der zum Glöckchen führte und sagte, „ich bin ein Drahtzieher."

Drama. Jüngst fragte eine Frau ihren Mann in einem Theater während der Aufführung eines Drama's, wie denn dasselbe endigen werde.—

Diese Dame hatte auch wenig Kenntniß von unseren Dramen, von denen man sagen kann:

Wie unsere Dramen zu Ende geh'n.
Das kann man gleich am Anfang seh'n. —

Dreifuß. Die Priesterin des Orakels zu Delphi wurde, wenn sie auf dem Dreifuße saß, begeistert und prophezeite. Unsere Schuster haben den Dreifuß von ihr geerbt, sitzen darauf — sind auch öfters begeistert, und prophezeien doch nicht.

Einige Berliner Kaufleute waren zum Besuche in Hamburg. Sie hatten viel von dem dort lebenden witzigen Dichter **Dreyer** und seinen lustigen Einfällen gehört, und wünschten also, ihn persönlich kennen zu lernen. Sie baten ihn daher auf einen Abend zu sich. Er kam; da er aber merkte, daß die Herren ihn zum Lustigmachen brauchen wollten, so war er fast einsilbig. Jene mußten sich in Geduld fassen, und erwarten, ob etwa der Wein ihren Gast munterer und gesprächiger machen würde. Er saß aber immer ernsthaft da, und endlich war nichts übrig, als ihm ihre Absicht mit dürren Worten zu entdecken Dreyer blieb indeß gleich lakonisch, bis man zu Tische ging. Hier wurde nun ein Stück Rindfleisch nebst den Markbeinen aufgetragen. Die Kaufleute ließen sich das Mark besonders wohl schmecken. Als Dreyer dieß bemerkte, stieß er auf einmal einen tiefen Seufzer aus. Einer aus der Gesellschaft fragte ihn nach der Ursache. — „Ach!" versetzte Dreyer, „ist es nicht ein Jammer, wenn man sehen muß, wie heut' zu Tage die Kinder den Eltern das Mark aus den Knochen saugen?"

Sagen von der „linken Hand." **Dreyschockiaden** von Wiest. Ein drittel Schock. Ein bedeutender Lyriker der Gegenwart, der Alles zu Balladen und Sagen verarbeitet, hat so eben drei Bande: „Linke-Hand-Sagen von Dreyschock" beendigt!

— Bei den gewöhnlichen Menschen ist die rechte Hand jene, die am meisten ausgiebt, — bei Dreyschock ist die Linke — die Ausgiebigste!

— Dreyschock ist vielleicht unter allen Männern der Einzige, den seine Braut, als es zum Heiraten kam — um die linke Hand gebeten hat!

— Warum hätten vielleicht so manche weibliche Wesen Lust auf Dreyschocks Linke? Weil dieser Alles mit Leichtigkeit zugetraut werden kann?

— Wenn Dreyschock einen Contract abschließt, so macht er ihn sicher mit der Linken — weil er dadurch allein schon rechtskräftig wird!

— Auf der großen Baltimore-Eisenbahn in Nordamerika hat eine Riesen-Locomotive die Ueberschrift: „Dreyschocks Linke" erhalten! — Warum wäre dieser Name für jede Locomotive passend? —

Weil Dreischocks Linke — Alles mit fortreißt und schneller fährt als der Blitz!

Dreischockiaden. Dreischocks linke Hand hat ein solches außerordentliches Gewicht, daß er sie sich immer in einem eigenen Fiaker in's Concert nachfahren lassen muß!

— Dreyschock hat neulich mit dem kleinen Finger seiner linken Hand einen Recensenten derart auf die Finger geklopft, daß sich dieser gleich den Arm abnehmen lassen mußte!

— Es ist gefährlich, Dreyschocks Freund zu sein! Ein biederer deutscher Handschlag von seiner Linken, und eine ganze Menschen-Generation ist vernichtet!

— Dreyschocks linke Hand liebt am meisten die englischen Flügel! Weil diese, jemehr man ihnen Pfunde und Centner anhängt, desto leichter in Schwung kommen!

— Dreyschocks linke Hand ist so überaus kräftig, daß er die complete Abd-el-Kader'sche Armee auf der Handfläche balanciren lassen kann!

— Dreyschocks linke Hand hat ihrem Besitzer den Zutritt in die höchsten Kreise verschafft, denn sie repräsentirt den Adel des besten Tones und hat die größte Bildung!

— Dreyschocks linke Hand sollte eigentlich unter die Aufsicht der Behörden gestellt werden, denn sie verschwört sich gegen die bestehenden Rechte und führt das Verfänglichste im Anschlage!

— Zu den Zeiten der Tortur wäre Dreyschocks linke Hand vielleicht noch gesuchter gewesen, als sie jetzt ist — da man gewiß jeden Finger seiner linken Hand als Daumschraube benutzt hätte!

— Dreyschock mußte neulich beim Besuche des „Elysiums" die linke Hand abschnallen, da der Besitzer des „Elysiums" gegen jede Daumschraube eifrigst protestirt!

— Bei Dreyschock wird das Sprichwort: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut" zu Schanden! Seine Linke weiß Alles, was die Rechte thut, aber die Rechte kann das oft nicht begreifen, was die Linke thut!

— Dreyschock wäre von Napoleon gewiß zum Marschall aller Clavierspieler ernannt worden! Wenn Napoleon diese Linke in seinem Solde gehabt — hätte er mit dieser allein den ganzen Convent aufheben können!

— Dreyschock muß sich für seine linke Hand eigends einen Barbier halten, da ihr über Nacht immer die Löwenmähnen eines Simson wachsen!

— Als dem genialen Virtuosen in seinem dritten Concert Blumenkränze geworfen wurden, äußerte seine linke Hand sehr geistreich: „Alle Fesseln bin ich im Stande zu sprengen — aber diese Blumenketten möchte ich immer tragen."

Kaum ein Drittel. Ein berühmter Schauspieler wurde auf seiner Durchreise von dem Director eines kleinen Theaters zum Gastspiel eingeladen. Um seine Bedingungen gefragt, forderte er zwei Drittel der Einnahme. „Ach Gott" — entgegnete der arme Director — „zwei Drittel, jetzt im Sommer nehmen wir manchmal kaum ein Drittel ein."

Die **Drohung.** Ein Irländer ließ folgende Anzeige in mehrere Zeitungen setzen: „Da James Akley mir, ohne mein Vorwissen, mehrere Effecten gestohlen hat, so mache ich ihm hiemit bekannt, daß, wenn er sie mir nicht binnen acht Tagen zurückgiebt, ich seinen Namen öffentlich nennen werde."

Drohung. Einem Beamten wurde wegen eines Vergehens sein Absetzungsurtheil vorgelesen. Nach dessen Anhörung äußerte er: „Das kann vielen Menschen das Leben kosten." Man nahm ihn hierauf fest, damit er Aufschluß über diese bedenklichen Worte gäbe. „Ich habe vor 20 Jahren," sagte er dann, „Medizin studirt, und da ich jetzt ohne Brot bin, muß ich das längst beseitigte Geschäft wieder anfangen."

— Ein Fremder besuchte jüngst einen hiesigen sehr beliebten Garten. Die geräumige Localität vermochte kaum die Menge der Anwesenden zu fassen. War es für die Hungrigen und Durstigen schon schwer, schnell Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erreichen, so hielt es für die Gesättigten beinahe noch schwerer, zum Zahlen zu gelangen. Die bekannte Drohung: Kellner zahlen oder ich gehe, ertönte von allen Seiten. Der Fremde hatte bereits seit einer halben Stunde bezahlt, aber sollte noch auf eine 10 fl. Bank-Note herausbekommen. Uebermannt von seiner Ungeduld rief er endlich drohend: „Kellner herausgeben, oder ich gehe!

Schwer zu erfüllende **Drohungen.** Ein Herr war mit seinem Reitknecht über Land geritten. Der Rückweg führte über eine gefährliche Brücke, die über einen reißenden Fluß gespannt, und schon schadhaft war. Der genossene Wein machte den Herrn schläfrig, und auf seinem sicheren Pferde durfte er es schon wagen, ein wenig zu schlafen, doch befahl er aus Vorsicht dem Reitknecht ausdrücklich, ihn ja zu wecken, wenn sie an die Brücke kommen würden. Beide ritten fort, der Herr schlief ein, und der Reitknecht unterhielt sich im Gedanken so gut mit seinem Liebchen, daß er darüber die Brücke und den ganzen Auftrag rein vergaß.

Nach geraumer Zeit, als die gefährliche Passage schon längst zurückgelegt war, erwachte der Herr, und fragte besorgt; „Sind wir bald an der Brücke, Johann?" „Ach, gnädiger Herr, da sind wir schon seit einer Stunde vorüber!"

Der Herr. „Schurke, warum hast Du mich nicht geweckt, wie ich's Dir befohlen hatte? Wäre ich in's Wasser gefallen und ertrunken, ich hätte Dich auf der Stelle erschossen.

Reitknecht. „Hätten Sie sich an ihrem treuen Diener so vergriffen und mich erschossen, so wäre ich augenblicklich aus Ihrem Dienst davon gelaufen.

Vor **Druck** zu bewahren. Der Dichter Pf. . . in N., der in gar mancher Stadt seines Gleichen hat, kam auf den Gedanken, die Kinder seiner Muse durch den Druck unter das Publikum gelangen zu lassen und schickte, da er in seiner Vaterstadt keinen Verleger finden konnte, das Manuscript einem auswärtigen Buchhändler. Dieser hatte aber kaum einen flüchtigen Blick in dasselbe geworfen, als er es auf dem kürzesten Wege zurückschickte und blos der Adresse die Bemerkung beifügte: „vor Druck zu bewahren."

Der bekannte Berliner Weinhändler, Louis **Drucker**, wettete mit einem Gaste, daß dieser sich den Rock nicht allein ausziehen könne. Die Wette wird angenommen, und sobald sich der Gast seinen Rock ausziehen will, zieht Drucker auch den seinigen aus, und hat daher gewonnen.

Druckfehler. Zufolge eines amüsanten Druckfehlers haben wir jüngst in einem Journal die Worte: „Er litt und duldete drei Jahr" so zu lesen bekommen: „Er litt und dudelte drei Jahr."

— Das „Leipziger Anzeigeblatt" meldete kürzlich mittelst eines komischen Druckfehlers: „Ein Gutsherr will seine sämmtlichen Güter versaufen." Es wird Jedermann leicht verkaufen corrigiren.

— Es erschien in einem Journale der öffentliche Dank eines Ehemannes, indem seine Frau von einem geschickten Arzte in einer gefährlichen Krankheit glücklich curirt wurde. Diese Danksagung enthielt einen äußerst drolligen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen in's Lächerliche zog. Es hieß nämlich am Schlusse: „Der geschätzte Doctor hat die Krankheit meiner geliebten Frau mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einer baldigen Beerdigung (statt Beendigung) zugeführt."

— In einer Zeitung: Voriges Jahr wurde an einigen Orten von den Blättern (statt Blattern) viel Unheil angerichtet.

— Als der Herzog von — in die eroberte Stadt einzuziehen im Begriffe war, kam ihm der gesammte Magistrat entgegen, um ihm die Stadtschlüssel (Stadtschlüssel) zu präsentiren.

— Mehrere hundert Lumpen gaben dem Garten ein magisches Ansehen (Lampen).

— Die Nationalgarde ist ohne Zwiefel nicht stark genug. (Zweifel).

— In einem Werke fand sich der komische Druckfehler: „Ovids Hämorrhoiden," statt Ovids Heroiden."

— Jedem Menschen steht es frei, seinen Mitmenschen in moralischer und physischer Hinsicht zu bevortheilen (beurtheilen).

— Oesterreich hat eine große Menge von Füssen (Flüssen), welche das Reich nach allen Richtungen durchlaufen.

Druckfehler. Schon dieses allein mag hinreichend sein, den Verschlag (Vorschlag), welchen ich gemacht habe, zu empfehlen.

— In einem Romane stand anstatt: „Nur durch die Kirche führt der Weg zum Zimmer meiner Tochter," „nur durch die Küche führt der Weg zum Zimmer meiner Tochter."

— Ein Eheman ließ seiner Frau zu ihrem Geburtstage ein Gedicht drucken, in welchem die Anrede vorkam:

Louise, meines Daseins Treuerkorne!

Der Setzer aber las falsch und druckte:

Louise, meines Daseins Trauerkrone!

— In der Biographie eines verstorbenen Schriftstellers las ich neulich: „Er hat sich eine bedeutende Stelle in der Unterwelt erworben;" — es sollte aber heißen: „Autorwelt."

— In einer B—r Zeitung steht: „Besonders sterben viele Personen a m allgemeinen Krankenhaus," statt: im allgemeinen Krankenhaus." Auch gut.

— Am Schlusse des Titels einer Jugendschrift stand: „Für Rinder" statt „für Kinder."

— Ein Setzer setzte bei Gelegenheit eines Klagegedichtes um die verlorene Geliebte statt der Ueberschrift: „Stummer Schmerz," — den Titel: „Dummer Schmerz!"

— In Salzmanns Karl von Karlsberg 2. Thl. Seite 873 wird Leda von Jupiter in Gestalt eines Schweins überlistet (Schwans).

— In Neapel las man auf einem am Theater St. Carlo angeschlagenen Zettel, in Riesenlettern, die Ankündigung der neuen Oper: „La mula di Portici" (die Mauleselin von Portici, statt „la muta" die Stumme).

— Ein Komiker in Berlin wurde plötzlich heiser und das angekündigte Stück konnte nicht gegeben werden. Auf der Annonce der Abänderung schlich sich ein Druckfehler ein und man las: „Wegen plötzlicher Heiterkeit des Komikers ꝛc. ꝛc.

— Der wichigste Druckfehler ist wohl der in dem Göthe'schen Gedichte, wo statt:

Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus —

gedruckt stand:

Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.

Druckpapier. Von einem Minister, der täglich andere Decrete erließ über neue Verfügungen, welche das Volk belasteten, sagte Jemand, er mache aus Schreibpapier Druckpapier.

Du — der unsichtbare Trauring zweier Seelen. Lorm.

Das **Du** in Spanien. Alle Spanier, Reiche und Arme, selbst die Bettler unter einander betiteln sich: „vuestra Mesced" (Euer

Gnaden). Das Wort **Du** hält der geringste Spanier für die gröbste Beleidigung. Ein vornehmer Franzose redete einen spanischen Soldaten mit Du an. „Wer bist Du, Unverschämter!“ antwortete der Spanier: „der mich so ehrlos anredet! — Es gibt in der ganzen Welt kein anderes Du, — als — Du!“

Das umgangene **Du.** Ein Lehrer begegnete einem alten Schüler, der mehrere Jahre in der Fremde zugebracht hatte. Da er ihn nicht gern mit Du anreden und auch nicht Sie zu ihm sagen wollte, so wählte er das Wir und fragte ihn: „Nun, Freund, wir haben uns recht lange nicht gesehen; führen wir uns den noch immer recht gut auf!“ „Was mich anbetrifft,“ gab der Bursche zur Antwort, „so hat es nichts zu sagen, und um Andere bekümmere ich mich nicht.“

Ducaten. Ein Viehhändler, welcher, um zu seiner Zahlung zu gelangen, eine Partie beschnittener Goldstücke annehmen mußte, war darauf bedacht, selbe bald wieder los zu werden, und nahm sie daher beim nächsten Vieheinkauf mit sich. Die Bauern, von welchen er Vieh kaufte, erkannten diese leichten Goldstücke, und wollten sie nicht annehmen. Um sie hierzu zu bewegen, sagte er endlich: „Gebt nur eine Goldwage her, Ihr sollt gleich sehen, wie wenig am Gewichte fehlt.“ Als er solche erhalten, legte er in die eine Schale das Normalgewicht und in die andere das leichte Goldstück sammt einem Kreuzer, wodurch das Gleichgewicht alsbald hergestellt wurde. „Ja, das ist etwas anderes,“ sagten die Bauern ganz beruhigt, „wenn der Unterschied nur einen Kreuzer beträgt, so kommt es uns nicht darauf an, und wir wollen das Geld annehmen.“ Natürlich war der Viehhändler noch beruhigter als die Bauern.

Der **Ducaten-Verkäufer.** Ein Bauer hatte einen sehr leichten Ducaten. Vergeblich hatte er schon oft gesucht, denselben los zu werden. Einst hatte er in der damals gerade sehr theuren Zeit sehr viel Geld für seine Frucht gelöset, und machte daher einen starken Einkauf für seine Bedürfnisse in einem Kramladen. Er suchte dabei den leichten Ducaten los zu werden; allein der pfiffige Ladendiener erklärte dem Bauer rund heraus: dieser Ducaten sei so schlecht, daß er ihn gar nicht brauchen könne. Nachdem der Bauer nach vielem Drucksen mit anderem Gelde die ausgesuchte Waare bezahlt hatte, wurde er zuletzt noch von seinem Söhnlein Hänschen daran erinnert, daß er seiner Mutter gelobet habe, den fatalen Ducaten nicht wieder in das Haus zu bringen. Dieses Gelübdes sich jetzt wieder erinnernd, ersuchte nun der alte Hans den Ladendiener recht freundlich, den Ducaten zu wägen und zu wechseln. Der Diener holte die Goldwage, legte einen Karolin in das eine, und den beschnittenen Ducaten in das andere Wagschälchen derselben, und fand den beschnittenen sechs und siebenzig Aß zu leicht; da man nun auf ein Aß Gold einen Groschen rechne, so thue er sein Möglichstes, wenn er den Ducaten unter der Bedin-

gung nehme, daß ihm Hans noch drei gute Groschen zugebe. Ja, er habe eigentlich noch einen Groschen Schaden dabei; doch wolle er es aus alter Bekanntschaft, und weil Hans immer bei ihm kaufe, nicht so genau nehmen. Hans kratzte hinter den Ohren, legte drucksend einen Groschen, dann zwei, und endlich noch einen halben Groschen hin, und ging. Auf dem Wege rechnete er die Sache mit dem kleinen Hans durch. „Hänschen," sagte er kopfschüttelnd, „die Rechnung ist richtig, ich habe dem Kerl noch einen Sechser abgezwackt, und um einen Groschen hat er sich sogar Schaden gethan; wenn ich die Sache freilich überlege, so hätte ich besser gethan, ich hätte den Ducaten behalten; aber Deine Mutter hätte gezankt, es ist doch so besser!"

Ducis, Jean François, franz. dramatischer Dichter blieb Ludwig XVIII. unter allen Verhältnissen treu ergeben, und lehnte unter Napoleon die Stelle eines französischen Senators ab, welche jährlich 40,000 Franken eintrug, und dies noch dazu zu einer Zeit, wo er fast darben mußte. Die Rückkehr Ludwig XVIII. nach Frankreich versüßte sein Alter; er war um das Jahr 1732 geboren. Höchst entzückt aber war er, als der König ihm bei der ersten Audienz einige Verse auswendig hersagte. „Sire, ich bin glücklicher," sagte der Dichter, „als Boileau und Racine; sie lasen ihre Verse Ludwig XIV. vor, mir aber sagt der König selbst die meinigen auswendig her!"

Der Capitän eines amerikanischen Wallfischfängers und ein englischer Officier hatten ein **Duell** vor. Der englische Officier fand sich früher, als sein Gegner, an Ort und Stelle ein und wurde nicht wenig in Verwunderung gesetzt, als er den Wallfischfänger, in Begleitung eines Matrosen, mit zwei Wallfischharpunen heran kommen sah, und dessen Erklärung vernahm, „daß er mit dieser Waffe das Duell vornehmen wolle." Der englische Officier, der auf diese Art nicht gespießt werden wollte, protestirte gegen diese Waffengattung, und das Duell unterblieb.

Duell. Von zwei Streitenden forderte Einer den Andern zum Zweikampfe auf. Der Geforderte, ein Mann von sehr kaltblütigem Temperament, bot Alles auf, die Sache in Gutem beizulegen, aber ohne Erfolg. „Solche Beleidigung kann nur mit Blut abgewaschen werden," war der beständige Refrain des Brausekopfs. Es wurde also endlich der Zweikampf angenommen und man begab sich nach dem bestimmten Platz. Hier wiederholte der Herausgeforderte nochmals seine Versicherung, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, zu beleidigen, und trug auf eine gütliche Beilegung der Sache an. „Nein!" schrie der andere wüthend, „wir müssen uns schlagen — einer muß bleiben." „Nun gut," versetzte der Friedfertige, „so bleiben Sie, ich gehe." Mit diesen Worten kehrte er ihm den Rücken zu und ging mit raschen Schritten davon; die Secundanten lachten, auch der

Beleidigte stimmte mit ein und es kam nun eine Aussöhnung ohne Blutvergießen zu Stande.

Duell. Zwei Doctoren, der eine ein sehr langer, hagerer Mann, der andere von äußerst corpulenter Statur, forderten sich auf einen Zweikampf mit dem Degen. Sie trafen deßhalb an dem bestimmten Orte zusammen. Als sie mit ihren Secundanten dort angekommen waren und sich eben zum Schlage ausgelegt hatten, rief der Corpulente: „Halt! der Streit ist nicht gleich. Ich bin so dick, daß Sie unmöglich fehlen können, und Sie sind so hager, daß ich immer in die Luft stechen muß. Wir müssen dieses Mißverhältniß erst ausgleichen.“ „Von Herzen gern,“ sagte der Andere. „Sie dürfen nur mit Kreide die Breite meines Körpers auf dem Ihrigen bemerken, und alle Stiche, die außerhalb dieser Linie fallen, sollen für nichts gelten.“ Ueber diesen Einfall enstand ein Lachen und eine Versöhnung ohne Zweikampf.

— Ein Amerikaner wurde von Jemanden auf Pistolen gefordert, und antwortete schriftlich: „Ich stelle mich nicht, aus zwei Gründen. Ich könnte Sie, Sie könnten mich erschießen. Aus beiden würde nichts Gutes entstehen. Gehen Sie in den Wald, und suchen Sie einen Baum von meiner Corpulenz. Stellen Sie sich in die Duell-Schußweite. Treffen Sie den Baum, so will ich zugeben, daß ich Sie beleidigt habe und Abbitte thun; treffen Sie ihn nicht, so soll das Unrecht auf Ihrer Seite sein.“

— Ein Advocat in Paris machte dem Fräulein *** sehr fleißig seine Aufwartung, und war im Begriffe sie zu heirathen, als auf einmal ein Officier auftrat, und sich für seinen Nebenbuhler erklärte. Um den Advocaten abzuschrecken, verlangte er entweder das Feld geräumt, oder Genugthuung durch einen Zweikampf. Der Advocat nahm die Aufforderung an, und stellte sich wirklich zur bestimmten Stunde an dem bestimmten Orte ein. „Aber mein Herr,“ sagte er zu dem Officier, indem er ihm ein Paar Pistolen reichte, „ich verstehe mich nicht auf den Degen. — Wählen Sie eine von diesen beiden. Ich lasse Ihnen sogar den ersten Schuß.“ Der Officier gab seinem Ansuchen nach, schoß, und sein verhaßter Nebenbuhler sank todt zu seinen Füßen. — Augenblicklich begab er sich auf die Flucht, aus Furcht vor den Nachstellungen der Justiz, und verbarg sich in einem kleinen Ort einer entlegenen Provinz. Nach einiger Zeit sprach er Jemanden, der vor Kurzem aus Paris gekommen war, welcher das Fräulein *** sehr gut kannte, und oft mit ihr in Gesellschaft kam. Erstaunt, seinen Freund hier zu finden, fragte er ihn, warum er den so plötzlich aus Paris verschwunden wäre. „Wie!“ sagte der Officier, „haben Sie denn nichts von meiner Affaire gehört? Der Tod des Advocaten“ — „Ei mein Gott, der Advocat ist frisch und gesund, er hat vor Kurzem seine Geliebte geheirathet.“ — Es ergab sich nun, daß der Advocat,

die Pistolen nur mit Pulver geladen und sich todt gestellt hatte, um sich von einem so gefährlichen Nebenbuhler zu befreien.

Duell. Ein Fremder gab einem venetianischen Edelmann einen Backenstreich, und erbot sich, den Degen in der Hand, ihm Genugthuung zu geben; doch Jener antwortete kalt: „O! qua non usemo.“ (O! das ist hier nicht gebräuchlich.)

— Als sich Herr von Busancay und Herr von Nassau mit zwei Secundanten an die Grenze Flanderns begaben, um sich zu duelliren, gab ihnen der Prinz de Ligne folgendes Billet an den Castellan seines Schlosses, Veloil, mit: „Versorgen Sie die vier Personen, die ich Ihnen zuschicke, mit Betten und einem guten Abendessen, und am folgenden Tage bereiten Sie das Mittagessen für Drei.“

— Ganz Mathematiker, im Leben wie auf dem Catheder, war der verstorbene Professor Vince in Cambridge. Eines Tages behauptete er in Gesellschaft, eine vernünftige Veranlassung zum Duelliren sei gar nicht denkbar. „Recht schön,“ rief ein Officier, „was würden Sie thun, wenn Ihnen Jemand in's Gesicht sagte: Herr Sie lügen?“ — „Was ich thun würde? Ich würde bitten, es zu beweisen. Beweisen Sie, mein Herr, beweisen Sie, würde ich sagen. Nun bewies er es entweder, oder er bewies es nicht. Bewies er es nicht, so wäre er der Lügner, und das meine Genugthuung. Bewies er es aber, müßte ich als Lügner die Beleidigung einstecken.“

Dugazon der Komiker bekleidete zur Zeit der französischen Schreckenstage die Stelle eines Nationalgardisten, und so sehr Jakobiner er auch war, konnte er doch seine gewohnte Rolle nicht vergessen. Als er einst Patrouillendienst versah, blieb er in der Nähe der Halle vor einer Obsthändlerin stehen und herrschte sie an: „Oeffne mir Deine Aepfel!“ — „Ja, warum denn?“ — „Oeffne mir Deine Aepfel.“ — „Ja was willst Du denn mit meinen Aepfeln?“ — „Ich will sehen, ob Du keine Kanonen darin verborgen hast.“

Dürer, Albrecht. Man zeigte einst dem berühmten Maler Albrecht Dürer in einer Stadt ein schönes Gemälde. Als er's sehr lobte, sagte man ihm, der Maler dieses Kunstwerkes sei im Spitale gestorben. Dürer versetzte: „Das ist keine Schande für ihn, sondern für die Stadt, die einen so trefflichen Künstler, der ihr hätte einen Namen machen können, so schlecht gelohnt hat.“

Dürer's Grabschrift zu Nürnberg im St. Johannis Kirchhofe von Pirthaimer:

Memoriae Alberti Dureri
Quidquid Alberti Dureri mortale fuit
Sub hoc conditur tumulo
Emigravit.

Was von Albrecht Dürer sterblich gewesen,
Soll hier unter diesem Stein verwesen.

Der berühmte Arzt **Dürrocelin** war, bei seinem Sterben, von mehreren Aerzten umgeben, die seinen Verlust bedauerten. „Meine Herren," sagte er, „ich lasse drei große Aerzte zurück, diese sind: Wasser, Bewegung, Diät."

Der englische Admiral **Dukan** hielt vor Beginn eines Gefechtes mit der holländischen Flotte unter dem tapfern Admiral de Ruyter folgende höchst lakonische und humoristische Anrede an seine Officiere: „Meine Herren, wie Sie sehen, ist ein strenger Winter im Anmarsch; ich kann Ihnen den einzigen Rath ertheilen, stets ein gutes Feuer zu unterhatten."

Dumas, Alexander. Dumas hat sich mehrmal bemüht, ein Fauteuil in der Akademie zu erhalten. Aber alle Versuche mißglückten und Dumas brütet Rache. Er hält (wie das Charivari erzählt) einen Affen, dem er die Uniform der Academiker angezogen hat. So oft der Dichter vorübergeht, schreit der Affe und Dumas ruft ihm verdrießlich zu: „Schweig', ich habe dich noch nicht um deine Stimme gebeten."

— Pariser Schriftsteller beschwerten sich eines Tages darüber, daß Dumas das Theater **Porte St. Martin** mit seinen Stücken ganz in Beschlag genommen habe. Der Director Harel hörte dies und rief: „Die Kerls raisonniren, und sind nicht einmal im Stande, seine Zwischenacte zu machen."

Alexander **Dumas** befahl neulich seinem Bedienten, eine Flasche Champagner aus dem Keller zu holen, der Bediente aber erklärte, daß keiner mehr vorhanden sei. „Da müssen wir neuen kaufen," antwortete der Schriftsteller. — „Ja wohl," meinte der Bediente, „aber der Weinhändler will ohne Geld nichts weiter verabfolgen lassen." Herr **Dumas** fand noch einen Napoleon, gab ihn dem Bedienten, und dieser brachte ihm den Champagner, den der Feinschmecker bald als sein Eigenthum erkannte. Er nahm den Bedienten in das Gebet, und wirklich gestand derselbe, daß er den Wein verkauft hatte. Zuerst wollte der Betrogene den Betrüger sogleich entlassen, dann aber besann er sich und sagte: „Höre einmal, Schurke, ich weiß wohl, daß man von Bedienten betrogen wird, und daß ich keine Ausnahme machen darf, aber künftig bitte ich mir wenigstens Credit zu geben."

Dumm. Bei einem Banquier wurde eine Gasterei gegeben, wozu mehrere Gelehrte geladen waren. Die Frau des Hauses, sonst nicht ungebildet, fand besonders Behagen, ihre Reden durch mehrere schlecht aufgefaßte lateinische Sprichwörter zu würzen. Als nun einer der Gäste äußerte, daß er Mehlspeisen den Fleischgerichten vorzöge, sagte sie mit gelehrter Miene: „**De gustibus non est disputantibus.**" „**Dum, dum**, schöne Frau!" verbesserte ein Professor.

Dumm (statt schwindlich). Ein Knabe hatte eine ganze Stunde am Tische gesessen und über seiner Lection geschwitzt. Als er endlich aufstand, rief er aus: „Jetzt lern' ich schon eine ganze Stunde, nun

bin ich aber auch schon ganz dumm, vor lauter arbeiten." Sein kleinerer Bruder, der dieses hörte, antwortete: „Geh Fritz, und mache nicht so viel Wesens; wenn du schon dumm bist von einer Stunde arbeiten, so müßte der Vater noch viel dümmer sein, der hat gestern den ganzen Tag gelesen."

Beispiele von **Dummheit**. „Die Hitze ist wahrlich unausstehlich!" rief ein Dummkopf, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete; „hätt ich das Wetter zu machen, ich würde es viel zweckmäßiger einrichten." — „Nun — und wie denn?" wurde er gefragt. „Ich würde es im Winter warm und dafür im Sommer kalt sein lassen, denn da braucht man ja die Hitze nicht!"

— Velten ging bei einem Hause vorbei. Zwei Knaben rufen aus dem dritten Stocke eines Hauses: „Da geht Velten, der immer so dummes Zeug macht." Velten hört es, sieht in die Höhe und ruft: „Schurken! hätt ich euch hier, ich wollte euch die Treppe hinunter werfen, daß ihr den Hals brächet."

— Ein Freund erzählte mir, er sei einst auf einer Reise von Jemanden gebeten worden, ein Packet mitzunehmen und es in Wien zu übergeben. Als man ihm das Packet übergab, fand er keine Adresse darauf, und fragte daher um die Wohnung des Mannes, dem er es zu übergeben habe. Allein sehr höflich antwortete man ihm: „Man wolle nicht, daß er sich so viele Mühe mache, und es befinde sich ein Brief in dem Packet, in welchem man jenem Herrn geschrieben habe, daß er sich das Packet abholen solle."

— Ein junges Mädchen, wie viele, von unersättlicher Leselust befallen, hatte die üble Gewohnheit, des Abends im Bette noch zu lesen, wobei sie gewöhnlich einschlief. Die Mutter, sich in den Willen der gebildeten Tochter fügend, hatte der neuen Köchin den Befehl gegeben, an jedem Abende bei derselben manchmal nachzusehen und das Licht zu löschen. Eines Nachts, als Madame im tiefsten Schlafe liegt, wird sie von der schreienden Köchin geweckt: „Madam, Madam, was soll ich nun machen? — „Mein Gott, was ist denn? — „Die Mamsell — —" — „Nun, um Gotteswillen, sie ist doch nicht zu Schaden gekommen?" — „Ach nein, aber sie hat das Licht heute selbst ausgelöscht."

— Ein Reisender war auf dem Postwagen eingeschlafen; ein Passagier, der aber nicht der klügste war, weckte in auf. „Was Kuckuck, werden Sie denn immer fortschlafen?" sagte er, „wir sind, unterdessen Sie schlafen, schon erschrecklich weit gefahren." — „Wie weit denn?" fragte der Schläfer. „Wir sind," sagte der Andere, „schon zwei gute Meilen von hier."

— Ein Prediger legte seiner Gemeinde recht eindringlich an's Herz, die Eltern sollten ja Alles aufbieten, um ihre Kinder gut zu erziehen — er sähe so manchen Burschen im Kirchspiele, der mit seiner christlichen

Bildung weit hinter seinen Jahren zurückgeblieben sei. „Ja, freilich!“ meinte ein Junge schluchzend. „Hätte meine Mutter früher mehr auf mich gesehen, ich könnte jetzt auch schon um ein paar Jahre älter sein, und Schulzens Lise heirathen.“

Beispiele von **Dummheit.** Die Frau eines pommerschen Landedelmanns ward plötzlich von einem Krampfe befallen; der Mann, höchst erschrocken rief schnell seinen Knecht: „Hans!“ schrie er, „sattle geschwind die braune Stute, Du sollst zur Stadt reiten und den Doctor holen, spute Dich, ich will ihm unterdessen einen Brief schreiben.“ Während der besagte Gatte an den Medicus schrieb, hatte seine Frau sich wieder völlig erholt. Jetzt trat Hans herein. „Herr! die Stute ist gesattelt,“ sprach er. — „Warte noch, ich muß noch einige Worte hinzufügen,“ sprach der Herr, und sofort schrieb er als Nachschrift unter seinen Brief: „Meine Frau ist ganz wieder hergestellt und Sie brauchen also nicht zu kommen!“ Darauf siegelte er ihn und Hans ritt eilends in die Stadt mit ihm.

— In dem ungarischen Dorfe G. unweit Pesth wollte der Dorfchirurg nach der nahegelegenen Hauptstadt fahren. Er ging deshalb zu dem benachbarten Bauer, um sich eine Gelegenheit zu miethen, da er selbst keine Pferde besaß. Zufällig wollte der Nachbar, der ihn schon öfter nach Pesth gefahren hatte, an demselben Tage mit einem Wagen Holz in die Stadt, um dasselbe zu verkaufen, und lehnte deshalb den Antrag ab. Der Dorfchirurg, der dringende Geschäfte in der Stadt hatte, wandte seine ganze Ueberredungskunst an, um den Nachbar dahin zu bringen, sein Vorhaben auf den nächsten Tag zu verschieben, und ihm für gutes Geld diesmal dienlich zu sein. Allein umsonst, der Bauer will mit seinem Holze in die Stadt. Da frägt ihn endlich der Chirurg, wie viel er denn für seine Waare zu lösen gedenke? und hört, daß der Betrag für das Holz dieselbe Summe ausmache, die er ihm als Fuhrlohn angeboten hatte. Trotz der Beweisführung des Arztes aber, daß sein Nachbar auf diese Weise ja nichts verliere, indem er denselben Verdienst haben könne, bleibt derselbe bei seiner Weigerung. Da macht ihm denn der Chirurg, ein schlauer Hebräer, den Vorschlag: er wolle das Holz um den verlangten Preis kaufen, wenn er ihn — was er ohnedies hätte thun müssen - anstatt des Holzes hineinfahre. Der Bauer wird verdutzt, geht aber den Handel ein, ladet das Holz vor dem Hause des Chirurgen ab, und fährt denselben umsonst in die Stadt. (Pesth. Ztg.)

— Ein Bauer ging des Sonntags nach der Predigt von der Kirche schnurstracks in die Schenke. Dort angelangt, gewahrte er, daß er auf dem Wege sein Gebetbuch verloren hatte. Er klagte dies betrübt dem Wirth, dieser rieth ihm wieder den Weg zur Kirche zurück zu machen, vielleicht, daß er es wieder fände. „O!“ erwiederte der Bauer, „ich verlor es ja auf dem Wege von der Kirche zur Schenke, und nicht auf dem von der Schenke zur Kirche.

Beispiele von **Dummheit.** Als man vor einigen Jahren allgemein das Ende der Welt auf einen bestimmten Tag vorher verkündigte, ließ ein sehr reicher Hageſtolz schleunig einen Notar zu sich rufen, um sein Testament zu machen; damit, wie er sich ausdrückte, sein mühsam erspartes Vermögen nach seinem Tode bei dem allgemeinen Untergange nicht in unrechte Hände käme.

— Ein reicher, aber blödsinniger Herr besuchte einst das Blinden-Institut, und als er nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Es ist doch sehr schonend, daß man in den Zimmern der Blinden keinen Spiegel angebracht hat, damit die armen unglücklichen auf ihren trostlosen Zustand nicht aufmerksam werden." — gn —

— Um den Verdacht des Selbstmordes von sich abzuwenden, hat ein Festungsarbeiter, der im Laufe v. M. ertrunken bei Ulm aus der Donau gezogen wurde, Folgendes in seine Brieftasche geschrieben: „Ich bin Math. Kröner von Neerenstetten, Oberamt Ulm, und habe bloß baden wollen!"

— Der Vater eines Bauers lag im Sterben. Der Bauer ging in der Nacht nach der Pfarrerwohnung, um den Prediger zu wecken, blieb aber drei Stunden lang vor der Thüre stehen, indem er ganz leise anklopfte. Als der Prediger endlich erwachte, fragte er ihn, warum er nicht lauter geklopft habe. Der Bauer erwiederte: „ich war besorgt, Sie aufzuwecken." — „Was gibt es denn?" fragte der Prediger. „Mein Vater lag im Sterben," antwortete der Bauer, „als ich von Hause wegging." — „Da wird er jetzt schon todt sein," meinte der Prediger, „und ich würde zu spät kommen." — „Ach nein, Herr Prediger," antwortete der Bauer, „mein Nachbar Peter ist bei ihm und hat versprochen, ihm so lange die Zeit zu vertreiben."

— Eine Gesellschaft ging mit einander auf das Land. Als sie eine halbe Stunde gegangen waren, umzog sich das Firmament mit Wolken. — „Hört," sagte der Eine, „ich gehe wieder zurück, es wird regnen, und da wäre mein neuer Hut verdorben." — „Weißt Du was," versetzte ein Anderer: „wenn es regnen sollte, leih' ich Dir meinen Hut und ich nehme Deinen," und sieh da, er war deß zufrieden, und ging weiter.

— Ein Mann ging mit seiner Frau aus dem Theater. Es regnete stark. Die Frau beklagte sich, daß ihr neuer Hut ganz verdorben würde. Der gefällige Mann bat sie, sich unter ein Hausthor zu stellen und auf ihn zu warten, dingte schnell einen Fiaker, fuhr mit diesem nach Hause, und holte für seine Frau einen Regenschirm.

— Einem Herrn, der frühzeitig verreisen wollte, und aus Sorge, die Zeit zu verschlafen, die Nacht fast gar nicht schlafen konnte, schien der Anbruch des Tages zu lange auszubleiben. — „Sieh' doch zu," sprach er zu seinem Bedienten, „ob es wirklich draußen noch dunkel

ist?" — Der Diener sah zum Fenster hinaus. „Es ist noch Alles dunkel," berichtete er dem Herrn. — „Aber du Esel! wie kannst Du denn das wissen?" sagte dieser; „nimm doch ein Licht, damit Du sehen kannst, ob's noch dunkel ist!"

Dumm genug siehst Du aus. Ein Herr, der das Pulver nicht erfunden hatte, tritt dieser Tage unerwartet in sein Schlafzimmer und erblickt seinen Kammerdiener, welcher sich's in dem prächtigen Großvaterstuhle recht behaglich macht. „Der Daus!" ruft der Herr, „Christian, altes Gesichte, Du denkst wohl, Du bist ich, der Herr? Na, dumm genug sieh'st Du dazu aus."

Dummkopf. Jemand verließ ein Diner. Als er vor die Thüre kam, vermißte er seinen Bedienten, und schrie laut: „Wo steckt denn mein Dummkopf?" Ein Bekannter, der ihm gefolgt war, sagte hierauf: „Zwischen Ihren Schultern."

Einer der **Dummköpfe.** An einem Tage kamen zufällig nur ungeschickte und dumme Schüler in der Schule zusammen. Der Lehrer, welcher mehrere Fragen an sie stellte, und keine vernünftige Antwort erhielt, hatte nun nicht weiter Lust sich mit ihnen abzugeben und sagte: „Wegen Euch etlichen Dummköpfen wird sich da Einer noch lange plagen? — Geht nur nach Hause, die Schule ist aus."

Dupuis der Athlet. In München, wo vor Kurzem das politische Ereigniß auf dem Hoftheater Statt hatte, daß der Athlet Dupuis und ein Hausknecht mit einander rangen, geriethen kürzlich zwei Biertrinker im Wirthshause in Streit, der alsbald in Thätlichkeiten überzugehen drohte. Da sprang der Wirth entrüstet dazwischen und schrie: „Halt! Hier ist kein Ort zum Balgen! Wenn's Euch raufen wollt, so geht's auf's Theater."

Neu eröffneter **Durchgang.** In London hatten zwei Damen von Stande vor einem Goldarbeiterladen halten lassen, wobei ihr Wagen so zu stehen kam, daß er den Uebergang von einem Fußweg zum andern versperrte. Die eine stieg einen Augenblick aus, um sich einige Kostbarkeiten zu kaufen; einige junge Leute, welche keine Lust hatten, durch den Koth der Fahrstraße diese ungewohnte Verrammlung zu umgehen, ersuchten den Kutscher, einige Schritte vorwärts zu fahren. Der Kerl aber weigerte sich diesem billigen Gesuche nachzugeben, und die ausgestiegene Dame, welche den Streit hörte, hatte den Uebermuth, ihm vom Laden aus gemessenen Gegenbefehl zu geben. Einer von den jungen Leuten machte nun ohne Weiteres den auf seiner Seite verschlossenen Kutschenschlag auf, stieg mit Stiefel und Sporen hinein, und auf der andern Seite wieder heraus. Dem gegebenen Beispiele folgten seine übrigen Cameraden, so sehr auch die Dame im Laden schmähen, und die im Wagen gebliebene sich auch sträuben mochte. Ja, mehr noch. Es kam auch ein Trupp Matrosen her, und

diese fanden die Sache überaus nach ihrem Geschmacke; taumelnd folgten sie ihren galanten Vorgängern auf dem Fuße. Alle Umstehenden lachten, und die Damen hatten nichts Besseres zu thun, als schleunigst mit einander wegzufahren.

Durchgehen. Ein Kaufmann ließ seinem vornehmen Schuldner, zum 30sten Male, um endliche Abzahlung der ihm auf 2 Jahre geborgten Gelder mahnen. „Es scheint mir eben nicht dringend," antwortete dieser, „ich gehe ja nicht durch!" — „Doch," entgegnete der Gläubiger, „bei mir ist es dringend; und wenn Sie mich nicht bezahlen, so muß ich durchgehen."

— Im Jahre 1818 kam ein französischer Abgeordneter zu Paris aus der Deputirtenkammer zurück, wo er eben eine lange und heftige Rede gegen das vorgeschlagene Budget gehalten hatte, und das nichts desto weniger angenommen wurde. Den Kopf voll von dem, was vorgefallen war, und ein Pack Schriften unter dem Arm, ging er in Gedanken und unmuthig durch den Garten der Tuilerien, als ihn ein wachthabender Schweizer mit den Worten aufhielt: „Hier dürfen keine Packete durch!" Verdrießlich antwortete der Deputirte: „Es ist kein Packet, was ich unter dem Arm habe; es ist das Budget und das geht immer durch!"

Durchgreifend. Von einem wackern Esser an einer Gastafel, der auch nicht eine Speise an sich vorübergehen ließ, sondern vielmehr nach jeder Schüssel hastig langte, äußerte ein Witzling: „Der Herr da unten ist ein sehr durchgreifender Mann, denn er läßt nichts unversucht."

— „Kann man da durchgehen?" fragte Jemand in einem Gasthof, wo ein Durchgang in eine andere Gasse geht. — „Wenn man gegessen und getrunken hat, nicht," sagte der Kellner, „sonst aber ja."

Der beim Bäcker zu stillende **Durst.** Ein Soldat ging einst in ein Bierhaus, aß dort 15 Semmeln und trank dazu nur ein einziges Glas Bier. Als er bezahlte, sagte der Wirth: „Wenn er wieder Durst bekommt, so geh' Er nur zum Bäcker!"

Sorge für den **Durst.** Ein gefährlicher Kranker, der ein hitziges Fieber hatte, ließ zwei Aerzte holen. Als die Aerzte lange bei seinem Bette berathschlagten, mit welchem Mittel sie dem Patienten seinen sehr großen Durst lindern wollten, so sagte der Kranke: „Meine Herren, sorgen Sie nur erst dafür, wie Sie mir das Fieber vertreiben; den Durst will ich hernach schon selbst wegbringen."

Der immerwährende **Durst.** Ein Professor der Medicin sagte zu seinen Zuhörern: „Das einfachste, sicherste Mittel ein langes Leben zu erhalten, ist:

nur dann zu essen, wenn man hungert,
nur dann zu trinken, wenn man durstet!

„O, das befolge ich stets," sagte ein Student. „Doch ich habe einen immerwährenden Durst."

Dyck, Anton van, geb. 1599 zu Antwerpen, starb 1641. Als Portraitmaler kann er allein mit Tizian verglichen werden, eben so ausgezeichnet ist er als Historienmaler. Rubens hatte eben eine herrliche Madonna vollendet. Seine Schüler wußten den Diener des Meisters durch ihre Bitten zu bewegen, daß er sie in das Atelier einließ. Sie stürzten begierig hinein, und einer fiel auf das Bild und verwischte — die Farben waren noch frisch — den Kopf und den rechten Arm. Der Diener — wiewohl heftig erschrocken — hatte sich bald gefaßt. Er schloß die jungen Künstler in das Zimmer und schwor, es dürfte Keiner einen Fuß über die Schwelle setzen, bis Arm und Kopf wieder hergestellt wären. Was war zu thun? Bitten und Drohungen fruchteten nicht. Da wählten die jungen Männer Van Dyck, er sollte den Schaden wieder gut machen. Zitternd machte er sich an's Werk. Am andern Morgen sagte Rubens, indem er das Bild wohlgefällig betrachtete: „Fürwahr, der Kopf und der rechte Arm sind mir wohl gelungen."

E.

E ist der zweite Selbstlaut unter den Vocalen. Wenn zuerst A als „Amor" und dann E als „Eros" folgt, so ist es natürlich, daß das E als Anfang und Ende der „Ehe" figurirt. Zwei Wesen als Selbstlaute durch einen Hauch der Liebe verbunden, bilden die „Ehe; im Worte selbst, in der Verschmelzung dieser zwei Wesen in Eins, liegt der Ausdruck der Sache; vor oder zurück gelesen, bleibt die Bedeutung dieselbe.

Zwischen diesen beiden „E (h) leuten" muß das h als „Empfindungslaut" die Verbrüderung bewerkstelligen, ein solches nur ist im eigentlichen Sinne ein „E (h) paar."

Nun ist's aber mit den beiden „E" in der „Ehe" so verschieden, wie mit der Aussprache der beiden Buchstaben E selbst. Das eine E, die „Frau" nämlich, will stets und immer den geschärften, hohen und

doppelten Laut haben, und das andere E, der „Mann“ soll nur den tiefen, dunklen, gedrückten Laut haben.

„Ep.“ bedeutet im Kalenderstyl die „Epakten“ kann aber auch im Kalender Hymens die „Ehepacten“ bezeichnen, nach welchen man auch so ziemlich berechnen kann, wie die Stunden und Tage der Ehe, von dem Neu- und Flittermond angefangen, verfließen werden.

Für ein „Conversations-Lexicon des Witzes und der Satyre“ sind diese zwei verbundenen Buchstaben „e—e“ eine unerschöpfliche Fundgrube.

Aus der „Jungfrau“ wird durch das und die „E(h)“ eine „junge Frau,“ selbst wenn die Frau nicht mehr jung ist.

Durch die „Ehe“ werden zwei Ganze zu zwei Hälften, zu zwei „Ehehälften,“ hier ist aber dann oft „halb und halb“ noch ganz und gar nicht ganz! Niemals als nach der Ehe denkt der Mensch so schmerzlich an das ehe, was er ehedem war! „Ehe-Mann“ heißt: ehedem war ich Mann, jetzt bin ich Ehe-Hälfte, ein halber Mann.

Das A „Amor“ geht blind drein, eben so auch „Anteros,“ aber der Gott der „Ehe“ hat eine Fackel, da geht ihnen das Licht auf, und von diesem Fackelzuge an haben sie auf dem Wege so viel — Pech!

„E. h.“ heißt „ ecce homo! oder auch „Ehe-Hälfte,“ daher auch das „Hauskreuz.“

Das „E“ ist auch der Anfang des „Egoismus,“ also in der „Ehe“ sind zwei solche E, denn die Ehe ist ein „Egoismus à quatre mains.“

„E. o. v.“ heißt: „epistolae obscurorum virorum“ und sie spielen nicht nur in theologischen Streitigkeiten eine bedeutende Rolle, sondern auch in den häuslichen Ehestreitigkeiten, wenn der Herr Gemahl in der Toilette seiner Frau Gemahlin „Briefe unbekannter Männer“ findet, in dem Küchenlatein der Liebes- und Rendez-vous-Briefe.

Die ersten zwei Selbstlaute A E sind auch die Anfangsbuchstaben des ersten Ehe-Paares: „Adam und Eva.“ Adam hat sich an sich selbst seine Frau geholt, von ihm kann man wirklich sagen, er hat bei dieser Ehe in sein eigenes Fleisch gewüthet.

Der Buchstabe E ist also schon deshalb merkwürdig, weil er der Initial-Buchstabe der ersten Ehefrau ist.

Im Paradiese spielten A und E die Hauptrolle, in „Adam," — „Schlaf," — „Eva," — „Schlange" — und „Apfel."

Als Junggeselle schlief Adam ein, als Ehekrippel erwachte er, das war kein natürlicher Schlaf.

Es ist mir unbegreiflich, wie Adam, nachdem, was ihm im ersten Schlaf zugekommen ist, je noch einmal hat einschlafen können.

Man fragt, warum Adam erst geschaffen wurde, warum nicht Eva und ihr eine Rippe genommen wurde, um den ersten Mann daraus zu machen. Die Antwort aber ist einfach: der Himmel wußte, daß die Frauen sich auch im Schlaf nichts nehmen lassen!

M. G. Saphir.

Echo. Jemand erzählte von einem Echo, welches neunundneunzig Mal wiederhallte. „Kleinigkeiten," sagte ein Anderer, „auf meinem Landgute ist ein Widerhall; wenn ich ihm zurufe: Guten Tag, Miß Echo! — da antwortet sie: Ich bedanke mich, Herr Baron."

Eckensteher-Witz. Zwei Berliner Eckensteher, welche sich lange nicht getroffen hatten, begegneten sich zufällig wieder auf der Straße. Der Eine hatte während der Zeit eine ziemlich alte und häßliche Frau geheirathet, welche er seinem Kumpane als solche vorstellte. Dieser zischelte ihm in's Ohr: „Du Joel, sage mir mal: Hast Du die vor neu gekooft?"

— Gut fondirte Speculation auf die preußische Verfassung. Ein Eckensteher zeigte seinem Freunde eine Flaumfeder, einen Strohhalm und ein Roßhaar, und sagte: „Sieh' mal, wie fleißig ich heute jesammelt habe. Wenn ich jeden Tag so viel bekomme, bring ich bis zur Eröffnung unserer Kammern just ein Bett zusammen; dat wird an einen Deputirten vermiethet."

Ein **Eckensteher** moquirte sich über das traurige Aussehen eines Droschkenpferdes, welches der Fuhrmann nur durch fortwährende Peitschenhiebe in einem gelinden Trab bringen konnte. „Hören Se mal, Männeken," sagte er zum Fuhrmann, „Sie jammern mir egentlich, an

Ihnen is een Oeconomist verdorben. Was Se ant Heu ersparen, müssen Se an de Peitschen widder druf gehen lassen. — Da seh ich keenen Vortheil."

Ein **Eckensteher** hatte sich total betrunken und lag besinnungslos in einem gefüllten Rinnsteine. Einer seiner Collegen nahm sich des Betrunkenen an, und bat die Umstehenden um eine Kleinigkeit behufs des Nach-Hause-Transportirens seines Collegen. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen zu betteln und Auflauf zu machen?" redete ihn ein hinzutretender Gensd'arm an. — „O bitte! Herr Schandarm," antwortete der Sonnenbruder: „Nischt von Betteln, ick sammle hier bloß vor 'nen Ueberschwemmten."

Als kürzlich die Tochter eines Vorstehers des Mäßigkeitsvereines in Berlin den Sohn eines der ersten Branntweinbrenner heirathete, meinte ein **Eckensteher**, das sei eine gemischte Ehe.

Eckensteher. Ein Berliner Eckensteher zog durch ein lautes Gebell, das er auf offener Straße executirte, mehrere Menschen und endlich auch einen Gensd'armen herbei. Letzterer untersagte ihm sein Geblaffe, und fragte, warum er solchen Unfug treibe? „Erlooben Sie, Herr Gendarm, des hat seinen juten Jrund; mein Pünscher, vor dem ick drei Dhaler Hundesteuer gegeben habe, ist mir jestern krepirt; nu will ick bloß die drei Dhaler abbellen."

Edelmann. Es war Jemand in England wegen einiger Vergehen vor Gericht gefordert; nach geschehener Untersuchung wurde er zu einer Gefängnißstrafe und Tragung der Kosten verurtheilt. Der Richter machte ihm solches bekannt, und sagte: „Bevor Ihr Eure Gefängnißstrafe antretet, habt Ihr noch für jeden abgenommenen Zeugeneid einen Schilling zu entrichten." „Wie käm' ich dazu?" fragte der Verurtheilte, „ich ein Edelmann?" „Ach: Ihr seid ein Edelmann?" sprach der Richter, „davon habt Ihr zuvor nichts gesagt. Gut, daß ich's noch zu rechter Zeit durch Euch selber erfahre. Ein Edelmann zahlt in solchen Fällen für jeden Zeugeneid fünf Schillinge.

— Ein alter stiftsfähiger Edelmann, der schon im Sterben lag, protestirte noch sehr ernstlich dagegen, als ihn ein Prediger mit der Hoffnung aufrichten wolle, daß er nun bald ein Bürger jener bessern Welt sein werde, mit dem Ausrufe: „Nein! ich bin und bleibe ein Edelmann!"

Edelmuth. Der Graf d'Aubigne erhielt von Heinrich IV. den Vorwurf, daß er sich immer noch als Freund des Herrn de la Tremouille aufführe, da dieser doch in Ungnade und vom Hofe entfernt wäre. „Sire," antwortete ihm d'Aubigne, „der Herr de la Tremouille ist unglücklich genug, daß er die Gnade seines Herrn verloren hat; ich habe geglaubt, daß ich ihm zu einer Zeit, wo er meine Freundschaft am meisten nöthig hat, am wenigsten verlassen müsse."

Edler. Franz I., König von Frankreich, hatte bei der Schlacht

zu Pavia Alles gethan, was man von dem unerschrockensten Manne nur immer erwarten kann, ward aber endlich dennoch genöthigt, sich zu ergeben; er wollte jedoch seine Waffen nur in die Hände des Vicekönigs von Neapel niederlegen. „Herr von Lannoy," sagte er zu ihm: „hier ist der Degen eines Königs, der einige Ehre verdient, weil er, ehe er denselben verlor, ihn angewandt hat, um das Blut mehrerer der Ihrigen zu vergießen, und nicht der Feigheit, sondern der Laune des Schicksals seine Gefangenschaft verdankt." Lannoy wirft sich dem Könige zu Füßen, empfängt mit Ehrfurcht seinen Degen, küßt ihm die Hand, und bietet ihm einen andern Degen mit diesen Worten an: „Ich bitte Eure Majestät, mir zu erlauben, daß ich Ihnen meinen Degen darreiche, welcher das Blut vieler der Ihrigen geschont hat."

Edler Theil. Ein Bauer fiel von seinem Wagen, und zwar gerade auf den Kopf, so daß er es nur die Härte seines Hirnkastens zu danken hatte, keinen Schaden genommen zu haben. Vergnügt betastete der Bauer den betreffenden Theil mit den Worten: „o Gottlob, daß's uf koin edler Thoil ganga isicht."

Egypten. (Aus Nante's Geographie). Ueber Krippenstabel's Frage, wo denn Egypten liege, antwortete der Eckensteher Nante: „Es liegt links vom Aequator, worunter man in der Jergrafie Hitze versteht. Es jrenzt im Norden an die Quarantäne, südlich an die türkische Armee, im Westen an die biblische Geschichte, und stößt sich östlich an den englischen Jesandten. Es ist so heeß, daß die Egypter jar nich aus dem Schweeß kommen, was man Clima nennt, ja so heeß, daß uns, wenn wir dahin gingen, das Geld in der Tasche schmölzete. Egypten is üppig un erzeugt jebratene Kartoffel, wie überhaupt die Vegetabilien sehr vielseitig sind. Man findet Mandel- und Rosinenböme, holländische Käse, Gummibälle, Sardellensalat, Syropkaffee, Schweinpökelfleisch und andere Südfrüchte; das Hauptproduct ist dicker Reiß, den die Egypter sehr jerne essen. Es gibt dort ooch Thiere und zwar möhre Jattungen, die sich theils Jeflügel, theils zum Verjnügen dort aufhalten, z. B. die Hyäne, die sich als Leichencommissarius herumtreibt, indeß keenen Gehalt nich bezieht; ferner das Crokodil, das eenen großen Rachen hat, daß es die kleensten Fische verschlucken kann, wenn's welche erwischt, der Ichneumond, der bei der Gascompagnie angestellt ist; Haifische, Störche, Seidenraupen, Engländer und andere Raubthiere. Am häufigsten is des Kameel, welches die Egypter als Karrasane benutzen, weil es den Durscht nicht kennt und natürlich keen Trinkgeld nicht fordert. Die Naturforscher vermuthen, daß sich das Kameel in seinen Mußestunden mit Eierlegen beschäftigen thut. Egypten is noch deshalb merkwürdig, weil die Perjamiden da erfunden sind, obgleich es nie nich helle da jeworden is. Wenn der Egypter todt ist, nennt man ihn Mumie, und verkooft ihn

an's Museum. Uebrigens is er sehr in der Kultur zurück, weil er lange an en Ochsen glaubte."

Ehe. Hat ein sorgsamer Familienvater endlich Eine Tochter an Mann gebracht, so ruft er aus: „Gott sei Dank, eine ist versorgt!" — Die Ehe ist eine Versorgungsanstalt für ausgewachsene Töchter!

— In der Ehe beweis't der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweis't nichts und behauptet Alles. S.

— Die Ehe ist der Krieg, schon deßhalb weil die Männer, die heirathen wollen, „Werber" heißen. S.

— Die Ehe ist das Grab der Liebe, und die Frau ist sogleich das Kreuz darauf. S.

— Die Ehe ist eine Komödie! Am meisten wird das Stück aufgeführt: „der häusliche Zwist;" es wird alle Tage zum letzten Male gegeben, und wird am anderen Tage auf allgemeines Verlangen wiederholt. Aber wenn die Ehe ein Trauerspiel ist, oder ein Lustspiel, wer bekommt die Tantième für die Vorstellung, der Mann oder die Frau? Der Mann, denn bei der Frau sind alle Vorstellungen umsonst. S.

— Man sollte jedem Manne am Tage seiner Heirath einen Leichenstein mit der Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein,
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt erst eins, dann beide Augen zu!" S.

— Ein Gewitter in der Ehe ist, wie ein Gewitter in der Natur, nicht unangenehm; das Unangenehme dabei ist das oft darauf folgende nasse Wetter! S.

— Es hat ein Schriftsteller ein drei Bände starkes Werk herausgegeben, unter dem Titel: „Von den Freuden und vom Verdrusse in der Ehe." Das Kapitel von den Freuden nimmt 2 Seiten ein, den Rest der drei Bände füllt der Verdruß aus.

— Addison's Spectator erwähnt einer alten Stiftung, laut welcher jedes Ehepaar, das sich das ganze Jahr hindurch nicht gezankt hatte, zur Belohnung des häuslichen Friedens ein Spanferkel erhielt. Doch soll im Laufe eines ganzen Jahrhunderts nur ein Paar dieses Preis-Spanferkel errungen haben, und auch mit diesem einen Paare hatte es ein besonderes Bewandtniß: der Mann war blind und die Frau stumm! „Solche Ehen sind die glücklichsten!?"

— Die Ehen werden im Himmel geschlossen, darum sind die Eheleute nach der Hochzeit wie aus dem Himmel gefallen. Die Ehen werden im Himmel geschlossen und auf der Erde vollführt, darum ist der Unterschied vor und nach der Ehe so weit verschieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im

Himmel geschlossen werden, heirathen jetzt unsre Männer so selten, sie wissen zu wenig vom Himmel! Ja, wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmschule geschlossen würden! da finden sie den Weg hin, aber in den Himmel! Kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinschwimmen?

Die **Ehe** ist ein Witz; denn die Kunst einer guten Ehe, wie die eines guten Witzes, besteht darin, zwei sich widersprechende Dinge zu vergleichen. S.

Die **Ehe** als Wort und als Sache. Das Wort Ehe ist zweisilbig, die Ehe oft sehr einsilbig; das Wort Ehe läßt sich abändern, die Ehe bleibt unabänderlich; im Worte Ehe sind drei Buchstaben hörbar, in den Ehen gewöhnlich nur zwei, nämlich O, W; das Wort Ehe kann man von vorn und von rückwärts lesen, so bleibt der Sinn derselbe, die Ehe aber kann man von vorn oder von hinten betrachten, so findet man oft keinen gleichen Sinn; das Wort Ehe ist des weiblichen Geschlechts, die Ehe ist des männlichen und des weiblichen Geschlechts; das Wort Ehe ist ein Hauptwort, die Ehe das Mittelwort der gegenwärtigen Zeit.

Die **Ehe** ein Spiel. Ein geplagter, aber dennoch launiger Ehemann beschreibt sein Eheleben folgendermaßen als ein Spiel: „Da meine Frau stets ihr Spiel mit mir hat, so könnte ich meine Ehe ein Damenspiel nennen, allein dazu ist nur ein Stein da, und der liegt mir auf dem Herzen. Manchmal wird es ein Billardspiel, wobei ich meiner Frau nie etwas vorgeben kann, sondern immer nachgeben muß; doch bin ich stets der Geschlagene, wenn sie sich nicht einmal verläuft, und gewinne ich auch in seltenen Fällen Etwas, so geht es gleich wieder contra, und ich bereue es nur, mit meiner Frau eine Partie gemacht zu haben. Sehr oft glaube ich Piquet mit ihr zu spielen, denn sie macht mich nur zu rasch zum Sechziger, und dennoch klagt sie fortwährend, sie habe sich verworfen. Spielen wir vierhändig Musik, so fehlt alle Harmonie und sie ist selten gut gestimmt, zieht dabei täglich andere Saiten auf und macht mit mir die schwierigsten Passagen, denn sie ist tactfest und hat einen guten Anschlag der Finger."

Eine gute **Ehe**. Dem Lord Buckingham, einem großen Kenner von Gemälden, wurden die sieben Sacramente, von Poussin gemalt, vorgelegt. Er fand an dem Gemälde, das die Ehe vorstellt, Vieles zu tadeln, und sagte hernach: „Man sieht wohl, daß es schwer ist, eine gute Ehe zu finden auch sogar in der Malerei."

Das erste Jahr der **Ehe** ist das letzte der weiblichen Erziehung. Gerathen sie da nicht, so ist Hopfen und Malz verloren.

Strafe der dreifachen **Ehe**. Man sprach in einer Gesellschaft davon, daß ein Mann, weil er drei Frauen geheirathet, zum Tode verurtheilt worden. Viele fanden die Strafe zu hart. Da rief ein Mi-

sogyn entrüstet aus: „Zu hart? — Er hätte schon bei der ersten Ehe so bestraft werden sollen.“

Einst fragte eine Dame Herrn v. Voltaire, warum es im Paradies keine **Ehen** gebe. Voltaire, der mit den unfriedlichen Eheverhältnissen der Dame bekannt war, antwortete: „Nach dem Wiedervergeltungsrechte, weil es in der Ehe kein Paradies gibt.“

Ehen werden im Himmel geschlossen, die Sonne und der Mond waren das erste Ehepaar daselbst. Der Mond ist wie jeder Ehemann, wenn er sich von seiner Frau entfernt, nimmt er zu, wie er seiner Frau wieder zu nahe kommt, nimmt er ab! — S.

Ehefrauen. Beaumarchais, der geistreiche Spötter, sagt: „Wer die zweite Frau nimmt, ist nicht werth, daß er die erste verloren hat.“ — Die Nachtigallen, wenn sie zu lieben aufhören, hören sie auch zu singen auf; die Ehefrauen sind alle Nachtigallen, wenn sie nicht mehr lieben, hören sie zu singen auf und fangen zu schreien an. S.

Die **Eheleute**, sagt Abraham a Sancta Clara, sollen sein, wie die Augen im Kopfe, wo sich ein Auge hinkehrt, dorthin wendet sich auch das andere, und thun sich nie zertrennen.

Ein **Ehemann**, als ihm die vierte Frau gestorben, tröstete sich mit den Worten: „Nimmt Gott, so nehm' ich wieder.“

Was muß ein guter **Ehemann** sein? Er muß ein Dichter sein, um in der Ehe nichts Ungereimtes zu thun. — Er muß ein Componist sein, damit es der Ehe niemals an Harmonie fehle. — Er muß ein Ballettänzer sein, um mit seinem Weibchen ein rechtschaffenes Pas de deux zu machen. — Er muß ein Portraitmaler sein, um sich von der Liebe seiner Frau stets ein anschauliches und treffendes Bild zu machen. — Er muß ein Doctor sein, um zu wissen, daß die Bella-Donna außer dem Hause ein Gift für die Ehe ist, wogegen weder die kalten Umschläge der Vernunft, noch ableitende Gedankenaderlässe etwas vermögen. — Er muß ein Botaniker sein, um zu wissen, welchen großen Werth eine Mimosa pudica (Schampflanze) in der Ehe hat. — Er muß ein Theologe sein, um auf die Worte der Bibel: „Liebt Euch u. s. w.“, sogleich einen guten Text machen zu können. — Er muß Logik studirt haben, um einen vernünftigen Satz zu bilden, der Hand und Fuß hat. — Er muß ein Rechenmeister sein, um die practischen Vortheile der Multiplication zu verstehen. — Er muß ein Geograph sein, um sich in der Ehe niemals zu verirren. — Er muß ein Kaufmann sein, um zu wissen, was ein Fallissement des Herzens und ein Liebesbankerot zu bedeuten habe. — Endlich muß er, was oftmals das Schwierigste ist, nicht nur Gatte und Gemahl, sondern auch Mann sein. — Was muß ein guter Ehemann nicht sein? Kein Recensent, um sich nicht oft zu verloben. — Kein Jurist, um vom Wechselrecht in der Ehe niemals etwas zu verstehen. — Kein Specerei-Besitzer, um seiner

Frau nicht zu viel Weihrauch zu streuen. — Kein Nachtwächter und keine Schlafmütze; warum? Darum!

Die **Ehemänner** erscheinen wie manche Bücher in 2 Ausgaben, sie existiren in einer feinen Ausgabe für die Welt, und in einer groben Ausgabe für die Frau Gemahlin.

Ehemänner. In einer ehemaligen freien Reichsstadt war es vor Zeiten Sitte, daß den Leichen bei deren Bestattung Leidtragende folgten, welche für Bezahlung weinen und schluchzen mußten. Einer dieser Männer, welcher daraus ein Geschäft machte, ging einst zu einem anderen seines Gleichen, und sagte zu ihm: „Du thust mir wohl einen Gefallen?“ — „Und der ist?“ — „An meiner Stelle heute bei der Leiche des Kaufmanns X zu folgen.“ — „Warum willst Du denn nicht gehen?“ — „Warum? — heute kann ich unmöglich weinen. Vorige Nacht ist meine Frau gestorben —“.

Eheliche Liebe. Eine kranke Frau betete: „Komm, o Tod, komm und führe mich fort!“ und der Mann fällt ein: „o Du gütiger Gott! erhöre, was Dein Kind gebeten hat!“

Ehestands-Scenen. In London hat ein Mann seine Frau verklagt, und zugleich den Schutz der Gerichte angefleht. „Gewöhnliche Prügel habe er sich,“ wie er meinte, „schon Jahre lang gefallen lassen, vor einigen Tagen hätte seine theure Ehehälfte ihm aber Asche in's Gesicht geworfen, und ihn nachher mit der Feuerzange bearbeitet — das sei übertrieben; gegen weiches Holz wolle er nichts sagen, aber Eisen greife ihn zu sehr an.“

Ein schönes Beispiel **ehelicher** Liebe. „Wenn ich nach Hause komme,“ lallte ein Betrunkener am Arm seines nicht viel weniger schwankenden Freundes, „und finde meine Frau noch auf — so — so kriegt sie Schläge! — Wie darf sie sich unterstehen und aufbleiben und Licht verbrennen, — wenn ich nicht da bin; und — und — und — wenn sie im Bette liegt — dann kriegt sie erst rechte Schläge, — wie darf sie sich hinlegen und schlafen, wenn — ihr armer Mann draußen — im kalten Wetter herumläuft und — durstig ist.“

Das seltene **Ehepaar.**

A. Vier Jahre lebt Biril mit Röschen in der Ehe,
Und nicht ein einzig Mal gezankt bis diesen Tag!
B. Wo lebt dies selt'ne Paar? O sprich! daß ich es sehe!
A. Der Mann zu Wien — die Frau zu Prag.

Ehepaar. Vor Zeiten, da waren noch gute Zeiten, da gingen 60 auf ein Schock, 15 auf ein Mandel, 12 auf ein Dutzend, und zwei auf ein Ehepaar! S.

Ein **Ehescheidungsgrund.** Ein Ehemann verlangte von seiner Frau wegen Untreue geschieden zu werden, da sie ihm aus einem Seebade geschrieben: „Sie bringe täglich mehrere Stunden in den Armen Neptuns zu.“

Grund zur Ehescheidung. Ein betrunkener Eckensteher kam zu einem Prediger und sagte: „Herr Pastor, ick will mir scheiden lassen!“ — „Warum denn?“ — „Ja, meine Frau trinkt zu viel Schnaps.“ — „Zu viel Schnaps?“ fragte verwundert der Prediger, „und darüber beklagst Du Dich, der doch täglich betrunken ist?“ — „Eben darum,“ antwortete der Eckensteher, „eens muß doch in de Familie sein, das nüchtern is!“

Ehestands-Scenen. Ein Mann, der seine Frau alle Tage schlug, hatte einst Gäste. Als sie zu Tische gehen wollten, fragte die Frau den Mann: „Wie ist es heute, schlagen wir uns vor oder nach dem Essen?“ — Der Mann schämte sich und vergriff sich nachher niemals wieder an seiner Frau.

— Ein unbedeutender Mensch, der sich von seiner Frau, einer vergötterten Sängerin, füttern läßt, zankte mit dieser und sagte in seiner Wuth: „Du verdienst mich gar nicht!“ — „Aber ich verdiene Dir!“ — sagte die Sängerin, — „und darum schweige!“

— Eine Kammerfrau, deren Aufwand in Putz und Vergnügungen die Kräfte ihres Mannes überstieg, gab dadurch öfters zu häuslichen Zwisten Anlaß; besonders rückte sie ihrem Socrates das Beispiel anderer Männer vor, die durch ihre Handelsklugheit der Wirthschaft größere Geldzuschüsse verschafften. „Erwerbe ich nicht genug,“ sprach der Mann, „um bei einer etwas eingezogenen Lebensweise das Haus mit Anstand führen zu können?“ — „Ja,“ rief die Frau wüthend, „was verdienst denn Du?“ — „Eine bessere Frau,“ gab er trocken zur Antwort.

— Ein russischer Pope hatte zum täglichen Trinkgeschirr für sich und seine Frau einen silbernen Becher, dessen Boden eine Medaille mit dem Christuskopf bildete. Als aber die Frau dem Becher immer zu derb zusprach, setzte der Pope sie zur Rede. „Soll man denn nicht immer den Herrn Christus vor Augen haben?“ antwortete die Frau, und trank fort. Nun ließ der Pope heimlich eine Medaille mit dem Teufel dem Boden eines andern Bechers einsetzen, und — die Frau that wie erst. Alle Minute war der Becher leer. Darüber wieder zur Rede gesetzt, bemerkte sie: „Dem Teufel muß man keinen Tropfen Wein gönnen.“ — „Welch ein Bild soll ich aber“ — fragte entrüstet der Pope — „dem Becher noch einsetzen lassen, um Dir, Weinzippe, das ewige Ausleeren desselben zu verleiden? — Antwort: „Das Deinige.“

Die zwölf indischen **Ehestandsgebote.** Erstes Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann.

Zweites Gebot. Sei der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und brutal, ja ob er sogar durch Liebschaften Hab und Gut verschwende, dennoch soll das Weib ihr ganzes Dichten und Trachten

darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meister, als ihren Gott.

Drittes Gebot. Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen: als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittwe vor ihren Kindern.

Viertes Gebot. Jedes verheirathete Weib soll vermeiden, den Männern, die mit leiblichen und geistigen Vorzügen ausgestattet sind, die kleinste Beachtung zu erweisen.

Fünftes Gebot. Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darin setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt.

Sechstes Gebot. Wenn ihr Mann lacht, soll sie lachen, weinen, wenn er weint.

Siebentes Gebot. Jedes Weib, gleich viel weß Standes, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingsspeisen zubereiten.

Achtes Gebot. Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich baden in reinem Wasser, in Safranwasser, ihr Haupt kämmen und salben, und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen.

Neuntes Gebot. Ist ihr Gatte fern, soll sie fasten, auf der Erde schlafen, sich jedes Schmuckes enthalten.

Zehntes Gebot. Kehrt ihr Gatte heim, gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege ihm Rechenschaft von ihrer Aufführung, ihren Worten, ihren Gedanken ab.

Elftes Gebot. Wenn er sie ausschilt, soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen.

Zwölftes Gebot. Wenn er sie schlägt, empfange sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse sie und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht habe.

Ehescheidungs-Ceremonie. Ein Friedensrichter in England löste die Ehe auf folgende merkwürdige Art. Wenn die Parteien um Ehescheidung eingekommen waren, so legte er eine lebendige Katze auf den Tisch, hieß die eine Partei den Kopf, die andere den Schweif der Katze fassen, hieb dann mit einer Axt die Katze mitten entzwei und rief: „Der Tod trennt Euch!“ Darauf entfernten sich die beiden Gatten, fest überzeugt, daß ihre Ehe vollkommen gesetzmäßig aufgelöst sei. —

Ehre. Mancher hat keine Ehre als am Schlusse eines Briefes, wo er versichert, er habe die Ehre.

Mangel an **Ehre**. Es sah Jemand zwei Damen von verdächtigem Rufe zusammenspielen. „Warum spielen Sie, meine Damen?“ fragte er. „Wir spielen nicht aus Interesse, sondern um die Ehre,“ war die Antwort. „Wenn das ist,“ erwiederte er, „wovon sollen die Karten bezahlt werden?“

Das **Ehrenmitglied**. Man fing einmal in Irland einen famösen

Spitzbuben. Der Hauptmann der ganzen Bande saß bereits im Gefängnisse. Der Richter confrontirte beide, und fragte den letzteren: „Gehöret dieser zu Deiner Bande?“ „Ja,“ antwortete der Hauptmann gelassen, „aber ich glaube, er war nur Ehrenmitglied.“

Ehrentag. Ein dunkler Ausdruck. Man weiß nicht, bekommt man an diesem Tage seine Ehre, oder verliert man sie — oder heißt man ihn nur deswegen Ehrentag, — weil Mancher sein Mädchen nur Ehren halber nimmt?

Ehrenwort. In alten Zeiten war es baare Münze. Auch in unseren Zeiten hat es noch vollkommenen Credit, sobald Wechselbriefe und Hypotheken dabei sind.

Ehrlichkeit. Ein Trescher war überführt, daß er in der Nacht Garben aus der herrschaftlichen Scheune geholt und sie verkauft habe. Der Gutsherr ließ ihn kommen und sagte: „Um des Himmels willen, Martin, wie fällt es Euch ein, zu stehlen? Ihr seid ja immer ein ordentlicher Mann gewesen!“ „Ja, gnädiger Herr,“ antwortete Martin, „es ist heut zu Tage so eine Zeit: wer sich ehrlich nähren will, der muß stehlen.“

— Ein Uhrmachergeselle versetzte sämmtliche Uhren, die ihm sein Meister zur Reparatur übergegeben hatte, war aber so zartfühlend, ehe er sich bei Nachtszeit aus dem Staube machte, demselben die Versatzscheine mit folgendem Billet zu übersenden: „Mein Herr! ich habe, um Geld zu bekommen, Ihre Uhren versetzt, würde aber befürchten müssen, meine Pflicht als ehrlicher Man zu verletzen, wenn ich Ihnen nicht die Versatzscheine überschickte.“

Eiche. Die Barden und die Schweine theilen sich in diesen Baum. Die ersten greifen nach den Blättern, die andern sind klüger und schnappen nach der Frucht.

Er legt seine **Eier** nicht selber. Unlängst fragte ein Lehrer einen seiner Schüler bei dem öffentlichen Examen: „Wodurch unterscheidet sich ein Kuckuck von den andern Vögeln?“ Der Knabe dachte nach, erinnerte sich gehört zu haben, daß der Kuckuck sich kein Nest baue, sondern seine Eier in anderer Vögel Nester lege, verwunderte sich etwas in seiner Befangenheit und platzte endlich auf die wiederholte Frage heraus: „Er legt seine Eier nicht selber.“

Eifersucht. Ein sehr eifersüchtiger Mann ließ seine Frau malen. Als der Maler das Portrait brachte, war der Mann sehr zufrieden damit, befahl aber dem Maler einen Vorhang darüber zu malen, wogegen der Maler einwendete, daß das Portrait dann gar nicht mehr zu sehen sein würde. „Ei was,“ versetzte der Eifersüchtige, „es kommen viele junge Laffen zu mir, die sollen mir meine hübsche Frau nicht sehen, und ich weiß ja doch, was dahinter steckt.“

Ein nicht **Eifersüchtiger** ist angenehmer. In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, wer am leidenschaftlichsten liebe, ein

Eifersüchtiger, oder der es nicht sei? „Ein Eifersüchtiger liebt stärker," rief das Fräulein von T** aus, „aber der es nicht ist, ist angenehmer."

Der **eifersüchtige** Ehemann. Eine Dame, die in einer Buchhandlung mehrere Theaterstücke kaufte, wurde von dem Buchhändler gefragt, ob sie nicht auch das neue mit so viel Beifall aufgenommene Lustspiel: „Der eifersüchtige Ehemann" haben wolle. — „Ach nein," sagte sie, „ich habe schon ein Exemplar davon zu Hause, und daran habe ich schon zu viel."

Eilige Hilfe. In der Nähe einer freien Stadt brach in einer Fabrik Feuer aus. Der Director schickte eilends in die Stadt mit der Bitte, eine Feuerspritze zur Hilfe zu schicken. Der eben anwesende Feuercommissarius gab zur Antwort: „Es sei nicht gewöhnlich, daß man die Spritze außer dem Burgfrieden der Stadt verwende, aber er wolle es morgen im Rathe vortragen und dann möge man den Bescheid abholen."

Einbildungskraft eines Hundes. In einer Gesellschaft wurde behauptet, daß Thiere auch Einbildungskraft besäßen. „Ja," sagte Jemand aus der Gesellschaft, „das ist gewiß, denn ich habe selbst einen Spitz gehabt, der sich acht Tage lang einbildete ein Pudel zu sein."

Einbildung und Ausbildung. Ein junger Mann der sehr hypochondrisch war, klagte seinem Vater oft die eingebildeten Leiden. Dieser hörte ihm lange zu, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Hab' ich darum so viel für Deine Ausbildung verwendet, daß Du Dir jetzt alles wieder einbilden kannst?"

Eindruck. Auf einem Ball in London fielen einige Tropfen Wachs von einer brennenden Kerze auf den Shawl einer sehr schönen jungen Dame. Ein Officier, der in ihrer Nähe stand, zog seine Uhr aus der Tasche und drückte das an der Uhrkette befindliche Petschaft auf den Tropfen Wachs. „Was machen Sie da?" fragte die Dame. — „Ich möchte gern einigen Eindruck auf sie machen," gab der Officier zur Antwort.

Einfalt. Ein Dichter hatte ein Epigramm gemacht mit der Ueberschrift Einfall. Er bat einen guten Freund, es zu corrigiren. „O," sagte dieser, „das ist mit einem Strich gethan!" und durchstrich das letzte l, wodurch es zu einem t wurde.

Einfältig. Ein Musiker, der mehr Tact in der Musik als im Leben weghatte, saß der interessanten und geistvollen Frau R. gegenüber und sah sie starr an. „Warum fixiren Sie mich?" — „Ei" — versetzte verlegen der Musiker — „ich bemerke eben, daß Sie schon fünf Falten im Gesicht haben." — „Da sind Sie besser daran" — entgegnete die Dame, leicht pikirt — „bei Ihnen sieht man nur eine Falte, Sie sind noch einfältig."

Eingenommen. Ein Arzt machte sich plötzlich unsichtbar. Aus allen Winkeln kamen nun seine Gläubiger mit Wechseln und Schuld-

scheinen herbei gelaufen, allein — der Flüchtling hatte seine wenigen Habseligkeiten mitgenommen, und ihnen nur das leere Nachsehen hinterlassen. In der Folge machte Jemand das Bon-mot: „Der Herr Doctor hat den Leuten fleißig verschrieben, aber — Niemand hat etwas eingenommen."

Eingezogen. Ein Londoner Kaufmann suchte durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben" gewöhnt sei; worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er sieben Jahre im Gefängnisse gesessen habe.

Einkehren und auskehren. Ein Hausknecht in einem Einkehrwirthshause führte gegen einen Gast unhöfliche Reden. Der Wirth kam hinzu und wies den Hausknecht mit den Worten zurecht: „Schweig! die einkehren, können befehlen, die auskehren, müssen schweigen."

Unsicheres **Einkommen.** Ein Engländer machte den Commissären der Einkommensteuer folgende Angabe: „Während der letzten drei Jahre beliefen sich meine Einkünfte auf etwas weniger als 160 Pfund; in Zukunft werden sie precärer sein, da der Mann gestorben ist, von dem ich das Geld borgte.

Einnahme. Je mehr ein junger Mann savoir vivre zeigt, desto einnehmender finden ihn die Damen, und sie haben unbedingt Recht; ein solcher Liebesritter hat meist gar keine andere Bestimmung und kein anderes Princip, als einzunehmen; und wenn er daher ein reiches Mädchen einzunehmen sucht, so kann man darauf schwören, daß er es nur thut, um dereinst durch die Frau eine Einnahme zu haben.

— Der nach Geld und der nach Ehre Jagende haben eigentlich ein und dasselbe Losungswort:

„Ersterer: Einnahme.
Letzterer: Ein Name."

Einnehmen. Was für verschiedene Bedeutungen in der deutschen Sprache oft ein und dasselbe Wort hat? Was für ein Unterschied ist nicht, zwischen Geld einnehmen — ein Mädchen einnehmen, und Medicin einnehmen?

Mann und Weib sind oft mehr als **Eins.** Ein Prediger bemerkte einem Ehepaare, bei dem schon längst die Flitterwochen vorüber waren, wie Unrecht sie thäten, wenn sie sich stets zankten; Mann und Weib sollen Eins sein. — „Ach!" versetzte der Mann, „gehen der Herr Pastor nur manchmal bei unsern Fenstern vorbei, und horchen Sie da, da werden Sie sicher glauben, wir wären unserer zwanzig."

Einsamkeit. Man hat eine Diät für den Körper, aber wie heißt die Diät für den Geist? — „Einsamkeit!" S.

Einschlagen. Ein Witzkopf hielt es für überflüssig, daß auf dem

Theater Blitzableiter wären. Wie so? fragte ihn sein Freund. „Da draußen," erwiederte er, „schlägt ohnedies nichts ein."

Einstimmig. Bei einer Wahl der Volksrepräsentanten in's Parlament erhielt ein Candidat, Namens X, nur eine einzige Stimme. Die Londoner Zeitungs-Redaction machte sich den Spaß, und brachte am folgenden Tage zur Nachricht: Herr v. X ist einstimmig zum Parlamentsglied ernannt worden.

Einverständniß. Ein Weinhändler bei Paris hatte den originellen Einfall, seinem Hause ein neues Schild zu geben, welches einen Hund und eine Katze, die zusammen trinken, vorstellte, und in großen Buchstaben die Umschrift führte: „Im herzlichen Einverständnisse."

Eisenbahn-Anecdoten. Schwer zu erklären. Vor der Einfahrt in den finstern Tunnel einer deutschen, 15 Meilen langen Eisenbahn bemerkte Jemand an der linken Unterlippe einer Dame ein schwarzes Pflästerchen. Bei der Ausfahrt war das schwarze Pflästerchen verschwunden und hatte an der rechten Unterlippe des gegenübersitzenden Herrn Platz genommen. Wie das wohl geschehen sein mag?

— Auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, wo auch Thiere transportirt werden, stellte ein Schweintreiber, dem man den Fahrpreis für ein Stück Schwein angab, die naive Anfrage, ob er nicht seine Spanferkel mit Kinderbillets fahren lassen könne?

Eisenbahnfahrt. Eine Eisenbahnfahrt ist wie ein Rausch, sie fängt nämlich mit einem Pfiff*) an, und hört mit einem Pfiff auf.

S.

Eisenbahn-Pfeifen. Ein Eckensteher fuhr mit seiner Frau auf der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Locomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach herjes! des is aber nicht zum Aushalten mit dem Pfeifen." — „ „Wat haste denn schon wieder zu achherjesen? det Pfeifen dhun se, damit keener untern Wagen kommt. Aber du verlangst wohl, det se vor Deine lumpje Iroschen die Mamsell Heinefetter uf de Locomotive sollen singen lassen." "

Was bedeutet der **Eisenbahnpfiff.** Ein Bauer kam in einen Bahnhof der neu eröffneten Eisenbahn, um ein Billet zur Fahrt nach seiner heimatlichen Station zu lösen. Das Billet kostete 48 kr., zu welchem Preise er sich aber durchaus nicht herbeilassen wollte, und dasselbe hartnäckig um 40 kr. zu erhalten begehrte. Natürlich konnte der Kassirer von dem festgesetzten Fahrpreise nicht abgehen, machte aber den Bauer, der noch immer mit ihm feilschte, aufmerksam, daß er, wenn er mitfahren wolle, sich schnell entschließen müsse, da der Zug

*) Pfiff heißt in Oesterreich ein halbes Seidel.

sich sogleich in Gang setzen werde. Das half aber nichts, und der Bauer, der durchaus nicht mehr als 40 kr. bezahlen wollte, ging endlich zu Fuß seinen Weg nach Hause. Dort ermüdet, beschweißt und bestaubt angekommen, wurde er von seinem Weibe tüchtig ausgezankt, daß er wegen weniger Kreuzer den langen mühsamen Weg zu Fuß gemacht. „Du hast Recht," antwortete er ihr, „sie sind mir auch gleich auf dem Fuß nachgefahren, und haben mir sogar dreimal aus allen Kräften gepfiffen, daß ich nur mitfahren solle, sie hätten mich jetzt gewiß gern auch um 40 kr. mitgenommen, — aber justament nicht! Ich habe gethan, als bemerkte und hörte ich sie gar nicht, und bin meinen Weg fortgegangen."

Bestrafte **Eitelkeit**. Einst wurde der in Berlin anwesende türkische Gesandte, Achmet Effendi, aus Neugier von vielen Damen besucht. Bei einem solchen Besuche theilte er Bonbons aus. Einer der Damen gab er doppelt und dreifach. Sie, im Triumphe ihrer Eitelkeit, läßt ihn durch den Dolmetscher darum fragen. „Weil ihr Mund noch einmal so groß ist," war seine Antwort.

— Ein französischer Schauspieler, welcher in den Provinzen spielte, hatte die Eitelkeit, daß er sich in der Gestalt des Achilles malen ließ. Er war, ehe er auf das Theater kam, ein Tischler gewesen. Der Maler verbarg ihm beide Hände unter einem Schilde, daß er nur mit Wasserfarben malte, das Uebrige des Portraits aber mit Oelfarbe. Nach einiger Zeit war etwas von der Farbe im Schilde abgefallen, und verunstaltete das Bild. Der Schauspieler bat daher den Maler es auszubessern. Allein dieser sagte ihm, daß er nur mit einem Schwamme die Gegend wohl reiben dürfe, wo der Fleck wäre. Der Schwamm nahm nun vollends die ganze Wasserfarbe hinweg, und Achilles hielt anstatt des Schildes einen Hobel in der Hand.

Die Kaiserin **Elisabeth**, Gemahlin Karl VI., wettete einst, da sie in gesegneten Umständen war, mit dem Fürsten Dietrichstein, daß sie eine Erzherzogin gebären werde. Sie gewann die Wette. Als ihr die kleine Prinzessin überreicht wurde, betrachtete sie dieselbe lange und mit einem rührenden Ausdrucke, worauf sie mit seltener aber höchst liebenswürdiger Bescheidenheit ausrief: „Armes Kind, ich beklage Dich, Du gleichst Deiner Mutter wie ein Tropfen Wasser dem andern!"

Der Fürst Dietrichstein wollte den kleinen Betrag der Wette, den er entrichten mußte, auf eine sinnreiche Weise erlegen. Zu diesem Zwecke ließ er sein Bild in Porzellan verfertigen. Die kleine Figur stellte den Fürsten dar, wie er mit gebeugtem linken Knie, mit der rechten Hand ein ganz kleines Blättchen überreichte, auf welchem folgende höchst sinnreiche Zeilen standen, die der kaiserlichr Hofdichter Metastasio auf Ersuchen des Fürsten verfaßt hatte:

„Jo perdei; l'Augusta Figlia
A pagar mi ha condannato:

Ma s' é che voi somiglia,
Tutto il mondo ha guadagnato."

Wir geben eine Ueberſetzung dieſes geiſtreichen Sinngedichtes:

„Die Tochter, die des Stammes Glanz umſtrahlt,
Verurtheilt mich. Die Wette wird bezahlt;
Doch wenn es wahr, daß Du Dein Ebenbild geboren,
Gewann die ganze Welt, ſo hab' ich nichts verloren."

Elßler, Fanny. Fanny Elßler beſaß in Paris ein ſehr großes Ankleidezimmer im großen Opernhauſe, an deſſen Eingang zwei große Lakeien in Livree Wache hielten, aber man ſah darin keine weichen Teppiche, ſondern nur Kreide, Kreide auf dem Tiſch, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide iſt das unentbehrlichſte Hilfsmittel jeder Tänzerin, die ſich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen Fehltritt zu thun. Einſt trat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegenkam: „Ich bin außer mir! ich ſoll ſogleich auftreten, und man hat mir die Kreide geſtohlen. Ich habe ſchon um Kreide erſuchen laſſen, aber Niemand will etwas davon haben; man hat ſich gegen mich verſchworen, ſehen Sie, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie ſchaffen mir Kreide, nicht wahr?" — „Aber mein theueres Fräulein, ich weiß nicht, wo ich ſie finden ſoll?" — „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis, Sie haben noch eine Viertelſtunde ehe der Vorhang aufgeht, ich erwarte Sie." — Es war eilf Uhr Nachts und jedes Gewölbe geſchloſſen. Herr Bural wußte nicht, wo er die erſehnte Kreide finden ſollte. Er ging jedoch fort, kam nach einer Viertelſtunde zurück und brachte 10 Stückchen Kreide mit. „Wie viel bin ich Ihnen ſchuldig?" fragte Fanny. „Zehn Gläſer Zuckerwaſſer," antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuſer gehen, um die Kreide zu ſtehlen."

Fanny **Elßler** hat aus Begeiſterung die amerikaniſche Erde geküßt; reiner Patriotismus! Kein Menſch hat ſo viel Urſache, die Erde zu küſſen, als Fanny Elßler, denn kein Menſch wird ſo gut wie ſie dafür bezahlt, die Erde mit Füſſen zu treten!!! Auf ihrem Grabe wird man nichts als die Worte leſen:

„Erde ſei ihr leicht, fürwahr,
So leicht, wie ſie dir es war!" S.

Die vier **Elemente**. Ein Knabe wurde von ſeinem Lehrer in der Schule gefragt: „wie viel Elemente gibt es?" — „Vier," antwortete der Knabe, „Feuer, Waſſer, Luft und —" Hier konnte er ſich nicht auf das vierte beſinnen, der Lehrer wollte ſeinem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen, und ſagte: „Beſinne Dich doch nur, das vierte iſt, worauf Du ſtehſt." — „Meine Schuhe" rief der Knabe ſchnell aus.

Elemente. Die vier Elemente ſind die fleißigſten Mitarbeiter der Zeitſchrift „Erde," welche unter der Redaction des Schöpfers jedem Menſchen ihre Spalten willig öffnet, theils um ſeine Lebens-

geschichte aufzunehmen, theils seinen Fleiß und Mühe zu lohnen, denn ihre Tendenz umfaßt: Leben, Kunst und Gewerbe.

Element. In einer Mädchenschule erklärte der Lehrer seinen Schülerinnen, es wären vier Elemente, nämlich: Luft, Feuer Wasser und Erde. „Das ist nicht wahr," lispelte ein Mädchen ihrer Cameradin in's Ohr, „es gibt noch ein fünftes!" Der Lehrer, der dies hörte, fragte die Kleine, wie denn das fünfte Element heiße. „Ei, ei," erwiederte die Kleine ganz pfiffig, „Sie wissen's gewiß so gut, wie meine Mama, die sagt alleweil: Tivoli, das ist halt mein Element."

Eleve (Zögling). Ein Hofmeister reiste durch ein Städtchen mit Begleitung seiner beiden Eleven. Auf der gedruckten Passantenliste las man: „Hofmeister Braun mit zwei Löwen."

Empfehlung. Ein Pariser Buchbinder kündigte ein Werk unter dem Titel: „Neue Kunst das Leben zu verlängern," an, und fügte höchst naiv hinzu, „der Verfasser sei in der Blüthe seiner Jahre gestorben."

— Die buchhändlerische Anpreisung eines neu erschienenen Romans in der Berliner Zeitung schloß mit den Worten: „wir sind überzeugt, daß Jedermann dieses Buch mit Vergnügen aus der Hand legen wird."

Empfehlungsbrief. Ein Spanier schickte einem Freunde ein sehr schönes Pferd, das bei einem feierlichen Aufzuge gebraucht werden sollte. „Ich sende Euch hier," schrieb er, „das verlangte Pferd, und bitte Euch es so zu behandeln, wie Ihr selbst wünschet behandelt zu werden, wenn Ihr ein Pferd wäret."

Empfehlung eines Anderen. Ein junger Mensch lag einen Schauspieldirector beständig mit der Bitte an, ihn nur ein einziges Mal einen theatralischen Versuch wagen zu lassen; er gewährte ihm seinen Wunsch, ließ ihn auftreten; aber schon in der ersten Rede blieb der gute Mensch so stecken, daß er sich gar nicht mehr herausfinden konnte. Da das Gelächter des Publikums zu stark wurde, so kam der Director voller Wuth auf die Bühne, schob den Anfänger schnell in die Coulisse, und empfahl sich dann wieder mit folgendem Trost den Zuschauern: „Verehrungswürdige! Sie verzeihen, der Kerl ist ein Esel! aber es wird gleich ein anderer kommen."

Alles nimmt ein **Ende.** Ein hungriger Judenknabe stahl eine Ente; als er darob ertappt und zur Rede gestellt wurde, sagte er: „Nu, was ist's denn weiters? Nimmt doch All's ein End'."

Engel. An einer Gesellschaftstafel fragte ein Junker den verstorbenen Professor Engel, was denn eigentlich der Unterschied zwischen einem Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele sei. Jakob Engel antwortete: „Daß Sie dies nicht wissen, ist für mich ein Lustspiel, für die Gesellschaft ein Schauspiel, für Sie ein Trauerspiel."

Professor **Engel** war einst bei einem Fürsten zur Tafel geladen. Bei Tische kam unter andern auch die Rede auf den berühmten Weltumsegler Cook, und daß er bei seinen Entdeckungs-Reisen sein Leben habe einbüßen müssen. Engel führte darüber hauptsächlich das Wort. Auf einmal fragte ihn der Fürst — um doch auch sich mit in den Discours zu mischen: „Kam Cook auf seiner ersten Reise um's Leben, Herr Professor?“ — „Ich glaube ja,“ erwiederte Engel, „doch machte er sich nicht viel daraus, und trat bald darauf die zweite an.“

— Ein Aufschneider brachte in einer Gesellschaft, wobei sich auch der berühmte Professor Engel befand, so viele und unglaubliche Historien von seiner musikalischen Kunstfertigkeit vor, daß dieser endlich sagte: „Das ist doch alles nichts gegen den Abbé Vogler, welcher einmal auf der Orgel ein Gewitter mit solcher Wahrheit nachahmte, daß in einem Umkreis von einer Meile alle Milch sauer wurde.“

— „Es geht nichts über ein Glas Wein!“ sprach Jemand in einer Gesellschaft, in welcher sich auch der berühmte Professor Engel befand. Engel erwiederte: „Eine Bouteille ist mir doch noch lieber!“

Engel las eine Schrift, die eine sehr platte und grobe Persiflage eines berühmten Dichters enthielt; er konnte gar nicht aufhören zu lachen. „Aber, mein Gott!“ fragte man ihn, „wie ist es möglich über so plumpe Ausfälle zu lachen?“ — „Ich lache bloß über die possierliche Selbsttäuschung des Verfassers,“ versetzte Engel, „er glaubt einen Stachel zu haben, und hat nur ein Horn.“

Engel. Die Frau von . . ., welche der geheime Rath **Dr.** Formey als Arzt behandelte und von einer gefährlichen Krankheit glücklich geheilt hatte, beschwerte sich, daß er nach ihrer Genesung die Besuche abkürze und seltener mache, denn bekanntlich wollen die Damen krank sein, wenn sie gesund sind, und umgekehrt, gesund erscheinen, wenn sie an Krankheit leiden. Einst traf sie Formey in einer Gesellschaft, da sagte sie, sich an die Anwesenden wendend: „Er ist mein Retter, mein Schutzengel gewesen! — Er ist noch immer ein Engel in meinen Augen, denn seine Besuche sind wahre Erscheinungen.“

— Wer von dem Himmel nur die Erde verlangt, für den hat die Erde keinen Himmel; wer unter den Menschen nur einen Engel sucht, der findet kaum einen Menschen; wer aber unter Menschen nur Menschen sucht, der findet gewiß seinen Engel!

Engel. Ein Spötter nannte eine alte eitle Frau immer: „mein Engel.“ — „O,“ sagte die Matrone endlich, „solchen Namen verdiene ich nicht.“ — „Allerdings,“ erhielt sie zur Antwort; „die Engel sind die ersten und ältesten Creaturen Gottes.“

Enghien. Ein General, der sehr neidisch war, sagte zum Herzoge von Enghien, nachdem dieser die berühmte Schlacht bei Rocrevi gewonnen hatte: „Was werden wohl die Neider zu Ihrem Ruhme

sagen?" — „Das weiß ich nicht," erwiederte der Herzog; „ich wollte eben Sie fragen."

England. Bei seiner Anwesenheit in Paris speiste Fox einstmal beim Grafen S. — Nach Tische begaben sich die Gäste in ein Cabinet, wo eine Weltkarte hing. „Aber wie ist es nur möglich," sagte der Graf auf England deutend, „daß dieses verhältnißmäßig so kleine Inselland fast die halbe Welt beherrscht?" — „O!" erwiederte Fox, „dies ist eigentlich nur unser Absteigequartier, Herr Graf, die Welt — ist das eigentliche England."

Englands Gesetze. Ein Vagabund, der sich Ritter Brown nannte, stand in England vor Gericht, und wußte sich von mehreren abscheulichen Betrügereien durch allerlei Hilfsmittel los zu lügen. Als der Richter dem Beklagten das „Nichtschuldig" aussprechen mußte, sagte er zu ihm: „Geht nach Rußland, da bekommt ihr die Knute, wie Ihr's verdient; oder nach Frankreich, da harrt Euer die Galeere; in England spreche ich Euch frei, weil Ihr nach schlechten Streichen gut gelogen habt."

Zwei zum Tode verurtheilte in Irland sind durch einen Irrthum in der Abfassung des Urtheils von der Todesstrafe befreit worden. Es hieß darin, sie sollten am Sonnabend den 1. Juni hingerichtet werden, nun aber fiel der 1. Juni dieses Jahr auf einen Montag. Man hatte dem Richter einen Kalender von 1839, von welchem das Titelblatt abgerissen war, hingereicht.

Engländer. Madame ** (eine Französin) sagte: „Die Engländer sind vortreffliche Leute; wenn Niemand ihren Frauen den Hof macht, so thun Sie es selbst." — „Ja," entgegnete eine andere, „ich habe Lord *** in der gestrigen Soiree eine halbe Stunde mit seiner Frau sprechen sehen."

Engländer-Reisespleen. Im Schwarzwalde entdeckten zwei Engländer in einer verrufenen Gegend einen Wirth, der ihnen durch seine kolossale Grobheit imponirte, sie verbreiteten seinen Ruhm in ihrer Heimat, und bald stand das Wirthshaus auf der großen Tour mit verzeichnet, und der Wirth sah sich unverhofft mit Engländern überschwemmt, ohne die Ursache davon zu ahnen. Durch den Umgang mit vielen Menschen und den blühenden Gang seines Geschäftes wurden die Manieren des Wirthes mit der Zeit gefälliger, und eben so schnell verzogen sich seine Gäste wieder. Als er den Grund davon endlich erfuhr, entschloß er sich zu folgender Annonce: „Den Herrn Engländern mache ich hiermit bekannt, daß mein Wirthshaus nach wie vor besteht, wie in früheren Jahren werde ich auch in diesem grob sein, sehr grob, ja noch gröber. Ich bitte daher um fleißigen Besuch."

Engländer-Sonderlinge. Der Engländer ist und bleibt originell, selbst auf dem Todtenbette verläßt ihn die Originalität nicht. Ein englischer Wettenthusiast lag auf dem Sterbebette und fragte den Arzt:

„Wie lange er noch zu leben habe?" — „Bis morgen zwölf Uhr!" erwiederte dieser und wollte sich entfernen. — „Halt!" kreischt ihm der Patient mit heiserer Stimme nach, „ich wette zehn Pfund, daß ich bis zwei Uhr Nachmittags lebe." Bekannt ist es, daß ein reicher Brauer in London seinem Neffen das hinterlassene ungeheure Vermögen nur unter der Bedingung testamentarisch vermachte, daß dieser sich, so lange er Zähne im Munde habe, alljährlich an seinem Sterbetage einen davon ausreißen lasse. Er wollte dadurch bezwecken, daß der Neffe noch nach langen Jahren an diesem Tage seines Onkels mit ungeheucheltem Schmerz gedenke.

Engländer-Witz. Ein Franzose begegnete in London einem englischen Soldaten, der die Denkmünze der Schlacht von Waterloo trug, und sagte scherzhaft: „Wie kannst Du nur solche Bommel tragen, die kaum zwei Franken Werth hat?" — „Uns Engländern freilich kostet sie nur zwei Franken," erwiederte der Soldat, „aber Euch Franzosen hat sie einen Napoleon gekostet."

Englische Gesetze. Der todte Buchstabe des Gesetzes wird wohl nirgend so oft geltend gemacht, als in England, wo er dann auch zu den abenteuerlichsten Entscheidungen führt. Daselbst besteht unter andern ein Gesetz, welches verbietet, den Taback mit fremden schädlichen Dingen zu vermischen. Auf den Grund dieses Gesetzes wurde kürzlich ein Tabackshändler angeklagt, seinen Taback mit Metallkalk angemacht zu haben. Der Beklagte wies indeß nach, daß sein sogenannter Taback keinen Taback enthalte, sondern aus lauter Runkelrüben und Wallnußblättern bestehe, und wurde demnach freigesprochen, während der Kläger zur Zahlung der Kosten verurtheilt ward.

— Kaltblütigkeit. In Washington tödtete ein englischer Lord im Rausche den Kellner des Gasthofes, in welchem er wohnte, durch einen Pistolenschuß. Erschreckt kam der Wirth herbeigelaufen und rief aus: „Mylord, wissen Sie, daß Sie meinen Kellner getödtet haben!" — Kaltblütig antwortete der Lord: „Nun gut: Setzen Sie ihn mir auf die Rechnung."

Englisch. Ein französischer General unter Napoleon fragte einen deutschen Kaufmann, ob er mehrere Sprachen verstehe? — „Ja, Ew. Excellenz," erwiederte dieser, „ich spreche spanisch, portugiesisch, italienisch, russisch, amerikanisch." — „Was," unterbrach ihn der General, „amerikanisch? Sie wollten vermuthlich englisch sagen?" — „Erlauben Ew. Excellenz, das würde ich mich nicht unterstehen, da alles Englische von Ihrer Regierung so strenge verboten ist."

— Eine Lady wurde im vorigen Herbst bei einer Ueberfahrt nach Schottland von einem heftigen Sturm überfallen. Ihr Haushofmeister klopfte an die Thür ihrer Kajüte und sagte: „Milady, ich glaube Sie benachrichtigen zu müssen, daß wir in Gefahr sind zu ertrinken."

— „Naseweiser Mensch," erwiederte die aristokratische Dame, „was braucht er mir das vorzuschwatzen, das ist Sache des Capitains."

Englische Kaltblütigkeit. In einem Pariser Café rauchte der junge Lord B*; die Asche seiner Cigarre fiel jeden Augenblick auf seine Seiden-Cravatte. Sir Dd*, in einen Paletot gekleidet und sich bereits zum Fortgehen rüstend, stand mit dem Rücken gegen das Feuer gelehnt, am Kamin und hatte den jungen Lord B* schon dreimal auf die Funken aufmerksam gemacht. Endlich als er ihn zum vierten Mal darauf aufmerksam machte, wurde Lord B* über diese fortwährende Mahnung ärgerlich und sagte: „Was mischen Sie sich drein, Sir? Ihr Paletot brennt schon eine halbe Stunde lang, und ich habe Ihnen nichts davon gesagt."

Englische Sonderlinge. Lord C., durch seine Excentricitäten bekannt, ging zu einem Pariser Tabletier. „Ich wünsche eine Tabatiere zu haben," sagte er zu ihm, „auf welcher mein Schloß abgebildet wäre." — „Das ist sehr leicht," versetzte der Industrielle; „Mylord belieben mir nur eine Zeichnung Ihres Schlosses zu geben." — „Ja aber vor der Thür müßte man eine Nische sehen, und vor dieser meinen Hund." — „Kann auch gemacht werden." — „Ja, aber es müßte so eingerichtet werden, daß der Hund hineinkröche, wenn man ihn ansähe, und erst dann zum Vorschein käme, wenn man nicht mehr nach ihm sähe." Der Tabletier schaute den Herrn an, um sich zu überzeugen, daß man ihn nicht zum Besten habe. Durch einen flüchtigen Blick beruhigt, und als gewandter Industrieller rasch den Vortheil ermessend, den er aus diesem Geschäfte ziehen könnte, sprach er zum Engländer: „Was Sie wünschen, ist so leicht nicht, und wird viel Geld kosten." — „Gleichviel!" — „Tausend Thaler." — „Es bleibt dabei, tausend Thaler." — „In vier Wochen werde ich die Ehre haben, Ihnen die Dose zu überreichen." — „Ich zähle darauf." Vier Wochen nachher erscheint der Tabletier bei Lord C. „Mylord, hier ist die Dose." — Der Lord betrachtet sie: „Da ist wohl mein Schloß mit den Thürmen, und hier ist auch diese Nische, aber der Hund, mein Herr, der Hund, wo ist der?" — „Haben Eure Herrlichkeit nicht gesagt, Sie wünschten, daß der Hund unsichtbar würde, wenn man ihn ansähe?" — „Ja wohl!" — „Und daß er wieder zum Vorscheine komme, wenn man nicht mehr nach ihm schaue?" — „Auch wahr." — „Nun, Sie haben ihn angesehen, er ist in seine Hütte gekrochen; stecken Sie die Dose in die Tasche, und der Hund wird sogleich wieder erscheinen." — Lord C. überlegte sich das Ding ein wenig, und rief dann aus: „Sie haben Recht!" — Er steckte die Dose ein, und zahlte dem Tabletier die 1000 Thaler.

— — Ein Engländer miethete ein großes Local in Paris, von dem er für seine Person bloß zwei Zimmer im obersten Stockwerk bezog. Der Wirth war sehr neugierig, welche Gäste der Lord noch er-

warte und fragte diesen: „Euer Gnaden erwarten gewiß noch die Frau Gemahlin oder Familie?“ — „Keineswegs,“ antwortete der edle Lord, „ich erwarte bloß vier Hunde, die zu ihrer Gesundheit sechs Monate in Frankreich zubringen sollen.“

Den Ursprung der **englischen** Sprache gibt ein Franzose folgendermaßen an: „In einer Anwandlung von teuflischer Laune warf Lucifer alle alten und neuen Sprachen in einen großen Topf; als nun der Topf gut im Kochen war, schöpfte er sorgfältig den Schaum davon ab und fabricirte davon die englische Sprache.“

Entbehrlich. Bei einer Sammlung zu einem mildthätigen Zwecke kamen zwei Herren zu einem Geizhalse. „Ich bedaure,“ sagte dieser, „ich kann Ihnen nur eine Kleinigkeit geben.“ — „Wir sind für Alles dankbar,“ erwiederte der Eine, „geben Sie uns, was Sie entbehren können.“ — „Das wird auf Sie ankommen,“ antwortete der Geizhals: „was ich am besten entbehren kann, ist ihre Gegenwart.“

Entbindungs-Anzeige. In einer Berliner Zeitung stand jüngst folgende Annonce: „Heute Morgen wurden wir durch die Geburt eines todten Sohnes erfreut. Hindenburg und Frau!“ — Schöne Freude das! —

Des strengen Vaters **Enterbung.** Der Schauspieler D. in S. war als ein leichter, lockerer Patron bekannt, der das Leben zu genießen verstand, sich nur um das Heute, nie um das sorgenvolle Morgen kümmerte, und daher am Ende eines jeden Monats seine Rechnung über Ausgaben und Einnahmen mit der rundesten aller Summen, mit Null abschloß. — Obwohl gut engagirt, hatte er nie etwas erspart, im Gegentheil steckte er immer in beträchtlichen Schulden. Es begab sich nun eines Tages, daß seine hoffnungsvollen, oder besser gesagt, hoffnungslosen Söhne, ein paar stämmige wilde Buben, die hochgräflichen Söhne des in demselben Hause wohnenden Ministers von A. tüchtig geprügelt und mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatten. Seine Excellenz waren über den desolaten Zustand ihrer Herren Söhne ganz außer sich, und schickten sogleich ihren Kammerdiener zu dem Schauspieler mit einem derben Verweise und der diplomatischen Forderung einer eclatanten Satisfaction durch exemplarische Bestrafung seiner Söhne. — D. hört den Kammerdiener ruhig an und sagt dann ganz außer sich: „Entsetzlich! solch' einen Frevel haben meine Söhne begangen, das ist schrecklich, das ist gräßlich, das ist himmelschreiend! — Dafür müssen sie bestraft werden, daß sie ihr ganzes Leben daran denken. — Aber sagen Sie mir, Herr Kammerdiener, giebt es eine Strafe, die für ein solches Verbrechen groß genug wäre?“ — „Seine Excellenz,“ achselzuckte der Kammerdiener, „bringen auf strenge Bestrafung.“ — D. ging einige Male im Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er vor dem Kammerdiener stehen, sein Gesicht verklärte sich, und mit Pathos rief er aus. „Halt: ich hab's! — Sagen Sie Seiner

Excellenz, ich werde meine Söhne, zu seiner Genugthuung, grausam bestrafen — ich enterbe sie!"

Entgegnung. Schweig' sprach Mama zum dummen Balb,
Du bist und bleibst ein wahres Kalb!
Ach Gott! rief er ihr ängstlich zu.
War meine Mutter eine — Kuh?

Kräftige **Entgegnung.** Ein Mann zankte sich heftig mit seiner Frau und erklärte ihr, sie sei nicht werth, daß sie der Teufel hole. „O," schrie die Frau, „das bin ich eher werth wie Du."

Außer sich vor **Entzücken.** Bei der Aufführung einer neuen Oper fragte ein eifriger Theaterbesucher seine Nachbarin: „Sind Sie nicht auch außer sich vor Entzücken?" „Ach nein!" erwiederte die Dame, „ich ertrage mein Vergnügen mit Geduld."

Entschuldigungsgrund. „Aber Marthe," sagte eine Hausfrau zu ihrer Magd, „schämst Du Dich denn gar nicht? Es ist ja eine Sünde und Schande, ein halbes Pfund Kaffee zu holen, über eine Stunde auszubleiben!" — „Ach, Frau Räthin!" erwiederte Marthe, sich entschuldigend, gar treuherzig, „nehmen Sie mir's nicht übel, es war ein ganzes Pfund!"

Entschuldigung. „Mörder!" rief ein Griesgram, den sein Barbier beim Rasiren ein wenig geritzt hat, „Du hast mir die Kehle abgeschnitten!" — „Euer Gnaden!" rief der Erschrockene, „es ist nur die Serviette, die ein wenig blutet."

— Ein Humorist stand im dichtgedrängten Parterre des Theaters. Bevor das Stück beginnt, stellt sich ein großer und dicker Oeconom mit einem seiner riesigen Füße auf den Fuß des Humoristen und bleibt dort ruhig stehen. Der Humorist hält diese drückende Auflage, ohne eine Miene zu verziehen, aus; als aber der erste Act zu Ende, klopfte er seinem Nachbar auf die Schulter, deutet nach unten hin und sagt sehr freundlich: „Ach, entschuldigen Sie, ich wollte nur einmal nach der Conditorei gehen und ein Glas Punsch trinken; ich bin sogleich wieder hier!"

— Doctor King, Erzbischof zu Dublin, ein Mann, der wegen seiner Talente und Gelehrsamkeit allgemein geschätzt wurde, bewarb sich um die Stelle des Primas von Irland, als solche durch den Tod des Doctors Lindsey erledigt worden. Seine Ansprüche wurden aber nicht erfüllt, weil man ihn schon zu hochbejahrt hielt, um ihn noch weiter zu befördern; die erledigte Stelle erhielt daher der jüngere Doctor Taulter. King war über die abschlägige Antwort, noch mehr aber über den Grund dazu, sein Alter, aufgebracht. Als ihm daher der neue Primas, Doctor Taulter, seinen Besuch machte, empfing er ihn, ohne von seinem Stuhle aufzustehen, und sagte zu ihm: „Ew. Hochwürden werden mir gewiß verzeihen, daß ich sitzen bleibe, Sie wissen es ja, ich bin zu alt, um noch in die Höhe steigen zu können."

Entschuldigung einer Ledigen. Ein Fräulein entschuldigte den häufigen Besuch eines jungen Menschen bei ihr mit naher Verwandtschaft. „Seine Mutter ist meiner Mutter einzige Tochter."

(·uɥoɔ ɹɑɟ ɹɐʌ ɹɟ)

Naive **Entschuldigung**. Auf der Reise nach Paris kehrte der Prinz . . . . . v. P. in einer kleinen Stadt, weil das Wirthshaus dort einer Bauernschenke ähnlich sah, über Nacht bei einem wohlhabenden Kaufmanne ein. Am anderen Morgen, als er wieder wegreisete, und er von der Wirthin, einer jungen hübschen Frau, Abschied nahm, sagte er im Scherz zu ihr: „In der That, ich habe die Nacht nicht recht gut geschlafen, ich hab immer von Ihnen geträumt, mein schönes junges Weibchen." „Ach," versetzte die Kaufmannsfrau mit einem tiefen Knix, „was erweisen mir Ew. königliche Hoheit für eine große Gnade. Es wäre meine Schuldigkeit gewesen, von Ihnen zu träumen."

Eon. Als man das Geschlecht des Chevalier von Eon entdeckt hatte, der bekanntlich ein Frauenzimmer war, aber in männlicher Tracht eine große Rolle gespielt hatte — sagte Friedrich der Große scherzend zu dem französischen Gesandten: „So geht es einem mit Euch Franzosen; erst glaubt man Männer vor sich zu haben; und später entdeckt es sich, das man es — mit Weibern zu thun hat."

Epigramm auf eine reizende aber schlechte Sängerin.

„Dies Mädchen ist nur zum Zerstören geboren,
Sie zerreißt allen Männern das Herz und die Ohren." Castelli.

— Ein junger Tölpel quälte einen Dichter mit der Bitte: er solle doch auch auf ihn ein Epigramm machen. — „Das ist eine Unmöglichkeit," — versetzte der Dichter — „denn ein Epigramm muß witzig sein, und der Witz entsteht nur durch die frappante Vergleichung zweier Dinge; Sie aber, mein Herr, sind — so originell dumm, daß ich in der ganzen Welt nichts finde, was ich mit Ihnen vergleichen könnte."

Recept zu einem **Epigramm**. In einer Gesellschaft von geistreichen Männern zu London, unter welchen sich auch der unter dem Namen Peter Pindar bekannte witzige Satyriker Dr. John Wolket befand, forderte einer der Anwesenden den letzteren scherzhaft auf, ihm doch ein Recept zu einem Epigramm zu geben, damit er sich dadurch auch gleich ihm einen Namen machen könnte. Wolket antwortete nach kurzem Nachdenken mit einigen Versen, die in der Uebersetzung also lauten:

Nimm eine Dosis Witz, und fädle ihn fein
In eine Nadel ein, die aber muß mit Spitz
Und Auge wohl versehen sein, durch's Oehr sieh alles an,
Dring' mit der Spitze dann auf Thorheit und auf Laster ein.

Er. Ein Student in Leipzig hatte seinen Wirth auf eine derbe Weise behandelt, und wurde von ihm deshalb bei dem Professor Gott-

sched, damaligem Rector, verklagt. Der Student wurde vorgelad und als er zu Gottsched in's Zimmer trat, fuhr ihn dieser mit d Worten an: „Was hat Er gemacht, warum hat Er sich an seinem Wirth so gröblich vergriffen?“ — „Ihro Magnificenz!“ antwortet der Student, „der Schlingel nannte mich Er!“

Die auszuschlagende **Erbschaft.**

Ein alter Wollüstling, der schon mit einem Fuß
Im Grabe stand, fragt den Notarius:
Ob er in seinem Testamente
Wohl seine Seele Gott vermachen könnte?
„O ja,“ erwiederte der Notar,
„Allein die Erbschaft ist fürwahr
So schlecht, daß man darauf wetten kann,
Gott nimmt sie gar nicht an.“

Beweis, daß die **Erde** rund ist. Lichtenberg sprach in einer Familiengesellschaft davon, daß die Erde rund sei. Die Frau vom Haus schüttelte bedenklich den Kopf. Lichtenberg suchte ihr nun sein Behauptung zu beweisen, aber, da die von ihm angeführten Gründ für ihre Verstandeskräfte zu hoch waren, so bildete sie sich ein, er woll nur seinen Scherz mit ihr treiben. „Ich lasse mir nicht so leicht etwa aufbinden,“ sprach sie halb unwillig, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich glaub's doch nicht.“ Ihr Gatte, der Lichtenberg eben so wenig verstanden hatte, hielt es der Höflichkeit gemäß, die Partie seines Gastes zu nehmen, er wandte sich also sogleich an seine Ehehälfte mit den Worten: „Du kannst es mir glauben, der Herr Professor hat ganz Recht, denn als ich vor einigen Jahren nach Paris gereist war, ging es ordentlich bergunter.“

Erfolg. Potier. Sie sind auch ein Vertheidiger der *Vaccine*? — Roger. Allerdings. — Potier. Das ist eine schöne Geschichte mit dem Kinde unseres Nachbars. — Roger. Vorige Woche wurde es vaccinirt mit dem besten Erfolge. — Potier. Ueber den Erfolg! Heute ist's todt! — Roger. Nicht möglich! — Potier. Die Magd ließ es zum Fenster hinausfallen; es blieb auf der Stelle.

Erfrischung. Erhitzt und außer Athem kam der Arzt zu einem Geizigen. „Kann ich Ihnen mit einer Erfrischung aufwarten?“ fragte dieser — „Sie werden mich sehr verbinden, ich bin ganz erschöpft“ — „So will ich das Fenster aufmachen, wir haben hier die herrlichste frische Luft.“

Die sonderbare **Ergänzung.** Es wurde von einer reisenden Gesellschaft Hamlet gegeben. — Ein Herr, der den König machte, hatte nur ein Auge. Als er nun an die Rede kam: das eine Auge glänzt von hochzeitlicher Wonne, das andere fließt von Thränen über, — fiel ihm ein, daß er nur ein Auge habe. Er fing daher in der Mitte der Rede zu stottern an, und wiederholte einige Male, das andere —

„hat der Teufel geholt," rief ihm ein in der Coulisse stehender Schauspieler zu, und der Verlegene wiederholte laut nnd vernehmlich: „hat der Teufel geholt."

Ursache des **Erhängens**. Ein Bauer hatte einen Wahnsinnigen, der sich mehrere Male in's Wasser gestürzt, mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet. Kaltblütig sah er es indeß mit an, wie dieser Unglückliche in der Nähe des Flusses sich erhängte. „Warum retteſt Du nicht auch dieß Mal dem Menschen das Leben?" fragte den Bauer ein Anverwandter. „J!" antwortete dieser, „ich denke, er hat sich aufgehängt, um seine Kleider zu trocknen."

Erheben. Als Jemand erzählte, die Niederlande hätten sich erhoben, sagte eine Frau: „Das ist recht gut, nun werden sie doch nicht mehr so vielen Ueberschwemmungen ausgesetzt sein."

Erklärungen. In der Leipziger allg. Zeitung stand vor etlichen Jahren: „Erklärung. Wir fühlen uns veranlaßt zu erklären, daß wir an dem von den Herren Gubitz, Ruge und Echtermaier besorgten Musenalmanache sehr unschuldig sind. Die neun Musen."

Erleben. Bei der Table d'Hote eines Gasthofes in München schrieb ein Gast nach der Suppe seinen letzten Willen nieder, weil er gewiß glaubte, er werde das Fleisch nicht mehr erleben."

Erlebniß. Bei der Leiche eines guten Bekannten, der plötzlich an der Cholera gestorben war, stand ein Böhme mit Rührung den Entseelten betrachtend, und schmerzlich ausrufend: „Armes Freund! welche schreckliche Tod hast Du erlebt!"

Großmüthige **Erledigung**. Ein Handelsmann, Beständer eines herrschaftlichen Gewerkes, bat um Erlaubniß, seinen daselbst gestorbenen Sohn auf einem besondern Kirchhofe, den er bezeichnete, begraben zu dürfen. Die Antwort lautete: „Dem Handelsmann zu eröffnen, daß er nicht nur seinen Sohn, sondern auch sich selbst, während der Bestandzeit zu O. begraben lassen könne."

Verdunkeln und **erleuchten**. „Wahrhaftig, Madame," sagte ein einfältiger Schwätzer in einer Gesellschaft zu einer geistreichen und schönen Frau: „Sie verdunkeln doch alles, was sich Ihnen naht." — „Es wäre mir lieber, mein Herr," antwortete diese mit einem bedeutenden Blick auf ihren unbescheidenen Nachbar: „wenn ich Alles zu erleuchten vermöchte."

Schwer zu **errathen**. „Was sprichst Du denn da unaufhörlich dem Herrn von V. in's Ohr," sagte der Banquier R. verdrießlich zu seiner Gattin. „Du wirst es in Ewigkeit nicht errathen," versetzte sie, „wir sprachen Gutes von Dir."

Das **Erröthen** ist bei vielen Frauenzimmern die Visittenkarte, bei vielen die Abschiedskarte der Unschuld. S.

Erschaffung des Menschen. Gott schuf den Menschen aus Erde, nicht aus dem Himmel, damit seine Pläne nicht den ganzen Erdball

sched, damaligem Rector, verklagt. Der Student wurde vorgeladen, und als er zu Gottsched in's Zimmer trat, fuhr ihn dieser mit den Worten an: „Was hat Er gemacht, warum hat Er sich an seinem Wirth so gröblich vergriffen?“ — „Ihro Magnificenz!“ antwortete der Student, „der Schlingel nannte mich Er!“

Die auszuschlagende **Erbschaft**.

Ein alter Wollüstling, der schon mit einem Fuß
Im Grabe stand, fragt den Notarius:
Ob er in seinem Testamente
Wohl seine Seele Gott vermachen könnte?
„O ja,“ erwiederte der Notar,
„Allein die Erbschaft ist fürwahr
So schlecht, daß man darauf wetten kann,
Gott nimmt sie gar nicht an.“

Beweis, daß die **Erde** rund ist. Lichtenberg sprach in einer Familiengesellschaft davon, daß die Erde rund sei. Die Frau vom Hause schüttelte bedenklich den Kopf. Lichtenberg suchte ihr nun seine Behauptung zu beweisen, aber, da die von ihm angeführten Gründe für ihre Verstandeskräfte zu hoch waren, so bildete sie sich ein, er wolle nur seinen Scherz mit ihr treiben. „Ich lasse mir nicht so leicht etwas aufbinden,“ sprach sie halb unwillig, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich glaub's doch nicht.“ Ihr Gatte, der Lichtenberg eben so wenig verstanden hatte, hielt es der Höflichkeit gemäß, die Partie seines Gastes zu nehmen, er wandte sich also sogleich an seine Ehehälfte mit den Worten: „Du kannst es mir glauben, der Herr Professor hat ganz Recht, denn als ich vor einigen Jahren nach Paris gereist war, ging es ordentlich bergunter.“

Erfolg. Potier. Sie sind auch ein Vertheidiger der Vaccine? — Roger. Allerdings. — Potier. Das ist eine schöne Geschichte mit dem Kinde unseres Nachbars. — Roger. Vorige Woche wurde es vaccinirt mit dem besten Erfolge. — Potier. Ueber den Erfolg! Heute ist's todt! — Roger. Nicht möglich! — Potier. Die Magd ließ es zum Fenster hinausfallen; es blieb auf der Stelle.

Erfrischung. Erhitzt und außer Athem kam der Arzt zu einem Geizigen. „Kann ich Ihnen mit einer Erfrischung aufwarten?“ fragte dieser — „Sie werden mich sehr verbinden, ich bin ganz erschöpft“ — „So will ich das Fenster aufmachen, wir haben hier die herrlichste frische Luft.“

Die sonderbare **Ergänzung**. Es wurde von einer reisenden Gesellschaft Hamlet gegeben. — Ein Herr, der den König machte, hatte nur ein Auge. Als er nun an die Rede kam: das eine Auge glänzt von hochzeitlicher Wonne, das andere fließt von Thränen über, — fiel ihm ein, daß er nur ein Auge habe. Er fing daher in der Mitte der Rede zu stottern an, und wiederholte einige Male, das andere —

„hat der Teufel geholt," rief ihm ein in der Coulisse stehender Schauspieler zu, und der Verlegene wiederholte laut nnd vernehmlich: „hat der Teufel geholt."

Ursache des **Erhängens**. Ein Bauer hatte einen Wahnsinnigen, der sich mehrere Male in's Wasser gestürzt, mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet. Kaltblütig sah er es indeß mit an, wie dieser Unglückliche in der Nähe des Flusses sich erhängte. „Warum rettest Du nicht auch dieß Mal dem Menschen das Leben?" fragte den Bauer ein Anverwandter. „J!" antwortete dieser, „ich denke, er hat sich aufgehängt, um seine Kleider zu trocknen."

Erheben. Als Jemand erzählte, die Niederlande hätten sich erhoben, sagte eine Frau: „Das ist recht gut, nun werden sie doch nicht mehr so vielen Ueberschwemmungen ausgesetzt sein."

Erklärungen. In der Leipziger allg. Zeitung stand vor etlichen Jahren: „Erklärung. Wir fühlen uns veranlaßt zu erklären, daß wir an dem von den Herren Gubitz, Ruge und Echtermaier besorgten Musenalmanache sehr unschuldig sind. Die neun Musen."

Erleben. Bei der Table d'Hote eines Gasthofes in München schrieb ein Gast nach der Suppe seinen letzten Willen nieder, weil er gewiß glaubte, er werde das Fleisch nicht mehr erleben."

Erlebniß. Bei der Leiche eines guten Bekannten, der plötzlich an der Cholera gestorben war, stand ein Böhme mit Rührung den Entseelten betrachtend, und schmerzlich ausrufend: „Armes Freund! welche schreckliche Tod hast Du erlebt!"

Großmüthige **Erledigung**. Ein Handelsmann, Beständer eines herrschaftlichen Gewerkes, bat um Erlaubniß, seinen daselbst gestorbenen Sohn auf einem besondern Kirchhofe, den er bezeichnete, begraben zu dürfen. Die Antwort lautete: „Dem Handelsmann zu eröffnen, daß er nicht nur seinen Sohn, sondern auch sich selbst, während der Bestandzeit zu O. begraben lassen könne."

Verdunkeln und **erleuchten**. „Wahrhaftig, Madame," sagte ein einfältiger Schwätzer in einer Gesellschaft zu einer geistreichen und schönen Frau: „Sie verdunkeln doch alles, was sich Ihnen naht." — „Es wäre mir lieber, mein Herr," antwortete diese mit einem bedeutenden Blick auf ihren unbescheidenen Nachbar: „wenn ich Alles zu erleuchten vermöchte."

Schwer zu **errathen**. „Was sprichst Du denn da unaufhörlich dem Herrn von V. in's Ohr," sagte der Banquier R. verdrießlich zu seiner Gattin. „Du wirst es in Ewigkeit nicht errathen," versetzte sie, „wir sprachen Gutes von Dir."

Das **Erröthen** ist bei vielen Frauenzimmern die Visittenkarte, bei vielen die Abschiedskarte der Unschuld. S.

Erschaffung des Menschen. Gott schuf den Menschen aus Erde, nicht aus dem Himmel, damit seine Pläne nicht den ganzen Erdball

umfassen sollen; nicht aus der Luft, damit nicht Donner und Blitz seine Brust zerreiße; nicht aus Feuer, damit er nicht glühende Kohlen sammle auf's Haupt des Nächsten; nicht aus dem Wasser, damit sein glattes Gesicht nicht bedecke die Ungeheuer und Scheusale in der Tiefe des Herzens, sondern aus Erde, damit er sei wohlthätig wie die Erde, die ihre reichen Adern ergießt im Stillen und Verborgenen; damit er sei dankbar wie die Erde, die für ein Körnchen, das man ihr schenkt, zehnfachen Dank wiedergiebt; damit er sei verzeihungsvoll wie die Erde, die selbst Demjenigen, der ihre Brust durchbohrt, belohnt mit dem Brunnen der Gnade! damit er sei treu wie die Erde, die, wenn sie ihr Geliebter, der Tag, verläßt, den Wittwenschleier über das Antlitz zieht, den Blumen die Lippen verschließt, und wenn der Tag wiederkehrt, ihn empfängt mit den frischen Thauthränen, die des Nachts sie geweint! Und als der Mensch fertig war, nahmen die Engel zu seinen Augen ein Stückchen Himmel mit seinem Licht, zu seinen Ohren ein bischen Luft mit ihrem Schall, und zu seinen Lippen einen Hauch des Feuers mit seiner Flamme, und das Herz beträufelten sie mit einem Tropfen aus der Tiefe des Meeres, und darum ist im menschlichen Herzen wundersame Ebbe und Fluth, deshalb giebt das Herz sodann den Tropfen als Thräne wieder zurück dem Himmel des Auges! S.

Erschüttern. „Haben sie das gestrige Stück gesehen?" fragte man einen Israeliten in einer Gesellschaft; „Niemand konnte den Grund errathen, warum darin geschossen wurde." — „Der Verfasser," sprach der Jude, „hot e Stück schreiben wüllen, dous erschüttert, und as douß mer nit sogen süll, es sei ka Schuß Pülver werth."

Die **erste** Liebe. Ein unverheiratheter misanthropischer Schauspieldirector ließ in einem Kundschaftsblatte folgenden Aufruf an Heirathslustige ergehen: „Gegenwärtiges öffentliches Anerbieten verpflichtet Gefertigten, jene Dame ohne Aussteuer zu heirathen, die aus triftigen Belegen ihre erste Liebe zu mir documentirt." Die Mutter einer schönen neu engagirten Schauspielerin seiner Truppe, dies lesend, begibt sich mit dem gerichtlich vidimirten Contracte ihrer Tochter zum Hagestolze. „Hier mein Herr — das gewünschte Document" — „Wie so?" entgegnete Jener höhnisch — „Nun, sie lesen ja, Julia, erste Liebhaberin" ꝛc.

Nicht zum **erstenmal**. Oliver. Das heißt die Unverschämtheit weit treiben! Wissen Sie, daß der Theater-Recensent Young selbst in seinem erbärmlichen Blatte von den Prügeln erzählt, die er jüngst bekommen hat? — Potier. Das wundert mich sehr; ich habe geglaubt, daß er nur immer Nachricht gibt, wenn etwas zum erstenmal aufgeführt wird.

Der **erste** Schafkopf. Ein Nachtwächter saß gewöhnlich auf der Treppe eines Hauses in dem viele junge Leute wohnten, die ihm bei

Nachts oft Beschäftigung und selten Biergelder gaben. „Na!“ fragte eines Nachts sein College, der ihn halb träumend dort fand, „haben Dir heut' schon viele von Deine Schafköpfe jestört?“ — „Ne!“ antwortete er: „Du bist der Erste.“

Eruirung. Dem Bürgermeister eines Städtchens wurde anonym gemeldet, es halte sich ein Frauenzimmer in der langen Straße auf, die verdächtigen Lebenswandels sich schuldig machte, sie sei schön, jung, besuche vornehme Gesellschaften, spiele hoch und habe immer ein Möpschen bei sich. Der Bürgermeister versammelte hierauf alle seine Gerichtsdiener und Knechte, um das Nähere über diese Anzeige zu erfahren und die Person beobachten zu lassen. Alle rapportirten aber schon Tags darauf, ein solches Frauenzimmer sei nicht im Städtchen. Der Bürgermeister wurde zornig, sagte, sie müsse da sein, die Anzeige wäre zu bestimmt, und wer ihm nicht in 24 Stunden genaue Kunde brächte, der bekäme seinen Abschied. Doch Einer nach dem Andern kam mit betrübtem Gesicht und behauptete, die Auffindung sei unmöglich, es befinde sich nun einmal kein solches Frauenzimmer hier. Nur Einer, den man für den dummsten gehalten hatte, rapportirte: „Ich habs! Herr Bürgermeister, aber die Sache verhält sich anders, als angezeigt worden ist. Sie wohnt nicht in der langen Gasse, sondern im Herdwinkel, und ist nicht jung und schön, sondern alt und garstig. Mit den Gesellschaften ist's auch nicht weit her, so wenig als mit dem Spiel, welches immer in Hundert Eins besteht, der Hund ist da, aber es ist kein Mops, sondern ein großer Pudel, und es ist auch kein Frauenzimmer, sondern ein Fuhrmann.“ Jetzt hatte der Bürgermeister genug und warf den Rapporteur zur Thür hinaus.

Erziehung. Bei der Kindererziehung bekümmert sich der Vater, daß der Kopf nicht verdorben wird, die Mutter, daß der Magen nicht verdorben wird, Wenige aber bekümmern sich, daß das Herz nicht verdorben werde! Man hat Sprachmeister, welche die Kinder sprechen lehren, Tanzmeister, welche sie gehen lehren, Schwimmeister, die sie schwimmen lehren, Hofmeister, die sie denken lehren, aber man hat keine Herzmeister, die sie fühlen und empfinden lehren; man hat keine Seelenmeister, und doch wird nur mancher Kopf unfähig geboren, bei dem alle Bildung nichts nützt, aber das Herz, die Seele des Kindes, kommt immer mit den besten Fähigkeiten zur Welt. S.

— Wenn man ein Kalb alle Tage ein paar Stunden lang auf den Schultern trägt, und damit alle Tage fortfährt, so kann man zuletzt den ganzen Ochsen auch tragen; daher ist es begreiflich, wie so mancher Erzieher seinen Zögling noch als Mann ertragen kann. S.

— Die Wärterin eines achtjährigen Knaben entdeckte beim Ankleiden eine Menge blaue Streifen auf seinem Rücken und schalt entsetzlich auf den Schullehrer, der sie ihm geschlagen hatte. Der Vater,

welcher von ungefähr dazu kam, wollte den üblen Eindruck wieder vertilgen, den das Geschwätz der Wärterin hätte machen können, und gab, in Gegenwart des Knaben, dem Bedienten einen Thaler, der denselben dem Schulmeister für seine Zucht bringen sollte. „Um alles in der Welt willen," liebster Vater, sagte der Knabe, „schicken Sie dem Manne dafür kein Geld, sonst prügelt er mich zum Krüppel und Sie zum armen Manne."

Kochbücher und Erziehungsschriften haben gleiches Schicksal, — es werden zwar die meisten gelesen, aber man kocht und erzieht dennoch gewöhnlich nach eigener Phantasie.

Heutige Modeerziehung. Vor einiger Zeit stand eine Schuhmacherofrau im Begriff, eine ihrer Töchter zu verheirathen. Der Bräutigam, ein Handwerker, erkundigte sich bei der Mutter, ob seine künftige Gattin etwas von der Küche verstehe. „Ich werde meine Tochter," erwiederte sie, „doch nicht so erzogen haben, um eine Köchin aus ihr zu machen?"

Esel. Ein geckenhafter Fremder fragte einen Eselreiber in Wiesbaden: „Wie viel Esel seid Ihr hier?" Der Gefragte antwortete: „Darin richten wir uns nach der Zahl der Kurgäste; je mehr Kurgäste, desto mehr Esel haben wir."

— Der Verwalter eines Gutes ließ in den Schloßhof einen hölzernen Esel setzen, auf welchem die Bauern, welche ihren Frohndienst vernachlässigten, reiten mußten, wie es anderwärts üblich war. Als der Gutsherr kam, erschien die Gemeinde mit der Bitte, den Esel abzuschaffen, indem bis auf diesen Verwalter nie ein Esel auf der Herrschaft gewesen wäre.

— Eine Mutter, die einen halb blöden Sohn hatte, mußte, einer Einladung zufolge, mit ihm in eine Gesellschaft gehen. Es wurde ihr angst und bang, wenn sie bedachte, daß ihr Sohn die größten Blößen geben würde; sie machte ihm daher, ehe sie fortgingen, folgende Vorstellungen: „Du weißt, mein lieber Sohn, daß Du dumm, daß Du ein Esel bist, ich bitte Dich also inständig, nichts, gar nichts zu reden; spricht Dich Jemand an, so gib ihm keine Antwort." — Der Sohn mußte dieß hoch und theuer versprechen. — Bei der Tafel saß er zwischen zwei Männern. Beide redeten ihn an — er blieb stumm, wie ein Fisch. — Da sprach der Eine zum Andern: „Was meinen Sie von diesem jungen Menschen? Ich glaube, daß er stumm ist." — „Ich aber," sagte der Zweite, „meine, daß er dumm und ein Esel ist!" — „Mama, Mama," rief der junge Mensch, „jetzt darf ich wohl reden — die Leute wissen schon, daß ich ein Esel bin."

Der Esel ist geblieben. „Waren sie krank, mein Bester! daß ich Sie so lange nicht gesehen habe?" fragte Herr A. den Herrn Z. Z. „Allerdings. Ich litt an dem leidigen Eselhusten; doch ist

ch nun an Hölle einen andern gut' — 3. „Ja, [illegible]
Der Husten hat sich verloren."

Manger Esel. Ein Schneider hatte einen schlechten Gehilfen zu passiren. Einst er an der Thüre stehend, so sahe er einen Treiber als Bauersmann mit [illegible] verübertommen, sagte der Schneider: „Ihr meinen Sie das ist ein gnädiger Herr, so ist nur meiner [illegible]."

Der wilde Esel. Als ein Bauer mit seinem Esel in [illegible] gerathen war, schrie er vor Angst: „Meine Ch, gnädiger Herr, mein Esel vor sich, so brauch er [illegible]."

Essig. „Mann, gib mir 'n Essen, [illegible]" „Bauer sei was [illegible] en nunne immer mit Schmutzigkeiten!" — „Ja [illegible] en ja sauer, immer so viel [illegible]."

Etiquette. Ein [illegible] Kauf, der [illegible] „Etiquette" [illegible] wohlanständigkeit [illegible] eine — Perrücke.

Eine Eulenspiegelei. [illegible] die Gebeinstätte Eulenspiegel's, [illegible] die Kanne zu füllen, und [illegible] In dieser Zeremonie [illegible] seiner nicht geringen [illegible] Frage, wie [illegible] schrieb er [illegible] schreiben gewollt, [illegible] würdig gefunden und [illegible] kauft habe.

Ein. [illegible] Herzen [illegible] [illegible] [illegible]

mir Anlaß zur Eifersucht; nie kam sie von meiner Seite; nur ein einziges Mal kam sie von meiner Seite, von meiner Rippe nämlich, sie war mein Seitenstück! Sie war eine Gattin, wie man wenige findet, denn sie hat meine Schuld mit bezahlt! Und wie viel Tugenden hatte sie nicht noch, die sie vor allen ihren Zeitgenossen erheben? Sie ging nicht in Gesellschaft, sie tanzte keinen Redowa, sie las keine französischen Romane, sie richtete ihre Nebenmenschen nicht aus, und traf es sich ja zuweilen, daß sie einen Nebenmenschen nicht liebte, so war es nur ihr Gemahl allein, dem sie es anvertraute! — Ach, meinen Verlust weiß Niemand zu schätzen, der nicht glücklicherweise in eben diese Lage kam! — Ich habe achthundert Jahre mit ihr gelebt, und es kommt mir vor, als hätt' ich bloß acht glückliche Minuten mit ihr gelebt. Erst seitdem sie gestorben ist, erkenne ich es im ganzen Umfange, was sie Alles zu meinem Glücke gethan hat! Weint also mit mir Alle, die Ihr Weiber habt! Habt ihr aber keine, dann freilich könnt Ihr meinen Schmerz nicht fühlen! Friede ihrer Asche! Wie gern streu' ich diese Asche auf mein Haupt, damit es auch Friede habe! Ich verbitte mir alle Beileidsbezeigungen, es ist mein Trost, daß ich meinen Empfindungen allein nachhängen kann. Dem feinfühlenden, schönen Geschlechte aber empfiehlt sich der gebeugte Wittwer zu fernerem Wohlwollen. Die Leiche wird morgen unter demselben Baume zur Erde bestattet, der mich das Gute und das Böse erkennen ließ, und dann, dann, dann geh' auch ich hoffentlich ein zu der langersehnten — Ruhe!" S.

Stoff für die **Ewigkeit**. Ein jüdischer Kaufmann pries seine vortreffliche Waare einem Frauenzimmer mit folgenden Worten: „Gnädige Frauleben! dous is ä Zeug fer der Ewigkeit und nachher können Se sich noch aanen Unterrock machen lassen."

Dauer der **Ewigkeit**. Ein Lehrer fragte einen seiner Schüler, um seinen Scharfsinn zu prüfen: wie lange die ganze Ewigkeit wäre? Entschlossen versetzte der Knabe: „Herr Lehrer! die ganze Ewigkeit muß absolut noch einmal so lange währen, als die halbe."

Bei einem Fähnrichs-**Examen** wurde ein junger Soldat gefragt: „Wie viele Inseln liegen im Weltmeere und wie heißen sie?" Worauf er antwortete: „Im Weltmeere liegen sehr viele Inseln und ich heiße Krause!"

Exemplarisch. Dichtermacht.

Es schickt von seinem Werk ein Exemplar
Der Dichter Klerk an Fürsten und an Grafen;
Wie mächtig ist ein Dichter doch fürwahr,
Die Welt so exemplarisch zu bestrafen. S.

Das **Extemporiren**. Eine angehende Schauspielerin blieb trotz aller Bemühungen der Soufleurs stecken, da rief des Director wüthend

aus einer Couliſſe: „Extemporiren Sie ein Paar Worte und gehen ab!“ und mit einem Knix gegen die Zuſchauer ſagte das vor Angſt halbtodte Mädchen: „Ich extemporire ein Paar Worte, und gehe ab.“

F.

Der ſechste Buchſtabe im ABC; nach Heinſius: „der Blaſelaut.“ Ein weicher, wollüſtiger Ton, daher die Lippen ſich gerne öffnen zu „Freude“ — „Fröhlichkeit“ — „Friede“ — „Feſttag“ — „Flitterwoche“ — „Freiheit“ — „Freundſchaft“ — „Fruchtbar“ u. ſ. w. Daher die weichen Blasinſtrumente „Flöte“ — „Flageolet.“

Oft kommt dieſer Blaslaut aber auch aus der Gallenblaſe und macht ſich in „uf!“ „uf!“ Luft.

„F. F.“ iſt ein Erhöhungs- und Vervollkommnungszeichen. Etwas aus dem „ff.“ verſtehen und machen heißt, es ganz perfect verſtehen und machen. „Frühling“ und „Frauen“ ſind das „ff.“ des Lebens; „Flauſen“ und „Flunkern“ ſind das „ff.“ der Abenteurer; „Fiedel“ und „Fortepiano“ ſind das „ff.“ des Dilettantismus; „Franzoſenthum“ und „Freigeiſterei“ ſind das „ff.“ des Zeitgeiſtes; „Finten“ und „Feuilletons“ ſind das „ff.“ der Zeitungen; „Fonds“ und „Finanzen“ ſind das „ff.“ der Börſenwelt; u. ſ. w.

In der Mitte mancher Wörter wird das „f“ wie „w“ ausgeſprochen, aber auch im Anfang einiger Wörter lautet es wie ein W: Weh! z. B. in den Worten „Feſtung!“ — „Ferman“ — „Fahnden“ — „Fünfnndzwanzig!“

Ein „Mädchen wie es ſein ſoll“ muß folgende neun „f“ vereinen: „friſch — fein — fällig — feurig — fröhlich — frugal — freundlich — fügſam — fromm.“

Eine „Frau wie ſie ſein ſoll“ muß folgende neun „f“ nicht haben: „Faulheit — Flatterhaftigkeit — Furienſtimme — Falſchheit — Fadheit — Fürwitzigkeit — Flennen — Fratſcheln und Fenſterlgucken.“

M. G. Saphir.

Fackel. Amor hat eine Fackel, Hymen hat eine Fackel und der Tod hat auch eine Fackel. Amor hat eine Talgfackel, die schmilzt schnell, Hymen hat eine Wachsfackel, die brennt dunkel, und der Tod hat eine Pechfackel, die läuft ab. S.

Fächer. Ein Berliner Galanteriehändler wollte das Portrait irgend einer hübschen Schauspielerin auf verschiedene Fächer seines Ladens malen lassen. Er befragte deßhalb einen Kunstfreund, welche er wählen sollte. — „Nehmen sie Fräulein von Hagn," antwortete dieser, „sie paßt in alle Fächer."

Die **Fächer** bei den Spanierinnen. Obschon Reise- und Romanschriftsteller schon so Manches über Fächer und Fächersprache bei den Spanierinnen berichtet haben, so ist dieses reiche Thema doch bei Weitem noch nicht mit Erschöpfung behandelt worden. Der Fächer ist der unzertrennliche Gefährte des kleinen, spanischen Mädchens schon vom dritten Jahre an bis zum vierzehnten, wo er in denselben Händen, wenn sie dem Flügelkleide entwachsen, aus einem niedlichen Spielzeuge zu einer furchtbaren Schutz- und Trutzwaffe wird. Es wäre nicht wohl möglich, alle Bewegungen und Regungen des Fächers vom flinken Anschlag an, welcher das beglückende Ja, bis zu dem bestehenden Zuschlag, welcher das niederschmetternde Nein bedeutet, mit Worten zu schildern, wodurch die zwischen diesen beiden Aeußersten liegenden Grade und Schattirungen von Leidenschaft, Hoffnung, Besorgniß und wie die Wellen heißen mögen, welche das Herz einer Spanierin durchziehen, ausgedrückt werden. Eins der eigenthümlichsten, ja man möchte sagen nationalsten Geräusche, welches im Prado zu Madrid, wie auf jedem stark besuchten Paseo und Ballsaal vernommen wird, ist daher das Fächergeräusch, welches von dem unablässigen raschen Oeffnen, Bewegen und Schließen unzähliger Fächer aller Größen und Farben, diesen stets geschäftigen und nie verstummenden zweiten Lippen und Augen der Spanierin, hervorgebracht wird. Man nehme der spanischen Schönen ihren Fächer und ihr weißes Taschentuch, das sie zierlich in der Hand trägt, und es ist um ihre Fassung und um die Hälfte ihres Zaubers geschehen.

Faden. Die Frau eines unangenehmen Mannes stickte dessen Portrait mit Florfäden und traf ihn sehr gut. Ein Freund des Hauses, dem man dieses Bild zeigte, rief verwundert aus: „Ha! wie viele Fäden für einen Faden!

— Die Parze Klotho spinnt den Lebensfaden, — und die Aerzte schneiden ihn ab.

Fahrenheit. Ein galanter Post-Passagier beklagte eine dem Eilwagen entsteigende Dame der ausgestandenen Hitze wegen, und fing an, sehr gelehrt von den Wärmegraden nach Fahrenheit zu sprechen. „Ja," versetzte die Frau, „Sie haben Recht, das Fahren heut war sehr beschwerlich."

Lord **Falkland** kam sehr jung in das Oberhaus des Parlaments. Mehrere junge Mitglieder machten dagegen Einwendungen, und Einer seiner Gegner sagte: „Ich find' es um deswillen bedenklich, weil der edle Lord noch nicht allen seinen wilden Hafer ausgesäet hat.“ „Das kann am besten im Oberhause geschehen,“ erwiederte Falkland: „dort gibt es viele Gänse ihn aufzulesen.“

Falsch. Mademoiselle Rosalia Levasseur trat in der Oper Psyche als Amor auf und sang fehlerhaft: „O weh!“ sprach Sophie: „dieser Amor ist so falsch wie die andern“

Faltenlose Gesichter sind ausgespannte Realbogen, auf denen nichts geschrieben steht. Menschen mit solchen Gesichtern ist nicht zu trauen; entweder sind sie dumm oder schlecht, häufig jedoch Beides; denn was ist von einem Menschen zu halten, auf dessen Stirne weder Kummer noch Sorge, weder Nachdenken noch Theilnahme an dem Schicksale Anderer auch nicht eine Furche zurückgelassen?

Fahre hin! Ein Lohnkutscher wurde krank und lag in den letzten Zügen. Sein Bruder stand an seinem Bette und rief schluchzend: „Fahre hin! Armer, Dir ist nicht mehr zu helfen.“ Da kam der Kranke zu sich, und da er die Worte: „Fahre hin“ vernommen hatte, antwortete er: „ist denn schon eingespannt?

Wohlfeile **Fahrgelegenheit.** „Ach wollten Sie wohl so gefällig sein, und diesen Rock mit bis an das Thor der nächsten Stadt nehmen?“ bat ein junger Mann, der von einem Wagen auf der Landstraße eingeholt wurde, den darin sitzenden Herrn. — „Mit vielem Vergnügen,“ antwortete der Angeredete sehr artig, „wie wollen Sie ihn aber wieder bekommen?“ — „O, sehr leicht,“ erwiederte der bescheidene Fußreisende, „wenn Sie nichts dagegen haben, bleib' ich d'rinn.“

Der **Fahrenlasser.** In einer deutschen Fabrikstadt gelangte ein Rundschreiben über eine gewisse städtische Angelegenheit auch zu einem Manne, welcher sich aus einem Weber zu einem wohlhabenden Fabrikanten aufgeschwungen hatte, ohne jedoch diesen letzten Namen zu führen. Seiner Namensunterschrift das Prädicat „Weber“ beizufügen, nahm er Anstand, denn, obwohl er viele arme Weber beschäftigte, so webte er selbst nicht mehr, sondern ließ bloß für sich weben. Demnach unterzeichnete er sich: „Johann Friedrich Bristel, Webenlasser.“ Von diesem neugeschaffenen Webenlasser erhielt ein anderer Einwohner die Zuschrift, welcher, früher ein Lohnkutscher, gegenwärtig Speditionsgeschäfte betrieb und daher belastete Wagen nach allen Gegenden Deutschlands absendete. Die Unterschrift seines Vordermannes machte ihn stutzig. Ebenso wenig, wie jener ein Weber, war er gegenwärtig noch ein Fuhrmann, denn nicht er — seine Knechte fuhren ja. Flugs setzte er sich hin und schrieb: „David August Donner, Fahrenlasser.“

Seltener **Fall.** Als ein Henker einen berüchtigten Mörder an dem Galgen in die Höhe ziehen wollte, riß der ganz neue Strick und der Mörder fiel zur Erde. „Schwere Noth," fluchte der Henker, „das ist mir in meinem Leben noch nicht passirt!" — „Mir auch nicht," rief der zur Erde Gefallene, „wahrlich ein seltener Fall!"

Fallen. In K. soll das Handlungshaus Michaelis u. Comp. kurz nach Ostern seine Zahlungen eingestellt haben. Als dieses Jemand hörte, rief er aus: „In diesem Jahre ist doch alles verkehrt! Auch der Kalender ist nicht mehr richtig; Michaelis fällt schon drei Wochen nach Ostern!

— „Waren Sie gestern im Theater?" fragte ein Recensent einen seiner Bekannten. „Hat der neue Tenorist sich hören lassen, und darf man schreiben gefallen?" „O ja," erwiederte der Gefragte, „nur müssen Sie nicht vergessen, das Wörtchen „durch" voran zu setzen."

Falliment kommt von fallo (ich fehle) her und ist daher nichts als ein Rechnungsfehler.

Der entdeckte **Falschmünzer.** Ein Mann, der die Kunst verstand, die Welt mit falscher Münze zu täuschen, schickte einst seinen Sohn, einen Knaben von ungefähr sechs Jahren, zu einem Gastwirthe, um einen Speciesthaler wechseln zu lassen. Der Gastwirth nahm den Thaler, besah und prüfte denselben durch den Klang, schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Sohn, der Thaler ist nicht richtig." — „Das kann nicht sein," entgegnete der Knabe hastig, „mein Vater hat ihn ja selbst gemacht."

Die **Falten** auf der Stirn sind Särge ohne Deckel, sagt ein genialer Humorist. Ja, in jeder solchen Falte liegen theuere Todte begraben; allein die ganz kleinen Sorgenstiche, die ganz dünnen, dünnen Linien, aus dem Bauriſſe des Grames, auf dem menschlichen Antlitz, erfüllen uns mit mehr Wehmuth, als die tiefen Furchen und Einschnitte, so wie der Anblick eines Kindersarges uns mit mehr Wehmuth erfüllt als die großen Särge der Erwachsenen. S.

Familien-Alter. Ein aufgeblasener, aber sehr verarmter Graf, rühmte einst in einer Gesellschaft seine Familie, ihre Verdienste und ihr hohes Alterthum. Ein, wegen seiner Verdienste um den Staat neu geadelter Mann, dem die Prahlereien des Grafen geflissentlich vorgesagt wurden, hörte dem Geschwätze lächelnd zu. Der Graf bemerkte dies und fragte Jenen sehr eifrig: „Mein Herr, zweifeln Sie, daß meine Familie sehr alt ist?" „Nicht im Geringsten," sagte Jener, „denn daß sie alt sein muß, sieht wohl Jedermann, weil sie alle Tage zusammenfallen will."

Familien-Verhältniß. Jemand schlug den Esel des Richters so derb, daß er wie lahm liegen blieb. Er wurde deßhalb vor den Rich-

ter geführt, protestirte aber gegen dessen Competenz, da, wie er sagte — der Geschlagene zu des Richters Familie gehöre.

Die Träume einer jugendlichen **Fantasie** sind wie Raketen, die blitzschnell emporsteigen, und ein paar Momente das Auge ergötzen, aber wenn sie hoch oben zersprühen, die leeren Stöcke auf die Zuschauer herabwerfen, an denen sie befestigt waren.

Fantasiren. „Eben komm' ich von Lully," sagte Jemand, als er in eine Gesellschaft eintrat, „ich habe einen köstlichen Genuß gehabt, er hat wohl über eine Stunde in einem fort fantasirt." — „Mein Gott!" rief eine Dame, „heute früh war er ja noch ganz vernünftig."

Physiologie der **Farben**. Eine geistreiche Dame sprach gegen Balzac ihre Verwunderung aus, daß die Gräfin von D. auf einem Balle in einem kreischend rothen Crepekleid erschienen sei. „Das finde ich ganz begreiflich," erwiederte der Dichter. „Man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wollte man sich darüber wundern, daß eine Frau, wie die Gräfin D. diese auffallende, lärmende Farbe gewählt hat. Jeder Charakter, oder, wenn Sie wollen, Geist, wählt sich eine Farbe, die ihm analog ist. Sie können mit ziemlicher Bestimmtheit bei den Frauen, welche orange-, amaranth- oder granatfarbene, gelbe, saft- oder zeisiggrüne Kleider tragen, auf ein störrisches, zänkisches Wesen rechnen. Trauen Sie denen nicht, welche Violet lieben, noch weniger denen, welche gelbe Hüte tragen, und meiden Sie die, welche sich schwarz zu kleiden pflegen; diese Farbe wird mit Recht eine kabalistische genannt; man muß sich gern den düstersten, unglückseligsten Gedanken hingeben, um sich mit schwarzem Flor und Flitter aufzuputzen. Weiß ist die Farbe der Charaktere, die keinen Charakter haben; Frauen, die sich darin zu kleiden pflegen, sind fast alle ohne Ausnahme kokett. Erinnern Sie sich, was man von der Kaiserin Josephine, von Madame Tallien, von Frau von Recamier erzählt? Sie erschienen immer im weißen Kleide. Rosenroth wird von den Frauen gewählt, welche ihre 25 Jahre und darüber zählen. Junge Mädchen von 15 Jahren wollen in der Regel diese Farbe um keinen Preis. Sie ziehen die dunklen Farben vor, ohne einen andern Grund, als weil sie den vornehmen Ton noch nicht kennen, und weil die Jugend aus Mangel an Nachdenken und Erfahrung, die Welt immer im falschen Lichte sieht. Im Allgemeinen — denn merken Sie wohl, mein System hat, wie alle, seine Ausnahmen — im Allgemeinen sind die Frauen, welche Rosenroth vor allen andern Farben lieben, munter, geistreich, liebenswürdig im höchsten Grad; sie sind lebensfroh und umgänglich und haben nichts von der eckigen Laune, die uns an denen mißfällt, welche dunkle Kleider tragen. Himmelblau ist die Farbe der bevorzugten, schönen Frauen. Himmelblau liebt man in jedem Alter, und jedem Alter steht es gut. Diejenigen, welche diese Farbe wählen, sind gewöhnlich sanft und nachdenkend; sind sie jung, so muß ihr Herz rein und schuld-

los sein, sind sie älter, so hassen sie die moralische Schwäche. Perlgrau ist die Farbe derselben Naturen, wenn sie traurig oder unglücklich sind. Man kleidet sich rosig und blau in den Tagen des Glücks, und wählt das Grau in trüben Zeiten. Diese Farbe gefällt den duldenden Seelen, wenn muntere, lachende Farben den Reiz für sie verloren haben, und wenn doch ihr Gemüth zu sanft, ihr Geist zu frisch ist, als daß sie sich von Kopf bis zu den Füssen schwarz verhüllen könnten. Grau ist eine Uebergangsfarbe, es nähert sich mehr und mehr dem tröstlichen Himmel- und Hortensienblau. Lila wird fast nur von den Frauen getragen, die einmal schön waren, und es nicht mehr sind, oder die es immer bleiben. Es ist die Pension der Frauen, die sich nach großen Triumphen zurückgezogen haben. Die Mutter muß einen solchen Hut tragen an dem Hochzeitstage der Tochter, und die 40jährige Dame, wenn sie Besuche macht." — Die Dame war durch Balzac's Unterricht sehr befriedigt, und dieser versprach, ihr nächstens auch eine Vorlesung über die menschliche Stimme zu halten.

Faschings-Folgen. Ein katzenjämmerlicher Poet schilderte den Seelenzustand nach dem Fasching auf folgende gewiß malerische Weise:

Daß es im Magen druckt,
Durch die Gedärme zuckt,
In dem Gehirne juckt,
Und in der Kehle gluckt,
Bange das Herz sich duckt,
Der Geist sich ganz verruckt,
Verstand sich nicht mehr muckt, —
Ach, Das ist das Produkt,
Hat man zu tief in das Glas geguckt!

Faß. Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unseren Philosophen? Er war wenigstens faßlich! — Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sich Diogenes in ein Weinfaß zog, ziehen sie ein Faß Wein in sich, und werden Philosophen per fas et ne-fas!

Fassung. Als ein Juwelier Bankerott machte, sagte ein Witzling: „der Mann hat so herrliche Sachen gemacht, Niemand verstand Ringe und Armbänder so geschmackvoll zu fassen, wie er, aber jetzt hat er zum ersten Male seine Gläubiger aus der Fassung gebracht."

Fassungs-Vermögen. Ein Dieb wurde im Zuchthause vom Revisor gefragt: „Weshalb er hier sei." Der sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin hier, weil mich Mutter Natur mit einem zu sehr um sich greifenden Fassungsvermögen ausgestattet hat."

Ein **Faullenzer.** Der trägste Mann in Neufundland ist John Jingles; er hält sich einen Neger, der für ihn niesen muß und täglich einen Dollar dafür erhält.

Fechten. Ein junger Mann, welcher unmittelbar von der Nadel zur Bühne übergehen wollte, meldete sich beim Direktor einer wandernden Gesellschaft. Dieser fragte, indem er sich nach seinen Fähigkeiten erkundigte, ihn unter Anderm auch, ob er fechten könne. Der junge Mann bejahte es. „Nun so lassen Sie doch sehen, wie Sie sich dazu anstellen.“ Der junge Mann öffnete ohne Weiteres eine Thür, und den Hut hinhaltend, sprach er im kläglichen Tone: „Ein armer Handwerksbursche — bittet um eine Gabe!“

Federn. Warum fährt man mit einem Theaterwagen oder Thespiskarren so schlecht? — Weil er auf schlechten Federn ruht! —

Vor Geld sieht man die **Fehler** nicht. Ein Jude zeigte seinem Sohne die reiche Erbin, mit der er ihn verheirathen wollte. — „Aber, Vater, sie hinkt ja ganz entsetzlich!“ — „Nun, was schadet das? Du sollst sie ja nicht zur Botenläuferin, sondern zur Frau haben.“ — „Aber, Vater, sie hat ja nur ein Auge!“ — „Desto besser, dann sieht sie Deine Fehler nur halb.“ — „Aber, Vater, sie hat einen gewaltigen Buckel!“ — „Nun, mein Gott, soll sie denn gar keinen Fehler haben? Sie ist ja doch kein Engel!“

Vor **Fehler** muß man das Gedächtniß bewahren. Menage wollte durchaus Moreri's historisches Wörterbuch nicht lesen: „Ich habe ein allzugutes Gedächtniß,“ sagte er, „und ich fürchte die Fehler zu behalten, von denen es wimmelt.“

Kleine **Feinde.** Glauben, ein geringer Feind könne nicht schaden, hieße glauben, ein Funke könne keine Feuersbrunst verursachen.

Fernglas Es gibt so manchen Herrn, der immer das Fernglas am Auge hält, und auf der Promenade den Leuten fast auf die Köpfe tritt. Er guckt damit im Theater nach den Logen; in der Kirche nach dem Priester; bei der Tafel nach dem Kalbsbraten — selbst in den Geldbeutel guckt er mit dem Fernglas. Kurz, er kann nichts ohne Lorgnette ausnehmen, und doch kennt er doch ohne Fernglas seine Gläubiger auf fünfhundert Schritte und weiß ihnen auszuweichen.

Fernrohr. Die Sternseher sehen, wenn ein schöner Abend ist, in den Himmel mit einem Fernrohr, um die Wunder des Himmels zu betrachten und die Bewegung der Himmelskörper; allein wenn ein schöner Abend ist, kann man ohne Fernglas seine Wunder auch auf der Erde sehen! Wenn unter den Menschen ein Genie, ein Stern, erscheint, dann ist jeder Mensch ein Fernrohr: von der einen Seite vergrößert er seine Flecken, und von der andern Seite verkleinert er seine Glanzpunkte!

Fett. Ein Laternanzünder stieß mit seinem schmierigen Lampenkasten an einen sehr hageren Mann, und als ihn dieser darüber ausschalt, sagte er: „Ei, ei, ei! dem Herrn wird wohl auch ein wenig Fett nicht schaden.“

Fetter malen. Ein sehr magerer Wiener Schneider wollte sich malen lassen. Der Maler fragte, ob in Wasserfarben oder Oel. „Ich dächte in Oel,“ entgegnete der Schneider, „damit i a Bisserl fetter ausschau.“

Mode-Fesseln. Ein Pariser Modehändler verkaufte auch Medaillons und eiserne Armbänder aus der Berliner Eisengießerei. Er kündigte diese Waaren folgendermaßen an: „Obwohl wir nicht gerne fremde Fesseln tragen, so empfehlen wir doch den Damen die Modefesseln der Berliner Eisengießerei.“

Feuer, bengalisches und Feen, zwei unentbehrliche Hilfsmittel, ein Theaterstück aus dem ff zu schreiben, das Publikum zu blenden, und es zum Applaus anzufeuern.

Vorsicht mit Feuer. Als ein Fremder bei dem Richter eines kleinen Marktfleckens um die Bewilligung einkam, den Brand von Moskau daselbst zeigen zu dürfen, wurde ihm seine Bitte mit dem Beisatze abgeschlagen: Mit Feuer muß man nicht spielen.

Wie kann kein **Feuer** auskommen? „Herr von Braun! Herr von Braun!“ rief ein Wiener Wirth in die Gaststube hinein, „es brennt fürchterlich in Ihrer Wohnung.“ „Gehen Sie nur, Sie Spaßvogel, wen wollen's denn belügen, he?“ antwortete phlegmatisch der Gerufene: „ich habe den Zimmerschlüssel bei mir.“

Das Gemälde einer **Feuersbrunst.** Ein Gemäldeliebhaber zeigte einigen Freunden seine Schätze, unter andern auch ein Gemälde, welches eine Feuersbrunst treu darstellte; der bequemeren Ansicht wegen nahm er es von der Wand, und wollte es auf seinen Schreibtisch legen. Eilig trat der Bediente hinzu und sagte: „Erlauben Sie, daß ich erst das Papier wegräume.“ — „Weshalb?“ — „Ja, man kann mit Feuer und Licht nicht vorsichtig genug umgehen.“

Feuersteine. In dem Kriege zwischen England und Frankreich in den Jahren 1770—1772 pflegte man jedesmal, so oft eine Schlacht vorgefallen war, sie mochte gewonnen oder verloren sein, in Paris Beleuchtungen und Feuerwerke anzustelleu. Der Graf von Avillon sagte deßhalb einst: „Unsere Leute sind wie die Feuersteine, jemehr man sie schlägt, desto mehr Feuer geben sie.“

Fiaker-Anekdote. Ich miethete einen Fiaker, der mich einige Meilen weit aufs Land bringen sollte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir am Fuße einer Anhöhe still hielten. Der Kutscher kam an die Wagenthüre und öffnete diese. „Was bedeutet das? Hier solltest Du nicht anhalten!“ — „Still, Ew. Gnaden, still!“ rief Paddy, „ich will nur dem Vieh was weiß machen. Wenn ich mit der Thüre klappere, so wird es denken, Sie sind ausgestiegen, und wird den Berg hinaufrennen, wie der Teufel!“

Fiaker in Wien. Ein Fiaker. Fahren wir Euer Gnaden? Ein Herr. Was verlangst Du in's Thierspital? Der Fiaker. Bleiben Euer Gnaden draußen, oder fahren Sie wieder zurück herein?

Fiaker-Trumpf. Zu einem Fiaker, dessen Pferd eben hofirte, sagte ein Schneiderjunge: „Halt Kutscher! halt! Dein Pferd hat etwas verloren!“ Phlegmatisch antwortete der Fiaker: Ich schenk Dir's, hungriger Schneider, heb's auf!“

Fichte. „Im Grunde,“ sagte einst Herr v. W..., „ist Fichte doch nur der Lichtputzer unserer Zeit gewesen.“ — „Nicht übel,“ bemerkte X..., „W... hält sich für das Licht unserer Zeit, und da er nun nicht selten von Fichte einen Putzer bekommen hat, so nennt er diesen mit Recht den Lichtputzer unserer Zeit.“

Fidelberger. Ein junger Mann hatte eine Liebschaft mit der Tochter eines sehr bornirten Vaters. Dieser durfte nichts davon erfahren, und deßhalb wurden nur französische Liebesbriefe gewechselt, unter die der Liebende nie seinen Namen, sondern nur die Worte: „ton fidel berger“ (Dein treuer Schäfer), unterzeichnete. Doch das Mißgeschick der Liebenden spielte dem Papa einen solchen Brief in die Hände. Er verstand kein Wort des Inhaltes, doch wollte er den Namen des Liebhabers herausstudiren. Endlich hatte er ihn, und ergrimmt rief er aus: „Wart, Du verdammter Fidelberger, Du sollst meiner Rache nicht entgehen!“

Verschiedenheit der **Fieber.** A. Ihre Frau, hör' ich, ist gestorben? B. Ja, leider. A. Woran ist sie denn gestorben? B. Am garstigen Fieber. A. Was ist denn das für eine Art von Fieber? B. Ja, das weiß ich nicht, da lesen Sie den Zettel des Arztes, er hat die Krankheit selbst so benannt. — B. gab dem A. den Zettel des Arztes, und dieser sah nun, daß B. statt gastrisches Fieber, garstiges Fieber gelesen hatte.

Field. Der bekannte Componist und Virtuose Field sah aus wie ein Bär; er hatte sich aus Rußland eine Art Rock von Bären-

fell mitgebracht, der aus einem Stücke war, und ihn von den Füßen bis zu dem Kopfe einhüllte. Mußte er ausgehen, so warf er über diesen Bärenpelz einen Rock, und zog Schuhe an. Man sah ihn mehrere Mal in diesem seltsamen Anzuge in Gesellschaften spielen: meist ließ er die Schuhe im Vorzimmer stehen, und manövrirte dann mit den Bärentatzen auf dem Pedal umher. Er wiederholte jeden Tag alle schwierigen Passagen in seinen Concerten fünfzig bis dreihundert Mal. Dreihundert Zahlpfennige befanden sich in einem Becher zur linken Hand, und er warf, sobald er eine Passage beendigt hatte, einen dieser Zahlpfennige aus dem Becher in einen andern, der ihm zur rechten Hand stand. War er mit diesen Uebungen beschäftigt, so ließ er sich durch nichts und Niemanden stören. Einmal brachte ihm der Schneider während diesen Uebungen einen Rock. „Was wollen Sie?" fuhr er ihn an, „mein Sohn ist nicht zugegen," — „Ich bringe Ihnen Ihren Rock." — „Ich bekümmere mich nicht um Wirthschaftsangelegenheiten; mein Sohn ist nicht da." — „Der Rock soll von Ihnen anversucht werden." — „Gehen Sie zum Teufel," war die Antwort, „und stören Sie einen Künstler nicht in seiner Arbeit."

Fievee. In den Memoiren Fievée's kommt folgender Zug der Freimüthigkeit von Seite des Letzteren gegen den glücklichen damaligen Feldherrn vor. Als ihn nämlich Napoleon einst fragte: „Wissen Sie, was der Ehrgeiz ist?" — antwortete Jener: „Es scheint mir, daß wenn ich auch das Wort nicht definiren könnte, ich dermalen wenigstens Beispiele genug vor Augen hätte." — Fievée hatte keine besondere Achtung vor den französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. So nennt er J. J. Rousseau: „Einen Mann, welcher alle kleinlichen Dinge vergrößert (qui a grandi toutes les petites choses)," und Voltaire: „Einen Mann, welcher alle große Dinge verkleinerte (pui a reppetissé toutes les grandes)."

Filou! wie viel Uhr? Im neunziger Kriege, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser von schwäbischen Kreissoldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache hinüber: „Filou! Filou!" das heißt auf gut deutsch: Spitzbube! Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose fragte: Wie viel Uhr? und gab guthmüthig zur Antwort: „Halber Vieri!"

Der **Filz.** Ein hochbejahrter Bekenner des mosaischen Gesetzes z. B. war im höchsten Grade geizig. Einst begegnete er einem seiner Glaubensgenossen, dem Banquier G., bekannt wegen seiner witzigen und sarkastischen Einfälle. Es war im Winter, und bei dem Frost auf der Straße sehr unsicher zu gehen. Der jüdische Harpax hatte daher über seine Stiefel ein Paar Filzschuhe angezogen. „Fallen Sie

nicht," rief er dem Banquier G. entgegen, als dieser mit schwankenden, unsicheren Schritten ihm entgegen kam; „machen Sie's so wie ich, und ziehen Sie hübsch Filzschuhe an." G. besah seinen Glaubensgenossen genau, und versetzte dann: „Die Sache ist recht gut. Ich werde mir auch dergleichen Schuhe anschaffen. Sie hätten es aber nicht nöthig gehabt, Sie sind ja vom Kopfe bis zu den Füßen ein Filz."

Finden. Plato sagt: „Wenn sich zwei Herzen lieben, so haben sie sich schon einst in einer andern Welt geliebt, und haben sich hier bloß wieder gefunden." Das ist ein Finden, bei dem der redliche Finder nicht immer belohnt wird: allein, wie kommt es, daß man in einer andern Welt gewiß nur ein Herz geliebt hat, und hier mehrere wieder findet. Dieses Wiederfinden erinnert an eine bekannte Anekdote. Es fand einmal Jemand einen Dukaten; als er ihn zum Wechsler brachte, sagte dieser: „Der Dukaten ist nicht vollwichtig, Sie müssen 12 kr. daran verlieren." — Einige Zeit darauf fand er wieder einen Dukaten, er ließ ihn aber liegen und sagte: „Ich heb' dich nicht auf, soll ich wieder 12 kr. verlieren?" So geht es vielen mit den vielen Herzen, die sie wieder finden, sie lassen es am Ende liegen, indem sie ausrufen: „Soll ich wieder 12 kr. verlieren?" S.

Der **Finder** der Hälfte. Es hatte Jemand ein goldenes Petschaft von seiner Uhrkette verloren, in welchem ein kleines Glockenspiel angebracht war, welches das Liedchen spielte: „Ueber die Beschwerden dieses Lebens." Er ließ diesen Verlust in der Zeitung bekannt machen, und versprach dem ehrlichen Finder für die Zurückgabe eine Belohnung von zwei Friedrichsd'or. Einige Tage darauf kam ein Unbekannter zu ihm und sagte: „Mein Herr! ich bitte um die Hälfte der ausgesetzten Belohnung für das Petschaft aus." — „Wie so?" — „Ja, die Beschwerden dieses Lebens habe ich bereits gefunden, — das Petschaft freilich noch nicht."

Der unehrliche **Finder.** Ein berüchtigter Dieb fand eine Brieftasche mit Geld und behielt sie, ward aber damit festgenommen. Als er gefragt wurde, ob er nichts von dem Aufrufe an den Finder gehört habe, antwortete er keck: „O ja ich habe ihn selbst gelesen, aber nicht beachten können, weil er an den ehrlichen Finder gerichtet war."

Ein nach der **Firma** bezahlter Eisenbahnplatz. Ein reicher Kaufmann, Namens Habakuk, der mit seinem Sohne associirt ist, kam in Liegnitz auf die Post, um sich nach Frankfurt a. O. einschreiben zu lassen. Auf der Frage des Postsekretärs nach dem Namen giebt der Kaufmann, wie er es gewohnt, seine Firma an: Habakuk und Sohn.

— Der Postsekretär: „Macht 13 Thlr. 2 Sgr.“ — Dem Kaufmann kommt dies etwas hoch vor, doch er zahlt. Während des Fahrens auf der Post frägt er einen Passagier, wie viel er gezahlt habe? — 6 Thl. 16 Sgr. ist die Antwort. — „Wie kommt's, daß ich das Doppelte zahlen mußte?“ — Der Passagier will es nicht glauben, da zeigt ihm der Kaufmann, der selbst weder schreiben noch lesen kann, den Passagierzettel. Jetzt löst sich das Räthsel. Der Postsekretär hat zwei Plätze vermerkt, für Herrn Habakuk und dessen Sohn.

Das **Firmament** ein Lehrer. Von den Himmelslichtern sollte der Mensch lernen, wie seine Lebenslichter beschaffen sein sollten; das Licht der Liebe, die Venus, warum ist sie der schönste Stern am Himmel, weil sie der Sonne nicht bloß bei ihrem Aufgehen zur Seite bleibt, sondern weil sie auch mit ihm untergeht; weil sie nicht nur Morgenstern sondern auch Abendstern ist. Von dem Regengestirn soll' er lernen, daß man im Trüben und Dunkeln erst recht nah' zusammenrücken muß; von den Mond- und Sonnenfinsternissen soll er lernen, daß es nicht wahr ist, wenn man sagt, dfe großen Lichter haben sich verdunkelt, sondern, daß es immer nur die Erde ist, die mit ihrem dunklen Körper dazwischen getreten ist, und selbst von dem Regenbogen, von dieser leuchtenden Amnestie nach gerechtem Zorn und Unwetter, von diesem Liebesschwur des Himmels an die Erde, soll der Mensch lernen, daß jede Versöhnung, wie der Regenbogen, am schönsten hervorgeht aus dunklem Hintergrunde; aus gebrochenen Strahlen und aus fallenden Thränen, daß jeder Liebesschwur, wie der Regenbogen, aus nichts bestehen sollte, als aus gebrochenen Strahlen und fallenden Thränentropfen aus dunklen Herzenswolken. S.

Fische. Ein armer Jude war bei einem reichen Juden zum Essen geladen worden. Man trug Fische auf, und der Reiche legte dem Armen davon die kleinsten vor. Dieser stocherte mit der Gabel unter seinen Fischen herum, ohne davon zu essen, und brummte unverständliche Laute dabei in den Bart. Der Reiche sah ihm eine Zeit lang zu, und fragte ihn endlich: „Warum ißt Er denn nicht? Was treibt Er denn mit de Fisch?“ — „Verseihen Se,“ antwortete der Gefragte, „ich sprach was mit de Fisch.“ — „Nu, wos denn?“ fragte der Reiche. — „Ich hobe gehobt enen Bruder,“ entgegnete der Arme, „der is ertrunken und mer hoben ihn nicht können im Wasser wieder finden; nu frag ich de Fisch, ob se mir nich können sagen von meinem Bruder?“ — „Nu wos antworten sie denn?“ versetzte der Reiche. — „Se antworten mir,“ erwiederte der Arme, „se wären noch zu klaine, und wüßte nischt von der Geschichte, ich möchte de graußen fragen.“ — Beschämt legte ihm der Reiche große Fische vor, die er dann mit Appetit speiste.

Die ersoffenen **Fische.** Ein Fischer heirathete ein sehr einfältiges Mädchen. Kurz nach der Hochzeit saß er vor einem Fischkasten und warf die abgestandenen Fische hinaus. Seine Frau kam hinzu und fragte ihn: „Was machst Du da?" — „Ich suche die todten Fische 'raus." — „Wie hast Du nur das gemacht, so viele schöne Fische ersaufen zu lassen?

Der **Fittich.** Ein Mädchen fand öfters in Gedichten statt Flügel das Wort Fittich. Da sie nun einst aufgefordert wurde, auf der Guitarre zu spielen, antwortete sie ganz naiv: „Ach ich kann leider die Guitarre nicht zupfen, ich kann nur ein wenig meinen Fittich schlagen."

Flamme. Inwiefern sind der Neid, die Liebe und die Flamme sich ähnlich? Alle drei wachsen und verzehren zugleich! S.

Flegel. Grobianus derbissimus. Cuv. Mit breiten Schultern und starken Fäusten begabt; kommt überall durch die göttliche Grobheit fort, der im civilisirten Europa nichts zu widerstehen vermag, und braucht daher nicht erst Knigge's Umgang mit Menschen zu lesen, um bei diesen seine Zwecke zu erreichen. Kalisch.

Die **Flegeljahre** unserer jungen Herren scheinen jetzt bedeutend prolongirt worden zu sein.

Fleischhauer-Witz. Ein Volksblatt hatte sich derb über die Fleischhauer ausgelassen und bemerkte, sie könnten das Rindfleisch viel wohlfeiler geben. Ein Fleischhauer, der dieses las, wurde darüber grimmig böse und sagte: „Da schreiben sie halt was zusammen, was ihnen einfällt, die Esel wissen aber nicht, was die Ochsen kosten."

Flor. „Ach, wie hübsch ist es hier!" rief ein Witzling auf einer Promenade, bei dem Anblicke einer Menge hin- und herwogender, verschleierter Damen. „Alles so frisch und blühend, selbst die alten Damen erscheinin im Flor."

Fluchen. Ein General hatte einst seinen Soldaten das Fluchen auf's schärfste verboten, welches in der That etwas zu sehr um sich gegriffen hatte. Einige Tage nachher hörte er Einen vom Regimente bei einem Zanke heftig fluchen. Ganz entrüstet hob er sein spanisches Rohr, und fuhr auf den Uebertreter mit folgenden Worten los: „Kreuz Himmel Sakerlot! verdammte Bestie! habe ich nicht das Fluchen verboten?"

Flügeladjutant. Zwei Handwerksburschen bewunderten die Basreliefs an dem Piedestal der Statue des Fürsten Blücher neben dem Opernhause. Als sie aber das Bild betrachteten, wo die Siegesgöttin dem Helden einen Lorbeerzweig reicht, äußerte der Eine, auf die Victoria hindeutend: „Bei welches Chor mag denn der Engel wohl stehen? der hat ja gar Flügel am Leibe.“ — „Schafskopf! Merkst Du denn nicht,“ erwiederte der Andere, „des is ja Blüchern sein Flüjel-Adjutante.“

Folgen und nachfolgen. Ein Familienvater hatte einst einen Gast zu Tische. Als die Frau vom Hause dem Fremden ein Gericht bot, ehnte es selber mit den Worten ab: „Ich will Ihnen folgen, meine Gnädige, es wird mir dann noch einmal so gut schmecken.“ — „Seht Kinder, wie gut es Einem schmeckt, wenn man der Mutter folgt,“ versetzte schnell, die Galanterie in eine Lehre umwandelnd der Vater.

Folianten und Elephanten. Ein Tischler verfertigte ein Büchergestell. Beim Aufschlagen äußerte er, er habe es so eingerichtet, daß ganz unten die Elephanten Platz hätten. Er meinte die Folianten.

La Fontaine. Bei der ersten Vorstellung der Oper Asträa stand La Fontaine hinter einigen Damen, die ihn nicht kannten. Er sagte immer: „Das ist abscheulich — abscheulich — äußerst abscheulich!“ — „Aber, mein Herr,“ sagten sie, „das Stück ist doch so schlecht nicht; der Verfasser ist ein witziger Kopf; es ist Herr La Fontaine.“ „Ach meine Damen,“ versetzte er, „das Stück taugt nichts; La Fontaine, von dem Sie reden, ist ein Tropf und er ist es, der mit Ihnen redet.“

Fontanelle war in der Oper zu Paris und gerade hundert Jahr alt. Ein Engländer trat zu ihm in die Loge und sagte: „Ich bin einzig von London nach Paris gekommen, um den Verfasser so herrlicher Gedichte kennen zu lernen!“ „Ich habe Ihnen auch Zeit dazu gelassen!“ versetzte der hundertjährige Greis.

Fontanelle, der bis über hundert Jahre hinan lebte, behielt noch immer bis an sein Ende die Lebhaftigkeit seines Witzes. Eine Dame, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, wendete sich einmal in einer großen Gesellschaft zu ihm und sagte: „Mein Herr, Sie und ich sind schon lange hier, daß ich glaube, der Tod hat unser vergessen.“ — „Madame,“ antwortete Fontanelle, „sprechen Sie doch so leise, als sie nur können, er möchte sich sonst unsrer erinnern; das Sprichwort sagt: Einen schlafenden Löwen muß man nicht wecken.“

Fontanelle. Einem schönen Frauenzimmer, die ihren Busen mit einem Rosenstrauße geziert hatte, begegneten auf der Wandelbahn einige junge Herren, denen ein paar Champagner-Bouteillen den Kopf erhitzt hatten. Der Dreisteste von ihnen naht sich der Schönen, und will mit Gewalt ihr den Blumenstrauß rauben. In diesem Augenblicke kommt der weise, achtungswürdige Fontanelle vorbei, und erklärt sich als Beschützer des Mädchens. „Aber guter Greis," sagte der junge Mensch, „Sehen Sie nur die Schönheit der Rosen; sie duften so lieblich." — „Es ist wahr, allein mein Freund, die Achtung hat die Dornen daran befestigt," erwiederte der Philosoph.

Eine Dame beschwerte sich über **Fontanelle**, daß er bei ihr vorübergegangen wäre, ohne sie anzusehen. „Madame," antwortete er, „hätte ich Sie angesehen, wäre ich nicht vorbeigegangen."

Fontanelle. Bei der Tafel eines Ministers in Paris sagte Jemand zum Bedienten: „Gebet mir zu trinken!" Hierüber machte ein witziger Kopf aus der Provinz die Anmerkung, es wäre nicht anständig und richtig zu sagen: „Gebet," sondern man müßte sagen: „Reichet mir zu trinken." Sie stritten deßwegen und ließen es endlich auf Fontanelle's Ausspruch beruhen. Sie forderten sein Urtheil, er lachte aber über ihre einfältige Frage und sagte ihnen, daß sie künftig sagen sollten: „Führet uns trinken," so hätten Beide Recht.

— Reguier, Sekretär der französischen Akademie, sammelte Beiträge zu einer gemeinsamen Ausgabe ein, einen Louisd'or von jedem Mitgliede. Er hatte nicht bemerkt, daß der karge Präsident Rose bereits seinen Beitrag ertheilt hatte, und nahete sich ihm nochmals mit dem Hute. Der Angesprochene versicherte, seinen Beitrag bereits gegeben zu haben. „Ich habe es nicht gesehen," antwortete der Sammler, „aber ich glaube es." — „Ich habe es gesehen," fiel der nahe sitzende Fontanelle ein, „aber ich glaube es nicht."

Foote. Der Schauspieler Foote war zu seiner Zeit der beste Komiker der englischen Bühne. Auf sonderbare Weise kommt es ihm aber einmal ein, auch in einer hochtragischen Rolle glänzen zu wollen, und er erwählt dazu die Rolle des Brutus in einem bekannten englischen Meisterwerke. Man widerräth es ihm ernstlich, und weiset ihn auf das: „Schuster bleib bei deinem Leisten!" Man stellt ihm vor, daß er sich unfehlbar dem Lachen aussetzen werde — umsonst! er will den Brutus geben und zeigen, daß er auch hochernste Charaktere darzustellen vermöge. Die Direction gibt endlich nach; das Stück wird angekündigt, und die neugierige Welt, die den Spaßvogel Foote als Brutus sehen will, strömt in's Schauspielhaus, und sitzt und wartet

mit Sehnsucht. Aber Jeder hat die Erinnerung an das, was Foote sonst war, mitgebracht, und diese Erinnerung schleicht unvermerkt mit leisem Zucken und Kitzel um das Zwerchfell. Kein Anwesender ist tragisch gestimmt. — Da rauscht der Vorhang auf, und die ersten Scenen des Meisterwerks, in welchen Brutus nicht erscheint, fesseln Auge und Herz der zahllosen Menge mit tiefem Ernste. — Der Vorhang sinkt, und Alles ist gespannt auf das Erscheinen des Brutus selbst, der nun nachdenkend, den Kopf in die Hand gestützt, an einem Tische sitzend, aus der tiefen Betrachtung erwachend, dem hereintretenden Sohne zurufen muß: „Was willst Du, mein Sohn?“ — Da rauscht der Vorhang wieder empor, und Brutus sitzt wirklich am Tische, in tiefes, ernstes Nachdenken versunken. Aber unglücklicher Weise hat sich sein großer schwarzer Pudel auf's Theater geschlichen, und schnuppert hinten um den Herrn. Dieser, im Enthusiasmus seiner Rolle, und im Wahne, es sei der eintretende Sohn, hebt ernst das Haupt, und frägt mit wehmüthig feierlicher Stimme: „Was willst Du, mein Sohn?“ — und augenblicklich bricht, wie Donnergerassel, die Lache des gefüllten Hauses aus, und — das Trauerspiel ist zu Ende.

Lord B. nahm es sich heraus, einst zu **Foote** verächtlich zu sagen: „Herr Komödiant.“ — „Das bin ich,“ versetzte Foote mit einem auf ihn haftenden Blick, „und studire jetzt eben den Kaliban.“

Foote. Eine Dame wußte ungemein viel von der Zärtlichkeit der Ostindierinnen zu sprechen, die sich mit ihren todten Männern verbrennen lassen. „O,“ sagte Foote, „unserere englische Damen sind noch zärtlicher; sie brennen bereits vor der Ehe für den ersten, und nachher noch wohl für ein Dutzend anderer Männer.“

Foote begegnete dem Lord G., der lange kränkelte. „Wie geht's heute?“ fragte Foote. „Schlimm, schlimm! ich habe mich ganz verändert.“ — „Desto besser, Mylord. Lassen Sie es dabei, Sie können dabei nur gewinnen.“

Die Selbst-**Foppere**i. Zwei Gichtkranke befanden sich im Bade und ließen sich von den Badedienern die Füße frottiren. Der Eine schrie dabei ganz erbärmlich, der Andere, ein Böhme, sah phlegmatisch zu und lächelte. — Als die Badediener sich entfernten, sagte der Oesterreicher zum Böhmen: „Herr! ich muß Sie bewundern, Sie können mit Ruhe viel Schmerz ertragen.“ — „Ja,“ antwortete der Böhme, „hat me gar nit weh gethan, hab' ich Krankenwärter fuppt, hab' ich gesunde Fuß meinige zum Frottiren gegeben.“

Fortgang. Saphir sagt über das Weggehen mancher Zuhörer

noch vor dem Ende einer Vorlesung, Vorstellung, Oper u. s. w.: „Im Grunde ist das Fortgehen vor dem Ende auch ein Compliment für die Sache, es sagt erstens, daß die Leute der Fortgang sehr interessirt, und daß sie sehr begierig auf den Ausgang sind!“

Lady Elisabeth **Foster** war eine der berühmtesten Schönheiten Großbrittaniens zu ihrer Zeit. Als sie sich einige Zeit in Lausanne aufhielt, huldigten ihr auch sogar die beiden dort sich aufhaltenden berühmten Gelehrten, der Geschichtsschreiber Gibbon und der Arzt Tissot. Dieser Umstand gab sogar zu einigen Scenen der Eifersucht Anlaß. Einst sagte Tissot zu Gibbon: „Mein Herr Historiograph, wenn Sie Lady Foster durch ihre faden Süßigkeiten krank machen, so will ich sie wieder gesund machen.“ Gibbon antwortete sogleich: „Und wenn Lady Foster durch Ihre Recepte gestorben ist, mein Herr Doctor, so will ich sie unsterblich machen.“

Fouché. Bei der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba nach Paris wurde ihm ein Vivat über das andere gebracht; er bemerkte aber, daß dabei nicht mit Schnupftüchern geweht wurde, wie bei dem Einzuge Ludwig XVIII. Darauf versetzte Fouché: „Sire, die Leute, welche Vive l'empereur rufen, haben keine Schnupftücher.

Fox. Der berühmte Fox strich in jedem Buche, das er las, Alles aus, was ihm unnöthig schien. Ein Engländer besitzt Gibbon's Werke mit den Bleistiftstrichen von Fox.

C. Fox machte als Knabe allerlei Eulenspiegelstreiche. So begegnete er eines Sonntags einer blinden Frau, die Pasteten ausrief; er nahm sie beim Arm nnd sagte zu ihr: „Komm mit mir, Alte, ich gehe nach Moorfields, da kannst Du Deine Waare am Besten los werden.“ Er führte Sie nun in eine Spitalkirche, ließ sie mitten darin stehen, und sagte: „Jetzt bist Du in Moorsfield,“ worauf sie, nichts Arges vermuthend, mit lauter Stimme rief: „Warme Pasteten! warme Pasteten!“ Die ganze Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, bis der Küster kam und ihr sagte: sie wäre nicht auf der Straße, sondern in der Kirche. „Du lügst, Hallunke!“ rief das Weib, und konnte sich auch nicht eher beruhigen, als bis sie die Orgel hörte.

Fragen, deren Beantwortung erbeten wird. Woher kommt es, daß die unangenehmen Besuche uns immer noch auf der Stiege treffen, wenn wir ausgehen wollen? — Woher kommt es, daß man gerade dann laut niesen muß, wenn man Jemand unbemerkt belauschen will? — Woher kommt es, daß die Komiker von Profession langweilige Gesellschafter sind? — Woher kommt es, daß die kurzsichtigen Frauen

denjenigen, den sie meinen, schon von der dritten Gasse sehen? — Woher kommt es, daß zu Hinrichtungen das zarte Geschlecht sich am meisten zudrängt? Ist den Hin- und ausrichten Eins? S.

Ursache des **Fragens**. Ein kleiner Knabe bat seinen Vater, ihm einen andern Lehrer anzunehmen. „Was hast Du denn gegen diesen Lehrer einzuwenden?“ fragte der Vater. — „Daß er nichts kann,“ erwiederte der Knabe. — „Wie kannst Du denn so etwas behaupten?“ fragte der Vater. — „Ja sieh, lieber Vater,“ versetzte der Knabe, „der Lehrer fragt erst mich um Alles, und leider weiß ich es gewöhnlich selbst nicht.“

Bedachte Frage. Mehrere Frauen besuchten eine sehr kranke junge Frau, deren Mutter an ihrem Bette verzweifeln wollte. „O Madame,“ sagte eine Besucherin, „fürchten Sie nichts! ich selbst hatte diese Krankheit in noch stärkerem Grade, als ihre Tochter.“ „So,“ versetzte die Mutter, „und sagen Sie mir, kamen sie denn davon?

Zweideutige Frage. Herr von B. rühmte einst in einer Gesellschaft, daß in seiner Familie nicht ein Einziger sei, von dem man etwas Nachtheiliges sagen könne. — „Ihre Familie ist wohl nicht alt?“ fragte Jemand lakonisch.

Der **Frack**, dieses häßliche, ungesunde, den Erkältungen aussetzende Kleidungsstück, das sich zum höchsten Range erhoben, indem es bei allen Feierlichkeiten unentbehrlich ist, wurde von Ludwig XIV. durch einfaches Zurückschlagen der Rockschöße eingeführt. Der Frack ist ein Symbol der gegenwärtigen Cultur; er ist die allgemeine Uniform des Culturmenschen, welcher bedeutsame gesellschaftliche Acte vorzunehmen hat; er ist überall, wo des Lebens Lust am ernstlichsten gewonnen wird; er bekleidet den Supplikanten, Communikanten, Gevattermann und Leichengänger, so gut wie den Ballgänger, den warmen Verehrer der Primadonna im Opernhaus und den ästhetischen Theetrinker. Er ist die sichtbare Gestalt eines Mysteriums, und kann von der Mode wohl äußerlich benagt, aber nicht in seinem Kerne angegriffen werden.

Frank. Um des berühmten, 1820 zu Wien verstorbenen Arztes Frank Sterbebette saßen acht seiner Collegen, berathend; — der Sterbende lachte laut und sagte: „Mir fällt der französische Grenadier auf dem Schlachtfelde von Wagram ein, der, von 8 Kugeln durchbohrt, dalag: „Sapperment,“ rief er, „8 Kugeln braucht man also, um einem französischen Grenadier das Leben zu nehmen.“

Der berühmte Arzt Johann Peter **Frank** erzählt in seinem System

der medicinischen Polizei folgende Anekdote aus der ersten Zeit seiner ärztlichen Praxis. Ich werde nie vergessen, was mir ein großer Säufer von einigen neunzig Jahren, den ich schon in meiner Kindheit als lungensüchtig gekannt hatte, bei dem ersten Besuche, den ich, als ein junger Arzt, dem Kinde seines Weinschenkers des Vormittags machen mußte, geantwortet, als ich ihm die schon im Weintaumel gemachte Frage: „Wie er sich von seinem leidigen Husten befreien solle?“ damit auflöste, er solle sich wenigstens des Morgens vor dem Weine hüten. — „Weiß Er was,“ rief der Greis mit halbgebrochener Stimme und halbgeschlossenen Augen, „weiß er was, junger Geck? wenn er neunzig Jahre wird Wasser getrunken haben, dann verbiete er den Wein einem Manne, der ihn bisher hat trinken können.“ — Eine gute Lehre, dachte ich, indem ich nach Hause ging, für einen unbescheidenen jungen Aesculap, der einen mehr als neunzigjährigen Greis lehren wollte, wie er erst jetzt seine Diät einrichten solle. — Ich war aber für meinen Leichtsinn noch nicht genug bezahlt; mein eben auch achtzigjähriger Vater, dem ich die Geschichte hastig erzählt hatte, lächelte mich an und sagte mir: „Wohlan, Peter! — unternimm Du ferner keine Krankheit mehr zu heilen, die älter ist als Du!“

Frankfurter Deutsch. Ein Mädchen rief aus dem Fenster des obersten Stockwerks eines Hauses einem untenstehenden Knaben in echtem Frankfurter Hochdeutsch zu: „Heute esse mir hunde“ (heute speisen wir unten). Ein vorübergehender Preuße, die Worte nach ihrem Klange auffassend, rief verwundert hinauf: „Ne! da mag ich ihr Jast nicht sind!“

Benjamin **Franklin** versicherte hochbejahrt: „Würde es mir angeboten, gerne möchte ich den ganzen langen Weg meines Lebens, von einem Ende bis zum andern, noch einmal gehen. Ich würde mir bloß die Freiheit erbitten, die ein Schriftsteller bei der zweiten Ausgabe seines Werkes genießt, Fehler der ersten zu verbessern.“

Benjamin **Franklin** versuchte in einem Alter von 20 Jahren nur von Wasser und Brod zu leben. Sechs Wochen trank er wirklich nichts als Wasser uud aß weiter nichts als ein Pfund Brod. Seine Mutter, befragt, warum ihr Benjamin ein so nüchternes Leben führte, antwortete: „Das hat er von einem gewissen Narren, einem Plutarch, gelernt; aber laßt ihn nur gehen, er wird's bald überdrüssig werden!“ Und das geschah auch.

Ein Zug as dem Leben Benjamin **Franklin's**. Folgender Brief dieses biedern Menschenfreundes an einen Fremden, der sich in großer Geldnoth befand, wurde in englischen Zeitschriften mitgetheilt, und

verdient wegen seiner Originalität allgemein bekannt zu werden. 22. April 1784. Sie erhalten in Beischluß eine Note von 26 Louisd'or. Ich erlaube mir nicht, Ihnen diese Summe zu schenken, ich leihe sie Ihnen nur. Nach Ihrer Rückkehr in Ihr Vaterland wird es Ihnen gewiß nicht fehlen, so gute Geschäfte zu machen, um alle Ihre Schulden bezahlen zu können. Ist meine Voraussetzung richtig, und Sie finden dann irgend einen ehrlichen Mann, der in gleicher Verlegenheit, wie jetzt die Ihre, ist, so können Sie mich bezahlen, indem Sie ihm diese Summe vorschießen, mit der bestimmten Weisung, durch das nämliche Verfahren seine Schuld zu lösen, so bald er es vermag und Gelegenheit dazu findet. Ich hoffe, daß das Geld auf solche Weise durch viele Hände gehen wird, ehe es an einen Spitzbuben kommt, der den Umlauf des kleinen Capitals hemmen wird. Dies ist meine Erfindung, mit wenig Kosten Gutes zu thun. Ich bin nicht reich genug, um für gute Werke große Ausgaben machen zu können, daher muß ich mich eines Kunstgriffs bedienen, um möglichst Viel mit möglich Wenigem auszurichten." — Wer möchte ermessen können, welche Zahl geringer sei, die der Darleher oder der Empfänger nach dem Sinne der Erstern und dem ungewissen Grad von Ehrlichkeit der Letztern?"

Französinnen. In Frankreich hatte eine Dame in der Abgeordnetenkammer die Petition eingereicht, der König möchte sich künftig König der Franzosen und der Französinnen nennen. Ein Blatt bemerkte hierzu, daß es eine allbekannte Sache sei, daß die Französinnen über die Franzosen herrschten.

Dialogues français. (Im Theater.) Monsieur. U lohschch wu, Maddmoasell?

Madmoiselle. Scheh looschh dang la plü derriehr Bleich, troasiehm batong.

Monsieur. Dewang behor?

Madmoiselle. Nong, Mossieh, derriehr behor.

Monsieur. Wu seht ühn Choriſt?

Madmoiselle. Wui. Eh wu seht öng Cadett dang lengfangtrie?

Monsieur. Nong, scheh ßwieh öng dessu offizieh dang larrtellrih.

Madmoiselle. Wuh parrleh treh bjeng leh frangzeh.

Monsieur. Jeh treh natürell. Scheh etteh long tang dang Berrlengg eh dang Berrlengg ong parrl tuschur frangzeh, eh schawweh ossi öng Congpannjong ki ethe dang la frahnks troa sahn eh awek löttl scheh parrleh tulle schur. Scheh don lessong ammeh cammerahd eh ßi wu wulle, scheh wäh wäh donneh ossi lessong awwuh.

Madmoiselle. Wuh?

Monsieur. Wui.

Madmoiselle. Bong!
Monsieur. Treh bong. Sche wäh wennir behmeng awwu.
Madmoiselle. Bong!
Monsieur. Treh bong! (Narrhalla.)

Französisch. Eine Dame wollte in französischer Sprache von ihrer Kindheit in einer Gesellschaft etwas mittheilen. Da sprach sie: „J'avois l'humeur fort gai, quand j'étois dans l'infanterie.“

— Ein Spießbürger wollte es dem Adel nachahmen und seinem Knaben von Kindesbeinen an das Französische beibringen lassen, obschon er und seine Frau kein Wort französisch verstanden. Man nahm eine wohlbeleibte Bonne an. Nachdem das Früchtchen so weit gediehen war, daß es scharmant parlirte, ward große Gesellschaft geladen, welche das Wunderkind bewundern sollte. Der Junge sprach wie gedruckt. „Nun, was sagen Sie?“ fragte der geschmeichelte Papa den anwesenden Gerichtsverwalter, „ist mein Sohn nicht ein tüchtiger Franzose?“ — „Allerdings,“ erwiederte der des Französischen mächtige Jurist, „es findet nur der unbedeutende Unterschied statt, daß ihr Sohn anstatt fränkisch sehr geläufig wendisch spricht. Die Bonne war eine Wendin und hatte den Jungen anstatt französisch, das sie nicht verstand, wendisch gelehrt.

Nur **Französisch!** Eine Dame von noblem Aeußern in einem Badeorte sagte bei der Gasthaustafel, indem sich ein junger Mann näherte, und soeben auch sich zur Tafel setzen wollte, zu ihrer Tochter: „Fais place.“ Als diese die Worte vermuthlich überhört hatte, wiederholte die Mutter nochmals: „Fais place“. Vergebens, die Tochter hörte nicht. Endlich rief die Mutter erzürnt: „Jetzt sag, ich Dir's zum Drittenmal, ruck ummi!“

Eine **Frau** und ein Gewitter sind am bedenklichsten, wenn sie sich zusammenziehen, und am fürchterlichsten, wenn sie im Auszug sind. Allein wenn sie anfangen, sich zu entladen, da kühlen sie sich auch ab, und es geht mit einem kleinen Schauer vorüber. S.

Frauen-Gedächtniß. Das Gedächtniß der Frauen ist kurios: An den ersten Liebhaber denken sie nach dreißig Jahren noch, den letzten vergessen sie in drei Tagen. S.

Frauen-Liebe. Die Liebe ist der Frauen Brodstudium, und wirklich man kann sagen, daß sie sich darauf meistens mit Leidenschaft verlegen.

Die **Frauen** sind alle musterhaft, wenigstens was die Haubenmuster betrifft. S.

Die **Frauen** sind wie die Kanarienvögel, einzeln ist ihr Gesang wohltönend und angenehm, sperrt man aber mehrere zusammen, so schnattern und zwitschern sie in's Unausstehliche, und je mehr man sich bemüht, sie zum Schweigen zu bringen, desto mehr lärmen sie, da ist keine Rettung, außer man verstopft sich die Ohren oder man läuft gar davon. S.

Die **Frauenzimmer** wissen einen gescheidten Menschen nicht eher zu schätzen, bis sie einen — dummen Kerl geheirathet haben. S.

Frauen. Jede Frau ist ein Buch: noch so schön und noch so gut, hinterd'rein doch immer ein — kleines Fehlerverzeichniß. S.

— Das Erste, was die Frauenzimmer wissen, ist: wie schön sie sind — das Erste, was sie lernen: wie stark sie sind — das Erste, was sie erfahren: wie schwach sie sind — das Erste, was sie vergessen: wie alt sie sind — das Erste, woran sie sich wieder erinnern: daß sie das vergessen haben! S.

Was ist eine **Frau.** Unter den spanischen Sprüchwörtern findet man folgendes sonderbare: „Ein Weib ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele, das Fegefeuer der Glieder und die Vorhölle der Gedanken."

Frauen-Alter. Eine voreinst schöne Dame, die mit unverdrossenem Muthe noch immer die Rechte ihrer entschwundenen Blüthe beanspruchte, war mit ihrem Sohne zum Besuch bei einem alten Baron, einem Freunde ihrer Mutter. Die Dame war übrigens im Besitz einer wahrhaft todesverachtenden Coquetterie, das einzige, was gereiften Frauen übrig bleibt, die lange Zeit jung, schön und vielverehrt gewesen sind. „Wie alt sind Sie eigentlich?" fragte sie plötzlich den Greis, den eine Jugenderinnerung zu dieser ungalanten Frage hinriß. „Achtundzwanzig Jahr," erwiederte die Dame, ohne sich zu besinnen. „So!" entgegnete der Baron erstaunt. „Aber wie alt sind sie denn, junger Herr?" frug er den Sohn. — „Ich?" gab der Jüngling mit verrätherischem Lächeln zur Antwort, „ich bin ein Jahr älter, als meine Mutter."

Wie sind die **Frauen?** Die meisten der jetzigen Frauenzimmer scheinen die anatomische Structur ihres Herzens gut zu kennen, sie wissen, daß dasselbe aus zwei Kammern, und noch zwei Alkoven

(den sogenannten Herzohren) besteht, und da denken sie, diese Wohnung ist zu groß für einen einzelnen Herrn, und nehmen noch einige Zimmerherren auf.

Frauen-Alter. In einem Processe erschien eine Dame vor Gericht als Zeuge, und mußte, wie immer, vor allem Alter und Namen angeben. Sie gab ihr Alter auf 28 Jahre an und erzählte dann, was sie wußte. Nach ihr trat ein anderer Zeuge auf, ein Mann, der aber so handgreiflich log, daß ihn das Gericht mehrmal mit strenger Strafe bedrohte. Der Mann ließ sich indeß nicht irre machen, sondern fuhr fort zu lügen, bis endlich der Richter einen Gerichtsdiener holen ließ und ihm bedeutete, den Zeugen in's Gefängniß zu führen, wenn er noch einmal von der Wahrheit abwiche. Die Dame hatte die ganze Zeit bebend und leichenblaß da gestanden; sie trat endlich auf den Präsidenten zu und flüsterte: „Herr Präsident, ich habe etwas mitzutheilen. Der Vorgang hat mein Gewissen gerührt, und ich muß gestehen, daß auch ich von der Wahrheit abgewichen bin und das Gericht getäuscht habe." — „Nun?" — „Herr Präsident, ich gab an, daß ich 28 Jahre alt sei, ich zähle aber bereits 33," antwortete die Dame mit gesenktem Blicke und schaamroth.

Alter der **Frauen.** Eine Dame betheuerte einem alten Bekannten, ihr Alter reiche nicht über 24 Jahre hinaus. „Daran zweifle ich keinen Augenblick," war die Antwort, „denn das haben Sie mir ja schon seit zehn Jahren versichert."

Frauen, wie sie sein sollen. Der Pfarrer Spörer zu Rechenberg im Fränkischen ließ 1820 eine Predigt drucken, in welcher nachstehende Stelle noch eine nachträgliche Erwähnung verdient: „Das Frauenzimmer lieb' ich von Natur, wenn es schön, galant, komplaisant, honnet, sauber aufgeputzt wie ein schönes Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektiren seien, die recht haushalten können, dem Manne Alles an den Augen absehen, was er will, ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt, und einen so liebenswürdigen Engel antrifft, die ihm mit den schneeweißen Händchen empfähet, küsset, herzet, ein Bratlein und ein Salätlein auf den Tisch trägt, und sich zu ihm hinsetzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben? und was dergleichen honig- und zuckersüße Sachen mehr sind. — Wenn man aber einen boschi boschi, roschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeidelbär, eine Haderkatz, ein Marterfell im Hause hat, die immer brummt, mumm, mumm, mumm, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schlot mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf den Herd herunterplumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Suppen aus dem

Höllentopfe anrichtet, und was des Teufelszeugs mehr ist, die lieb' ich nicht, der Teufel mag sie lieben."

Was thun die **Frauen** am liebsten? In einer Männergesellschaft ward die Frage aufgeworfen: Was thun die Weiber am liebsten in der Welt? Heirathen, sagte der Eine; tanzen, lieben, sich putzen, Andere. Endlich gab auch ein alter Herr, der vier Frauen gehabt hatte, seine Meinung ab. „Ja, ja, meine Herren," sprach er, „das Alles thun die Weiber gern, allein das Liebste für sie ist — das Kommandiren." — Wirklich fand sein Ausspruch allgemeinen Beifall.

Frauen-Charakter. Die deutschen und französischen Frauen. Die deutschen Frauen haben nicht die Lebhaftigkeit des Geistes und Beweglichkeit der Einbildungskraft, welche die Französinnen so verführerisch macht, aber sie besitzen eine Offenheit und Einfachheit des Herzens, eine Hingebung und Reinheit der Gefühle, welche in der ihnen natürlichen Toleranz, in einem höchst liebenswürdigen Wohlwollen gegen Freunde ihren Grund hat. Sie bleiben sich mehr gleich, und ist ihr öffentlicher Umgang weniger glänzend und bezaubernd, so sind sie im traulichen Kreise um so anziehender, um so reizender in der vertraulichen Unterhaltung.

Frauen-Botanik. Welches Kraut will jedes heirathslustige Frauenzimmer gern immer bei sich haben? Mannstreue.

Frauen-Constitution. Bald nach den 848ger Märztagen verlangten auch die Frauen eine Constitution, hier nur einige Paragraphe ihres Begehrens: Lehr- und Lernfreiheit. Keine Prüfungen als Geliebte; — gleich Frau: — Nationalgarde. Keine Gemeinde; wir wollen kommandiren, unsere Männer zuerst, dann die übrigen Männer. — Oeffentlichkeit der Gerichte. Ernennung von zwei Frauen zu Richterinnen; — das öffentliche Gericht ist dann fertig. — Oeffentliche Rechnungslegung — der geheimen Auflagen unserer Männer. — Keine Accise! Freie Einfuhr von Hausfreunden und türkischen Shawls.

Frauen-Geist. Eine schöne Frau, die geistreich, erhält ihre Schönheit länger, als eine, die nur schön ist. Einer rechten Schönheit ist Geist unerläßlich — er erklärt und vollendet die Schönheit des Weibes. Aspasia, Diana von Poitiers, Ninon de Lenclos u. A. waren noch im Alter schön.

Zur **Frauen**-Kenntniß. Will man wissen, wie ein Frauenzimmer gegen das männliche Geschlecht gesinnt ist, so muß man auf die Art,

wie sie lacht, und wie sie Einen dabei ansieht, aufmerksam sein, und man wird erfahren, was man zu wissen wünscht.

Frauen-Schönheit. Die schönste Frau der Erde muß Paula von Viguer gewesen sein. Dies bezeugen alle Zeitgenossen. Ihre Schönheit war so allgemein anerkannt, daß man sie, die eine Zeitgenössin des Petrarca war, in allen Zungen lobte und pries, und sie die schöne Paula, das Wunder der Natur, nannte. Sie durfte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse keinen Augenblick sehen lassen, ohne daß sie von Schaaren von Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen begleitet gewesen wäre, die insgesammt sich an ihrem Anblicke nicht ersättigen konnten. Von fern her kamen Reisende, um sie zu sehen. Das Parlament zu Toulouse fürchtete Zusammenrottungen, und wußte kein anderes Mittel, um die Unordnungen zu verhüten, als den bittenden Befehl an Paula: „Sie möge nicht anders als tief verschleiert ausgehen.“ Das Volk indessen war damit höchst unzufrieden, daß man ihn den Anblick der schönsten Frau der Erde entzog, und drohete Gewalt zu brauchen. Darauf machte das Parlament die Bestimmung, daß Paula sich zweimal wöchentlich eine ganze Stunde lang an die Fenster unverschleiert stellen sollte, um sich sehen zu lassen. Paula beklagte sich über diesen Zwang. Ihre Klage wurde liebreich beantwortet, aber nicht beachtet. Sie behielt diese außerordentliche Schönheit und das Ebenmaß ihres Körpers bis in das achtzigste Jahr ihres Lebens.

Frauen-Schönheitsmittel. Die Frauen dürfen nie vergessen, des Morgens sich mit reinem Wasser zu waschen; sie müssen sorgfältig alle plötzlichen Gemüthsbewegungen unterdrücken, und vorzüglich den Neid, der dem Gesichte eine häßliche Blässe giebt; auch die Mäßigkeit darf nicht von ihnen überschritten werden, wollen sie sich nicht mit jenen unangenehmen Bläschen und Pusteln bestraft sehen, die zuletzt das Gesicht verkupfern. Wie Gift müssen sie die Schminke meiden; eine mäßige Bewegung wird auf natürlichem Wege ihren Wangen das Roth verleihen, das keine Kunst nachzuahmen vermag. Ungezwungenheit, Unschuld und Heiterkeit ohne Ziererei geben dem Gesichte die schönste Anmuth. Morgenluft, bei Sonnenaufgang eingeathmet, wird ihren Lippen den schönsten Carmin leihen. Jene reizvolle Lebhaftigkeit, worin einer ihrer mächtigen Zauber besteht, wird leicht erhalten werden, wenn sie sich frühzeitig zu Bette legen, nicht Karten spielen, und nicht bei Lampen oder Lichtern Romane lesen; denn spätes Niederlegen giebt dem Gesichte einen traurigen und unangenehmen Ausdruck. Das Spiel ist die Quelle von Runzeln, und nächtliches Lesen schwächt das Gesicht, macht es blaß und entnervt den Körper. Eine weiße Hand ist eine der größten weiblichen Schönheiten, und eine

Hand ist nie weiß, wenn man sie nicht wäscht. Allein damit ist noch nicht Alles geschehen, denn wenn eine junge Frau schönere Hände als andere zu haben wünscht, so muß sie bedacht sein, dieselben in steter Bewegung zu erhalten; hiedurch wird das Blut in steter Bewegung erhalten, und eine erstaunliche Wirkung erzielt. Deßhalb rathen wir ihnen, fleißig die Nadel, den Strickstrumpf oder die Spindel zu handhaben.

Ehret die **Frauen**. Bei einer Abendunterhaltung hatte ein Herr das Gedicht declamirt: „Ehret die Frauen," da erhob sich ein älterer Herr und verließ kopfschüttelnd den Saal, die Worte in den Bart brummend: „Nu, der ist gewiß nicht verheirathet!"

Männer und **Frauen**.

Die Männer machen aus Frauen Vieles, was sie nicht sollen,
Die Frauen machen aus Männern Alles, was sie wollen.

Castelli.

Frauen-Zunge. Anakreon sagt: „Die Götter haben dem schwachen Geschlechte die Schönheit als Waffe verliehen," das ist nicht wahr, denn es gehen so viele ohne Waffen herum, daß wir diese Ungerechtigkeit den Göttern nicht auf den Hals schieben wollen. Allein Linné sagt: „Die Natur hat dem schönen Geschlechte eine wohleingerichtete Zunge als Waffe verliehen." Das Linné'sche System bewährt sich! denn ohne diese Waffe ist kein Frauenzimmer, und die unter diesen Waffen ergraut sind, sind die gefährlichsten Krieger, die aber nie zur Ruhe gesetzt werden! Die Frauen, welche die stillsten Männer haben, reden am meisten, so wie die Frauen, die mit den schweigsamsten Artikeln handeln, am meisten schnattern —: die Fischweiber! Noch schlimmer aber ist es, wenn die Frauen den Mann reden lassen — denn dann setzen sie schweigsam ihren Willen durch!

S.

Warum ist's gefährlich, eine schöne **Frau** zu haben, wäre sie auch noch so tugendhaft? — Weil selbst auch die Sonne Flecken hat.

Es heißt von den **Frauen** mit Recht, daß sie die Erde zum Paradiese machen; denn es wimmelt darin von Even und auf jede darf man eine Schlange rechnen.

Alter der **Frauen**. Zwei Damen, die sich mit starken Schritten dem Alter näherten, thaten (wiewohl uns dies schwer fällt zu glauben) ihr Möglichstes, um die Zahl ihrer Jahre zu verheimlichen. Deßhalb hatten sie die Gewohnheit, wenn sie einander in den ersten Tagen des Jahres Besuche abstatteten, sich immer zu fragen: „Madame,

ich komme, um von ihnen zu erfahren, wie alt wir in diesem Jahre sein wollen?“

Frauen lassen sich nichts sagen. Warum ruft der Nachtwächter immer: Ihr Herren laßt Euch sagen! und nicht auch: Ihr Frauen? — Weil sich die Frauen ohnedem nichts sagen lassen.

Frauen-Geschütz. Schweres Geschütz der Frauen. In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stockdegen und Dolchen der Worte und Reden bis zum schweren Geschütz der Thränen-Vierundzwanzigpfünder und Ohnmachten, ist keine Waffe so unheilbringen, als jene Art Geschütz, welche man in den früheren Kriegen „Kammergeschütz“ nannte, welches in dem Zweikampfe der Liebe und Ehe Schmollen genannt wird. Weinen und mit den niedlichen Füßchen stampfen, sind bloß das Ober- und Untergewehr der Frauen, Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. s. w. ist das kleinste Belagerungsgeschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migraine, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthaunen; aber Schmollen, Schmollen, das ist die Aushungerung des Feindes. Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt.

Frauenherz. Das Herz mancher Frauen ist ein Rebus, ohne Orthographie, auf den Kopf gestellt u. s. w., man giebt sich lange Mühe, es aufzulösen, und dann, wenn man's aufgelöst hat, sieht man gewöhnlich, was es für eine Dummheit ist!

Frauenkauf — Männerkauf. Der Commandant Youssouf-Bei vertheidigte die Gebräuche der Afrikaner mit sehr viel Wahrheit. „Ihr klaget uns an,“ sagte er zu den Franzosen, „daß wir die Frauen kaufen. Wir sind in dieser Beziehung doch viel civilisirter als Ihr, denn bei Euch kaufen die Weiber ihre Männer, weil bei Euch ein Mann nur dasjenige Weib heirathet, welches am meisten Geld hat. Wenn wir aber uns verheirathen, geben wir eine Summe Geldes, welches beweist, daß wir einen gewissen Werth auf das gewählte Weib legen. In Frankreich hingegen bringt das Weib ihre Mitgift, als Ersatz für den Mann, welchen sie bekommt. Ihr haltet Euch also für mehr als eure Weiber? Eure Civilisation ist sehr sonderbar.“ — Was läßt sich darauf antworten?

Frauenliebe. Unlängst kommt Jemand nach dem Theater, um eine Dame zu sprechen, und ihr zu sagen, daß ihr Mann so eben vom Schlagfluß getroffen, hoffnungslos darniederliege. Die Dame springt heftig auf, stößt eine Menge Wehklagen aus, und eilt dem

Besteller nach. Aber plötzlich dreht sie sich um und sagt zu dem Billeteur: „Ach, mein Gott! beinahe hätte ich vergessen, mir ein Retourbillet geben zu lassen!!“

Frauen-Modesinn. Eine schöne glänzende Modedame ist die Centifolie, eine gute Hausfrau das Immergrün im Garten des Lebens. Jene entzückt und blendet uns nur im Sommer, dieses erquickt unser Auge wohlthuend im Schnee des Winters. — Eine geistreiche Frau wird nie eine Sklavin der Mode sein. Die geistige Selbstständigkeit giebt sich auch in geringfügigen Dingen kund.

Was bricht die Freundschaft unter **Frauen**? Die Freundschaft zweier jungen Damen schien auf dem Felsen ewiger Anhänglichkeit gegründet. Sie endete auf folgende Art: „Liebste Freundin,“ sagte die Eine, „mich dünkt, Du hast keine Figur zum Tanzen, ich rathe Dir daher, in Zukunft davon abzustehen.“ — Die Freundin war natürlich durch solch einen Beweis von Aufrichtigkeit gerührt und entgegnete: „Ich bin Dir, meine Theuere, für Deinen Rath verbunden. Dieser Beweis Deiner Freundschaft verlangt eine Erwiederung: ich möchte Dir aufrichtig empfehlen, das Singen aufzugeben, weil Deine Stimme in den höheren Tönen doch gar zu unangenehm ist, zu sehr dem Quäken des Katzengeschlechts gleicht.“ — Natürlich folgte Keine von Beiden den guten Rath, die Eine tanzte, die Andere sang nach wie vor, doch Beide begegneten einander in der Zukunft nur als Feindinnen.

Frauen-Schönheit. Wenn Schönheit und Unschuld sich auf einem Frauenantlitze umarmen, feiern die Augen darüber glänzende Illumination, das Erröthen zieht als Ehrenwache auf, und das Herz pocht auf eigenem Werth! S.

Frauentreue. Die treuesten Frauen findet man in Rasputana, wie die Reisenden erzählen. Als die schöne Königin von Ganore, von Veste zu Veste getrieben, endlich in die Hände ihres Feindes fiel, bot ihr der Sieger, um die Macht ihrer Reize zu huldigen, Bedingungen, die selbst eine mächtige Königin hätte annehmen können. Er trug ihr an, seinen Thron mit ihm zu theilen, und wie über sein Herz, so auch über seine großen Besitzungen zu herrschen. In der Ueberzeugung, daß eine Weigerung völlig nutzlos sein werde, gab die Königin ihre Einwilligung, und der Tag wie die Stunde der Vermählung wurde bestimmt. In einem herrlichen Hochzeitsgewande, dem Geschenke seiner Braut, und geschmückt mit kostbaren Juwelen, begab sich der Khan auf die Terrasse des Palastes, wo die Ceremonie Statt finden sollte, und setzte sich neben seiner reizenden Geliebten nieder.

Plötzlich aber erbleichte sein Gesicht, und er klagte über eine unerträgliche Hitze. „Wasser! Wasser!“ rief er, indem er sich herumwand, und in der Angst der Verzweiflung zerriß er das Gewand, daß seine glühende Brust bedeckte. — „Edler Khan,“ sprach die besiegte Königin ruhig, „Dein Gewand ist vergiftet. Der Tag unserer Vermählung wird auch unser Todestag sein; es war dies für mich das einzige Mittel, der Schande zu entgehen.“ Bei diesen Worten stürzte sie sich von der Terrasse hinunter, und verschwand in den Fluthen, welche die Mauern bespülen.

Frauen-Verläumder. Ach, es ist leider Ton geworden in vielen Männergesellschaften, von Frauentugend, von Frauenwürde mit Geringschätzung zu sprechen, allein wenn man eine reine Frauenseele in Gesellschaft verläumdet, so ist das, wie wenn Kinder das Bild der Sonne im Wasser verdunkeln wollen: sie rühren den Schlamm auf, das Bild *scheint* ihnen dunkel, allein die Sonne glänzt wie vor, geht erhaben darüber hinweg, und spiegelt sich im Weltmeer und im Thautropfen, die nicht von Knaben getrübt werden können. S.

Frauen-Würde. *Plato* will den Frauen gleiche Rechte und Erziehung wie den Männern, ja selbst die höchsten Staatsämter zuertheilt wissen. Aehnlich günstig sprechen sich auch *Plutarch*, *Sokrates*, *Perikles*, *Demosthenes* aus. Die Ritter erhoben die Damen ihres Herzens zu Göttinnen: *Boccaccio* erhebt sie zu Engeln, nicht zu rechnen *Arioſto*, der in seinem „Roland“ den Frauen auf alle mögliche Weise Weihrauch zu streuen bemüht war, und den Schwärmer *Petrarca*, der in zahllosen Sonetten und Sestinen seine *Laura* als Engel aller Engel besang, und das Heer der deutschen Minnesänger und Troubadours. Selbst *Albrecht Dürer* sagt aus jener Zeit: „Ich mag nicht in den Himmel, wenn's dort keine Frauen giebt.“ — *Sigmund von Birken* nennt das Weib — das Wunder aller Wunderwerke, und einen Inbegriff aller Lieblichkeiten auf Erden. Unser unsterblicher *Schiller* war bekanntlich der Dichter, welcher sich am höchsten für den Werth der deutschen Frauen begeistert zeigte. Auch der sentimentale *Jean Paul* bleibt trotz oft anders lautender Aeußerungen doch ein großer Vergötterer des schönen Geschlechtes. Seine Schriften wimmeln von Stellen wie: „dieses wärmere, zartere, edlere Geschlecht; unsere Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen, — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand.“ — Unsere neueste Literatur hat Legionen von Dichtern aufzuweisen, die es sich zum Hauptgeschäfte machen, das Geschlecht der Frauen in Lob und Huldigung zu verzuckern. — Der große Denker *Fichte* sagt: „Eine unverheirathete Person ein halber Mensch.“

Frauen-Zunge. Ein Engländer hatte in seinem Testamente tausend Pfund für das erste unglückliche Frauenzimmer bestimmt, das schweigend ihr Schicksal trägt. Eine Stumme erhielt den Preis.

— Man kann es den Frauen wahrlich nicht verargen, daß sie so viel schwatzen. Sie rauchen keinen Tabak, der uns unterhält und nur in Pausen zu sprechen nöthigt, damit die Pfeife nicht ausgehe. Die Frauen haben auch keine Trinkgelage, in denen sie sich einmal, wie wir Männer, recht ausschreien und austoben können. Wenn sie dagegen stricken, so bekommen sie durch die schnelle Bewegung der Hände auch einen schnelleren Rhythmus in die Zunge. Wenn sie an ihren Ballkleidern nähen, so hüpfen ihnen, in Gedanken, die Füße und die Zunge wird der Ausdruck ihrer Empfindung, und wenn sie still sitzen und nichts thun, so läuft ihnen vor Ungeduld die Zunge davon. Das glückliche mobile Geschlecht!

Freimaurerei. „Wie geht es Ihrem Bruder?" fragte Jemand ein Mädchen, deren Bruder sich in Amerika befand. „Recht gut," erwiederte diese, „er konnte sich durch Unterricht nicht erhalten, lernte daher eine Profession, nämlich die Freimaurerei."

Fremdenbücher. In das Fremdenbuch zu Aign bei Salzburg schrieb Saphir:

„Wie schön bist du, o wie schön bist du mein Aign!
Doch schöner noch wärst Du, wärst du mein Eigen!"

Fremdenbücher. gewähren die angenehmste Unterhaltung, theils wegen der oft darin enthaltenen Namen Bekannter, theils wegen der oft guten Witze. So steht z. B. in dem Fremdenbuche auf dem sogenannten Kuhstall in der sächsischen Schweiz Nachstehendes:

„Hier, wo die schöne Natur uns entzückt und begeistert,
Werden schlechte Witze gemacht und gekleistert."

Helmina von Chezy.

Darunter stand von anderer Hand geschrieben:

„Ei, Frau von Chezy,
Mit ihren Versen, da geh' sie."

Ad. v. Th. 27. Juli 1837.

Freunde. Daß man sich auf die Freunde nicht verlassen kann, ist eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umstände; ein Freund nimmt nichts übel, unter Freunden herrscht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchelchen geben unsern Freunden ein Recht, mit uns

grob, unverschämt, wortbrüchig, fahrlässig, geringschätzig zu verfahren. Die Menschen haben alle Höflichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde, mit den Freunden ist man grob, kalt, nachlässig u. s. w.; denn, mein Gott, es sind ja gute Freunde! Will man etwas ganz sicher bestellt wissen, so lasse man es nur durch keinen Freund bestellen, denn der bestellt es ganz gewiß nicht; weil er weiß, wir sind bloß sein guter Freund, was schadet's, wenn er's vergißt! — Will man sich Geld ausborgen, nur von keinem Freunde, denn der hat den Grundsatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißhelligkeit! — Will man wo zu Mittag speisen, nur bei keinem Freund, denn der hat den Grundsatz, ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemanden etwas anvertrauen, nur keinem Freund, denn aus lauter Freundschaft fährt ihm das Geheimniß von der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund, denn der gibt Anderen das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch schon aus Freundschaft auf. — Kurz, es giebt nichts, was uns im Leben mehr genirt, als die sogenannten Freunde. S.

Die **Freunde**. Man hat dreierlei Freunde: den Schulfreund, den Jugendfreund und den Hausfreund. Mit dem Schulfreund theilt man seine Prügel, mit dem Jugendfreunde seine dummen Streiche und mit dem Hausfreunde seine ehelichen Donnerwetter, mit dem Unterschiede, über dem Haupte des Mannes donnert's und beim Hausfreunde schlägt's ein. S.

Freundschaft unter Frauen. Eine Frau selbst sagt: Freundschaft unter Frauenzimmern ist so ein Unsinn, wie Liebe unter Männern! Höchstens nach unserem fünfzigsten Lebensjahre, da, wenn wir aus dem großen Ocean der Eigenliebe und Eitelkeit in den stillen Sund der gänzlichen Lebens- und Liebesentsagung hingesegelt sind, dann, ja dann, wenn beide sogenannte Freundinnen zusammen ein Jahrhundert theilen, dann kann ein Gefühl zwischen Beiden eintreten, welches an Freundschaft grenzt!

Wahre **Freundschaft**. Chateauneuf, Siegelbewahrer Ludwig XIV., wurde verhaftet. Sein vertrauter Freund, der Chevalier du Jars, sollte gegen ihn zeugen; er wollte aber nicht. Man setzte ihn in die Bastille, er beharrte bei seiner Weigerung. Man drohte; er schwieg. Man machte ihm einen Kriminalproceß; er sagte weiter nichts als: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!“ — Um ihn zu schrecken, sprach man zum Scheine das Todesurtheil über ihn: er erschrack nicht und schwieg. Man führte ihn zum Schaffot, und er ging ohne Zagen. Man bot ihm Gnade, wenn er gegen seinen Freund aussagen würde;

er sagte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!“ Man entkleidete ihn zur Hinrichtung: er kniete standhaft nieder. „Gnade! Gnade!“ hieß es plötzlich. Schweigend stand er auf. „Wie werden sie dem König ihre Dankbarkeit beweisen?“ fragte man ihn. — „Sagt dem König, daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist,“ erwiederte er ruhig.

Friedrich der Große. Der König scherzte zuweilen sehr gern, besonders bei der Tafel. An einem Tage, da der General und Etats-Minister Graf Schwerin beim König in Potsdam zur Tafel war, befand sich unter andern Gerichten auch ein Gericht Teltower Rüben. Der Graf Schwerin lobte nicht allein den schönen Geschmack, sondern auch die herrliche Zubereitung derselben, wünschte wenigstens solche Rüben mit dergleichen Zubereitung wöchentlich nur einmal essen zu können. — „Gut,“ erwiederte der König, „ich will Seinen Wunsch in Erfüllung setzen, wenn er mir sagen kann, in welchem Lande man Rüben säet.“ Der Graf Schwerin besann sich sehr lange und sagte endlich: „Es ist zu bekannt, als daß man es nicht wissen sollte, daß solche Rüben im Teltower Kreise gesäet werden.“ — „Nein,“ sagte der König, „ich bin von meinem Versprechen entbunden, Er hat es nicht errathen, man säet in keinem Lande Rüben, sondern nur Rübsamen.“

Kaiser **Friedrich** II., unter dessen Regierung die Buchdruckerkunst erfunden wurde, verglich das Fichtenharz, aus welchem damals die Druckerschwärze erzeugt ward, mit den arabischen Myrrhen, die die Kraft besitzen, dunkle Augen zu erhellen; denn, wie er sagte, hat es eine noch schädlichere Finsterniß, nämlich die Nacht der Unwissenheit und Barbarei, zerrieben und vertrieben.

Zum König von Preußen, **Friedrich** dem II, kam ein Kandidat und bat um Beförderung. „Fünf Jahre,“ sagte er, „habe ich mich vergeblich um einen Dienst bemüht, ob es mir gleich nicht an Gelehrsamkeit fehlt; aber ich habe keine Gönner.“ — „Was ist er für ein Landsman?“ — „Ein Berliner, Ihro Majestät.“ — „Fort, fort, Berlinerzucht taugt nichts.“ — „Zuweilen finden aber doch Ausnahmen statt; ich wenigstens weiß zwei Beispiele.“ — „Und wer sind die?“ — „Eins Ihro Majestät, das andere bin ich.“ — Dem Könige gefiel dieser dreiste Gedanke und er erhielt die nächste erledigte Pfarre.

König **Friedrich** II. erzählt folgende Anekdote selbst. Als er im letzten schlesischen Kriege eine Nacht in einem schlesischen Dorfe zubrachte, und des Abends in der Stube, die im Erdgeschoß war, umherging, und auf seiner Flöte fantasirte, bemerkte er, daß der Schul-

meister im festlichen Staate vor dem Fenster lauschte, aber sich sehr sorgsam an die Mauer drückte, um nicht gesehen zu werden. Der König öffnete das Zimmer. „Was will Er?“ — Bis zum Tode erschrocken, stockte der gute Mann: „Euer königliche Majestät — Dero unterthänigster Knecht — bin ein so großer Liebhaber von der edlen Musik — da konnte ich denn dem Triebe nicht widerstehen..“ — „Nun, so bleib Er stehen,“ sagte der König, öffnete die Fensterflügel, und spielte noch eine Weile fort. Der ehrliche Alte hörte entzückt zu. Endlich legte der König die Flöte weg und wollte das Fenster zumachen. Mit übereiltem Entzücken rief der Schulmeister: „Nein, Euer Majestät, das hätt ich Ihnen nicht zugetraut!“

Friedrich II. erzählte selbst mehrmals mit Lächeln: „Ich ward in Potsdam bei einem Spazierritte von Kindern umringt, die mich bald hier bald dort festhielten. Ich rief ihnen endlich ungeduldig zu: „Fort, Packt Euch in die Schule!“ Alle aber fingen an zu lachen und Einer schrie: „Herr je! der weeß nich mal, daß heute keene Schule is!“ Es war eines Sonnabends Nachmittag — und ich mußte still davon reiten, damit ich nur dem Gelächter der kleinen Satyrs entging.“

Friedrich II., der in seinen ernsten Geschäftsstunden durch die majestätische Größe seines Geistes Alles zur Ehrfurcht niederdrückte, war in den Stunden seiner Muße der liebenswürdigste, einnehmendste Gesellschafter, und wußte durch die Heiterkeit seiner Stimmung auch den Geringsten zum Frohsinn und Witz zu begeistern. Einst hatte sein Mundkoch Noel ihm eine vortreffliche Pastete vorgesetzt. Der König lobte ihn dafür, setzte aber hinzu: „Wenn Er mir dergleichen macht, so fürchte ich, ich versündige mich zu sehr durch Essen, daß wir Beide zur Hölle fahren.“ — „Was thät's,“ antwortete Noel; „weiß doch die ganze Welt von uns, daß wir Beide das Feuer nicht scheuen.“

Friedrich II. Seine Virtuosen standen unter einer eben so strengen Disciplin, als seine Soldaten; ungeachtet dessen (oder vielleicht dessentwegen) war die Musik stationär in Preußen während der ganzen Regierung dieses Fürsten. „Sie glauben,“ sagte Sebastian **Bach** zu einem Franzosen, „daß Friedrich II. die Musik liebe? Nein, er liebt nur die Flöte; und wenn Sie vielleicht glauben, er liebt die Flöte, so irren Sie wieder, er liebt nur *seine* Flöte.“ Diese Worte **Bach's** bestätigten sich vollkommen in der Folge. Friedrich, der 40 Jahre für die Musik so eingenommen war, daß er ihr täglich vier Stunden widmete, wurde in der letzten Zeit seines Lebens ganz gleichgiltig gegen jede musikalische Erholung. Als er einige seiner Vorder-

zähne verloren hatte, hörte er nicht nur auf die Flöte zu blasen, sondern er stellte sogar seine Hofconcerte ab.

Friedrich der Große sagte zu seinem Schneider, der ganz stutzermäßig gekleidet vor dem Könige erschien, um ihm zu einem neuen Kleide Maß zu nehmen: „Lese Er doch einmal, wenn er nach Hause kommt, im achten Kapitel des Propheten Daniel den achten Vers.“ Voll Erwartung eilt der Schneider fort, und findet zu seiner größten Beschämung an der bezeichneten Stelle die Worte: „Und der Ziegenbock war sehr groß, und da er auf's stärkste geworden war, zerbrach das große Horn.“

König **Friedrich** der Große besuchte einen Dorfschullehrer in der Nähe von Potsdam, und ließ die Schulkinder in seiner Gegenwart examiniren. Der Lehrer, ohne den König zu berücksichtigen, prügelte diese tüchtig durch und kehrte sich nicht im Geringsten an das finstere Gesicht desselben. Nachdem das Examen beendigt war und die Kinder entlassen waren, setzte der König den Schulthyrannen zur Rede. Dieser aber entschuldigte sich folgendermaßen: „Ew. Majestät, halten zu Gnaden! Denn wenn ich diesen gottlosen Jungen merken ließ, daß es noch Jemand in der Welt giebt, der mehr zu befehlen hat, als ich, so könnte ich sie wahrhaftig nicht bändigen.“

Friedrich der Große. Ein junger Flötenspieler, Schüler von Quanz, spielte vor Friedrich dem Großen meisterhaft. „Ei,“ sagte der König zu Quanz, der auch sein Lehrer war, „ich sehe jetzt, daß Er mich vernachlässigt hat, der junge Mensch spielt besser als ich!“ — „Ja,“ erwiederte Quanz, „bei dem konnte ich aber auch stärkere Mittel anwenden!“ — „Und welche denn?“ fragte der König. — Quanz machte eine unzweideutige Bewegung mit dem Arm. „Hör' Er,“ bemerkte hierauf der König lachend, „da wollen wir's doch bei unserer alten Methodeclassen.“

Friedrich II. Als Pilatre de Rosier und Romain mit dem Luftball verunglückten, sagte Friedrich II.: „Schon längst haben sich die Engländer des Meeres bemächtigt, wir andern befinden uns leidlich auf der Erde, den Franzosen bleibt daher nichts übrig, als in der Luft zu schweben.“

Friedrich der Große. Zu seiner Unterhaltung, ganz für sich allein, ließ Friedrich Wilhelm I. von Preußen häufig des Abends Harmoniemusik von dem Hautboistencorps aufführen, und ein Stück, für sechs Fagotts gesetzt, die als porco primo, secondo u. s. w. figurirten, componirt vom Kapellmeister Pepusch, gefiel ihm so, daß

er sich oft vor Lachen kaum fassen konnte. Der Kronprinz (nachher Friedrich II.) war kein Freund von solchen Baßinstrumenten, er liebte und spielte nur die Flöte, und äußerte sich mehrmals sehr ungünstig, namentlich über dies komische Intermezzo. Einst, als er gerade Revüe über sein Regiment hielt, ging der Componist über den Paradeplatz, und der Kronprinz rief ihn heran. „Ich habe gehört," sagte er mit großer Ernsthaftigkeit, „daß Er so eine schöne neue Musik gemacht hat; komme Er doch Nachmittag zu mir und führe Er sie auf." Pepusch wußte wohl, daß man ihn zum Besten haben wollte; er entschuldigte sich nach Möglichkeit, aber es half nichts, er mußte kommen. Die Pulte, sechs an der Zahl, standen im Saale, der Kronprinz und seine Gesellschafter warteten schon, als er mit sieben Hautboisten eintrat. Er legte die Stimmen auf und sah, mit einem Notenblatte in der Hand, sich im Saale überall herum. „Sucht Er etwas, Her Kapellmeister?" fragte der Kronprinz. „Es wird noch ein Pult fehlen!" versetzte Pepusch. — „Wie so? ich dachte, es wären nur sechs Schweine in seiner Musik!" — „Ganz recht, königl. Hoheit; aber es ist noch ein Ferkelchen dazu gekommen: Flauto Solo!" Friedrich II. erzählte später die Sache seinem Quanz und setzte hinzu: „Der alte Kerl hat mich doch angeführt; ich mußte ihm noch gute Worte geben, daß er das Ferkelchen nicht vor meinem Vater producirte."

In der Candidatenliste, welche **Friedrich** dem Großen vierteljährlich zugestellt werden mußte, las dieser bei einem gewissen Lieutenant Lilienborn immer: Guter Dichter, schlechter Soldat. Bei der Revüe reitet der König auf ihn zu und sagt: „Mache er sogleich einen Vers." Der Lieutenant fängt an:

Gott sprach in seinem Zorn,
Du, Herr von Lilienborn,
Sollst hier auf dieser Erden
Nicht mehr als Lieutenant werden.

„Er ist Hauptmann; aber mache er sogleich noch einen Vers." Der neugebackene Hauptmann fängt an:

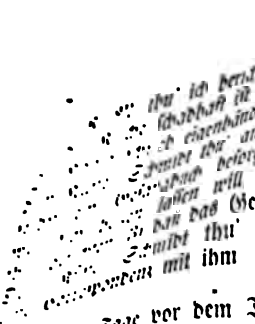
Der Zorn hat sich gewandt,
Hauptmann werd' ich genannt;
Doch hätt' ich Equipage,
So hätt' ich mehr Courage.

„Die soll er haben; aber mache Er keine Verse mehr," sagte der König.

Friedrich der Große. Ein ehemaliger alter Küster an der Domkirche zu Berlin schrieb an den König Friedrich II.: „Allerdurchlauchtigster König! Ew. K. M. thu' ich berichten: 1) daß es an Gesangbüchern für die königl. Familie fehlt. Ew. K. M. thu' ich berichten, 2) daß es an Holz fehlt, um die königl. Loge ordentlich zu heizen.

zähne
dern

m



daß das Geländer am Wasser hin-
Schmidt, Küster an der Domkirche." —
Folgendes darunter: „Ew. Wohlwürden,
antworten: 1) daß, wer singen will, sich
besorge, Ew. Wohlw. thu' berichten, *2) daß,*
sich sein Holz selbst besorge. Ew. W.
das Geländer am Wasser Seine Sache nicht ist.
thu' endlich berichten, daß ich mich weiter in
mit ihm einlasse. Friedrich."

vor dem Tode **Friedrichs** des Großen sagte er zu
Luchesini: „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zu-
und als der Schlaf kommen wollte, mußte ich ihn abweisen,
Cabinetsgeschäfte abzumachen." — Der eben auch anwesende
Graf von Görz meinte, der König hätte die Geschäfte auf-
und dafür schlafen sollen. Friedrich sah ihn mit großen Augen
an, und sagte: „Comment croyez-vous, mon ami, que je sois
payé par l'état pour ne rien faire?" (Wie, mein Freund, glauben
Sie, daß mich der Staat um nichts zu thun besoldet?)

Zu **Friedrich** dem Großen kam ein Künstler, dessen Werke er schätzte, der aber sehr stammelte. Der König hörte ihn einige Zeit lang mit großer Geduld an. Endlich ward es ihm zu arg. „Sagen Sie mir," unterbrach er ihn mit sanftem Tone, „stammeln Sie auch, wenn Sie singen?" — „Nei nei nei nei nein!" war die Antwort. „Nun," erwiederte Friedrich, „so singen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben."

Friedrich Wilhelm III. und Napoleon. Als der König von Preußen beim Tilsiter Friedensschluß um die Erhaltung der Herzogthümer Anspach und Baireuth bat und dabei bemerkte, diese Provinzen wären die Wiege seines Hauses, sagte Napoleon kalt: „Gewöhnlich zertrümmert man die Wiegen, wenn man größer wird." — „Ich werde nicht weiter um die Erhaltung dieser Länder bitten," antwortete Friedrich Wilhelm, „Sie können ja nicht fühlen, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren!"

Unter den Personen, welche in jenem Winter, als König **Friedrich** Wilhelm III. an einem Beinbruche darniederlag, täglich in dem königlichen Palaste zu Berlin sich nach dem Befinden des Königs erkundigten, befand sich auch ein Israelit. Da sein Name so oft auf der Liste stand, so wollte der König näher über ihn unterrichtet sein. Man sagte dem Nachfragenden also, er möge seinem Namen auch seinen Charakter beifügen. Der alte Mann äußerte darüber sein Be-

fremden und zögerte; man bestand darauf, weil der König es begehrt habe. Er schrieb nun neben seinen Namen: „Etwas hitzig, aber bald wieder gut.“

Frist. Ein verklagter Schuldner eilte zur Tagsatzung, und stieß einen Juden, seinen Gläubiger mit den Worten: „Jude, mach Platz!“ unsanft zur Seite. „Was hat der wohl so zu laufen?“ fragte einer der Vorübergehenden. — „Nü,“ erwiederte der Jude, „er will die Frist einholen.“

Frugal. „Wollen Sie bei mir essen?“ fragte ein Irländer seinen Freund. — „Mit Vergnügen.“ — „Es ist nur ein freundschaftliches Mahl.“ — „Was haben Sie denn?“ — „Gesalzenes Rindfleisch und Kartoffeln.“ — „Ei, curios, mit Ausnahme des Rindfleisches, habe ich heute zu Hause ganz dasselbe.“

Früher. „Ich komme, so bald ich kann,“ versprach ein junges Mädchen ihrer Freundin. „Ach,“ ruft ihr diese nach, „komm noch ein wenig früher.“

Frühjahr und Ehe. Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an. S.

Furcht. Montaigne behauptete, er habe vor nichts mehr Furcht, als vor der Furcht selbst. Aus Furcht, Furcht zu haben, fürchtete er sich, denn sie sei ihm unter allen Gemüthsbewegungen die furchtbarste.

Furchtlos. Einst zur Nachtzeit trat ein Schiffslieutenant vor das Bett des berühmten englischen Admirals Howe und sprach bestürzt: „Mylord, es ist Feuer im Schiffe.“ — „Wo ist es?“ — „Dicht bei der Pulverkammer, wir fürchten, es ist keine Rettung möglich.“ — „Nun,“ sagte Howe: „so wird es mit uns bald vorbei sein,“ und begann sich schnell anzukleiden. Nach kurzer Zeit aber kam der Officier wieder und sagte: „Fürchten Sie nichts, Mylord, das Feuer ist gelöscht.“ — „Wie, junger Mensch?“ erwiederte Howe: „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich mich fürchten könne?“

Fuß. Die Füße haben gewiß größere Uebel in der besten Welt angerichtet, als die Köpfe. Ein Kopf hat noch keinen um seinen Fuß gebracht; aber wie viele sind nicht durch einen artigen Fuß um ihre Köpfe (woran zwar öfters nicht viel gelegen war) und um ihr schönes Vermögen gekommen? — Von diesen gefährlichen Füßen aber

Ew. K. M. thu' ich berichten, 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist. Schmidt, Küster an der Domkirche." — Der König schrieb eigenhändig Folgendes darunter: „Ew. Wohlwürden, dem Küster Schmidt thu' antworten: 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge, Ew. Wohlw. thu' berichten, 2) daß, wer sich heizen lassen will, sich sein Holz selbst besorge. Ew. W. thu' berichten, 3) daß das Geländer am Wasser Seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu' endlich berichten, daß ich mich weiter in keine Correspondenz mit ihm einlasse. Friedrich."

Wenige Tage vor dem Tode **Friedrichs** des Großen sagte er zu dem Marschall Lucchesini: „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, und als der Schlaf kommen wollte, mußte ich ihn abweisen, um die Cabinetsgeschäfte abzumachen." — Der eben auch anwesende General Graf von Görz meinte, der König hätte die Geschäfte aufschieben und dafür schlafen sollen. Friedrich sah ihn mit großen Augen an, und sagte: „Comment croyez-vous, mon ami, que je sois payé par l'état pour ne rien faire?" (Wie, mein Freund, glauben Sie, daß mich der Staat um nichts zu thun besoldet?)

Zu **Friedrich** dem Großen kam ein Künstler, dessen Werke er schätzte, der aber sehr stammelte. Der König hörte ihn einige Zeit lang mit großer Geduld an. Endlich ward es ihm zu arg. „Sagen Sie mir," unterbrach er ihn mit sanftem Tone, „stammeln Sie auch, wenn Sie singen?" — „Nei nei nei nei nein!" war die Antwort. „Nun," erwiederte Friedrich, „so singen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben."

Friedrich Wilhelm III. und Napoleon. Als der König von Preußen beim Tilsiter Friedensschluß um die Erhaltung der Herzogthümer Anspach und Baireuth bat und dabei bemerkte, diese Provinzen wären die Wiege seines Hauses, sagte Napoleon kalt: „Gewöhnlich zertrümmert man die Wiegen, wenn man größer wird." — „Ich werde nicht weiter um die Erhaltung dieser Länder bitten," antwortete Friedrich Wilhelm, „Sie können ja nicht fühlen, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren!"

Unter den Personen, welche in jenem Winter, als König **Friedrich** Wilhelm III. an einem Beinbruche darniederlag, täglich in dem königlichen Palaste zu Berlin sich nach dem Befinden des Königs erkundigten, befand sich auch ein Israelit. Da sein Name so oft auf der Liste stand, so wollte der König näher über ihn unterrichtet sein. Man sagte dem Nachfragenden also, er möge seinem Namen auch seinen Charakter beifügen. Der alte Mann äußerte darüber sein Be-

fremden und zögerte; man bestand darauf, weil der König es begehrt habe. Er schrieb nun neben seinen Namen: „Etwas hitzig, aber bald wieder gut.“

Frist. Ein verklagter Schuldner eilte zur Tagsatzung, und stieß einen Juden, seinen Gläubiger mit den Worten: „Jude, mach Platz!“ unsanft zur Seite. „Was hat der wohl so zu laufen?“ fragte einer der Vorübergehenden. — „Nü,“ erwiederte der Jude, „er will die Frist einholen.“

Frugal. „Wollen Sie bei mir essen?“ fragte ein Irländer seinen Freund. — „Mit Vergnügen.“ — „Es ist nur ein freundschaftliches Mahl.“ — „Was haben Sie denn?“ — „Gesalzenes Rindfleisch und Kartoffeln.“ — „Ei, curios, mit Ausnahme des Rindfleisches, habe ich heute zu Hause ganz dasselbe.“

Früher. „Ich komme, so bald ich kann,“ versprach ein junges Mädchen ihrer Freundin. „Ach,“ ruft ihr diese nach, „komm noch ein wenig früher.“

Frühjahr und Ehe. Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an. S.

Furcht. Montaigne behauptete, er habe vor nichts mehr Furcht, als vor der Furcht selbst. Aus Furcht, Furcht zu haben, fürchtete er sich, denn sie sei ihm unter allen Gemüthsbewegungen die furchtbarste.

Furchtlos. Einst zur Nachtzeit trat ein Schiffslieutenant vor das Bett des berühmten englischen Admirals Howe und sprach bestürzt: „Mylord, es ist Feuer im Schiffe.“ — „Wo ist es?“ — „Dicht bei der Pulverkammer, wir fürchten, es ist keine Rettung möglich.“ — „Nun,“ sagte Howe: „so wird es mit uns bald vorbei sein,“ und begann sich schnell anzukleiden. Nach kurzer Zeit aber kam der Officier wieder und sagte: „Fürchten Sie nichts, Mylord, das Feuer ist gelöscht.“ — „Wie, junger Mensch?“ erwiederte Howe: „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich mich fürchten könne?“

Fuß. Die Füße haben gewiß größere Uebel in der besten Welt angerichtet, als die Köpfe. Ein Kopf hat noch keinen um seinen Fuß gebracht; aber wie viele sind nicht durch einen artigen Fuß um ihre Köpfe (woran zwar öfters nicht viel gelegen war) und um ihr schönes Vermögen gekommen? — Von diesen gefährlichen Füßen aber

müssen wir ausnehmen: die oft strophirten Füße in der Poesie — den Münz- und Kaufmannsfuß — und die Füße, die der fußliebende Mensch den Bergen beigelegt hat.

— Eine Sängerin warf einer andern die Kleinheit ihrer Statur vor, und meinte, sie habe ja kaum vier Fuß. „Dafür," entgegnete die Andere, „haben Sie einen Fuß, der für viere gilt."

Physiognomie der **Füße**. „Es liegt," schreibt die Gräfin Hahn-Hahn, „ungemein viel Physiognomie in den Füßen, viel mehr als in den Händen. Die Hände werden so sehr gemißbraucht, auf Koketterie eingeübt, durch Kunstfertigkeit verdorben, das Klavierspiel macht die Finger zu kleinen Kolben — selten rettet eine Hand ihren ursprünglichen Charakter aus der Verflachung des täglichen Gebrauches; und wenn sie das thut, so ist sie nicht das, was man eine schöne Hand zu nennen pflegt. Sie muß fett, rund, glatt, weiß sein wie Marmor, mit bläulichem Geäder durchschimmert. Ich habe einen Widerwillen dagegen, mich fröstelt, wenn ich daran denke sie anzurühren; sie hat etwas von der Glätte der Schlange, von der Kälte des Fisches, und zuweilen denk' ich gar, wenn Gänse keine Flügel hätten, würden sie solche Hände haben. Der Fuß ist primitiver geblieben. Mag die Fürstin ihn verzärteln und die Bäuerin ihn verderben, wird er dort welk und hier hart — dennoch muß er den Leib stützen, tragen, wenden, ist eins mit ihm, wie der Sockel mit der Säule, und sein Auftreten, seine Haltung entsprechen dem Charakter der Besitzerin u. s. w."

Auf einem großen **Fuße** leben bedeutet so viel als ein vornehmes prachtvolles Leben führen, und hat von einem künstlich vergrößerten Fuße seinen Ursprung erhalten. Geoffroi Plantagenet, Graf von Anjou war einer der schönsten und beliebtesten Männer seiner Zeit, er hatte aber das Unglück, daß an dem Vordertheile eines seiner Füße ein Fleischgewächs wucherte, welches allmälig eine bedeutende Größe erreichte. Er war demnach gezwungen, ungewöhnlich lange, an der Spitze gekrümmte Schuhe zu tragen, die bald Mode wurden. Einer wollte nun durch große Schuhe immer mehr vornehmer sein als der Andere, und so entstand die Redensart: „Etre sur un grand pied," die auch in's Deutsche übergegangen ist. Man trieb es zuletzt so weit, daß von der Kanzel dagegen gepredigt wurde, und daß König Karl V. ein ausdrückliches Verbot dawider ergehen lassen mußte.

G.

Der siebente Buchstabe im ABC; im Griechischen „Gamma," im Hebräischen „Gimmel," ist ein Gaumenlaut, also ist seine Aussprache eigentlich Geschmackssache und schwankt zwischen „j", „ch" und „k„: und der Geschmack der Berliner ist es, anstatt

„eine gut gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes," auszusprechen, lieber zu sagen:

„eine jut jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes."

Dieser Buchstabe G ist ein gewaltiger Stein des Anstoßes auf dem Künstlerpfad deutscher Histrionen! Es ist sonderbar, daß so viele Schauspieler — und selbst auf Hofbühnen — das G und K so gern und mit solcher Leidenschaft zur Gleichberechtigung bringen! Ich hörte gar oft eine Schauspielerin zur Declamation heraustreten, sich graziös verbeugend und beginnen:

„Die Graniche des Ibigus!"
(Die Kraniche des Ibikus)

dann setzte sie sich in Positur und versetzte dem guten Schiller folgende Declamation:

„Zum Gampf der Waken und Kesänke,
Der auf Gorinthos Landesenke,
Der Kriechen Stehme froh vereint,
Zok Ibigus, der Kötterfreund!"

Wie oft hört man eine „Liebhaberin" in Verzweiflung ausrufen: „Mein Kram hat keine Kränze, er ist am Kipfel ankelankt;"

(Mein Gram hat keine Gränze, er ist am Gipfel angelangt.)

Wie oft spreizt ein recitirender Histrio die Arme aus und ruft pathetisch:

„Klaubt mir, das Klück ist dem Geken kewogen"
(Glaubt mir, das Glück ist dem Kecken gewogen.)

Ein Preuße fragte einmal Jemand um die bestimmte Regel, wo er „mir" und wo er „mich" zu sagen habe, und erhielt die unglückliche Antwort:

müssen wir ausnehmen: die oft strophirten Füße in der Poesie — den Münz- und Kaufmannsfuß — und die Füße, die der fußliebende Mensch den Bergen beigelegt hat.

— Eine Sängerin warf einer andern die Kleinheit ihrer Statur vor, und meinte, sie habe ja kaum vier Fuß. „Dafür," entgegnete die Andere, „haben Sie einen Fuß, der für viere gilt."

Physiognomie der **Füße**. „Es liegt," schreibt die Gräfin Hahn-Hahn, „ungemein viel Physiognomie in den Füßen, viel mehr als in den Händen. Die Hände werden so sehr gemißbraucht, auf Koketterie eingeübt, durch Kunstfertigkeit verdorben, das Klavierspiel macht die Finger zu kleinen Kolben — selten rettet eine Hand ihren ursprünglichen Charakter aus der Verflachung des täglichen Gebrauches; und wenn sie das thut, so ist sie nicht das, was man eine schöne Hand zu nennen pflegt. Sie muß fett, rund, glatt, weiß sein wie Marmor, mit bläulichem Geäder durchschimmert. Ich habe einen Widerwillen dagegen, mich fröstelt, wenn ich daran denke sie anzurühren; sie hat etwas von der Glätte der Schlange, von der Kälte des Fisches, und zuweilen denk' ich gar, wenn Gänse keine Flügel hätten, würden sie solche Hände haben. Der Fuß ist primitiver geblieben. Mag die Fürstin ihn verzärteln und die Bäuerin ihn verderben, wird er dort welk und hier hart — dennoch muß er den Leib stützen, tragen, wenden, ist eins mit ihm, wie der Sockel mit der Säule, und sein Auftreten, seine Haltung entsprechen dem Charakter der Besitzerin u. s. w."

Auf einem großen **Fuße** *leben* bedeutet so viel als ein vornehmes prachtvolles Leben führen, und hat von einem künstlich vergrößerten Fuße seinen Ursprung erhalten. *Geoffroi Plantagenet*, Graf von *Anjou* war einer der schönsten und beliebtesten Männer seiner Zeit, er hatte aber das Unglück, daß an dem Vordertheile eines seiner Füße ein Fleischgewächs wucherte, welches allmälig eine bedeutende Größe erreichte. Er war demnach gezwungen, ungewöhnlich lange, an der Spitze gekrümmte Schuhe zu tragen, die bald Mode wurden. Einer wollte nun durch große Schuhe immer mehr vornehmer sein als der Andere, und so enstand die Redensart: „Etre sur un grand pied," die auch in's Deutsche übergegangen ist. Man trieb es zuletzt so weit, daß von der Kanzel dagegen gepredigt wurde, und daß König Karl V. ein ausdrückliches Verbot dawider ergehen lassen mußte.

G.

Der siebente Buchstabe im ABC; im Griechischen „Gamma," im Hebräischen „Gimmel," ist ein Gaumenlaut, also ist seine Aussprache eigentlich Geschmackssache und schwankt zwischen „j", „ch" und „k„: und der Geschmack der Berliner ist es, anstatt

„eine gut gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes," auszusprechen, lieber zu sagen:

„eine jut jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes."

Dieser Buchstabe G ist ein gewaltiger Stein des Anstoßes auf dem Künstlerpfad deutscher Histrionen! Es ist sonderbar, daß so viele Schauspieler — und selbst auf Hofbühnen — das G und K so gern und mit solcher Leidenschaft zur Gleichberechtigung bringen! Ich hörte gar oft eine Schauspielerin zur Declamation heraustreten, sich graziös verbeugend und beginnen:

„Die Graniche des Ibigus!"
(Die Kraniche des Ibikus)

dann setzte sie sich in Positur und versetzte dem guten Schiller folgende Declamation:

„Zum Gampf der Waken und Kesänke,
Der auf Gorinthos Landesenke,
Der Kriechen Stehme froh vereint,
Zok Ibigus, der Kötterfreund!"

Wie oft hört man eine „Liebhaberin" in Verzweiflung ausrufen: „Mein Kram hat keine Kränze, er ist am Kipfel ankelankt;"

(Mein Gram hat keine Gränze, er ist am Gipfel angelangt.)

Wie oft spreizt ein recitirender Histrio die Arme aus und ruft pathetisch:

„Klaubt mir, das Klück ist dem Geken kewogen"
(Glaubt mir, das Glück ist dem Kecken gewogen.)

Ein Preuße fragte einmal Jemand um die bestimmte Regel, wo er „mir" und wo er „mich" zu sagen habe, und erhielt die unglückliche Antwort:

„Ueberall wo Sie „mir" sagen, sagen Sie „mich" und wo Sie „mich" sagen, sagen Sie „mir". — Eben so habe ich schon vielen Schauspielern den Rath gegeben, wo sie „G" aussprechen, „K" auszusprechen, und wo sie „K" aussprechen, „G" auszusprechen.

G ist ein bedeutender Lebensbuchstabe, mit ihm beginnen die drei inhaltschweren Worte: „Geld, Gold, Galgen."

„Dem Menschen ist all sein Werth geraubt,
Wenn er nicht an die drei Worte glaubt."

Ich gab einmal folgende Definition dieser drei inhaltschweren Worte:

„Was ist Geld?"

Geld ist ein Ding, wodurch der Mensch aufhört, „Etwas" zu sein und anfängt „Jemand" zu sein.

„Was ist Gold?"

Gold ist ein Maß, welches den Werth der Menschen bestimmt, die nichts werth sind.

„Was ist der Galgen?"

Der Galgen ist ein gebautes Compliment, das sich die Leute machen, um zu beweisen, daß es auch „Galgenstricke" geben muß.

„Ge" ist eine Vorsetz-Sylbe, die wie viele deutsche Vorsätze selbst, bald etwas bald nichts zu bedeuten hat. In „Gehorchen" — „Geduldeu" ist sie müßig, sehr beschäftigt und bedeutsam ist sie in „Gewürm" — „Geschreibsel" — „Gerede" — und „Gewinsel.

„G" ist in der Tonkunst das fünfte Rad am Wagen, d. h. der fünfte Hauptton in der Tonleiter, eine Leiter, durch welche man bei Polyhymnia zum Fenster hineinsteigt, deren Sprossen aber nichts davon haben.

„G" als „Tonschlüssel" ist so zu sagen ein „Linien-Wächter" und zeigt die Ordnung der Töne an, es ist eine der diplomatischen Bestrebungen, es zeigt nämlich an, wo eine „Note an ihrem Platze ist". Bei der Violine ist die G-Saite diejenige, durch welche Paganini der Violine eine neue Seite abgewann.

M. G. Saphir.

Gabeln. Ein geistreicher Franzose hat die Behauptung aufgestellt, daß man den Standpunkt der Civilisation eines Volkes ganz trefflich an der Construction der Gabeln, welcher dasselbe sich beim Essen bediente, abnehmen könne. Als Beweis führt er an: die wilden Völkerschaften brächten ihre Speisen mit einer einzackigen Gabel zum Munde; die nordischen Völker bedienten sich einer Gabel mit zwei Zacken; die Gabeln der Engländer wären dreizackig, und erst die Franzosen hätten vierzackige Gabeln, und nur mit diesen allein ließe sich alles Eßbare essen. Die Gabel ist also das Emblem der Civilisation, und Frankreich, dieser geistreichen Beweisführung zufolge, das civilisirteste Land in der Welt!

Gärber. Ein Gärber in England heirathete die Tochter eines Schlächters. Bei der Trauung werden dort die Glocken geläutet. Jemand fragte einen Bekanten: „Was hat dies Geläute auf sich?" „Nichts!" erhielt er zur Antwort, „als die Verbindung von Haut und Knochen."

Galanterie. Ein humoristischer Gelehrter, der einer Dame eine kleine Summe schuldig war, hatte sich lange Zeit vor derselben nicht sehen lassen. Als die Dame ihn wieder sah, machte sie ihm darüber, daß er sich so lange nicht gezeigt habe, einen freundlichen Vorwurf, mit der Bemerkung: „Ich will doch nicht fürchten, daß dies der kleinen Schuld wegen geschah." — „Nein" erwiederte der launige Schuldner, „so lange ich Sie sehe, vergesse ich Alles."

— In einer Gesellschaft mehrerer Personen von hohem Stande in Paris befand sich auch der Gesandte der hohen Pforte. Eine anwesende Dame, welche sich mit demselben längere Zeit unterhielt, äußerte sich im Gespräche darüber mißfällig, daß der Islam dem Manne mehr als eine Gemahlin zu nehmen erlaube. „Der große Prophet," entgegnete der Gesandte, „gestattet dies nur darum, daß ein Gatte in mehreren die Eigenschaften, wenn auch nicht finden, doch suchen könne, die sich alle in Ihnen, meine gnädige Frau, zu dem schönsten Kranz vereinen."

— Ein ehrlicher Bürger aus einem kleinen Städtchen ging über Land, um bei einem benachbarten Rittergutsbesitzer ein paar junge Schweine zu kaufen. Kaum war er in's Haus getreten, als die Tochter des Edelmanns, ein schönes, liebliches Mädchen, ihm begegnete und ihn grüßte: das freute den Bürger recht sehr. Er wollte galant sein, ergriff die Hand des Fräuleins, drückte sie und sagte: „Fräule! wenn die Schweine, die Ihr Papa verkauft, Ihnen ähnlich sind, so müssen sie wahrlich recht schön sein."

Unbelohnte **Galanterie**. Eine Dame, welche den Wettrennen beiwohnte, die zu Chantilly gehalten wurden, und die ganze Modewelt von Paris versammelten, wünschte weißen Fliederzweig zu haben. Nach drei Stunden war derselbe angekommen. Ein galanter Herr überbrachte ihr denselben. „Wo haben Sie ihn gefunden?“ fragte sie. — „Vier Stunden von hier.“ — „Wie kamen Sie dahin?“ — „Ich jagte im Galopp fort und ließ mir ein Pferd von dem Herrn *** dazu leihen.“ „Ach,“ entgegnete die Dame, „Herr *** ist sehr liebenswürdig; danken Sie ihm in meinem Namen.“

Ein Streit um den **Galgen**. Der Magistrat einer kleinen Stadt in der K—M— hatte einen Theil seiner Kämmereigüter in Erbpacht gegeben, unter welchen sich auch ein Stück Land befand, worauf der Galgen errichtet war. Nach Verlauf einiger Zeit ließ der Magistrat auf dem Hügel des Galgens eine Schonung anlegen. Der Erbpachter fand sich dadurch in Benutzung seines Ackers beeinträchtigt, und suchte aus seiner erhaltenen Erbpachtverschreibung zu beweisen, daß dem Magistrat das Recht nicht zustehe, den Galgenberg auf irgend eine Weise zu benutzen. Der Magistrat erwiederte dem Erbpachter auf seine desfallsige Vorstellung mit folgenden Worten: „Der Magistrat zu N. will zwar dem Erbpachter N** den Galgen nicht streitig machen, was aber die Benutzung des Galgenberges anlangt, so glaubt er dazu aus nachstehenden Gründen vollkommen berechtigt zu sein u. s. w.“ Der Erbpachter, den diese Zweideutigkeit verdroß, suchte nun in einer Gegenschrift die Gründe des Magistrats zu widerlegen und fing seine Deduction folgender Gestalt an: „Der Unterzeichnete ist weit entfernt, dem löblichen Magistrat der Stadt N. seine Ansprüche an dem Galgen streitig zu machen, er räumt ihm vielmehr dazu nicht allein ein vorzügliches, sondern sogar ein ausschließendes Recht ein, und kann es ihm daher auch nicht verdenken, wenn er ihn zu einer Schonung für sich machen will, in sofern er sein Recht nur nicht auf den umliegenden Grund und Boden auszudehnen gemeint ist, u. s. w.“

Galgen. Was ist der Galgen? — Der Galgen ist ein dreibeiniges Compliment, welches sich die Leute gegenseitig machen, um sich einzureden, wer nicht daran hängt, sei ein ehrlicher Mensch.

Galgen-Vortheile. Ein Straßenräuber sagte zu seinem Kameraden: „Unser Gewerbe ist schon recht gut, wenn nur der Galgen nicht wäre.“ „Du Narr,“ erwiederte der Andere, „der Galgen ist ja gerade, der unser Gewerbe aufrecht erhält. Wenn der nicht wäre, hätten wir so viel Cameraden, daß Einer den Andern bestehlen möchte.“

Als **Gall's** Schädellehre an der Tagesordnung war, legte ein vor-

nirter Herr eine Sammlung von Todtenköpfen an. — „Was mag ihn denn wohl auf diesen Gedanken gebracht haben?“ — „Die Sympathie,“ versetzte M. (Vermuthlich, weil die Todtenköpfe auch kein Gehirn haben.)

Bei des Doctor **Gall's** Vorlesungen über die Organenlehre in Braunschweig war der verstorbene Herzog von Braunschweig fast immer sein Zuhörer. Als der Herzog, nach einer Vorlesung, einst einen Schädel nach dem andern in die Hand nahm, fiel ihm einer darunter, wegen seines besondern starken Organs des Raufsinns, auf. „Euer Durchlaucht ahnen wohl nicht, welchen Todtenkopf Sie in Händen halten,“ sagte Gall, „ohngeachtet Sie ihn einst recht gut gekannt haben.“ — Der Herzog stutzte. — „Es ist der Schädel des Mannes, der Ihnen am Rhein viel zu schaffen gemacht hat. Es ist der Schädel des General Wurmser.“ — „Alter Bekannter!“ rief der Herzog aus, „hätte ich Dich doch bei Weißenburg so ruhig und verträglich gefunden als jetzt.“

Galle. „Liebes Kind,“ sagte eine geizige Frau zu ihrem Manne, der sehr viel Zucker in seine Kaffetasse warf: „Viel Zucker macht Galle.“ — „Ja wohl“ erwiederte er lakonisch, „aber nur bei Frauen, nicht bei den Männern.“

Gallerie. Ein Kunstliebhaber, welcher im Besitze einer werthvollen Bilder-Gallerie ist und zu viel, für sein Vermögen, daran gewendet hatte, unterhielt sich in Dresden über einen dortigen Comiker, dessen Streben nur immer auf den Beifall der niedern Klasse gerichtet ist. „Wissen Sie auch,“ sagte er zu einem Freunde, „daß dieser Comiker es ganz so gemacht hat wie ich?“ — „Und wie so?“ — „Ei nun! er wie ich, haben zu viel zum Besten der Gallerie gethan.“

Gang. Von einer schlechten Schauspielerin äußerte Jemand: „Welch einen Gang hat dies Weib!“ L. versetzte: „Man freut sich immer, wenn sie geht.“

— Geschwinder Gang gehört für Postpferde, Amtsboten und Briefträger. Reitpferde empfehlen sich durch einen leichten, Frauenzimmer durch einen reizenden Gang. Der Gang eines Professors ist gravitätisch und langsam, aber den langsamsten Gang gehen die Schnecken und die Prozesse.

Jenseits des **Ganges.** Ein Candidat wartete im Gange des Amtsgebäudes auf seinen Protektor, den Hofrath ***. Er las dort auf

einer Tafel: „Das Bureau des Herrn Hofrathes *** befindet sich jenseits des Ganges.“ Da sank ihm der Muth, in — Indien sein Glück zu versuchen.

Gans — ein zweibeiniges Thier, das seiner geistigen Fähigkeiten wegen nicht sehr berühmt ist; aber Gänse sind durchaus unentbehrlich und wenn sie nicht immer schnattern, kann man sie wohl leiden.

— Eine wandernde Truppe führte in einem Städtchen den unverwüstlichen „Freischütz“ auf. — Agathe, eines Schulmeisters Tochter aus der Umgegend von Taubenheim, machte ihren ersten theatralischen Versuch zu allgemeiner Zufriedenheit. Im letzten Acte, wo Max nicht schießen soll, hatte sich im entscheidenden Moment ein Hausthier in der Scheune eingefunden, welche hier die Welt bedeutete; Agathe, ein ländliches Mädchen ohne Furcht und Tadel, in der Meinung, daß Maxens Rohr sich auf diesen Vogel richten werde, der gleichwohl für eine Taube viel zu groß war, schrie, hingerissen von naturgeschichtlichen Erinnerungen des Vaterhauses: „Max, schieß nicht, ich bin die Gans!“

Wettstreit mit **Gänsen**. Ein junges, lustiges Mädchen wollte einen alten Gelehrten, den sie für einen Pedanten hielt, weil er keine Pfänder mitgespielt hatte, necken. Sie fragte ihn daher, ob er sich getraue, zehn Minuten auf einem Bein zu stehen. „Mademoiselle,“ sagte er, „Sie thun wohl, daß Sie daran zweifeln; denn ich habe es bis jetzt wirklich für sehr albern gehalten, mich mit Gänsen in einen Wettstreit einzulassen.“

Gänsefüße. Warum nennt man die vier Strichelchen („ “), mit welchen man im Schreiben eine andere Stelle anführt: „Gänsefüße?“ Weil man überzeugt sein kann, daß, je dümmer eine Gans, desto sicherer ist man angeführt!“ S.

Garçon. Ein Gast sagte zu einem Kellner: „Lieber Freund, Sie müssen sich verheirathen — das Beste, was Sie thun können.“ — „Warum?“ fragte der Kellner. — „Nun, als Garçon taugen Sie nichts.“

Garnerin. Als Herr Garnerin in Frankfurt a. M. zur Füllung des Ballons in den verschlossenen Raum eintreten wollte, wies ihn die Schildwache zurück. Entrüstet sagte er: „Je suis Garnerin.“ — Das glaab ich garn, daß er garn herei möcht (gern herein möchte), meinte der ehrliche Sachsenhäuser Rekrut, und ließ ihn stehen.

Garrik war der einfachste, der beste und der unterrichtetste Mensch, der jemals die Bühne betreten. Er war nicht nur der Freund der armen Schauspieler, denen er oft seine volle Börse in die Hand schüttete, sondern auch der Dichter und großen Herren. Sherry nannte ihn, wie Byron erzählt, seinen theuren Pylades. Garrik durchreiste oft die Provinzen Englands, noch öfter aber streifte er in den Landesbesitzungen um London herum. Jene Lord Londonderry's, unweit Hatfield, war sein gewöhnlichster Aufenthalt. — Unter den Vergnügungen der Jagd und des Fischfanges gewann er da auch Muße, über seine großen Gestaltungen des Hamlet oder Romeo nachzudenken. Er liebte leidenschaftlich den Fischfang. Er brachte damit gewöhnlich vier oder fünf Stunden des Tages zu. Es war nicht selten, Romeo mit dem Hahnenruf aufstehen und seine Angelleine in das Bassin von Carlton-House werfen zu sehen, wo der Gründling nicht immer dem Befehle des großen Mimen gehorchte und sich fangen ließ. Wenn dies geschah, kam Garrik immer still und niedergeschlagen nach Carlton-House zurück, und nahm verdrießlich sein Frühstück zu sich. — Eines Tages war Alles auf der Jagd; es war ein großes steeple-chase, die Echos von Carlton wiederhallten von den Hornstößen Andersons, des alten Büchsenspanners des Prinzen von Wallis. Der Herzog von Guiches, damals Gesandter in London, hatte gerade diesen Tag gewählt, um Lord Londonderry zu besuchen. Der Herzog von Guiches, voll Eleganz, schönem Benehmen, hatte eine große Leidenschaft für das Trauerspiel. Er kam in Carlton-House an; fand Alles still, er geht durch drei oder vier der untern Zimmer und stößt auf Niemand, endlich sieht er an einer Treppe einen Mann, welcher starr einen Karpfen betrachtete, dessen Schuppen in der Sonne diamantenartig glänzten. Er hatte eine weiße Jacke an, und sah aus wie ein Hausintendant. — „Wo ist Lord Londonderry, Sir?" — „Er ist auf der Jagd, und kommt erst um acht Uhr zurück." — Da läutete die Glocke zum Frühstück. Der Herzog und der Mann in der weißen Jacke begaben sich in den Speisesaal. Als der Thee aufgetragen war, schwatzte man. — „Sir," sagte der Herzog, „Sie haben ganz den Accent Garrik's, Sie sind es vielleicht selbst." — Garrik bejahte es und der Herzog drang in ihn, ihm eine Scene des Hamlet vorzuspielen. Garrik hielt in der einen Hand ein Messer, in der andern eine Butterstolle. So trug er den erhabenen Monolog des Hamlet vor.

— Als der Schauspieler Woodward zum ersten Male die Rolle eines Liebhabers in einem Lustspiele übernahm, wohnte Garrik, theils aus Neugier, theils auch aus einer Anwandlung von Mißgunst, der Vorstellung bei. Woodward fragte den Tag darauf Garrik, wie er mit seinem Spiele zufrieden gewesen und setzte hinzu: „Wenigstens habe ich mir alle Mühe gegeben, die Schönheiten in der Rolle her-

auszuheben." — „Das haben Sie allerdings," erwiederte Garrik; „denn ich habe sie Alle vermißt."

Garrik. Ein Wucherer fragte einst Garrik in einer Gesellschaft, was er unter Rechtschaffenheit verstehe? — „Wozu die Frage?" versetzte Garrik; „mischen Sie sich doch nicht in Sachen, die Sie nichts angehen."

— Als Garrik das letzte Mal in Paris war, lud Preville, der für einen der vollkommensten Schauspieler des französischen Theaters gehalten wurde, ihn auf sein Landgut ein. Garrik, der eben in lustiger Laune war, that ihm den Vorschlag, in einer der Miethkutschen hinzufahren, die von Paris nach Versailles gehen, da Preville's Landgut an diesem Wege lag. Als sie sich eingesetzt hatten, befahl er dem Kutscher zuzufahren, der ihm aber antwortete, er müßte erst seine Zahl von vier Personen haben, sobald er die hätte, würde er fahren. Garrik kam auf einen Einfall, wodurch er zugleich seinem Collegen ein Pröbchen von seiner Kunst geben wollte. Unterdessen nämlich, daß der Kutscher sich nach andern Passagieren umsah, hüpfte er aus der Thür, ging um die Kutsche herum, verstellte sein Gesicht, und bot sich dem Kutscher als einen dritten Passagier an, ohne daß Letzterer das geringste von dem Betrug merkte. Dies that er noch einmal, und wurde wider Preville's Erstaunen als ein vierter Passagier aufgenommen. Nun sprang er zum dritten Mal heraus, und redete den Kutscher als Fremder an, der ihm aber mit grämlichem Tone antwortete, er habe seine Zahl voll. Er würde auch wirklich ohne ihn abgefahren sein, wenn nicht Preville herausgerufen hätte: da der fremde Herr nur ein kleiner Mann wäre, so wollten sie ihn noch mit einnehmen, und schon sehen, wie sie Platz fänden.

Als **Garrik** noch jung war, lebte ihm ein Onkel, der ihn seines mimischen Talentes wegen sehr lieb hatte, und ihn mit Geld, Aufmerksamkeiten aller Art und Liebkosungen überhäufte. Als aber der brave Mann endlich sah, daß sein Neffe seine Güte mißbrauchte, sagte er ihm verdrießlich: „Höre, ich mag Dich nicht mehr sehen und hören. Du machst mich weinen, wenn Du willst, und lachen, wenn ich es nicht will. Von nun an schreibst Du mir, wenn Du meiner bedarfst; ich werde Dir nur auf Briefe antworten, denn, wenn ich Dir in's Gesicht antworten muß, so habe ich keinen Willen mehr." Giebt es ein schöneres Lob für die Macht des Talentes!

Garten-Aufschrift. Der Banquieur R. in L. besaß einen Garten voll der schönsten Blumen, zu welchem einem Jeden der Zutritt gestat-

tet war. Damit man aber nichts abpflücken möchte, las man über der Gartenthür folgende Inschrift:

„Tausend Augen habe Du,
Aber keine Hand dazu."

Gas statt Oel. Als die Benutzung des Gases zur Beleuchtung zuerst bekannt geworden, sprach man davon überall in Paris. Auch ein dort sich aufhaltender Irländer hatte in einer Restauration viel davon reden gehört, und man war darüber einverstanden, daß es den Vorzug vor dem Oele verdiene. Als ihm ein Diener einen Teller mit Spargel vorsetzte, den er von dem Speisezettel gewählt hatte, fragte derselbe ihn: „Ist Ihnen holländische Sauce oder Oel dazu gefällig?" — „Nichts von Beiden!" versetzte der Irländer, „ich will Gas zum Salat."

Gasbeleuchtung. In einer Gesellschaft war von der Gasbeleuchtung die Rede. Ein Fräulein, das hochdeutsch sprechen wollte, sagte: „O, ich liebe das Gaislicht ungemein."

Nicht auf der **Gasse.** Jüngst bettelte eine Frau gegen Abend auf der Gasse die Vorübergehenden mit den Worten an: „Ich bitte Euer Gnaden recht inständig um ein Almosen, ich bin keine Person, die auf öffentlicher Straße bettelt, sondern eine recht verschämte Hausarme."

Die dummen **Gäste.** Es saßen nur zwei Gäste im Schenkzimmer und beklagten sich bei dem Wirth, daß der Aufwärter so langsam sei. Da las der Wirth dem Aufwärter den Text und sagte unter anderem auch im Zorne: „Er langsamer Kerl! nicht einmal zwei so dumme Gäste kann er bedienen, was wird's erst werden, wenn das ganze Zimmer voll ist."

Gastfreiheit. Bei einem Streit über Gastfreiheit, der einst in Hamburg an einer Gastwirthschaftstafel von Personen verschiedener Länder geführt wurde, sagte ein Bewohner von London, welcher lange geschwiegen, endlich mit einem triumphirenden Ton: „In Ansehung der Gastfreiheit geht kein Land über Altengland; dort kann Jeder für Geld Alles haben, was nur sein Herz begehrt."

Gasthof-Anekdoten. Ein einfältiger Reicher befand sich mit mehreren seines Gleichen in einem Gasthause. Einige Leute von geringerer Classe traten mit bedecktem Kopfe ein, worauf Jener sie folgendermaßen anredete: „Ihr Flegel, nehmt doch Eure Hüte ab! Sehet ihr nicht, daß wir Alle enthauptet sind!

Gasthof-Leben. Herr von D. mußte auf einer Reise im Wirthshause in einem Zimmer übernachten, in welchem die Wände große Risse hatten. Er beklagte sich darüber hernach und sagte: „Ich lag in einem Zimmer, wo durch die Spalten der Wände die ganze Nacht über das Tageslicht schien."

Gasthaus-Scenen. Der Sänger F., dem ebensowenig bei seiner Lebensweise das Metall in der Kehle bleiben konnte, als er das Metall in der Tasche zu behalten weiß, war in Breslau mit 2000 Thlrn. engagirt, aber nach sechs Wochen schon so tief verschuldet, daß er hungern mußte. Da erbarmte sich seiner der Wirth der Theater-Restauration und gab ihm ein Mittagstisch-Abonnement auf bessere Zeiten. Als eines Tages der Wirth nicht zu Hause war, ersah F. die gute Gelegenheit und forderte vom Kellner eine Flasche Champagner. Eine Flasche mußte der andern folgen, F. hielt die ganze Tischgesellschaft frei. Da kommt der Wirth nach Hause und sieht eine ganze Batterie Champagnerflaschen vor F. stehen. Erstarrt ruft er den auf Wirths-Kosten freigebigen Gast bei Seite und sagte ihm leise: „Aber Herr F., Sie wissen, daß ich Ihnen den Mittagstisch auf bessere Zeiten creditire, allein mit dem Wein ist es ein Anderes, der kann nicht auf die Rechnung kommen. — Beleidigt fuhr F. den Wirth an: „Habe ich Ihnen denn schon gesagt, daß Sie den Wein auf die Speiserechnung setzen sollen? Schreiben sie ihn nur auf ein besonderes Conto."

Gasthof-Scenen. Ein Reisender kam neulich sehr müde in ein Gasthaus, aber da alle Betten bereits besetzt waren, blieb ihm nichts anderes übrig, als auf dem Billard zu schlafen. Den anderen Tag mußte er 2 Thaler bezahlen, denn da der Gebrauch des Billards die Stunde 6 Groschen koste, er aber von 11 Uhr Abends bis 7 Uhr früh darauf gelegen habe, so mache dies 2 Thaler.

Amerikanische **Gasthöfe**. Ein Reisender in einer kleinen amerikanischen Stadt, tobte gegen den Aufwärter: „Was machst Du schwarzer Schurke," rief er zornig, „schon zwei Mal hast Du mich geweckt, um mir zu sagen, daß das Frühstück fertig sei, und da ich nicht darauf höre, weil ich noch schlafen will, ziehst Du mir das Bettuch herunter?" — „Ich kann nicht anders, lieber Herr!" erwiederte gelassen der Neger, „es soll als Tischtuch gebraucht werden."

Rechenkunst der **Gastwirthe**. Wenn ein Wirth durch fingerbreites Leerlassen der Gläser 6 Maß Bier an einem Eimer profitirt, wie viel gewinnt er in einem Jahre, wenn er täglich 5 bis 6 Eimer auf solche Art ausschenkt! Man glaubt die Auflösung dieses Exempels sei ein Capitel aus dem bekannten Buche: „Die Kunst reich zu werden."

Gastwirths-Vorsicht. Ein Wirth fragte seine Magd, ob sie den Gästen außer den Speisen und dem Weine auch das Bier angeschrieben habe. Sie besann sich ein wenig, und gab dann „Ja!" zur Antwort. — „Wenn Du es nicht recht gewiß weißt," sagte der Wirth, „so schreib es lieber noch einmal an."

Gaudy, Franz Freiherr von, Dichter. Am Morgen des 3. Februar 1840, wo ihn der Schlag traf, arbeitete er an einem Gedichte: „Der Geizhals von Mexiko." Plötzlich aufspringend zum Schlusse, schrieb er folgende prophetische Verse nieder:

Da trat mit fälligem Wechsel in der Hand
Ein harter Gläubiger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt.

Auch eine andere fatalistische Merkwürdigkeit erzählt man in Bezug auf den Tod Gaudy's. Am Tage seines Todes schreibt seine auswärtige Schwester einen Brief an ihn, den er nicht mehr erhielt, die Oblate, die sie zufällig erfaßte, war ein Todtenkopf mit der Devise: j'étais, je suis, je serai!

Gauffin. Die berühmte Gauffin lebte in einem zärtlichen Verhältnisse mit dem Financier Bouret. In einer Stunde des Entzückens unterzeichnete er seinen Namen auf ein gestempeltes Blatt und übergab ihr dieses. Es hing von ihr ab, ein Eheversprechen oder einen fürchterlichen Wechsel über die Unterschrift zu setzen. Nach einiger Zeit, bei kälterem Blute, wird ihm bange vor dem Gebrauch, den sie davon gemacht haben kann. Er frägt furchtsam an, er dringt endlich in sie, um zu erfahren, was aus dem Blatt geworden ist. Sie lacht über seine Angst; sie neckt ihn, endlich zeigt sie es ihm vor. Er schlägt es eilig auf und findet die Worte: „Ich verspreche, meine Gauffin ewig zu lieben."

Gazette. Ein Witzkopf leitete unlängst den Namen Gazette nach vielem Hin- und Herdenken von Gazelle (einer Ziegen-Gattung) ab, weil die Ziegen zu den wiederkäuenden Thieren gehören!!

Geben. Willst Du der Erde Seligkeit gewinnen, so öffne zum Geben Deine Hand, zum Nachgeben Dein Gemüth, zum Vergeben Dein Herz.

Naives **Gebet.** Ein Schneider verirrte sich im Thüringer Walde. Als er gar keinen Ausweg fand, rief er in seiner Noth: „Lieber Gott, du hast mir ja aus Mutterleibe geholfen, helf mir doch auch aus dem Thüringer Walde.

Geburtstag. Ihre Geburtstage vergessen die Mädchen nicht leicht. Mit dem Geburtsjahr geschieht ihnen aber meistens dieser Streich, wenn sie ihren Geburtstag schon etwas oft gefeiert haben.

Beschämung eines **Gecken.** Eine junge schöne Gräfin, erst seit wenigen Wochen verheirathet, erschien mit ihrem Gemahl auf einem Balle. Da sie sich nicht ganz wohl befand, so beschloß sie, nicht zu tanzen. Es war natürlich, daß sich alle Tänzer darum bewarben, mit einer so reizenden Frau zu tanzen; alle erhielten eine höfliche abschlägige Antwort. „O," sagte ein eitler Zierbengel so laut, daß es die Gräfin hörte, zu einigen Bekannten, „Euch hat sie zwar den Korb gegeben, aber, was gilt die Wette, mir schlägt sie's doch nicht ab." Mit kecker Zuversicht nahte er sich ihr, und forderte sie zu einer Polonaise auf, die eben getanzt werden sollte. Zum großen Erstaunen derjenigen, mit welchen der Zierbengel eben gesprochen, reichte sie ihm die Hand, machte einige Touren durch den Saal, und bat dann, sie wieder nach ihrem Sessel zu führen. Triumphirend wandte er sich darauf zu den umstehenden Bekannten, und sagte: „Nun, hab' ich nicht recht gehabt?" „Allerdings," sagte die Gräfin, „aber wissen sie auch den Grund? Mein Mann ist etwas eifersüchtig, und da bat er mich, ihm zu Gefallen mit Keinem zu tanzen, wobei seine Leidenschaft auch nur im Geringsten rege gemacht werden könnte. Da war nur hier in der ganzen Gesellschaft kein Einziger, als Sie, dem ich die Hand zum Tanze reichen könnte."

Gedanke. Ich habe einen guten Gedanken," sagte Jemand in einer Gesellschaft. — „Das nimmt mich Wnnder!" versetzte ein Anderer.

Gedankenstriche. Nicht ungelegene Vorsichtsmittel, um den „Schlägen mit dem Fiedelbogen um's Maul" zu entgehen, wenn man den Mund zu voll genommen hat, um die Wahrheit zu sagen. — Auch werden sie in philosophischen und anderen langweiligen Aufsätzen — — als Pausen betrachtet, in denen die Leser nach Belieben, um sich den Schlaf zu vertreiben, Tabak schnupfen und husten, oder sich räuspern, sammeln und der Geduld, wenn sie selbe verlassen haben sollte — nachlaufen können.

— Ein Gedankenstrich bedeutet entweder das Grab eines Gedankens, welchen der Schreiber hatte, oder die Wiege eines Gedankens, den der Leser haben soll.

Prämie für das beste **Gedächtniß.** Herr von Saint Foix hatte in seiner Jugend in seinem Vaterlande Bretagne, von einem seiner

Bekannten einen Thaler geliehen. Dieser besuchte ihn nach Verlauf von fünfzehn Jahren in Paris, und erinnerte ihn an seine alte Schuld. Saint Foix rief sogleich einen Bedienten und sagte zu ihm: „Hol' eine Leiter und sieh zu, ob nicht dort oben auf dem Schranke ein Buch liegt.“ Der Bediente gehorchte und langte seinem Herrn ein altes bestäubtes und von den Motten und Mäusen halb zerfressenes Buch herunter. „Da haben Sie,“ sagte Saint Foix zu seinem Gläubiger, der alle diese Anstalten mit großen Augen angesehen hatte; „da haben Sie eine Prämie, die ich einst als Schüler für mein gutes Gedächtniß erhalten habe. Ich sehe, Sie verdienen sie mehr, als ich.“

Gedruckt, nicht geschrieben. Eine Berliner Köchin las eines Abends einen Roman, als der junge Herr dazu kam und sie fragte: wer die Erzählung geschrieben hätte? „Se wollen mir wohl foppen,“ rief das Mädchen, „das sehen Se doch, das es gedruckt is.“

Die **gefährlichen** Kranken. Man tadelte einen Arzt, der alle seine Patienten für gefährlich ausgab. „O, er hat vollkommen Recht so zu sprechen,“ sagte Jemand, „denn wirklich sind alle Patienten, die er zu behandeln hat, gefährlich dran.“

Der **Gefällige**. Bei einem Gewölbe war auf dem Laden Folgendes zu lesen: „Wenn Niemand im Gewölbe ist, so bittet man höflichst nur hier anzuläuten.“ Ein Vorübergehender las die Aufschrift, schaute dann durch die Glasthür des Gewölbes, und da er dieses leer sah, läutete er aus allen Kräften. Alsogleich kam der Kaufmann aus dem ersten Stockwerke herab, und fragte, was der Läuter befehle? „Gar nichts,“ antwortete dieser, „aber weil hier höflichst gebeten wird, man soll anläuten, wenn Niemand im Gewölbe ist, so hab' ich Ihnen den Gefallen thun wollen,“ — und ging weiter.

Gegenbesuch. In einem Kaffeehause bekamen zwei Bürger einen heftigen Wortwechsel. Einer schrieb des Abends aus Rache an die Thür des Andern: „Lumpenkerl.“ Letzterer begab sich unverzüglich nach dem Hause seines erbosten Nachbars; die Magd aber sagte: ihr Herr sei nicht zu Hause, und bot ihm Papier an, wenn er etwas Schriftliches hinterlassen wollte. Er antwortete: „Dies ist nicht nöthig, Sie darf nur Ihrem Herrn sagen, daß ich seinen Namen an meiner Thüre angeschrieben gefunden, und es für meine Schuldigkeit erachtet habe, ihm meinen Gegenbesuch zu machen.

Gegen den Strom. Eine Frau fiel ins Wasser und ertrank. Ihr Mann kam, und suchte sie an der Stelle, wo sie hinabgestürzt war,

den Strom hinauf. „Bist Du toll," riefen ihm die Leute zu, „sie wird mit dem Strome geschwommen sein?" — „Das glaube ich nicht," entgegnete der Mann, „sie ist in unserer Ehe immer gegen den Strom geschwommen."

Gegenseitig. Ein Herr heirathete ein häßliches Mädchen, und wollte wenigstens an ihrem Hochzeitstage sich galant gegen sie bezeigen. In dieser Meinung sagte er zu ihr: „Meine Beste, so häßlich Sie auch sind, so werde ich Sie doch so innig lieben, als wenn Sie die Schönheit selbst wären." — „Und ich," versetzte sie, „werde gleichfalls nie in meiner Liebe erkalten, so dumm sie auch sind, und sie stets für den geistreichsten Mann halten."

Gegessen oder gessen? Es galt unlängst eine große Wette zwischen zwei jungen Gelehrten Deutschlands, was der Reinheit der Sprache entsprechender sei: gessen oder gegessen. Adelung's Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angeführt, und entschied für „gegessen." Der Ueberwundene zahlte die Wette and legte folgendes Quodlibet bei:

„Ich habe mich kläglich gegirret,
Ich finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätt' ich niemals gegahnet!
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegadelt,
Und setzt für gessen gegessen,
D'rum sei dir die Gabe gegopfert,
Nach der du die Lippen gegöffnet.
So sind nun die Berge gegebnet,
So ward mir das Schiffchen gegentert,
So hast du die Lorbeern gegerntet,
So wirst du von Allen gegehret,
Und ich von Niemand gegachtet,
Es haben die Ochsen gegackert,
Die Söhne die Väter gegerbet,
So ist die Geschichte gegendet."

Gehalt. Die erste Frage über einen jungen Mann, der auf Freiersfüßen in ein Haus kommt, ist: „Wie viel hat er Gehalt?" — „O, schönes Zeichen der Zeit, kein Mädchen will mehr einen gehaltlosen Mann heirathen!"

Geheimer Dichter. Der geheime Rath von G* las auf dem Museum zu F. eines seiner matten Gedichte vor, wodurch er der Versammlung nicht wenig Langweile gemacht hatte. Nach Beendigung der Vorlesung sagte einer der Zuhörer dem andern in's Ohr:

Apoll' du großer Richter!
Mach' du den Herrn geheimen Rath
Auch zum geheimen Dichter.

Gehen. Dr. Kaiser und Professor Mayer erzählten sich Scenen aus ihrem Studentenleben, wo sie beide arme Teufel waren. Der Doctor sagte, er habe einmal ein so kleines Zimmer gehabt, daß er darin keinen Schritt gehen konnte. — „O, das ist noch nichts," sagte der Professor, „das meine war so klein, daß nicht einmal meine Uhr darin gehen konnte, weßhalb ich sie verkaufen mußte."

Zartes Mittel gegen das schnelle **Gehen**. Es trifft sich oft, daß man mit Personen umgeht, die einen etwas zu schnellen Gang haben, so daß man ihnen kaum nachkommen kann. Sagen will man nichts und so müht man sich ab, mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Wir lesen darüber: „Ich bediente mich häufig einer sonderbaren List, um in dem Sturmschritte eines achtbaren Freundes, mit welchem ich häufig spazieren ging, nach und nach ein menschliches Tempo einzuführen. Hätte ich ihm gerade gesagt: Sie gehen zu geschwind, so würde das eben nicht lange gefruchtet haben, oder wäre eben so unhöflich erschienen, als wenn ich einem zu langsam Gehenden das Gegentheil vorgeworfen hätte. Ich fing also an, eine Arie in der Form eines Marsches ganz nach dem Gangmaße meines Gefährten mit heller Stimme zu trillern, und als ich merkte, daß er unwillkührlich Takt halte, mäßigte ich allmählig das Tempo, bis er zuletzt mich selbst beim Rock faßte, wenn mein Fuß der Cadenz meines Liedes vorzugreifen versuchte. In acht Wochen hatte durch mein Singen der vollblütige Freund das Laufen verlernt."

Gehorchen. Ein Schauspieler wollte sich verehelichen. Seine Cameraden sprachen ihm zu, er sollte doch das nicht thun, und seine Freiheit nicht vergeuden. — Auch der Soufleur, ein guter alter Mann, suchte ihn zu überreden, ja ledig zu bleiben, und brach am Schlusse seiner Rede endlich in die Worte aus: „Herr N*! Sie haben immer auf mich gehorcht, thun sie es auch noch dießmal."

Geißel. Die satyrischen-Schriftsteller scheinen gegen das schöne Geschlecht am meisten erbost: sie nennen die Frauenzimmer eine Geißel; allein sie sind wie die frommen Braminen, die ihre Geißel küssen und keinen Augenblick ohne ihre Geißel leben können.

Geist. Es ist mit dem Geiste der Menschen sonderbar: nach dem Tode erhält er den Menschen unsterblich und ewig, im Leben aber verzehrt er ihn und richtet ihn zu Grunde; so kam ein Taglöhner zu

einem Arzte, und dieser verbot ihm den Branntwein, weil er den Magen verzehrt; da sah der Taglöhner einen Magen in einem Spiritusglase stehen und sagte: „Kurios mit dem Branntwein, da bewahrt er den Magen auf, und nur meinen verzehrt er!

Geist. In einer Gesellschaft in Paris befanden sich drei Romanschriftsteller, ein Publicist, zwei Kritiker, ein Akademiker, ein Tragödiendichter und zwei Vaudevillisten. Die Unterhaltung war sehr lebendig und geistreich. Der eine der Vaudevillisten hauptsächlich sprudelte Bonmots; er war diesen Abend im besten Zuge und trug den Preis des Witzes davon, so saß sein Nebenbuhler, vielleicht neidisch über den Erfolg, indem er eine Aeußerung lobte, welche die Gesellschaft sehr belacht hatte, zu ihm sagte: Sagen Sie, mein Verehrtester, warum bringen Sie Ihren Geist nicht in ihre Stücke?" — Der Andere entgegnete schnell: „Und sagen Sie mir, warum zum Kuckuck bringen Sie Ihren Geist in Ihre Stücke?"

Der Buchstabe tödtet, aber der **Geist** belebt. Ein Onkel vermachte mittelst Testament seinem Neffen die Bibliothek und den Weinkeller. Beides wurde versteigert, weil der junge Mensch noch nicht im Stande war, das Legat gehörig zu gebrauchen. Der Erlös aus der Bibliothek betrug ungefähr 50 fl., der Wein aber wurde mit 5000 fl. bezahlt. Als man sich über dieses artige Vermächtniß wunderte, sagte der Erbe ganz trocken zur Antwort: „Der Onkel wußte wohl, was er that, der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.

Geister-Geschichten. Ein Dienstmädchen, welches auf dem Tische seines Herrn das Journal: Geist der Zeit, liegen sah, bat ihn, er möchte ihr dieses Buch leihen, da es eine große Liebhaberin von Geistergeschichten sei.

Geistes-Abwesenheit. Ein seltenes Beispiel von Geistesabwesenheit erzählen die amerikanischen Zeitungen von einem Kärner aus Vermont, welcher zu Markte fahren wollte. Er hob nämlich das Pferd auf den Karren, spannte sich vor denselben und merkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er wiehern wollte.

Geistes-Gegenwart. Der französische Gesandte in Copenhagen, Marquis von Simon, sieht seinen Daumen und Zeigefinger für die geeignetste Zuckerzange an, wenn er Thee oder Kaffee trinkt, und dies sollte ihm in einer großen Soirée recht übel bekommen. Die Dame, wo sie stattfand, befahl nach einem solchen Manöver dem Bedienten, den Zucker wegzuschütten. Sie hatte es ihm in dänischer Sprache empfohlen, aber mit so ausdrucksvoller Geberde, daß der Gesandte,

wie der ganze diplomatische Cirkel, es verstand, und letzterer theils das Erstaunen, theils die Schadenfreude kaum verbergen konnte; nur der Marquis bleibt dabei gelassen; er setzte mit der Dame die Conversation fort, als ob kein Wörtchen gesagt worden wäre, und schlürfte seinen Thee ganz behaglich aus. — Jetzt war aber die Tasse leer, und mit aller Würde erhob er sich, öffnete das Fenster und warf das kostbare Gefäß hinaus. Lächelnd wendete er sich zu der vor Zorn zitternden Dame: „Ich wollte Ihnen nur die Mühe ersparen, es dem Domestiken zu befehlen; denn verunreinigten meine Finger schon den Zucker, wie mußten meine Lippen erst Tassen beflecken."

Der **Geisterseher.** Der Landgraf Friedrich von Hessen-Cassel hatte gehört, der Pastor R. zu R. sei ein Geisterseher. Als ihn eines Tages der Weg auf einem Spazierritt durch R. führte und er den Pastor am Fenster erblickte, ritt er auf ihn zu und fragte: „Ich habe gehört, Sie können Geister beschwören. Ist das wahr?" — „Ja, Ew. Durchlaucht," erwiederte der Pastor, „sie kommen aber nicht."

Geistreich. Wer das Wörtchen geistreich zusammengesetzt, war gewiß ein arger Pasquillant. Geist und reich stehen selten in Verbindung, aber wenn Jemand reich ist, setzt man den Geist schon voraus.

Geiz ist eine freiwillige Armuth.

Einer, der aus **Geiz** sich selten neu zu kleiden pflegte, zeigte sich eines Tages einem seiner Freunde endlich in einem neuen Kleide und fragte ihn, „Finden Sie es nicht zu kurz?" — „O ja," antwortete der Andere, „ein wenig wohl, aber es wird lang und übrig lang sein, ehe Sie sich wieder ein neues kaufen."

Geiz. Ein sehr reicher Mann hatte eine geizige Frau, und sie trieb oft ihre Oekonomie so weit, daß sie dadurch den Anstand verletzte. Einst hatte ihr Gatte des Abends ein Paar Freunde zum Besuch. Dessen ungeachtet brannte nur ein Licht im Zimmer, das ziemlich groß und dabei noch mit einer dunklen Farbe ausgemalt war. Es herrschte also eine auffallende Dunkelheit. „Liebes Kind," hub der Mann freundlich an, „sei doch so gut und laß noch ein Licht anzünden, damit ich sehen kann, wo das andere steht."

— Ein Geizhals hatte seine goldene Uhr verloren. Um kein dem Werthe dieser Uhr gleichkommendes Honorar dem redlichen Finder geben

zu dürfen, ließ er bekannt machen: Eine Uhr von Tomback ist verloren gegangen. Der ehrliche Zurückbringer erhält zwei Gulden.

Geiz. Ein Geiziger hing sich auf. Sein Bedienter fand ihn, schnitt schnell den Strick ab und rettete ihm so das Leben. Allein bei der künftigen Monatlöhnung rechnete ihm der Herr 40 Kreuzer für den Strick ab, weil er ihn zerschnitten und nicht aufgeknüpft hatte.

Bestrafung des **Geizes.** Alfons, König von Arragonien, der Großmüthigste seiner Zeit, haßte den Geiz als das größte Laster. Wußte er einen reichen Filz ausfindig zu machen, ließ er ihn zu sich kommen und zwang ihn, einen Hut von gediegenem Golde auf den Kopf zu setzen, zwei schwere Barren Silber auf die Schulter zu nehmen, und so beladen, mußte er in der brennenden Sonnenhitze eine ganze Stunde in dem Schloßhofe herumspazieren, wobei der König die Frage an ihn richtete: „Fühlst Du nun, welch' eine schwere Last der Ueberfluß ist?"

Der geprellte **Geizhals.** „Laden Sie mich zu einem Frühstück ein," sprach Einer zu einem Geizigen, „und ich sage Ihnen etwas, was Ihnen lieber sein wird, als hundert Gulden!" — Der Jude war's zufrieden und konnte kaum erwarten, bis er ihm das sagen würde, was ihm angenehmer als hundert Gulden sein würde. Nachdem das Frühstück zu Ende war, sagte der Eingeladene, der recht tüchtig gegessen hatte: „Zweihundert Gulden wären Ihnen gewiß lieber als einhundert."

Gebet eines **Geizigen.** Ein Geizhals in Berlin betete oft also: „Ach Gott! der du die Lilien auf dem Felde kleidest, kleide du doch auch meine Frau und Töchter!"

Geld. Das Geld muß doch auch eine tüchtige Portion Luft enthalten, weil dadurch so manche Menschen aufgeblasen werden.

Geldverlegenheitsursachen. Als man es einst einem berühmten Schauspieler zum Vorwurf machte, daß er bei einer höchst bedeutenden Gage dennoch in steter Geldverlegenheit sei, während andere geringer besoldete Schauspieler reich würden, wie dieß besonders der Fall bei Demoiselle X. wäre, antwortete er: „Was diese Letztere reich macht, das eben macht mich arm."

Gelegenheitsdichter. In einer großen Stadt erkrankte plötzlich ein allgemein geliebtes Glied des regierenden Hauses sehr gefährlich. Die Krankheit wurde gehoben, der hohe Patient genas. Man veranstaltete ein Genesungsfest, das mit einem passenden Gedichte eröffnet werden

sollte. Der Anordner des Festes ging zu einem Dichter-Veteranen, der es verstand, sich bei jeder Gelegenheit in patriotischen Gefühlsversen zu ergießen, und wollte das Festgedicht bestellen. „S'ist schon fertig," sagte der freundlich schmunzelnde Alte, als ihn der Festarrangeur darum anredete. „Wie so?" rief erstaunt dieser aus, „die Feier ist ja kaum eine Stunde zuvor beschlossen worden, und für die ganze Stadt noch ein Geheimniß?"—„Ich habe," erwiederte der Patriot lächelnd, „gleich beim Ausbruch der Krankheit zwei Gedichte geschrieben, eines auf die Genesung, und eines auf den Tod."

Gelehrte. Eine Magistratsperson sagte eines Tages zu Marville, der den Wunsch äußerte, daß man doch auch Hospitäler für arme Gelehrte, die in Gefahr vor Hunger zu sterben sind, errichten sollte: „Ja! das sollte man, und ihnen den Namen: Spitäler für Incurable, beilegen; denn die Armuth ist ein Uebel, von dem man die Gelehrten nie heilen kann."

Gelehrter. Ein verdienstvoller Gelehrter, dem ein Vornehmer seinen Rang gar zu kenntlich machte, sagte: „Mein Herr, ich weiß recht gut, was ich wissen soll; aber auch das fühle ich, daß es leichter ist, über mir, als mir zur Seite zu stehen."

Der Katalog einer **Gemälde**-Ausstellung enthielt unter Anderem zwei Kreidezeichnungen eines Künstlers, welche mit der Bezeichnung unter Nr. 90: „Portrait des Künstlers, von ihm selbst gezeichnet," unter Nr. 91: „Ein Ochsenkopf" aufgeführt waren. Beim Anstecken der Nummern waren aber die beiden eben genannten verwechselt worden, und wer nun nach dem Kataloge das Portrait des Zeichners betrachten wollte, fand einen Ochsenkopf und umgekehrt. Erst nach mehrmaliger Erinnerung ward der Irrthum verbessert.

Gemeine Lasten. In einer kleinen Stadt war der Bürgermeister gestorben, der gerade nicht bei der Bürgerschaft beliebt war. Als die Bürger ihn zu Grabe tragen sollten, weigerten sich dieselben Mann für Mann. Es half aber nichts, denn sie erhielten den Bescheid: daß die Bürgerschaft stets gemeine Lasten tragen müsse.

Die **Gemeinheiten.** Ein Hagestolz wurde gefragt, warum er nicht heirathe. Er antwortete: „Das Heirathen ist allgemein, in der Ehe zankt man sich ungemein, wird sogar handgemein, die Getrauten haben Alles gemein. Sie sehen daher, daß in der Ehe eine Menge Gemeinheiten vorkommen, und ich bin ein Feind aller Gemeinheiten."

Gemurmel der Stände. Ein Ständemitglied kam einmal in den

Ferien nach Hause, und seine Bauern fragten ihn: „warum liest man nie in der Zeitung, daß auch Ihr Etwas gesprochen habt?" — „Leute," sagte er, „das versteht Ihr nicht; lest Ihr nicht oft in der Zeitung: Allgemeines Gemurmel!? Nun, da bin ich auch dabei."

Die verschiedenen **Gemüsearten.** In einem Gasthause sprachen zwei Herren an einem Tische über mehrere Lieblingsgerichte. Der Eine sagte: „Vor allen Gemüsearten liebe ich saures Kraut." — „Nein," antwortete der Andere, „Braten, Braten ist meine Sache. Von Grünspeisen eß' ich nichts als rothe Rüben, weiße Rüben und blauen Kohl."

Genlis. Es war Napoleon jederzeit sehr unangenehm, wenn Frauen sich in ernsthafte politische Gespräche einließen. Als daher einst die Schriftstellerin Frau von Genlis sich gegen Napoleon in ein lebhaftes Gespräch über seine Kriege einließ, sah sie der Kaiser lange mit spöttischer Miene an, und unterbrach sie endlich mitten im Fluß ihrer Rede mit der Querfrage: „Stillen Sie Ihre Kinder selbst?"

Wer ist die **Genua?** Vor Kurzem wurde Halm's „Sampiero" aufgeführt. Nach den im Stücke vorgekommenen Worten: „Genua hat uns so glänzende Anerbietungen gemacht," fragte eine eben so in der Geographie, wie in den andern Wissenschaften sehr bewanderte Dame, den Theaterzettel mehrmals durchmusternd, ihre Nachbarin: „Wer ist denn die Genua? die steht ja nicht auf dem Theaterzettel?"

Genügsam. „Lieber Herr Gott!" betete ein Mann mit Andacht, „bescheer mir doch 100,000 Gulden. Ich will ja gern und gewiß die Hälfte davon an Arme verschenken. Oder, wenn du mir das nicht glaubst, bescheer mir gleich nur 50,000!"

Gerechtigkeit. Einem Gerichtspräsidenten in Frankreich wurde die Bemerkung gemacht, er möge die Entscheidung eines Prozesses verschieben, weil dadurch dem Ministerium ein wichtiger Dienst geleistet werde. — „Wir sprechen hier Urtheile," erwiederte der brave Mann, „aber wir leisten keine Dienste."

— Zu A. wird der Gerichtssaal durch zwei Oefen geheizt, worauf die Statuen der Themis prangen. Ein Fremder, dem man den Saal zeigte, rief mit Verwunderung aus: „Wie oftmal mag hier schon der Gerechtigkeit eingeheizt worden sein?"

Statuten eines „Klein-Mädel-**Gesang**-Vereins."

1) Kein „Mädel," welches in den „Gesang-Verein" aufgenommen werden will, darf unter einem Jahr und über zwei Jahre alt sein.

2) Alle eintretenden Mitglieder, die schon zwei Jahre alt sind, müssen Gesundheits- und Sittlichkeitszeugniß mitbringen.
3) Alle Mitglieder, die schon zwei Jahre alt sind, werden nur dann aufgenommen, wenn sie sich noch nirgends öffentlich haben hören lassen.
4) Die Amme und die Kindsfrau haben zu bestimmen, ob das eintretende Kind Sopranistin oder Altistin werden soll.
5) Der Unterricht zerfällt in drei Abtheilungen: a) Recitativ für höhern Tratsch; b) in Keif- und Zankfugen für dramatischen Gesang und c) in Choralgesang für Kaffee-, Thee- und Theaterprobengeschrei.
6) So wie bei den alten Gesangsschulen Druiden Vorsteher waren, so sind bei diesem Klein-Mädel-Gesang-Vereine auch Truten als Meisterinnen angestellt.
7) Die erste Aufmerksamkeit wird auf die Ausbildung der Kehle gewendet, daher werden sich die Lehrerinnen stets gegenseitig bei der Kehle packen, um den Schülerinnen zu zeigen, wie die heftigen dramatischen Leidenschaften, als z. B. Zorn, Kunstneid, Rache, Scheelsucht u. s. w. sich äußern und entwickeln.
11) Ein Mal im Jahre wird ein großes „Klein-Mädel-Gesangs-Vereins-Concert" gegeben, unter Mitwirkung aller Kinder, die schon geimpft sind. Dabei erscheinen die Lehrerinnen in netten Kinder- und Fall-Häubchen, und dirigiren mit einer Kinderklapper.
12) Körperliche Züchtigung ist nicht in Gebrauch, die Strafen bestehen darin, daß die Zöglingin, die sich eines Vergehens schuldig machte, noch eine Stunde länger bei der Vorsteherin bleiben muß.
13) Als Belohnung und Prämien werden „lebzeltene Reiter" — „kleine Trompetchen" u. s. w. ausgetheilt.
14) Der Zweck dieses Vereines ist bloß der, sich nicht von Männern überschreien zu lassen und immer so viel Bildung zu besitzen, in allen Fällen des Lebens ein Zetergeschrei erheben zu können u. s. w.

Der **Gesandten** Prachtaufwand. Der preußische Gesandte am Londoner Hofe schrieb einst an Friedrich den Großen: „daß seine Besoldung so gering sei, daß er, bei den dortigen hohen Preisen aller Bedürfnisse, bald genöthigt sein würde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof gehen zu müssen; er bitte daher um eine Zulage." Der König antwortete ihm lakonisch: „Geh Er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn Jemand darüber Glossen machen sollte, so darf Er nur sagen: Er sei mein Gesandter und hinter ihm gingen 300,000 Mann."

Was es doch für verschiedene **Geschäfte** giebt! „Sag' mal, Bohm-

hammel," fragte ein Berliner Proletarier den andern, „wat treibst denn Du jetzt vor'n Geschäft? Du hast ja immer so viel Zettels unter'm Arm." — „Det will ick Dir erklären, Kielmeyer," sagte Bohmhammel. „Ick bin bei'n gottlosen politischen Clubb unn bei'n frommen patriotischen Clubb anjestellt. Vor'n politischen Clubb kleb' ick die Zettel an unn werde davor jut bezahlt, unn vor'n patriotischen Clubb reiß ick se wieder ab unn werde davor ooch jut bezahlt; uff diese Weise ernähre ick mir höchst rödlich unn anständig!"

Der doppelte **Gesang.** Bei Gelegenheit des Freitheaters, welches in Folge einer feierlichen Vermählung Statt hatte, war auch ein Mensch im Opernhause, der früher nie ein Theater gesehen hatte. Er saß ruhig, und horchte aufmerksam zu, als aber endlich ein Duett gesungen wurde, sagte er zu seinem Nachbar: „Nun, da haben wir's, weil heute nichts bezahlt wird, so geben sie sich dort oben gar keine Mühe. Jetzt singen gar Zwei auf einmal, damit sie nur geschwinde fertig werden."

Geschäftsfarbe. Ein humoristischer Champagner-Reisender, welcher oft seinen Geschäftsfreunden mit gutem Beispiel im Eröffnen und Leeren seiner Weinflaschen voranging, wurde von einem Tischgenossen auf das Roth aufmerksam gemacht, welches sich auf seinem Gesichte das Bürgerrecht zu erwerben anfing. — Unbefangen antwortete er: „Das ist meine Geschäftsfarbe."

Der **Geschiedtere** giebt nach. Einst sah Jemand einen Reiter vergeblich auf sein halsstarriges Pferd losschlagen, das nicht von der Stelle wollte. „Sachte, sachte!" sprach er, „der Geschiedtere giebt nach!" Der Reiter äußerte sich darüber empfindlich. „Ich sprach nicht mit Ihnen," erwiederte hierauf der Andere, „sondern mit Ihrem Pferde."

Geschlecht. (Keines von beiden.) Ein irländischer Geistlicher hatte bei einer Beerdigung vergessen, von welchem Geschlecht die Leiche war. Als er in seiner Rede an die Worte kam: „Unser theurer Bruder oder Schwester," hielt der ehrwürdige Mann inne, und fragte einen der Leidtragenden, der neben ihm stand: „Ist es ein Bruder oder eine Schwester?" — „Keins von Beiden," antwortete der Irländer, es ist bloß eine weitläufige Freundschaft."

Die **Geschossenen.** Um einem Wirth in P. für die bei einem Vogelschießen bewiesene Wohlthat zu danken, vereinten sich die Theilnehmer zu einer öffentlichen Anzeige, und der Verfasser unterzeichnete es im Namen der „geschossenen Mitglieder."

Gesundheit geht übers Nichtleben. In einer Gesellschaft sprach man über Werth und Unwerth dieses Lebens, über Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Güter, Verachtung des Todes, und was dergleichen Lebensweisheit ist, worüber sich beim dampfenden Thee, im warmen Zimmer, fern von aller Gefahr, besonders im Morgenroth des Lebens recht weise und bequem — sprechen läßt. Jeder gab nun seinen Senf zu diesem Thema, und behauptete, es sei eine Bagatelle, ein anderer Curtius zu sein. — „Und was sagen Sie, meine Gute?" fragte die Dame vom Hause, um das Gähnen über diese philosophische Unterhaltung und diese Frage zu verbergen, ein neben ihr sitzendes Landmädchen. Erröthend verbeugte sich die Kleine und lispelte: „Ich meine, leben oder nicht leben, wenn man nur gesund ist."

Gesundheit nach dem Tode. Jemand vermachte in seinem Testamente nach seinem Ableben seinen Wein einem guten Freunde mit dem Beisatze: Er möchte ihn auf seine Gesundheit trinken.

Gesundheitsregeln. Die meisten Krankheiten entstehen aus Mangel an Bewegung, aus Anstrengung der Lunge, aus Ueberladung des Magens. Ein altes Sprichwort giebt folgende Heilregel, welche ein hohes Alter verspricht, wenn sie genau befolgt wird:

Drei Dinge sind gesund:
Wenig esse Dein Mund,
Uebe Dich alle Stund,
Lauf nicht wie ein Hund.

Gesundheittrinken. Ein etwas plumper Taps übernahm es, bei einem fröhlichen Mahle die Gesundheiten auszubringen. Sich vom Sitze erhebend und, mit dem vollen Glase in der Hand, sagte er ganz pathetisch: „Die ganze verehrte Gesellschaft lebe hoch!" — Da ward er gewahr, daß er den Wirth vergessen, schlug zürnend sich vor die Stirn und fügte hinzu: „Was bin ich doch ein Esel! — und ganz besonders unser Herr Bonifacius — hoch! und abermals hoch!"

Das **Gesundheittrinken.** In einer Gesellschaft von Musikern wurden Tischgesundheiten getrunken. Einer der Gäste rief aus: „Mozart soll leben!" — „Still! still!" rief ein Anderer, „laßt uns unsere eigene Gesundheit trinken. Mozart wird länger leben, als wir."

Gesundbrunnen. „Warum trinken Sie doch den Gesundbrunnen?" fragte ein Herr eine ganz junge, blühend schöne Dame im Bade zu *. „Aus bloßem Muthwillen," versetzte sie. „Hat es schon geholfen?" fragte der Herr.

Geschichte. Die Geschichte ist ein Roman, an den man glaubt; der Roman eine Geschichte, an die man nicht glaubt.

Geschichte und Geschichten. Der Fürst de Ligne sagte einst über Voltaire's Geschichte „Karls XII.": Es ist leichter Geschichten, als Geschichte zu schreiben."

Geschwärzte. (Gespräch zwischen einem Marqueur und einem Gaste.) „Von diesen Cigarren mag ich nicht; sie sind zu lichtgelb!" — „Bitte um Verzeihung. Das ist nicht möglich. Es sind ja lauter geschwärzte!"

Richtet sich die **Geschwindigkeit** immer nach der Anzahl der Pferde? Ein Jude bestellte sich Extrapost. Der Beamte wollte sich mit ihm einen Spaß machen, und schlug ihm vor, statt zwei Pferde lieber vier zu nehmen, weil er damit noch einmal so geschwind an den Ort seiner Reise kommen würde. „Würde ich, wenn ich acht Pferde nähme, um so geschwinder hinkommen." — „Allerdings," antwortete der Beamte. „Nun gut," erwiederte der Jude, „gebt mir gleich zwei und dreißig Pferde, so darf ich mich nicht erst aufsetzen."

Gesellschaft. Ich betrachte jede große Gesellschaft wie eine Erinnerung an eine Rheinreise. Auf dem großen Fahrwasser des Stoffes treibt das Dampfboot des Gespräches, die Männer liefern Wind und Dampf, und an Kohlen kann nie Mangel sein, denn man verbraucht nur die Kohlen, welche Einer auf das Haupt des Andern sammelt; die schönen Frauen, welche auf beiden Seiten sitzen, sind die reizenden Ufer, bald blumig und pittoresk, bald erhaben und düster, immer aber interessant; die alten Frauen sind die ehrwürdigen Ruinen, die dem Ganzen einen romantischen Anblick gewähren; in diesen Ruinen leben alte Sagen und schauderhafte Volksgeschichten. — Viele Menschen, m. f. H. u. D., bringen zur Gesellschaft eine ganze Schneiderwerkstätte in ihrem Munde mit: den Faden des Gesprächs, die spitzige Nähnadel, dasselbe einzufädeln, die Elle, die Ehre des Nebenmenschen zu messen, die Scheere, um diese Ehre sogleich abzuschneiden, und auch noch das Bügeleisen, um mit glatter und heißer Zunge darüber hinzufahren! S.

— Ein Hausknecht gewann ein Viertel vom großen Loos in der Lotterie, und wünschte sehr bald sich in gewählteren Kreisen wie bisher zu bewegen. Er fragte deshalb seinen Barbier, der „ein feiner Kerl war," wie er sich in noblen Gesellschaften zu benehmen habe. Er erhielt den Rath: „Zieh einen schwarzen Frack an, und halt's Maul!"

Saubere **Gesellschaft.** Ein Witzbold sollte in eine Gesellschaft in Berlin aufgenommen werden: sie hieß die Mittwochsgesellschaft. „Ich habe nur wenige Buchstaben zu streichen," äußerte er, „um zu bezeichnen, mit wem ich da zusammen bin," und strich das w, g, l und t, so daß es hieß: Mit (w) ochs (g) esel (l) schaf (t).

Gestanden. „Moyses, Moyses! wous host De gethoun? mer sayn beschimpft!" riefen mehrere vor der Thür einer Gerichtsstube versammelte Juden einem aus der gerichtlichen Untersuchung in seinen Kerker zurückgeführten Inquisiten, der ihr Glaubensgenosse war, entgegen. „De hast gestanden? gestanden! waih geschrieen! worum host De dous gethoun!" — „Konnt' ich doch nit anders; haben se mer doch kaan Stuhl geboten!"

Geständniß. Ein Student, der mehr im Kopfe als in der Börse hatte, setzte sich zu einer Wirthstafel und sprach viel von seinen Talenten und Geschicklichkeiten. Nachdem man ihm eine geraume Zeit zugehört hatte, sagte einer der Anwesenden: „Wir haben nun genug gehört, was Sie können; sagen Sie uns aber auch gefälligst, was Sie nicht können?" — „O! das ist bald gesagt," versetzte der Student, „ich kann meine Zeche nicht bezahlen."

Gestern. Es giebt fast kein dünneres, malteres und tonloseres Wort als „gestern." Im Klang des Wortes „heute" liegt etwas Bedeutendes und Rasches und in dem „morgen" etwas Feuerfarbenes, Hoffnung Erregendes.

Gesuch eines Todtengräbers. In einer kleinen Stadt gab kürzlich der Todtengräber bei dem Rathe ein Schreiben folgenden Inhalts ein: „Da in unserer Stadt Niemand oder so gut wie Niemand stirbt, so kann ich nicht mehr leben. Ich habe eine zahlreiche Familie zu ernähren, und bitte deßhalb, daß ich wenigstens für jedes Grab, das ich zu machen habe, einen Thaler mehr erhalte. Wenn mir meine Bitte abgeschlagen wird, muß ich in eine glücklichere Gegend ziehen, wo so viele Leute sterben, daß der Todtengräber anständig leben kann."

Getroffen. Schlecht getroffen. Vor einiger Zeit stand ein Bauer aus Remstedt bei Gotha an der nordöstlichen Seite des eben im Bau begriffenen Arnoldi-Denkmals vor der großen Erfurtergasse in Gotha und betrachtete kopfschüttelnd den Löwenkopf an der Ecke desselben. (Das Denkmal ist nämlich an jeder der vier Ecken mit Löwenköpfen geziert, von denen aber eben erst der an der nordöstlichen Ecke aufgestellt war.) Dann wandte er sich an einen Bürger in sei-

ner Nähe mit der Frage: „Wer hot denn das Ding gemacht?“ — „Der Herr Professor und Bildhauer Döll!“ — „Der kons au besser gelern.“ — „Warum?“ — „Das soll der Herr Arnoldi si?“ (auf den Löwenkopf deutend). „Den han ich ganz gut gekahnt; he wor je immer in der Remsteter Möllen. Der het nich sa ene breite Nosen gehett.“

Geuns. Der Professor van Geuns zu Utrecht stand im Rufe, einer der größten praktischen Aerzte in Europa zu sein. Er wurde wegen der Krankheit des jungen, nachher mit Tode abgegangenen Sohnes Ludwig Buonopartes an dessen Hof gerufen, erschien aber als Mennonit ohne Degen, was durchaus gegen die Hof-Etiquette war. Die Hofdienerschaft wollte ihn abweisen; van Geuns erklärte, er sei gerufen. Man bemerkte ihm, daß er ohne Degen nicht vorgelassen werden könne. Der alte Mann entgegnete aber ganz trocken: „Ich komme nicht, um todt zu schlagen, sondern vom Tode zu retten.“

Gutachten. Jemand hatte Lust, ein Gedicht seiner Muhme drucken zu lassen. Er gab es deßhalb vorher dem Herrn Kantru, um sein Gutachten zu erfahren. Kantru las es durch und gab nach einigen Tagen dem Dichter die Antwort: „Ihr Gedicht, mein Herr, ist zu lang. Ich rathe Ihnen, die Hälfte davon zu streichen, die andere Hälfte aber keineswegs drucken zu lassen.“

Gewäsche. Eine literarische Gesellschaft, die sich zu Altenburg im oberen Stocke des gewesenen Schloßwaschhauses versammelte, bat den Herzog August von Gotha um eine Inschrift für ihren Versammlungssaal. „Nichts leichter als dies,“ war die Antwort. „Schreibt: „Unten Wäsche, oben Gewäsche.“

Das **Gewehr** anziehen. Als ein Landwehrmann, von einer Uebung zurückkehrend, vor einem vorübergehenden Officier das Gewehr anzuziehen vergaß, redete ihn dieser mit den Worten an, „Wissen Sie nicht, was Sie zu thun haben, wenn Sie einem Officier begegnen?“ — „O ja, ich ziehe mein Gewehr an,“ entgegnete der Bürgersoldat! — „Nun warum haben Sie dies nicht gethan?“ — „Das ist nicht mein Gewehr, sondern es gehört meinem Nebenmann, dem ich es bloß zu Hause trage,“ war die lakonische Antwort.

Das **Gewehr** rufen. Ein Soldat stand zum ersten Male Wache auf der Hauptwache. Er war etwas dummer und unbegreiflicher Natur, daher fragte er: „Was habe ich nun hier zu beobachten?“ Der Gefreite sagte ihm, daß er, sobald ein Officier oder General käme, „in's Gewehr“ rufen müsse. Er hatte kaum ausgesprochen,

als auch um die Ecke ein wohlgeschnürter Offizier bog. Schnell nahm der Recrut sein Gewehr und rief in den Lauf desselben: „Es kommt à Offecier!“

Die älteste **Gewehr**fabrik. Die Gewehrfabrik zu Solingen rühmt sich eines sehr hohen Alters. Ein Reisender, welcher sich die Gebäude und Vorrichtungen zeigen ließ, fragte seinen Führer nach dem Zeitpunkt ihrer Entstehung. „Das Jahr können wir so genau nicht angeben,“ erwiederte dieser in feierlichem Ernst; „so viel aber ist gewiß, daß das Schwert, mit welchem der Engel Adam und Eva aus dem Paradiese verjagte, zu Solingen verfertigt worden ist.“

Gewichtbetrug. Eine Dame in Berlin beklagte sich bei der Redaction des „Beobachters“ über das schlechte Gewicht, welches ein namentlich bezeichneter Kaufmann gebe, und sagte, daß an einem Pfund Zucker drei Loth gefehlt haben. Die Redaction erwiederte, daß an diesem Pfund Zucker drei Loth gefehlt, sei gewiß nicht Schuld des Kaufmanns, sondern Versehen des Ladenburschen, denn wenn der Herr selbst wäge, fehlten stets — vier Loth.

Gewicht des Menschen. Bertier, ein französischer Geistlicher, wollte entdeckt hoben, daß die Körper, je höher sie steigen, immer schwerer würden. Achard widerlegte ihn; als davon die Rede war, machte Bretschneider nachfolgendes Epigramm aus dem Stegreife:

Daß alle Körper schwerer werden,
Je höher man sie von der Erden
Erhebt, — das Ding verlohnt der Müh'.
Wahrhaftig, ich probir' es morgen!
Parterre will ich Dukaten borgen
Und auf dem Thurm verwechsl' ich sie.

Nach dem **Gewichte**. Ein junger Silberarbeiter, der gefragt wurde, wie er ein so häßliches dickes Fräulein, welches aber dabei sehr reich war, heirathen könne? antwortete: „Ich habe sie nach dem Gewicht genommen, auf die Façon hab' ich nicht geschaut.“

Gewinn. Man fragte einen Bürgersmann, der fast alle Tage betrunken war, warum er denn täglich den weiten Weg vor die Linie mache, und sich nicht lieber seinen Rausch viel bequemer in einem Wirthshause in der Stadt hole? „Ja, sehen Sie, meine Herren,“ antwortete er, „das thu' ich, weil ich Viel dabei gewinne. Vor der Linie kostet die Halbe Wein sechs Kreuzer weniger, da trink ich also eine Halbe und gewinne dabei schon sechs Kreuzer, trink ich zwei,

so gewinne ich zwölf, bei dreien gar achtzehn Kreuzer, und so stecke ich alle Tage dreißig Kreuzer reinen Gewinn in die Tasche."

Ein theurer **Gewinn.** Eine Pariser Dame sah bei einem Juwelier ein schönes Halsgeschmeide; sie fragte, mit einem bittenden Blick auf ihren Gemahl gerichtet, nach dem Preise desselben. Man forderte 24,000 Franken. Der Mann findet die Liebhaberei etwas zu stark, bietet aber, um nicht ungefällig zu scheinen, die Hälfte. Der Juwelier nimmt natürlich das Gebot nicht an, und der Herr führt seine Gemahlin halbzürnend hinweg. Ihre List weiß sich indeß zu helfen; sie läßt ihren treuesten Anbeter kommen, trägt ihm ihr entsetzliches Schicksal vor, rührt, erweicht ihn endlich, und disponirt ihn, heimlich das Fehlende zuzulegen. Der Handel wird mit dem Juwelier abgeschlossen, und dieser kommt nun — in den Plan verwebt — nach einigen Tagen, das Geschmeide dem betrogenen Gemahl für den angebotenen Preis zu überlassen. Was will er machen? Er kann nicht wieder zurück und — zahlt. Kaum ist der Schmuck aber im Hause, so wird der Betrug dem Gemahl von einem Freunde hinterbracht. Sogleich ist sein Plan gemacht. Am folgenden Tage ist das Halsgeschmeide für 20,000 Franken verkauft. „Freue Dich, mein Engel!" ruft er vergnügt aus, indem er ins Zimmer seiner Frau tritt, „freue Dich, ich habe heute 8000 Franken gewonnen. — „Ei schön," erwiedert Madame, im Geiste vielleicht schon auf eine neue Galanterie ihres Gemahls calculirend, „da hättest Du ja beinahe das Geld für den Halsschmuck wieder!" — „Das meine ich auch, aber eben der ist es, der mir den Ueberschuß verschafft hat, denn ich muß Dir nur sagen, ich habe ihn um 20,000 Franken verkauft, also reine 8000 Franken Profit." — Man denke sich das Erstaunen der Frau.

Gewinnen ist der Abend vor'm Verlieren. In einigen Gegenden hat man das Sprüchwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe: „Mein Waizen blüht." Als daher ein Chirurg und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße gingen und in einiger Entfernung ein bekanntes Dorf brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht." (Nämlich, daß es neue aufzubauen giebt, wenn die alten verbrennen.) Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblicke und brach einen Arm. Da sagte der Chirurg zu ihm: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sei reif."

Gewissen. Ein Schweizer Geistlicher äußerte einem Voyageur:

„Unsere Alten hatten ein Gewissen ohne Wissen, jetzt hat man das Wissen ohne Gewissen."

Gewissenhaftigkeit. Ein Jude wurde von einem seiner Freunde ersucht, ihm von der Leipziger Messe für seine Tochter ein paar Goldfischchen mitzubringen. Aaron geht hin und handelt um den Preis. Als sie einig, zieht er einen Probierstein aus der Tasche und fitschelt eines der Fischchen darauf hin und her. Der Kaufmann ist außer sich über die unzarte Behandlung des kleinen Thieres und überschüttet den Sohn Abrahams mit Vorwürfen. Selbiger bleibt aber ganz ruhig und sagt: „Wie so? 's ist nicht Alles Gold, was glänzt, die Fische können doch sein von Tomback."

Das Ausweichen vor dem **Gewitter.** Eine alte, von Gewitterfurcht bis zur Lächerlichkeit eingenommene Dame, rief ihrem Kutscher unterwegs ängstlich zu: „Christian, nehm' Er sich doch besser zusammen, Er sieht ja, daß das Gewitter rechts herüber kommt, fahr' Er doch nur auf die linke Seite der Straße hinüber."

Gezeichnet. Jetzt läßt sich jeder Stümper zeichnen, lithographiren, und nie ist der Spruch wahrer geworden als jetzt: „Hütet Euch vor den Gezeichneten!"

Was Alles zur **Gewohnheit** werden kann! Eine empfindsame Frau, welche noch nicht lange aus dem Auslande nach Wien gekommen war, sah einst ihrer Köchin zu, wie sie Krebse kochte, und machte ihr Vorwürfe, daß sie die Thiere so langsam koche und so lange quäle. „Ach liebe, gnädige Frau," erwiederte die Köchin, das thut den Krebsen gar nichts, das sind die Krebse bei uns in Wien schon gewohnt."

Gewohnheit. Eine Ulmer Kellnerin, die vielleicht in ihrem ganzen Leben weiter nichts als Rechnungen und Quittungen unterschrieben hatte, wurde vor das Gericht citirt, um hier in einer Diebstahlsgeschichte, zu deren Entdeckung sie wesentlich viel beigetragen hatte, ihre Aussagen zu machen. Nachdem dieses geschehen, wurde sie aufgefordert, das Protokoll zu unterschreiben, was sie denn auch mit den Worten that: „Mit Dank empfangen."

Es **geziemt** sich nicht. Als eine Wiener Dame auf den Ball gehen wollte, schickte sie ihren Bedienten zum Schneider und empfahl ihm, im Fall es regnen sollte, beim Rückweg einen Fiaker zu nehmen. Demungeachtet brachte er das Kleid ganz durchnäßt zurück. „Aber schau, Sepperl! warum hast Du nit gethan, wie ich Dir be-

fohlen hab?" — „Ew. Gnaden! is halt so g'schehen, wie's befohlen." — „Hat's denn in den Wagen g'regnet?" — „Na, weil's mir aber nit g'ziemt, drinn z'fahren; bin i hinten aufg'standen."

Der **Gimpel.** Miß Castley zu Dublin befand sich bei einer Freundin, wo mehrere Damen und Herren waren. In dem Zimmer standen auf den Fenstern einige Bauer mit Kanarienvögeln. Miß Castley trat zu ihnen hin, erfreute sich an den munteren Vögelchen und sagte, wenn ihr einer vorzüglich gefiel: „ich wünschte, er wäre mein." — Ein zudringlicher Zierbengel unterbrach diese Aeußerung mit den Worten: „Ich wünschte, ich wär' Ihr Vögelchen." — „Sie würden doch immer nur mein Gimpel sein," versetzte sie und wandte ihm den Rücken.

Glanz und Wichse. In N. ließ der Gatte einer Sängerin dieser einen Lorbeerkranz durch seinen Stiefelputzer auf die Bühne werfen. Der Mensch wurde von der Polizei verhaftet, weil sein Unternehmen Unruhe erzeugte, indem man ihn zu prügeln anfing. Einige Tage darauf erschien in einem Blatte parodirt der Abschied der Sängerin, worin sie sich auch dem Stiefelputzer mit den Worten empfahl: „Mir gabst Du Glanz, Dir blieben die Wichse."

Glänzende Eigenschaften. „Nun, da sind meine glänzenden Eigenschaften," sagte Einer, der einem Gratulanten 6 Zwanziger zahlte, weil dieser so sehr seine glänzenden Eigenschaften rühmte.

Glas. „Wäre ich doch ein Kupferstich an der Wand," äußerte sich ein Trinker. Um die Ursache dieses Wunsches befragt, erwiederte er: „Weil der immer ein Glas vor sich hat."

Der **Glaube.** „Aber Herr," sagte ein Mann, der 10,000 fl. Einkünfte hatte, zu einem Bekannten, welcher nur 600 fl. besaß: „Sie wollen nicht Alles glauben, was ich glaube?" — „Nein, wahrhaftig nicht," versetzte der Angeredete, „denn Sie glauben für 10,000 fl. und ich nur für 600 fl."

Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Hoffnung ist eine Rose im Haare, sie flattert in alle Winde; die Liebe ist eine Rose vor der Brust, sie fällt am Abend ab; der Glaube aber ist eine Rose nicht vor, sondern in der Brust, und giebt die unverduftende letzte Rosenölung des jenseitigen Lebens! Wenn das Herz alle seine Liebe und Hoffnung auf Erden verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel wiederfindet und zurückbringt! S.

Was gehört zur **Glaubwürdigkeit?** Als Jemandem die Nachricht von dem Tode eines seiner Freunde gebracht wurde, verwunderte er sich höchlich darüber, und sprach: „Wir leben jetzt in so lügenhaften Zeiten, daß ich nicht einmal eine Todesnachricht glauben kann, wenn ich sie nicht aus dem Munde des Verstorbenen habe."

Gläubiger. Geldausleiher nennt man — Gläubiger, und nicht ohne Grund, weil ihnen auf das Wiederbekommen ein sehr starker Glaube von Nöthen ist.

Zudringliche **Gläubiger** sind wie die Wanzen; jene quälen am Tage, diese bei der Nacht, sagte ein Schuldner zu seinem Gläubiger. „Dous kümmt nur doher," erwiederte dieser, „als se doch merken à böses, unraines Geblüt."

Ein probates Mittel, seine **Gläubiger** los zu werden, erfanden die Guisen, welche nach König Heinrichs II. von Frankreich Tode die Regierung für dessen sechszehnjährigen Sohn Franz II. führten. Die Gläubiger der königlichen Kammer kamen schaarenweise nach Paris, um ihre Forderungen geltend zu machen. Die Guisen ließen, da man sie nicht bezahlen konnte oder wollte, einen Galgen errichten und an demselben eine Schrift folgenden Inhalts anheften: „Ein jeder, weß Standes er auch sein mag, der sich wegen einer Forderung an die königliche Kammer in Paris aufhält, wird hierdurch angewiesen, Stadt und Hof innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Wer diesem Befehle nicht Folge leistet, soll ohne Gnade aufgehängt werden." — Man kann sich vorstellen, wie beweglich diese Maßregel die Beine der hartnäckigsten Gläubiger machte.

Verschieden — und doch gleich. „Alle Menschen gleichen sich im Tode," predigte Schleiermacher eines Tages. — „Sonderbar!" rief Jemand: „daß die Menschen einander gleichen, wenn sie verschieden sind."

Gleichgiltigkeit. Ein Mensch wurde eingebracht, auf dessen Gestalt ein so eben eingelangter Steckbrief ganz paßte. Als er beim Verhör läugnete, ließ ihn der Richter auf die Bank legen und ihm einige Streiche herabmessen. Er lachte dabei ganz verstohlen und sagte: „Nun, die werden eine Galle haben, wenn sie erfahren, daß sie umsonst geprügelt haben, und daß ich der nicht sei, für den sie mich halten."

— Ein Soldat, der dem Trunke sehr ergeben war, zettelte immer unter seinen Kameraden Raufereien an. Diese verschworen sich daher,

ihn derb durchzuprügeln. — Als er bald darauf in der Schenke abermals einen Streit anzuheben bemüht war, fielen die Uebrigen über ihn her, warfen ihn zu Boden, und schlugen wacker auf ihn zu. — „Schon recht!“ schrie der Trunkenbold, „schlagt nur zu, schlagt mich todt! so oft Ihr mich todt schlaget, so oft werdet Ihr gehangen!“

Gleichgiltigkeit. Ein Engländer speiste einst in einer zahlreichen Gesellschaft. Ein Gewitter zog auf, ein Blitzstrahl schlug in's Zimmer, warf den Bedienten des Engländers, der hinter dem Stuhle stand, zu Boden, jedoch ohne ihn zu verletzen, und erschreckte die ganze Gesellschaft auf's äußerste. Jener wandte sich darauf ganz ruhig um und sagte zu dem Bedienten: „Erinnere mich doch, daß ich morgen einen Blitzableiter auf mein Haus setzen lasse.“

— Jemand erzählte, daß er eine fürchterliche Ohrfeige empfangen habe. „Nun, was thaten Sie denn?“ fragte man ihn. — „Was ich that? Ich legte nur kalte Umschläge auf die Wange, die sehr aufgeschwollen war!“

Gleichheit der Menschen. Johnson aß einst bei der berühmten Schauspielerin Miß Macauley zu Mittag. Das Gespräch fiel auf die völlig gleichen Rechte der Menschen. Die Wirthin sprach darüber mit dem Enthusiasmus einer Republikanerin. Johnson antwortete darauf nur ganz kurz und abgebrochen, in der Hoffnung, daß das Gespräch auf einen andern Gegenstand kommen würde. Doch vergebens, Miß Macauley vertiefte sich immer mehr in diese Materie. Nun fing Johnson an, so geschwind als möglich zu essen, winkte darauf einen Bedienten, stand auf, und bot ihm seinen Platz an. — „Mein Gott! was fällt Ihnen ein?“ fragte Miß Macauley. — „Nichts, Miß!“ versetzte Johnson, „ich wollte nur das System der Gleichheit der Menschen praktisch ausüben.“

Gleichheit. In Berlin gesellte sich kürzlich zu Arbeitern, welche am Haakschen Markt mit Ausbesserung des Steinpflasters beschäftigt waren, ein junger anständig gekleideter Mann, der den Arbeitern begreiflich zu machen suchte, wie es unbillig sei, daß sie hier so schwere Arbeit verrichten müßten, während Andere spazieren gingen. Von nun an müsse alle Bevorzugung aufhören, und die Müßiggänger müßten gezwungen werden, zu arbeiten. „Sie haben ganz recht,“ erwiederte einer der Arbeiter, „und ich denke, wir wollen mit Ihnen den Anfang machen.“ Zwei Stunden hindurch mußte nun der Fremde im Schweiße seines Angesichts die schwere Ramme führen, bis man ihn zuletzt unter schallendem Gelächter entließ.

Der liebenswürdige Dichter **Gleim** in Halberstadt konnte nicht wohl leiden, wenn jemand auf seinen Namen Etwas reimte, und erwiederte daher, als der dortige Bürgermeister bei einem Schmause die Gesundheit ausbrachte:

„Hoch lebe Vater Gleim:
„Er ist der Freundschaft Leim!"

sogleich:

„Und der Herr Bürgermeister:
„Er ist der Freundschaft Kleister."

Der sächsische Minister von **Globig** wurde unterm Thore befragt: „Um Vergebung, wer sind Sie?" — „Der sächsische Minister Globig." — „J, das kann mich nischt helfen, was Sie globen, ich muß bestimmt wissen, wer Sie sind."

Glück. Wir haben viele Wörter, die keine einfache, und wieder manche, die keine vielfache Zahl haben. Zu den letzteren gehört das Glück. Das Glück hat aber nur deshalb keine vielfache Zahl, weil es in der Welt so selten ist. Dem Ruhm geht es jedoch auch nicht besser.

— Jemand wurde von einem Pferde, das an einen Karren gespannt war, geschlagen und stürzte wie todt zu Boden, so daß er von den umstehenden Leuten zu einem Chirurgen getragen werden mußte. „Hilf Himmel!" rief dieser, „wie sind Sie zugerichtet!" — „Und doch," antwortete der Beschädigte, die Augen aufschlagend, „und doch kann ich von Glück sagen, mich hat nur ein Einspänner getroffen, wäre es ein Zweispänner gewesen, ich lebte nicht mehr!"

— Man sagt: „der hat mehr Glück als Verstand," — das ist unmöglich, — das Glück ist ja selbst der Verstand, der Verstand aber ist kein Glück, und das ist das Unglück. — „Unglück im Spiel ist Glück in der Liebe," das ist sehr richtig: wer unglücklich spielt, macht keine Partie, und wenn er alle Honneurs hat, und das ist ja eben das Glück in der Liebe, daß man am Ende mit allen Honneurs die Partie doch nicht macht. „Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause," wenn das Glück nicht blind wäre, so würde es die Braut nach ihrem Hause zurückführen, das wäre erst das wahre Glück. S.

Bescheidenes **Glück.** „O, Du mußt recht glücklich sein," sagte Einer, „Du hast alt Geld und alten Wein." — „Ach," versetzte der Andere, „um Beides zu bekommen, habe ich ein alt Weib nehmen müssen."

junge Bäuerin spottet seiner in einer Scene, die auf dem Lande vorgeht, und es soll sich folgender Dialog entspinnen: Geck: „Und nach allen diesen feurigen Reden glaubst Du nicht, daß ich Dich liebe?“ — Mädchen: „Nein, mein schöner Herr, die Worte thun's nicht! Ich kenne hier Jemand, der hat mir noch kein Sterbenswörtchen gesagt, aber ich weiß doch, daß er mir gut ist.“ — Geck: „O, wär ich dieser Jemand!“ — Mädchen: „Gleichen Sie ihm und schweigen Sie!“ — Geck: „Ich will ihm ähnlich sehen, wie ein Tropfen Wassers dem andern! Wer ist er!“ — Mädchen: „Unser Esel.“ — Dem Schauspieler, der schon einigemal die Erfahrung gemacht hatte, daß im Publikum Reden, welche auf seine Unwissenheit bezogen werden konnten, wie Funken im Pulver zündeten, bat die Schauspielerin, statt des Wortes „Esel!“ etwas Anderes zu sagen, der Ausdruck schiene ihm zu stark. Die Schalkhafte wollte sich die Pointe nicht entgehen lassen und stellte ihm vergebens vor, daß der Esel nur auf seinen Rollen-Charakter deute. Endlich gab sie nach, statt Esel „Grauchen“ zu sagen, wie sie versicherte, ein Ausdruck, den nur Gelehrte verständen. Der Schauspieler war aus einer andern Provinz, er wußte nicht, daß in dem Lande, wo er sich jetzt befand, Alt und Jung Grauchen und Esel als ganz gleichbedeutend betrachtet. Als Abends von dem schnippischen Landmädchen die verfängliche Rede gesprochen wird, und sie mit ihrem Grauchen hervorrückt, erdröhnt das Haus von Beifall, der allerdings stärker klingt, als der oberflächliche Scherz verdient, und also den Schauspieler verdrießt. In sein Garderobezimmer gehend, brummt er in den Bart: „Ich habe ein Heiden-Malheur! Führt heut der Kuckuck lauter Gelehrte ins Theater!“

Gleich den **Gratis**trunk. In einer Berliner Destillations-Anstalt hatte der Wirth aus wohlberechneter Industrie eingeführt, daß Jeder, der drei Gläser Schnaps trank, das vierte umsonst bekam, und so tranken denn Viele, statt ihrer gewöhnlichen zwei Gläser, oftmals vier. Eines Tages trat ein Eckensteher in den Laden und sagte zum Wirthe: „Schenken Se mir mal eenen in; aber gleich den vierten.“

Eines Tages kam zu dem Luftschiffer **Green** in London ein hagerer Engländer und bot ihm siebenhundert Pfund, wenn er ihn auf seiner nächsten Luftfahrt mitnehmen, aber ihm zugleich eine Gondel zur alleinigen Disposition stellen wolle. — „Und weßhalb wollen Sie denn nicht mit mir fahren?“ fragte ihn Green. — „Das stört mir meine Phantasie,“ erwiederte der Engländer; „ich muß eine Gondel allein haben, sonst fahre ich nicht.“ — Nun, dachte Green, für 700 Pfund kannst Du dem Sonderling schon seine Phantasie lassen. Er bestellte also eine zweite kleine Gondel, befestigte diese unter der seinigen und fuhr auf diese Weise ab. Der Ballon ging ganz schön in

die Höhe und fuhr dann ruhig weiter, plötzlich bemerkte Green aber, daß er wieder sehr heftig in die Höhe ging, ohne daß er Ballast ausgeworfen hatte. Er sah daher nach seinem unteren Gefährten, dieser war aber sammt seiner Gondel verschwunden. Er war nur deßhalb allein gefahren, um sich abschneiden und einen recht schnellen Tod sterben zu können.

Anbau des Grieses. In einer Stadt, wo eben die Preise der Lebensmittel vom Magistrate aus festgesetzt werden sollten, waren die Müller zusammenberufen worden, um sie in Ansehung der Mehlgattungen zu vernehmen. Die Rede kam auf den Gries, der bekanntlich immer um vieles theurer ist, als das Mehl. Der hohe Preis, den die Müller angaben, wollte der handelnden Magistratsperson nicht behagen und in einer Anwandlung von Patriotismus rief er aus: „Da sollte von Staatswegen die Verordnung erlassen werden, daß künftighin die Landleute mehr sich auf den Anbau des Grieses verlegen mögen."

Groß. Die Königin Elisabeth von England fragte den Kanzler Bacon, warum er sich sein Haus so klein gebaut habe? — „Ich habe nicht mein Haus zu klein gemacht," versetzte der Staatsmann, „sondern Euere Majestät haben mich für mein Haus zu groß gemacht."

Leibes-Größe. Verwendung der Großen. Ein kleiner Mensch konnte den Glockenzug an einem Hause nicht erreichen. Er bat daher einen großen, der vorüber ging, statt seiner anzuläuten. Indem es der Große that, sagte er: „Wozu sind denn auch so kleine Leute, wie Du bist, gut?" — „Dazu," erwiederte der Andere, „um sich von so großen, wie Du bist, bedienen zu lassen."

— In Delitzsch lebt ein Mann, der so lang ist, daß er oben nichts davon merkt, wenn er unten im schmutzigsten Wetter ganz nasse Füße bekommt, oder von Hunden gebissen wird.

Größe. In einem Wachsfigurenkabinet standen zwei Juden vor der kleinen Figur des Kaisers Napoleon, und fragten: „Wer ist doos?" Man antwortete: „der Kaiser Napoleon." — „Ei wai!" sagte der Eine, „man hat doch kesagt, es sei so e grausser Mann."

Großherzig. Man lobte einst Chatun-Tais Großmuth, und nannte ihn den großherzigsten Mann. „Ihr irrt," sagte er. „Ich hatte einst meinen Gästen 40 Kameele zum Besten gegeben, ging hierauf verkleidet spazieren und traf einen Mann, der Brombeeren und

Dornenbündel für seinen Hausbedarf sammelte. „Warum gehst Du nicht zu Chatun-Tai," fragte ich ihn; „dort wird Jeder reichlich gespeist." — „Möglich," erwiederte der Mann, „aber wer sein Brod selbst erwerben kann, braucht ja Chatun-Tai nicht; — das war ein großherziger Mann!"

Die **Großmutter.** Eine alte Frau, die Großmutter zweier noch unmündigen Kinder, starb. Die armen verlassenen Enkel weinten bitterlich bei ihrem Grabe, da rief ihnen der ehrliche Pfarrer zu:

„Weinet nicht liebe Kindelein!
Unser Herrgot wird Eure Großmutter sein."

Die Jungfrau von Orleans gespielt im **Großvaterstuhl.** Der Regisseur des Theaters zu Toulouse machte an einem Abend dem Publikum ehrfurchtsvoll bekannt: „Madame Pouilley, welche einen großen Schmerz hat, bittet um Erlaubniß, ihre Rolle sitzend, in einem Großvaterstuhle darstellen zu dürfen." Sie spielte an jenem Abende: Die Jungfrau von Orleans.

Wie gelangt man zur **Gruft.** Ein vermögender, aber sehr einfältiger Bürger hatte sich ein Familiengrab gekauft. Als er nun dieses seinen Kindern auf dem Friedhofe zeigte, sagte er: „Sehet, meine Lieben! in dieses Grab kommen auch wir einst, wenn wir so lange leben und gesund sind."

Unfehlbarer **Grund.** Ein leichtfertiger junger Mensch, der gewohnt war, in den Tag hinein zu schwatzen, wollte das Dasein Gottes läugnen und zwar aus der Ursache, weil er ihn noch nie gesehen habe. — Ein Geistlicher, der zugegen war, erwiederte: „Nun, wenn dieser Grund hinlänglich wäre, so habe ich die größte Ursache, an Ihrem Verstand zu zweifeln, denn von diesem habe ich wahrhaftig noch keine Spur gesehen."

Guter **Grund.** Ein Bürger trieb sich fast immer in Schenken herum. Ein Bekannter von ihm ermahnte ihn einst zur Ordnung und Häuslichkeit und meinte, er thäte klüger, wenn er daheim bei seiner Frau bliebe. „Ja, das würde ich auch thun," gab ihm der Ermahnte zur Antwort, „aber meine Frau ist nahebei häßlich, und nur von weitem sieht sie recht hübsch aus; damit sie mir nun immer recht gefällt, halt ich mich so viel als möglich in einer gewissen Entfernung."

Gründlich. Ein Arzt behandelte schon seit Jahren einen am Podagra leidenden Baron, es half aber Alles nichts. Der Baron liebte

den Wein, hauptsächlich den Rheinwein, und der Arzt, wohl wissend, daß man sein Verbot in den Wind schlagen werde, wiederholte dieses öfter. Einst besuchte er den Patienten, und fand ihn vor der Flasche mit der Etiquette „Johannisberger 1748," die er so eben angestochen hatte. „Ei, ei, Herr Baron, was seh' ich?" rief er, auf die Flasche deutend; „darin liegt der Grund Ihrer Krankheit." — „Das ist mir lieb, Doktorchen," versetzte der joviale Patient, und befahl dem Bedienten, noch ein Glas zu bringen. Er füllte es mit Wein, reichte es dem Arzt dar, und sprach: „Nun, lieber Doktor, stoßen Sie an. Sie haben nun den Grund meiner Krankheit gefunden; jetzt sind Sie also auf dem besten Wege, mich gründlich zu kuriren."

Gründlich und oberflächlich. Ein Philosoph und ein schöner Geist fuhren von Harwich nach Holland. Es erhob sich ein Sturm, und der Philosoph äußerte die Besorgniß, er möchte zu Grunde gehen. „Da geschähe ja nur," bemerkte der Schöngeist, „was Ihnen recht eigentlich zukommt; unsereiner begnügt sich damit, nur die Oberfläche der Dinge zu berühren."

Gruß. Warum grüßet man sich so verschiedentlich in der Welt? Der Gruß der Deutschen: „Wie befinden Sie sich?" — Der Holländer: „Wie fahret Ihr?" — Der Engländer: „Wie thut Ihr thun?" — Der Spanier: „Wie stehen Sie?" — Der Franzose: „Wie tragen Sie sich?" ist bekannt. — In China ist der gewöhnliche Gruß: „Jafan, habt Ihr Euern Reis gegessen?" — In Aegypten: „Wie schwitzen Sie?" weil eine trockene Haut als ein sicheres Kennzeichen eines tödtlichen Fiebers angesehen wird. — Aber die Böhmen haben den vernünftigsten Gruß, sie sagen: „Wie haben Sie sich?" In dieser Frage ist die physische und moralische Beschaffenheit eingeschlossen.

Die Grüße. Ein König machte eine Reise durch seine Staaten. In einem Landstädtchen redete ihn der Bürgermeister an und sagte: „Es grüßen Dich Tausende und abermals Tausende, es grüßen Dich unsere Städte, unsere Dörfer, es grüßen Dich alle unsere Einwohner, es grüßen Dich" — Der König unterbrach ihn mit den Worten: „Grüßen Sie dieselben bestens wieder", und fuhr vorüber.

Guadagni. Einst wurde der berühmte italienische Sänger Guadagni von dem Herzoge zu Parma aufgefordert, sein allenthalben so berühmtes Talent in Anwesenheit einiger vornehmen Franzosen zu rechtfertigen. Doch der Sänger, ein Feind der Franzosen, sang schlecht, seine Heiserkeit vorschützend. — Sechs Tage wurden ihm gewährt, dann mußte er singen, aber er sang noch schlechter. Ein neuer Auf-

schub, nach welchem er bei Hof in einem Concerte singen sollte. Als der anberaumte Tag erschienen, war er nirgends zu finden; er war auf die Jagd gegangen. Ob dieser Unverschämtheit befahl der Herzog, ihn in's Gefängniß zu setzen und nur Wasser und Brod zu reichen. Das reizte ihn noch mehr. Am neunten Tage seiner Gefangenschaft endlich erschien ein köstliches Mahl, und mit ihm ein Gesellschafter. In dem Augenblick, als Guadagni, vom Hunger getrieben, über die köstlich duftenden Speisen herfallen wollte, hielt ihn sein Tischgesellschafter zurück und sprach: „Ich habe strengen Befehl, mein Herr, bevor Sie nicht gesungen, dürfen Sie nicht essen." — „Ich singen! Ich sterbe ja vor Hunger." — „Das gilt mir gleichviel; zuerst singen, dann essen." — Guadagni sang. Als der Beamte sich entfernen wollte, fragte der Sänger: „Wie, Sie wollen mir nicht Tischgesellschaft leisten?" — „Nein," entgegnete der Gefragte, „denn ich habe keine Zeit; ich muß noch drei Spitzbuben aufknüpfen." — Wie vom Donner gerührt, blieb der Sänger stumm, denn es war der Scharfrichter. „Sie wollten auf Befehl des Herzogs nicht singen, jetzt haben Sie dem Henker singen müssen." — Diese Begebenheit verbreitete sich schnell durch die Stadt, und Guadagni sah sich genöthigt, seine Schande fern von Italien zu verbergen.

Guano. In einer Dorfschenke wurden Wunderdinge von dem neuen Vogeldünger, dem Guano, erzählt. Ein Hauptvertheidiger dieses Mistes meinte: „Man wird bald den Dünger für ein ganzes Feld in eine Westentasche stecken können." — „Ja wohl, und im Sommer darauf in die andere Westentasche die Ernte," entgegnete witzig ein anderer Bauer.

Dem Herzog Franz von **Guise**, der den Krieg gegen die Protestanten führte, wurde berichtet, daß sich einer von ihnen in seinem Lager befände, der ihm nach dem Leben trachtete. Er ließ ihn in Verhaft nehmen. Der Protestant gestand sein Vorhaben. „Habe ich Dir denn etwas zu Leide gethan?" fragte ihn der Herzog. — „Nein!" antwortete ihm der verblendete Schwärmer, „ich habe keine andere Ursache, als weil Sie der ärgste Feind meiner Religion sind." — „Nun, wenn Deine Religion Dir gebietet, daß Du mich ermorden sollst, so gebietet mir die meinige, daß ich Dir verzeihe." — Mit diesen Worten ließ er ihn von sich.

Johannes von Müller erzählt vom General **Gulse**, daß dieser mit 6000 Hessen, 13,000 Franzosen in die Flucht gejagt. Auf Friedrich's Frage: „Wie hat Er denn das gemacht?" antwortete er: „Es ging leicht, Euer Majestät! Ich sagte, Kinder, haltet Euch gut, oder der Teufel soll Euch holen!" — „Und das war genug? — „Ja, es

waren ja Hessen, lauter Hessen, und ihren Gulse kannten sie." Der König übersandte ihm eine goldene Tabatiere. „Hm, der König hätte sie mir wohl selbst geben können," sagte der alte Soldat, und Friedrich ließ ihn nochmals rufen und umarmte ihn. „Hol mich der Teufel!" rief Gulse schluchzend, „Euer Majestät sind ein großer General, und wenn wir wieder zusammenkommen, sollen meine Hessen ihre Schuldigkeit thun, thun's Euer Majestät mit Ihren Preußen auch."

Gummi-elastische Künste. Haben Sie die Kunstreiter schon gesehen, die gestern bei uns angekommen sind?" fragte der Chirurg eines Dorfes den Bierbrauer; als dieser es verneinte, sagte Jener: „Ich bitte Sie, sehen Sie sie an; denn sie gehen bald wieder fort und machen prächtige gummi-elastische Künste."

Gustkow half eines Tages die brillante Fête eines reichen Berliner Banquiers durch sein Spiel verherrlichen. Ein goldbetreßter Lakai konnte sich nicht genug den Scandal zu Herzen nehmen, daß der allzuschlichte Mann der Strohharmonika nicht einmal, sondern in schneller Aufeinanderfolge mehrmals auf die spiegelglatten Dielen spie. Schnell schob er ihm einen überaus eleganten Spucknapf vor die Füße. Gustkow indeß ließ sich in seiner Manier, auszuspucken, an die er sich einmal gewöhnt, keinen Zwang anthun, sondern that nach wie vor; und der Spucknapf rückte ihm folglich näher und näher zu Leibe, während der ihn vorhaltende Diener dem ungenirten Künstler mit Gesten, die immer bedeutsamer wurden, ergrimmt in's Auge sah. Das ward Gustkow nach gerade immer belästigender, und höchlich aufgebracht gab er endlich die Worte von sich: „Wird Er mir das Ding da nicht bald wegnehmen, so erlebt Er's noch, daß ich Ihm vor allen Leuten hineinspucke."

Gütlicher Vertrag. Ein schwäbischer Soldat schrie vor der Schlacht: „Gebt mir meinen Feind heraus, ich will mich in der Güte vertragen."

H.

Ist ein Hauchlaut; ein lauter Hauch! Ein gefährlicher Buchstabe! denn oft ist es jetzt gefährlich, auch nur einen Hauch laut werden zu lassen! und besonders ein h oder ha!

Es geht diesem Buchstaben wie manchem öffentlichen Redner, am Anfang wird er stark gehört, am Ende gar nicht; z. B. Haus, Herz, Hand, und Muth, Fluth, Wuth; zwischen zwei Selbstlauten wird es sehr schwach, z. B. in dem Wort „Ehe" wird es, wie der Mann selbst in der Ehe, kaum gehört! Zuweilen ist es auch ein Milderungszeichen, wie nach c und ß, allein unsere deutsche Sprache, die gemüthliche, hat keine eigenen Zeichen für Milderungslaute!! —

Das h mit den verschiedenen Vokalen in Verbindung deutet auf verschiedene Empfindungen hin.

H mit a: ha! ist ein Erstaunungslaut, ein Verwunderungslaut, ein Unwillenslant und Scherzlaut! Wenn sich das „ha!" oft wiederholt, ist's ein Lachlaut! „hahaha!" die Scherzlaute wiederholen sich so oft und gleichartig, daß es endlich zum Lachen ist! —

H mit e ist ein Anruflaut: he! heda! h mit i ist ein schelmischer Laut; im Ironischen: hi! hält es zwischen Lachen und Kichern die Mitte und ist ein Naturlaut der Zofen und Stubenmädchen. „Hihihi!" spielt auf der Bühne bei den ersten Soubretten eine größere Rolle als sie selbst; und in dem Lustspiele müssen diese oft durch ein „hihihi!" den Geist des Autors unterstützen.

H mit o ein Anhaltslaut: „ho!“ mit welchem man Jemandem ein „O halt!“ zuruft: „ho! hoho!“

H mit u ist ein dramatischer, ein melodramatischer, ein Staun- und Gespensterlaut: hu! Spieß, Tolloroſa und Miß Anna Radcliff haben reiche Lasten solcher „hu!“ und „huhu!“ an die Lesewelt verkauft und an die Kriegsherrn der Lesewelt: Leihbibliotheken, als Winterfütterung eingeliefert.

„H“ mit „ei“ als „hei“ bildet den Anfang von einem Freuderuf und Scherzruf in „heida!“ „heisa!“ und „heirath!“ und „heiduck.“

Uebrigens ist h ein habereicher Buchstabe, so wie „haben“ selbst mit h anfängt! Er bildet den Anfang aller Doppel-Consonanten, man sagt „Hand und Herz,“ „Haus und Hof,“ „Himmel und Hölle,“ „Hoffen und Harren,“ „Heu und Hafer,“ Haß und Hader,“ „Heer und Haut“ u. s. w. —

M. G. Saphir.

Das **Haar.** Damen und Herren vermuthen wohl kaum, wenn sie ihr Haar nach den Launen der Mode kämmen oder kräuseln, daß es nicht immer Modegesetzen allein unterlag und sonst auch manches Schicksal erlitt, daß das Haar manchmal keine kleine Rolle gespielt hat, und in großem Ansehen stand. So dürfen unter den alten Celten nur Edle Schnurrbärte, dagegen Sachsen in England unter Wilhelm dem Eroberer gar keine Bärte tragen. Bei manchen Völkern mußte wieder das Haar für eine Unterlassung oder für ein Vergehen büßen, indem es da den Leuten gänzlich genommen ward, wie in Ungarn (unter Stephan), wenn man an Sonn- und Festtagen nicht zur Kirche kam, oder bei den alten Deutschen, wenn die Staatsehre gefährdet ward; oder bei den Westgothen, wenn man sich der Zauberei schuldig machte. Auch bei den Griechen bestand eine solche Strafe. Anderswo wurde es dagegen in Ehren gehalten, und zwar so sehr, daß man sich daran schwer vergreifen konnte; denn wer in Serbien einem Edel- oder sonst ehrlichen Manne den Bart ausriß, verlor eine Hand, und wer vor Alters in Rußland desgleichen that, hatte zwölf Griven zu bezahlen. Selbst Schwüre geschahen hier und da bei den Haaren. Die Isländer schworen gewöhnlich bei denen des Bischofs Thorlak, die heidnischen deutschen Frauen berührten es beim Schwur. Bei den alten Egyptern aber war es Sitte, den Kindern, wenn sie opferten, das Haar, wo nicht ganz, doch zum Theil abzuschneiden, und dann so viel Silber zu opfern, als dasselbe wog. Besonders wurde das Haar, so zu sagen, ausgezeichnet bei Franzosen und Ungarn; jene bestreuten es bei gewissen Feierlichkeiten und Festen mit Goldstaub, diese erschienen im Jahre 1232 zu Wien mit Kinnbärten, in welche sogar Edelsteine und Perlen geflochten waren.

Die **Haare.** Lange unsaubere Haare, welche auf den Kragen herabhängen, gebühren nur dem vermeintlichen Philosophen und dem Schneiderburschen. Der Murrkopf und der Schuhflicker sind nicht gekämmt. Der Tänzer, der Friseur, der Pinsel und der Stutzer gießen kostbare Oele in ihre Haare und sondern sie sorgfältig in zwei gleiche oder ungleiche Hälften, wie das Mode-Journal es vorschreibt. Steife Haare verkünden meist Hartnäckigkeit, glatte Haare Geduld, lockige Geist und Sinn für's Vergnügen. Kahlköpfigkeit ist gewöhnlich das Zeichen eines thätigen Verstandes, noch dürfen die Haare nicht von hinten nach vorn gestrichen werden, was einen gewöhnlichen und kleinlichen Geist andeutet. Haare, die vor der Zeit grau werden, deuten auf Misanthropie, auf physische und moralische Leiden, auf ein Uebermaß von Arbeit oder Vergnügungen hin. Ein reicher Haarwuchs, der nicht weiß wird, ist das Zeichen eines ruhigen und friedlichen Charakters. Von diesen glücklichen Köpfen ist in der Schrift gesagt, daß ihrer das Himmelreich ist.

Haare, Anzahl. Man hat berechnet, daß die Zahl der Haare auf einem gewöhnlichen Menschenkopf 140,000 betrage. Uebrigens steht es Jedem frei, nachzuzählen.

Haarbeutel. Ein junges Mädchen hatte einen Liebhaber, den es aber sehr wenig sprechen konnte. Es wünschte daher mit ihm in Briefwechsel zu treten, allein es fehlte ihr jemand, der die Briefe überbrächte. Endlich wählte es hierzu den Friseur ihres Vaters. Es war aber nichts Leichtes, diesen zu hintergehen; der Vater war Wittwer, und hatte auf seine Tochter ein sehr wachsames Auge. Was that diese nun, um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen? Sie machte die Perrücke ihres Vaters zur Briefkapsel. Die Perrücke hatte einen Haarbeutel, den die Tochter gewöhnlich des Abends los zu binden pflegte, wenn der Vater sie rief, ihm die Nachtmütze zu bringen. In dem Haarbeutel fand sie nun jedesmal einen Brief ihres Geliebten, den der Friseur des Morgens hineingesteckt, und den der Vater den ganzen Tag, ohne an etwas Arges zu denken, mit sich herumgetragen hatte. Den folgenden Morgen that sie wieder eine Antwort hinein, welche der Friseur alsdann dem schmachtenden Liebhaber überbrachte.

Haarbeutel. Der Ausdruck: „Er hat einen Haarbeutel," statt: „er ist betrunken," stammt aus jenen Zeiten, wo die Haarbeutel bei allen gebildeten Ständen Mode waren. Bei Festgelagen mußte man mit einer solchen Haarzierde erscheinen, und da nach altdeutscher Sitte wacker gezecht wurde, so kehrten die Geladenen immer mit einem Rausche nach Hause. So kam es, daß man für das Consequens das Antecedens, oder statt Rausch: Haarbeutel setzte.

Graue Haare. In einer Gesellschaft entstand einst die Frage, warum so viele alte Herren, die gern noch jung scheinen wollen, ihre grauen Haare unter schwarze Perrücken verbergen? „Je nun," antwortete Einer der Anwesenden, „Mancher verbirgt sie, weil sie nicht mit Ehren grau geworden sind."

Haaröl. Vor Kurzem ging ein Bauer durch eine Hauptstraße der Stadt Köln, um im Auftrage eines Andern in einem ihm näher bezeichneten Laden Rowland's Makassaröl (ein hochgepriesenes Haarwuchsmittel) zu kaufen. Als er in den Laden trat, verlangte der bedächtige Mann, um das rechte um so sicherer zu erhalten, den Herrn des Hauses selber zu sprechen. Endlich erschien dieser. Als er den Bauer nach seinem Begehren fragte, musterte ihn dieser von Kopf bis zu Füßen, und sagte dann, indem er sich umwandte: „Wenn Ihr der Herr des Hauses seid, so bin ich gewiß nicht im rechten."

Er sah nämlich, daß der Handelsherr selbst eine fürchterliche Glatze hatte.

Haarpuder. Englische Blätter geben folgende Notizen zur Geschichte des Haarpuders. Der erste Puder wurde gebraucht von Balladensängern auf der Messe zu St. Germain im Jahre 1614. Im Jahre 1795 gab es in Großbritannien allein 50,000 Haarkräusler, welche, durchschnittlich berechnet, in einem Jahre 18,250,000 Pfund feines Mehl verbrauchten. Aus diesem Materiale hätte man 5,300,000 Laibe Brod im Werth von 12 Millionen Gulden backen können, an denen sich mehre tausend Arme täglich gesättigt hätten. In obiger Berechnung ist das Militair, und wer sein Haar selbst besorgte, gar nicht mitgerechnet.

Haarschneider. Ein Herr ließ sich sein Haar schneiden, und da ihm die Erzählungen des Haarschneiders zuwider wurden, sagte er in der Mitte von jeder: „Mach's kurz." — Endlich rief der Barbier grimmig: „Ich kann es nicht kürzer machen, denn es ist ja beinahe kein Stümple Haar mehr auf Ihrem Kopfe." Er war wie abrasirt.

Haben ist ein uraltes Zeitwort, das jetzt ganz aus der deutschen Sprache verschwunden zu sein scheint, und nur bisweilen sehr passiv, oder verbunden mit dem Worte „Schulden" noch gehört wird. Man sagt: Ich habe Schulden, Du hast Schulden, Er hat Schulden ꝛc. oder: Wir werden Schulden haben, Ihr werdet Schulden haben, Sie werden Schulden haben, — aber Niemand spricht: Ich habe Geld ꝛc., oder ich werde Geld haben, Du wirst Geld haben, Er wird Geld haben. Dergleichen Sätze sind gänzlich aus der Mode gekommen, und wer sie etwa noch aussprechen möchte, der unterläßt es, aus Furcht, den Neid der Communisten zu erregen.

Der geheim gehaltene **Haber.** „Was führt Ihr da?" fragte ein Mauthbeamter einen Fuhrmann. Dieser trat zu ihm und sagte ihm ins Ohr: „Nichts als Haber." Der Mauthbeamte untersuchte genau, fand aber wirklich nichts als Haber. Zornig sagte er zum Fuhrmann: „Wenn man nichts Verbotenes hat, was soll denn das Geheimthun?" „O ich bitt," antwortete der Fuhrmann, „reden Sie nicht so laut, meine Pferde haben schon lange keinen Haber gesehʼn, wenn sie hören, daß ich einen führ, so gehn sie mir nit von der Stell."

Hagn, Charlotte. Der Theatermeister des k. Theaters zu Berlin Hr. Guimpel war eines Morgens in der Lutter'schen Weinhandlung, die Zeitungen zu lesen. An einem andern Tische sitzen mehrere

Herren, die ſich über das Spiel des Fräuleins Ch. v. Hagn unterhalten, und Alle vor Entzücken ſind. „Ich gäbe vier Louisd'or darum, wenn ich eine Locke von dieſer Künſtlerin hätte!“ ruft der Eine in ſeinem Enthuſiasmus. In dieſem Augenblicke lieſt Herr Guimpel die Anzeige einer Dame, welche in derſelben für ein unglückliches und armes Mädchen um milde Gaben bittet; er tritt ſogleich zu dem ihm unbekannten Herrn, frägt denſelben, ob es ſein Ernſt mit den vier Louisd'oren ſei, und eilt, als dieſer es bejahet hatte, in die Wohnung der Künſtlerin. Hier erzählte er dieſer den Vorfall und bittet ſie, des wohlthätigen Zweckes wegen, eine Locke von ihrem ſchönen Haare zu ſchneiden. Charl. v. Hagn iſt augenblicklich bereit, und gibt ihm die Locke. Herr Guimpel aber geht ſchnell zurück, nimmt von dem Unbekannten das Geld, und bringt die Hälfte dem unglücklichen Mädchen, die andere der Armencommiſſion.

Hageſtolz. An der table d'hôte ſaß ein Franzos, der nur ſehr wenig Deutſch verſtand, er wollte den Kellner rufen, glaubte aber, dieſer werde auf das Wort garçon nicht hören und rief, nachdem er ſein Taſchenwörterbuch um Rath gefragt hatte: „Monsieur Hageſtolz, bringen Sie Rindfleiſch!“

Hageſtolz. In Maſſachuſets wurde von 900 Frauen das Frauenfeſt gefeiert. Zu den ausgebrachten Toaſten gehörten auch die folgenden: „Den alten Hageſtolzen. Mögen ſie allein ſchlafen auf einem Neſſelbett, ſich immer auf ein hölzernes Tabouret ſetzen, immer allein zu Tiſche gehen und ſelbſt ihre Küche beſorgen!“ — „Dem Eheſtande! die Wahrheit und Eſſenz des Lebens! Liebe zu Hauſe, Nützlichkeit außer dem Hauſe, Beſtändigkeit zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten.“ — „Möge der alte Hageſtolz gleich ſein dem Dorne, der durch keine Blume und keine Frucht nützlich iſt, möge er von allen lebenden Weſen betrachtet werden als eine zu meidende Plage und Geißel.“

Ein muthiger Hahn. Bei der Schlacht von Trafalgar wurde in der größten Hitze des Kampfes einer der Hühnerſtälle auf dem Koloſſus zerſchoſſen und ein darin befindlicher Hahn flog auf die Achſel des ſchwer verwundeten Kapitän Marzis, ſchlug mit den Flügeln und krähete ſo, zu nicht geringer Ermuthigung der Mannſchaft, die ſich vornahm, von dem Vogel ſich nicht an Muth übertreffen zu laſſen, ein dreimaliges Hoch anſtimmte, mit verdoppeltem Eifer den Kampf begann und den Feind glücklich überwand.

Warum gibt es ſo viele Hageſtolze. Man fragte einen jungen

Herrn, der schon lange einem hübschen Mädchen die Cour machte, warum er sie nicht heirathe. Er erwiederte: „Weil ich unsterblich in sie verliebt bin, und die Ehe kennt leider nur sterbliche Liebe."

Gräfin **Hahn-Hahn** erzählt in ihren „orientalischen Briefen," daß sie einer Mißhandlung der Negersklaven beigewohnt, ohne daß es ihr möglich war, ein Gefühl des Mitleids bei sich aufzutreiben, weil diese Geschöpfe doch gar zu häßlich seien.

Statt dem **Hahn** ein Esel. Bei einem kleinen Theater wurde Hamlet gegeben, und die Hauptrolle von einem elenden Schauspieler gespielt. In der Scene mit dem Geiste brüllte er wie wahnsinnig. Da sagte Jemand im Parterre: „Ganz getreu nach Shakspeare, nur der Hahn vergaß beim Erscheinen des Geistes zu krähen." — „Dafür," fiel ein Anderer ein, „hat ein Esel geschrieen."

Haifische. Lewis erzählt in seinem Reisejournal folgende Anekdote: Da mich die Merkmale der Zuneigung bei den Thieren besonders interessiren, so hat mich ein Zug, den mir heute Morgen der Capitän erzählte, außerordentlich angesprochen. Während er in Jamaika in der Noire vor Anker lag, sah man oft Haifische, Männchen und Weibchen, um das Schiff herum, mit einander spielen. Endlich wurde das Weibchen getödtet, und die Verzweiflung des Männchens war übermäßig. Was er ohne sie that, ist jedoch ein Geheimniß, allein ich will erzählen, was er mit ihr anfing. Kaum hatte sie den letzten Seufzer ausgestoßen, als er seine Zähne an dem Cadaver ansetzte, und denselben mit dem ausgiebigsten Appetite zu fressen begann. Die Matrosen selbst erstaunten über dieses seltsame Zeichen der Liebe nach dem Tode. Um dem zärtlichen Gemahl zu helfen, sich seiner traurigen Pflicht leichter zu entledigen, machten sie sich zu seinen Vorschneidern, und fingen an seine theure Hälfte mit ihren Hacken zu zerhauen. Während dieser Verrichtung riß der verwitwete Haifisch seinen Rachen so weit auf, als möglich, und verschlang jedes Pfund Fleisch, das man ihm losschnitt, mit einer bewundernswerthen Gefräßigkeit. Ich zweifle keineswegs, daß er während des Verzehrens vollkommen überzeugt war, jedes Stück gehe direct von dem Magen ins Herz. Er mochte sich auch dabei denken, sie war gut während ihres Lebens und ist es auch nach dem Tode. Ich glaube nicht, daß Hymens Annalen ähnliche Beispiele von Zärtlichkeit aufweisen können.

Halbtrauer. Eine Mutter sagte zu ihrer Tochter, einem jungen Mädchen, sie möchte Halbtrauer anlegen. „Ist unser Oheim denn nur halbtodt?" fragte das naive Kind.

Die **Hälft.** Von einem alten kaiserlichen Jagdschlosse wurden

mehrere unbrauchbare Inventurstücke licitando verkauft. In den von der Administration vorgelegten dießfälligen Berechnungen wurde unter andern auch angeführt: — Posten 13: Für einen verkauften halben Wagen eingenommen 12 Fl. Der Rath, der solche zur Revision hatte, machte dabei das Monitum: Wo ist denn die andere Hälfte geblieben?

Zwei **Hälften.** Ein junger Jude kam zu einem Professor der Medicin und bat, ihm seine Privatvorlesungen unentgeltlich anhören zu lassen. Der Professor schlug es ihm aber ab; da erfuhr der Jude, daß der Professor der Hausarzt der beiden jüdischen Banquiers R. und E. sei. Er wandte sich also an diese mit der Bitte, bei dem Professor ein Fürwort für ihn einzulegen. Dieß geschah und der Professor erklärte gegen beide Banquiers, daß er dem jungen Menschen die Hälfte des Honorars erlassen wolle. Beide machten dieß ihrem Schützlinge bekannt und er wohnte den Vorlesungen des Professors bei. Nach Beendigung des Schuljahres, als der Jude ein Zeugniß verlangte, sagte der Professor: „Recht gern, aber Sie müssen die noch schuldige Hälfte des Honorars bezahlen.“ „Mein! ich sollte Ihnen schuldig sein? Haben Sie nicht dem Herrn R. versprochen, daß Sie mir die eine Hälfte erlassen wollen, und haben Sie dieß nicht auch zu dem Banquier E. gesagt? — Zwei Hälften sind doch ein Ganzes, folglich haben Sie mir Alles geschenkt.“

Die **Hälfte.** Zur Zeit der französischen Revolution verlangten die Machthaber von Jedem den vierten Theil seines Vermögens als patriotische Beisteuer. Diese Auflage wurde von den Säumigen executivisch eingetrieben. Zu einem damit Rückständigen kam deßhalb die Execution. „Nun, ich will mich einmal patriotisch zeigen,“ sagte dieser, sein Weib hinstellend, „indem ich Euch sogar meine Hälfte gebe.“

Für was **halten** Sie mich? Von zwei streitenden Pedanten rief einer dem andern zu: „Herr, halten Sie mich für einen Einfaltspinsel?“ „Nein, mein Herr!“ antwortete der andere ganz trocken und kalt, „ich halte Sie für gar nichts.“

Hamilton, Herzog. „Geht es besser mit Ihrem Gesicht?“ fragte ein Freund den Herzog von Hamilton, der sich von Hahnemann behandeln ließ. „Nein,“ antwortete der Herzog, „aber die Augen sind mir geöffnet worden.“

Hamlet. Bei einer gewissen Bühne wurde „Hamlet“ gegeben. Ein Acteur, der seine Rollen eben so schlecht memorirte, als darstellte, machte den Odenholm, und wußte wieder kein Wort. Darüber wurde

derjenige, der den Hamlet gab, ärgerlich und sagte in seinem Unwillen: „Ich muß Sie nur gleich im ersten Acte erstechen, Sie verderben uns sonst das ganze Stück!“

Die **Hand**. Die Hand ist der ganze Mensch: sie schwört Gott, den Richtern, und selbst den Frauen. Wir drücken sie unsern Freunden und nicht selten unsern Feinden. Die Hand ist eine Welt, sagen die Kabbalisten. Sie hat ihre Flüsse, ihre Berge und ihre Planeten. Die Flüsse sind Linien; die Berge kann ein Liliputaner überspringen, und die Planeten sind Glücks-Finsternissen unterworfen. Die Linien ändern sich wie unser Schicksal. Es gibt eine Lebenslinie, welche Methusalem sehr lang hatte; eine Linie des Herzens, welche selten den Blonden fehlt; eine Linie der Venus, welche die Schönen haben; eine Linie des Glücks, welche Geburtstags-, Namenstags- und Neujahrsgeschenke herbeizieht; und dann eine Linie der Ehe, deren Abwesenheit alte Jungfern macht. Wer weiß es nicht, wie viele Verse und Seufzer die Hände der Schönen den Verliebten entlocken? Die Dichter lassen sie Lilienfinger und Perlmutternägel haben. Gibt es in der Welt etwas Küßlicheres, als dieses weiße, sammetfeine Ding, das Abends, ein melodiöses Vögelein, auf den Tasten des Piano herumhüpft. Ich bin überzeugt, daß Adam weniger durch den Apfel, als durch die Hand zur Versuchung gereizt wurde. Es ist also die Hand eines Weibes, die so großes Unheil über die Menschheit gebracht hat. Gall und Spurzheim haben uns hintergangen: der Geist sitzt nicht im Kopfe, sondern in der Hand, Napoleon hatte einen mittelmäßigen Hirnschädel, und hätte es ohne seine Hand höchstens bis zum Sergeant oder Fourier gebracht. Bei Goethe und Lord Byron war der Kopf nicht so schön als die Hand; und haben sie denn mit der Stirne oder mit der Hand ihre Meisterwerke geschrieben? Die Hand ist an sich selbst ein Buch, unser ganzes Leben ist schon im Vorhinein darauf gezeichnet, und die Chiromantie entziffert es daraus. Mit dieser Kunst läuft man nicht Gefahr, sich an falsche Freunde zu hängen, weiß man, ob man sich auf die Treue der Geliebten verlassen kann, genießt man gegenwärtiges und künftiges Glück, und wird so alt, wie die älteste Jungfer bei der Fußwaschung. Junge Dichter! die ihr verliebt seid in junge Mädchen mit schönen schwarzen Augen und Perlmutterfingern, fasset ihre Alabasterhand, küsset sie erst, und leset euer Schicksal darin: je mehr die Hand von starken und hellen Linien durchzogen ist, desto mehr könnet ihr auf glückliche Tage hoffen. Wenn der Herbstwind schneidet, und ihr mit derselben im Mondlichte herumstreifet, und ihr findet, daß sie dürre, blasse, von kurzen Linien durchzogene Hände hat, so rufet aus: Die Erde wird sie vor mir haben; ihr weißer Kranz fällt mit jenem der schönen Tage; sie gleicht der Blume in der kalten Jahrszeit, ihre

Blicke, ihr Lächeln, ihre Liebe sind erstorbene Blätter, die auf meine Stirne fallen.

Hand. Die Hand muß für die Treue des Herzens gut stehen. Bei den alten Deutschen war ein Handschlag genug, — bei uns muß es eine Handschrift sein, aber vor Gott thun es zwei aufgehobene Finger.

Die geschickte **Hand.** Ein Cassier, der für sein Bureau einen Hülfsschreiber suchte, erließ in öffentlichen Blättern folgende Aufforderung: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, findet bei mir jeden Augenblick Beschäftigung." Bald nachher fand sich bei der Kassenrevision an der Stelle eines 500 Thaler-Scheins ein Papier mit der zierlichen Inschrift: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, fand hier einen Augenblick Beschäftigung."

Händedruck. Was das Wort nicht vermag, vollbringt ein Händedruck. Den Liebenden ist er ein Zeichen des stummen Verständnisses, der Freundschaft sichert er Treue, dem Trauernden bringt er Trost, dem Sterbenden verspricht er ein freudiges Wiedersehen.

Handel. Zwei Personen kauften mit einander ein Reitpferd. „Wenn ich reite," sagte der Eine, „so gehst Du, und wenn Du gehst, so reite ich." — Der Andere war mit dem Handel zufrieden.

Handeln. Ein Jude und ein Christ begleiteten ihre abreisenden Söhne zum Postwagen. „Handle immer recht!" waren die Abschiedsworte des Christen. — „Ja wohl, mein Sohn, handle immer recht," rief der Jude seinem Sprößling nach.

Er läßt **handeln.** Ein Chorist wurde Nachts aus dem Bette gerufen, um ein Ständchen mitzusingen. Er öffnete das Fenster und rief hinunter: „Nicht um eine Million!" — „Machen Sie keine Narrenspossen," antworteten die Untenstehenden, „der Mann bekommt einen Kronenthaler!" — „Ja, dann läßt sich's hören!" und in wenigen Augenblicken war der Chorist da.

Händel. Wenn Händel, in den Zeiten seines Mißgeschicks in London, in seinen Opern und Oratorien fast gar keine Zuhörer hatte, und seine Freunde klagten, daß das Haus so leer sei, suchte er sie zufrieden zu stellen und sagte: „Das macht nichts aus, desto besser wird die Musik klingen."

Händel's Perrücken. Händel trieb den Luxus in den Perrücken

bis zur Verschwendung. Er hatte eine Morgen-, eine Mittags-, eine Abend-, eine Kabinets-, eine Galla- und selbst eine Nacht-Perrücke, kurz, er hatte eine Perrücke für jeden Moment des Lebens: als Privat, als Künstler, als Hofmann und als Schläfer.

Um nun jederzeit die gewünschte Perrücke vorräthig zu haben, hatte der Compositeur des Messias und Judas Maccabäus einen Perrückenmacher-Gesellen in seinem Dienste, welcher über die theuern Perrücken seines Herren zu wachen hatte, mit der Sorgfalt, mit welcher die ägyptischen Priester über die geheiligten Mumien wachen mußten.

Händel war nie verheirathet; er liebte zu sehr seine Freiheit; und doch sollte er sich einst in eine kleine, hübsche Miß verlieben, die nichts anderes zur Aussteuer hatte, als zwei hübsche Augen und ein berühmtes Haarkräusler-Talent. Dieser kleine Roman entstand folgender Weise in Händels Herzen:

Als eines Tages der König Georg ein großes Diner gab, wozu alle Berühmtheiten des vereinigten Königreiches geladen waren, war unser große Tonsetzer, auf dem Wege nach St. James, mit seiner Perrücke an einem Lattenkreuze, welches Ziegeldecker bei einem Hause herabgelassen hatten, hängen geblieben. Händel war, wie alle Tiefdenker, sehr zerstreut, und er bemerkte es gar nicht, daß er seine Perrücke auf dem Ziegeldecker-Kreuze zurückgelassen, und ging, ein erhabenes Motiv trillernd, weiter; er wollte eben in den Palast von St. James treten, als ihn Miß Jenny Brock, die Haarkräuslerin, am Schooß des Rockes faßt, und sagte: „Mylord, Sie haben Ihre Perrücke vergessen." — „Meine Perrücke," rief Händel, die Hand nach seinem Kopfe führend. „In der That, mein Haupt ist kahl, wie das Knie Adams, was ist nun zu thun, was soll ich anfangen, ich habe so einen großen Kopf, daß ich gewiß bei keinem der Perrückenmacher in dieser Nähe eine passende Perrücke finden dürfte, und ich wohne so weit." — „Wenn Mylord mit mir kommen wollen, ich wohne nur zwei Schritte von hier bei meinem Vater, dem Perrückenmacher der Stall-Beamten Sr. Majestät, ich bin versichert, daß Mylord bei uns finden werden, was Sie wünschen." — Händel, außer sich vor Freude, folgte Miß Jenny. Sie kamen in dem Perrücken-Laden an, es wurde eine General-Revision aller Perrücken, welche in dem pudrigen Arsenal vorräthig waren, vorgenommen, aber keine wollte Händel passen. Endlich entdeckte Miß Jenny eine, welche, beschieden unter dem Verkaufstische verborgen, dem Mädchen als Fußschemel diente, so voluminös war sie. Ohne Händel davon etwas merken zu lassen, hatte sie Jenny durch einen Kammstrich so kopfrecht gemacht, daß Händel sich zum königlichen Mahl begeben konnte. Ein solcher Dienst verdiente eine schöne Belohnung, und er bot Miß Jenny seine Börse an, aber sie lehnte sie mit edlem Stolze ab, und wünschte

bloß, daß der Compositeur ihre Kundschaft werde; Händel war darüber entzückt, und versprach ihr nicht nur diese, sondern daß er auch noch alle seine Freunde und Bekannte herschicken wolle, und ging fort, nicht ohne Bewegung, denn die Haarkräuslerin hatte ihn angeblinzelt, und dabei hatte sich jene eigenthümliche Schamröthe über ihr Gesicht verbreitet, durch die bloß die Engländerinnen ihre Herzensgeheimnisse zu verrathen wissen.

Händel, der niemals geliebt hatte, dieses Tongenie, fühlte endlich, was er nie gefühlt hatte — und zwar gab eine Perrücke Gelegenheit dazu. Er wollte eben sich zu dem Vater begeben, und um seine Tochter anhalten, als er diese letztere im Hintergrunde des Ladens gewahrte, wie sie einem jungen hübschen Offizier von der Garde Papilloten aufsteckte, und dabei auf recht vertrauliche Weise mit ihm lachte und schäkerte. Dieß reichte hin, um in dem Herzen des großen Tonsetzers ein Gefühl zu erregen, das er bisher noch nicht gekannt hatte: Eifersucht. Händel zwang sich, an sich zu halten, setzte sich neben seinem künftigen Schwiegervater nieder. Aber, wer beschreibt seinen Aerger und seinen Unwillen, als er hörte, wie Miß Jenny zu Herrn Brock sagte: „Papa, geben Sie mir noch ein Blatt von Händels „Messias", es fehlen mir sechs Papilloten, um unsern Offizier zum schönsten Soldaten in allen drei Reichen zu machen." Diese Worte waren ein Donnerschlag für den armen Händel, und er rannte hinweg, verzweiflungsvoll ausrufend: „Aus meinem größten Meisterwerke, meinem Messias, Papilloten zu machen!" — Von diesem Tage an entstand niemals wieder ein Heirathsgedanke bei Händel, und er starb ledig. Nach seinem Tode verkaufte man alle seine Perrücken; es waren deren sechs Dutzend, von den verschiedensten Formen; die schlechteste wurde zu einem Pfund Sterling verkauft.

Bei der Aufführung seiner Oratorien saß Händel hinter dem Orchester, wie ein General hinter seiner Armee. Er trug eine sehr große weiße Perrücke und wenn alles gut ging, hatte sie allemal eine gewisse Bewegung, woraus man sah, daß er zufrieden war. War das nicht, so wußten genaue Beobachter schon gewiß, daß er böse sei. Beim Schluß einer Arie war die Stimme, mit der er chorus zu rufen pflegte, sehr fürchterlich und bei den Proben seiner Oratorien in Carltonhouse war er immer sehr böse, wenn der Prinz oder die Prinzessin von Wallis nicht zu rechter Zeit kamen. Wenn aber die Hofdamen oder die Kammerfrauen während der Musik plauderten, so pflegte er nicht nur zu fluchen, sondern sie gar beim Namen aufzurufen. Dann aber sagte gemeiniglich die Prinzessin von Wallis mit ihrer gewohnten Sanftmuth und Freundlichkeit: „Stille! stille; Händel ist böse."

Händel's Gedanken. Der große Händel erhielt einst von einem unbekannten Gönner ein Dutzend Flaschen alten Johannisberger. An demselben Tage hatte er einige Freunde zu sich geladen und aus Furcht, es möchte ihm nicht viel davon übrig bleiben, wenn seine Gäste mitkosten würden, ließ er die Flaschen in sein Arbeitszimmer, das an die Speisekammer unmittelbar anstieß, stellen. Im traulichen Zustande beisammen sitzend, quält ihn Durst nach Rheinwein. Seiner Begierde nimmer mächtig, springt er auf, und sich auf die Stirn schlagend, ruft er: „Ein Gedanke! Ein Gedanke!" Dann eilt er in sein Arbeitszimmer, thut einen tüchtigen Zug, und kehrt in die Gesellschaft mit heiterem Blick zurück, welche in ehrfurchtsvoller Stimmung seiner wartete. Doch nicht lange, so kommt ein neuer Gedanke, dem bald ein dritter und vierter nachfolgt. Das fiel der Gesellschaft auf, und einer derselben schlich ihm nach, um zu sehen, wie Händel seine großen Gedanken ausführte. — Da stand nun der große Componist unter Flaschen, und that so eben einen herzhaften Schluck. Bei seiner Zurückkunft empfing ihn lautes Gelächter und von dieser Stunde an hieß der Johannisberger unter seinen Freunden: Händel's Gedanken.

Händel. Der Prinz von Wales, der Vater Georgs III., war nicht nur ein Freund der Dichtkunst und der Wissenschaften, sondern auch der Musik und der Künstler. Er verschmähte es nicht, sich mit den Letzteren einen Scherz zu machen, sobald sich Gelegenheit dazu fand. Händel, welchem der Prinz besonders wohl wollte, war auch einmal zum Stichblatt der prinzlichen Laune ausersehen, die Jenen indeß zum heftigsten Ausbruch seines Zornes reizte. Wie bekannt, hatte Händel eine große Abneigung gegen das Stimmen der Instrumente, und dies Geschäft mußte von den Musikern stets vor seinem Erscheinen beendigt sein. Einst sollte ein neues Oratorium aufgeführt werden. Alles war in Bereitschaft. Während das Erscheinen des Prinzen sich verzögert, schleicht sich Einer aus dem Gefolge hin und verstimmt alle Instrumente. Kaum ist das geschehen, so erscheint der Prinz. Händel setzt sich an die Orgel und gibt das Zeichen zum Anfang. Eine fürchterliche Dissonanz erschallt. Händel, ganz außer sich, fliegt von seinem Sitze, rennt einen Contrabaß um, ergreift eine Kesselpauke und wirft sie dem ersten Violinisten an den Kopf, während seine eigene Perrücke, erschüttert, das Weite sucht. — Alle Zuhörer brachen in ein lautes Gelächter aus, Händels Zorn konnte nur dadurch besänftigt werden, daß der Prinz sich als Urheber des Spaßes zu erkennen gab.

Händel (österreichischer Provinzialismus für Huhn). Bei der Aufführung des großen Concertes von Händel „Belsazer" ging Jemand schon nach der ersten Abtheilung fort. „Dem gefällt auch der

Strauß besser," bemerkte Einer, dieses rügend. „J nu! was ist aber auch ein Hendel (Händel) gegen einen Strauß," entgegnete ein Witzling.

Die **Händel-Schütz** und der alte Blücher. Die berühmte Künstlerin Händel-Schütz befand sich zur Zeit, als Deutschland sich von dem Joche der Franzosen befreite, in Breslau. Die Stadt war mit Reconvalescenten gefüllt. Da beschloß die Künstlerin, zum Besten der Krieger, die für's Vaterland ihr Blut vergossen hatten, eine Abendunterhaltung zu veranstalten. Es gelang ihr, eine Einnahme zu erringen, wie das Theater sich noch nie einer rühmen gekonnt. Bald darauf kam Blücher nach Breslau, und als er erfuhr, was die Händel-Schütz für seine „Jungens" gethan, lud er sie zur Tafel. Sie kam, und als sie die Serviette hob, fand sie unter derselben ein Geschenk, unschätzbar durch den Geber, und ganz eigenthümlich nach dem damaligen Geiste der Zeit. Es war eine einfache Kette, an der die silbernen und goldenen Denkmünzen der gewonnenen Schlachten und eroberten Festungen hingen. Jedes Gepräge war eine Rückerinnerung an einen großen Moment, an einen schwer errungenen Sieg. Das Halsband hatte die Nationalfarben aller derjenigen Völker, die in diesem Wettkampfe Alliirte waren. Die Ohrgehänge waren im Geschmacke des Mittelalters, so wie auch die Ringe, auf denen ernste Todtenköpfe grinsten. — Aber Schauspielerinnen gehörten von jeher zu den ungenügsamen Geschöpfen, die Händel-Schütz machte keine Ausnahme von der Regel. Als sie, freudig überrascht, dem Geber ihren Dank aussprach, bemerkte sie doch zugleich, es fehle noch Etwas am Schmucke. Der alte Marschall verstand die schlaue Anspielung. „Nichts da," sagte er, „die englischen Ladies haben mich schon arg genug geplündert." Da bildete Weiberlist gegen den Helden, der die Franzosen geschlagen, keck eine Verschwörung. Die Künstlerin hatte durch Hilfe der Wirthin eine Scheere erhalten. Sie nahte sich schmeichelnd dem Kriegergreise, und indem sie ihm die Wangen küßte und den weißen Schnurrbart streichelte, war der Raub geschehen, und eine kleine Locke seines Haares in ihrer Hand. Vater Blücher schmollte nur leise, durch den Kuß versöhnt, und bedauerte nur scherzend, daß er denselben nicht fünf und zwanzig Jahre früher erhalten habe. „Dieser Schmuck und diese Locke," sprach die Künstlerin gerührt zu Jemand, dem sie den Schatz gewiesen, „sollen einst meinen Leichnam zieren, und dann, wenn ich in die stille Erde gesenkt werde, soll Beides mein Schwiegersohn, Dr. Berfemann, der den Befreiungskrieg mitgekämpft hat, erhalten."

Der **Handkuß**. Die Engländer haben ihn schon längst aus dem Register der Galanterie gestrdieichen; Franzosen beschränken ihn; die

Deutschen wollen sehr sparsam damit sein. An öffentlichen Orten ist er längst verbannt; in Gesellschaften gebührt er nur noch den Frauen vom Hause. Eine Dame von Ton äußerte sich neulich, sie wolle in der Art, wie der Mann ihre Hand küsse, seinen Charakter erkennen. Ein flüchtiger Kuß, ob auf die Hand oder den Handschuh, ein Sausewind; ein langsamer, warmer Handkuß, ein Schwärmer; ein feuriger, mit kräftigem Druck begleiteter Handkuß, ein entschlossener Mann; ein Handkuß mit Spuren, also ein Handkuß voll Saft und Kraft, ein Ungebildeter; ein Handkuß mit leisem, Niemandem als der Dame bemerklichen, Ansichziehen der Hand, ein bestimmter Liebhaber; ein Handkuß, ohne aufzusehen, ob er auf die rechte oder linke fällt, ein Thor. Ein Kuß auf das Handgelenke, ein Zeichen dauernder Liebe. Die Damen mögen sich nun diese Abzeichnungen merken, wenn sie ihre Anbeter zum Handkusse zulassen.

Zur **Handschrifts**-Physiognomik. Goethe's Handschrift, so fest und sicher sie ist, verräth durch ihre Regelmäßigkeit den Ursprung aus einer Kaufmannsstadt. Sein Schreibmeister war ohne Zweifel auf gute Comptoirhandschriften dressirt. — Jean Paul schreibt, wie er dichtet, ruckweise, nicht aus einem Guß. — Von neueren Handschriften sind dem Referenten zufällig gegenwärtig: Die unleserlichste Handschrift von der Welt ist die des Theologen A. Neander in Berlin. Es gehört ein eigenes Studium dazu, seine Hieroglyphenschrift zu entziffern. August Böckh, der Philologe, hat eine kleine zierliche Handschrift, die viel Aehnlichkeit mit Börne's Handschrift hat. Börne schrieb mit Fliegenfüßen und kleinen Nadelköpfen. Heine's Handschrift verräth ihre ursprüngliche Bestimmung, für den Comptoirtisch; sie ist lang gestreckt, sehr leserlich, wie der Avisbrief eines Handelshauses. Die drei schönsten Handschriften, die mir bekannt sind, schreibt Varnhagen von Ense, Drärler-Manfred, Karl Seydelmann; die beiden Ersten wählen gewöhnlich bunte Papiere; Seydelmann's Handschrift hat etwas Kalligraphisches vom Bureau des Beamten her. Er verräth dieß durch Schnörkel und kunstvolle Anfangsbuchstaben. Wolfgang Menzel's Handschrift ist durch Vielschreiberei fast unleserlich, so daß Cotta für ihn einen eigenen Setzer hat; seine Handschrift verräth ein großes Selbstvertrauen; wenig ist ausgestrichen und die Zeilen laufen in endlos monotoner Gleichförmigkeit aus der Feder heraus. Laube hat in der Manier des Geschriebenen viel Aehnlichkeit, doch sind die Buchstaben anders geformt. Laube schreibt, um seine Handschrift zu bilden, mehr in lateinischen als deutschen Lettern. Anastasius Grün (Graf Auersperg) hat eine kleine, sehr undeutliche Handschrift. Th. Mundt, G. Schlesier und Kühne streben nach Varnhagen's Eleganz und Nettigkeit. A. Lewald hat eine kalligraphische Grund-

lage, der er einen weltmännisch nachlässigen Charakter zu geben wußte. Seine Handschrift thut dem Auge wohl. Auch Heinrich Koenig ist gut zu lesen. K. Rosenkranz schreibt geläufiger, als der schwierige Denkprozeß gestatten sollte: man sieht seinen Zügen die Lust der Mittheilung an. Franz Dingelstedt hat die Mischung deutscher und lateinischer Buchstaben von Laube angenommen. C. Beurmann hat eine feste Handschrift, deren Züge mit kecker Haltung in die Höhe streben. Saphir's Handschrift hat viel von der Jean Paul's, ist aber durch übergroße journalistische Thätigkeit fast unleserlich. An Hertha schrieb er vielleicht deutlicher, als an junge Lyriker, die im „Humoristen" empfohlen sein wollen. Immermann schreibt sicher und mit ruhigem selbstbewußten Fortschritt seiner Züge. Die vielen gleichartigen Buchstaben seines langen Namens müssen ihn auf eine gewisse ebenmäßige Sorgheit im Schreiben geführt haben. (Telegraph.)

Handlungen. Gemälde müssen Schatten, Handlungen aber Licht haben.

Gedruckte **Handschrift.** In der Wiener Zeitung bot ein junger Mensch seine Dienste als Schreiber an, und man las folgende Worte gedruckt: „Ein junger Mann, welcher gegenwärtige Handschrift schreibt ꝛc. ꝛc."

Handschrift von Füßen. Vor längerer Zeit zeigte in Wien ein Mann ohne Hände seine Künste mit den Füßen; er rasirte sich damit, schrieb mit den Füßen u. s. w. Neulich zeigte Jemand die Schrift dieses Mannes mit den Worten vor: „Sehen Sie, dieß ist die Handschrift des Mannes, der mit den Füßen so geschrieben hat."

In dem „täglichen Anzeiger von Philadelphia" stand vor Kurzem die Anzeige eines Herrn: „Ich habe einen hübschen Damen**handschuh** gefunden. Wenn die Dame, welche ihn verloren, so hübsch ist, wie Aschenbrödel, so kann sie den Handschuh wieder bekommen, und die Hand des Finders oben d'rein. Der Handschuh liegt zur Ansicht — aber vorläufig nur zur Ansicht — in der Expedition dieser Zeitung." Einige Tage darauf enthielt der genannte „Anzeiger" die Entgegnung: „Nachdem der Handschuh von einem Dritten in Augenschein genommen, erklärt das Mädchen, welches ihn verloren, daß sie sich sehr häßlich findet, auf keinen Mann rechnet, mithin keine der gestellten Bedingungen erfüllen kann, und deßhalb lieber den andern Handschuh zu dem ersten hat legen lassen, um den Herrn zu befriedigen, der so gern fremdes Eigenthum zu behalten scheint." — Nicht lange, da erbot sich der junge Mann in einem abermaligen Inserat und mit

Namensunterschrift: Hundert Goldstücke an die Armenkasse zu zahlen, wenn ihm Jemand den Namen der Dame anvertrauen wolle; da schloß sich den Anzeigen folgende an: „Ich bin nicht so wohlhabend, um jemals den Armen hundert Goldstücke geben zu können, ich halte es daher um so mehr für meine Pflicht, sie ihnen bei dieser Gelegenheit zu erwerben. Die Handschuhe gehören meiner Tochter Maria. Franz Bindner." Noch findet sich später die Quittung der Armenkasse über hundert Louisdo'r, und jedem Leser ist's erlaubt, sich nun doch eine Heirath hinzuzudenken.

Ein Seitenstück zu Schiller's: „Handschuh." Schiller entlehnte den Stoff zu seiner Ballade: „der Handschuh," bekanntlich einer spanischen Erzählung. Im Jahre 1600 trug sich in Prag eine ganz ähnliche Geschichte zu, die uns jedoch in ihrem Verlaufe poetischer erscheint, als die verwandte spanische. Guarinonius erzählt dieselbe in einem Buche: „Gräuel der Verwüstung" mit folgenden Worten: „Vor etlichen Jahren ist eine merkwürdige Geschichte zu Prag in der Stille vorübergegangen, die doch nachher Vielen kundbar worden. Da ein wälscher Edelmann in eine schöne böhmische Jungfrau verliebt war, die seiner nicht gar viel achtete, wartete er ihr allenthalben auf den Dienst. An einem Freitag kundschaftete er aus, daß sie hinter das Schloß über die Brücken hinaus und zu dem Löwenhaus, so jenseits der Brücken nicht gar weit gelegen, um sammt ihrer Mutter die Löwen zu sehen, gegangen wären; ging hinauf, allda man in den Hof zu den Löwen herabsieht, daselbst der Jungfrauen auf den Dienst wartend. Da sie ihn ersieht, wendet sie das Gesicht von ihm, wie sonsten. Ueber ein kleines (nicht weiß ich, ob es zu sonderem Fleiße geschahe) ließ sie ihrer Handschuhe einen hinab in den Hof fallen, allda die Löwen niederlagen. Der Jüngling hat das kaum ersehen, so sprang er über die Stiegen hinab, überredet den einen Löwenknecht, daß er ihm das Gitter zu den Löwen eröffnet, und gab ihm eine stattliche Verehrung. Der Jüngling entblößt sein Rappier und hielt's hinter dem Rücken, schleicht dann hinein und mit großer Schnelle zuckt er den Handschuh von der Erden; und weil der eine Löwe sich von der Erde erheben will, eilt er hinter die Thür hinein, läßt das Gewicht fallen und sperrt den Löwen in den Käfig hinaus, küsset und beut den Handschuh der Jungfrauen dar, welche sammt der Mutter ob des Schreckens einer Leich gleich geworden; die fing von selbiger Stund an, den Jüngling herzlich zu lieben. — Ebener Maßen, aber mit anderem Ausgang, ist es in Hispanien mit einem Galan geschehen, welchem sein Lieb zu sonderem Fleiß den Handschuh unter die Löwen geworfen, welchen er zwar geholt, aber ihr zum Lohn einen guten Backenstreich gegeben und recht daran gethan hat."

Enge **Handschuh.** Ein Leipziger Dandy trägt so enge Glacéhandschuhe, daß er jetzt die ganzen Hände voll Hühneraugen hat.

Handschuhe. Ein Mensch, der nicht gebildet ist, versteht es gar nicht, wie die Handschuhe zu tragen sind. Er wählt Handschuhe, deren Farbe nicht zu seiner Toilette paßt, zu enge oder zu weite Handschuhe. Wenn er sie anzieht, weiß er nicht, was er mit den Händen anfangen soll; wenn er sie nicht anzieht, zerknittert er sie. Wer schmutzige und an den Fingerspitzen zerrissene Handschuhe trägt, ist ein pauvre honteux. Jedes Individuum, welches baumwollene Handschuhe trägt, ist verbunden, Abends eine Nachtmütze von demselben Stoffe aufzusetzen. Der Mann von gutem Ton weiß seine Handschuhe mit Geschmack zu wählen, anzuziehen, zu tragen und auszuziehen. Der Geck trägt so enge Handschuhe, daß er die Finger nicht rühren und die Hand nicht beugen kann.

Was ein **Handschuh** kann. Die Königin Anna von England fühlte sich bekanntlich durch ein Paar Handschuhe der Herzogin von Marlborough beleidigt, entließ deßhalb die Herzogin aus ihrer Nähe, entsetzte den unbesiegbaren Herzog seiner Kriegs-Aemter und schloß zum Erstaunen der Welt Frieden mit dem auf's Aeußerste gebrachten Frankreich.

Um den Hals **hängen.** Ein Handwerksgeselle, der einen guten Verdienst hatte, kam zu einem Maler, um sich von ihm für seine Geliebte portraitiren zu lassen. „Wie wünschen Sie es? in Oel, oder in Miniatur?" fragte der Maler. „Keines von Beiden", sagte der Geselle, „ sondern halt so, daß man mich um den Hals hängen kann.

Hanf. In Coles's Geschichte der Pflanzen findet sich folgendes lakonische Lob des Hanfs: Aus dieser Pflanze werden Stricke gemacht, und mit diesen Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt und Schelme gehenkt.

Nutzen des **Hanfes.** Zwei übermüthige Studentleins gingen an einem Felde vorüber, welches ein Bauer eben besäete. „Nur fleißig, lieber Mann," sprach der Eine zu ihm, „säet nur zu; uns soll dann die Frucht Eurer Arbeit zu Nutzen kommen!" „Das kann leicht sein," sagte der Bauer, „denn ich säe Hanf!"

Unterschied beim **Hängen.** In England wurden zwei Missethäter gehangen, einer an einen Strick, der andere an Ketten; ein Zuschauer fragte den andern, warum einer in Ketten, der andere am

Stricke gehangen wurde. „Dieser," war die Antwort, „bleibt nur eine Stunde, der Andere hingegen sein ganzes Leben am Galgen hängen."

Welches ist das härteste **Handwerk** im Leben? — Wenn sich zwei Leute vor dem Altar auf ewig die Hände reichen. S.

Die **Harfe** scheint, unter den nördlichen Völkern, am frühesten bei den Sachsen bekannt gewesen zu sein; sie brachten sie zuerst nach England, wo sie bald ein Lieblingsinstrument der Nation wurde. Auch in Irland, wo sie auch jetzt noch sehr volksthümlich ist, führten sie die Sachsen oder nordischen Seeräuber ein. Die älteste Harfe, die man kennt, wird im Dreifaltigkeitskollegium in Dublin aufbewahrt. Sie hatte, so heißt es, einst O' Brien Boirom gehört, der, nach dem Einfalle der Dänen in Irland, die Zusammenkünfte der Barden wieder einführte, und Schulen und Bibliotheken gründete, die noch jetzt bestehen. Diese Harfe, welche sehr oft ihre Besitzer wechselte, wurde endlich Eigenthum Canningham's, der sie dem Dubliner Collegium schenkte. Heinrich VIII. war es, der, als er zum Könige von Irland ausgerufen wurde, die Harfe in das Wappen von Großbritannien aufnahm.

Häringe. Auf die Frage: „Wissen Sie, warum die Häringe gesalzen sind?" antwortete Jemand: „Weil sie im Meerwasser herumschwimmen!"

Der lebende **Häring.** Ein loser Vogel schoß aus seinem Fenster einem Bauer, als dieser auf dem Jahrmarkt einen Häring am Schwanz gefaßt trug, mit einem Blaserohr so geschickt auf die Hand, daß der Erschrockene sogleich vor Schmerz den Häring fallen ließ. Der Bauer trat nach kurzer Ueberlegung dem Häring dreimal auf den Kopf und sagte beruhigt: „Warte Beest, nun beiße noch einmal, wenn du kannst!"

Harmonie. Die Schöpfung ist die vortrefflichste Symphonie; jeder Mensch ist gleichsam eine Note darin, und selbst der, welcher sich nicht freut, muß die Harmonie des Ganzen wider seinen Willen vermehren: denn er verhält sich dazu, wie eine Pause.

Harms, Klaus (geb. 1778 im Holsteinschen). Der, als origineller Kanzelredner bekannte Pastor Harms in Kiel hatte durch eine, im Jahre 1817 von ihm herausgegebene Schrift: 95 Thesen, einen Zankapfel in die theologische Welt geworfen, der zwar keinen trojanischen Krieg, mit kupfernen Waffen geführt, aber einen langen Federkrieg erzeugte, mit dessen papiernen Waffen man ganze Säle

füllen könnte. Ein ruhiger, jovialer Gelehrter kündigte endlich ein Schriftchen an, das aber nicht erschienen ist, unter dem Titel: „Worte des Friedens bei Gelegenheit des bekannten Thesenstreits." Das Titelblatt trug das Motto:

„Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!"

Harms war übrigens ein Mann von sehr edlen Charakter.

Hart. Der ist ein harter Mann, der nicht alles nach dem Kopfe seines Weibes thut. — Harte Weiber gibts nicht, denn sie sind alle weich.

Hartley. Im Jahre 1811 durchlief der Ritter Simon Stuart von Hartley die alten Papiere seiner Familie; da fand er auf der Rückseite eines Kaufvertrags bemerkt, daß einer seiner Voraltern unter Cromwell an einem genau bestimmten Orte 15,000 Goldstücke vergraben habe. Er stellte die nöthigen Forschungen an, und fand wirklich einen großen eisernen Topf mit diesem Schatze und dem Zettel: Ehe soll es der Teufel als Cromwell besitzen.

Harvest, ein Prediger der anglikanischen Kirche, welcher vortreffliche Abhandlungen über theologische Gegenstände hinterließ, befand sich zu Calais mit einem seiner Freunde. Der Schild des Gasthofes, in welchem sie abgestiegen waren, stellte einen kriechenden, silbernen Löwen vor. Harvest ging allein auf dem Walle spazieren, verirrte sich, und nicht französisch könnend, gerieth er auf den Gedanken, die Stellung des kriechenden Löwen des Hôtels nachzuahmen, einen Schilling zwischen die Zähne zu nehmen, und auf diese Art die Stadt zu durchschreiten. Das hieß den Einwohnern allzuviel Scharfsinn zumuthen. Man hielt ihn für einen Narren und arretirte ihn. — Derselbe Engländer ließ eines Tages drei geschriebene Predigten auf einem Tische liegen. Einer seiner Freunde sah sie und vermengte die Blätter der drei Manuscripte dergestalt, daß nichts mehr gehörig auf einander folgte. Tags darauf bestieg Harvest die Kanzel, und fing an, die bizarre Rede zu lesen, ohne zu bemerken, daß Vieles was er sagte, nicht zusammenpaßte und das Ganze keinen Sinn hatte.

Der **Hasenfänger.** Bei Gelegenheit einer Treibjagd, die in der Nähe eines Dorfes endete, öffnete ein Bauer seine Scheune in der Absicht, daß sich vielleicht ein Paar Hasen in dieselbe flüchten dürften. Seine Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Wirklich suchten drei solcher dem Kreise entronnener Thiere darin ihren Schutz, worauf sich sogleich die Scheunenthore schlossen und die armen Thiere, die aus dem Regen in die Traufe gekommen waren, erschlagen wurden. Ein be-

rittener Jäger aber hatte die Flucht der Hasen und die Schließung der Scheune bemerkt, und wohl wissend, was geschehen werde, ritt er eiligst in den Bauernhof hinein. Er kam gerade zurecht, wie der Bauer die bereits erschlagenen Hasen in der Hand in seine Wohnung tragen wollte. Als der Bauer den Jäger erblickte, faßte er sich schnell, und auf ihn zugehend und ihm die Hasen darreichend, sprach er: „Recht gut, daß Sie da sind, Herr Oberförster, Sie haben mir einen Gang erspart. Hier haben Sie die Hasen. Ich habe ihnen die besten Worte gegeben, sie sollen wieder hingehen, wo sie hingehören, aber eher todtschagen haben sie sich lassen, ehe sie gehorcht hätten."

Der **Hasenfuß.** Ein Zierbengel trat auf einem Balle während des Tanzens einer Dame auf den Fuß. Diesen Fehltritt zu beschönigen sagte er: „Sie haben aber auch so ein kleines Rehfüßchen, daß man es gar nicht sehen kann." — „Das hat nichts zu sagen," erwiederte die junge geistreiche Dame, „der Tritt eines Hasenfußes schmerzt nicht sehr."

Haspel. Ein Wittwer, der keine Beschäftigung hatte, suchte darin eine, daß er zu allen Licitationen ging, alle alten Geräthschaften zusammen kaufte, und damit seinen Boden vollpfropfte. Eines Tages bedurfte seine Nachbarin eines Spinnrädchens und wendete sich darum an ihn. Er musterte schnell seinen Kram, da er aber das Verlangte nicht fand, entschuldigte er sich und schloß mit den Worten: „Leider kann ich mit einem Spinnrade nicht dienen, wenn Sie aber, schöne Frau, einmal einen Haspel brauchen, so wenden sie sich nur an mich."

Die größte **Häßlichkeit.** Heudegger war ein abentheuerlich gestalteter, aber aufgeweckter und gescheuter Mann, mit dem auch Vornehme gerne in Gesellschaft waren. Einmal fiel es ihm ein, in einem Punschklubb gegen einen Lord zu behaupten, daß er selbst das häßlichste Gesicht in London sei. Der Lord sann nach und schlug eine Wette vor, daß er ihm ein noch häßlicheres darstellen wollte, und ließ sogleich ein versoffenes Weib rufen, bei deren Anblick die ganze Gesellschaft in helles Lachen ausbrach, und rief: „Heudegger, Ihr habt die Wette verloren!" — „Das geht so geschwind nicht," antwortete dieser, „denn nun laßt das Weib meine Perrücke und mich ihre Cornette aufsetzen, dann wollen wir sehen!" Als dies geschehen, wollte das Gelächter kein Ende nehmen, denn das Weib sah wie ein ziemlich respectabler Mann aus, der Mustkus aber gleich einer Hexe.

Die **Häßlichste.** Ein Fräulein v. Oennshöld, das nichts weniger als schön war, befand sich einst zu Stockholm auf einem Masken-

balle, und wurde von einem jungen Kavalier sehr verfolgt, der, durch die Reize ihrer Unterhaltung hingerissen, die größte Ungeduld bezeigte, sie ohne Larve zu sehen. Sie antwortete ihm endlich auf seine wiederholte Bitte: „Es ist unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen, aus Furcht, auf der Stelle die gute Meinung zu verlieren, die Sie von mir zu haben scheinen, denn leider weiß ich es nur zu gut, daß ich das häßlichste Frauenzimmer in der ganzen Stadt bin." — „Nein, gnädiges Fräulein", erwiederte der junge Mann, „lassen Sie sich mehr Gerechtigkeit widerfahren, unmöglich können Sie so häßlich sein als Fräulein Oennshöld." Lächelnd antwortete das Fräulein: „Die bin ich eben."

Haube.

Manchem Vater kostet ein hübsches Gut
Seines Herrn Sohnes Doctorhut:
Doch kostet das Doppelte, glaube,
Manch' anderm des Töchterleins Haube.

Der **Haubenstock.** Eine Coquette fragte ihren Friseur, einen hübschen jungen Burschen, mit einem verliebten Blicke: „Sag' Er mir doch Jean, wo hat Er denn so schön frisiren gelernt?" — „An Haubenstöcken", war die Antwort.

Haus. Ein Fremder fragte einst einen Frankfurter nach dem Hause Goethe's. „Haus Goethe?" erwiederte dieser, „Haus Goethe? — das kenne ich nicht, das muß fallirt haben!"

Hausfreunde. Die Männer bitten in der Ehe gewöhnlich den Hausfreund um sein Urtheil; die Hausfreunde aber sind redlich und denken philosophisch: um Jemanden zu beurtheilen, muß man sich zuerst auch an seine Stelle versetzen! S.

Hausherr. „Ist Ihr Hausherr", fragte Jemand einen Bekannten, „auch ein Freund der Dichter?" — „Er würde es gewiß sein", erwiederte dieser, „wenn sie alle Jakobi's und Michaeli's"*) wären!" A. Giftschütz.

Hausherren. Wenn die Hausherren anfingen, von oben hinab zu bauen, so würden sie sogleich sehen, daß ihnen der Bau zu hoch kömmt; wenn der Hausherr, bevor sein Haus gebaut ist, schon auf dem Dache desselben stände, so bekäme er eine Uebersicht über das Ganze; überhaupt müssen die Hausherren schon vor dem Bau auf

*) Jakobi und Michaeli sind Miethe-Zahlungstage in Wien.

dem Hause stehen, denn bevor sie noch bauen, nehmen sie doch schon Gelder darauf auf, und bis sie von Grund auf zum Hause kommen, gehen sie vom Hause aus zu Grund. Jeder Hausherr ist das Jahr hindurch vier Mal eine Variation auf das gewohnte und bewährte Thema: „Liebe Partei, gieb unparteiisch dein Geld her," oder: „Der Mensch muß immer höher hinauf!" und jeder Einwohner ist das ganze Jahr nichts, als eine stets gesteigerte Erwartung. S.

Fromme **Häuser-Inschrift.** Am Hause eines Bauern an der tyrolbaierischen Gränze befand sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die jetzt übertünchte Inschrift:

O großer, heiliger Florian!
Verschon' mein Haus, zünd' andre an!

Hausknecht: Ehrenfester Burgvoigt, Schaarwächter und Sturmherold, Haus- und Geräths-Rath, Flurpforten- und Hofthorwegs-Ober-Inspector, Hausbezirks-Pflaster-Conducteur, Diener des Herrn und Herrnvertreter, Familien-Factotum und eisernes Haus-Inventarium.

Häuslichkeit. Die Maskenbälle und Redouten haben durch die immer mehr überhand nehmende Häuslichkeit in Wien sehr verloren. Unter dieser „Häuslichkeit" sind die Hausbälle und Haus-Redouten zu verstehen, die so sehr im Schwunge sind! Unter dieser Häuslichkeit verstehe ich die häusliche Einrichtung, daß keine Frau mehr in die Redoute geht, um die Männer zu „sekiren," sondern eine jede Frau aus Häuslichkeit ihren Mann zu Hause „sekirt"; daß jeder Mann zu Hause Gelegenheit findet, seiner Frau zu sagen: „Ich kenn' Dich schon!"

Häßlich. Zwei Damen hatten sich entzweit und einander wacker geschimpft. „Haben Sie sich auch häßlich genannt?" fragte ein Herr. „Nein!" erwiederte man. „Nun, so nehme ich es auf mich," sagte der Herr, „sie wieder mit einander auszusöhnen."

Hausmeister. In dem Adreßbuche der Kaufleute und Fabrikanten von ganz Deutschland, sowie der Haupt-Handels- und Fabrikorte des übrigen Europa's und anderer Welttheile — Nürnberg 1828 ist Folgendes zu lesen: Niederlande Rücker (Joh. Gg.) Hausmeister! des hanseatischen Hauses in Antwerpen und General-Consul! der Hansestädte daselbst.

Haut. Der Vorsteher einer Lehranstalt ging mit seinen Zöglingen ins Feld spazieren. Ein Platzregen überraschte sie, und Alle

suchten im Laufe das Stadtthor zu erreichen, um unter Dach zu kommen; nur der Lehrer ganz allein ging seinen gewöhnlichen Schritt. „Nun, meine Kinder! Sie sehen ganz echauffirt aus; hat Ihnen das Laufen genutzt?" fragte er. „O! wir sind bis auf die Haut naß geworden!" erwiederten sie. „Ich auch nicht weiter!" antwortete der Lehrer.

Häutig und heutig. Ein dummer Mensch hörte, wie man von einem Kinde sprach, welches an der häutigen Bräune gestorben war. „Ich bitte um Vergebung," fiel er in die Rede, „das Kind ist nicht an der heutigen, sondern schon an der vorgestrigen Bräune gestorben, ich weiß das gewiß, denn ich war bei seinem Tode gegenwärtig."

Die **häutige** Bräune übersetzte ein Franzose: „Le brune d'aujourd'hui."

Hautverjüngung. Die Amerikanerinnen bestreichen ihr Gesicht mit dem Oel der Acajou-Nüsse, welches eine solche corrosive Kraft hat, daß sich die ganze Gesichtshaut abschält. Sie hüten einige Wochen das Zimmer und erscheinen dann mit einer neuen zarten und feinen Gesichtshaut.

Haydn. Von seinem 18. Jahre bis an seinen Tod componirte er hundert und dreizehn Ouverturen und Symphonien, hundert und dreiundsechszig Stücke für die Violine, zwanzig Divertissements für verschiedene Instrumente, drei Märsche, vierundzwanzig Trios, sechs Baßsolos, fünfzehn Concerte für verschiedene Instrumente, dreißig Messen, dreiundachtzig Quintetten, siebzig Sonaten, zweiundvierzig Duos, zwei komische Opern, fünf Oratorien, dreihundertfünfundsechzig Eccossaisen, vierhundert Menuetten und Walzer.

Anekdoten aus dem Leben **Haydn's.** Haydn reiste im Jahre 1780, in seinem 59. Jahre, nach London, wo er länger als ein Jahr sich aufhielt. Eines Tages trat er in eine Musikalien-Handlung. Er fragte den Musikalienhändler, ob er eine Auswahl guter Musikalien habe." — „So viel Sie wünschen," antwortete der Kunsthändler, „ich habe herrliche Sachen von Haydn." — „Um die", sagte Haydn, (welcher bemerkte, daß er nicht gekannt ward) „kümmere ich mich nicht." — „Wie!" antwortete der Musikverleger, „was haben Sie gegen Haydn's Musik?" — „O! sehr viel," sagte Haydn, „und dann, was liegt daran, ich brauche sie nicht, zeigen Sie mir andere." Der Musikalienhändler, der ein leidenschaftlicher Haydinist war, antwortete aufgebracht: „Ich habe auch andere, aber nicht für Sie." Darauf

kehrte er ihm den Rücken. In demselben Momente trat ein Herr ein, der, sobald er Haydn gewahrte, ihn beim Namen nannte. Bei dem Namen Haydn kehrte sich der Musikalienhändler um, und sagte zu dem Engländer verdrießlich: „Da ist ein Herr, dem Haydn's Musik nicht gefällt.“ Der Engländer brach in ein lautes Gelächter aus, und sagte ihm, wer der Narr sei, dem Haydnische Compositionen nicht zusagen! Man kann sich das Erstaunen des Musikverlegers denken, und wie er sich bei seinem Lieblings-Compositeur entschuldigte.

Haydn machte zwei Reisen nach London. Während seines zweiten Aufenthaltes in dieser Hauptstadt ging er oft zu der berühmten Sängerin Mad. Billington, deren Talent ihn entzückte. Es war in der Conversation des berühmten Tonsetzers viel Geist, Lebhaftigkeit und Anmuth. Hier eine seiner Antworten, die dem feinsten Höflinge keine Unehre gemacht haben würde. Mad. Billington hatte sich von Reynolds, dem berühmtesten Portrait-Maler, mit welchem eine Nation beglückt wurde, die gute Gemälde so zu schätzen und gut zu bezahlen weiß, malen lassen. Die Billington war unter den Zügen einer heiligen Cäcilie vorgestellt, welche mit zum Himmel emporgehobenen Augen, einem Chor von Engeln zuzuhören scheint, der oben am Gemälde sich befand. Sie wollte, daß ihr Freund Haydn dieses Gemälde sehe und ihr seine Meinung darüber sage. Unser Compositeur kehrte sich, nachdem er es betrachtet hatte, zu Mad. Billington, und sagte: „Das Portrait ist sehr ähnlich, aber es findet sich ein großer Fehler daran.“ — „Was für einer?“ fragte Mad. Billington (Reynolds war gegenwärtig.) „Der Maler hat Sie gemalt, wie Sie den Engeln zuhören, er hätte die Engel Ihnen zuhörend malen sollen.“

— Haydn wurde eines Tages durch den Besuch eines Fleischers überrascht. Dieser Mann, der für Haydn's Musik eben so viel Gefühl hatte, als irgend Einer, sagte ihm freimüthig und so zierlich er konnte: „Mein Herr, ich weiß, daß sie ein guter und gefälliger Mann sind; darum wende ich mich mit Vertrauen an Sie. Sie haben in allen Gattungen vortreffliche Sachen gemacht, Sie der erste unter allen Componisten. Aber ganz besonders gefallen mir Ihre Menuetten. Ich hätte wohl eine recht muntere, hübsche und ganz neue zur Hochzeit meiner Tochter nöthig, welche in diesen Tagen sein wird. Ich kann mich damit an Niemanden besser wenden, als an den berühmten Haydn.“ Der gutmüthige Haydn lächelt bei dieser ganz neuen Huldigung und verspricht ihm die Menuett auf übermorgen, wo der Fleischer nicht ermangelt, zu erscheinen, um das köstliche Geschenk froh und dankbar in Empfang zu nehmen. Nach einiger Zeit hört Haydn ein Geräusch von Instrumenten; er horcht und glaubt

seine neue Menuett zu erkennen. Er geht ans Fenster und sieht einen prächtigen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und mit Bändern und Blumenkränzen geschmückt, und um ihn her ein wanderndes Orchester unter seinem Balcon halten. Der Fleischer kommt herauf, drückt dem großen Manne nochmals seine Empfindungen aus und schließt seine Rede mit den Worten: „Ich glaubte, daß ich als Fleischer meine Erkenntlichkeit für eine so schöne Menuett nicht besser an den Tag legen könnte, als indem ich Ihnen den schönsten von meinen Ochsen dafür brächte.“ Er läßt nicht nach, bis Haydn, von seiner Aufrichtigkeit und Dankbarkeit gerührt, den Ochsen annimmt. — Daher der Name Ochsenmenuett.

Haydn und die Mauthbeamten. Als Haydn von seiner Reise aus England zurück und durch die Stadt Schärding, an der österreichischen Gränze, kam, erkundigten sich die Mauthbeamten nach seinem Charakter. Haydn antwortete, er wäre ein Tonkünstler. „Was ist das?“ fragte der Eine. „Ein Hafner (Thonkünstler, Töpfer)!“ antwortete der Andere. „Allerdings,“ fügte Haydn hinzu, „und dieser, der neben mir im Wagen sitzt (sein Bedienter) ist mein Geselle.“

Hawke. Als der berühmte englische Admiral Hawke noch ein Knabe war und sein Vater ihn zum ersten Mal zur See mitnahm, ermahnte ihn dieser, sich gut zu benehmen und setzte hinzu: „Dann hoffe ich, Dich einmal noch als Capitain zu sehen.“ — „Als Capitain?“ rief der Knabe aus, „lieber Vater, wenn ich nicht Admiral zu werden gedächte, würde ich gar nicht zur See gehen.“

Hazardspiele auszurotten. Es giebt ein Mittel, um die Hazardspiele auszurotten, und das ist: „in jedem Zimmer eines Wirthshauses eine kleine Tabelle zu machen, wo das Spiel in seiner nackten Gestalt gezeigt wird. Z. B. beim Faro-Spiel ist der Gewinn des Bankhalters $1^{1}/_{10}$ pCt., wenn er ganz niedrig ist, er kann aber auch $2^{63}/_{100}$ pCt. betragen. Beim Roulette ist er im ungünstigsten Falle $5^{26}/_{100}$ pCt. Wenn das Spiel nun eine Stunde dauert, so hat es im ungünstigsten Falle 10 Mal $1^{1}/_{10}$ — 11 pCt. Dauert es zwei Stunden, so hat es 22 pCt. und dauert es drei Stunden, so hat es 33 pCt. Dieser Zettel muß nicht allein in jeder Gaststube eines Wirthshauses, sondern in jedem Zimmer desselben sein, und die Polizei müßte von jedem Wirthe, wo ein solcher Zettel fehlte, einen Thaler nehmen.“

Man erzählt von dem berühmten französischen Arzt **Hecquet**, er sei, so oft er einen reichen Patienten besucht, allemal erst in dessen Küche gegangen, habe die Köche umarmt und ausgerufen: „O meine

Freunde, wie großen Dank bin ich Euch schuldig für die guten Dienste, welche Ihr uns Aerzten leistet. Wäret Ihr nicht da mit Eurer Kunst, so müßte die ganze medicinische Facultät bald um Aufnahme in irgend einem Armenhause nachsuchen."

Hecheln. Es spann sonst jedes deutsche Weib
Zum Nutzen, wie zum Zeitvertreib.
Fragt Jemand, was sie jetzt beginnen?
Sie hecheln bloß und lassen spinnen.

Heilig. Das Beiwort heilig wird von den Italienern oft im Zorne, oft um ihre Bewunderung mehr auszudrücken gebraucht. Sie nennen z. B. einen vortrefflichen Wein: Vino santo.

Ein Prälat, der Nuntius in Brüssel war, verlangte im hitzigen Fieber einheimisches Bier zu trinken, und rief: „Santa birra di Bruxelles." Die Umstehenden glaubten, er rufe eine Heilige an, und stimmten andächtig ein: „Ora pro nobis!"

Heilmittellehre. Bestes alte Jungfern-Vertilgungsmittel. Man gebe einer alten Jungfer das Räthsel auf: „Wie wohl getrocknetes Gras mit drei Buchstaben geschrieben wird?" Wenn sie nur irgend ein Bischen Verstand besitzt, so wird sie bald Hei — rathen.

Der Schneider **Heinrich** des IV. hatte ein kleines Buch von Verordnungen drucken lassen, die, seiner Meinung nach, zur Wohlfahrt des Staats nothwendig wären. Er hatte die Dreistigkeit, es dem Könige zu überreichen. Dieser Fürst nahm es lachend an, und als er einige Seiten darin gelesen hatte, sagte er zu einem seiner Kammerdiener: „Man rufe mir meinen Kanzler, er soll nur kommen, und mir das Maß zu einem Kleide nehmen, denn hier ist mein Schneider, der Staatsverordnungen macht.

Heinrich IV. Heinrich der Vierte, König von Frankreich, kam auf einer Reise durch einen kleinen Flecken. Einige Deputirte dieses Ortes kamen ihm dort entgegen. Einer von ihnen bewillkommte den König mit einer Rede; kaum hatte er die Rede begonnen, so fing nicht weit davon ein Esel mächtig zu schreien an, der König winkte und rief: „Messieurs, einer nach dem andern, sonst bin ich nicht im Stande, Euch zu verstehen.

— Als Heinrich IV., König von Frankreich, einen Höfling zum Ritter schlug und dieser, wie gebräuchlich, niederknieend die Worte sagte: „Herr, ich bin nicht würdig —" unterbrach ihn der König mit den Worten: „Das weiß ich recht gut, aber es geschieht nur auf

die Empfehlung der Marquise von R. Bei dieser habt Ihr Euch zu bedanken."

Als **Heinrich** IV. (von Navarra), in einer gefährlichen Schlacht auf dem Punkte war, von vielen der Seinen verlassen zu werden, rief er laut: „Ich bin der König der braven Männer, und werde bloß von einigen Poltrons verlassen!" Nun verließ ihn kein Einziger.

Als Jemand dem König **Heinrich** IV. ein Anagramm aus seinem Namen überreichte, um eine große Belohnung zu erlangen, fragte ihn der König: „was seine eigentliche Beschäftigung sei?" — „Sire," antwortete jener, „meine Beschäftigung ist Anagramme zu machen, ich bin aber sehr arm." — „Kein Wunder," erwiederte der geistreiche König, „denn Ihr treibt ein armseliges Handwerk."

Heinrich IV. Als König Heinrich der Vierte von Frankreich in Paris mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zusammentraf, fragte der Erste den Letztern: „Ihr Deutschen thut wohl daran, zu uns zu kommen, um feine Sitte und Sprache zu lernen; was sollten wir aber wohl von Euch Deutschen lernen?!" — Der Landgraf antwortete trocken: „Bescheidenheit, Sire!"

Heinrich IV., König von Frankreich, gerieth mit einem spanischen Gesandten in Streit. „Wenn der König, Ihr Herr, mit seinen gewaltsamen Eingriffen fortfährt, so werde ich die Waffen ergreifen, und man soll mich bald zu Madrid sehen." — „Warum das nicht?" gab der Spanier frostig zur Antwort, „Franz I. ist auch dort gewesen." (Franz I., König von Frankreich, wurde nämlich in der Schlacht bei Pavia von den Spaniern gefangen genommen und als Kriegsgefangener nach Madrid gebracht.)

Heinrich IV. traf eines Morgens im Saale des Louvre einen Menschen von sehr widrigem Aeußern. „Wem gehört Ihr an?" frägte der König. „Ich gehöre mir selbst an," antwortete der Fremde grob und stolz. „Da habt Ihr einen sehr albernen Herrn, mein Freund!" sagte der König.

Heinrich IV., der die Abenteuer liebte, hatte sich eines Tages im Walde von St. Germain verirrt und traf einen wohlbewaffneten Räuber. Die Kaltblütigkeit des Fürsten schüchterte den Verbrecher ein; der König fragte ihn, was sein Gewerbe sei, und der Räuber antwortete, er sei Apotheker. „Dann, Freund, bemerkte der König, lauerst

Du hier wahrscheinlich den Vorübergehenden auf, um ihnen Klystiere zu geben. Dazu solltest Du aber lieber an einem Bache, als hier mitten im Walde stehen.

Heinrich VIII. Hausordnung enthält unter anderen drolligen Punkten auch folgenden: Die Ankommenden sollen auf der Treppe nicht allzufreundlich thun mit den Mädchen, weil auf diese Art viel Tischgeschirr zerbrochen wird.

Heirath eines zu alten Mannes. Ein junges, sehr schönes Fräulein heirathete einen sehr alten Mann. Als sie zur Trauung fuhr, sagte der Kutscher öfters zu ihr: „Ich heiße Peter! Ich heiße Peter!" Als sie ihn fragte, warum er ihr das wiederhole, sagte er: Damit sie seinen Namen im Gedächtniß behalte und nicht einst sage: „Der Teufel hat mich zu dieser Hochzeit geführt."

Heirathen. Im Mai soll man nicht heirathen. Schon unsere Vorfahren hatten den Grundsatz aufgestellt:

Es ist noch Wittwen, noch Jungfern gut freien
Im Maien; denn es pflegt sie bald zu gereuen.

Sie konnten sich dabei auf die Römer berufen, denn in den Fastis V, Vers 487—490, sagt schon Ovid ganz dasselbe.

Die **Heirath** nach dem Gewichte. „Warum, lieber Freund! haben Sie doch das häßliche Mädchen geheirathet?" fragte ein genauer Bekannter den andern; „sie ist zwar reich, aber wie ich dächte, ersetzte das den Verlust der Schönheit nicht." — „Lieber Mann! erwägen Sie doch, daß ich nach dem Gewichte und nicht nach der Façon gekauft habe."

Vereitelte **Heirath.** Eine junge Romanheldin war in's Wasser gestürzt und schon dem Ertrinken nahe, als plötzlich ein Retter sie dem nassen Tode entriß und ohnmächtig nach Hause trug. Bei ihrem Erwachen erklärte sie ihrer Familie sogleich, „daß sie ihren Retter, oder niemals heirathen wolle." — „Mein Kind," sprach der Vater, „das ist nicht möglich." — „Warum nicht? Ist er denn schon verheirathet?" — „Nein." — „Ist es vielleicht der junge Mensch, der in unserer Nachbarschaft wohnt?" — „Nein, es ist ein Neufoundländer Bullenbeißer!"

Heirathen. In einer Gesellschaft, in welcher sich ein katholischer Geistlicher befand, wurden verschiedene Räthsel aufgegeben, unter andern auch dieses: „Wie schreibt man gedörrtes Gras mit drei Buch-

staben?" Schnell antwortete der Geistliche: „Heu!" — „Schweigen Sie," fiel ihm ein witziger Kopf in die Rede, „Sie dürfen ja nicht Heu—rathen" (Heirathen).

Heirathsgebräuche in einigen Gegenden Frankreichs. Die heirathslustigen Mädchen in Haute-Vienne ziehen an gewissen Tagen in Procession nach Saint-Julien-les-Combes, wo sie den heiligen Eutropius um einen guten Mann bitten. In der Nähe der dort befindlichen Kirche ist ein Kreuz errichtet; dieses umwallen sie in langem Zuge, und zuletzt bindet jedes Mädchen sein linkes Strumpfband um dasselbe. Das Kreuz soll oft von Strumpfbändern überladen sein, daß man kaum ein freies Plätzchen daran findet. — In einigen Gegenden der französischen Rheinprovinz geht der Bursche, der um ein Mädchen freit, mit einem Freunde, der eine Kanne Wein trägt, in das Haus seiner Ersehnten und bietet der Familie ein Glas des Rebensaftes an; wird es angenommen und ausgetrunken, dann darf er hoffen, die Braut heimzuführen; im entgegengesetzten Falle aber muß er mit langer Nase abziehen. — In der Bretagne bittet der Liebende die Geliebte um ein Stelldichein. Kommt er und findet die Schöne nicht, dagegen an der Hausthür aufgerichtete Holzscheite, dann ist seine Bitte abgeschlagen; sitzt sie aber an der Thüre, dann winkt ihm das Glück; er setzt sich zu ihr, nimmt schweigend ihr Gürtelband, rollt es auf und — nun gehört sie ihm. Darauf bringt er am nächsten Tage mit den Eltern des Mädchens den Ehevertrag in's Reine. — In der Haute-Marne muß der Bräutigam jedem über 8 Jahre zählenden Mädchen im Dorfe eine Elle Band schenken, wofür die Beschenkte der Braut ein Huhn, 1 Dutzend Eier oder ein Stück Butter mitbringt.

Poetischer **Heirathsantrag** à la Mode.

Fräulein! bin ein Junggeselle,
Würde mich ganz wohl gestalten
Zu der häuslichen Novelle.
Ein Poet bin ich, ein Dichter,
Aber alles nur in Ehren,
Und als Ehemann, als schlichter,
Könnt ich wol ein Weib ernähren,
Würde noch ein Sümmchen bleiben
Zu dem Braten alle Wochen.
Ich verstehe gut zu schreiben,
Sie verstehen gut zu kochen;
Was Sie kochen, würd' ich essen,
Und Sie lesen, was ich schreibe.

Einseitige Heirathen. Eine Dame sagte vor Kurzem in einer Gesellschaft: „Ich habe bemerkt, daß sich in diesem Jahre mehr Männer als Frauenzimmer verheirathet haben."

Heirath. Ein Herr, welcher lange das Theater täglich besucht hatte, blieb plötzlich aus. Aber jeden Abend kam er an die Kasse und stellte da die simple Frage: „Bekommt er sie, oder bekommt er sie nicht?" (unter dem er verstand der Herr den Liebhaber und unter sie die Liebhaberin des Stücks). War die Antwort nun: „Er bekommt sie," so kehrte er gleichgiltig wieder um. Hieß es aber: „Er bekommt sie nicht," so nahm er alsogleich ein Billet, indem er ausrief: „Ei das muß ich sehen! Haben so viele Tausend die ihrige bekommen, so möchte ich, zum Henker, doch wissen, warum dieser die seinige nicht bekommen soll!"

— Ein Mädchen wurde zu einer Heirath gezwungen. Als sie der Priester vor dem Altare um ihre Einwilligung fragte, sagte sie ganz treuherzig: „Herr Pfarrer, Sie sind in der That der Erste, der mich in dieser Sache um meine Einwilligung frägt."

— Ein Vater sagte zu seiner Tochter: „Wer heirathet, thut wohl; wer aber nicht heirathet, thut besser." — „O Vater", erwiederte rasch das Mädchen, „ich will nur wohlthun, das Besserthun überlasse ich Anderen."

— Der Hersch Veitel aus Pausen und der Jakob Scherlitzer aus Brodi saßen in der vergangenen Messe im traulichen Gespräche bei einander. Nachdem sie sich lange über den Handel unterhielten, fragte Hersch: „Hast ä Kind, Jakob?" — „Ich hab ä Kind!" war die Antwort. „Wie alt?" — „Swanstig Johr. Und Du?..." — „Ich hab aach ä Kind — 's ist 18 Johr." — „Könnt' mer nicht verheirathen unsere Kinder?" fragte Jakob. „Warum nicht? Was gibste?" „Ich geb vier Dausend Doler!" — „Wie heißt vier Dausend Doler? Du bist ä reicher Mann. Ich will selbst geben mein Kind fünf Dausend Doler. Kannst geben sechse." — „Die Zeiten sind schlecht. Geb' ich fünfe." „Nischt. — Du gibst sechse." — „Geb' ich sechse, as Du aach gibst sechse." — „Gut!" rief Hersch, und schlug in Jakobs dargebotene Rechte. „In der nächsten Messe wollen wir bringen mit unsere Kinder, daß se sich verheirathen und kennen lernen!" In der Michaelismesse saß der Jakob Scherlitzer im Brühl auf seiner Stube, und hatte bei sich seinen Sohn Ephraim, alt zwanzig und ein halbes Jahr. Da pochte es an die Thüre und herein trat der Hersch aus Pausen und hinter ihm ein achtzehnjähriger Bursche. „Wie heißt," rief ihm Jakob entgegen, „wos bringst Du mir Deine Me-

schores — wo ist Deine Tochter?" — „Dos ist mein Kind," versetzte Hersch. „Und dos ist mein Kind," schrie Jakob und zeigte auf seinen Sohn. „Kann mer doch nicht verheirathen zwei Jungen!" — „Verheirathen mer se uf Compagnie. Kännen doch zwei Jungen machen bässere Geschäfte als a Fra und à Mann."

Heirath.

Hanns wollte keine Zeit verlieren
Ein Weibchen sich nach Haus zu führen,
Doch um dabei nichts zu riskiren,
Wollt' er noch vor dem Kopuliren
Erst einen Weisen consultiren,
Den alle Leute respectiren. —
Der fing nach langem Nachstudiren,
Wie folget, an, zu judiciren:
Ein reiches Weib wird Dich regieren,
Ein armes wird Dich ruiniren,
Ein dummes wird Dich ennuyiren,
Ein kluges Dich zu Tod sekiren,
Ein altes Dich nicht divertiren,
Ein junges wird Dir nicht pariren,
Ein häßliches Dich degoutiren,
Ein schönes Dich mit Hörnern zieren —
Halt! halt! rief Hanns, will resigniren,
Ein Weibchen mir nach Haus zu führen.

— Man machte Jemand den Antrag, er möchte eine Wittwe von 36 Jahren heirathen. „Ach!" erwiederte er, „wenn es schon 36 Jahre sein sollen, so wären mir lieber zwei Mädchen, jedes mit 18 Jahren."

Kleine **Heiraths**-Anstände. Ein Berliner Student der Medicin, Jude, verliebt sich in die Tochter seines Wirthes und erlangt die Gegenliebe der Schönen, welche, wie alle romantischen Berlinerinnen, Minna heißt. Er schwört ihr natürlich ewige Treue und verspricht ihr die Ehe. Nachdem man zwei Jahre in Gesellschaft geseufzt und beim Scheine des Mondes spazieren gegangen, erhält der Student das Doctor-Diplom und schickt sich an zu heirathen. Aber ein kleines Hinderniß stellt sich zwischen die blonde Vereinigung: Minna ist Protestantin, und die Landesgesetze verbieten die auf solche Weise gemischten Ehen. Dr. Fr., welcher eben so sehr an seinem Glauben, wie an seiner Liebe hängt, processirt gegen das fatale Gesetz, allein ihm wird der traurige Bescheid, nur durch die Taufe könne er zu seiner Erwählten gelangen. Der Proceß, welcher zwei Jahre gedauert, hatte die Geduld des Liebespaares erschöpft. Minna überlegt sich eines schönen

Morgens: „Rahel, Sarah, Esther, Judith waren ja auch Jüdinnen — ich will Jüdin werden! was liegt daran, man kann deswegen doch eine schöne Frau sein und mein Mann wird mich nur um so mehr lieben — und dann — er ist sehr reich.“ Zwei Tage später, als eben die Zeitungen in langen Artikeln die abschlägige Antwort auf das eingereichte Gesuch des Dr. Fr. an den König mittheilen, schreibt Minna folgende Zeilen an ihren Geliebten:

„Mein Theurer!

Du wirst das unangenehme Resultat in unsrer Heirathsangelegenheit bereits erfahren haben. Aber sei ruhig, nicht dem König, Deinem Engel, wie Du mich zu nennen pflegst, war es vorbehalten, das Schicksal zu versöhnen. Keine Macht dieser Erde wird uns mehr trennen — seit gestern bin ich — Jüdin!

Minna.

Kaum waren diese Zeilen auf die Post befördert, als ein Courier aus Breslau folgendes Schreiben an Minna überbrachte:

„Meine angebetete Minna!

Kein Wort von dem abschlägigen Bescheid auf mein Gesuch, der Dir bereits aus den Zeitungen bekannt sein wird. Seit gestern bin ich Protestant und in wenig Tagen Dein Gatte. Fr.“

In einer Zeitung stand folgende **Heirathsanzeige**: „Mit dem reinsten Entzücken zeigen wir hiemit unsern geschätzten Anverwandten und Freunden unsere am 7. Februar vollzogene eheliche Verbindung an. Nicht jugendlich aufbrausende, bald verfliegende Empfindung leitete uns zu diesem Schritte, indem wir Beide zusammen uns eines Alters von 131 Jahren zu erfreuen haben.“

Heirathsbeweggrund. Ein sehr kleiner Zeichenlehrer heirathete ein sehr großes Mädchen; darüber äußerte einer seiner Schüler seine Verwunderung; aber der Kleine entschuldigte sich mit diesen Worten: „Sehen Sie, meine Schwester und ich, wir sind beide sehr klein; nun haben wir doch Jemand in der Familie, der die Fensterladen schließen kann.“

Heirathsgesuch. Ein, ein einträgliches Amt bekleidender Mann sucht in seinen besten Jahren sein, sein Sein verkümmerndes, einförmiges Leben, durch ein, ein einträchtiges Herz besitzendes Eheweib zu verschönern. Frankirte Briefe u. s. w.

Heirathsgesuch neuer Art. Ein Junggeselle zu Banbury in der Grafschaft Oxfordshire hat in die Auslage eines Kaufladens sein daguerreotypirtes Portrait gestellt, mit der Unterschrift:

„Man wünscht eine Frau für das Original. Nähere Auskunft erhält man im Bureau des „Guardian".

Schnelle **Heirath**. Von dem vorletzten englischen Grafen Pomfret erzählt man sich, daß er auf eine höchst seltsame Weise um seine nachherige Gemahlin, eine reiche Erbin, geworben habe. Bei der ersten Zusammenkunft mit ihr fragte er: „Mögen Sie gern geröstet Brot mit Butter?" — „Ja!" — „Auf beiden Seiten bestrichen?" — „Ja!" — „Meinen Sie nicht, daß es gut wäre, wenn wir uns heiratheten?" — „Ja!" Das vierte „Ja" gab die Braut am Traualtare.

Kurze **Heirathsgeschichte**. Der holländische Admiral Bombell war Anfangs Hofknecht bei dem Gutsbesitzer von Bombell im Schleswigschen, entfloh wegen allerlei Händel, und machte rasch sein Glück auf der holländischen Marine. Da schrieb er einem armen Dienstmädchen zu Emerleß: „Meine liebe Grethe! Wenn Du noch gesinnt bist, wie damals, als ich mit Dir zugleich in Bombell diente, so komm zu mir nach dem Haag und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral. Nil de Bombell, zuvor Nis Ipsen, Dein getreuer Bräutigam." Die Magd packte rasch ein, reisete, kam im Haag an und ward Frau Admiralin.

Großes **Heirathsgut**. Ein Betteljude verheirathete seine Tochter. „Was kannst Du ihr mitgeben? Du hast nischt!" sagte ein Anderer zu ihm. „Zwei Provinzen: Preußen und Pommern," war die Antwort, „dort hab ich noch nicht gebettelt."

Sonderbares **Heirathsgut**. Der Herausgeber der „Times" hatte eine seiner Töchter verheirathet und ihr als Aussteuer eine Spalte seiner Zeitung, nämlich den Ertrag der Inserate auf derselben, mitgegeben. Dieses originelle Heirathsgut soll ungefähr eben so viel als eine mäßige Baronie an Renten abwerfen.

Vortheilhafte **Heiraths-Partie**. Man verwunderte sich einst, daß Fräulein B. so viele Freier habe, da sie doch weder schön noch geistreich sei. „Ja," entgegnete Jemand, „dagegen ist sie reich — und krank."

Die **Heirathsprocesse** haben sehr viel mit den chemischen Processen Aehnlichkeit. Anfangs verflüchtigt sich Wasserstoff, d. h. der Mann läuft davon, weil alle seine schönen Hoffnungen zu Wasser werden, dann absorbirt sich Sauerstoff, d. i. das Weib bleibt sitzen und hat

Stoff genug, ein saures Gesicht zu machen, und zuletzt bleibt noch etwas Negatives übrig, das sind die Schulden. S.

Heirathe-Recept. Nächstens erscheint ein neues Kochbuch für die Haushaltung. Wir geben daraus folgendes vorzügliche Recept zu einem „Gericht für zwei Personen," Mariage genannt. — Man nimmt einen jungen Herrn und eine Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart sein. Man bringt den Herrn an die Mittagstafel und gießt ihm eine Flasche Portwein ein, wenn man ihn hat, sonst Claret; will man's ganz fein haben, nimmt man etwas Weniges Champagner dazu. Will er nicht warm werden, so nimmt man noch eine Flasche. Wird er roth, so setzt man ihn im Gesellschaftszimmer, ist es Winterszeit, an's Kaminfeuer neben das Frauenzimmer, thut eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa zu drei Tassen für jeden Theil, und läßt sie leicht aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa in's Fenster, jedenfalls möglichst weit weg; man besteckt die Dame gehörig mit Blumen, setzt sie an's Piano und rüttelt bis sie singt; hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nimmt sie sodann wieder weg, und setzt sie in einer Ecke an ein Schachbret, wenn man eines hat, und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung. Man wiederholt dies zwei bis drei Mal, und die Hauptsache dabei ist, daß das Feuer stät unterhalten wird. Wie lange sie am Feuer sein müssen, richtet sich ganz nach Umständen. Thut man recht viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch. Mit Bankzetteln garnirt, nimmt sich die Schüssel ganz besonders gut aus. Man richtet an und trägt auf: eine wahre Delicatesse für zwei Personen. Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin so leicht sauer wird."

Heirathssachen. Als man sich wunderte, warum Nestroy's neuestes Stück: „Liebesgeschichten und Heirathssachen," so schnell vom Repertoire verschwand, sagte Jemand: „Das ist ganz natürlich: Liebesgeschichten dauern heutzutage nicht lange, und vom Heirathen will der zehnte Mann nicht wissen."

Kurze **Heirathsschließung.** Pastor N. erzählt, daß, als er auf die Heirath ausgegangen sei, seine Anrede an die Auserschene nachstehende gewesen wäre: „Wollen Sie wohl die Güte haben, mich zu heirathen?" und die Schöne hätte erwiedert: „Wenn Sie erlauben, will ich so frei sein!"

Druckfehler statt **Heiserkeit.** Als ein beliebter Comiker zu B. jüngst heiser wurde, meldete der Theaterzettel in Folge eines allerlieb-

sten Druckfehlers: „Wegen plötzlicher Heiterkeit des Comikers N. kann das Stück nicht gegeben werden.“

Ein neuer Ausdruck für heiß. Ein Franzose, der nicht gut deutsch sprach, rief einst, da er sich bei dem ersten Löffel Suppe die Zunge verbrannte, und sich nicht gleich auf das Wort heiß besinnen konnte: „Ma foi, in der Soupe is viel, — is viel — Sommer.“

Heißen. „Wie heißt denn jener Dichter?“ wurde einst gefragt. „Er heißt nicht viel,“ war die Antwort.

Heiter. Wenn der Himmel heiter ist, so sieht er blau aus; daher nennen die Zechgesellen den Tag, an dem sie ihren Rausch ausschlafen und wieder heiter werden, den blauen Montag. Heitere Gesichter sieht man noch unter ländlichem Himmel, und an manchem glücklichen Narren im Tollhause.

Heizung nach der Personenzahl. „Was befehlen Sie,“ sagte ein Kellner zu zwei angekommenen Passagieren. „Ein Zimmer für zwei Personen.“ Dann? „Mittags für zwei Personen.“ — Befehlen Sie noch etwas? — „Ja, einheizen.“ — „Für eine oder auch für zwei Personen,“ fragte der Kellner.

Heldenwort. Im Monate April 1809 hatte der Marschall Lannes beim Angriff auf Regensburg nach einem hartnäckigen Gefechte sich endlich zum Meister der Stadt gemacht, als ein Officier vom Stabe, obgleich tödtlich verwundet, mit der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes auf dem Hügel anlangte, auf welchem Napoleon, von seinen Officieren umgeben, sich befand. Er sitzt ab und sich kaum zu halten vermögend, kommt er blaß und die Uniform mit Blut bedeckt zum Kaiser. „Sire!“ ruft er mit begeistertem Tone aus, „Regensburg ist unser! Sehen Sie unsere Fahnen auf den Mauern der Stadt wehen! Sire, sehen Sie Ihre Adler!...—“ Sie sind verwundet, mein Herr?“ unterbricht ihn der Kaiser. — „Nein, Sire, ich bin getödtet,“ antwortet der heldenmüthige Bote. — Und dieses bewundernswürdige Wort aussprechend, sinkt er todt zur Erde.

Heldenmuth. Herr von Ajasassa, ein junger französischer Hauptmann im siebenjährigen Kriege, ging vor dem Gefecht bei Klosterkamp, im Hannöverschen, des Nachts auf Recognoscirung aus. In der Dunkelheit hatte er das Unglück, von seinen Leuten abzukommen und unter einen Haufen feindlicher Grenadiere zu gerathen, welche sich, um das französische Heer zu überfallen, in einen Hinterhalt gelegt hatten. Hundert Bayonette, zum Stoß bereit und auf seine Brust

gerichtet, drohten ihn, bei dem geringſten Laut, zu durchbohren. Hier war keine Rettung, kein Entrinnen, wenn er den Seinigen die Gegenwart des Feindes durch einen Schrei kund that, ja ſelbſt die Rettung ſeiner Leute war durch ſeinen Tod nicht geſichert. Und doch dachte Ajaſaſſa nur an ſeine Pflicht und ſchrie aus Leibeskräften: „Kameraden! hier ſind Feinde!“ — In dem Augenblicke wühlten alle Bayonette in ſeinen Eingeweiden, und in wenigen Minuten gab er den Geiſt auf. Das Corps, bei dem Ajaſaſſa ſtand, erfocht einen vollkommenen Sieg.

Helleniſten. Eine Deputation von einer Provinzial-Schulanſtalt wurde Ludwig XVIII. nach ſeiner Rückkehr auf den Thron (8. Juli 1815) vorgeſtellt. Er fragte ſie: „Haben Sie auch viele Helleniſten unter ſich?“ — „Helleniſten?“ verſetzte der Sprecher, „wir hatten zwar einige unter uns, wir haben ſie aber gleich bei Seite geſchafft, Sire! wir können Ihnen mit Wahrheit verſichern, es gibt gewiß nicht zwei bis drei Nichtswürdige mehr im ganzen Departement, die ſich noch für den Wüthrich auf St. Helena intereſſiren.“ Nur mit Mühe konnte Ludwig das laute Lachen über ein ſolches Mißverſtändniß unterdrücken.

Hemd. Eines Morgens, ſtatt ſich anzukleiden, ſpielten die Knaben im Hemde. Der Vater erzürnt, rief: „Ihr Schlingel, wie lange werdet Ihr noch im Hemde herumgehen?“ — „So lange wir leben,“ antworteten die Knaben.

Als der nachmalige königl. ſächſ. Conferenz-Miniſter, Graf **Hennike**, bekanntlich ein Mann aus niederer Herkunft, noch Bedienter bei dem Kammerrath Garman in Merſeburg war, drohete ihm dieſer, wenn er in ſeiner Schreiberei nicht ordentlicher würde, ihm ein Paar Ohrfeigen zu geben. Hennike achtete auf dieſe Rede nicht, und erhielt kurz darauf richtig eine Ohrfeige. Wie nach der Zeit Hennike, nach dem Tode des letzten Herzogs von Merſeburg, als Conferenzminiſter, die Huldigung im Namen des Königs daſelbſt annahm, ging er auf Garman zu, klopfte ihn auf die Achſel, küßte ihn und ſprach: „Vergeſſe ich Seiner, ſo vergeſſe Gott meiner. Er hat mich zum Mann gemacht.“

Herausbringen. Gerade die Menſchen, die auf der Welt nichts herausbringen, bringen doch Etwas heraus: die Flecken an andern Menſchen! S.

Herausrufen. Ein mittelmäßiger Schauſpieler ſaß einmal in einer Wiener Tabagie. Der Kellner berichtet ihm, daß ihn Jemand zu ſpre-

chen wünsche. Als der Histrione herauskommt, steht ein kurz zuvor von ihm beleidigter Recensent da und macht ein Compliment. „Was wollen Sie von mir?“ schnaubt der Comödiant den Critiker an. — „Ich wollte Ihnen — erwiederte er — nur einmal das Vergnügen verschaffen, herausgerufen zu werden!“ und ging davon.

Herausrufen. In einer Theatercritik las man neulich: „Schauspieler N. N. spielte zum Herausrufen.“ Am folgenden Tage las man aber in einem Druckfehlerverzeichniß: „S. 17, Z. 4 von oben, lies statt Herausrufen: Haarausraufen.“

Herder hatte zu seiner Zeit einen großen Zorn gefaßt gegen das Lied aus Schiller's „Räubern“ „Ein freies Leben führen wir“, an welchem dagegen die gesammte damalige Jugend, namentlich die studirende, ihrerseits sehr großen Geschmack fand. Er bezeichnete dasselbe öffentlich als ein „ruchloses, kannibalisches Lied,“ und brachte, wenn man die Melodie denn einmal nicht fahren lassen wolle, folgenden sittsameren Text in Vorschlag:

„Der Musen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist unsre Zier,
Die Wahrheit unsre Sonne.“

eine Abänderung, die jedoch leider bei den damaligen Studirenden keinen Beifall gefunden haben soll. Auch Schiller selbst hatte großen Aerger daran, wenn er dies Räuberlied von Musensöhnen singen hörte.

Herders Cid. (Ein kleiner Irrthum.) In der Stadt X war eine Bücherauction. Zwei Literaten geriethen in ein Gespräch über deutsche Literatur, insbesondere über Herder. „Diesen Schriftsteller“, sagte der Jüngere, „verehre ich ungemein. Unter allen seinen Werken aber habe ich keines öfter und mit mehr Vergnügen gelesen als seinen „Eid.“ Wie ein Blitz traf dieses Wort den andern Literaten — er wurde sprachlos und schämte sich statt des erstern. — Es fragt sich nun, welche Auflage von Herder der erwähnte Literaturfreund benutzt haben mag, wo überall Eid statt Cid zu lesen ist?

Herr. Herr (bei Tische). Nun — wo bleibt der Schöpsenschlägel? — Magd. Eules hot fressen. — Herr. Eules? — Magd. Ja, Eules. — Herr. Wer ist Eules? — Magd. Ihniges Hund. — Herr. Der heißt ja Herkules.— Magd. A was, wer ich nit zu solchene Mistvich a noch Herr sagen.

Wer ist der Herr eines Dorfes. Ein neuer Gutsherr, der eben feierlich von seinen Unterthanen empfangen wurde, fragte einen Mann, der eine versificirte Rede an ihn hielt, wer er sei? „Schulmeister und Mitherr dieses Dorfes," gab er zur Antwort. — „Wie? Mitherr dieses Dorfes, wie geht das zu?" — „Das will ich gleich erklären," sagte der Schulmeister. „In diesem Dorfe sind die Weiber Herren der Männer, die Kinder Herren der Mütter, und ich bin Herr der Kinder, folglich Herr des ganzen Dorfes." Der Gutsherr lachte und beschenkte den Schuldespoten.

Vorsetzung des Titels Herr. Ein junger französischer Officier drang gerade in's Hauptquartier und rief aus: „Wo ist Villars?" — Der Marschall, der hinter ihm stand, fand sich dadurch beleidigt, und sagte: Wenigstens hätten Sie doch Monsieur hinzusetzen können." — Augenblicklich kehrte sich der Officier um und antwortete ganz unerschrocken: „Herr Marschall! ich habe in meinem ganzen Leben nicht gehört, daß man gesagt hätte: „Monsieur Scipio oder Monsieur Alexander!"

Der Herr im Hause. Ein armer Ehemann ward von seiner Xantippe sehr gemißhandelt. Er bekam sogar zuweilen Schläge von derselben. Seine Freunde neckten ihn damit, und hetzten ihn auf, sich doch herauszusetzen. Er versprach, es ganz gewiß zu thun. Einst war Xantippe so wüthend, daß sich ihr Mann genöthigt sah, unter einen Tisch zu retiriren. In diesem Augenblick hörte sie die Stimmen der Freunde im Vorsaale. Jetzt beschwor sie den Mann, geschwind hervorzugehen. „Nein!" rief er triumphirend, „ich gehe schlechterdings nicht hervor. Ich will doch endlich einmal zeigen, daß ich Herr im Hause bin."

Herrnhut. Zwei Juden lasen einem dritten den Comödienzettel vor: „Das war ich!" Lustspiel in 1 Act, von Herrn Hut. — „Gott's Wunder!" sagte der Eine, „das müß san a güt's Stückl, von Herrnhut kömmen immer güte Woren."

Eure Ewigkeit statt Herrlichkeit. In einer Stadt nannte man sonst die Senatoren: Ew. Herrlichkeit. Ein Mensch von kurzem Gedächtniß wollte sich an diesen Titel durch das Vaterunser erinnern, und nannte seinen Gönner Ew. Ewigkeit.

Herz. In einer fröhlichen Gesellschaft sang der Schauspieler Dugazon einige heitere Lieder aus dem Stegreif. Man fragte nach dem Verfasser. Dugazon legte die Hand auf's Herz, um sich als solchen kund zu machen, und rief aus! „Schenkt auch dem Verfasser ein!"

— „Das Herz trinkt nicht," erwiederte Jener. — „Meins trinkt," sagte Dugazon, „denn ich hab' es auf der Zunge."

Das **Herz** mancher Frauen ist ein Rebus, ohne Orthographie, auf den Kopf gestellt u. s. w., man giebt sich lange Mühe, es aufzulösen, und dann, wenn man's aufgelöst hat, sieht man gewöhnlich, was es für eine Dummheit ist! S.

Das **Herz** der Mädchen ist wie eine Mimose, je reizbarer, desto leichter verschließt es sich; das Herz der Männer ist wie ein Schlagfluß, je reizbarer, desto gewisser die Lähmung. Ein Mädchenherz ist wie ein hölzerner Eimer; wovon es zum ersten Mal erfüllt ist, das tropft und sickert gleich durch, man muß es ein Paar Mal füllen, bis der Inhalt festhält. Es geht den Mädchen mit der Liebe, wie es den Menschen mit dem Niesen geht. Wenn so ein Mädchenherz zum ersten Mal niest, sagt die ganze Welt „Helf' Gott!" dann darf es hundert Mal niesen, bekümmert sich kein Mensch darum. In der Ehe hingegen wird nachher diese erste Liebe zum wahren Heu- und Regenwinkel in diesem Herzen, alle Ungewitter, die gegen den Mann losbrechen, ziehen aus dieser Gegend her. So ein Mädchenherz ist wie ein Theekessel, wenn er zum ersten Mal heiß werden und sieden soll, dazu muß er eine große Flamme, ein großes Licht haben; wenn er ein Mal gekocht hat, dann kocht er bei jedem kleinen Spiritusflämmchen. Es ist falsch, wenn man glaubt, ein Mädchen, das schon unglücklich geliebt hat, sei schwer zu erobern, gerade ein solches Herz fängt gleich Feuer, so wie ein Licht nie leichter anzuzünden ist, als wenn man's eben erst ausgeblasen hat. Wenn ich von dem kalten und Eisherzen eines Mädchens höre, so denke ich mir: gut, die führt Eis, sie legt sich in der Herzensgrube eine Eisgrube an, bloß um dann die Liebhaber darauf zu legen, damit sie sich länger halten.
S.

Herz. Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. S.

— Das Herz mancher Dame gleicht einer Rose: jeder Liebhaber erhält ein Blatt, und ihrem Gatten bleiben die Dornen.

Herz — heißt ein gewisses Etwas, das der Mensch auf der linken Seite der Brust hat, drum sitzt es Wenigen auf der rechten Stelle.

Toilette des Herzens. Es giebt auch für die Herzenstoilette schöne

brauchten demnach das Aelterwerden nicht zu fürchten, es ist ja eine Herzerleichterung.

Herzliche Redensarten. Ein eifriger Reiter sagt: daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein schönes Pferd sieht: ein Hassender, daß sich das Herz umwende, wenn er seinen Feind erblickt; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz breche; ein Furchtsamer, daß es ihm beklemmt sei; ein Neidischer, daß es ihm blute, wenn es Diesem oder Jenem wohl geht; ein Vergnügter, daß es ihm groß werde; ein Schüchterner, daß es ihm zappele; ein Zorniger, daß es ihm bebe; ein Erschrockener, daß es ihm wäre, als würde ihm das Herz abgestoßen; ein Banger, als ob es ihm niedersänke, ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfe; ein Trauriger, als ob es ihm zerspringen wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm schmelze. Von einem Unempfindlichen sagt man, daß sein Herz hart sei; von Einem der nicht leicht traurig wird, daß er kein Herz habe; von Einem, der leicht traurig wird, daß er ein großes Herz besitze; von einem Liebenden, daß er sein Herz verschenkt habe. — Herz, mein Herz, was willst Du mehr?

Heuschrecken. Man sagt, das Männchen der Heuschrecken singe, das Weibchen aber nicht. „Was für ein unglückliches Völkchen die Heuschrecken sein müssen!“ ruft ein amerikanisches Blatt, „sie haben stumme Weiber!“

Hexameter. Einer, der die Hexameter sehr liebte, zeigte einmal das Bildniß seiner Schönen einem guten Freunde, und bat ihn, ihm ein paar Hexameter darunter zu setzen, deren Inhalt sein müßte, daß er bloß durch diese Person zum Poeten geworden wäre. Dieser schickte ihm folgende:

„Seht diese Augen, den Mund, schön wie die lächelnde Rose,
Und ihres Wuchses entzückende Pracht;
Das ist das Mädchen, das mich aus einem Narren in Prose,
Zu einem Narren in Versen gemacht.“

Hexerei. Im Jahre 1661 wurde in Finnland über einen Studenten wegen Zauberei das Todesurtheil gefällt. Die Beschuldigungsgründe waren: seine reißenden Fortschritte in Latein, Griechisch und Hebräisch, seine schöne Handschrift und die Leichtigkeit, mit welcher ein anderer Student bei ihm das Latein erlernte. Der Unglückliche wäre unfehlbar auf den Scheiterhaufen gekommen, hätte nicht Graf Brahe, der die Gründe zum Todesurtheil nicht erheblich genug fand, das Urtheil kassirt und in eine lange Carcerstrafe verwandelt.

und elegante Putzwaaren; Bänder und Kettchen, Ringe, Schleier u. s. w.; als da sind: das Band der Liebe und Freundschaft, die goldene Kette weiblicher Pflichten, der Schleier der Züchtigung und der Gürtel der Schaam, der Mantel der Nächstenliebe, die Perle der Tugend, der Krystall der lautern Empfindung und der kostbare Solitair der einzig beseligenden Religion. S.

Sonst war das weibliche **Herz** eine Festung, die mit Sturm eingenommen werden mußte, jetzt bedient man sich desselben nicht mehr als Festung zur Vertheidigung, sondern zur Strafe, man schickt manche Männer zur Strafe auf diese Festung. S.

Das **Herz** schlägt bei gesunden Personen in 24 Stunden 100,000 mal, (folglich in einer Stunde beinahe 4167 mal, und in der Minute fast 70 mal, so daß auf 6 Secunden 7 Schläge kommen; wer also 4 Jahre lebt, dessen Herz hat 146,100,000 mal, und wer 40 Jahre lebt, dessen Herz hat 1,461,000,000 mal geschlagen. Doch ist zu bemerken, daß bei Kindern das Herz schneller schlägt, als bei Erwachsenen. Im ganzen Körper sind etwa 15 Pfund Blut bei Erwachsenen, davon durch die linke Herzkammer allezeit nur eine Unze (2 Loth) auf einmal durchgeht. — Man hat die Kraft des Herzens, welche nöthig wäre, um das Blut durch den ganzen Leib zu treiben, auf mehr als 1000 Centner angeschlagen.

Mein **Herz**! — ein Ausdruck für Mann und Frau beim Anfange eines Zankes.

Das nicht am rechten Platze befindliche **Herz**. Ein Stutzerchen, das einen Officier beleidigt hatte und von ihm gefordert worden war, kroch zu Kreuze und sagte in seiner Entschuldigung unter anderm: „Es ist ein Unglück, das Herz sitzt mir immer auf der Zunge.“ — „Ja wohl,“ sagte sein Gegner; „daß Sie es nicht auf dem rechten Platze haben, ist leicht merklich.“

Herz. Die meisten Menschen hätten mehr Herz, wenn sie weniger Magen hätten.

— Das Herz ist der Sitz des Lebens und des Menschen edelster Theil; — soll es aber in der Welt taugen, so muß es sein wie ein gut gesottenes Ei: — kernweich, d. i. nicht zu weich und nicht zu hart.

Herzerleichterung. Das Herz des Mannes wiegt im Durchschnitt 9 Unzen, das des Weibes aber nur 8, ersteres soll bei zunehmendem Alter schwerer, letzteres leichter werden. Die Frauenzimmer

brauchten demnach das Aelterwerden nicht zu fürchten, es ist ja eine Herzerleichterung.

Herzliche Redensarten. Ein eifriger Reiter sagt: daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein schönes Pferd sieht: ein Hassender, daß sich das Herz umwende, wenn er seinen Feind erblickt; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz breche; ein Furchtsamer, daß es ihm beklemmt sei; ein Neidischer, daß es ihm blute, wenn es Diesem oder Jenem wohl geht; ein Vergnügter, daß es ihm groß werde; ein Schüchterner, daß es ihm zappele; ein Zorniger, daß es ihm bebe; ein Erschrockener, daß es ihm wäre, als würde ihm das Herz abgestoßen; ein Banger, als ob es ihm niedersänke, ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfe; ein Trauriger, als ob es ihm zerspringen wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm schmelze. Von einem Unempfindlichen sagt man, daß sein Herz hart sei; von Einem der nicht leicht traurig wird, daß er kein Herz habe; von Einem, der leicht traurig wird, daß er ein großes Herz besitze; von einem Liebenden, daß er sein Herz verschenkt habe. — Herz, mein Herz, was willst Du mehr?

Heuschrecken. Man sagt, das Männchen der Heuschrecken singe, das Weibchen aber nicht. „Was für ein unglückliches Völkchen die Heuschrecken sein müssen!" ruft ein amerikanisches Blatt, „sie haben stumme Weiber!"

Hexameter. Einer, der die Hexameter sehr liebte, zeigte einmal das Bildniß seiner Schönen einem guten Freunde, und bat ihn, ihm ein paar Hexameter darunter zu setzen, deren Inhalt sein müßte, daß er bloß durch diese Person zum Poeten geworden wäre. Dieser schickte ihm folgende:

„Seht diese Augen, den Mund, schön wie die lächelnde Rose,
Und ihres Wuchses entzückende Pracht;
Das ist das Mädchen, das mich aus einem Narren in Prose,
Zu einem Narren in Versen gemacht."

Hexerei. Im Jahre 1661 wurde in Finnland über einen Studenten wegen Zauberei das Todesurtheil gefällt. Die Beschuldigungsgründe waren: seine reißenden Fortschritte in Latein, Griechisch und Hebräisch, seine schöne Handschrift und die Leichtigkeit, mit welcher ein anderer Student bei ihm das Latein erlernte. Der Unglückliche wäre unfehlbar auf den Scheiterhaufen gekommen, hätte nicht Graf Brahe, der die Gründe zum Todesurtheil nicht erheblich genug fand, das Urtheil kassirt und in eine lange Carcerstrafe verwandelt.

— Ob heutzutage bei uns ein Student in Gefahr einer solchen Beschuldigung käme?!

Gerade kein **Hexenmeister.** In einem französischen Städtchen ward ein Kerl wegen allerhand Zauberkünste, die er ausgeübt haben sollte, vor den Maire gezogen. „Wißt Ihr, daß Ihr höchst strafbar seid?“ fragte der Letztere, „Ihr treibt lauter Teufelskünste, die ganze Stadt behauptet, Ihr wäret ein Hexenmeister.“ — „Ei, wenn man sich an das Stadt-Gerede kehren wollte,“ erwiederte der Beklagte, „von Euch, Herr Maire, spricht man auch allerlei.“ — „Und was wäre das?“ fragte auffahrend der Maire.“ — „Ei, von Euch sagt die ganze Welt, Ihr wäret gerade kein Hexenmeister,“ lautete die Antwort.

Der glückliche **Hieb.** Ein junger Grieche, der entrüstet war, weil ihn ein Hund gebissen hatte, traf, da er nach ihm schlagen wollte, seine Stiefmutter: „Zum Glücke,“ sagte er, „ging der Streich nicht verloren.“

Hieb, Schuß und Stich. Ein Weinschenk unterhielt seine Gäste gewöhnlich durch Anekdoten aus dem Soldatenleben. Es fragte ihn einmal ein Gast, ob er denn selbst zu Felde gewesen sei. „Das nicht,“ erwiederte ein Anderer, „deßwegen geht es aber doch bei ihm sehr kriegerisch zu; denn er selbst hat einen Schuß, seine Gäste gewöhnlich einen Hieb, und seine Weine sehr oft einen Stich.“

Der **Hieb.** Als ein Betrunkener zwei Herren begegnete und einen derselben beinahe über den Haufen warf, indem er schwerfällig an ihn stieß, sprach der Andere: „Versetz doch dem Kerl einen tüchtigen Hieb.“ — „O, das ist nicht nöthig,“ erwiederte sein Freund, „der Kerl hat ihn schon.“

Hier erbaut. Ein Reisender betrachtete den Stephansthurm. Als er Alles genau angesehen, fragte er: „Ist das Alles hier gebaut worden?“

Hilaire. Als Napoleon zum Consul auf Lebenszeit erwählt werden sollte, ließ der General St. Hilaire sein Corps aufmarschiren. „Kameraden,“ sagte er mit Pathos, „das Volk hat berathschlagt, ob der General Bonaparte lebenslänglicher Consul sein soll. Die Meinungen müssen frei sein! Um Alles in der Welt willen, möchte ich auf Eure Stimmen keinen Einfluß üben. Indessen muß ich Euch doch sagen, daß ich den Ersten, der nicht zu seinen Gunsten sich entscheidet, vor der Fronte des Regiments erschießen lasse. Es lebe die Republik und die Freiheit!“

Hilf so lange es noch Zeit ist. Wenn dem Bedrängten schon geholfen, oder nicht mehr zu helfen ist, dann erklärt sich gewöhnlich Jeder zur Hilfe bereit.

Großmüthige **Hilfe.** Ein arbeitsscheuer, zudringlicher Mensch kam zu einer erfahrenen, ihm verwandten Frau, und klagte in übertriebener Schilderung sein Trübsal. „Ich habe hundert Sorgen," sagte er, „mein Weib der Niederkunft nahe, die Zinszeit vor der Thüre, kein Holz im Hause, neue Wäsche für die Kinder u. s. w." — „Kommt morgen früh," antwortete die Alte ruhig, „ich will Euch von Euren hundert Sorgen den größten Theil abnehmen," worüber hocherfreut der Mann sich des andern Tages einstellte. — „Was kostet Eures Weibes Niederkunft?" — „Fünfzig Gulden." — „Wie viel braucht Ihr für Zins?" — „Hundert Gulden." — „Und Holz?" — „Zwei Klaftern hartes, eine weiches, mit Fahren und Schneiden dreißig Gulden." — „Und sonst noch?" — „Brauch ich noch hundert Gulden." — „Nun, seht Ihr, jetzt habt Ihr nichts zu thun, als durch Eure Thätigkeit Euch die zweihundert und achtzig Gulden zu verschaffen. Ihr habt jetzt demnach nur eine einzige Sorge, von neunundneunzig habe ich Euch befreit."

Abgedankte **Hilfe.** „Heiliger Gott, hilf mir!" schrie ein Maurer, als er von einem Gerüste herabstürzte, und als er glücklich am Boden ankam, so daß er stand, setzte er hinzu: „Na, jetzt ist es nicht mehr nöthig."

Die abgelehnte **Hilfe.** Ein Straßenjunge war mit einem wohlgekleideten Knaben handgemein geworden, und hatte ihn eben zu Boden geschlagen, um ihn durchzuprügeln. Da öffnete die Mutter des Bedrängten das Fenster und rief herunter: „Warte, Junge, ich will Dir helfen!" — „Sie können immer oben bleiben, Madame, ich zwinge ihn schon allein!" versetzte der Straßenjunge.

Sichere **Hilfe.** Die äußerst heftige Frau eines ruhigen Mannes rieth demselben eine Arznei einzunehmen, die ihn anekelte. „Es hilft doch nichts," sagte dieser. — „Ich will mich hängen lassen, wenn es nichts hilft," erwiederte die Frau. — „Nehmen Sie getrost," sagte der Hausfreund, „hilft es nicht auf diese, so hilft es doch auf eine andere Art."

Beethoven und **Himmel.** Während seines Aufenthalts in Berlin traf Beethoven mit Himmel zusammen. Himmel spielte recht hübsch auf dem Piano, wenn er sich auch mit damaligen Meistern nicht messen konnte. Eines Tages bat er Beethoven zu improvisiren.

und dieser genügte der Aufforderung; Himmel setzte sich nach ihm, ohne die Vergleichung zu fürchten, ebenfalls an das Piano und arbeitete auf demselben lange herum, bis Beethoven endlich ausrief: „Nun, werden Sie nicht bald anfangen?" Das war hart; Himmel stand beleidigt auf und es fielen von beiden Seiten anzügliche Worte. „Ich glaubte wirklich," sagte Beethoven einige Tage nachher, „Himmel prädulire nur." Man söhnte die beiden Künstler mit einander zwar aus, aber die Versöhnung war keine aufrichtige. Himmel hatte sich vorgenommen, seinen Gegner lächerlich zu machen und sich auf diese Weise zu rächen. Er trat in Briefwechsel mit Beethoven, der nach Wien zurückgekehrt war, und schrieb ihm eines Tages, man habe eine höchst merkwürdige und wunderbare Entdeckung gemacht, nämlich eine Laterne für die Blinden erfunden. Beethoven war ein ungemeiner Neuigkeitsjäger und er glaubte alles, was man ihm berichtete, ohne erst lange darüber nachzudenken. Sobald er etwas Merkwürdiges, besonders etwas Neues erfuhr, erzählte er es allen seinen Bekannten und breitete so oft ein ihm aufgebundenes Mährchen aus. Eine Laterne für die Blinden! das war zu außerordentlich, als das Beethoven sich nicht hätte beeilen sollen, Jedermann die so wunderbare Entdeckung mitzutheilen. Die Ungläubigkeit einiger Freunde öffnete ihm die Augen nicht. „Worin besteht denn aber diese Laterne?" — Davon erwähnte der Brief nichts. Beethoven schrieb also an Himmel, und ersuchte ihn, nähere Details über jene Laterne zu geben. Darauf wartete Himmel. In seiner Antwort löfete sich das Räthsel und Beethoven beging überdies die Ungeschicklichkeit, den Brief zu zeigen.

Wie im **Himmel** also auch auf Erden. Als in einem kleinen Theater sowohl oben im Paradies als unten im Parterre Lärm entstanden war, rief der Director: „Ich bitte um Ruhe, wie im Himmel also auch auf Erden!"

Hin sein. Ein witziger junger Componist in Berlin wurde gefragt: „Wo ist denn Fräulein Marx hin?" — „Fräulein Marx," antwortete er, ist noch hier; aber ihre Stimme ist hin."

Anstellung als **Hinderniß**. Bei dem letzten Pferderennen erschien plötzlich ein Eckensteher in der Bahn, die von keinem Menschen betreten werden durfte. Auf die Frage eines ihn zurückweisenden Polizei-Officianten, was er da wolle, antwortete er sehr demüthig: „Des Eckenstehen jeht jetzunder so sehre schlecht, daß ick Ihnen man ergebenst fragen wullte, ob Se mir vielleicht hier als Hinderniß anstellen könnten?"

Hinten. Zwei Studenten gingen hinter einem Reiter her, der so dick war, daß ihm der Schmerbauch wie ein Sack vom Sattel hing. Da sagte einer der Studenten spöttisch: „warum habt Ihr, Herr Reiter, den Zwerchsack vor Euch auf's Roß gelegt und nicht hinter Euch?" — „Damit ich ihn immer vor Augen habe," sagte der Reitende, „denn hinten gibts Spitzbuben."

Hinken. Wenn man dem Hinkenden Zeit läßt, so kommt er eben so weit als der Schnell-Läufer.

Hinkende Celebritäten. Lucce de Lancival, dessen „Hektor" Napoleon den übrigen Tragödien vorzog, hinkte; Roger, dessen „Advocat" für die beste Comödie galt, desgleichen. Die beiden Lichter der englischen Poesie, Lord Byron und Walter Scott, hinkten. In Frankreich reihten sich die politischen Parteien eine Zeitlang um zwei Hinkende: die gemäßigten Liberalen und Constitutionellen um B. Constant, die „Feinde jener Theorien" um den hinkenden Hauptkameralisten der Zeit, den Baron Lonis. Nach der Julirevolution stand die ganze Opposition um den hinkenden La Fayette, und der noch weit hinkendere Talleyrand repräsentirte die neue Regierung in London. Die alt-königliche Partei wählte den ritterlichen Chateaubriand zu ihrem Ritter. Und siehe da, kaum auf die Bahn der Politik zurückgekehrt, machen rheumatische Anfälle den poetischen Staatsmann zu einem gerade so hinkenden Ritter als in der Periode der Hinkecelebritäten nöthig schien.

Hinterm Rücken. Ein kurzweiliger Mann erhielt von seiner Hausehre häufige Gardinenpredigten. Einst währte ihm eine derselben zu lange; er drehete daher, um dieselbe zu verkürzen, seiner Strafpredigerin den Rücken zu, und sagte dann: „Es stehet nicht fein, meine liebe Frau! ehrlichen Leuten hinter dem Rücken nachzureden." Hierüber fing die Frau zu lachen an, und mußte ihre Strafpredigt endigen.

Hinzufügen. Am Schlusse eines Rechenschaftsberichts der Eisenbahndirection in ***, worin sich dieselbe bedeutend herausgestrichen hatte, machte ein vom Setzer falsch gegriffenes l statt eines f einen fatalen Streich, es hieß zuletzt: „Die unterzeichnete Direction hat dem obigem Bericht nichts hinzuzulügen" ꝛc.

Der theure **Hirsch.** Unter der Regierung Friedrichs des II. wurde ein Officier in hundert Thaler Strafe genommen, weil er einen Hirsch in den königlichen Forsten geschossen hatte. Besorgt, daß diese Forst-Defraudation ihm noch überdieß die Ungnade seines Monarchen zuziehen möchte, schrieb er an den König, und bat ihn sehr demüthig

um Verzeihung. Friedrich resolvirte darauf sehr tröstlich: „Hat nichts zu sagen; für den Preis stehen mehrere Hirsche zu Diensten."

Die **hirschledernen** Hosen. Vor dem Jagdschirme eines Fürsten lagen die erlegten wilden Schweine. Ein zum Treiben bestellter Bauer wartete, bis der Fürst aus dem Schirme heraustrat. „Gnädigster Herr," sagte der Bauer, „Sie könnten mir wohl so eine Sauhaut schenken." — „Was willst du damit machen?" „Ich möcht' mir gern ein Paar hirschlederne Hosen daraus machen lassen."

Zu hoch. Ein etwas bornirter Theaterdirector fragte einen durchreisenden fremden Musiker, was er von seinem Orchester halte? Die Leute spielen nicht übel, sagte der Fremde, aber Alles zu hoch, zu hoch! — Am andern Morgen ließ der Director alle Stuhlfüße unten abschneiden.

Schöner Beweis von **Hochachtung.** Ein englischer Baronet war ein so warmer Liebhaber der edlen Boxkunst, daß er gratis darin Unterricht ertheilte. — Eines Tages erhielt er von einem Nachbar, einem sehr vornehmen Manne, einen Besuch, und das Gespräch kam wie gewöhnlich auf's Boxen. Während der Unterredung ergriff der Baronet plötzlich seinen Gast mit schnellen und starken Fäusten und schleuderte ihn sich über den Kopf weg; dem krachten vom Falle die Rippen, und er raffte sich höchst erzürnt wieder auf, — der Baronet aber sagte ganz ruhig und freundlich: „Ei! Euer Herrlichkeit sollen dieß als einen Beweis meiner ausgezeichneten Hochachtung für dieselben betrachten; denn Euer Lordschaft sind der Erste, dem ich diesen neuen Griff gezeigt habe.

Hochgeben. Bei den Bewohnern von Siam ist der höchste Platz der ehrenvollste. Alle Häuser haben daher nur ein Stockwerk, weil Niemand unter den Füßen Anderer wohnen möchte.

Hochmuth. Einst kam ein Mädchen zu seinem katholischen Beichtvater. „Ehrwürdiger Vater," sagte sie, „ich habe einen großen Fehler, ich bin hochmüthig." — „Hast du Geld?" — „Nein!" — „Nun, dann schadet's nichts."

Beschämung des **Hochmuthes.** Bei einer Vorstellung von Beaumarchais' Stück: Figaro's Hochzeit, in Paris, bezeigte ein Zuschauer sehr laut seinen Beifall und rief: „Beaumarchais hat viel Verstand. . . ." Zufällig befand sich der Verfasser in einer Loge neben ihm und sagte: „Das Wörtchen: Herr, hätte Ihnen doch nicht das Maul zerrissen." Sogleich antwortete der Erste: „Was ich

gesagt habe, widerrufe ich nicht. Ja, Beaumarchais hat viel Verstand; aber Herr von Beaumarchais ist ein Hochmuthsnarr."

Hochzeit. Die Seele und der Leib vermählen sich bei der Geburt des Menschen, und der Mensch hat 70 Jahre lang die Hochzeitskosten zu bezahlen! S.

Hochzeitsgebräuche im nordöstlichen Kaffernlande. Der Oberpriester läßt das Brautpaar im Tempel auf das geweihte rothe Stück Tuch treten, nimmt hierauf die Wasserlilie aus den Haaren der Braut, verbrennt sie über der Flamme und sagt dann zum Bräutigam, der z. B. Bembi heißt, während sich seine Braut Jasa nennt: „Von nun an sollst Du Jasa heißen," und zur Braut: „Von nun an heißest Du Bembi," kurz, das Brautpaar wechselt die Namen. Wie empfehlenswerth wäre dieser Brauch auch bei uns, namentlich bei Vermählungen mächtiger oder berühmter Frauen, als Tänzerinnen und Sängerinnen mit ganz unbedeutenden, nichtsheißenden Mannspersonen. Die Letzteren, von welchen sonst Niemand wußte, würden plötzlich unter den Namen ihrer Frauen bekannt, kurz, sie hießen was. Wäre zu beherzigen.

Ein Kaufmann ging bei zwei **Hökerinnen** vorüber. „Wat meenften?" hob die Eine an, „der Armee-Lieferante hat neulich en Titel gekricht!" — „Den hett er verdient!" antwortete die Andere. „Na, det möcht' ick wissen! Wie so denn?" — Weil er sich in Krieje jut jenommen hat!" war die witzige Antwort.

Hoffnung. A. Warum so niedergeschlagen, Freund? B. Ach meine Alte ist krank geworden, und ich schwebe daher zwischen Furcht und Hoffnung. A. Wer behandelt sie? B. Doktor R. A. Dann hoffen Sie immer, der hat meine Selige auch behandelt.

Hoffnung. Der Mensch, welcher die Wunde eines großen, unersetzlichen Verlustes in seiner Brust trägt, faßt den Entschluß, keine Hoffnung mehr zu haben, damit nicht eine getäuschte seinen Gram erneuere. Er verschließt sein Herz gegen Freuden und Schmerzen, bedenkt aber nicht, daß dadurch dem alten Wurme immer wieder neue Nahrung zugeführt wird, und ihn unsterblich macht.

Gute **Hoffnung.** Im Kriege mit den Kolonien suchten die Franzosen verschiedene Besitzungen der Holländer durch List an sich zu reißen. — Der Marquis von G ... wurde in einer Gesellschaft befragt: Was er von den Absichten des französischen Hofes in Ansehung des Vorgebirges der guten Hoffnung hielte, das damals von den Franzosen

besetzt war. — „Ich denke," antwortete er, „wir werden das Vorgebirge für uns behalten, und den Holländern die gute Hoffnung lassen."

Ueber **höflich.** Duclos badete sich einst in der Seine, als gerade ein Wagen am Ufer umgeworfen wurde. Duclos sprang sogleich ans Ufer, lief nackt herbei, reichte einer jungen schönen Dame, die aus dem Wagen geworfen war, die Hand, um ihr aufzuhelfen, und bat dabei höflich um Vergebung, daß er — keine Handschuhe anhabe.

Wer ist **höflicher,** die Engländer oder die Franzosen? Eine Dame bemerkte gegen Lord Chesterfield, daß die Franzosen höflicher seien als die Engländer. — Der Lord wollte das nicht zugestehen. — „Die Engländer geben es selbst zu," sagte die Dame. — „Das ist gerade ein Beweis, daß sie höflicher sind als die Franzosen," erwiederte der gewandte Hofmann.

Der **Höflichste.** Mein seliger Onkel war der höflichste Mann von der Welt. — Er macht eine Donaureise, der Floß scheitert, alle Passagiere gehen zu Grunde, mein Onkel ist dem Tode nah; — noch einmal taucht er empor — ruft mit geschwungenem Hute: — „Meine Herren und Damen — ich habe die Ehre mich allerseits gehorsamst zu empfehlen," — und sinkt unter.

Höflichkeit. Ein sehr hübscher höflicher Mensch, der aber aus lauter Höflichkeit oft Grobheiten sagte, stand im Parterre vor Anfang des Stückes, und sah neben sich einen der Schauspieler dieser Bühne stehen. Er wandte sich zu ihm mit der Frage: „Haben Sie heute nichts zu thun?" — „Nein." — „Ach, das freut mich sehr."

Persische **Höflichkeit.** Keine Nation ist der persischen an Höflichkeit gleich. Bei der französischen Gesandtschaft in Persien im Jahre 1808 kam ein vornehmer Perser zu dem französischen Gesandten und bat ihn wegen der schlimmen Witterung um Verzeihung.

Höflichkeit. Ein höflicher Franzose schrieb am Schlusse eines Briefes: „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen bei der heutigen drückenden Hitze in Hemdsärmeln schreibe."

Höflichkeit. Zu Lotenau, wo die Schenke dicht neben der Pfarrwohnung sich befindet, hatten die Bauern die üble Gewohnheit, nicht nur am Tage, sondern sogar ganze Nächte hindurch in dieser Schenke Kegel zu schieben. Der Pastor, welcher durch das Geschrei

des Kegeljungen: „alle neune!“ „achte um König!“ ꝛc. und durch das Lärmen der Bauern im Schlafe gestört wurde, hatte sich schon oft mißfällig darüber geäußert; jedoch ohne allen Erfolg. Eines Sonntags aber schloß er seine Predigt über ein gottgefälliges Leben mit folgendem Verse:

Ihr Bauern aus Loten,
Seid grobe Knoten,
Seid grobe Flegel,
Warum schiebt Ihr Kegel? —

Da stößt der Gerichtsschöppe den Richter an und sagt: „Hört Gevatter, ich dächte das wäre doch sehr grob gewesen vom Pfarrer und das dürfen wir nicht leiden.“ Die Gemeinde verklagt den Pfarrer beim Consistorio. Der Pfarrer erhält auch bald darauf von diesem ein Schreiben, worinnen er veranlaßt wird, mit seiner Gemeinde künftig etwas feiner und höflicher zu sprechen. Darüber ärgerlich, nimmt er es den nächsten Sonntag mit auf die Kanzel, nach beendigter Predigt sagt er: „Von einem hohen Consistorio ist mir dieses Schreiben zugekommen, wonach ich künftig feiner mit Euch sprechen soll. Ich rufe Euch daher zu:

Ihr Bauern aus Lötchen
Seid grobe Knötchen,
Seid grobe Flegelchen,
Warum schiebt Ihr Kegelchen! —

„Seht Ihr's Gevatter,“ sagte der Schöppe zum Richter, „wie er nun kann höflich sein!“

Höflichkeit. Ein allzuhöflicher Jüngling befand sich in Gesellschaft mit einer Dame. Von derselben befragt, ob er nach ihrem Tode der Leiche folgen werde, antwortete er: „Mit dem größten Vergnügen.“

Höflichkeit österreichischer Herrscher. Unter den deutschen Fürsten haben sich gerade die mächtigsten, die österreichischen, vor allen andern durch Höflichkeit und feine Lebensart auffallend ausgezeichnet. Unsere älteren Reichsbeherrscher nannten ihre Landpfleger, wie ihre Bauern nicht anders als Du; aber schon Kaiser Siegmund, † 1437, machte eine Ausnahme. Sein Lebensbeschreiber meldet als eine Besonderheit von ihm, daß er Geringe, wie Vornehme selten mit Du, sondern fast immer mit Ihr angeredet habe. Auch von Kaiser Maximilian II. erzählte der Vicekanzler Weber: „er tuze niemand im reden, wer der auch sei.“ Wie sehr endlich Joseph II. in diesem Punkte der Wohlanständigkeit seine fürstlichen Zeitgenossen überglänzt hat, kann noch

nicht vergessen sein. Er war, so zu sagen, der Gründer und Stifter des guten Tones und der Humanität, die seit etwa einem halben Jahrhundert den Fürsten in Deutschland nicht mehr so fremd sind. Um Joseph's Vorzug in dieser Beziehung gehörig schätzen zu können, muß man wissen, daß er zu jedem seiner Fändriche Sie sagte, während Friedrich II. von Preußen seine Feldmarschälle und obersten Staatsbeamten nicht anders als mit Er anredete, oder, um einen Lausitzer Ausdruck zu gebrauchen, dieselben niemals siete. Bei den Kaisernamen Siegmund und Joseph wird übrigens dem Geschichtskenner die Bemerkung beifallen, daß beide Herrscher vielgewanderte Männer waren, von denen galt, was Homer am Eingang der Odyssee von Odysseus sagt.

Hogarth, sagt Börne, war so kunstgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, die er in Gesellschaften wahrnahm, auf seinem Fingernagel unvermerkt scenirte und mit nach Hause trug, um dort die entworfenen Zeichnungen zu vollenden. Wenn Hogarth zu unsern Zeiten lebte und in solchen satyrischen Absichten manche unserer Gesellschaften besuchte, so müßte er sich die Nägel unausstehlich wachsen lassen.

Hogarth's Karrikaturen. Ein großes Licht auf die Hogarth'schen Karrikaturen wirft folgende Anekdote, die der Bischof Sandfort von dem Künstler mittheilt. Hogarth zeichnete einst in einem Zimmer in Gegenwart mehrerer seiner Freunde. Die Mutter des Bischofs befand sich darunter, damals noch eine sehr junge Dame. Sie äußerte den Wunsch, im Karrikaturzeichnen Unterricht zu erhalten. „O Mylady," sagte Hogarth, „das ist keine beneidenswerthe Kunst. Nehmt meinen Rath an und erlernt es nicht; durch lange Uebung darin habe ich den reinen Genuß der Schönheit verloren; ich sehe Alles nur entstellt und es scheint, als ob mir die Göttlichkeit des menschlichen Angesichts verloren gegangen wäre."

Hogarth hatte keine gelehrten Studien gemacht: er würde, wie Shakespeare, Böhmen an's Meer haben gränzen lassen. Hogarth war sogar ein Feind der Gelehrsamkeit: er verachtete die Bücher, bis er selbst eines geschrieben hatte. Dr. Warton hatte in seinem Versuche über Pope's Genie und Schriften unsern Künstler hart mitgenommen, und ihm vorgeworfen, daß er den Scherz und den Leichtsinn nicht zurückhalten könne, selbst nicht bei den ernstesten Gegenständen. Bei der dritten Auflage seines Buches besann sich der gelehrte Herr, nahm seinen Tadel zurück, und sagte vielmehr: „Gerechtigkeit verbindet mich, die hohe Meinung an den Tag zu legen, die ich von der Geschicklichkeit dieses unnachahmlichen Künstlers hege, der sich von so mannigfachen Seiten und in so verschiedenen Gegenständen mit Ruhm

zeigt, und dessen Werke an Dem reicher sind, was die Alten das Ethos (*ΗΘΟΣ*) nannten, als die irgend eines andern neuen Künstlers." Hogarth war außer sich vor Freude; denn er liebte doch den Buchstaben, zumal wenn er von ihm sprach. Aber das hieroglyphische *ΗΘΟΣ* peinigte ihn. Er wollte wissen, was für ein Lob hinter diesem Worte noch stecke, und erschrak nicht wenig, da dies vielleicht das ganze Lob umkehren und daraus Spott hätte machen können. „Heda! Magister Townley," rief er zum Fenster hinaus, „kommt doch ein Mal herauf; hier giebt es etwas für Eure Gelehrsamkeit!" Townley las den Artikel, sah Hogarth's Verlegenheit, und machte sich den Scherz, ihm das unverständliche *ΗΘΟΣ* mit „Baumwolle" zu übersetzen. „Wie?" rief Hogarth; „in meinen Gemälden Baumwolle? Wie soll ich das verstehen?" Magister Townley zuckte die Achseln, empfahl sich, und ließ den verzweifelnden Künstler zurück, der nicht begreifen konnte, was unter einem baumwollenen Style in der Malerei eigentlich gemeint sein sollte. In seiner Verlegenheit lief er zu einem zweiten Freunde, Dr. Isaak Schomberg. „Wie befindet Ihr Euch, Schomberg? O, was für ein großer Gelehrter seid Ihr doch, Schomberg; erklärt mir ein Mal den Sinn dieser Stelle!" Hogarth pflegte gegen seine Freunde oft so zügellos zu sein, daß sie sich gern ein Mal an ihm rächten. „Ei," sagte Dr. Schomberg, „ich verstehe das nicht: *ΗΘΟΣ* ist ein bei den Alten sehr beliebtes Gemüse, das mit unserm Salat die größte Aehnlichkeit hat." Hogarth sah den Doctor verwundert an, riß ihm das Buch aus der Hand und lief verzweifelnd nach Hause. Er sah, daß er gefoppt wurde; nur wußte er nicht, ob von seinen Freunden, oder vom Dr. Warton. Er war in diesem Augenblick der unglücklichste Mann in England, denn bald verbreitete sich seine Verlegenheit unter seinen Bekannten, die ihn sogleich besuchten, und ihn über das verhängnißvolle *ΗΘΟΣ* nur noch mehr in Verwirrung setzten. Fluchend über diese Scherze setzte er sich in einen Wagen, fuhr nach Chelsea zu seinem treuen Verehrer, dem ehrwürdigen Arzte Dr. Benjamin Hoadly, welcher sehr ernst die Stelle ansah, und ihm zu seiner großen Freude sagte, daß die Alten alles Sittlicherhabene unter dem Worte *ΗΘΟΣ* zusammengefaßt hätten. Hogarth war glücklich, und verzieh es seinen spottenden Freunden, wenn er seinen Tisch und seinen Wein lobte, daß sie ihn sogleich fragten, wie viel er wohl glaube, daß vom *ΗΘΟΣ* darunter sei.

Hogarth. Salvator Rosa ward zuerst von der großartigen Scenerie am Vesuv und bei Pausilippo zur Kunst begeistert; Hogarth hingegen in einem Bierhause in Highgate, wo ein Streit zwischen Trunkenbolden und eine zerschlagene Nase zuerst den Genius in ihm erweckten. Hogarth und Rosa erreichten beide den Gipfel der Kunst, der erstere im Grotesken, der letztere im Erhabenen.

Ein einziges Wort rettet die Republik **Holland**. Ludwig XIV. erschien im Jahre 1672 vor den Thoren von Amsterdam, welches in diesem Augenblicke keinen Widerstand leisten konnte und worin die größte Bestürzung herrschte. Der Magistrat versammelte sich, um auszumitteln, was bei diesen Umständen zu thun sei. Man kam einmüthig darin überein, daß man dem Könige die Schlüssel der Stadt überreichen müsse. In diesem Augenblicke bemerkte man, daß ein alter Bürgermeister eingeschlafen war und seine Stimme noch nicht gegeben hatte. Man weckte ihn; er erkundigte sich nach dem Resultate der Berathschlagung. „Wir wollen," hieß es, „dem Könige die Schlüssel der Stadt überreichen." — „Hat er sie schon gefordert?" fragte der alte Schläfer. — „Noch nicht," war die Antwort. — „Wenn das ist, meine Herren!" erwiederte er, „so warten Sie wenigstens so lange, bis er sie fordert." — Dieses einzige Wort rettete die Republik.

Lord **Holland** hat am Morgen des Tages, an welchem er erkrankte, in einem Momente, wo er sich noch wohl befand, wie im Vorgefühl seines nahen Todes folgende Zeilen auf sich selbst verfaßt, die man auf dem Tische seines Gesellschaftszimmer liegen fand:

„Nephew of Fox, and friend of Grey,
Sufficient for my fame,
If those, who knew me best shall say
I tranished neitber name."

(Neffe von Fox und Freund von Grey, das reicht für meinen Ruf hin, wenn diejenigen, die mich am besten kannten, mir das Zeugniß geben, daß ich keinen dieser beider Namen befleckte.)

Holländer-Phlegma. Wenn wir Deutsche uns zum Maßstab annehmen, so haben die Franzosen so viel Ueberfluß an Raschheit und Gesprächigkeit, als die Holländer an Phlegma und Schweigsamkeit. Ein schon etwas bejahrter Mann der zuletzt erwähnten Nation befand sich (wie Bugeaud vor Kurzem in seinem Entlassungsgesuch sich ausdrückte: wegen seiner Gesundheit und anderer bedeutender Gründe) in Toulon und suchte sich das Leben auf seine Weise angenehm zu machen. Er besuchte des Morgens regelmäßig ein Kaffeehaus, wo er in aller Gemüthsruhe eine Pfeife Taback rauchte und eine Tasse Thee trank. Um ganz ungestört zu sein, saß er einmal wie das andere in einem Erker nach einer Sackgasse hinaus. Eines schönen Morgens trat ein gleichfalls nicht ganz junger Mann ein, sah sich einen Augenblick im Saale um, bewegte sich dann gemessenen Schrittes nach dem Erker, grüßte den Theetrinker durch ein fast unmerkliches Kopfnicken und ließ sich ihm gegenüber im Erker nieder.

Es war ein Landsmann des frühern Gastes. Der Kellner brachte auch ihm Thee und Pfeife. Keiner von beiden Männern sprach ein Wort. Als der Thee getrunken und die Pfeifen geraucht waren, gingen Beide fort und entfernten sich vor der Sackgasse nach verschiedenen Seiten. Am andern Morgen dasselbe Verhalten. So ging es beinahe sechs volle Jahre hinter einander fort, ohne daß die Leute auch nur ein Wort mit einander gewechselt hätten. Jetzt blieb eines Morgens der zuletzt in Toulon eingetroffene Myn-Heer plötzlich aus. Der frühere Gast sah dies eine Woche lang mit an, dann aber richtete er an den Kellner die bedächtige Frage: „Wo ist der?“ — „Er ist gestorben und begraben,“ lautete die Antwort. — „Das thut mir leid,“ sagte der Holländer, „es war mein bester Freund.“

Schönheiten der **holländischen** Sprache. In einer holländischen Bibelübersetzung sind z. B. die Stellen: „Und die Jünger folgten ihm nach“ mit: „On de Jonges klachasterten aber em,“ und: „sie salbten ihm sein Haupt“ mit: „On se beschmeerten em den Döffel“ übersetzt.

Holländische Ruhe. Ein Deutscher, der durch Holland reiste, trat bei etwas kalter Witterung in einem Wirthshause ab, wo er verschiedene Holländer um den Kamin sitzend antraf. Er setzte sich ebenfalls an's Feuer, um sich zu erwärmen. Es sprang ihm ein Funken auf den Schooß seines Rockes, welches einer der Anwesenden, er selbst aber nicht bemerkte. Dieser fragte den Fremden: „Myn Heer, wu heet yie?“ Der Deutsche, mißvergnügt über die dreiste Neugierde des Holländers, antwortete, daß ihm solches gleichviel sein könne. Der Holländer schwieg still und rauchte seine Pfeife Taback ohne verdrießlich zu werden. Als er aber nach einer Weile sah, daß bereits ein ziemliches Loch in das Kleid des Fremden gebrannt war, fragte er nochmals, aber mit mehr Nachdruck: „Myn Heer, wu heet yie?“ Der Deutsche, um sich des ungestümen Fragens dieses Menschen zu entledigen, sagte: „Ich heiße Peter.“ — „Wel den,“ antwortete der Holländer, „Peter, you Rock brennt.“

Hölle. Ein berühmter Prediger schildert den Ort der ewigen Qual ungefähr in folgendem erschütternden Bilde: „In einem düsteren von dunkelrother Helle durchglühten Gewölbe sitzen bleiche, wildblickende Gestalten, deren hohläugige verzerrte Gesichter Spuren der Verzweiflung tragen. Kahl und lautlos ist Alles rings umher, nur eine riesige Uhr bewegt den gewaltigen Perpendikel, aus dessen Schwingungen zur Rechten und zur Linken die Worte dröhnen: Immer, Nimmer — Nimmer, Immer! — Einer steht auf aus den Legionen der namenlos Elenden, der noch vorlängst im Lichte gewandelt, und frägt

bebend: „Wer kann mir sagen, wie hoch die Zeit ist?“ — Aber ein Anderer, dem Jahrhunderte der Pein vorübergewandelt, grinset ihn an, zeigt nach der Uhr und spricht: „Thor, hier gibts nicht Zeit noch Vergangenheit oder Zukunft. Immer währet die Qual — Nimmer endet die Pein!“ — Da wälzt sich jener in furchtbarem Entsetzen am Boden und bricht in gräßliches Heulen aus, daß nur den monotonen Ruf der entsetzlichen Uhr vernehmen läßt: Immer, Nimmer — Nimmer, Immer! E. Straube.

Die himmlische Hölle. Ein Engländer lobte einst gegen einen Ausländer Milton's verlorenes Paradies, als eines der vorzüglichsten Gedichte seiner Nation und schloß mit den Worten: „Und seine Beschreibung von der Hölle ist himmlisch.“

Von Holz. Die Gräfin von Aussee sagte aus heimlichem Neid über das Fräulein Derau, als man ihre Grazie und Schönheit lobte: „Nur schade, ihre Sprache ist so trocken wie Holz. — „Aber von solchem Holz,“ sagte ein heimlicher Verehrer des Fräuleins, „aus welchem Amor seine Pfeile schnitzt, womit er sicher jedes fühlende Herz trifft.“

Die Tochter eines Holzhauers aus Nürnberg, ein Mädchen von gefälligem Aeußern und an Sonn- und Feiertagen stets gut gekleidet, wurde auf einem öffentlichen Vergnügungsplatze von einem jungen Manne gefragt: „Wer ist denn Ihr Vater, meine Schöne?“ — „Mein Vater,“ erwiederte die Holde — in sichtbare Verlegenheit versetzt — „ist — —

Brand-Materialien-Zertheilungs-Factor.“

Die neuen Gelehrten haben viel darüber gestritten, wer der erste Erfinder der Holzschneidekunst war; einige nennen den Italiener Hugo da Carpi; einige einen viel älteren Deutschen, Johann Ulrich Pilgrimm. Wenn sich diese Gelehrten aber mehr mit der heiligen Schrift beschäftigt hätten, so wußten sie, daß eigentlich Vater Jakob der erste grundeigentliche Erfinder der Holzschneidekunst war. Er schnitt nämlich die bunten Holzstäbe ganz zierlich und nett aus und setzte sie an die Tränke-Tröge, damit seine Schafe beim Trinken sie vor Augen haben sollten. Diese Erfindung der Holzschneidekunst hat dem Vater Jakob mehrere tausend bunte Schafe eingebracht. Man muß gestehen, daß Vater Jakob eben so gut wie die jetzigen Redacteurs ihr Publikum kannten. Die bunten Holzschnitte, die jetzt an die Lese-Tränke hingesetzt werden, sollen auch bloß die Schäfchen auf's Trockne bringen helfen, die alten Abonnenten sollen junge bunte Abonnentchen bringen. Vater Jakob hat sichs gewiß nicht träumen

lassen, daß sein Beispiel in so vielen Zeitschriften nachgeahmt werden wird. Wir sind aber jetzt einmal in der Literatur schon so auf den Holzweg gerathen, daß am Ende aus ihr selbst nichts wird, als ein chinesisches Hölzelspiel. Es mußte wirklich so weit kommen, daß man die Journale auch für die Leute einrichtet, die gar nicht lesen können. Ein Redacteur wird nun bald sagen können: Mein Blatt hat dreitausend Leser und dreißigtausend Gucker und Beschauer. Es wird bald ein „Phorus" für die Journalistik entstehen, ein solcher Phorus wird dem Redacteur sein kleines Winterholz für 165 Tage in's Haus liefern. Am Ende des Jahres hat der Redacteur den Vortheil, daß er mit der einen Hälfte seiner Zeitschrift die Welt in Brand stecken, und mit der andern Hälfte sie wieder löschen kann. Wenn nun obendrein unter jeden Holzschnitt noch Gedanken-Späne und Lese-Splitter kommen, so ist die holzige Belletristik beisammen, und wenn unter den Mitarbeitern eine Fehde ausbricht, so kann man ihre Spaltungen gleich am Holzschnitt bemerken. S.

Hölzern. Einen linkischen Acteur nahm kürzlich ein Witzbold in Schutz mit der Bemerkung: „Er hat gehört, daß die Breter die Welt bedeuten und glaubt nun, in seiner Welt sich hölzern benehmen zu müssen."

Daß die Idee der **Homöopathie** keine bloß der Neuzeit angehörende sei, ist eben auch nichts Neues mehr. Allein es ist merkwürdig, wie sich ziemlich deutlich einer ihrer vorzüglichsten Sätze in Shakespeare's „Romeo und Julie," im 1. Act, 2. Scene, ausgedrückt findet, wo Benvoglio also zu Romeo spricht:

— One fire burns out another burning
One pain is lessend by anothers anguish.
(— Ein Feuer brennt das andere aus.
Ein Schmerz kann eines anderen Qualen mindern.)

Homöopathie. Recept zu einer homöopathischen Suppe. Nimm zwei verhungerte Tauben, hänge sie am Küchenfenster der Art auf, daß ihr Schatten in einen Topf mit 10 Kannen Wasser falle, koche langsam 10 Stunden und gieb einen Tropfen nach je 10 Tagen in einem Glase Wasser.

Ein Verehrer der **Homöopathie** veranstaltete die Hochzeit seiner Tochter. Es waren 3000 Gäste geladen, und für diese beim Mahle zwei Tassen Suppe, ein halbes Pfund Rindfleisch, für sechs Kreuzer Gemüse, zwei Dampfnudeln und vier Sperlinge als Braten und ein Viertel Pfund Käse zum Riechen bereitet. Als Getränke ward in

drei Eimer Brunnthaler-Wasser ein Fingerhut voll Wein gegossen, und ein Glas Punsch ward aufgestellt zum Anschauen. Der homöopathische Schwiegerpapa gab seiner Tochter zwei neue Guldenstücke als Mitgift; das Capital darf aber nicht angegriffen werden, sondern das liebe Ehepaar erhielt das Geld bloß zum Ansehen. Das ist ein ansehnliches Vermögen.

Peter van **Homrigh**, ein englisches Parlamentsmitglied, wegen seines kaustischen Witzes bekannt, wurde krank. „Wie behandeln Sie Ihr Uebel?" fragte ihn ein Bekannter, der ihm einen Besuch machte, und sich wunderte, ihn außer dem Bette zu finden. „Ich behandele es mit der größten Beachtung!" sagte van Homrigh.

Die nicht **honette** Person. Zu dem Studiendirector G**r in W., der besonders die Aufwartung in schwarzen Feierkleidern sehr gut leiden konnte, kam ein dortiger Student in Pantalons. Nach kurz abgemachtem Geschäfte betrachtete ihn der Director und sagte: „Ei, Sie haben ja wohl sehr weite Beinkleider an?" — „Ja," antwortete der Student.

Director: Sie sind wohl jetzt Mode?

Student: Ja, Herr Director.

Director: Aber zu honetten Personen geht man wohl darin nicht? —

Student: Nein!

Der **Honig** vertrat bei den Alten die Stelle des Zuckers, die Römer gebrauchten ihn zu ihrem Backwerk und zu ihren Ragouts, ingleichen zu ihren Getränken und bei verschiedenen Weinen. Ihre Achtung vor dem Honig war außerordentlich. Virgil nennt ihn donum coeleste. (Gabe des Himmels.) Er war die gewöhnlichste Speise des Pythagoras. Demokrit rieth ihn allen Denjenigen an, die lange leben wollten. Plinius erzählt von einem mehr als hundertjährigen Greise, Namens Vedius Pollio, der eine bewundernswürdige Gesundheit genoß, und voller Kraft bei seinem Alter war. Dieser wurde dem Kaiser Augustus vorgestellt, der ihn fragte, durch welche Mittel er, bei seinem hohen Alter, noch so gesund geblieben sei? Seine Antwort war: intus Melle, extra Oleo; innerlich durch Honig, äußerlich durch Oel. Der erste Zucker kam aus Arabien nach Europa, allein er wurde bloß zu Medicin gebraucht; erst im Jahre 1420 suchte man ihn zu läutern; allein diese Versuche waren noch sehr unvollkommen, bis es endlich im Jahre 1470 einem Venetianer damit glückte, der dadurch ungeheuere Summen gewann, und seiner Nation einen neuen Handelszweig verschaffte.

Honorare. Voß bekam 1779 für seine treffliche Uebersetzung des „Homer" sammt dem Commentar nirgends 3 Thaler für den gedruckten Bogen, Klopstock für seine „Messiade" zuerst nur 2 Thaler, endlich einen Ducaten und zuletzt vom Verleger Hemmerde ein vollständiges neues Kleid, während Pope's Uebersetzung der „Iliade" diesem nach Abzug aller Unkosten 5300 Pfund Sterling, über 50,000 Gulden Conv. Mze., eintrug. Die komischen Erzählungen Wielands wurden zuerst mit 5 Gulden pr. Bogen, der „Agathon" im Ganzen mit 18 Louisdor honorirt, dem würdigen und gelesenen Gellert trug seine ganze Schriftstellerei Zeitlebens kaum 1000 Thaler ein, während Walter Scott für seine „Rob Roy" allein 3000 Pfund Sterling, ungefähr 30,000 Gulden Conv. Münze, bekam, Miß Radcliffe für das Manuscript einiger Gespenster-Romane aber mit 1000 Pfund Sterling nicht zufrieden war, sondern 1500 Pfund, ungefähr 15000 Gulden Conv. Mze., verlangte. — In England werden die stärksten Honorare bezahlt. Die großen Summen, die Lord Byron bezog, sind bekannt. Gibbon erhielt für seine „Geschichte Roms" 8000 Pfund, Rosca für sein „Leben Lorenzo's von Medici" 1500 Pfund, Holeroft für seine Reise nach Paris eben so viel, Robertson für seine Geschichte „Carls V." 4500 Pfund und für jene von Amerika 3000 Pfund, Fox's Erben für die nach seinem Tode erschienene Geschichte „Jakobs II." 4500 Pfund, Makintosh für die Fortsetzung von Hume's Geschichte von England 6000 Pfund, Chawkesworth für seine Reise 8000 Pfund Sterling. Die im Edinburgh Review beschäftigten Recensenten werden mit zehn Guineen für den gedruckten Bogen bezahlt. R—t.

Honorar mancher Theaterdichter. In einer Gesellschaft sprach man von Scribe's Reichthum. Die Frau eines berühmten Mannes wunderte sich darüber, daß Scribe so reich sei, da er doch so viele Werke habe aufführen lassen. Man glaubte, falsch verstanden zu haben; allein die Dame fuhr fort: „Scribe muß wohl einen ganz kolossalen Reichthum früher gehabt haben, ehe er diese Menge Stücke geben ließ." Man bat um Erklärung; sie erwiederte: „Ein kleines Vermögen würde ja dazu nicht auslangen, und eine solche Manie müßte ja den Mann ruiniren." Später übernahm es Jemand, die Anwesenden in das Räthsel einzuweihen. Der Gatte jener Frau, der stets nur seine Werke mit großen pecuniären Opfern auf die Bühne bringen konnte, hatte ihr gesagt, daß es so der Gebrauch erheische, und daß jeder Autor die Aufführung seiner Werke bezahlen müsse. Madame ** war es mithin zufrieden, daß ihr Mann Einiges von seinem Reichthume für das Vergnügen hingab, Ruhm zu erwerben.

Hörner. „Wissen Sie," sprach ein Mann scherzweise zu seiner Frau, „daß ich den Scepter hier im Hause führe?" — „Noch nicht!"

erwiederte diese, „denn es steht noch bei mir, ob ich Sie krönen werde, oder nicht.“

Die **Hörner.** Der Capellmeister O** hatte eine etwas galante Frau geheirathet, und Jeder bedauerte den neuen Ehemann. Kurz nach der Hochzeit war der Capellmeister bei einer Generalprobe des Orchesters mit den Waldhörnern nicht zufrieden. Sanft, wie er war, begnügte er sich indessen bloß mit dem wiederholten Ausruf: „Ach, die Hörner! die Hörner!“ — „Lieber Herr Capellmeister,“ sagte der Intendant des Schauspieles: „Geduld! die werden sich schon finden.“

Hörner. Ein venetianischer Patrizier wollte einen, auf seine Ehehälfte stadtbekannt eifersüchtigen Gondoliere necken, und warf ihm deshalb, als er eines Tages unter dem Balkone des Palastes vorüberfuhr, ein Paar Hörner in die Gondel. Der Gondoliere merkte die Anspielung; aufgeweckt, wie es diese Menschenklasse im hohen Grade ist, dachte er gleich daran, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. — Er nahm daher die Hörner gelassen auf, wies sie dem Patrizier vor, und sagte: „Ei, ei! Excellenza haben sich, wie ich sehe, so eben gekämmt, denn hier sind einige Ihrer ausgefallenen Haare.“

— Ein mißvergnügter reicher, aber geiziger Mann ärgerte sich jedesmal, wenn einem seiner Bekannten eine Erbschaft zufiel. Als nun einer seiner Verwandten starb, wo er gewiß glaubte, etwas Bedeutendes zu erben, dasselbe aber nicht der Fall war, rief er giftig aus: „Ich glaube, wenn alle Teufel in der Hölle stürben, ich erbte nicht einmal ein Paar Hörner von ihnen!“ — „Gott, lieber Mann!“ sagte sein junges hübsches Weibchen, „sei doch damit zufrieden, was Du bereits hast.“

— Ein alter Officier in Friedrich des Zweiten Diensten, der eine schöne junge Frau besaß, schaffte sich einen Postzug an, und gab seinem Kutscher ein Posthorn. Darüber beschwerte sich das Postamt beim Könige. In Folge dessen erhielt der Officier von Friedrich folgenden Bescheid: „Mein lieber Obrist! es ist Ihm vergönnt, so viele Hörner zu tragen, als es Ihm gefällig ist, nur kein Posthorn, das ist gegen die Verordnung.“

— Ein ehrlicher Bürger hatte aus Scherz seines Nachbars Frau untreu genannt. Der Gekränkte nahm das für Ernst und bestand auf Genugthuung. „Narr!“ sagte der Beleidiger, „ich selbst bin Ehemann; laß uns unsern gleichen Strang in Geduld fortziehen und uns nicht grämen! Willst Du aber durchaus Blut, so laß uns die Sache mit — den Hörnern abmachen.“

Die engen **Hosen.** Ein junger Schauspieler bestellte sich Tricots. „Aber knapp," gab er dem Schneider ernstlich auf, „fest anliegend, daß die Formen vollkommen sichtbar werden; das sage ich Ihnen, kann ich hinein, so nehme ich sie nicht."

Die **Hühneraugen**-Operateurin Mariane Keilholz schnitt neulich in Leipzig einem Briefträger ein Hühnerauge aus, welches so groß und stark war, daß sich der ehemalige Besitzer jetzt davon vom Horndrechsler eine Schnupftabacksdose drehen läßt. — Die Dose ist bereits fertig und es ist noch Stoff zu zwei Dutzend Hemdenknöpfen übrig geblieben.

Hummer (Seekrebs). So sehr man in England den Seesoldaten schätzt, so wenig achtet man den Landsoldaten, und da dies letztere Militär rothe Uniform trägt, so nennt man einen Landsoldaten spottweise allgemein einen Hummer. In London kam zufällig ein Schornsteinfeger einem Officier der Landtruppen so nahe, daß dieser Gefahr lief, seine rothe Uniform geschwärzt zu sehen. Unwillig stieß er ihn bei Seite und sagte: „So seh' Er sich doch vor!" — „Nehm' Er's nur nicht übel, Herr Kamerad!" — „Was? ich Sein Kamerad?" — „Ei, allerdings," gab der Schornsteinfeger zur Antwort: „wir sind beide Hummer*), nur mit dem Unterschiede, ich bin ein ungekochter und Er ist ein gekochter."

Humoristen in Pesth. Saphir erzählte einst von dieser Stadt: „Als ich ausging, jagte mir der Wind den Staub in die Augen, und unter andern auch einige „humoristische Vorleser", die vom Winde aufgewirbelt wurden. Woher es kömmt, daß Pesth eine solche gesegnete Fülle von Humoristen hat, kann ich nicht ergründen! Kömmt es daher, weil es so flach liegt, oder sind es noch Spuren der großen Ueberschwemmung?"

Wer spielt den **Hund?** In N. wurde das Stück: „der Hund des Aubri" angekündigt. Ein junges Mädchen fragte den Schauspieldirector ganz naiv: „Sagen Sie mir doch, welcher von Ihrer Gesellschaft spielt denn den Hund?"

Hunde. Ein sehr würdiger Mann in Paris hatte durch Unglücksfälle sein ganzes Vermögen verloren, und lebte nun höchst kümmerlich von Almosen. Er bekam wöchentlich eine Portion Brod zu seinem Unterhalte, doch hielt er immer noch um mehr an.

---

*) Hummer, eine Gattung großer Seekrebse.

Pfarrer: Leben Sie denn allein?

„Mit wem sollt' ich leben, mein Herr? — Ich [illegible] wie Sie sehen, lebe von Almosen, und bin von allen [illegible] lassen, von allen Menschen!

Pfarrer. Es sollte mir sehr leid thun, Sie auch im [illegible] zu kränken, Ihre Leiden machen Sie in meinen Augen ehrwürdig. Aber, verzeihen Sie — wenn Sie allein sind, warum verlangen Sie mehr Brod, als Sie verzehren können?

Der arme Mann schwieg.

Pfarrer. Vertrauen Sie sich mir; es würde mir angenehm sein, wenn Sie mir Ihr Herz öffneten.

„Nun denn, mein Herr, wenn ich es Ihnen doch gestehen soll, — ich, ich habe einen Hund."

Pfarrer. Einen Hund? — Den müssen Sie abschaffen. Ich darf das Brod nur Armen, —

„Ach, mein Herr, wer wird mich dann lieben, wenn ich ihn abschaffe?" fragte der Unglückliche unter einem Strom von Thränen.

Pfarrer (mit Thränen in dem Auge, indem er ihm seine Börse reichte): Nehmen Sie dieß, das gehört mir.

Das Sprichwort „auf den **Hund** kommen", soll seinen Ursprung von dem berühmten Wallenstein haben; als dieser nämlich in Altdorf studirte, war ein neues Gefängniß für die Studenten erbaut, und man hatte beschlossen, daß es den Namen des ersten Bewohners führen solle. Wallenstein war der Erste, der dazu verurtheilt wurde, er schob aber seinen Hund zuerst hinein. Man lachte über diesen Einfall, und das Carcer hieß von nun an der Hund. In der Folge brauchte man diese Redensart, um damit Jemanden zu bezeichnen, der in schlechte Umstände gerathen ist.

Abgebellte **Hundesteuer**. Ein Eckensteher zog durch ein lautes Gebell, daß er auf öffentlicher Straße executirte, mehrere Menschen und endlich auch einen Sergeanten herbei. Letzterer unterfagt ihm sein Geblaffe, doch der Virtuose ließ sich nicht stören. Als das Verbot geschärft wurde, antwortete er auf die Frage: warum er so belle? „Ih, Herr Sergeante, ick hadde en' Mopps, vor den ick drei Dahler Hundesteuer bezahlen mußte; die Töle is mich aber krepirt, un nu will ick doch die drei Dahler abbellen!"

Hunde-Dankbarkeit. Der Hund eines Gerbers zeigte eine heftige Antipathie gegen einen Mann, den sein Geschäft oft in das Haus seines Herrn führte. Der Mann bat den Gerber, auf irgend eine Weise die Feindschaft des Hundes — von dem er noch einmal gebissen zu werden fürchtete — von ihm abzulenken. Der Gerber paßte

eine Gelegenheit ab, und stieß den Hund — gleichsam zufällig — in einen Brunnen, der im Hofraum stand. Als merkte er nicht, was geschehen, ging er weg und ließ den Hund sich in fruchtlosen Versuchen, aus dem Brunnen sich herauszuarbeiten, abmühen. Endlich, als der Hund schon ganz ermattet war, kam der Mann, der sich gern die Freundschaft des Hundes erworben hätte, und zog ihn heraus. Die List war gelungen, der Hund war von dem Augenblicke an von Dankbarkeit für seinen Retter erfüllt, und knurrte ihn nicht nur nie mehr an, sondern begrüßte ihn jedesmal mit Freudensprüngen und begleitete ihn oft eine halbe Stunde weit auf seinem Wege.

Hunde-Treue. Die Gemeine von Hyères (Seine-et-Oise) war Zeuge eines Ereignisses, welches von Neuem den seltenen Instinkt der Hunde zeigt, und die unbegrenzte Anhänglichkeit, welche dieselben an ihre Herren haben. Ein junger Arbeiter wurde plötzlich begraben durch das Einsinken einer Masse von Erde und Sand; sein Hund, Namens Mazagran, fängt ungestüm an zu scharren, und es gelingt ihm endlich, indem er fortwährend auf eine jämmerliche Weise heult und bellt, seinem Herrn genug Luft zu verschaffen, um dessen Leben zu fristen. Darauf lockte er, immerfort bellend, Vorübergehende herbei, welche den unglücklichen jungen Menschen erlösten, den man, wenn gleich mit großer Mühe, ins Leben wieder zurückrief. Man schätzt auf einen Kubikmeter die Masse Sand, welche in kurzer Frist der so gefühlvolle Hund durch sein eifriges Scharren wegräumte.

Anhänglichkeit der Hunde untereinander. Die Anhänglichkeit des Hundes an den Menschen ist sprichwörtlich. Ein seltenes Beispiel von Anhänglichkeit der Hunde untereinander trug sich bei St. Vallier, im französischen Dromedepartement, zu. Drei Hunde waren auf der Jagd; einer von ihnen verfolgte eine wilde Eichkatze bis in ihre unterirdische Zuflucht, konnte aber keinen Ausgang mehr finden; seine Kameraden kehrten, nachdem sie vergeblich am Eingange gekratzt hatten, auffallend niedergeschlagen nach Hause. Am andern Tage verschwinden sie neuerdings, kamen Abends ganz erschöpft, mit blutigen Pfoten, schweißtriefend und mit Erde bedeckt nach Hause, und so ging es mehrere Tage fort, bis man endlich aufmerksam wurde. Eines Morgens bei Tagesanbruch vernahm der Eigenthümer des vermißten Hundes das Stöhnen mehrerer Hunde, die an seiner Thüre kratzten; wie sehr erstaunte er, als er hinab kam, und seinen Hund erblickte, schwach und abgemagert wie ein Skelett, und von seinen beiden Befreiern begleitet, die, als sie ihn von seinem Herrn unterstützt sahen, sich ganz erschöpft auf ein Bund Stroh hinstreckten. Die beiden Hunde hatten die enge Oeffnung der Höhle mit Anstrengung aller ihrer Kräfte erweitert und durchgraben, um ihren Kameraden aus seiner Haft zu befreien!

Der **Hund** als Retter aus dem Wasser. Im Winter 1845 hatte in Schottland ein Hund eine Frau aus dem Flusse gezogen, eben als sie schon im Untersinken war. Die Edinburger Humanitätsgesellschaft hat diesem rettenden Hunde ein silbernes Halsband verehrt, mit der Umschrift: „Von der Humanitätsgesellschaft in Edinburg dem Hunde Beß, angehörig dem Hrn. Lawrence in Granton, für die Rettung einer Frau aus der Gefahr des Ertrinkens, am Abend des 17. November 1845."

Hunde als Wächter. Bei den Griechen wurden die Bullenbeißer abgerichtet, für die Sicherheit der Stadt zu wachen. Die Wache der Festung in Korinth verließ sich größtentheils auf diese muthigen, furchtlosen Thiere. Ein Theil war außer-, der andere innerhalb angestellt, und bei dem geringsten Geräusch das sie hörten, stellten sie sich auf die Hinterfüße, um ihren Gesichtskreis zu erweitern. So wie sie den ersten Unbekannten wahrnahmen, schlugen sie an und vereitelten die Versuche der Feinde.

— In allen Gefängnissen hielt man zur Revolutionszeit auch Hunde. Es waren dies die zuverlässigsten und gefürchtetsten Aufpasser, weil sie sich nicht berauschten und sich nicht wie die andern bestechen ließen. Unter den sechs Hunden der Conciergerie war Einer, der sich durch seine Größe, seine Stärke und seine Intelligenz auszeichnete. Er hieß Ravage und wurde des Nachts zur Bewachung des großen Gefängnißhofes gebraucht. Trotzdem entschlüpften mehrere Gefangene, die ausgebrochen waren, über diesen Hof, ohne von dessen Wächter angehalten zu werden. Es war dem Hunde, wie man am andern Morgen sah, eine Assignate von 100 Sous und ein kleiner Zettel mit folgender Aufschrift an den Schwanz gebunden: „Auch Ravage ist zu bestechen, und zwar mit einer Assignate von 100 Sous und mit einer Portion Hammelfüße." Dieser Vorfall erregte nicht wenig Gelächter.

Hunde-Dressur. In einem alten Jagdbuche, und zwar in einem Capitel, wo es sich um die Dressur der Hunde handelt, ist Folgendes zu lesen: „Wenn der Hund sich gut betragen und aufgeführt hat, so muß man ihm sagen: „Brav, mein Soliman!" wenn es ein Männchen, und „Brav, meine Diana," wenn es ein Weibchen ist, das schmeichelt ihnen. Man kann aber auch französisch mit ihnen reden, das ist den Hunden alles eins."

Hundstage ohne Hitze. Während der kalten Hundstage des Sommers 1841 sagte ein Holzhauer, indem er einen Schluck aus seiner

Flasche zu sich nahm: „Kameraden, nä wahrhaftig, wer bei die Hundstage verrückt wird, der muß doll in den Kopp sind.“

Hundebericht. Im Badischen wurden wegen der Hunde allerlei Berichte eingezogen. Ein Ortsvorsteher reichte folgenden Bericht ein: „Unterthänigster Hundebericht. Der Ortsvorstand — ein Hund, der Schullehrer — ein Hund, der Doctor — ein Hund, der Verwalter — ein Hund. Zusammen vier Hunde.“

Hundert. Ein Advocat von der Königsbank vertheidigte eine Rechtssache vor einem Gerichtshofe, bei welchem der eine Richter zwar ein Mann von Einsicht, die zwei andern aber ziemlich eingeschränkte Köpfe waren, und verlor sie. Seine Herren Collegen neckten ihn wegen seines Mißgeschickes. Er entgegnete ihnen aber: „Wie ist es anders möglich, wenn man mit hundert Richtern zu thun hat?“ — „Hundert Richter? es waren ihrer ja nur drei.“ Der Sachwalter antwortete ihnen: „Eins, und zwei Nullen, wie viel macht das?“

Hunger heißt ein sehr plebejisches Geschöpf, das bei vornehmen und reichen Leuten im höchsten Grade verpönt ist. Diejenigen dagegen, welche von diesem plebejischen Geschöpfe heimgesucht werden, nennt man Hungrige, und sie werden von Gensd'armen bewacht, damit sie nicht — aus Hunger — stehlen. In alter Zeit gab man ihnen zu essen, und ersparte hierbei nicht nur die Gensd'armen, sondern man war auch gegen Diebstahl mehr gesichert.

— (Beispiel menschlicher Willenskraft.) Ein Schmiedegesell in Copenhagen war wegen nächtlicher Unordnung, die er sich in einem der benachbarten Dörfer hatte zu Schulden kommen lassen, zu 5 Tagen Wasser und Brod verurtheilt worden, welches Urtheil das Oberpolizeigericht bestätigte. Erbittert darüber, daß er nicht an das höchste Gericht appelliren durfte, schwor der Verurtheilte, daß man ihn nie dazu vermögen werde, jene Kost zu genießen, und hielt wirklich Wort; denn nachdem er mit Gewalt in das Arrestlocal gebracht worden war, genoß er, während der fünfmal 24 Stunden, die er darin zubrachte, nicht das Geringste; er ward aber vom langen Fasten auch so entkräftet, daß er in Ohnmacht fiel, als er wieder an die freie Luft kam. — Karl XII. soll die Hungerprobe eben so lange ausgehalten haben.

Bei einer **Hungersnoth** befahl der Bürgermeister zu **Krähwinkel**: „Die Bäcker sollten in Zukunft, der armen Leute wegen, wenigstens die altgebackenen Semmeln etwas größer backen.“

Mittel gegen den Hungertod. In einer Handelsstadt wurde Ug-

lino gegeben. Als eben der unglückliche Ugolino im Hungerthurm in Verzweiflung sinnt, wodurch er sein Leben fristen könne, schrie ein Kellner im obersten Stockwerk: „Schaffen Sie Würstel oder Bier?“ Alles lachte und Ugolino selbst konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Bescheidener Wunsch eines **Hungrigen.** Ein armer hungriger Handwerksbursche, der über eine fette, mit hohem Grase bewachsene Wiese ging, rief voll Sehnsucht aus: „Ach, wär' ich nur ein Rindvieh!“

Am **Hungertuche** nagen. Diese Redensart hat ihren Ursprung von dem Tuche, welches zur Fastenzeit um den Altar gehängt wurde, damit anzuzeigen, daß man jetzt hungern müsse.

Franz **Hupazoli** war einer der wenigen Menschen, welche in drei Jahrhunderten gelebt haben. Geboren 1587 zu Casale im sardinischen Gebiete, starb er 1702. Er lebte seit seinem 82sten Jahre als venetianischer Consul auf Scio. In fünf Ehen zeugte er 24 Kinder. Er trank nur Wasser, rauchte nie Taback und aß fast nur Wildpret und Früchte. Er trank viel Saft der Scorzonerwurzel, aß Abends fast gar nichts, ging früh schlafen, stand früh auf, hörte dann die Messe, spazierte und arbeitete den ganzen Tag bis in's höchste Alter. In 22 Bänden schrieb er alles nieder, was er Merkwürdiges erlebt hatte. Er hatte niemals Fieber, ließ sich nie die Ader öffnen, und brauchte nie Arzenei. Im hundertsten Jahre wurde sein graues Haar abermals schwarz. Er ging noch nach dieser Lebensperiode oft 4 Meilen des Tages. 109 Jahre alt, verlor er seine Zähne, und nährte sich nur von Brühen. Vier Jahre später erhielt er 2 große, neue Zähne, und fing wieder an, Fleisch zu essen.

Husar — verdeutschte die deutsche Gesellschaft zu Berlin mit: „Schnur-Reiter“.

Der zerbrochene **Husar.** Ein Knabe von noch nicht fünf Jahren, der Sohn eines Landedelmanns, hatte zum Weihnachtsgeschenk eine Schachtel mit bleiernen Husaren erhalten, die ihm ungemein viele Freude machten. Einen wirklichen Husaren hatte er noch nie gesehen. Kurz nach Weihnachten erhielt der Gutsbesitzer einen Besuch von einem Husarenofficier. Als dieser auf den Edelhof geritten kam, stand das Kind am Fenster und rief freudig: „Ein Husar, ein großer Husar!“ Der Vater sah durch's Fenster, erkannte einen alten Bekannten und eilte ihm entgegen. Der Knabe folgte ihm unter beständigem Freudenruf: „Ein Husar! ein Husar!“ Als Vater und Kind vor die

Hausthüre traten, hielt der Officier sein Pferd an und stieg ab; der Knabe schrie ganz erschrocken auf: „Ach Väterchen, der Husar ist entzwei!"

Hut. Vom Hute läßt sich oft auf den Charakter schließen: „Wer den Hut auf einem Ohre trägt, ist ein Peltron. Wer ihn hintenüber trägt, ist ein Pinsel. Wer ihn über die Augen zieht und hinten hoch trägt, ist ein Spötter. Wer den Hut beim Gehen in der Hand hält, ist eitel. Wer immer einen neuen glänzenden Hut hat, ist ein ordnungsliebender methodischer Geist.

Ursprung der **Hüte.** Der Gebrauch des Hutes ist sehr alt, und man trug ihn zum Schmucke und des Nutzens wegen in den ältesten Zeiten, besonders in Griechenland. Von da kam diese Kopfbedeckung nach Italien, und das Haupt der Römer ward, wie das der Spartaner, mit Filz bedeckt. Um sich gegen die Sonne oder den Regen zu schützen, krämpte man die Ränder der Hüte hinauf. Wollte man barhäuptig gehen, so ließ man den Hut hinten herunterfallen, und die Bänder, mit denen er unter dem Kinne fest gemacht war, hielten ihn auf den Schultern. Auf der Reise, so wie auf schattigen Spaziergängen, trugen die Frauen einen Hut nach Art der Thessalierinnen. Er war fast ganz ohne Kopf, wie die Strohhüte der jungen Florentinerinnen. Als Ismene Theben verließ, um in Minervens Stadt ihren Vater aufzusuchen, trug sie einen weißen Hut der Art, wie man sie an vielen antiken Vasen abgebildet sieht. Als die von den Priestern verleiteten Franzosen Unterthanen des Königs von England wurden, trug die Königin im Felde einen Hut, weniger um ihre Stirn zu verbergen, als um eine neue Mode einzuführen; der König besaß keinen; denn die Sommerhitze drückte so auf sein Gehirn, daß er wahnsinnig wurde. Kurz nachdem der Fanatismus die Heldin Frankreichs den Feinden des Staats verkauft hatte und sie von ihnen als Zauberin verbrannt worden war, erhob sich ein gewaltiger Sturm, und in diesem sah man die Grafen von Richmond und d'Armagnac in der Stadt mit Hüten herumgehen. Unter Ludwig XI. waren die Hüte sehr gewöhnlich geworden; Ludwig XII. aber, der seinem Vorfahren in Nichts gleichen wollte, suchte sie wieder abzuschaffen, ohne sie jedoch gänzlich verdrängen zu können. Unter Heinrich IV. trugen die Großen mit Federn und Franzen geschmückte Hüte; die Bürger behielten jedoch ihre Käppchen noch bei. — Den ersten Castorhut finden wir im Jahre 1446, und Karl VII. trug ihn bei seinem Einzuge in Rouen. Er war mit Sammet gefüttert und hatte einen Busch von Golddraht. Von da an kamen die Hüte immer mehr in Gebrauch; man gab ihnen alle möglichen sonderbaren Gestalten, fütterte sie mit Pelz und besetzte sie mit Goldfranzen, mit Bändern und kostbaren Steinen. Mit

einem unter dem Kinne zugebundenen Bande wurden sie befestigt. Schon vor zwei Jahrhunderten trugen die Geistlichen der Bretagne, besonders die Canonici, Hüte, welche den Bonnets glichen. Innocenz IV. gab der Eitelkeit der Cardinäle nach, und erlaubte ihnen, rothe Hüte zu tragen. Nicht zufrieden damit, mußte er 1300 diese Hüte auch in den Wappen, anstatt der Mitren, erlauben. — Von Spanien entlehnte man die Sitte der grünen Hüte, welche sich in den Wappen der Prälaten befinden. Der mit der Kopfbekleidung eines Bewaffneten beauftragte Diener, bewahrte sie, wenn sie der Ritter an dem Eingange einer Kirche ꝛc. abnahm. Von dieser Sitte, den Helm abzunehmen, schreibt sich jene her, den Kopf an heiligen Oertern, oder vor Personen, die man ehren will, zu entblößen.

Ursprung der Sitte des **Hutabnehmens.** Die Franzosen von 1489 unter Carl VIII. entblößten das Haupt, wenn sie mit einem Vornehmern sprachen, nur in dem Augenblick der Anrede bückten sie sich und setzten sogleich ihre Kopfbedeckung wieder auf. Unter Freunden und Bekannten nahm man die Kopfbedeckung gar nicht ab, sondern hob sie nur ein wenig in die Höhe. Die hohen Staatsbeamten blieben vor dem Könige immer bedeckt, ausgenommen, wenn er sie anredete. An der Tafel entblößte man das Haupt, sobald der König trank, vorher und nachher. Nur die Hausbedienten gingen unbedeckt und ohne Mantel. Carl VIII. war einst in Neapel und als die Herren von Adel unbedeckt vor ihm blieben, ersuchte er sie, sich zu bedecken; aber sie erwiederten, sie wollten eben so artig sein, wie der Adel in Frankreich. Von dieser Zeit an schreibt sich der Gebrauch, unbedeckt in Gegenwart Personen höhern Ranges zu bleiben.

J. Jod.

Einer und Zwei? Es iſt nämlich nur ein Buchſtabe, aber es können auch zwei ſein!

Der eine iſt ein Mitlauter, der andere ein Selbſtlauter, der eine ein Mitlauter, der auch ein Selbſtlauter ſein kann, der andere ein Selbſtlauter, der auch ein Mitlauter ſein kann. Das iſt etwas dunkel zwar, aber recht ſehr wunderbar, wie das bei uns Deutſchen oft vorkommt, wir ſelbſt wiſſen auch nicht recht, ob und wo und wann wir Selbſtlauter oder Mitlauter ſind.

Jod! was iſt das für ein Ding? Ein wahres Mondkalb von einem Buchſtaben!

Die Berliner ſprechen das J auch wie ein „Job" aus; „Jott" ſtatt „Gott", das iſt wirklich „jodd'esläſterlich!"

Bei den Juden gab dieſer Buchſtabe zu einer charakteriſtiſchen Anekdote Anlaß. In dem Hebräiſchen ABC nämlich heißt der Buchſtabe J „Jud". Die Form dieſes Buchſtaben „Jud" iſt nichts als ein runder, etwas ſtarker Punkt, ungefähr wie ein etwas ſtarker Schlußpunkt. Nun ſagte einmal ein Witzbold: Dieſer jüdiſche Buchſtabe „Jud" iſt deshalb bloß ein Punkt, weil ein Punkt am Beſten den Juden charakteriſirt. Man drehe nämlich einen Punkt wie man will, es bleibt ein Punkt; man ſtelle ihn, wohin man will, es bleibt ein Punkt; man nehme von ihm fort, bleibt's ein kleiner Punkt, man mache ihn größer, iſt es ein großer Punkt; — ſo auch der „Jud", man drehe ihn, wie man will, es bleibt ein „Jud", man ſtelle ihn,

wohin man will, es steht ein „Jud" da; man mache ihn größer, es bleibt ein „Großer Jud"; man mache ihn kleiner, es bleibt ein kleiner „Jud".

J im Dialekt, namentlich in chinadeutscher Mundart, soviel als das Fürwort: ich; das ist gewiß bescheiden und gemüthlich, sein eigenes „Ich" abzuschneiden und so zu verkürzen, da der Mensch gewöhnlich und gerne Andere verkürzt.

J für „Ich" und a für „auch" sind gewiß linguistische Ersparungen, die dem Sprachstaat sehr auf die Beine helfen könnten.

„J — a" equale: „Ich auch" ist mindestens an Wohllaut vorzuziehen.

Als Sprach-Drolerie mag Folgendes hier Platz finden. Was bedeutet das:

„s E is e o, jetzt is s a a o!"

Der Schlüssel dieser Hieroglyphe ist folgender:

„s e" das E, oder die E-Saite (auf der Violine), A „is e o" ist ehedem ab („o" so viel als ab) jetzt „is s a a o" ist das A oder die A-Saite auch ab! (a—o!)"

J—a bedeutet aber eigentlich das Bejahungswort „Ja!" Da wird der Selbstlauter zum Mitlauter, weil alle „Ja-Sager" nicht selbstständig sind, sondern mit lauten wie andere läuten!

Nur beim „Ich" ist das J ein Selbstlaut, das ist das Vorrecht des Egoismus.

„I. e." id est, das heißt: das ist! Es thäte Noth, daß stets bei jedem Id e. oder „Idee" dabei stünde: id est, das heißt das und das!

I. s. qu. heißt: in statu quo; und war all sein Lebtag in der Verkürzung gebraucht.

I. f. heißt ipso facto: eigenmächtig, und I. I. heißt: „ipso jure" kraft, Rechtens, welches beides oft eines und dasselbe ist.

M. G. Saphir.

Ja. Wie klein ist diese Wortsilbe, und wie groß, wie unermeßlich groß in ihrer Bedeutung. Der Vocal J, in gleichem Werth mit dem A, wird zum Consonanten und beherrscht den Selbstlauter, das ist Alles, und da habt ihr die Ehe, wenn das verhängnißvolle Ja am Altare gesprochen ist. Himmel und Erde, Tod und Leben liegt in dem Worte. Wen hat nicht ein Ja beglückt, das Ja der Erhörung, und ihn in selige Himmel emporgehoben? Wen hat nicht schon ein Ja vernichtet und mit kalter Eisenhand an das warme Herz gegriffen?

Ja. Sagt in der Liebe das Weib zu Allem „Ja!", um so gewisser wird der Mann es in der Ehe sagen müssen.

Jackson. General Jackson hatte einen Bedienten aus Irland, der sich oft tüchtig betrank. „Martin," redete diesen Diener General Jackson einst an, „ich muß Dich am Ende doch fortjagen; man erzählt mir die schrecklichsten Dinge von Dir." — „Ach, lieber General," versetzte unerschrocken Martin, „wenn ich Alles glauben wollte, was man Schlimmes über Sie sagt, wäre ich schon längst von selbst fort."

Jackson heirathete seine Frau auf originelle Art. Er wohnte in einem Hause, wo er durch die Mißhandlungen, welche ein Gentleman an seiner Frau beging, sehr gestört wurde. Er verbat sich diese Störungen. Der Ehemann fordert ihn, Jackson erschießt ihn und heirathet die Frau, die er früher nie gesehen, sondern nur klagen gehört hatte.

Ein Soldat sah den General **Jackson** essen, während die ganze Armee Mangel litt. Er trat zu ihm und bat, ihm von den Schätzen seiner Tasche etwas abzugeben. Jackson sagte: „Iß mit mir, ich will keinen hungern sehen." Dabei zog er eine Handvoll — Eicheln aus der Tasche.

Jackson war in früherer Zeit ein Partisansoldat auf der Westgränze der Vereinigten Staaten. Der Hauptschauplatz seiner Thaten war Teneſſee, welches damals noch einen Theil Virginiens bildete, und kein besonderer Unionsstaat war. Frühzeitig (zwischen seinem 18ten und 25sten Jahre) erwarb er sich einen bedeutenden Ruf als Krieger unter den Indianern, welche ihn den „geschärften Pfeil nannten. Unter einer Deputation an die Regierung, als Jackson Präsident war, befand sich ein alter Häuptling, der sich seiner wohl erinnerte, und in der malerischen Sprachweise der Indianer eine Rede anführte, die in einem Kriegsrathe gehalten wurde, worin man vor-

schlug, ihn und seine Abtheilung anzugreifen. „Sollen wir den weißen Mann angreifen?“ — „Nein, der geschärfte Pfeil ist da.“

Jagd. Ein Jagdfreund schrieb seinem Freunde: „Gestern schoß ich einen Hasen von großer Seltenheit, er war ganz schwarz, nur der Rücken und der Bauch, sowie der Kopf und die Brust waren weiß, so daß ich ihn lange für keinen schwarzen Hasen angesehen habe.“

Jagd ist eine Beschäftigung der meisten Menschen, obgleich viele selbst nichts davon wissen, oder gestehen wollen. — Der Jäger jagt nach Wildpret — der große Mann nach Titel und Würden — der Alterthumsforscher nach römischen Scherben, Lampen und Schuhfleckeln — der Kunstrichter nach Fehlern — der Stutzer nach Mädchen — die Mädchen nach Männern — der Gelehrte, leider! nach Brod und Unterstützung.

Jagd. Die fränkischen Großen waren so leidenschaftliche Jäger, daß sie sich in Hirschhäuten begraben ließen. — Wilhelm der Eroberer (durch die Schlacht bei Hastings 1066 König von England) legte, trotz der Menge königlicher Forsten, den neuen Forst von Wincheſter an, jagte in einem Umkreise von 30 Meilen alle Bewohner von Haus und Hof, und selbst Klöster und Kirchen ließ er niederreißen ohne alle Entschädigung. — Es kostete das Licht der Augen, wer einen Hasen tödtete. — Wahrscheinlich war der Spaß, wo Jemand, der sich gegen die Jagdgebräuche verfehlte, über den Hirsch gezogen, mit dem Waidmesser 3 Hiebe oder Pfunde erhielt — einen für die gnädigste Herrschaft, den zweiten für die Jäger, den dritten für das edle Jägerrecht — eine Kopie des Ritterschlages. — Sonst stand jedem freien Gutsbesitzer das Jagdrecht zu, denn das Wild war res nullius (werthlos), allein bald galt der Wildstand mehr, als der Volksstand. Zu Salzburg wurde 1557 ein Wilderer (Wildfrevler) in eine Hirschhaut genäht und auf dem Markte von Hunden zerrissen. Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, meinte: „Wenn der liebe Gott kein Wild wollte, so hätte er keines in Noah's Arche setzen lassen; er lasse die Kühe seiner Bauern in seinen Wäldern weiden, so könnten auch die Schelmen, die Bauern, seine Kühe, das Wild, in ihre Frucht- und Haferfelder lassen.“ Philipp schrieb an den Herzog Christoph von Würtemberg: „In dieser Schweinhatz haben wir 1120 Säue mit unseren selbsterzogenen Hunden gefangen; wir hätten noch viele, haben sie aber zu mager gefunden.“

Jagd. Wissen Sie, wie man in Nordamerika die Hasen fängt? — Man fängt die Hasen in Nordamerika im Winter, zur Nachtzeit;

es muß aber sehr kalt sein. Man nimmt eine Laterne, thut ein brennendes Licht hinein und geht damit hinaus auf ein Feld, wo viele Hasen sind. Dort setzt man die Laterne auf den Boden und versteckt sich hinter einen Busch. Die Hasen, die das Licht sehen, denken bei sich: „Schock Schwerenoth, wo kommt denn die Laterne her?“ und schleichen neugierig näher. Sie setzen sich im Kreise herum und kucken in das Licht. Von dem unverwandten Hinsehen gehen ihnen bald die Augen über; die Thränen laufen auf den Boden herab, und sie frieren fest. Wenn sie festgefroren sind, tritt man vor, bricht sie ab und steckt sie in die Jagdtasche.

Jagdanekdoten. In Frankreich wurde auf einer Domaine eine Jagd gehalten, an welcher unter Leitung improvisirter Piqueurs sämmtliche Hunde der ganzen Nachbarschaft Theil nahmen. Man jagte einen ganzen Tag lang, bis spät in die Nacht, und der Gegenstand war nichts geringeres, als ein Zehnender. Seltsam war es jedoch, daß man das prächtige Wild nicht nur nicht fing, so lange und mit so vielen Hunden man auch jagte, sondern daß es auch keiner der Jäger zu Gesicht bekommen hatte, obwohl alle dessen Schönheit außerordentlich rühmten. Diese wunderbare Jagd hatte ihren Grund darin. Ein Piqueur, ein durchtriebener Fuchs, war, um seinen Herrn aus der Verlegenheit einer Jagd in einem Walde, wo auch nicht ein Hirschlauf zu sehen war, zu reißen, auf den Einfall gekommen, einen geräucherten Häring an den Schweif eines Pferdes zu binden und mit diesem im Walde herumzureiten. Das war die Witterung, welcher die Hunde und, ihrem Beispiele folgend, die Jäger so eifrig einen ganzen Tag lang nachjagten.

Jagdanekdoten. Der Doppelhase. Im Frühjahre 1840 bemerkten zwei Jäger, die sich in der Nähe von Pierrefitte (Maas-Departement) auf der Jagd befanden, einen Hasen, der einen zweiten auf dem Rücken trug. Ein Schuß streckte den laufenden Hasen nieder, nun wechselt aber der getragene Hase die Rolle und trägt seinen verwundeten Gefährten fort, wird aber gleichfalls durch einen Schuß niedergestreckt. Groß war das Erstaunen der Jäger, als sie fanden, daß beide Hasen am Rücken zusammengewachsen waren. Das Echo du Monde Savant vom 18. März bemerkt dazu, daß das Journal des Savants vom Jahre 1677 und ein Herr Sigaud de Lafond in seinen Merveilles de la Nature mehrere Phänomene dieser Art citiren.

Jagd-Abenteuer. Ein unerschrockener Jäger, über Aberglauben und Gespensterfurcht erhaben, ging in einer heitern Nacht auf den Kaninchenanstand. Vergebens hatte er schon einige Stunden gewartet, als ihn plötzlich das matte Sternenlicht deutlich ein Thier erkennen ließ, welches auf dem Bauche nach der Oeffnung einer Höhle

kroch. Einen Augenblick lag es still; der ungeduldige Jäger feuert seine Flinte auf das Thier ab, das er für ein Kaninchen hält; da hört er auf einmal Kettengerassel. Der erschrockene Jäger glaubt alle Währwölfe des Landes hinter sich, wirft sein Gewehr weg, bekreuzt sich und gibt Fersengeld. Zu Hause angelangt, stottert er einige Worte und sinkt ohnmächtig hin, ohne erzählen zu können, was ihm begegnet war. Seiner Sinne endlich wieder mächtig, berichtet er von seiner abenteuerlichen Jagd, alle Anwesende befällt ein Grauen, und ein Hirt bestätigt, daß auch er am hellen Tage das Kettengerassel vernommen habe, und daß seine Heerde dabei furchtsam auseinander gestoben sei. — Folgendes ist die Lösung dieser räthselhaften Begebenheit. Ein anderer Jäger hatte einen Fuchs bis an seine Höhle verfolgt, ohne ihn erreichen zu können. Entschlossen, diesen Feind der Waldmänner und ihrer Kaninchen zu vernichten, holte er Bauern herbei. Sie gruben nach und fanden bald das Lager des Fuchses. Dieser, als er sich gefangen sah, stellte sich todt. Hocherfreut über den Erfolg legte man dem Fuchs das Halsband eines Hundes mit Schellen an und zerrte ihn an einer eisernen Kette bis an das Dorf. Der Fuchs ließ Alles ruhig geschehen, bis ihm der Augenblick günstig schien, das Weite zu suchen. Er zerriß die Kette und floh zum nicht geringen Aerger der Jäger davon, jagte erst dem Hirten und seinen Schafen einen Schrecken ein und fand dann als Nachtgespenst seinen Tod. — Wirklich fand der Unerschrockene am folgenden Morgen einen prächtigen Fuchs mit durchschossenem Kopf und seine Flinte an demselben Ort, wo ihm der Währwolf erschienen war.

Jagd-Abenteuer. Zwei Juden, welche sich einen Jagdschein verschafft hatten, gingen auf die Jagd. Es währte auch nicht lange, so bemerkte der eine einen Hasen, nach welchem er ängstlich zielte und losdrückte. Das Gewehr versagte jedoch; in der Meinung, daß die Ladung nicht vollständig sei, lud er einen zweiten Schuß darauf, drückte wieder los, und da das Gewehr ebenfalls versagte, einen dritten, einen vierten und zuletzt sogar einen fünften und sechsten Schuß. Unterdessen zeigte sich wieder ein Stück Wild und indem er das Gewehr wohl eine Hand breit von der Wange abhielt, drückte er los, dasselbe entlud sich und er fiel von der heftigen Erschütterung zu Boden. Sein Gefährte eilte herbei, hob den fast Ohnmächtigen auf und war eben im Begriff, die am Boden liegende Flinte aufzuheben, als sein Freund ihm warnend zurief: „Ach Moses, ich bitte Dich um Gotteswillen, laß das verdammte Ding liegen, es stecken noch fünf Schuß drin.“

Jagd-Abenteuer. Ein junger preußischer Lieutenant, von ganzer Seele dem Vergnügen der Jagd ergeben, vereinigte sich mit dem

Förster, welcher in der Nähe seiner Garnison wohnte, und wurde von Stund an nicht mehr zu Treibjagden ꝛc. eingeladen. Um seiner nicht zu unterdrückenden Leidenschaft Genüge zu leisten, ging er nun verstohlener Weise auf die Jagd, und schoß manchen feisten Rehbock, der ihm und seinen befreundeten Kameraden ganz vortrefflich zu munden pflegte. Der Förster merkte indeß den verminderten Bestand seines Wildes gar bald, und der Herr Lieutenant wurde zu sehr ungelegener Stunde bei seinem angenehmen Zeitvertreibe von ihm überrascht. Der Förster reichte seine Klage beim Regiments-Commandeur ein, und der allzu eifrige Jagdliebhaber wurde in 50 Rthlr. Strafe verurtheilt. — Die kleine Geldsumme kümmerte ihn weiter nicht, denn er war reich. Wohl aber fürchtete er die Ungnade des Königs, an den natürlich das ganze kleine Ereigniß berichtet wurde. In der Angst seines Herzens setzt er sich hin, schreibt einen Brief an den alten Fritz, bittet denselben wehmüthig um Verzeihung seiner jugendlichen Unbesonnenheit, und verspricht hoch und theuer, sich niemals wieder eine ähnliche zu Schulden kommen zu lassen. — Das Schreiben geht ab. Nach wenigen Tagen aber erfolgt es wieder zurück, und der Lieutenant ahnt Schlimmes. Hastig öffnet er es und bemerkt folgende Worte von der eigenen Hand des Königs an den Rand geschrieben: „Mein Lieber, wenn Er mir das Wildprett mit 50 Rthlr. pro Stück bezahlen will, so genire Er sich gar nicht, sondern gehe auf die Jagd, so viel ihm beliebt.“ — Ob der Herr Lieutenant die gnädige Erlaubniß benutzte, oder mit dem Förster sich wieder ausgesöhnt hat, können wir nicht errathen. Doch vermuthen wir das Letztere; denn 50 Rthlr. für ein Rehziemer ist doch ein wenig viel Geld, wäre es auch noch so saftig, zart und schmackhaft.

Jagd-Abenteuer. Nahe der Leibgedingstadt N. stellte der Förster zu K. Anfangs Januar l. J. sein Hochgarn auf, um Rebhühner zu fangen, der Mond schien düster und ein starker Nebel, der an das Hochgarn sich anhing, setzte den Förster in die Lage, sein Hochgarn über die Nacht aufgestellt zu lassen. Mitternacht war vorüber, als zwei Schullehrer eines Nachbardorfes, die zu N. ihr mühsam gesammeltes Schulgeld gut anzubringen gewußt, sich an die Heimkehr erinnerten, und jeder mit einem tüchtigen Spitz nach Hause kehrten. Die Bahn war zwar gut, doch führte ihr Lokomotiv sie einen unrechten Pfad, — daß sich Gott erbarme — zum Hochgarn. „Bruder, hier ist ein hoher Zaun, wir müssen über,“ sagte der Eine; „nein Gevatter, wir sind am Teiche, das ist Schilf, wir müssen durch,“ sagte der Andere. Der Gevatter ging voran, der Bruder hinten nach, durch das vermeinte Schilf, da ließen vom Andrang plötzlich die Pflöcke nach, die Stangen fielen herunter und d'rin im Netz waren die Magistri und konnten nicht heraus, bis Morgens der Förster sie ihrer

Haft entwand. Den Tag darauf konnten die armen Lehrer sich noch nicht erholen, die Kinder aber jubelten über diesen nie gehörten Hühnerfang, denn sie hatten Montag keine Schule.

Jagd-Abenteuer. Ein Jäger, der seiner Geliebten gern einen Hasen schießen wollte, hatte das Unglück, daß ihm die Thiere immer zu schnell waren. Trostlos ging er heim; da bemerkte er in einem Bauernhofe einen Burschen, der einen eingefangenen jungen Hasen fütterte. — „Ist Euch das Thier feil?" fragte er. — „O ja, wenn Ihr es gut bezahlt." Der Handel wurde geschlossen, allein der Jäger, der seiner Braut das Wild nicht lebendig, sondern todt überbringen wollte, hielt Standrecht und verurtheilte den Hasen zum Tode. Lampe wurde mit einem Strick an einen Baum gebunden. Der Jäger trat fünf Schritt zurück und gab Feuer. Aber wunderbar! er traf nicht den Hasen, sondern zerschoß den Strick. Lampe aber lief nach dem Knall in's Weite und verblüfft sah ihm der Jäger nach.

Jagd-Abenteuer. Mehrere muntere Jäger befanden sich in einem Dorfe, in welchem sie an einem Hause ein Gemälde sahen mit der Ueberschrift: „Bewunderswerthes Schauspiel eines Naturwunders! Hier ist zu sehen der kriegerische Hase! Man muß es sehen, um es zu glauben! Dieses merkwürdige Thier duellirt mit seinem Herrn, oder mit Jedermann von den Zuschauern." — Die Jäger treten ein, wohnen dem Schauspiel des kriegerischen Hasen bei, und sind entzückt, denn sie sehen in dem Hasen das Mittel, einen Herrn Pluvinet zu mystificiren. Sie treffen Verabredung mit dem Eigenthümer des Hasen, der kein Hasenfuß ist, veranstalten Alles auf eine Weise, daß der Scherz, den sie vorhaben, gelingen muß. — — Den andern Tag wird wie gewöhnlich mit Herrn Pluvinet auf die Jagd gegangen, sie nehmen nur zwei Hunde mit; Einer hat den Auftrag, sie entfernt zu halten; ein Anderer ladet das Gewehr Pluvinet's und ladet es nur mit Pulver. Als sie durch ein kleines Gebüsch kommen, bleibt Pluvinet plötzlich stehen, und zeigt den Andern auf dreißig Schritte einen Hasen, der am Rande eines Grabens sitzt. — „Mir den Schuß," sagt Pluvinet — Niemand sucht ihm die Ehre des Schusses streitig zu machen. Der Hase dreht sich um, und blickt unerschrocken seinem Gegner in's Gesicht. — „Das ist," sagte Pluvinet, „ein drolliger Kerl, der Hase; Ihr werdet sehen, daß er mir nicht das Vergnügen machen wird, zu fliehen, um ihn im Laufe zu tödten. — Gleichviel, mein Kamerad, ich lade dich ein, heute mit mir zu soupiren!" — Nach diesen Worten nimmt Pluvinet den Hasen auf's Korn, der Schuß geschieht, und das Thier, um zu zeigen, daß es nicht verwundet ist, macht mit dem Kopfe eine kleine Bewegung, voll Anmuth und Ironie. — „Das ist zu stark!„ ruft Pluvinet

aus, „auf dreißig Schritt einen Hasen zu fehlen, ich! — aber seht doch, er rettet sich nicht!“ — Kaum hatte Pluvinet diese Worte gesprochen, als der Hase mit seinen zwei Vorderfüßen eine Bewegung macht, eine kleine, im Grase liegende Taschenpistole faßt, sie bis zur Höhe seines Auges erhebt, nach Pluvinet zielt, und schießt. Hierauf rettet er sich, und verschwindet im Gesträuche. Sein Herr, welcher im Graben versteckt war, verschwindet mit ihm. — Nichts glich der Verblüffung Pluvinet's; er blieb einige Minuten sprach- und bewegungslos. Die Anderen stellten sich, als theilten sie sein Erstaunen, und gingen alle schweigend und bestürzt in's Schloß zurück. — Pluvinet erkrankte auf dieses Abenteuer, und entsagte von nun an der Jagd.

Jagd-Anekdoten. In dem Gemeinde-Protokoll des Städtleins H. befindet sich ein Fürstliches Amtsschreiben vom 18. Februar 1725 eingetragen, wodurch „jedem Landmann, der einen Kobold, eine Nixe, oder andere Gespenster fangen, und lebendig oder todt einliefern würde, eine Belohnung von 5 Fl. beim Oberjägermeister zu empfangen,“ versprochen wird. — Warum mag diese nützliche Verordnung, zumal in neuern Zeiten, wo über Abnahme des Schieß- und Fanggelds so sehr geklagt wird, nicht auch in andern Ländern eingeführt worden sein?

Merkwürdige **Jagd.** Lord Blington lud eine Gesellschaft zu einer Jagd, die in der Nähe von Florenz, wo bekanntlich kein Wild vorhanden ist, stattfinden sollte. Groß war die Ueberraschung der Erschienenen, als sie auf ein gegebenes Zeichen eine Menge kleinerer und größerer Aerostaten in verschiedenen Formen, als Hasen, Hirsche, Krokodile, Adler, Drachen ꝛc., sich in die Luft erheben sahen, und der Festgeber selbe als das zu erlegende Wild bezeichnete. Unter allgemeinem Gelächter begann nun das seltene Schußspiel; die getroffenen Flugstücke stürzten, da die ihnen beigebrachten Oeffnungen sie des Füllgases entleerten, herab, und wurden von den zahlreichen Zuschauern aufgelesen. Ein Diner und Ball beschlossen diese bizarre Belustigung.

Der **Jagdfreund** und die beiden Gensd'armen. In Frankreich darf bekanntlich Jedermann jagen, wo und wann er will, wenn er sich einen Schein löset; Gensd'armen achten aber streng auf diejenigen, welche ohne einen Schein dem Jagdvergnügen nachgehen. Zwei Gensd'armen streiften in der Nähe von Valenciennes im Felde umher; endlich erblickten sie einen Mann mit einer Flinte. Sogleich liefen sie schnell auf denselben zu; der Jäger schien zu fliehen. Nach einer Viertelstunde waren sie so nahe an ihn gekommen, daß sie ihn zu ergreifen hoffen konnten; in diesem Augenblicke kletterte aber der Mann

schnell auf einen Baum. „Kommen Sie herunter!“ riefen ihm die Gensd'armen zu, aber er antwortete nicht, sie droheten, nicht von der Stelle zu weichen, bis er herunter komme; er aber zog ganz ruhig ein Frühstück aus der Jagdtasche und fing an zu essen. Das war den Gensd'armen zu arg, und einer versuchte auf den Baum zu klettern, was der Obensitzende nicht hinderte. „Im Namen des Gesezzes, Ihren Jagdschein,“ polterte der Gensd'arm, indem er den Jäger anfaßte. Dieser reichte ruhig den Schein hin. „Er ist ja in Ordnung.“ — „Freilich,“ antwortete der Jäger. „Warum liefen Sie so schnell davon?“ — „Habe ich Ihnen gesagt, daß sie mir folgen sollen?“ — „Warum kletterten Sie auf den Baum?“ — „Ich pflege hier zu frühstücken und habe Sie nicht aufgefordert, auch herauf zu kommen.“ — „Warum sagten Sie aber dies Alles nicht vorher?“ — „Ich pflege nicht eher zu antworten, bis man mich fragt.“

Jagdgesetze. Eines Tages verflog sich eine Wachtel in den Pariser Gerichtssaal. Alles haschte darnach. Als aber sogar der Herr Präsident nach dem an ihm vorbeifliegenden Vogel die Hand ausstreckte, rief ihm der Generaladvocat zu: „Nehmen Sie sich vor den Jagdgesetzen in Acht!“ Ein Scherz, der großes Gelächter erregte. Endlich fing der Thürsteher die Wachtel.

Jagdlust. Die Jagdlust Wilhelms des Eroberers, Königs von England, ging so weit, daß er von einer Fläche Landes, welche 30 Meilen im Umfang hatte, alle Menschen verjagen ließ, um einen Forst anzulegen. Als der jagdliebende König Eduard von England im Jahre 1359 nach Frankreich in den Krieg zog, hatte er dreißig Falconiere, sechzig Koppeln Jagd- und eben so viele Koppeln Windhunde bei sich. Der Graf von Saint-Foix, der um dieselbe Zeit in Frankreich gelebt, hielt sich sechszehnhundert Hunde.

Jagemann. Goethe sah einmal die Schauspielerin Jagemann (nachher unter dem Namen Frau v. Heigendorf bekannt) die Iphigenia spielen. Es war den Abend nach einem Balle, und da die Künstlerin eine ganze Nacht nicht geschlafen hatte, so war ihre Darstellung wirklich höchst mangelhaft. „Was sagen Sie zu dieser Iphigenia?“ fragte ihn ein Freund. „Wenn sie nicht,“ sagte Goethe, „für ihr ganzes Leben in Weimar engagirt wäre, würde ich ihr ihren Namen zurufen: Die Jagemann (die jage man).“

Jäger-Aufschneiderei. Ein junger Jäger erzählte einem alten seine Jagdabenteuer, und natürlich à la Münchhausen in der zehnten Potenz. Lange hatte der alte Waidmann geduldig zugehört, endlich un-

terbrach er ihn. „Nun will ich Ihnen auch einmal etwas erzählen. Ich stehe einmal auf dem Anstand, und rauche mein Pfeifchen, plötzlich sehe ich in Schußweite einen Fuchs spielen. Den hatte ich schon im Sacke, ich stellte meine Pfeife an einen Baum neben mich, lege an und richtig fällt er, aber meine Mühe, den Fuchs zu finden, war umsonst. Verdrießlich und zugleich staunend, den Geschossenen nicht finden zu können, kehrte ich daher zu meinem Posten zurück, und denken Sie sich, ich finde den Fuchs an dem Baume ganz ruhig auf den Hinterläufen sitzend und meine Pfeife rauchend." Der junge Jäger erzählte nichts mehr.

Jäger-Aufschneiderei. Bei einem alten Jagdliebhaber, der zwar selten etwas traf, aber destomehr aufschnitt, war eine große Gesellschaft. Herr von N. hatte stets seinen Diener hinter sich stehen, den er zum Zeugen seiner Heldenthaten aufrief. So auch diesmal. „Da muß ich Ihnen," sprach er unter anderm, „von einem höchst merkwürdigen Schusse erzählen, den ich diese Tage gethan habe. Stellen Sie sich vor, meine Herren, ich schoß einen Sechszehnender durch den rechten Hinterlauf und das rechte Gehör. Was sagen Sie dazu, meine Herren?" Alles mußte lachen. „Johann, Du warst dabei," rief nun Herr von N., „Du kannst's bezeugen." — „Allerdings," erwiederte der Diener, „es hat seine vollkommene Richtigkeit, der Hirsch litt, mit Verlaub zu sagen, etwas an Ungeziefer und kratzte sich eben hinter'm Ohr, als mein Herr schoß." Jetzt ward der Lachtumult noch größer. Johann aber beugte sich zu seinem Herrn herab und flüsterte demselben in's Ohr: „Ew. Gnaden müssen nicht so weit aus einander lügen, sonst bringe ich es nicht gut zusammen."

— Ein schlechter Schütze, welcher dabei ein großer Prahlhans und Aufschneider war, schoß bei einem Treibjagen auf einen Hasen und behauptete, daß der fliehende Lampe gestürzt sei. Die Treibleute und übrigen Schützen suchten sehr emsig an dem bezeichneten Platze, aber vergebens, und machten dieses dem Schützen mit einigen Sticheleien bemerklich: „Es ist natürlich," versetzte der unverschämte Gascogner, „daß Ihr nichts sehet; ich habe den ganzen großen Schuß auf den kleinen Hasen abgedrückt, und da ist dieser denn zu lauter Pulver zerfahren."

Der mitleidige **Jäger.** Ein gemüthlicher Berliner war das erste Mal auf einer Jagd. Ein Häschen kommt aus dem nächsten Busche eilfertig herangelaufen, sieht den Jäger, stutzt und macht ein Männchen. Der Berliner, seiner Jägerpflicht eingedenk, schlägt an; allein das Häschen dauert ihn und er ruft gutmüthig: „Du Kleener, geh doch weg, hier wird jeschossen!"

Der **Jäger** und der Wechselschreiber. Ein reicher Jude hatte zwei Söhne; der älteste war Officier, und machte viel Schulden, der jüngste war Kaufmann, und lag immer auf der Jagd, statt seine Comptoirpflichten zu erfüllen. „Herr Löbl," sagte ein Freund des Hauses zum Vater, „was sind Sie doch glücklich, was für a Freud erleben Sie doch an Ihre zwei Söhne." — „Ja," antwortete Herr Löbl, „ich erleb' doch Freud, aber eine umgekehrte Freud. Mein Sohn, der schießen soll, schreibt lauter Wechsel, und der Wechsel schreiben soll, thut nichts als schießen."

Für Sonntags-**Jäger**. In einem Dorfe in der Nähe von Paris, durch welches die meisten Jagdfreunde wandern, hat ein Wilddieb ein sehr einträgliches Geschäft begründet. Ueber der Thüre seines Hauses hängt nämlich ein Schild mit den Worten: „Hier verkauft man frisches Wild für die Jäger, die auf der Jagd nicht glücklich waren," und alle Sonntagsjäger kehren auf dem Rückwege bei dem gescheidten Manne ein, um ihre Jagdtasche mit seinem Vorrathe zu füllen.

Jägersprache. Ein Oberförster duldete nicht leicht einen Verstoß gegen die Waidmannssprache, und die Besorgniß ihm zu mißfallen, erstreckte sich nicht bloß auf seine gewöhnlichen Begleiter, sondern auch ein Bauer als Jagdfröhner, der einige Blutstropfen an dem Ohre des Oberförsters wahrnahm, näherte sich ihm mit den Worten: „Der Herr Oberförster schweißen am Löffel."

Einem das neue **Jahr** abgewinnen. Ein verheiratheter Mann soll mit seiner Frau am Sylvesterabende nicht spielen, sie könnte ihm leicht das neue Jahr abgewinnen.

Jähzorn. Ein Fuhrmann putzte an seinem Pferde und rauchte dazu. Das Thier, von Fliegen belästigt, warf den Kopf herum und schlug seinem Herrn die Pfeife aus dem Munde. Wüthend zieht dieser sein Messer und ersticht das Pferd mit dem Rufe: „Fahr hin, Bestie, ich kann mir deinetwegen nicht alle Tage eine andere Pfeife kaufen!" Die Pfeife, sagt der Constitutionnel sehr ernsthaft, kostete 5 Centimes und das Pferd — 450 Francs.

König **Jacob** I. von England jagte sich einst eine Fliege wiederholt vom Gesichte und sprach endlich zornig: „Ich habe drei Königreiche, kannst du darin keinen andern Platz finden?"

Jacob I. von England, als König von Schottland VI., der unglücklichen Maria Stuart Sohn, war oft freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den

königlichen Schatz tragen, und äußerte gegen seinen Nachbar, wie glücklich ihn der Besitz dieses Geldes machen würde. Der König, welcher dieses hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die Summe schenken. Seine Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisd'or, welche der Hofsattler zu fordern hatte, von Gerichtsdienern verhaftet. Seine Leibwache, wie natürlich, wollte letztere in die Flucht schlagen; aber er verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze giebt, muß sie auch beobachten."

Jacob I. hatte die üble Gewohnheit, bei der kleinsten Veranlassung gewaltig zu fluchen und zu schwören. Eines Sonntags fiel ihm auf einer Fahrt, die er machte, plötzlich ein, einen berühmten Prediger in der Nähe der Straße zu hören, ließ von derselben ablenken und trat unversehens in die Kirche, wo der Prediger schon auf der Kanzel stand, und so eben sein Thema bekannt machte. Als er aber den König erblickte, gab er seiner Rede sogleich eine andre Wendung, und hielt eine scharfe Strafrede gegen die böse Gewohnheit des Schwörens und Fluchens. Darauf ging der König nach geendigtem Gottesdienste zu ihm, bezeugte ihm seine größte Zufriedenheit, zugleich aber auch seine Verwunderung, daß er, ein so großer Kanzelredner, sich so ganz von seinem Thema entfernt habe. „Da Ew. Majestät sich von Ihrem Wege entfernt hatten, hielt ich es heute für meine Schuldigkeit, mich auch ein wenig von dem meinigen zu entfernen," antwortete der freimüthige Mann. Und Jacob belohnte ihn dafür.

Jacobiner. „Ich kann von Glück sagen," sagte eines Tages einer der eifrigsten und wüthendsten Jacobiner in Paris; „als ich heute in den Tuilerien spazieren ging, lief mir ein Hund, der ganz wüthend war, durch die Beine, ohne mich zu beißen." — „Ohne Zweifel hat er Sie erkannt," versetzte ein Anwesender.

Jam. Als bei dem alljährlichen lateinischen Quintanereramen von dem Ephorus einem Knaben die allgemeine Frage: „was denn jam sei?" vorgelegt wurde, antwortete dieser nach kurzem Besinnen mit großer Selbstzufriedenheit: „es ist der Accusativ von ja!"

In Jamben. In Mitau waren eines Abends ein paar Landleute, die zum Johannismarkte nach der Stadt gekommen waren, im Theater, wo das Kotzebue'sche Spectakelstück „Bayard" gegeben wurde. Als das Schauspiel sich seinem Ende näherte, rückte einer derselben näher zum andern und fragte: „Ist denn die Geschichte wahr?" — „Wo

hat sie sich denn zugetragen?" — „Mein Gott! hast Du denn nicht den Zettel gelesen? In Jamben." — „So, so!"

Jules **Janin.** In Jules Janin's Werken ist viel Geschwätz über einen Gedanken, eine lange Variation über ein einziges Thema, eine Flut von brillantirten, aufgeschwollenen, herumspringenden Phrasen, in welcher ein armseliger, winziger Gedanke ersäuft; Hr. Jules Janin ist einer der Geschicktesten unter den Geschickten, welche den kleinsten Tropfen zum Schäumen bringen können; die den winzigen Frosch so sich aufblasen zu lassen verstehen, daß er so dick wird, wie ein Ochs; welche den Geist homöopathisch zu zertheilen im Stande sind, und die aus Nichts Etwas und aus wenigen Gedanken viele Bände zu ziehen vermögen. Jules Janin ist ein Kind, dem man Seifenblasen und einen Strohhalm gegeben. Es bläst, es bläst, das Wasser schäumt, die Blasen bilden sich, es bläst fort, man glaubt ein Aggregat von schimmernden Steinen zu sehen; es bläst wieder, und alle die tausend Farben eines Regenbogens strahlen auf dem glänzenden Spielzeuge. Sucht man es nun an Mann zu bringen, so will man es sich einander entreißen, Jeder will es haben; man rühmt es, erhebt es bis in den Himmel; dann, wenn man es einige Zeit gehabt hat, ist man erstaunt, gar nichts in der Hand zu haben, verschwinden zu sehen dieses flüchtige und täuschende Trugbild, nichts mehr als einen Tropfen schmutzigen Wassers vor sich erblickend. Setzt man nun an die Stelle des Seifenwassers Tinte, an die Stelle des Strohhalms eine Feder, und man wird anstatt eines Tropfens schmutzigen Wassers einen Band Gedrucktes haben, Gedrucktes, aber nicht Gedachtes, einen Band, welchen man vor zehn Jahren nicht hätte lesen können, und den man nach zehn Jahren nicht mehr wird lesen können, der jedoch verkauft wird, der jedoch Aufsehen macht, weil er von Jules Janin ist; weil Jules Janin einer der Koryphäen der periodischen Presse ist, und weil die periodische Presse sagt, es ist ein Meisterstück, und weil das Publikum sich täuschen läßt, weil der Charlatanismus immer, je unverschämter er ist, desto mehr Narren findet, die er betrügt.

Der Bandit **Jayme** Alfonso war ein Philosoph der Landstraßen, an welchen das Königreich Granada lange sich erinnern wird. Er übte eine Art distributiver Gerechtigkeit aus, er lieferte den Armen den Ueberfluß der Reichen aus, dafür wurde er aber, wenn seine Bande zerstreut oder vermindert durch die heilige Hermandad wurde, immer durch diese Landleute gerettet. Eine Anecdote mag die Großmuth Jayme's, von welcher man in jener Gegend spricht, zu erkennen geben. Ein armer Maulthiertreiber, der einzige Bote, welcher sich seit zwanzig Jahren zwischen Alicante und dessen Umgegend befand, zog oft vor dem Schlupfwinkel Jayme's vorüber. Seine Packete lagen auf dem

Rücken eines alten und schwindsüchtigen Mauleſels. Eines Tages hielt ihn Jayme an: „Das iſt wohl ein trauriges Saumthier.“ — „Ja wohl, wenn man aber kein andres hat.“ — „Hurtig, nimm ihm die Laſt ab, daß ich ihm das Hirn zerſchmettere.“ — „Habt doch Erbarmen mit einem armen Manne.“ — „Thue, wie ich Dir heiße, oder ich ſchieße Dein Thier mitſammt der Laſt nieder.“ Jeder Widerſtand war zwecklos. Es hieß gehorchen. Jayme war geſchickt. Der alte Mauleſel ſtarb eines Todes, der gewöhnlich nur dem Pferde vorbehalten iſt. „Jetzt gehſt Du auf den Markt von .... Da wirſt Du Jemand finden, der ein Maulthier verkaufen will, das 150 Piaſter werth iſt, für welches er aber 300 haben will: da haſt Du ſie, kaufe es, komme dann, und hole Deine Packete.“ Als der Alte zurück war, ging Jayme, nachdem er ihm geholfen, ſeine Packete aufzuladen, mit ſeinen Leuten, dem Roßkamme aufzupaſſen, welcher, wie er wußte, an einem nicht weit entfernten Orte paſſiren mußte, und nahm ihm die 300 Piaſter wieder ab.

Jawort — ein zuſammengeſetztes Wort, welches man nach einigen Jahren lieber mit Ja fort ſchreiben möchte.

Jaſon II. Ein junger hübſcher Mann heirathete, um ſeine zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, die Tochter eines ſteinreichen Pfandleihers, ob ſie gleich älter, wie er, höchſt mißgeſtalten war, und brennend rothes Haar hatte. „Was halten Sie von dieſer Heirath?“ fragte Jemand einen Bekannten des jungen Ehemannes. „Daß er den Namen Jaſon der Zweite verdient,“ war die Antwort, „denn er hat das goldene Vließ erobert.“

Als **Jardine**, der berühmte Violinſpieler, gefragt wurde, wie viel Zeit man brauche, um eine gewiſſe Vollkommenheit auf dieſem Inſtrumente zu erreichen, antwortete er: „Zwölf Stunden täglich, zwanzig Jahre hindurch.“

Gute Idee. Ein Bauer, welcher in einer deutſchen Reſidenzſtadt der Ziehung einer Zahlenlotterie zuſah, ward von den Pauken und Trompeten, dem Anblick des ſchönfriſirten und in die Landesfarben gekleideten Waiſenknaben, der die Nummern zog, und der vielen vornehmen Herren, welche ſie aufſchrieben, in ſolches Erſtaunen geſetzt, daß er in die Worte ausbrach: „Ach, was ſich doch unſer gnädigſter Fürſt für Mühe giebt, uns arme Leute reich zu machen!“

Jefferſon's zehn Lebensregeln. Die folgenden Regeln für das **practiſche Leben** gab der 1826 verſtorbene, ehemalige Präſident der

Vereinigten Staaten in einem Briefe seinem Namensvetter Thomas Jefferson Smith:

1. Nie verschiebe auf morgen, was Du heute thun kannst.
2. Nie bemühe Andere mit dem, was Du selbst thun kannst.
3. Verschwende nie Dein Geld, ehe Du es hast.
4. Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie billig sind.
5. Hochmuth kostet uns mehr, denn Hunger, Durst und Kälte.
6. Wir bereuen nie, daß wir zu wenig gegessen haben.
7. Nichts ist mühsam, wenn wir es willig thun.
8. Wie oft haben jene Uebel uns Schmerz verursacht, welche nie eintraten.
9. Betrachte Alles von der guten Seite.
10. Wenn Du zornig bist, zähle zehn, ehe Du sprichst; bist Du aber sehr zornig, so zähle hundert.

Schah-Jehan, Kaiser der Mongolen, Vater des berühmten Aureng-Zeb, verlangte von einem persischen Gesandten, daß er ihn bei der Audienz auf die übliche kriechende Weise begrüßen sollte, nämlich, sich so tief vor ihm auf die Knie zu werfen, daß der Kopf den Boden berühren mußte. Der Gesandte wollte sich dazu nicht verstehen; Schah-Jehan leistete darauf scheinbar Verzicht, aber er ersann eine List, den Gesandten doch zu dieser Demüthigung zu zwingen. Der Tag zur Audienz wurde ihm bekannt gemacht, und der Schah befahl die Pforte zu seinem Palaste zu verschließen, und nur eine kleine Oeffnung daneben anzubringen, durch die der Gesandte nicht anders hindurch kommen konnte, als wenn er auf den Knieen, den Kopf zur Erde gebeugt, kroch. Der Gesandte merkte die List; statt also mit dem Gesichte hinein zu kriechen, suchte er sich rücklings durchzuzwängen. „Verwegener! glaubst Du, daß Du in einen Felsstall kommst?" fuhr ihn der Schah an. „Es ist nicht meine Schuld," versetzte der Gesandte, „warum habt Ihr nicht einen andern Eingang?"

Der Ausdruck: **O Jemine!** dessen man sich so oft bedient, stammt aus dem Lateinischen, und soll eigentlich: o Gemini (Zwillinge) heißen. Die Römer nannten so ihre beiden Schutzgötter Castor und Pollux, und drückten also die Bitte aus: „Helft Castor und Pollux, steht uns bei." Unter den Deutschen war die Verehrung dieser Schutzgötter sehr alt, und daher auch die Uebertragung dieser Anrufung an sie.

Iffland. Der verewigte Iffland ließ der beliebten, gefährlich erkrankten Schauspielerin, Madame Nicola in Mannheim, immer aparte Zettel drucken, damit sie, was ihre Auflösung befördert hätte, nicht erfahre, wie ihre Rollen anders besetzt wurden. Sie starb auch in dem

Wahne, es sei keines dieser Stücke während ihrer Krankheit gegeben worden. Solche Zartheit besitzen jetzige Directionen oder Intendanzen gewiß nicht.

Iffland als armer Poet. Nicht ganz glücklich endete Iffland's letztes Gastspiel auf der Breslauer Bühne. Er hatte die Dramen „der Puls", worin er den alten Grafen in höchster Vollendung gab — und „der arme Poet" gewählt. War die erstere Rolle wie für ihn geschaffen mit ihren feinen, graciösen und ceremoniellen Wendungen, aus denen das Gemüth eben nur wie durch einen Schleier guckt, so war „Lorenz Kindlein", der arme Poet, eine von den Rollen, die nie mehr auf Erden dargestellt werden können, wie Devrient sie darstellte. Was braucht's darüber Worte? — Wer es gesehen, weiß es; und wer es nicht sah — wie könnten's Worte dem beschreiben? — Ich bin fest überzeugt, hätte Meister Iffland Meister Devrient als „Lorenz Kindlein" gesehen, er hätte sich nicht bewogen gefühlt, in diesem Stücke nach Jenem aufzutreten. Schon seine Wohlbeleibtheit war dem verhungernden Greisenkinde im Wege; man konnte nicht recht an ihn glauben. Auch traf er den schlichten, zum Herzen sprechenden Ton nicht, den Devrient mitbrachte, den Iffland erst suchen mußte. Hochachtungsvolles Schweigen des überfüllten Hauses begleitete Iffland's Bemühungen, während bei Devrient die Leute gelacht, geweint, geschluchzt, gerast hatten. Nun aber begegnete ihm noch zufällig etwas, wodurch der letzte Schimmer von Täuschung erlosch. Iffland, eilig wie immer, wollte bald nach der Aufführung reisen. Man hatte ihm sein sehr bedeutendes Honorar, schöne Goldstücke in sauberer Börse, in der Garderobe überreicht und er, schon als „Lorenz Kindlein" angekleidet, den Mammon in die Brusttasche gleiten lassen, während des Spieles aber darauf vergessen. Wie er nun von seiner Gläubigerin in bitterer Verlegenheit der Armuth um ein Paar Groschen gedrängt, betheuernd, daß er nichts besitze, an seine Brust schlug, klangen deutlich und bei der ernsten Stille Jedem vernehmbar, die Goldmünzen in ihrem lockenden Ton. Er schrak sichtlich zusammen und mag man's nun glauben oder nicht, von nun an ging es mit seinem Spiele völlig bergab. Sein „Lorenz Kindlein" hatte nur dazu beigetragen, frische Blätter um Ludwig Devrient's Haupt zu schlingen.

Aus Holtei's „Memoiren."

Iffland sagte einmal in einer Abendgesellschaft zu einem Freunde, nachdem man ihn mit Dilettanten-Musik halb todt gemartert hatte: „Ach Lieber, wie war ich froh, als die „Hebe" zu Ende war! Aber sieben Lieder habe ich noch verschlucken müssen. Ich habe ein ganz verfluchtes Schicksal! Komm ich in ein Haus, in dem eine singende Tochter ist, so muß ich Lieder anhören, und haben mich die lie-

den Kinder stundenlang gemartert mit ihrem Gesange, so sagt die Mutter: „O Carolinchen, jetzt gieb dem Herrn noch den Erlkönig; und wenn der Erlkönig tief verpackt liegt unter einem berghohen Haufen von Noten und das tausendste Mal nicht gefunden werden kann, bin ich da, so ist's richtig — die lieben Kinder finden den Erlkönig gewiß."

Ein Jugendstreich aus **Iffland's** Leben. Iffland wurde gleich Anfangs von Eckhof seines entschiedenen Talentes wegen besonders vorgezogen. Der gutmüthige Mann ging so weit, daß er ihn zu sich auf sein Zimmer nahm. Hier ärgerte ihn Iffland durch mehrere muthwillige Jugendstreiche, doch verstand er stets dessen Zorn wieder abzuwenden, und sich in der erlangten Gewogenheit immer mehr zu befestigen. Eines Tages wurde Eckhof zu Gaste geladen. Er hatte sich eben zwei neue Westen machen lassen, eine weiße seidene mit Silber und eine blaue von Grosdetour mit Gold gestickt. Zwischen diesen beiden wurde beim Ankleiden gewählt, und zuletzt die weiße genommen; die blaue blieb auf einem Stuhle liegen. Endlich ging Eckhof fort, ermahnte aber vorher Iffland, den Pudel, der seinem Herrn überall zu folgen gewohnt war, zurückzuhalten. Iffland versprach es. Kaum war aber der Eingeladene fort, als Iffland dem Pudel die blaue Weste anzog, ihm einen Haarbeutel in die Ohren band, den Kopf puderte und ihn so entweichen ließ. Der Hund folgte der Spur seines Herrn, und langte kurz nach Ankunft desselben ebenfalls an. Alles lachte, Eckhof aber ärgerte sich gewaltig. Er kehrt zeitig nach Hause zurück, Niemand als Iffland konnte der Thäter sein, und diesem war eine derbe Strafe zugedacht. Iffland mochte sie erwarten. In der Stunde vor Eckhofs Rückkehr legte er sich in's Bett, verband sich den Kopf, netzte mit einem Schwamme das Kopfkissen, und zog die Haushälterin (die auf ihn große Stücke hielt) in's Complott. Eckhof kam, schalt schon vor der Thüre, und die Haushälterin ging ihm entgegen. Er fragte nach dem Frevler, hörte aber, der junge Mensch werde bald sterben. Er habe heute ein Glas Wein zu viel getrunken, dabei einen unbesonnenen Streich gemacht, jetzt sei der Rausch verflogen und nun weine und klage er und wolle sich nicht zufrieden geben u. s. w. Eckhof, schon halb versöhnt, kommt nun zu Iffland, der zu weinen und zu schreien begann, endlich aus dem Bette sprang, und sich ihm zu Füßen warf. Eine kurze Ermahnung war Alles, was der gutmüthige Alte hervorbrachte.

Ihnen und Sie. „Ist nichts an mich?" rief ein an dem Laden stehender Kaufmann dem vorbeieilenden Briefträger zu. „Nein," antwortete dieser geschäftig aber überhöflich: „an Ihnen ist nichts."

Ihre Stimme. Ein Bekannter trat in ein Haus in der [illegible]

und verweilte an der offenen Kellerthür. Da tönte von unten eine weibliche Stimme herauf: „Sind Sie es Herr Walter?“ — „Ja, ich bin's,“ antwortete der oben Stehende. „Ach nein,“ fuhr jene Stimme fort, „Sie können's nicht sein, es ist ja nicht Ihre Stimme.“

Illumination. Ein Schreiner hatte bei der Niederkunft einer Prinzessin zwei Wiegen und schrieb unter der mit einem Kinde:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.

Unter die zweite leere:

Und bitten unsern lieben Herrn,
Er woll' uns hinfort mehr bescheern.

Illuminations-Devisen. Bei einer Beleuchtung in Magdeburg hatte ein Bürger sein kleines Häuschen in völliger Dunkelheit gelassen und nur die Worte illuminirt:

„Ein treues Herz für's Vaterland
Ist besser, als viel Licht verbrannt.“

Improvisation. Ein Schneider, Namens Rauchgut, der etwas vom Improvisiren gehört hatte, verlangte von einem Studenten einen Reim auf seinen Namen. Letzterer diente ihm mit Folgendem:

„Ihr Name, Herr
Rauchgut
Wär' ohne R
Auch gut!“

Improvisator ist am besten übersetzt durch: Stegreif-Angst-Arbeiter. Man könnte auch Reim-Wander-Schmied dafür setzen, weil ein Improvisator den Amboß, auf dem er seine Reime schmiedet, von Ort zu Ort trägt.

Der Schauspieler **Incledon** in London hatte absichtslos einen leicht aufbrausenden Vornehmen beleidigt, und dieser verlangte Satisfaction. Jener sang hierauf: „Die schwarzäugige Susanne,“ ein damals berühmtes Volkslied, und sagte dann: „Jetzt haben Sie wahrscheinlich, was Sie wünschten; denn dieses Lied habe ich immer zur allgemeinen Satisfaction gesungen.“

Das Incognito. Der Fürst von B** reiste einst mit dem Grafen von M** in das Bad zu P—. Auf dieser Reise mußten sie

die Stadt eines fremdherrlichen Gebietes passiren. Kurz vor dem Thore derselben sagte der Fürst zu dem Grafen: „Wissen Sie was, ich möchte incognito reisen, ich werde mir also einen andern Namen geben.“ Als sie in das Thor einfuhren, trat der wachhabende Officier an den Wagen und fragte den Fürsten, die Schreibtafel in der Hand: „Mein Herr, wie heißen Sie?“ Der Fürst konnte sich nicht gleich auf einen Namen besinnen, und sagte daher in der Verlegenheit: „Ich bin der Graf von M**;“ — „und Sie?“ fragte der Officier, sich zu dem Grafend wendend. „Ich bin der Fürst von B**,“ versetzte der Graf. Der Wagen fuhr weiter. „Zum Henker!“ rief der Fürst aus, „was machen Sie?“ — „Ich will auch incognito reisen,“ gab der Graf trocken zur Antwort.

Das **Incognito.** Ein junger Officier trug, ohngeachtet des scharfen Verbotes, einen bürgerlichen Rock, und ging mit einem Frauenzimmer in Sanssouci spazieren, weil er glaubte, der König sei in Potsdam. Mit einem Male, als er aus einer Allee kam, stand der König vor ihm und fragte: „Wer ist Er?“ Was ihn noch kenntlicher machte, war, daß er aus Unbedachtsamkeit seinen Officierdegen angesteckt hatte. Der Officier erschrak, hatte aber doch so viel Gegenwart des Geistes, daß er antwortete: „Ich bin ein Officier, allein ich bin incognito hier.“ Dieser Einfall gefiel dem Könige, und er sagte: „So mache Er, daß der König Ihn nicht siehet!“ und ging dann weiter.

Das angerathene **Incognito.** Als der König von Dänemark **1768** auf seinen Reisen durch Holland ging, übergab ihm ein vornehmer Einwohner ein Geschlechtsregister, worin er beweisen wollte, daß er die Ehre habe, mit dem König verwandt zu sein. „Herr Vetter!“ antwortete der König, „ich bin incognito, machen Sie es auch so.“

Der **Indianer.** Als eine Bürgersfrau aus dem Theater an der Wien, wo sich eben der berühmte Indianer producirt hatte, nach Hause kam, und noch voll Verwunderung — jetzt den staunenden Gesellen, Lehrburschen und Dienstboten die gesehenen Künste erzählte, äußerte sich endlich ganz weise die Magd: „Sollte man es glauben und für möglich halten, ein Thier zu solchen Dingen abzurichten, „denn sie hatte sich unter dem Worte Indianer nichts als einen calecutischen Hahn — hier Schusterogel genannt — vorgestellt.

Treue und heldenmüthige Frauen in **Indien.** Die treuesten Frauen findet man in Rasputana, wie die Reisenden erzählen. Als die schöne Königin von Ganore, von Veste zu Veste getrieben, endlich in die Hände ihres Feindes fiel, bot ihr der Sieger, um der Macht ihrer Reize zu huldigen, Bedingungen, die selbst eine mächtige Königin hätte

annehmen können. Er trug ihr an, seinen Thron mit ihr zu theilen, und wie über sein Herz, so auch über seine großen Besitzungen zu herrschen. In der Ueberzeugung, daß eine Weigerung völlig nutzlos sein werde, gab die Königin ihre Einwilligung, und der Tag wie die Stunde der Vermählung wurde bestimmt. In einem herrlichen Hochzeitsgewande, dem Geschenke seiner Braut, und geschmückt mit kostbaren Juwelen begab sich der Khan auf die Terrasse des Palastes, wo die Ceremonie stattfinden sollte, und setzte sich neben seiner reizenden Geliebten nieder. Plötzlich aber erbleichte sein Gesicht, und er klagte über eine unerträgliche Hitze. „Wasser! Wasser!" rief er, indem er sich herumwand, und in der Angst der Verzweiflung zerriß er das Gewand, das seine glühende Brust bedeckte. „Edler Khan," sprach da die besiegte Königin ruhig: „Dein Gewand ist vergiftet. Der Tag unserer Vermählung wird auch unser Todestag sein; es war dies für mich das einzige Mittel, der Schande zu entgehen." Bei diesen Worten stürzte sie sich von der Terrasse hinunter, und verschwand in den Fluthen, welche die Mauern bespülen.

Industrie. Die Welt und die Industrie nehmen gewaltig zu! Aus Stroh macht man Hüte, aus Erdäpfeln Papier, aus Runkelrüben und aus Knochen Zucker, und was man aus Lumpen Alles machen kann, das weiß nur der, der gute Papiere zu schätzen weiß. S.

Eine eigenthümliche **Industrieausstellung** fand einst in Paris statt; es befanden sich nämlich gleichzeitig neun Industrieritter am — Pranger und neben ihnen prangten noch einundzwanzig Portraits von ähnlichen industriellen Helden.

Injurie. Ein junger Rechtspractikant kam im Rausche mit seiner alten Geliebten, auf deren Kosten er vegetirte, in Streit, den sie durch einen Kuß schlichten wollte. „Geh," rief der Undankbare aus, „ein Kuß von Dir ist eine Injurie!"

Ingres. Zu dem Pariser Maler Ingres kam ein Bildhauer, dem es an Arbeit fehlte. Der große Maler lag im Bette, sein Kopf stak in einer Schlafmütze. „Monsieur Ingres, ich bin der Bildhauer X.!" — „Ah! Sie sind der Bildhauer X." — „Monsieur Ingres, ich habe keine Arbeit." — „Ah, Sie haben keine Arbeit." — „Monsieur Ingres, ich bin Familienvater!" — „Ah! Sie sind Familienvater!" — „Monsieur Ingres, ich habe mich an den Minister gewendet, er gab mir keine Antwort." Monsieur Ingres that wie der Minister, er gab auch keine Antwort, sondern wandte dem Bildhauer den Rücken und ehe fünf Minuten um waren, schnarchte er. Der Bildhauer ging fort und verwünschte den großen Maler, der für fremdes Unglück kein

Gefühl hatte. Acht Tage später erhielt der Bildhauer eine Bestellung auf eine Statue für das Stadthaus, „auf Verwendung des Herrn Ingres.“ Jeder übt Gutes auf seine Weise.

Inschriften-Auflösung. Ein Spaßvogel löste nachstehende Inschrift:

C. I. CAES.
ASS. LIBER. AUST.
ERN. UND. IX. AUG.
EN. ALS. SAUER.
COL. UND. CU. H. CAES.

folgendermaßen auf: Caj. Julius Caesar ass lieber Austern und Neunaugen als Sauerkohl und Kuhkaese.

Die zerstückelte **Inschrift.** Beim Graben eines Brunnens fanden die Arbeiter ein altes Monument mit einer Inschrift aus Metall-Buchstaben. Der Hauseigenthümer, der für einen wissenschaftlichen Mann gelten wollte, ließ die Buchstaben einzeln herausbrechen, warf sie dann alle in einen Sack, und schickte sie zur Akademie mit der Bitte, diese merkwürdige Inschrift zu entziffern.

Inserate. Erklärung. Um einem ehrenrührigen Gerücht entgegenzutreten, erkläre ich hiermit feierlichst, daß ich das Schießpulver nicht erfunden habe. Balthasar Schießpulver, Viertels-Inspector.

— An Aurelia! Es ist mir unmöglich Sie Sonntags nach Lustbühel zu führen, denn mein letztes Paar Stiefel ist aus dem Leim gegangen, und meine Gläubiger lassen mich nicht vor die Thüre, sie sind sehr gegen den Fortschritt. Eustachius.

— Die Aachener Zeitung brachte folgendes Inserat: „An — R. Du Dummer Jan, glaubst Du, der nicht einmal richtig deutsch schreiben kann, es wäre ein gebildetes Mädchen wie ich etwas an Dich gelegen? Th. B.“

In spe (in Hoffnung). „Wie geht's denn Ihrem Herrn Bruder?“ — „Gut, der ist immer noch Pfarrer in spe!“ — „In Spe? Entschuldigen Sie, wo liegt denn das Spe?“

Instinkt. Zwei Studirende kehrten auf ihrer Reise in die Vacanzen in einem Wirthshause ein. Sie setzten sich in die allgemeine Gaststube und fingen ein Gespräch an; die Rede kam auf den Instinkt und der eine erzählte, wie er bei vielen Thiergattungen sich besonders bewunderungswürdig äußere. Die beiden Studenten be-

merkten, wie ein Mann, der neben ihnen saß, zum öftern den Kopf schüttelte. Endlich aber stand er auf, nahm seine Kappe ab und sprach: „Sie verzeihen, meine Herren, ich höre jetzt schon lange zu, aber nun kann ich nicht mehr schweigen; so viel ich merke, sind Sie übel berichtet, der Inn stinkt nicht, ich muß das wissen, ich bin von Braunau zu Hause."

Instruction. Ein junger Gesandter zerbrach an der Toilette der Gemahlin des ersten Staatsministers einen Spiegel. „Mein Herr!" sprach die Dame kaltblütig, „steht das in Ihrer Instruction."

Das Lieblings-**Instrument.** Bei einem Gespräche über Musik, wo ein Jeder von der Gesellschaft sein Lieblingsinstrument rühmte, fragte ein junger Mann seinen Nachbar, der bis jetzt immer stumm gewesen war, und seinen Bauch gestrichen hatte: — „Und Ihr Lieblingsinstrument ist?" — „Mein's," versetzte der dicke Mann und faltete seine Hände über dem Bauch zusammen: „Mein's? — Je nun, der Bratenwender."

Instrumente, musikalische. Temperamente und Instrumente. In seinem Buche: „Physiognomik" bestimmt der Benedictinermönch Cölestin aus dem Kloster Banz in Bayern die für den Einzelnen nach Verschiedenheit seines Temperaments angemessenen musikalischen Instrumente in der Art, daß er für den Sanguiniker: Flöte, Geige, Clavier und Harfe; — für den Choleriker: Trompete, Trommel, Pauke und Cymbal; — für den Melancholiker: Posaune, Trompete und Geige mit Dämpfer; — für den Phlegmatiker: Orgel, Fagott und Baß zur Erlernung anräth. Da ist nun plötzlich einleuchtend erklärt, weshalb wir so viel mittelmäßige Spieler auf den einzelnen Instrumenten finden: diese entsprechen nicht ihrem Temperamente. Merkt's euch, ihr Eltern und Lehrer!

Intelligenz-Blatt des Jokus in Elbing.

Angekommene und Abgerissene.

Angekommen:

Die Treue, eine Unbekannte, logirt am Hundsthurm.

Die Wahrheit, bürgerliche Weltverwiesene, in der Preßgasse.

Die Parteilichkeit, eine Fleckputzerin, logirt am süßen Löchel.

Abgereiste.

Die Unparteilichkeit, mit Passirschein, nach Nie-komödien.

Verstorbene.

Die Freundschaft, an skrupulöser Abzehrung. — Die Freimüthigkeit, an Lungenlähmung. — Die wahre Kri-

tik, an Ueberſetzung des Geldbeutelſtoffes auf das Urtheilsvermögen. — „Ein Rad," am Durchfall in Folge einer allgemeinen Waſſerſucht. — Die Volksmuſe, an Entkräftung. — 75 neue Walzer, im allgemeinen Tanzhauſe, an Altersſchwäche. — Der Humor, lediger Nadlergeſell, an zurückgetretenem Ausſchlag u. ſ. w. u. ſ. w.

Intelligenzblätter. „Warum wimmeln unſere Intelligenzblätter immer mehr von typirten Fingerzeigern?" — Damit nicht alle Augenblicke ausgerufen werde: „Die Annonce hat weder Hand noch Fuß."

Intereſſe. Ein Redacteur fragte Jemanden, wie er es anſtellen müſſe, mit ſeinem Blatte mehr zu reuſſiren, und erhielt die Antwort: „Wenn Sie Ihrem Blatte mehr und Ihren Gläubigern weniger Intereſſe geben." S.

Intereſſen und Treſſen Der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. kehrte einſt, nach einer Jagd, bei einem Amtmann ein. Der Letztere bewirthete ſeinen hohen Gaſt, ſo viel es ein ſo unerwarteter Beſuch zuließ, ſehr gut, und verſah dabei die Stelle eines Mundſchenken mit vielem Anſtande. Dem Könige fiel indeß der abgetragene grüne Rock des Amtmanns auf; er lenkte das Geſpräch auf die Kleiderpracht in der Reſidenz und auf die damalige Mode der mit goldnen Treſſen beſetzten Röcke und Weſten. „Warum tragt Ihr denn keine Treſſen," fragte er den Amtmann. „Das kommt daher, Ew. Majeſtät!" verſetzte der Befragte, „weil ich weniger von Treſſen als Intereſſen halte."

Intereſſe. „Wie finden Sie unſere Geſellſchaft?" fragte man in einer Soirée einen reichen Wucherer, der hier zum erſten Male geladen wurde. „O ſehr gewählt, ſehr geiſtreich," gab dieſer zur Antwort; „beſonders haben mehrere Herren hier für mich ſehr viel Intereſſe; ihre Namen ſind bei mir hoch angeſchrieben!

Intereſſe. Ein Mann, der große Geld-Speculationen machte, ſchrieb ein Drama, das allgemein mißfiel. „Ich glaube gar nicht," ſagte Jemand, „daß das Stück von ihm iſt, denn es iſt ohne alles Intereſſe."

Das **Intermezzo.** In einer kleinen Stadt gab eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft unter anderm eine Oper. Das Orcheſter beſtand aus dem Stadtmuſikus, einem Gehülfen und einem Burſchen, welcher den Baß ſpielte. Statt der Ouvertüre trug das Orcheſter eine Anglaiſe vor, und als bei einer vorkommenden Arie dem Burſchen ein Wirbel abſprang, ſchlug der Stadtmuſikus ſogleich den Sänger

mit seinem Violinbogen auf die Schulter mit den Worten: „Halten Sie doch ein wenig ein!“ Jetzt machte er gemächlich dem Burschen die Saite fest, gab ihm eine Ohrfeige und sagte zu dem Schauspieler, dem unterdessen ein Pächter vom Lande aus dem Parterre ein Glas Punsch dargereicht hatte; „nun fangen Sie wieder an.“

Interpellation eines Bauers. In einem Landtag interpellirte ein steyrischer Bauer: „Mit der Aufhebung von Zehnt und Robot allein sind wir nicht zufrieden. Wir haben auch von Gutsherren an Robottagen immer Käse, Brod und Wein bekommen; das können wir nicht verlieren, das muß uns vergütet werden!“ — Nichts Billigeres als dies!

Inventarium. Kommt her von (invenire) finden. Um zu finden, muß man suchen, und weil das Suchen meistens etwas beschwerlich ist, so bringt manchmal ein Schuldner noch vor der Hand seine besten Sachen auf die Seite, damit die Gläubiger nachmals mit dem Inventarium nicht so viel Zeit verlieren.

König **Johann** von Frankreich, mit dem Beinamen der Gute, welchen er zwar nicht durch alle seine Regierungshandlungen verdiente, hatte folgenden Grundsatz: Wenn Wahrheit und Ehre von der ganzen Welt verläugnet würden, so müßten sie doch in der Brust eines Königs gefunden werden. — Diesem Grundsatze getreu, begab er sich freiwillig wieder in die Gefangenschaft des Königs von England (wie ein Regulus und wie Friedrich der Schöne von Oesterreich), da man die Bedingungen zu seiner Loslassung nicht erfüllen konnte. Er starb auch in der Gefangenschaft den 8. April 1364.

Johann von Brandenburg. Eines Tages reiste Markgraf Johann von Brandenburg verkleidet in seinem Lande herum, und kehrte im Sternbergischen unerkannt in einem Wirthshause ein. Hier war es sein Erstes, sich nach dem Landesherrn zu erkundigen und zu erfahren, welche Meinungen die Unterthanen von demselben hegten. Die Wirthin brach in die heftigsten Klagen über ihn aus, indem sie sagte: „Sie alle müßten von seinem großen Geize leiden; allen schabe er etwas ab; von allen Gütern nehme er, um nur unnöthige Bauten an Festungen zu unternehmen ꝛc.“ Johann vernahm dies Alles ganz ruhig, redete von gleichgültigen Dingen, ließ aber hernach den Herrn v. Löben, den Edelmann des Dorfes, zu sich entbieten. Er kam, und aus der Ehrfurcht, mit welcher er den Markgrafen behandelte, entdeckte die Wirthin, daß ihr Gast kein anderer, als der Markgraf selbst sei, den sie so erbarmungslos geschildert hatte. Sie fiel ihm demnach voll Schrecken zu Füßen, und bat um Verzeihung. Mit

vollem Lachen entgegnete ihr Johann: „Sei gutes Muths, liebe Frau! Es macht mir viel Freude, einmal Wahrheiten zu vernehmen, die meine Räthe mir niemals sagen.“

Als der Herzog **Johann** von Anjou an der Spitze einer starken Armee sich Neapel näherte, um sich dieser Stadt zu bemächtigen, so ließ er auf die Fahnen die Stelle des Evangeliums Johannis setzen: „Fuit missus, cui nomen erat Johannes.“ (Auf deutsch:) „es wurde einer gesandt, der hieß Johannes.“ Alphonsus von Aragonien, welcher die Stadt vertheidigte, antwortete ihm durch die andere Stelle der heiligen Schrift, die an eben dem Orte steht, und die er gleichfalls auf seine Fahnen setzen ließ: „Ipse venit, et non receperunt eum.“ (Auf deutsch:) „er kam selbst und sie nahmen ihn nicht auf!“

Auf den Herzog **Johann** Friedrich von Würtemberg und Teck, welcher im Jahre 1628 gestorben, wurde folgende künstliche und doch einfache Grabschrift verfertigt:

Jan Friedrich, Herzog mild und Frumb,
Ohn Tadel ruht im Grab hieRumb
Hat christlich g'lebt, ganz wohl reglert,
Armer Zuflucht, der Reichen ZierD.
Nambhaft in allen König-Reichen
Nit ward schier weit und breit seines gleIchen.
Er stirbt. Gott, der wöll ihn uffweCken,
Stahts-Wirtemberg in Schutz bedeckHen!

Wie reich wir in Deutschland an **Johannes** oder Hansen sind, mag zum Beweis dienen, daß man mit den verschiedenen provinziellen Verwandlungen ein vollständiges Distichon machen kann:

Hannesle, Johannes, Johannesle, Hansele, Hänsle,
Hansel, Hansle, Johann, Hänselchen, Hänschen und Hans.

Samuel **Johnson** war oft sehr derb in seinen Aeußerungen. Einst war er bei der Lady H. zu Tische geladen. Es wurde unter anderm auch Hotchpotch (eine Art von Ragout) servirt. Der Doctor ließ es sich sehr gut schmecken, als aber sein Teller leer war, sagte er zu der Wirthin: „Mylady, ich begreife nicht, wie Sie ein solches Gericht auf die Tafel bringen können, es schmeckt zwar gut, aber eigentlich ist es doch nur eine Schweinemast.“ „Lieber Doctor,“ fragte Lady H. sarkastisch: „ist Ihnen noch eine Portion gefällig?“

Johnson konnte durchaus nicht die Schmerzen verletzter Eitelkeit begreifen, und hatte keinen Sinn dafür, wenn Jemand darüber un-

glücklich war, daß er in einer Zeitung hart angegriffen war. Als Goldsmith in Klagen ausbrach, weil sein Lustspiel: „der gutmüthige Mann," durchgefallen war, antwortete Johnson: „Lassen Sie mich ungeschoren mit solchen Lappalien, es ist keine Sünde, ein schlechtes Stück geschrieben zu haben."

Johnson, der berühmte englische Kritiker, hatte im Nationaltheater zu London eine Loge. Ein am Hofe begünstigter General nahm sie ihm weg. Am folgenden Tage veröffentlichte Johnson folgenden Artikel: Cäsar hat Gallien erobert, Pompejus Judäa, Karl der Große Sachsen, Wilhelm der Eroberer England, Heinrich VI. Paris, und Ludwig XIV. das Elsaß. Und was hat der General D. . . erobert? — — Meine Loge.

Johnson war ein erklärter Widersacher der Freidenker. Man lobte einst in seiner Gegenwart einen verstorbenen Schriftsteller, der seinen Witz und Scharfsinn dazu gemißbraucht, atheistische Ideen zu verbreiten. „Man muß keine so schlecht angewandten Talente loben," sagte Johnson unwillig. „Sie werden ihm doch nicht große Aufklärung absprechen? versetzte der Lobredner des Verstorbenen. „Die hatte er allerdings!" war Johnson's Antwort; „aber gerade so viel, um sich damit zur Hölle zu leuchten." — Eben derselbe wurde gefragt: ob Lord Chesterfields Briefe an seinen Sohn, die nach seinem Tode herauskamen, nicht viel Weltkenntniß enthielten? „O ja," versetzte er: „Sie lehren die Moral einer Buhlerin, und den Anstand eines Tanzmeisters."

Johnson. Ein englischer Lord wünschte lange den Dichter Johnson kennen zu lernen. Er bat ihn also zur Tafel. Johnson erschien, wurde aber wegen seiner nachlässigen Kleidung vom Pförtner abgewiesen. Es entstand ein Zwist unter ihnen und endlich kam der Lord dazu. Als er den Streit erfuhr, sah er den Dichter an und sagte: „es ist nicht möglich, daß Sie Johnson sind! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht Bah zu einem Schaf sagen." — „Bah!" rief Johnson und sah den Lord starr an.

Eine englische Schriftstellerin gab dem berühmten **Johnson** ein neues, von ihr verfertigtes Gedicht, um seine Meinung darüber zu hören, und setzte nach dem englischen Sprichworte hinzu: „Ich habe noch mehr Eisen im Feuer." — „Wenn das ist," versetzte Johnson, indem er das Manuscript durchblätterte, „so rathe ich Ihnen, legen Sie diese Verse auch zu Ihrem übrigen Eisen in's Feuer."

Johnson erzählt: Ich entwarf den Plan zu meinem „Volpone" und schrieb den größten Theil davon, indem ich zehn Dutzend Flaschen

trefflichen Wein leerte, die mir Karl II. geschickt hatte. Ich bin überzeugt, daß dieses Stück auf die Nachwelt kommt. Die Scene in „Catilina, in welcher der Schatten Sulla's erscheint, schrieb ich, nachdem ich mich mit meinem Freunde in der „Teufelsschenke" berauscht hatte. Ich hatte den Tag die schönsten Gedanken. Wenn sich in diesem Stücke eine Scene befindet, welche man matt findet, so ist es die, welche ich schrieb, als es mir eingefallen war, meinen Wein mit Wasser zu vermischen; es wird mir niemals wieder begegnen. Am 20. Mai schenkte mir der König eine Börse mit hundert Guineen. Ich berauschte mich nun regelmäßig in der „Teufelsschenke" und bei der sechzigsten Guinee war ich mit meinem „Alchymisten" zu Ende... In Weihnachten nahm mich Lord B. mit auf sein Landgut, wo ich trefflichen Wein fand, und ich schrieb hier auf Kosten des Kellers des vortrefflichen Lords die „stille Frau." Ich las den ersten Akt dem Lord vor und er befahl, mir ein Faß von diesem Weine in's Haus zu schicken. Ich beendigte damit mein Stück und die Folge davon ist, daß es sich auf der Bühne hält. Einige andere Werke der Art schrieb ich ferner bei dem Weine des trefflichen Wirthes der „Teufelsschenke." Einen ganzen Winter konnte ich keinen klugen Einfall finden, weil dieser gute Wirth gestorben war und sein Nachfolger nur schlechten Wein gab." — Ein würdiger Nacheiferer Johnson's war der Franzose Taconet. Man erzählt von ihm eine Anekdote, die ihn ganz charakterisirt. In einem Wortwechsel mit einem Gegner sprach er, nachdem er das ganze Wörterbuch erschöpft hatte, das berühmt gewordene Wort: „Geh, ich verachte Dich wie ein Glas Wasser." Dann schwieg er.

Jonas. Ein Israelit, mit Namen Jonas, der den Schöngeist machte, ließ Mancherlei in Reimen und Prosa drucken, bezeichnete aber alle diese Schreibereien nur mit der ersten Sylbe seines Namens. — Ein Spötter sagte daher von ihm: „Er hat seinen Namen gewiß für einen Ducaten angesehen, und ein As weggeschnitten."

Jordano. Der berühmte Geschwindmaler Jordano antwortete seinem Vater, der ihn zur Tafel rief: „Nur einen Augenblick Geduld, lieber Vater, ich habe nur noch die zwölf Apostel zu malen."

Kaiser **Joseph** II. besah einst das Schloß des Grafen *** Bei dem Gang durch die Zimmer bot er der Frau vom Hause seinen Arm an. Sie schien darüber erstaunt, er aber sagte: „Madame, die Schönheit ist überall Königin."

Kaiser **Joseph** II. fuhr allein uud incognito in der Nähe von Wien spazieren. Er sah einen alten Officier zu Fuß neben sich tra-

ben, und bot ihm eine Stelle in seinem Wagen an. Der Officier stieg ein, und Joseph fragte, wohin? „Zum Frühstück bei einem guten Freunde.“ — „Was giebts da? Kaffee?“ — „Höher hinauf!“ — „Coteletten, Schinken?“ Die Antwort war immer: „höher rauf!“ — Endlich rieth der Kaiser auf ein Spanferkel, der Officier nickte ihm freundlich zu und rief: „Getroffen!“ — Nach einer Pause fragte er den Kaiser: „Sie scheinen zu dienen?“ — „Ja!“ — „Vermuthlich Cadett?“ — „Höher rauf!“ — „Unterlieutenant?“ — „Höher rauf!“ — „Oberlieutenant? Capitain?“ — „Höher rauf! höher rauf!“ — Der Officier stieg bis zum Feldmarschall, rief endlich aus: „Sie sind wohl gar unser gnädigster Kaiser selbst.“ — „Getroffen!“ Den Officier traf mehr als ein Loos — er erhielt eine ansehnliche Gnadenpension.

Joseph II. Als das Lustspiel „der Fähndrich“ den 30. Sept. 1782 zum dritten Male und bei überfülltem Hause in Wien gegeben wurde, ließ Joseph II., noch ehe das Stück zu Ende war, den damaligen Intendanten Freiherrn von Kienmayer in seine Loge rufen und sagte zu ihm: „Lange und unsre Adamberger spielen heute vortrefflich; lassen Sie die Beiden meine Zufriedenheit wissen und schenken Sie ihnen in meinem Namen den ganzen Betrag der heutigen Einnahme.“

— Ein Rabulist dachte ein Amt zu erhaschen und ging sicheren Trittes zum Kaiser, ihn fragend: „Eure Majestät, so eben höre ich allgemein die fröhliche Nachricht, daß Eure Majestät mir die erledigte Stelle zugewiesen haben.“ Joseph antwortete kalt: „Lassen Sie die Welt reden, ich weiß sicher, daß es unwahr ist, und zweifle nicht, Sie werden bald erfahren, daß nichts an dem Gerüchte ist.“

Kaiser Joseph als Kunstrichter. Der Kaiser besah sich kurz vor seiner letzten Krankheit noch einmal die Bildsäulen im Schönbrunner Garten. Die Gruppe vom Bildhauer Prokopp, welche den flüchtenden Aeneas mit Anchises und Ascanius vorstellt, fesselte lange die Aufmerksamkeit Josephs. Der Kaiser fragte seinen Begleiter Patuzzi, ob ihm nicht der rückwärtige Fuß des Aeneas unter der Bürde seines Vaters zu sehr ausgestreckt erscheine. Hierauf erwiederte Patuzzi: „Euer Majestät, die Furcht vermehrt augenblicklich die Kräfte.“ — „Wohl,“ sagte der Monarch, „aber die Furcht macht keinen Fuß länger als den andern.“

Im Controllorgane der Wiener Hofburg, in welchem Kaiser Joseph II. Audienzen zu ertheilen pflegte, erschien einst eine Frau mit einem so enormen Reifrocke, daß Alles von ihr zurück wich. Als sie

mit aller möglichen Prätenſion vor den Kaiſer trat, ſchlug ihr derſelbe das Geſuch ab und ſagte: „Madame, zum Himmel führt nur ein Weg und der iſt ſchmal. Mit Ihrem Rocke können Sie auf demſelben nicht fortkommen. Dies ſage ich zu Ihrem Beſten. Adieu.“

Joſeph. In jener geiſtgährenden Zeit und bei ſeiner Zugänglichkeit war der Kaiſer häufig von Projectanten belagert. Ein gewiſſer Baron Caliſtus ſtellte ihm vor, es ſei doch ſehr zu bedauern, daß Komorn ſo ſehr den Erdbeben ausgeſetzt bleibe; er wiſſe ein Mittel, welches er für unfehlbar halte. „Nun heraus damit,“ ſagte Joſeph. Der Baron fuhr alſo fort: „In ganz Egypten weiß kein Menſch etwas vom Erdbeben; das kommt gewiß von den Pyramiden her; ihr Druck verhindert das Beben des Erdreichs.“ Der Kaiſer lachte. „Nun,“ ſprach er, „und da wollen Sie Komorn mit Pyramiden umgeben? Meinetwegen, verſuchen Sie es, ich habe nichts dawider.“ — „Ja,“ entgegnete der Baron, „die Sache koſtet Geld; ſie wird circa 400,000 Gulden koſten.“ Der Kaiſer ſah den Projectanten ernſthaft an und ſprach: „Nun gut, unternehmen Sie das Werk auf Subſcription; was aber meinen eigenen Beitrag dazu betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ſelber erſt dann erfolgt, wenn die erſte Pyramide fertig iſt, und ich ſie mit eigenen Augen geſehen habe. Servus.“ — Ein anderer Planmacher, der ein Ingenieur war, legte dem Kaiſer das Project vor, ſeine Staaten vor feindlichen Einfällen zu ſichern. Das Mittel dazu war, ſämmtliche Grenzen zu unterminiren, um den Feind ſogleich und unvermuthet in die Luft zu ſprengen. So etwas klingt unglaublich. Ohne Zweifel erledigte der Kaiſer auch dieſe Propoſition mit einem kurzen „Servus.“ — Jemand wies dem Kaiſer eine Dreſchmaſchine, mittelſt welcher ein einzelner Menſch ſo viel dreſchen könne, als gewöhnlich vier Leute. Schweigend betrachtete Joſeph das Modell und ſchob es dann dem Erfinder mit den Worten zu: „Aber wer wird den andern drei Dreſchern, die erſpart werden, und ihren Weibern und Kindern Brod geben?“

Kaiſer Joſeph II. Ein bejahrter öſterreichiſcher Officier, der von ſeiner mageren Penſion die Bedürfniſſe ſeiner Familie zu beſtreiten ſich außer Stande ſah, ging zum Kaiſer Joſeph, machte ihm eine Darſtellung ſeiner dürftigen Lage, und erregte ſein Mitleid durch die Aeußerung, daß er zehn Kinder zu ernähren hätte. Der Kaiſer überzeugte ſich gern von der Wahrheit deſſen, was ihm berichtet wurde, und achtete es nicht unter ſeiner Würde, wiewohl verkleidet, ſich in die Wohnung des Officiers perſönlich zu verfügen, um zu ſehen, ob er denn auch wirklich die Wahrheit geſprochen. Allein anſtatt zehn Kinder fand er deren eilf. „Wie kommt es denn, daß hier eilf Kinder ſind, und nicht zehn?“ fragte der Kaiſer voll Verwunderung. „Es

ist eine arme Waise," sagte der Familienvater, „die ich aus Mitleid in mein Haus genommen habe." Diese Wohlthat, von Einem gespendet, der selbst der Wohlthaten bedürftig war, rührte den hochherzigen Fürsten dergestalt, daß er allen Kindern eine namhafte Unterstützung anwies.

Als einst Kaiser **Joseph** der II., als bloßer Privatmann gekleidet, in den Straßen von Wien spazieren ging, sah er ein junges Mädchen, welches weinte, und ein Päckchen unter dem Arme trug. Er fragte sie, was sie trage, wo sie hingehe, und was an ihrer Betrübniß Schuld sei. Die junge Person erzählte ihm ihre große Noth, und daß einige Kleidungsstücke ihrer unglücklichen Mutter das Letzte seien, womit sie sich zu helfen hoffe. „Ach! wenn nur mein Vater noch lebte!" sagte sie. „Wenn er wenigstens, nachdem er sein Blut so oft für das Vaterland vergossen, die Belohnungen erhalten hätte, die man ihm für seine Dienste schuldig war." Der Monarch, ohne sich zu erkennen zu geben, sagte zu ihr, der Kaiser sei gewiß nicht von ihrer unglücklichen Lage unterrichtet: er würde ohne Zweifel geeilt haben, sie zu erleichtern, wenn man ihn durch eine Bittschrift damit bekannt gemacht hätte. „Wir haben es mehrere Male gethan," antwortete ihm die junge Person, „und der Herr, den wir gebeten hatten, unsere Bittschrift vorzulegen, hat uns immer gesagt, er habe nichts auswirken können." — „Man wird Sie hintergangen haben," setzte der Fürst hinzu; „der Kaiser liebt die Gerechtigkeit zu sehr, als daß er die Wittwe und die Tochter eines Officiers, welcher ihm brav gedient hat, dem Elende Preis geben sollte. Machen Sie eine neue Bittschrift; ich will sie selbst übergeben; bringen Sie sie mir an den und den Ort im Schlosse, und wenn alles wahr ist, was Sie sagen, so wird sich Ihr Schicksal bald ändern." Er that noch mehr, um sie nicht ohne Hülfe fortgehen zu lassen, fragte er sie, wie theuer sie die Kleider zu verkaufen gedenke, und bat sie, in Erwartung des Ausgangs ihrer Sache, die doppelte Summe anzunehmen. Es wäre schwer die Freude zu beschreiben, mit welcher das junge Mädchen zu ihrer Mutter eilte, um ihr das Geld zu überbringen, und ihr den Vorfall zu erzählen. An den Zügen, mit welchen sie den Helden ihrer Geschichte abschilderte, erkannten einige Verwandte und ihre Mutter den Kaiser. Das Mädchen war darüber ganz bestürzt; der Gedanke, daß sie so frei gesprochen habe, versetzte sie in eine Art von Verzweiflung, und sie konnte sich nicht entschließen, den andern Tag ins Schloß zu gehen; ihre Verwandten schleppten sie dahin; sie kam zitternd daselbst an, und als sie in ihrem Wohlthäter den Kaiser erkannte, sank sie ohnmächtig nieder. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, überreichte ihr der Kaiser, — welcher sie den Tag zuvor um den Namen ihres Vaters und des Regiments, unter welchem er gestanden, be-

fragt, und alles mit ihrer Aussage übereinstimmend erfunden hatte, — auf die höflichste Art ein Decret zu einem Gnadengehalte, der so groß war, als der Gehalt, den ihr Vater gehabt hatte, und wovon die Hälfte auf sie fallen sollte, im Fall sie ihre Mutter verlöre. Er bezeugte hierauf, wie leid es ihm thue, daß er ihre Lage nicht früher erfahren habe; und seit diesem Vorfalle hat er einen Tag in der Woche festgesetzt, wo Jedermann verstattet wurde, mit ihm zu sprechen.

Joseph II. Im Januar 1787 begegnete Kaiser Joseph in der Burg einem Hofrath, der einen ziemlichen Pack Schriften unter dem Arme trug. „Sie tragen schwer," sagte der Monarch, und zog vier Bogen aus der Tasche. „Sehen Sie," sagte er, „ich trage aber schwerer; in diesen vier Bogen sind die schweren Sünden von zwölf untreuen Beamten verzeichnet."

Als Kaiser **Joseph** II. Rußland bereisete, wollte er durchaus nicht in irgend einem Krongebäude wohnen. Zufällig war damals noch kein Gasthof in Czarskoe Selo. Die Kaiserin Katharina ließ also, um den Kaiser zu täuschen, an einem sehr schönen, ihrem Hofgärtner gehörigen Hause ein Gasthofsschild anbringen. Es war darauf ein Spinnrocken gemalt mit der Ueberschrift in russischer Sprache: „Katharina's Spinnrocken". Joseph II. stieg in dem Hause ab, und hatte nicht die geringste Vermuthung von einer Täuschung. Erst lange nachher erfuhr er, welche Bewandtniß es mit dem Wirthshause zum Spinnrocken gehabt habe.

Kaiser **Joseph** II. und Mozart. Kaiser Joseph II. schrieb sich selbst für seine schöne Baßstimme zuweilen eine Kleinigkeit, die gewöhnlich sehr gut ausfiel. Einst machte er sich an eine große Arie und ließ sie in eine der kleinen italienischen Opern einlegen, die in seinem Privattheater in Schönbrunn aufgeführt wurden. Es sollte Niemand wissen, sie sei von ihm, aber jeder wußte es, auch Mozart. — „Mozart, was sagt Ihr zu der Arie?" fragte der Kaiser. — „Je nun," antwortete der gutmüthige Tonkünstler treuherzig; „die Arie ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, doch viel besser."

Bei der Reise, die Kaiser **Joseph** II. im Jahre 1773 durch seine Staaten machte, bemerkte er in der Stadt Warasdin in Croatien, unter der herbeigeströmten Menge, die ihn sehen wollte, auch Einen, der über alle Köpfe hervorragte. Diese große lange Figur fiel dem Kaiser auf, er winkte also dem Manne, näher zu treten und fragte ihn: „Wer seid Ihr?" — „Der Dorfrichter aus **." — „Wie viel Schuh habt Ihr?" — „Ein Paar Schuh, Euer Majestät, und ein Paar Stiefeln." Der Kaiser lächelte über dieß Mißverständniß, griff in

die Tasche und gab dem Befragten drei Ducaten mit den Worten: „Da nehmt das, und kauft Euch auch noch ein Paar Pantoffeln."

Als Kaiser **Joseph** II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in Paris war, machte es ihm Vergnügen, sich im strengsten Incognito unter das Volk zu mischen, und so besuchte er auch zuweilen das eine oder das andere Kaffeehaus. — Eines Abends befand er sich in einem solchen Hause; einer der Gäste knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und machte ihm endlich das Anerbieten, ob er nicht eine Partie Schach spielen wollte? Der Kaiser war es zufrieden. Man setzt sich zum Spiel und der Kaiser verlor. — „Sie müssen mir Revange geben," sagte der Kaiser zu dem Gewinner. — „An jedem andern Tage würde ich es mit Vergnügen thun," versetzte der Pariser; „aber für heute werden Sie mich entschuldigen. Es ist Zeit in die Oper zu gehen, und ich wünsche den Kaiser zu sehen." — „Was sehen Sie an dem," entgegnete Joseph; „ich versichere Sie, das ist ein Mensch wie alle andere." — „Dem muß ich widersprechen," rief der Pariser aus; „mich treibt eine unwiderstehliche Begierde, ihn zu sehen; und nichts soll mich abhalten, diese zu befriedigen. Er ist ein großer Mann." — „Also nur deßhalb wollen Sie in die Oper gehen?" fragte der Kaiser. — „Allerdings nur deßhalb." — „Wenn das ist, mein Herr, so können Sie mir immer Revange geben. Sie sehen den Kaiser vor sich."

Joseph II. Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1786 in Linz war und die Domkirche zum Messehören besuchte, hatte man einen Betstuhl für ihn mit Kissen und Tapeten geschmückt. Diese räumte der Kaiser auf der Stelle eigenhändig weg und sagte: „Vor Gott sind wir Alle gleich!"

Wenn Kaiser **Joseph** II. sich an öffentlichen Orten zeigte und genau Alles besah, drängte sich an ihn stets eine Menge Menschen. Das war ihm aber nicht recht, und er fragte: „Ist denn heute ein Feiertag?" Als man verneinte, sagte er barsch: „So geht zum Arbeiten!"

Josephinens Haar. Napoleons Zärtlichkeit für Josephine gränzte Anfangs an Anbetung. Sie war aber auch eine der unwiderstehlichsten Frauen jener Epoche, und verband mit dem gebildetsten Geiste all die Sinne fesselnde Grazie einer Kreolin. Josephine war das erste Weib, das er liebte. Er weihte seiner Liebe nur eine einzige Stunde, jene während des Frühstückes, die andere Zeit des Tages gehörte dem Staate. Er nahm bei Josephine das Frühstück ein, eine Brühe, zwei Coteletten und ein Stück Obst, dazu kam ein trauliches Gespräch, ein

liebevolles Hingeben. Welch ein angenehmes Frühstück. — Eines Tages gewahrte der Haushofmeister, als er eben die Brühe auf den Tisch setzte — schaudervoll! — ein Haar, das in dem Napfe schwamm! Ihn wieder wegzutragen, war schon zu spät! Auch würde dadurch ein Verdacht rege gemacht sein! vielleicht wird das unglückliche Haar nicht bemerkt! Es hieß geduldig abwarten. Vielleicht kommt ein guter Gedanke zur Entschuldigung. Aber Napoleon sah Alles gleich selbst und so gewahrte er auch mit seinem Luchsauge das — Er schießt einen Blick, schrecklicher als der Blitz, auf den armen Haushofmeister. Dieser faßt sich — der gute Gedanke war gekommen — und sagt: „Sire, es ist ein Haar der Kaiserin, ich sah, wie es in den Napf fiel." — Auf diese Worte legte sich das Ungewitter, das Haar wurde auf einen Teller gelegt, und dem Kaiser schmeckte die Brühe nur um so besser. Der Haushofmeister nahm es aber nicht so leicht, als sein Gebieter. Das ganze Küchenheer wurde zusammenberufen; man forschte nach dem Schuldigen, um ihn zu bestrafen und wegzujagen. Das Corpus delicti war da, und es ergab sich leicht, daß das Haar einem rothköpfigen Küchenjungen gehörte. Josephine hatte pechschwarzes Haar.

Josephine. Von allen Wohlgerüchen ist bekanntlich der Moschus derjenige, der am längsten Spuren zurückläßt. Die Kaiserin Josephine war eine große Liebhaberin von Moschus; ihr Ankleidezimmer war damit angefüllt, worüber Napoleon ihr oft Vorwürfe machte. Der spätere Besitzer von Malmaison hatte jenes Zimmer mehrmals übertünchen und ausmalen lassen, und war dennoch bis jetzt nicht im Stande gewesen, den Moschusgeruch zu vertreiben.

— Die Erfürstin Murat war eines Morgens mit der Königin Hortensia und mehren Personen hohen Ranges bei der Kaiserin. Stephanie Beauharnois war auch da und nahm aus den Händen eines Huissiers einen Lehnsessel; (damals war sie noch nicht mit dem Großherzoge von Baden vermählt.) Josephine, über ein solches Vergehen gegen die Etiquette erzürnt, sowie darüber, daß solch ein unbedeutendes Dämchen es wagte, sich in Gegenwart Ihrer Hoheit zu setzen, ließ ihr den Befehl überbringen, aufzustehen. Stephanie fühlte sich über alle Beschreibung durch den harten Ton, worin dieser Befehl ertheilt ward, gekränkt, und zog sich in eine Fenstervertiefung des Zimmers zurück, um ihre Thränen zu verbergen. Während sich dies begab, sprach man Allerlei, und endlich wird der Kaiser gemeldet. — Sein Luchsauge bemerkt Stephanie; nie besaß Jemand einen schnellern Blick. Er erkundigt sich und erfährt den Grund ihrer heimlichen Thränen. „Ach! wenn es weiter nichts ist," sagte er mit lauter Stimme, „Kleinigkeit! Setze Dich auf meine Knie," fügte er hinzu

und ergriff Stephaniens Hand, „so wirst Du Niemandes Rangsucht verletzen.“ — Dieser Zug ist liebenswürdig, er kam vom Herzen und ist eben so scharf, als voll Witz und Güte.

Josephinens Grab ist in der Kirche St. Paul und St. Pierre zu Rueil, das ungefähr drei Stunden von dem Arc de l'Etoile entfernt ist. Hier hat man ihr eine Statue errichtet; betend liegt sie auf ihren Knieen, das schöne Gesicht von einem unendlich liebenswürdigen Wohlwollen überstrahlt. Die Statue trägt die Inschrift:

A
Josephine
Eugène et Hortense
1825.

Hinter der knieenden Statue steht ein kleinere Figur, ebenfalls Josephine darstellend, aber im kaiserlichen Schmuck, das Scepter in der einen, die Erdkugel, auf der eine kleine Statuette des Kaisers sich erhebt, in der andern Hand; am Fußgestell ist ein halberhabenes Medaillon von Eugen Beauharnais und Hortense angebracht.

Bedeutung des Wortes Journal. Einem Mann, der ein Journal herausgab, schrieb einst ein Schriftsteller, der darin nicht auf die vortheilhafteste Art bedacht war: Mein Herr, aus den Anfangsbuchstaben des Wortes Journal zeigt sich der Werth des Ihrigen, Ich Offerire Und Referire Nichts Als Lügen. Der Redacteur antwortete: Wenn ich das Wort Journal umkehre, so schmeichle ich mir auf Ihre Zumuthung die trefflichste Antwort gefunden zu haben: Laß Alle Narren Reden Und Ochsen Judiciren.

Journale. Der Redacteur eines wenig Abgang findenden Journals sagte neulich, daß ihn die Redaction seines Blattes so sehr beschäftige, daß er fast den ganzen Tag nicht das Zimmer verlassen könne. „Sehr erklärlich,“ gab man ihm zur Antwort, „daß Sie bei Ihrem Blatte nicht heraus kommen können.“

— Auf allen Wachen in Paris ist den Soldaten das Journallesen verboten worden. Warum? Wenn sie die Journale lesen, können sie nicht — wachen!

Offenheit eines Journalisten. Ein Journalist Hollands, den man darüber zur Rede stellte, daß er eine berühmte mächtige Handels-Compagnie immerfort mit Bitterkeit verfolge, antwortete kaltblütig: „Bin denn ich Schuld daran? Ist doch die Compagnie so reich; warum stopft sie mir nicht den Mund?“

Der **Journal**artikel. Unlängst fuhr ein Redacteur in einem Fiaker, und nicht lange, so warf das Fuhrwerk um. „Aber, Kerl, was machst Du!“ rief der erzürnte Umgeworfene. „Einen Artikel für Ihre Zeitung!“ fiel der Kutscher schnell ein.

Worin gleicht ein Speisezettel einem **Journal**? — Beide bieten viel Unverdauliches.

Die **Journalisten** gleichen den Kindern, — sie lieben das **Schreien**.

Irdisch statt irden. Ein Mann, der sich recht zierlich ausdrücken wollte, sagte zu dem Marqueur auf dem Kaffeehause: „Geben Sie mir doch eine irdische Pfeife!“

Irländer. Ein Irländer sagte einst, man könne nur dann einen Menschen für betrunken halten, wenn dieser auf der Erde läge und Arme und Beine ausbreite, um nicht noch tiefer zu fallen.

Irokesen-Urtheil. Ein Irokese war nach Albany gekommen, um sich dort in der Stadt der weißen Männer umzusehen. Wo er auch hinging, überall nahm man diesen Naturmenschen freundlich auf und vergnügte sich an seinen Urtheilen. So kam er auch an ein Haus, in dem gerade Hochzeit war. Er setzte sich an den mit Speisen überfüllten Tisch und ließ es sich vortrefflich schmecken. Der Bräutigam war ein sechzigjähriger Mann, die Braut kaum achtzehn Jahre. Dennoch schien alles hier froh und glücklich zu sein. Nachdem der Wilde sich ordentlich gesättigt hatte, fragte ihn der Bräutigam, wie ihm seine Braut gefalle, und was er zu einer solchen Hochzeit der weißen Männer sage. — „Bruder,“ sagte der Wilde, „Deine Braut ist schön wie der aufgehende Mond, und auf der ersten Klippe meines Vaterlandes will ich dem großen Weltgeiste meine Pfeife opfern und sie in's Meer werfen, um für die Gute Segen zu erbitten. Auch thut sie wohl, Dich zu heirathen; denn Du bist ein guter weißer Mann; Du hast mich satt gemacht; — aber sie hätte besser gethan, wenn sie statt Deiner zwei Männer genommen hätte, jeden von 30 Jahren, — das macht auch 60.“

Ironie. Während sich Prior als Gesandter am französischen Hofe aufhielt, führte ihn einer der Großen des Reiches in die italienische Oper. Sie waren Beide in der nämlichen Loge, und als ein beliebter Schauspieler eine schöne Arie sang, accompagnirte der Höfling so laut, daß sein Nachbar den Sänger auf dem Theater kaum vernehmen konnte. Ueber diesen Schauspieler schimpfte Prior, und rief mit Heftigkeit: „Du verdammter Wälscher! willst Du denn nicht schweigen?

— „Wie? Euer Excellenz," sagte der Marquis zu ihm, „es befremdet mich, daß Sie ihm Ihren Beifall versagen, der Mann hat doch eine entzückende Stimme." — „Das glaube ich Ihnen vollkommen," antwortete der Engländer; „aber er singt so stark, daß ich dadurch ganz des Vergnügens beraubt werde, Sie zu hören."

Irre. Nach ärztlichen Untersuchungen der Irren und Wahnsinnigen liefern unter Männern die unverheiratheten, unter Frauen die verheiratheten die meisten Irren; — keine artige Bemerkung für die Männer!

Die **Irren.** „Hast Du ooch in der Zeitung jelesen, det der Pater Mathew die Irländer alle vom Schnapstrinken abjewöhnt?" fragte ein Berliner Eckensteher seinen Genossen, als sie eben in eine Schnapsschenke traten. „Ja," erwiederte der Gefragte, „aber det genirt mir nich, det sind noch Irren (Iren); gescheite Leute, wie wir, die ließen einen uf de Lampe, det se nich auslöschen thut."

Irrthum. Der Bediente eines Reichen mußte im nämlichen Zimmer schlafen, wo sein Herr schlief. Beide liebten den Trunk. Der Bediente kam einst später nach Hause, als sein Herr, der schon im Bette lag, und schlief. Weil er berauscht war, und auch zu tief in's Glas geguckt hatte, so war er froh, das Bett zu erreichen. Der illuminirte Bediente verfehlte sein Bett, und legte sich in das seines Herrn, doch so, daß er mit seinem Kopf zu dessen Füßen lag. Wie der Herr des Morgens erwachte, rief er: „Johann! es liegt einer bei mir im Bette!" — „Bei mir auch, Ihro Gnaden!" — „Was Teufel ist das, wirf den Hund heraus," rief der Herr. Johann vollzog eiligst den Befehl seines Herrn, faßte seinen Compagnon um die Mitte, und warf ihn zum Bette hinaus. Nun nahmen Beide erst den Irrthum nach ihrer verschiedenen Situation gewahr.

Ein fataler **Irrthum.** Der nachstehende pikante Vorfall ereignete sich vor Kurzem in Lyon. Herr D., Kaufmann, wohnt in der zweiten Etage eines Hauses, und seine Zimmer sind genau so angelegt, wie in der ersten Etage. Vor einigen Tagen nun kam Herr D. gegen zwölf Uhr in der Nacht nach Hause, wie ihm dies bisweilen geschah; er irrte sich in den Etagen und stieg nur eine Treppe hinauf, statt zwei. Zufällig öffnete auch sein Schlüssel die Eingangsthüre zur ersten Etage; er trat hinein; die ganz gleiche Einrichtung des Corridors und der Thüren unterhielt seinen Irrthum, und er begab sich geraden Weges in das Schlafgemach. Hier suchte er auf dem Kamine das Feuerzeug, dessen er sich gewöhnlich bediente, aber, erste Täuschung, dies Geräthe befand sich nicht an der gewöhnlichen Stelle.

D. hatte ferner an den Wänden seines Zimmers mehrere Gemälde; diese suchte er bei dem Scheine der Laterne im Hofe zu erkennen, welche das Zimmer schwach beleuchtete; neue Täuschung, die Gemälde waren auch verschwunden. Nun zweifelte D. nicht mehr an seinem Unglücke; ein kalter Schweiß bedeckte alle seine Glieder; er war bestohlen worden. Augenblicklich fing er an aus vollem Halse: „Diebe! Diebe!“ zu schreien, und einen Höllenlärm zu machen, um die Nachbarn zu wecken. Der eigentliche Miether der ersten Etage, der ganz ruhig in seinem Bette schlief, wurde durch den Lärm erweckt, und glaubte nun seiner Seits bestohlen zu werden, weßhalb er ebenfalls um Hülfe zu rufen begann. Der wahre und der falsche Miethsmann hielten einander gegenseitig für den Dieb, fielen über einander her, und begannen in der Finsterniß einen erbitterten Kampf, der noch nicht beendigt war, als die durch den Lärm und das Geschrei geweckten Nachbarn mit Licht herbeikamen. Da klärte sich Alles auf; der Herr D. aus der zweiten Etage erkannte seinen Irrthum, entschuldigte sich gebührend bei dem Herrn der ersten Etage, den er im rechtmäßigen Besitze seines Schlafgemachs gestört, und jeder begab sich in sein Bett, zufrieden, mit der Angst davon gekommen zu sein.

Irrthum. Als neulich in X. eine Tragödie gegeben wurde, bemerkte der Dichter in den Corridors einen seiner Freunde, der sich sein Tuch vor's Gesicht hielt. „Weinen Sie?“ fragte er theilnehmend. — „Keineswegs,“ erwiederte dieser, „ich schwitze.“

Ist und ißt. Es ist gewiß: Mancher weiß nur daß er ist, wenn er ißt.

— Es kam einmal ein Mensch, sich mir anzuempfehlen. Ich fragte ihn: „Wie heißt Er?“

Antwort. Christoph Sallingberger.

Frage. Was ist Er?

Antwort. Alles, Euer Gnaden, eß' ich, nur keine Paradiesäpfelsauce. Castelli.

Ein **Italiener** hatte von der deutschen Sprache wenig mehr, als einige allgemein gebräuchliche Höflichkeitsformeln gelernt. Einst begegnete er einer jungen Dame auf der von anhaltendem Regen ziemlich morastigen Straße. — „Ah, wie kehr's?“ redete er sie an, „Sie befind sick voll? — Sessen Sie sick, sessen Sie sick!“

Der deutsche Zuhörer in der **italienischen** Oper. A. Wohin gehst Du? B. In die italienische Oper. A. Was willst Du dort thun? Du verstehst ja nicht italienisch. B. Ach! heute verstehe ich schon etwas, viele Rollen sind durch deutsche Sänger besetzt.

Der gerettete Don **Juan.** Nach der Vorstellung des Don Juan war der Held des Stückes mit stürmischem Beifall schon hervorgerufen, ehe noch der Vorhang herunter war. Die meisten Stimmen kamen von der Gallerie. (Paradies.) — Don Juan, dieß hörend, entreißt sich den Furien, rufend: „Laßt mich, laßt mich! Wie wagt Ihr, mich in die Hölle zu schleppen, da mich das Paradies so lockend ruft!" und indem er sich vor dem Publicum verbeugt, spricht er: „Nehmen Sie meinen innigsten Dank für meine gütige Befreiung."

Juana. Als einst der Compositeur Gomis mit einem Freunde durch eine Straße in Madrid ging, hörten sie auf einmal eine junge Stimme von unbeschreiblich wohlklingender Frische ein Lied singen. Gomis war entzückt, riß seinen Freund mit sich, und sie gingen in das Haus, woher die Stimme kam. Sie stiegen eine dunkle Treppe hinauf, und kamen in ein kleines Zimmer, wo die Sängerin sich befand. — „Mädchen," sagte Gomis, „wir bringen Dir Ruhm und Vermögen." Auf diese Worte, die sie nicht begreifen konnte, antwortete das Mädchen Anfangs mit Lachen. Der Compositeur sprach hierauf von ihrer wundervollen Stimme, machte ihr den Antrag, sie für's Theater ausbilden zu wollen, und sagte ihr eine glänzende Existenz zu. Das Mädchen willigte ein. Sechs Monate später debutirte Juana im Theater Della Cruce mit einem Erfolge, der alle Erwartungen Gomis' übertroffen hatte. Madrid hatte solchen Theater-Enthusiasmus noch nicht erlebt, als sie bei dem Debut dieser jungen Sängerin kund gab. Sie gab die Desdemona im „Othello." Ein Sturz vom Wagen raubte ihr einige Zeit darauf ihre so reizende Stimme, die ganz Madrid entzückt hatte.

Jubiläum. Als man auf einer Universität das academische Jubiläum feierte, setzte sich ein fremder Gelehrter in der Kirche auf einen Platz, der einem Kaufmann gehörte. Der Eigenthümer hieß ihn aufstehen, er aber sagte: „Lassen Sie mich nur heute hier sitzen, ich verspreche Ihnen dagegen auf meine Ehre, Ihnen bei dem künftigen Jubiläum nicht wieder beschwerlich zu werden."

Ein Nürnberger **Jude** probirte seine beiden neu angeschafften Pferde, welche wirklich ihres Gleichen suchten. Er zog seine Uhr aus der Tasche, um zu sehen, in welcher Zeit sie in Fürth anlangen würden. Es war zwei Uhr, die Uhr aber ganz abgelaufen, ohne daß es der Jude gemerkt hätte. In Fürth angekommen, greift derselbe sogleich nach seiner Uhr, aber welche Verwunderung, er muß ausrufen: „Bai Gott! so sind mer von Nürnberg bis Fürth in gar nix gefahren!"

Jude. Der Schauspieler Großmann hatte bei einer Vorstellung der Abgedankten Officiere, den darin vorkommenden Juden mit Beifall gespielt. Nach der Vorstellung wurde ein Jude, welcher Großmann's Spiel mit angesehen hatte, befragt: wie derselbe ihm gefallen habe? und der Israelit antwortete: „Rar, sehr rar, aber de Wechsel hätt er nit rausgebe soll, das thut kä Jude."

Ein **Jude** fuhr mit einem Dampfboote und nahm sich seinen Proviant selbst mit. Da er nun auf dem Verdecke keinen schicklichen Platz zum Sitzen fand, um ein Mittagbrod in Ruhe zu verzehren, so ging er ohne Weiteres in die Cajüte und holte sich einen von den dort befindlichen Stühlen, was Reisenden, welche nicht bei dem Traiteur speisen, nicht gestattet wird, und setzte sich darauf, sein sparsames Mahl verzehrend. Der Kellner aber bemerkte dieses und requirirte den Stuhl mit den Worten: „Mein Herr, das sind Cajütenstühle." — „Na!" erwiederte der erstaunte Jude, „mai worum süllens sein grob Christenstühl und ka Jüdenstühl?"

Juden-Anekdoten. Ein polnischer Jude, der bei dem Falliſſement eines Berliner Banquiers stark betheiligt war, kam eigends deßhalb nach Berlin, ohne daß es ihm gelingen wollte, den Schuldner zu sprechen. Endlich traf er dessen Frau. Auf sein Ersuchen, bei ihrem Manne vorgelassen zu werden, entgegnete diese, ihr Mann sei unpäßlich und habe zu schwitzen eingenommen. „Zur Hälfte habt Ihr recht," antwortete der Israelite, „Euer Mann hat eingenommen, aber ich schwitze."

— Ein Officier fiel auf öffentlicher Straße vom Pferde. Ein nebenstehender Jude sagte: „Herr Officier, das wäre mir ach nit geschehen!" — „Was, Jude? bist Du ein besserer Reiter als ich?" — „Das nicht," versetzte der Jude, „aber ich wäre nicht auf das Pferd gestiegen."

— Ein Jude fragte einen Rechtsgelehrten in einem Prozeß um Rath. „O, da ist nichts anzufangen," gab dieser zur Antwort; das ist lange durch das corpus juris entschieden. „Nü, Herr Hofrath," sagte der Jude, „aber so sagen Sie mir doch, wer der Herr corpus juris ist, und woher weiß denn dieser, was ich für Handel hab."

— Ein Jude, der wohl nicht des Handels wegen nach Leipzig zur Messe gekommen war, stahl einem Studenten eine Uhr und wurde dabei ertappt. Der Bestohlene wollte ihn nun den Gerichten überliefern, durch vieles Bitten des Diebes ließ er sich endlich in einen Vergleich mit ihm ein, nämlich, daß er ihm vierzig Prügel aufzählen dürfe.

Als er ihm die ersten zwanzig Prügel aufgezählt hatte, machte er eine Pause, diese währte aber dem Juden zu lange und er bat nun demüthigst: „Ach, lieber Herr, geben Sie mir geschwinde noch das Restchen, sonst versäum' ich zu viel."

Juden-Anekdoten. In dem hannöverschen Bade R. hält seit mehreren Jahren ein hannöverscher Jude, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit, eine Bank. Dahin gerieth denn auch ein junger Handlungsreisender, spielt, verspielt eine für seine Verhältnisse nicht unerhebliche Summe und zieht sich endlich in sichtlichem Tiefsinne über die ungeheure Bresche seiner Reisekasse zurück. Er verweilt noch einen Tag am Orte in derselben nachdenklichen Laune. Einer der Gäste, der ihn beobachtet hatte, macht den Banquier auf ihn aufmerksam und äußert sein Bedauern darüber, daß „gerade so Einer habe daran müssen." — „Weiß wohl," erwiedert der Jude, „hab's mir schon durch den Kopf gehen lassen, will hernach mit ihm reden." — Am Nachmittag bescheidet er den jungen Mann zu sich auf sein Zimmer. „Junger Herr," redet er ihn an, „Sie haben gestern gespielt und verloren, wie viel mag's sein?" — Mit verlegenem Zögern giebt der Spieler seinen Verlust auf 40 Thaler an. — „Das ist nicht wahr," sagt der Banquier, „fünfzig müssen's gewesen sein, ich hab' mir's wohl gemerkt, Sie durften so viel nicht verspielen. Ich weiß, Sie brauchen's Geld, ich will's Ihnen wiedergeben — (dabei zwängt er ihm die Geldstücke in die Hand), — aber wenn ich Sie jemals wieder an einem Roulette treffe, so sage ich Ihnen vor aller Welt: Sie sind'n miserabler Mensch!"

— Ein Jude, mit Namen Moses, pflegte oft in das Haus eines reichen jüdischen Banquiers zu kommen, wo er wegen seiner witzigen Einfälle gern gesehen ward. Endlich war sein Mantel so zerrissen, daß der Banquier jedesmal in Verlegenheit kam, wenn ein Fremder den Moses in diesem Anzuge bei ihm antraf. — „Schafft Euch doch einen andern Mantel an," sagte der reiche Israelit zu dem armen Moses. — „Main," versetzte dieser, „denkt Ihr denn, daß ich nicht mehr als einen Mantel habe?" — „Nun, so nehmt doch den andern um." — „Ja, der ist noch schlechter!"

Juden-Sparsamkeit. Ein Jude war durch Hunger gezwungen, auf seiner Reise Mittags in einem Wirthshause einzukehren. Die prächtige und elegante Einrichtung desselben ließ den geizigen Juden ein kostspieliges Mittagsmahl besorgen. Aengstlich erkundigte er sich nach dem Preise desselben. „Einen Thaler kostet das Mittagsessen," berichtete der Wirth. — „Und das Abendessen?" — „8 Groschen!" — „Nu!" rief der Jude, „so bringen Se mer das Abendessen."

Juden-Berechnungen. Ein Jude weinte bitterlich während der langen Nacht, als der Rabbi den Bußpsalm in der Synagoge sang und zur Stelle kam: „Du bist von Staub und wirst zu Staub." — „Schmuel, was weinste?" tröstete sein Nebenmann. „Wärste von Guld, und müßt Du zu Staub werden, müßte verlieren 100 Procent. So biste von Staub, und werst Staub, gewinnst nischt, und verlierst nischt."

Schlägst Du meinen Juden ꝛc. Auf einer engen Landstraße begegneten sich zwei Kutschen, deren Passagiere Juden waren, die Kutscher wollten keiner dem andern ausweichen, so, daß es bald unter ihnen zu Schimpf- und Fluchreden kam. Die Passagiere des einen Wagens mischten sich nun in den Streit, weßhalb der Kutscher des andern Wagens mit der Peitsche auf sie zuhaute. Da vergriff sich nun auch ihr Kutscher an die Passagiere seines Gegners mit den Worten: „Schlägst Du meinen Juden, so schlag' ich Deinen Juden!"

Gedanken eines **Juden** bei dem Untergang der Sonne:

Unabgenützt behält sie Glanz und Schein,
Das muß epp's Rares von Vergüldung sein.

Nicht der beste Jud. In ein Dorfwirthshaus, worin mehrere Bauern zechten, hatte sich bei einem hereinbrechenden Regenwetter auch ein armer Handelsjude geflüchtet. Kaum ersahen die Trunkenbolde den Sohn Abrahams, als sie ihn sogleich umringten und auf alle mögliche Weise zu necken anfingen. Er vertheidigte sich, so gut er konnte, gegen ihre Beschuldigungen, und berief sich auf seine Ehrlichkeit. „Ei was," schrie einer der Saufbrüder, und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß dem armen Hebräer Hören und Sehen verging, „ich bleibe dabei, der beste Jude ist doch ein Spitzbube." — „Waih mer!" stotterte Herschel, von der so eben gehörten Bekräftigung des erwähnten Spruches noch am ganzen Leibe zitternd, „laßt mich zefrieden, as jach doch nischt bin der beste Jüd!"

Unglück eines Juden. Ein Jude fuhr mit seinem siebenjährigen Söhnlein auf einem Kahn über die Moldau. Der kleine Isaak, den der Wellen Spiel unterhielt, verlor das Gleichgewicht und stürzte über Bord in's Wasser. „Waih geschrieen!" rief der Vater, „bous is än Unglück! Itzigel gaiht unter mit seiner neuen braunen Weste und zwei Peihm (Groschen) darinn!"

Der musikalische Jud. Ein reicher israelitischer Banquier ließ seinen

Sohn in der Musik unterrichten, und fragte eines Tages den Lehrer: „Nü, wie gaiht's, wie staiht's? Wie sein Se zefrieden mit main Jüngelche?" — „Mit der Fingerfertigkeit geht's wohl an," äußerte der Instructor, „aber mit dem Takte kann er sich noch nicht befreunden, denn er spielt z. B. statt achtel Noten, sechszehntel. — „Dous is geschaid von dem Jüngelche," entgegnete der Vater, „as er auskümmt mit an Sechszehntl, worüm süll er geben an Achtl?"

Juden. Ein israelitischer Schöngeist besuchte auf einer Reise einen alten Juden in der Stadt, einen Verwandten, und dieser lud ihn zu einem Mittagsbrod ein. Ueber Tisch wollte der junge Gast sein Licht leuchten lassen, und lenkte das Gespräch auf die schöne Literatur. Der alte Israelit hörte ihm zwar zu, aber ohne eine Sylbe auf alle seine emphatischen Aeußerungen zu erwiedern. „Sie kennen also nicht einmal Goethe?" fragte der Schöngeist. — „Nein!" — „Auch nicht Schiller?" — „Eben so wenig." — „Nun so werden Sie doch den Verfasser von Nathan dem Weisen kennen, Gotthold Ephraim Lessing?" — „Wer kann alle Jüden kennen?"

Edler Zug eines polnischen **Juden.** Vor einigen Jahren wurde ein polnischer Jude auf einer Straße Wiens durch ein kleines Mädchen mit den Worten angesprochen: ob er dem Mädchen nicht folgen, und ein Paar goldene Ohrringe kaufen wolle. Das hübsche Gesichtchen und feine Benehmen des Kindes, das, ärmlich gekleidet, gleichwohl verrieth, nicht gemeinen Leuten anzugehören, fiel ihm auf, und er folgte. Das Mädchen führte ihn in eine kleine Straße in der Vorstadt, in ein Erdgeschoß. Dort fand er eine ziemlich junge Frau und noch zwei kleine Kinder in großer Dürftigkeit. Die Frau übergab ihm die Ohrringe mit Thränen, und bemerkte, daß sie sich davon nur schwer trenne, weil sie das einzige Andenken ihrer Mutter seien; sie müsse sie jedoch veräußern, da ihr noch 7 fl. C. M. an ihrem Zinse fehlten, und der Hausherr sie mit zwei kranken Kindern auf die Straße weisen und die Betten pfänden würde, könne sie nicht bezahlen. Der Jude aus Polen reichte der Frau die Ohrgehänge wieder und 7 fl. C. M. dazu, und sagte: „Den Schatz einer Mutter kaufe ich nie; behalten Sie Ihre Ohrringe; ehren Sie ferner Ihre Mutter, ich ehre die meine auch, und dann werden Sie Ihre Kinder auch dereinst so ehren. Leben Sie wohl," und er ging, ohne den Dank der armen Wittwe abzuwarten.

Juden-Oekonomie. Ein Jude mit Namen Philipps, ließ sich taufen. In der Taufe erhielt er die Namen: Paul Heinrich Philipp. Nach beendigter Taufhandlung sagte er zu einem seiner Taufzeugen: „Wissen Sie wohl, weßhalb ich die Vornamen Paul Heinrich gewählt

habe? — Ich hieß sonst Philipp Hirsch Philipps. Nun kann ich noch mein altes Petschaft gebrauchen, denn darin steht: P. H. P.

Juden-Witz. Drei Witzlinge begegneten einem alten Juden, den sie zur Zielscheibe ihres Witzes machen zu können glaubten. „Guten Morgen, Vater Abraham!“ rief der Erste. — „Guten Morgen, Vater Isaak!“ rief der Zweite. — „Guten Morgen, Vater Jakob!“ rief der Dritte. — „Sie irren sich, meine Herren,“ versetzte der Jude lächelnd; „ich bin weder Abraham, noch Isaak, noch Jacob, sondern Saul, der Sohn Kis, welcher ausging, seines Vaters Esel zu suchen, und siehe, hier habe ich sie gefunden.“

Juden-Anekdoten. Einst bat ein armer polnischer Jude einen reichen Israeliten, er möchte ihm erlauben, bei ihm zu Mittag zu essen, und da er wußte, daß der Reiche ein Geizhals sei, sagte er: „Derfen nischt erschrecken, einen Magen hab ach wie an klanes Kind.“ — Man behielt ihn bei Tische, und er ließ sich's stark schmecken. Da verwunderte sich der Reiche und sagte: „Hör, Du host ja gesagt, Du habbst ein Mogen wie an klanes Kind.“ — „Jo wohl,“ antwortete der Jude, „und der Magen wird doch groß genug sein, wenn er ist so groß wie an klanes Kind.“

— Ein reisender Jude, der öfter durch die Stadt P. passirte und von einem dortigen Wirthe arg geprellt ward, kehrte später in einem andern Gasthofe ein. Der verschmähte Wirth erfuhr dies kaum, als er den Juden aufsuchte und ihm solche Beleidigungen anthat, daß der arme gekränkte Israelit ausrief: „Herr, was soll ich thun, damit Sie mich in Ruhe lassen.“ — „Wenig, sehr wenig,“ sagte der Wirth. „Sie dürfen nur den Gasthofinhaber, bei welchem Sie gegenwärtig wohnen, hier öffentlich einen Schurken nennen, und ich lasse Sie augenblicklich zufrieden.“ — „Ich bin erst ein Mal bei ihm eingekehrt,“ versetzte hierauf der Jude, „ich kenne ihn also zu wenig und kann ihn durchaus nicht schimpfen. Wäre er mir aber so genau bekannt, wie Sie, so würde ich ihn nicht ein Mal, nein hundert Mal öffentlich einen Schurken nennen.“

— Man muß es loben an den Juden, es läßt nicht leicht Einer den Andern stecken. Einem war das Geld ausgegangen zum Schachern, und noch etwas, nämlich der Credit. Er denkt aber: ich probir's, und geh' zum Aaron. „Aaron!“ sagte er, „ich geb Dir's ehrlich wieder heim, leih mir zehn Gulden; ich könnte was damit machen.“ — „Was könntest Du profitiren, Baruch?“ — „Fünf Gulden, wie fünf Kreuzer.“ — „As ich wirklich wenig Geld hab',“ sagte Aaron, „ich hab' erst wieder Stallvieh eingekauft. Die 10 Gulden kann ich

nicht entbehren; weißt Du was? ich geb Dir die fünf geschenkt. So hast Du fünf gewonnen und ich fünf."

— Ein Student fragte einst einen sehr orthodoxen Israeliten: „Sagt mir einmal, Bendix, wenn Ihr am Sabbath einen Beutel mit hundert Ducaten findet, würdet Ihr ihn wohl aufheben?" — „Mein, was soll ich das beantworten," versetzte der Jude, „seh' ich doch nicht den Beutel, ist doch heute nicht Sabbath."

In der **Jugend** hat der Mensch Lust, fremde Länder zu sehen, im Alter sucht er lieber eigene Länder. S.

Schilderung der jetzigen **Jugend**. Erst vierzehnjährig, tragen die Knaben, Säulen des künftigen Philisterthums, bereits Brillen auf der Nase und Cigarren im Munde; die Mädchen hingegen die Bleichsucht auf dem Antlitze, die Verkrümmung auf dem Rücken, verschrobene Emancipationsideen im Kopfe und den frühen Tod im Herzen.

Jugend. Es ist das Characteristische nichtdenkender Menschen, sich die Jugend zurückzuwünschen. Der wahre Denker hält die Errungenschaft des Geistes höher, als die Freuden — der Kindheit.

— Wenn wir im Herbste mit bangen Herzen über die Stoppeln wandeln, dann wird uns wieder wohl, wenn eine dunkelgrüne üppige Saat aus der Erde quillt; und den Menschenbeobachter erhebt beim Scheiden trefflicher Greise der Hinblick auf eine aufblühende, kräftige Jugend.

Jugendfreunde sind so wie beim Menschen die Zähne, die im Jünglingsalter festsitzen, späterhin locker, und immer lockerer werden, bis sie zuletzt ganz ausfallen.

Jugendschriften. Keine Zeit war so reich an Jugendschriften, wie die unsrige; nämlich an Schriften, die von der Jugend, nicht für dieselbe geschrieben sind.

Lebenslang **jugendlich**. Ein Hannöversches Blatt meldete einmal, daß die Schauspielerin Mad. M*** lebenslänglich als jugendliche Liebhaberin angestellt worden sei.

Das **jüngste** Gericht. Ein unschuldig Angeklagter erschien vor Gericht und als er gewahrte, daß die jüngsten Räthe versammelt waren, begann er heftig zu zittern. Auf Befragen, warum er solche

Angst bekomme? antwortete er: „Soll ich nicht, da ich vor dem jüngsten Gerichte stehe.

Der jüngste Tag. In einem Hamburger Banquierhause waren drei Brüder angestellt, welche den Namen Tag führten und von denen der jüngste Cassirer war. Einstmals erschien ein Fremder, um eine Summe Geldes in Empfang zu nehmen. Der Buchhalter ertheilte die Resolution: „Da müssen Sie warten, bis der jüngste Tag kommt."

Juli und August. Es ist doch sonderbar, sagte ein Lehrjunge zu seinem Meister, sogar die Monate fangen unter einander schon zu heirathen an: „Unsre Köchin d' Juli heirath den August."

Zu jung. Einem sehr alten Manne starb seine vierzigjährige Tochter. An ihrem Sarge jammerte er: „O Himmel, wie unglücklich bin ich, jetzt hab' ich das Mädel aus dem Gröbsten heraus gehabt und nun stirbt sie mir."

Die zu junge Siebzigerin. „Wann legen sich die verliebten Neigungen beim schönen Geschlechte?" fragte Jemand eine siebenzigjährige Matrone. — „Ja, das weiß ich nicht," versetzte diese, „darum müssen Sie eine ältere fragen."

Jungfrau. So wie der feinste Burgunder, wenn er verdirbt, den schärfsten Essig giebt, so wird die verjährte Schönheit meistens die schärfste und beißendste alte Jungfrau.

Jungfrauen, wie sie sein sollen. Der alte Abraham a St. Clara verlangt von den Jungfrauen: sie sollen von Rechtswegen beschaffen sein wie die Tuck-Enten, welche sich unter das Wasser tucken, um den Nachstellungen zu entgehen. Ja, sie sollen sogar wie die Kröten sein, aber wohl zu merken, wie die Schildkröten, die da ihr Haus auf dem Rücken tragen, also immer zu Hause bleiben. Die Jungfrauen sollen sein wie die alten großen Folianten mit Schlössern, sonst geschiehet es gar bald, daß sie Eselsohren bekommen. Auch sollen sie sein wie ein Licht in der Laterne, denn außer derselben solches gar bald auslöscht.

Alte Jungfern. Die Engländer hegen keine große Achtung vor alten Jungfrauen. Vergangenen Herbst stand ein ältliches Weib nach einem heftigen Gußregen ganz durchnäßt in einer Straße Londons und wußte nicht, wie hinüberzukommen. Ein Lastträger erbarmte sich ihrer, faßte das Weib um den Leib und trug sie durch das Re-

genwasser hinüber. „Der Himmel lohne es Euch," rief sie voll Freude, „Ihr habt einem armen Mädchen einen großen Dienst erwiesen!" — „Was, einem Mädchen?" rief der Lastträger, „eine alte Jungfer seid Ihr also? Wartet!" und er faßte die Erschrockene und trug sie wieder zurück an ihren früheren Platz.

Alte **Jungfern.** Ehrwürdig ist die Matrone im Kreise ihrer Kinder — ehrwürdiger die alte unvermählte Dame. Jene hat ihre Sendung erfüllt, Liebe und Achtung verschönt ihre letzten Lebenstage und schmückt ihr Silberhaar mit Rosen — diese steht einsam, verlassen und ungeliebt, und ihr Haar schmückt nur die Dornenkrone der Entsagung.

Paul Weiner.

Junot Andoche, geb. 1771, wurde in der französischen Revolution Grenadier. Als Napoleon im Lager vor Toulon war, verlangte er einen Sergeanten, der einige ihm zu dictirende Anordnungen fertig schreiben könne. Junot ward ihm geschickt und schrieb auf der Böschung einer eben aufgeworfenen Batterie, gegen welche die Feinde ein heftiges Feuer unterhielten. Eben war er fertig, als eine Kugel neben ihm einschlug, und ihn ganz mit Erde bedeckte. „Schön," sagte er ganz gelassen, „da brauche ich keinen Streusand." Diese Kaltblütigkeit gefiel dem eben so kaltblütigen Napoleon. Er verlor den Sergeanten nie aus den Augen und es ist bekannt genug, daß dieser später bis zum Herzogsrange (von Abrantes) stieg.

Junot, Napoleons erster General-Adjutant, bildete in Arras eine erlesene Heerschau, die bei der Landung in England, von ihm befehligt, an der Spitze des Heeres fechten, und diesem den Weg bahnen sollte. Noch gefielen sich damals die französischen Soldaten in voller Frisur mit puder- und pomadenreichen Zöpfen, welche Jenem verhaßt waren, und um deren Abschaffung er den ersten Consul anging. Napoleon aber wollte diese anstößige Veränderung dem freien Willen der Truppen anheim gestellt wissen; Junot, den sie liebten, ließ deßhalb der Division seinen innigen Wunsch bekannt werden, auch verschwanden sofort 2000 Zöpfe, doch veranlaßte der Groll und die Neckerei der Widerstrebenden Zwietracht und Händel. Hierauf versammelte er die Masse, hielt, ihrer Gunst und Achtung gewiß, eine eindringliche, seinem Zwecke geltende Rede, und abermals wurden ihm zu Liebe 1500 Zöpfe abgeschnitten. Eines Morgens bittet ein junger Grenadier um Gehör und wird vorgelassen. Er ist groß, schön, von angenehmer Bildung, aber noch frisirt und stark gepudert, neigt sich mit Anstand, doch verlegen, da ihn Junot des gedachten Haarputzes wegen scheel ansieht, und antwortet auf die Frage nach seinem Begehren: „Mein General, ich wünschte, mit Ihrer Erlaubniß, zu wissen,

ob das Abschneiden der Haare wirklich verordnet ward, denn der Tagesbefehl sagt nichts davon." — „Ich habe es weder geboten noch verlangt!" entgegnete Jener, „habe nur gebeten und gehofft, daß meine Grenadiere, in denen ich meine Brüder, Kinder und Freunde sehe, mir, der ich so viel für sie that, diesen Beweis von Anhänglichkeit geben, mir eine Hand voll Haare opfern würden, da diese Entbehrung sie nichts kostet, wohl aber Jedem nützlich ist." Er sprach in diesem Sinne beweglich fort, und beschloß die Antwort mit der nochmaligen Frage nach dem eigentlichen Begehren. Der junge Mann war gerührt, trat ihm näher und sagte mit wankender, fast weinerlicher Stimme: „Herr General, es giebt gewiß in der ganzen Division kein Herz, das Ihnen ergebener wäre, als das meine, auch bin ich weder unfolgsam noch halsstarrig, und will es Ihnen jetzt beweisen. Als ich von meiner guten geliebten Mutter schied, sollte ich die Haare abschneiden, und sie ihr zum Andenken überlassen, was ich ablehnte. Ich habe auch ein Schätzchen," fuhr er erröthend fort, „das sich ein Halsband von ihnen wünschte, und nicht einen Strähn erhielt, denn meine Haare sind mir zu werth; ich würde sie wohl selbst dem Napoleon versagen, sehe aber wohl, daß sie jetzt fallen müssen, denn die ganze Compagnie fügte sich Ihnen zu Liebe, und ich, der sie mehr als Andere ehrt, sollte mich weigern? Das darf nicht sein!" Er zog bei diesen Worten eine gewaltige Scheere aus der Tasche, reichte sie dem General dar, und sagte: „Doch erbitte ich mir es zur Gnade, daß Sie — aber sie selbst — den ersten Schnitt thun, denn das Opfer, wenn es ein solches ist, wird mir dann minder weh thun." Junot zögerte betroffen und bewegt, als ihm der Jüngling den herrlichsten blonden Lockenkopf, den er noch je gesehen, zuneigte, und rieth ihm ab, doch jener bestand auf der Hingabe und dem Anspruche; es entspann sich ein Zwist der Opferlust mit der Ablehnung, und der General ward endlich zum Vorschneider.

Der berühmte Peter **Jurieu** war sonst äußerst vernünftig, nur bildete er sich ein, daß seine öftern Coliken von sieben Reitern herrührten, die in seinem Magen eingeschlossen wären und darin Gefechte mit einander hielten.

Juristen. Der Hallische Professor und Dr. jur. König, rühmlich bekannt in der deutschen Rechts-Literatur, schrieb ein Buch von „Juristen, die sich zu Tode gegessen haben." Es wäre ein Leichtes, einen Anhang dazu zu schreiben von Juristen, durch die sich Andere zu Tode hungert.

K.

Das sind die glücklichsten Staaten, von welchen nichts zu sagen ist, das sind die glücklichsten Ehen, von denen nichts bemerkt wird, und so muß der Buchstabe K ein glücklicher Buchstabe im ABC sein, denn es läßt sich gar nichts von ihm sagen! Manchen Worten in der deutschen Sprache geht es wie einem armen Deutschen, der seinen Heimathschein verloren hat, er wird hin und her geschoben, von K in C und von C in K.

Von „Kerl" wissen wir, daß er ein geborner Deutscher ist und unter K gehört, aber von „Karl" wissen wir nicht, ob er nicht als „Carl" unter „C" militairpflichtig ist.

Cain irrt noch ohne festen Wohnort in den verschiedenen Dictionairen zwischen Kain und Cain herum, und Kolumbus hat noch das Wörterbuch nicht entdeckt, das ihm sagt, ob er Columbus oder Kolumbus heißt! „Kameel" und „Karbatsche" haben den deutschen Kopf aufgesetzt, „Conduite" und „Camisol" haben den fremden Kopf beibehalten. Kasse wird jetzt fast durchgehends mit „C" geschrieben: „Casse", als ob es ein fremdes Wort geworden ist.

M. G. Saphir.

Kälte. Ein Rückkehrender aus Rußland erzählte: „Die Kälte ſei dort ſo arg geweſen, daß ihm hinter Petersburg ſchon die Augen zugefroren wären, und er ſolche erſt in Moskau habe wieder durch gewärmte Milch aufthauen können.

Wie ſchützt man ſich gegen **Kälte**? Dr. Martius erzählt in ſeinen kürzlich erſchienenen „Erinnerungen" von einem Erlanger Gelehrten folgenden ergötzlichen Zug: „Er war ſehr empfindlich gegen die Kälte und verwahrte ſich dagegen auf ganz beſondere Art. Er hatte nämlich in ſeinem Zimmer ein Gerüſte mit Staffeln errichtet, worauf er ſich mit ſeinem Studirtiſche immer höher gegen den Plafond hin, in wärmere Luftſchichten, retirirte, je kälter es ihm wurde."

Wirkung von **Kälte** und Wärme. „Welche Wirkungen haben Wärme und Kälte?" fragte ein Lehrer einen Schüler. „Die Kälte zieht zuſammen, die Wärme dehnt aus." — „Recht ſo, könnt Ihr das durch ein Beiſpiel aus Eurer eignen Erfahrung belegen?" Der Schüler ſchwieg, ſeine übrigen Kameraden glotzten einander an. Endlich ſtand einer auf und rief: „O ja! Wenn's heiß iſt, werden die Tage lang, und wenn's kalt iſt, werden ſie kurz."

Käſe. Ein reicher Käſehändler zu Codogno (Provinz Lodi) feierte den Geburtstag ſeiner Frau durch Errichtung eines großen Triumphbogens aus Parmeſankäſe. Ueber 4000 Laib (von 90 bis 100 Pfund) wurden hiezu verwendet und die Verzierungen, Frieſe u. ſ. w. aus Strachino verfertigt.

Käsſtecher. Iſt eines von den vier letzten Dingen der Autoren.

Als **Käſtner** wieder eine Sammlung Gedichte von einem der vielen Reimer, die nur nach ihrer eigenen Meinung Dichter ſind, vor ſich hatte, ſagte er: „So lange nicht aus ſolchen Lumpen ſelbſt Papier gemacht werden kann, ſollten ſie keins verderben."

Ein Student überreichte einſt dem Profeſſor **Käſtner** ſein Stammbuch mit der Bitte, ſich auch darin zu verewigen. Käſtner nahm es, blätterte darin, und da er viele Unſittlichkeiten darin fand, ſo ſchrieb er hinein: „Herr! erlaube uns, unter die Säue zu fahren."

Käſtner. Auf einen berüchtigten Geizhals fiel während der Nacht der Betthimmel herab und verletzte ihn bedeutend. „Du gerechter Himmel!" rief der witzige Käſtner, als er dieſen Unfall vernahm.

Käſtner kritiſirte einſt ein Buch alſo: „Dies Buch iſt auf dem

ſchlechteſten Papiere gedruckt; Schade um das ſchöne Papier!" Derſelbe beurtheilte einen ſchlechten Trauerſpieldichter:

„Den Zweck des Trauerſpiels, den weiß er zu erreichen,
Das Mitleid mit dem Stück und Furcht vor mehr dergleichen."

Käſtner hatte bei einem Manne, der als ein aufgeblaſener und dabei ſehr beſchränkter Kopf bekannt war, Geſchäfte. Der wackere Dichter wurde in ein Zimmer geführt, an deſſen Wand zwei Bildniſſe hingen, die den Herrn des Hauſes als Kind und als Mann darſtellten. Der vornehmthuende Herr ließ unſern Dichter etwas zu lange auf ſich warten; dieſer ſuchte ſich nun die Langeweile damit zu vertreiben, daß er mit einer Bleifeder unter das erſtere Bildniß ſchrieb:

„So ſah der kleine Narr in ſeiner Jugend aus,"

und unter das andere:

„Und ſeht, im Alter ward ein ſolcher großer draus."

Käſtner. Als der verdienſtvolle Münchhauſen 1774 geſtorben war, wurde eine Gedächtnißfeier veranſtaltet, bei welcher der berühmte Käſtner und der Conſiſtorialrath Muray Reden halten ſollten. Sie becomplimentirten ſich lange über den Vortritt, bis endlich Muray unwillig ſagte: „Ich habe noch ein kleines Geſchäft, darum ſprechen Sie zuerſt." Er entfernte ſich auf einige Augenblicke, dieſe hatte aber Käſtner benutzt, um den Anfang der Rede Muray's zu überblicken. Er ſprach nun mit Feuer über die Verdienſte des Verſtorbenen und ſchloß, da er Muray kommen ſah, mit den Worten: „beweiſet, trotz dieſes Unfalles, Seelenſtärke und weinet nicht, Ihr Brüder!" Nun erſchien Muray, beſtieg die Rednerbühne und begann mit Pathos: „Weinet Ihr Brüder!" — und die Verſammlung brach in ein lautes Gelächter aus.

— Zu Käſtners Zeiten waren die anakreontiſchen Gedichte ſehr im Schwunge. Einſt überreichte ihm ein Dichterling eine ganze Sammlung derlei von ihm verfertigten Gedichte und erbat ſich ſein Urtheil darüber; Käſtner ſagte nur die Worte: „Gedankenleere Proſa in Dreiquerfingerzeilen."

Käufer. Es kam Jemand zu einem Drechsler und verlangte ein Mundſtückel zu einer Kliſtierſpritze.

Kaffee. Es wird wohl wenigen Kaffeetrinkern bekannt ſein, daß der Kaffee ſeinen Namen von der Provinz Kaffa herleitet, welche einen Theil des Reiches Abyſſinien im öſtlichen Afrika ausmacht. Der

Kaffee, der daselbst wächst, soll vorzüglicher sein, als der von Mokka in Arabien. Man kann diesen Kaffee aber nicht nach Europa verführen, theils des Landes wegen, durch welches er transportirt werden müßte, theils aber auch wegen des ungeheuern Zolles, dem er auf der Straße, welche Abyssinien von Egypten trennt, unterliegen würde.

Kaffee soll, wie mich eine Frau versicherte, ein sehr gutes Getränk sein, es erhält munter und wach, und soll die Kraft haben, alle Geheimnisse einer nicht gar zu großen Stadt an den Tag zu bringen.

Kaffee ein Gift. „Ei, um Himmelswillen!" rief ein junger Arzt, als er Voltaire noch spät Abends Kaffee trinken sah, „Sie trinken Kaffee? Kaffee ist ein langsames Gift!" — „Sie mögen wohl recht haben, daß es ein langsames Gift ist," erwiederte Voltaire, sich eine Tasse vollschenkend, „denn ich trinke es Gott sei Dank schon beiläufig durch sechszig Jahre."

Kaffee-Consumtion. Kaum glaublich, aber doch mathematisch richtig. Jüngst starb eine 75jährige Frau, die als ächte Kaffeeschwester renommirt war. Sie gestand es oft, daß seit sechszig Jahren der wesentlichste Theil ihrer Nahrung der Kaffee war. Wenn man nun annimmt, daß sie während dieser sechszig Jahre täglich ein Seidel Kaffee getrunken habe, was jedenfalls sehr wenig ist, so macht die Quantität des genossenen Kaffee's nicht weniger als 137 Eimer und 15 Maß. Diese Quantität in eine Grube geschüttet, würde hinreichen, um darin ein Pferd sammt dem Reiter zu ertränken. — Nimmt man an, die gedachte Kaffeetrinkerin habe täglich 1 Loth Kaffee und 2 Loth Zucker consumirt, so giebt dies 6 Centner 84 Pfund Kaffee und 13 Centner und 68 Pfund Zucker. Um diese Quantität zu transportiren, bedarf es nach der gewöhnlichen Norm einer Bespannung von 5 Pferden. So leistet selbst der unbedeutendste Mensch, wenn er lange lebt, immerhin Großes!

Das erste Kaffeehaus in Deutschland wurde 1683 in Wien von Georg Franz Koltschitzky gegründet, der den Türkenkrieg mitgemacht und sich darin so ausgezeichnet hatte, daß er von Leopold I. zur Belohnung seiner Tapferkeit ein Kaffeehaus-Privilegium erhielt.

Der dicke Kaffee. Ein Lieutenant bemerkte, daß sein Kaffee seit mehreren Tagen so dick sei; er rief deshalb seinen Burschen ins Zimmer und fragte ihn nach der Ursache dieses Uebels. „Ja, sehen Se, Herr Leitnant," sagte dieser, „der alte Trichter is entzwee jejangen, un nu hab' ich einen Strumpf jenommen, un da is et möglich." — „I, zum Donnerwetter," rief der Officier, Kerl, auf Ehre, ich glaube,

Du bist wahnsinnig!" — „I Jott bewahr!" antwortete der Bursche mit Seelenruhe. „Jloben Se mir doch man, det ick weeß, wat ick dhue! Ick weeß ja, det Sie sich einrichten müssen, un werde nich so reinrasen. Ick habe ja man nur en alten Strumpf jenommen!"

Der **Kaffee** à la Turc et à la Grec. Der Türke trinkt seinen Kaffee ohne Zucker, der Grieche macht etwas mehr Umstände, beide aber wissen nichts vom Filtriren desselben, und da die Bohne nur zerstampft wird, so ist das Getränk so dick, daß die Zähne gerade so viel beim Genusse zu thun haben, als der Schlund.

Kaffee. Ein belgisches Blatt erzählt, daß zwischen mehreren Frauen zu Brüssel ein Kaffee-Wetttrinken stattgefunden. Den Preis des Sieges errang eine ältliche Dame, welche siebzehn Tassen des stärksten Mokkakaffee's trank, den man machen konnte.

Eigenschaften eines guten **Kaffee's.** „Er soll aus reinem Mokka bereitet, echt und klar wie die Sonne, schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe sein."

Kaffeehaus-Anekdote. Einer von den gewandten Spitzbuben, die alle öffentlichen Orte, Schauspiele, Gast- und Weinhäuser besuchen, um bei einer schicklichen Gelegenheit etwas zu entwenden, ging mit seinem Sohne auf ein Kaffeehaus. „Vater," fragte der Letztere, „werden Sie hier eine Tasse Kaffee zu sich nehmen?" — „Nein, einen Löffel," war die Antwort.

Der **Kaffeebaum** wurde im Jahre 1454 in Arabien gepflanzt, 1554 wurde der erste Kaffee in Constantinopel getrunken, 1654 in Marseille; 1754 in Preußen, gegenwärtig trinkt man ihn in allen Welttheilen.

Kaffee. Man hat die Geschichte der Entdeckung des Kaffee's so verschieden erzählt, daß man wohl auch die Sage hören kann, welche die Türken darüber haben. Die Entdeckung des Kaffee's fällt nach den türkischen Schriftstellern in das Jahr 1258, als ein Derwisch, Hadschi Omer, der aus einem Kloster in Mokka verstoßen worden war, in einer Höhle eines benachbarten Berges eine Zuflucht suchte. Hier in der Einöde sammelte und röstete er, um den ihn quälenden Hunger zu stillen, die Beeren eines in der Nähe wachsenden Strauches mit Namen Kahva. Da er fand, daß die Beeren nicht bloß wohlschmeckend, sondern auch nahrhaft waren, so zerstieß er sie und verdünnte sie mit Wasser. Durch dieses Getränk erhielt er sich nicht bloß mehrere Tage am Leben, sondern stärkte sogar seine Gesundheit. Die anderen Derwische aus seinem Kloster kamen nach ei-

niger Zeit in die Höhle, fürchteten, ihn da verhungert zu finden, trafen ihn aber, wie er eben seinen Kahva-Trank bereitete, und das Wunder überraschte sie nicht mehr, als der liebliche Geruch des Getränkes ihnen wohlgefiel. Sie erzählten ihrem Vorgesetzten, was sie gesehen hatten. Er hielt die Erhaltung des verbannten Bruders für einen wundervollen Beweis von göttlichem Schutze, und wünschte aus Neugierde, die Beere auch zu kosten, weßhalb Hadschi Omer zurückberufen und in dem Kloster wieder aufgenommen wurde. — Der Gouverneur von Mokka, der von der Entdeckung ebenfalls hörte, und das Getränk kostete, stimmte nicht bloß in die Lobeserhebung ein, sondern kam auch sofort auf den Gedanken, die Benutzung zu einem Monopol zu machen, indem er alle Stellen, an welchen Kahvasträuche wuchsen, mit Beschlag belegen ließ und sie für Eigenthum der Regierung erklärte. Hadschi Omer starb — wegen dieser Entdeckung — im Geruche der Heiligkeit im Jahre 1282. — Wir möchten in unserer denkmalsüchtigen Zeit den Vorschlag machen, diesem Kaffeeheiligen Hadschi Omer ein Denkmal zu errichten; wenigstens sollte sein Bild in jedem Kaffeehause aufgestellt werden.

Einführung des Kaffee's in Frankreich. Dem berühmten Reisenden Thevenot, der im Jahre 1658 aus der Levante nach Frankreich zurück kam, schreibt man die Bekanntmachung des Kaffee's in diesem Lande zu. Dies Getränk behagte ihm so sehr, daß er sich dessen fortwährend bediente, nur mit kleineren Abweichungen. Hierauf suchten einige Kaufleute in Marseille, seit dem Jahre 1664, ihn noch bekannter zu machen, wahrscheinlich um durch die Einführung desselben ein Bedeutendes zu gewinnen; denn die Bohnen waren nur in Marseille zu haben. Sie hätten aber wohl kaum so bald ihren Zweck erreicht, wenn nicht ein vornehmer Türke die Pariser Welt in Aufruhr gebraucht und dieses neumodische Getränk den Damen und Herren, welche die Neugierde zu ihm trieb, vorgesetzt hätte. Es war der türkische Gesandte Soliman Aga, der im Jahre 1669 zehn Monate hindurch die Augen und das Gespräch von ganz Paris auf sich zog. Er ließ dieses fremde schwarze Getränk in porzellanen Gefäßen auffetzen; glänzend gekleidete Sklaven reichten es den Damen und zugleich Servietten mit goldenen Fransen. Die Neuheit der Sache, der Reiz des Ausländischen, die Prunksucht der Großen, die Seltenheit und Kostbarkeit der Bohnen und der dazu nöthigen Gefäße, die nachahmende Eitelkeit, welche durch diesen bis dahin unbekannten Genuß sich einen auszeichnenden Glanz zu geben hoffte, alles dieses reizte einige Vornehmen zuerst, auch bei sich diese Seltenheit darzureichen. — Schon drei Jahre nachher eröffnete ein Armenier eine Kaffee-Bude in Paris, und vier Jahre später hatte sich die Anzahl der Kaffee-Schänker so vermehrt, daß man sie in eine Zunft vereinigen zu müssen

glaubte. Man nannte sie auch Limonadiers, weil ihnen ausschließungsweise noch erlaubt war, Limonade zu verkaufen.

Die **Kaffern** verehren alle Plätze, wo ein Mensch unglücklicher Weise um's Leben kam. Gehen sie an einer solchen Stelle vorbei, so machen sie eine tiefe Verbeugung. Sie glauben, daß dort ein böser Geist hause, und wollen dadurch seinen Grimm beschwichtigen.

Der **Kahlkopf.** Ein Student, ein Barbier und ein Kahlkopf reiseten zusammen. Sie kamen Abends in ein Wirthshaus, das ihnen nicht ganz sicher vorkam, und beschlossen, in der Nacht wechselsweise einige Stunden zu wachen. Die Reihe kam zuerst an den Barbier. Aus langer Weile und Muthwillen nahm dieser sein Schermesser, schor dem tief schlafenden Studenten die Haare auf dem Kopfe glatt weg, und weckte ihn, als die Zeit zum Wachen an ihn kam. Als dieser erwachte, kratzte er sich am Kopfe, und rief, als er keine Haare fand: „Du Narr! warum weckst Du denn den Kahlkopf an meiner Statt?"

Der Gruß in **Kairo.** Hier lautet der Gruß: „Möge Dein Tag weiß sein!" und die Antwort: „Und der Deinige wie Milch."

Kalb. Ein stolzer, aufgeblasener Gelehrter, Hr. B., kam in ein Dorf, ging zu einem Pächter, und verlangte trotzig zu essen. Der Pächter wies ihn eben so trotzig zurück. „Herr," sagte jener höchst erbittert, „wissen Sie, daß ich auf zwei Universitäten war, und auf jeder die Collegien frequentirte?" — „Wohl Herr," erwiederte der Pächter. „Ich hatte ein Kalb, welches an zwei Kühen säugte, und jemehr es säugte, ein desto größeres Kalb ist es geworden."

— Ein junger Witzjäger spöttelte in einer Gesellschaft über die Vorstellung der Seelenwanderung, und schloß damit, er erinnere sich, das goldene Kalb gewesen zu sein. „Haben auch nichts verloren, als die Vergoldung!" bemerkte lächelnd eine Frau.

— Ein St. Galler spottete einmal über die Appenzeller Straßen, und sagte: „Sie sind so schmal, daß kaum eine Kuh durchkommen kann, ohne mit ihren Hörnern sich im Gesträuch zu verwickeln." — „Ihr seid doch ungehindert durchgekommen?" erwiederte ein Appenzeller. „Ja!" — „Der Herr war also damals noch ein Kalb."

Kälber statt Kleingeld. Ein Europäer fragte einen Teraner, wie es denn bei ihm zu Hause mit dem Gelde stände. „Geld in Hülle und Fülle," sagte dieser. „Wahrscheinlich doch nur Gold und Sil-

niger
fen i
Wi
tr
e

Kälber — Kalbskopf.

...ber, nicht wahr?" frug der Fremde, „die mexikanischen Bergwerke sind ...ja so nahe." — „Das wenigstens," sagte der Texaner, „für größere Zahlungen geben wir Kühe und zum Wechseln haben wir Kälber."

Die zu Kälbern gewordenen Kühe. Als zur Zeit der ersten Feldzüge in Italien Napoleon dahin abging, hatte er für die Armee eine Heerde von 10,000 Stück Rindvieh angekauft, welche er einem Intendanten, dessen Name hier nichts zur Sache thut, bis zu seiner Rückkehr zur Fütterung übergab. Als sich der Intendant mit seinen 10,000 Stück Rindvieh allein sah, stiegen folgende Reflexionen in seinem Gehirne auf: „Der Teufelsmann will Italien erobern; aber man erobert Italien nicht so leicht, wie man ein Glas Wasser austrinkt. Um einen solchen Hauptstreich auszuführen, braucht er wenigstens eben so viel Zeit, als ein Kalb bedarf, bevor es eine Kuh wird." Die Folge dieses Raisonnements, welches allerdings vortrefflich gewesen wäre, hätte an der Spitze der Armee ein Mann, wie dieser Intendant, gestanden, war, daß besagter Intendant die 10,000 Stück Rindvieh auf dem Markte verkaufte, eine gleiche Anzahl Kälber dafür ankaufte, den gewonnenen Ueberschuß in seine Tasche strich, und sich mit dem oft wiederholten Ausrufe beruhigte: „Beim Teufel! man erobert nicht Italien, wie man ein Glas Wasser trinkt." Allein das Sprichwort: Wer ohne den Wirth die Rechnung macht, muß sie zweimal machen, bewährt sich stets, welches um so mehr hier der Fall sein mußte, wo Napoleon der Wirth war. Denn fast in derselben Zeit, welche man braucht, um ein Glas Wasser zu trinken, hatte Napoleon Italien überwunden. Er kam zurück und verlangte sein Rindvieh. Es war hier an keinen Aufschub, an keine Verzögerung zu denken. Der unverschämte Intendant kam mit seinen 10,000 Kälbern zum Vorschein und sprach: „General, hier sind sie!" — „Wahrhaftig," begann Bonaparte, „Ihr seid ein kühner Schurke! Das weiß ich wohl, daß zu jeder Zeit aus Kälbern Kühe werden, aber das hier ist das erste Mal, wo ich erfahre, daß aus Kühen Kälber geworden sind. Ihr verdient gehangen zu werden, mein Herr Intendant, und dies soll auch geschehen." Dieser ließ sich das Ding nicht noch einmal sagen, sondern setzte sich auf die Post, und fuhr auf und davon. Im Jahre 1815 blieb der Kaiser bei einer Revue vor einem Soldaten stehen und sagte: „J, was! . . . was macht Ihr denn hier? ich habe Euch ja vor zehn Jahren in Italien aufhängen lassen!" — „Sire," antwortete der Intendant, denn er war es, „Eure Majestät muß es doch nicht gethan haben; indessen stehe ich immer noch Ew. Majestät ergebenst zu Diensten." Der Kaiser mußte lachen und verzieh dem Intendanten.

Der **Kalbskopf.** (Wiener Wirthshaus-Scene). (Ein Herr, der

schon lange Etwas angeschafft hat, klopft ungeduldig an die Wasserflasche, — der Kellner erscheint.)

Herr. Johann? was machst denn? wie lange soll ich denn noch warten? wann bekomme ich denn einmal meinen Kalbskopf?

Kellner. Verzeihen Euer Gnaden, will gleich nachschauen, ich war ganz der Meinung, Sie hätten ihn schon!

Es steht ja im **Kalender.** „Es ist doch zum Bewundern, was die Menschen alles wissen," sprach ein Bauer zu seinem guten Freunde, „sogar Sonnen- und Mondfinsternisse können sie vorhersagen." — „Ja, das ist eine rechte Kunst," erwiederte der Andere, „das kann ich auch, das steht ja alles im Kalender!" — „Ja so, daran hatte ich nicht gedacht."

Kalikrates, ein Bildhauer des Alterthums, grub mehrere Verse von Homer in ein Hirsekorn, machte einen Wagen aus Elfenbein, der von dem Flügel einer Fliege bedeckt werden konnte, und einige Ameisen aus Elfenbein, deren Glieder man unterscheiden konnte.

Das **kalte** Fieber. Ein Mechanikus in Schkeuditz hatte neulich das kalte Fieber so arg, daß in seiner Nähe das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt herabsank.

Militärische **Kaltblütigkeit.** Tiez in seinen „Skizzen" erzählt: „Das litthauische Dragonerregiment, aus trefflichen Reitern und Pferden zusammengesetzt, stand in einer der Hauptschlachten gegen Napoleon beinahe eine halbe Stunde lang dem Feuer der französischen Kanonen ausgesetzt, wodurch mehrere Menschen und Pferde getödtet wurden. Ein Dragoner, Namens Kubillis, schwankte auf seinem Pferde. Ein unfern stehender Officier, der dies sah, und ihn verwundet glaubte, kommt herzu und fragt, was ihm fehle? „Nichts, mein Herr Lieutenant," antwortete Kubillis, „mir wurde während des unnützen Schießens die Zeit lang, und da bin ich ein Bischen eingeschlafen."

Ursprung der schwarzen **Kamaschen.** In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des 1760 den 23. Juni durch Laudon's Sieg bei Landshut in die Gefangenschaft gerathenen preußischen Generals de la Motte Fouqué, steht unter andern folgende drollige Anekdote: Fouqué stand 1742 mit seinem Grenadierbataillon zu Cremsir in Mähren, und hatte unfern der Wohnung eines Geistlichen eine Schildwache ausgestellt. Dieser, beunruhigt durch die öftern Wer da? welche die Schildwache jede Viertelstunde wiederholte, gerieth auf den Einfall, den Soldaten von diesem Posten, und zwar in der Gestalt des Teufels, wegzuschrecken. In einer solchen Verkleidung mit Hör-

ber, nicht wahr?" frug der Fremde, „die merikanischen Bergwerke sind ja so nahe." — „Das weniger," sagte der Texaner, „für größere Zahlungen geben wir Kühe und zum Wechseln haben wir Kälber."

Die zu **Kälbern** gewordenen Kühe. Als zur Zeit der ersten Feldzüge in Italien Napoleon dahin abging, hatte er für die Armee eine Heerde von 10,000 Stück Rindvieh angekauft, welche er einem Intendanten, dessen Name hier nichts zur Sache thut, bis zu seiner Rückkehr zur Fütterung übergab. Als sich der Intendant mit seinen 10,000 Stück Rindvieh allein sah, stiegen folgende Reflexionen in seinem Gehirne auf: „Der Teufelsmann will Italien erobern; aber man erobert Italien nicht so leicht, wie man ein Glas Wasser austrinkt. Um einen solchen Hauptstreich auszuführen, braucht er wenigstens eben so viel Zeit, als ein Kalb bedarf, bevor es eine Kuh wird." Die Folge dieses Raisonnements, welches allerdings vortrefflich gewesen wäre, hätte an der Spitze der Armee ein Mann, wie dieser Intendant, gestanden, war, daß besagter Intendant die 10,000 Stück Rindvieh auf dem Markte verkaufte, eine gleiche Anzahl Kälber dafür ankaufte, den gewonnenen Ueberschuß in seine Tasche strich, und sich mit dem oft wiederholten Ausrufe beruhigte: „Beim Teufel! man erobert nicht Italien, wie man ein Glas Wasser trinkt." Allein das Sprichwort: Wer ohne den Wirth die Rechnung macht, muß sie zweimal machen, bewährt sich stets, welches um so mehr hier der Fall sein mußte, wo Napoleon der Wirth war. Denn fast in derselben Zeit, welche man braucht, um ein Glas Wasser zu trinken, hatte Napoleon Italien überwunden. Er kam zurück und verlangte sein Rindvieh. Es war hier an keinen Aufschub, an keine Verzögerung zu denken. Der unverschämte Intendant kam mit seinen 10,000 Kälbern zum Vorschein und sprach: „General, hier sind sie!" — „Wahrhaftig," begann Bonaparte, „Ihr seid ein kühner Schurke! Das weiß ich wohl, daß zu jeder Zeit aus Kälbern Kühe werden, aber das hier ist das erste Mal, wo ich erfahre, daß aus Kühen Kälber geworden sind. Ihr verdient gehangen zu werden, mein Herr Intendant, und dies soll auch geschehen." Dieser ließ sich das Ding nicht noch einmal sagen, sondern setzte sich auf die Post, und fuhr auf und davon. Im Jahre 1815 blieb der Kaiser bei einer Revue vor einem Soldaten stehen und sagte: „I, was! . . . was macht Ihr denn hier? ich habe Euch ja vor zehn Jahren in Italien aufhängen lassen!" — „Sire," antwortete der Intendant, denn er war es, „Eure Majestät muß es doch nicht gethan haben; indessen stehe ich immer noch Ew. Majestät ergebenst zu Diensten." Der Kaiser mußte lachen und verzieh dem Intendanten.

Der **Kalbskopf.** (Wiener Wirthshaus-Scene). (Ein Herr, der

schon lange Etwas angeschafft hat, klopft ungeduldig an die Wasserflasche, — der Kellner erscheint.)

Herr. Johann? was machst denn? wie lange soll ich denn noch warten? wann bekomme ich denn einmal meinen Kalbskopf?

Kellner. Verzeihen Euer Gnaden, will gleich nachschauen, ich war ganz der Meinung, Sie hätten ihn schon!

Es steht ja im **Kalender.** „Es ist doch zum Bewundern, was die Menschen alles wissen," sprach ein Bauer zu seinem guten Freunde, „sogar Sonnen- und Mondfinsternisse können sie vorhersagen." — „Ja, das ist eine rechte Kunst," erwiederte der Andere, „das kann ich auch, das steht ja alles im Kalender!" — „Ja so, daran hatte ich nicht gedacht."

Kalikrates, ein Bildhauer des Alterthums, grub mehrere Verse von Homer in ein Hirsekorn, machte einen Wagen aus Elfenbein, der von dem Flügel einer Fliege bedeckt werden konnte, und einige Ameisen aus Elfenbein, deren Glieder man unterscheiden konnte.

Das **kalte** Fieber. Ein Mechanikus in Schkeuditz hatte neulich das kalte Fieber so arg, daß in seiner Nähe das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt herabsank.

Militärische **Kaltblütigkeit.** Tiez in seinen „Skizzen" erzählt: „Das litthauische Dragonerregiment, aus trefflichen Reitern und Pferden zusammengesetzt, stand in einer der Hauptschlachten gegen Napoleon beinahe eine halbe Stunde lang dem Feuer der französischen Kanonen ausgesetzt, wodurch mehrere Menschen und Pferde getödtet wurden. Ein Dragoner, Namens Kubillis, schwankte auf seinem Pferde. Ein unfern stehender Officier, der dies sah, und ihn verwundet glaubte, kommt herzu und fragt, was ihm fehle? „Nichts, mein Herr Lieutenant," antwortete Kubillis, „mir wurde während des unnützen Schießens die Zeit lang, und da bin ich ein Bischen eingeschlafen."

Ursprung der schwarzen **Kamaschen.** In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des 1760 den 23. Juni durch Laudon's Sieg bei Landshut in die Gefangenschaft gerathenen preußischen Generals de la Motte Fouqué, steht unter andern folgende drollige Anekdote: Fouqué stand 1742 mit seinem Grenadierbataillon zu Cremsir in Mähren, und hatte unfern der Wohnung eines Geistlichen eine Schildwache ausgestellt. Dieser, beunruhigt durch die öftern Wer da? welche die Schildwache jede Viertelstunde wiederholte, gerieth auf den Einfall, den Soldaten von diesem Posten, und zwar in der Gestalt des Teufels, wegzuschrecken. In einer solchen Verkleidung mit Hör-

nern, Klauen, Schwanz und einer Mistgabel versehen, erschien er in der Nacht der Schildwache. Zum Unglück wünschte der Grenadier mit diesem Teufel genauer bekannt zu werden, und hielt sich zurück, bis das Gespenst näher kam, ihm seine dreizackige Gabel vorhielt, und mit fürchterlicher Stimme den Tod drohte. Der Erfolg war, daß der falsche Satan mit Hülfe einiger in der Nähe befindlichen Kameraden vom Grenadier ergriffen, auf den nächsten Wachtposten gebracht und den andern Morgen in seiner höllischen Kleidung durch die ganze Stadt nach der Hauptwache geführt wurde. Die Geistlichkeit, wohl einsehend, daß dieser unbesonnene Mensch durch seine unanständige Verkleidung nicht nur gegen seinen Stand, sondern auch gegen die Garnison sich vergangen habe, bat den Obristen Fouqué um seine Loslassung, und erbot sich dagegen zu einer beträchtlichen Geldstrafe. Fouqué nahm hier Gelegenheit, für seine Grenadiere zu sorgen, die damals noch weiße Kamaschen trugen, und bei den gehabten Strapazen einer neuen Fußbekleidung bedurften. Er ließ die erforderlichen Kosten überschlagen, die zur Anschaffung schwarzer Kamaschen für die ganze Garnison erfordert wurden, und die sich auf 100 Ducaten beliefen. Diese wurden von der Geistlichkeit auf der Stelle bezahlt. Der arme Geistliche mußte im Kloster büßen, und die Grenadiere erhielten schwarze Kamaschen, die ihnen nachher auf dem Marsche sehr zu statten kamen. Jedermann fand diesen Vorgang lustig. Die Soldaten verdankten scherzweise die Bekleidung ihrer Füße der Sorgfalt des Teufels von Cremsir; und der König fand Fouqué's Einfall wegen der schwarzen Kamaschen nützlich, denn er beschloß solche beim ganzen Heere einzuführen.

Das **kann** nicht ein Jeder. N. N. aus L. kam auf seiner Reise auch nach Berlin, und besuchte das deutsche Schauspiel. Darauf ging er zum Abendessen zu einem reichen Banquier, von dem er dazu geladen worden war. — „Warum so spät?" fragte ihn der Banquier. — „Ich bin im Schauspiel gewesen?" — „Wie hat es Ihnen gefallen?" — „Ganz und gar nicht, ich habe die schrecklichste Langeweile gehabt!" — „Warum sind Sie denn nicht herausgegangen und früher zu mir gekommen?" — „Ja, das können Sie wohl thun, Sie sind ein reicher Mann, aber unser eins kann seinen halben Thaler nicht so wegwerfen."

Immanuel **Kant**, der berühmteste Philosoph des vergangenen Jahrhunderts, hielt sehr viel auf eine saubere und anständige Kleidung, und er hatte gerade ein neues Kleid angezogen, als ein Dienstmädchen ihn unvorsichtig mit Spülwasser begoß. Er äußerte nicht nur seinen Unwillen lebhaft, sondern begab sich sogleich in das Haus, aus welchem das Dienstmädchen, als er vorüberging, hervorgetreten

war. Die Tochter des Hauses empfing ihn mit vielen Entschuldigungen, versicherte, daß vielleicht der Schaden durch augenblickliches Abwaschen verhindert werden könne, und übernahm dieses Geschäft. Kant schalt noch immer fort, bis endlich durch die Thätigkeit des jungen, hübschen und gebildeten Frauenzimmers das Uebel gänzlich gehoben war. Sie, die ihn recht gut kannte, bat sich aus Schalkheit seinen Namen aus, und sagte, als er sich genannt hatte: „Es freut mich unendlich, Sie bei dieser Gelegenheit kennen gelernt zu haben.“ „Auch mich freut Ihre Bekanntschaft,“ erwiederte Kant, „doch nicht die Gelegenheit, bei der ich sie mache.“ „Mir aber,“ erwiederte das Frauenzimmer, „ist gerade auch diese Gelegenheit sehr willkommen; denn sobald mir nun Jemand wegen der Sorgfalt für meine Kleidung den Vorwurf der Eitelkeit macht, so werde ich mich durch das Beispiel des berühmten Kant rechtfertigen.“ A. W. S.

Kant war einst Brautführer bei einem sehr ungleichen Ehepaare; der Bräutigam zählte 75, die Braut 21 Jahre. Unter den Hochzeitgästen befand sich eine Dame, die schon lange nach dem Glücke sich gesehnt hatte, mit dem berühmten Philosophen Worte zu wechseln. Sobald es nur möglich war, redete sie Kant mit den Worten an: „Herr Professor, sollten wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu hoffen sein?“ Kant betrachtete die Dame einige Augenblicke und erwiederte dann sehr ernst: „zu hoffen nicht, aber zu fürchten.“

Kant. In einer Gesellschaft sprach man viel von einem berühmten Manne, und es wurden eine Menge Anekdoten zu seinem Lobe erzählt. — „Ich erinnere mich, ähnliche Anekdoten schon von andern berühmten Männern gehört zu haben,“ sagte Kant, „aber das wundert mich gar nicht, große Männer sind wie hohe Kirchthürme, um beide ist gewöhnlich viel Wind.“

Kant und **Kästner.** Als die kantische Philosophie aufkam, sagte Kästner: „Ich kann zwölf Sprachen, eine dreizehnte zu lernen bin ich nicht mehr im Stande.“

Kanzelist und Kanzler. Ein Bauer sprach über seine Rechtsangelegenheit mit dem Kanzler, und nannte diesen immer Herr Kanzelist! Nach erhaltenem Bescheide bemerkte dieser zuletzt noch: „Uebrigens bin ich nicht Kanzelist, sondern Kanzler“ — und erhielt die treuherzige Antwort:„ I nu, wat He noch nich is, kann He ja noch wären.“

Kanzleistyl. Eine Behörde erließ kürzlich folgende Edictal-Citation: „Erinnerung an den unwissenden wo abwesenden N. N. ꝛc.

Kanzleistyl. In S., einem jener Orte, in denen die Cholera die meiste Verheerung anrichtete, war der Gerichtsvorstand als eines der ersten Opfer der Seuche gefallen. Den Tag darauf ward sein Adjunct von derselben Krankheit hinweg gerafft, und der Actuar davon befallen. Es erübrigte niemand Anderer zur einstweiligen Führung der Amtsgeschäfte, als der Gerichtsschreiber, welcher denn auch diesen Fall der vorgesetzten Behörde anzuzeigen hatte. Der arme Schreiber, der sich nie in einer so selbstständigen Lage befunden hatte, und es für respectwidrig halten mochte, in seiner eigenen Person zu der hohen Behörde zu sprechen, glaubte sich demnach am leichtesten aus dieser Verlegenheit zu ziehen, wenn er sich streng an den üblichen Amtsstyl hielt. Es lautete daher seine Relation folgendermaßen: „Mit lebhaftem Bedauern habe ich dem hohen Obergerichte zu melden, daß ich gestern an der Cholera gestorben bin, und daß mein Adjunct heute von derselben Krankheit, an welcher auch der Actuar darniederliegt, dahin gerafft wurde. Wovon ich u. s. w. — S. . . den . . . August 1836. Unterschrieben: Für den seligen Richter — R. R. Gerichtsschreiber."

Kanzleistyl. Folgende Probe ländlichen Kanzleistyles liest man in einem Provinzialblatte: „Wir Endesunterzeichnete, Schulze der Gemeinde S., bescheinigen dem Michel P., Ackersmann und Musikant, wie auch hiesiger Ortsbürger, daß selbiger uns zu Protokoll erklärt hat, daß er eine Wölfin am Saume der Waldung, deren Tatzen er zufällig angetroffen, getödtet hat. Wir haben uns auf besagten Tatzen, von unserm Adjunct begleitet, nach dem Orte begeben, der auch sogleich erkannt hat, daß die erschossene Bestie keine Wölfin, sondern ein Wolf war, wie auch, daß das Thier nicht mit einer Flinte erschossen, vielmehr mit einem Fiedelbogen todtgeschlagen war. Da es sich erwiesen, daß besagter Wolf keine Wölfin gewesen, so war eine Tödtung ihrer Brut nicht vonnöthen, und haben wir deswegen dem Michel P. auch nur die Prämie für einen Wolf bewilligt, immer mit unserm Adjunct, dem wir übrigens die Ohren abgeschnitten, um sie gegenwärtiger Bescheinigung als Beglaubigung beizulegen, und unterzeichnen gehorsamst mit unserm Adjunct: Der Schulze von S., Balthasar M., und sein Adjunct.

Der Erzherzog **Karl** von Oesterreich war für den geistlichen Stand bestimmt. Als Joseph II. im Jahre 1776 in Italien war, machte er seinem Bruder, Leopold, dem damaligen Großherzog von Toskana, einen Besuch. Um dem kriegerischen Geiste des Kaisers zu schmeicheln, hatten die Aufseher der jüngern Prinzen solchen eine völlig militärische Rüstung zu ihren Spielen verfertigen lassen. Am meisten freute sich darüber der fünfjährige Erzherzog Karl. — Am

zweiten Tage nach Joseph's Ankunft, fand der Oberhofmeister den jungen Prinzen vor der Thüre des Kaisers, mit seinem kleinen Schwerte an der Seite, das Gewehr auf der Schulter, mitten unter der ihm gegebenen Leibwache. — „Was thun Sie hier? Prinz!" fragte ihn der Oberhofmeister. — „Ich bewache meinen Oheim," erwiederte der Prinz unbefangen. — Der Kaiser, in diesem Augenblicke aus seinem Cabinette tretend, und dies hörend, umarmte seinen Neffen, und sagte: „Sehr gut, mein kleiner Freund! Ich kann nicht besser bewacht werden, als umgeben von meinen Verwandten. Ich möchte aber gerne Deinen Diensteifer belohnen, und in der Hoffnung, daß ich in Dir einst einen großen Feldherrn sehen werde, ernenne ich dich zum Obersten und Inhaber des Regiments von Lothringen." — Dieses Regiment hat von dieser Zeit an beständig dem Erzherzog Karl gehört, ihm Beweise der treuesten Anhänglichkeit gegeben und auch von ihm vielfache Beweise der Vorsorge und Güte erhalten.

Markgraf **Karl**. Der Erbauer von Karlsruhe war ein sehr sparsamer Fürst und es mußten ihm täglich die Rechnungen seiner Hofhaltung vorgelegt werden. Eines Tages fand er in einer derselben: „drei wälsch Hahnen gestorben." Da schrieb er an den Rand: „wie viel Flaschen Hofwein sind mit den Leichnamen gegangen?"

Karl der Große. Kaiser Karl war in seiner ganzen Lebensart sehr einfach, seine Kleidung war ohne Pracht, außer wenn er sich in dem Glanze des Herrschers zeigen wollte. Eben so war auch seine Tafel mäßig. Mit nicht mehr als fünf Gerichten durfte sie besetzt werden; und um sich den Kopf stets hell und bei guter Besonnenheit zu erhalten, trank er nie mehr als drei Gläser Wein. Während der Mahlzeit ließ er sich das Leben seiner Vorfahren oder einige Bücher des heiligen Augustinus vorlesen. Nach der Mahlzeit schlummerte er einige Stunden. Er schlief nie eine ganze Nacht; er stand einige Mal auf, um zu beten oder zu studiren. Wenn er nicht mit Kriegen beschäftigt war, ging er gern, besonders im Herbste, auf die Jagd; den Winter widmete er den Regierungsgeschäften.

Kaiser **Karl** der Große ließ in einen Jahre so viel Kirchen erbauen, als das Alphabet Buchstaben enthält, jederzeit an einem solchen Orte, der mit einem solchen Buchstaben anfing. Vor der Kirche setzte er sodann den Anfangsbuchstaben dicht und schwer von gutem Golde. Was wäre Europa ohne diesen großen Mann! Er war Fürst, Held, Mensch und Gelehrter und ein Freund und Beförderer der Schulen, ein Herr, der das Verdienst in jedem Stande ehrte und beförderte.

Vor **Karl** II. wurde ein Syndicus vom Lande gelassen, eben

als dieser Monarch seinen Enten Futter aus dem Hute hinstreute. Der Syndicus, der den letztern Umstand nicht gewahr wurde, erklärte, daß er seinen Vortrag zu machen sich nicht entschließen könnte, ehe der König sich zu bedecken geruhet hätte. Karl erwiederte: „Lassen Sie sich dadurch nicht irren, und reden Sie immerhin; der Hut da gehet bloß meine Enten an."

Als **Karl** II. die Royal Society gründete und mit Privilegien betheilte, kam ihn die Lust an, den Philosophen eine, zu jener Zeit heilsame Lection zu geben. — „Was mag wohl die Ursache sein, meine Herren und Gentlemen," sprach er, „daß man in ein Gefäß, welches bis oben an den Rand mit Wasser gefüllt wurde, so daß nicht ein Tropfen mehr hineingeht, dennoch eine gewisse Art Fisch thun kann, ohne daß das Wasser überläuft?" Der weisen Meinungen darüber gab's viele: der Fisch trinke so viel vom Wasser als sein körperlicher Umfang beträgt, sagte der eine; — er verdichte das Wasser bis zu diesem Grade, meinte der zweite; — seine Schwimmblase spiele bei dieser Erscheinung eine Rolle, behauptete der dritte; — und solcher Ansichten und Erklärungen wurden hundert andere vorgeschlagen und der Reihe nach wieder verworfen, zur Kurzweil des fröhlichen Monarchen. Endlich stellte Professor Wren (nachmals berühmt als Sir Christopher) bescheiden die Frage: „Sind Ew. Majestät überzeugt, daß die Sache sich wirklich so verhält?" — „Ah," rief lachend der König, „Ihr habt es; jedesmal, Gentlemen, bevor Ihr von einer Sache den Grund zu erforschen versucht, prüfet, ob sie auch wahr sei; dann werde ich mich nicht der Privilegien zu schämen brauchen, die ich Euch so eben ertheilt habe."

Karl, Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich, war von seinem Könige Franz I. abgefallen, und hatte sich in Kaiser **Karl's** V. Dienste begeben. In der Schlacht von Pavia (**24.** Februar **1524**) war es nahe daran, daß der König dem in Kaiserlichen Heere fechtenden Herzoge zum Gefangenen sich hat ergeben sollen, was aber der König, obgleich er damals wirklich gefangen ward, dennoch zu vermeiden wußte. Der Kaiser bewies dem Herzoge die größte Aufmerksamkeit, ja er, der sich lange geweigert hatte, den in schimpflicher Gefangenschaft gehaltenen König zu besuchen, empfing dessen rebellischen Unterthan, als derselbe nach Toledo kam, mit ausstudirter Ehrenbezeigung. Die Spanier aber, welche Bourbon's Verbrechen verabscheuten, vermieden allen Umgang mit ihm, dergestalt, daß, als der Kaiser den Marquis von Villena ansprach, dem Connetable seinen Palast so lange, als der Hof zu Toledo sein würde, zur Wohnung einzuräumen, dieser antwortete: „ Er könne seinem Souveraine diese Bitte nicht abschlagen, aber der Kaiser müsse sich nicht wundern, wenn er den

Augenblick darnach, da der Connetable ausgezogen sein würde, sein Haus bis auf den Grund niederbrennen werde, weil es zur Wohnung für einen Mann von Ehre untauglich geworden wäre, nachdem es durch die Anwesenheit eines Verräthers entweiht worden sei."

Als Kaiser **Karl** V. in Spanien die Grabschrift las: „Hier ruht Don Martin Johann Barbuda, Großmeister von Alcantara, der nie gewußt, was Furcht ist;" sagte er lächelnd: „Der glückliche Don Martin hat sich in seinem Leben nie die Finger verbrannt."

Der französische Gesandte begehrte das Herzogthum Mailand von **Karl** V. für seinen König. Der Kaiser antwortete hierauf nichts weiter, als: „Was mein Bruder, der König von Frankreich will, das will auch ich."

Kaiser **Karl** V. war ein so großer Liebhaber von Häringen, daß er auf einer Reise durch das holländische Städtchen, wo Böckel, der Erfinder des Einböckelns und der Häringszubereitung, begraben lag, auf dessen Grabe einen Häring verzehrte, um gleichsam durch dieses Dankopfer das Andenken des Erfinders zu ehren.

Karl V. Als Kaiser Karl V. am 21. September 1558 zu San Juste am Todtenbette lag, sprach er um 2 Uhr nach Mitternacht: „Jetzt ist es Zeit! Gebt mir jene Kerze und jenes Crucifix." Und obgleich er früher so schwach war, daß ihn kaum vier Aerzte im Bette aufrichten konnten, wandte er sich plötzlich mit einer Leichtigkeit auf die Seite, als wäre er gar nicht übel auf, ergriff mit der einen Hand die Kerze, mit der andern das Crucifix, welches er eine Zeit lang schweigend anblickte. Endlich rief er mit lauter Stimme, daß man es in den andern Gemächern hören konnte: „Ach Jesus!" Mit diesem Worte gab er seine Seele dem Himmel zurück. — Ein Augenzeuge dieses, ein Prior, erzählt ferner, daß Abends darauf, etwa eine Stunde nachdem es Nacht geworden war, und er eben sich zu Bette begeben wollte, er ein Gewinsel, wie von einem kleinen Hunde, vernommen habe. Er war der Meinung, es wäre ein Hündchen, das sich etwa die Flamänder hielten, trat an die Zelle und bemerkte viele Mönche, welche an dem Brustgeländer des Ganges lehnten, denn es war gerade Vollmond. Der Prior sagte zu ihnen: „Der Hund wird uns eine unruhige Nacht machen, wenn wir ihn nicht hinausjagen." Die Mönche antworteten: „Vater, es ist kein Hund, sondern jener Vogel auf dem Kapellendache; er kam von Osten her. Fünfmal er-

hob er sein Geschrei in Zwischenräumen." Der Prior sah hin und erblickte ihn. Er hatte die Größe eines Schwanes, war vorn in der Mitte schwarz, übrigens aber weiß. Man sah ihn so deutlich, als wäre es am Tage; denn die Priester standen in gleicher Höhe mit dem Kapellendache und der Mond war besonders glänzend und rein. Hiemit begaben sich Alle zur Ruhe, ohne weiter davon zu sprechen. Die folgende Nacht um dieselbe Stunde kehrte derselbe Vogel von Osten her zurück, wie die Nacht vorher, setzte sich auf denselben Ort des Daches in der Richtung des Grabes Seiner Majestät und ließ das nämliche Geschrei ertönen, dieselben Zwischenräume beobachtend. Beim ersten Rufe kamen alle Mönche, welche schon die vorige Nacht über das Geschrei sich verwundert hatten, herbeigelaufen. Dasselbe wiederholte sich die dritte, vierte und fünfte Nacht. Dann kam er nicht mehr wieder. Nie hatte man in diesem Lande einen ähnlichen Vogel gesehen. Wenn es gleich möglich ist, daß es ein ausländischer Vogel war, der sich in diese Gegend verirrte, so ist doch zu bedenken, daß er immer dieselbe Stunde wiederkam, immer von derselben Seite, daß er sein fünfmaliges Geschrei immer in denselben Zwischenräumen erschallen ließ, daß er sich immer an denselben Platz setzte, daß er davonflog und nicht mehr zurückkam.

Karl V. Kaiser Karl V. litt bekanntlich am Podagra. Eines Tages, nach einem heftigen Anfall davon, ging er in seinem Gemach langsam auf und ab. — Graf Maximilian von Büsen befand sich bei ihm, und konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er den Kaiser wie einen Kranich bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße stehen sah. Der Kaiser fragte ihn ernst, warum er lache? — Der Graf, aus dem Ton der Frage überzeugt, Karl habe schon den Grund hiervon errathen, warf sich ihm zu Füßen, und gestand ihm offenherzig, er habe über die Schwäche der Füße des Kaisers lachen müssen; ihm sei es vorgekommen, als schwanke auch das heilige römische Reich, wie sein Oberhaupt. Karl gebot ihm voll Sanftmuth aufzustehen und setzte hinzu: „Merkt Euch aber, daß nicht die Füße Staaten beherrschen, sondern daß dieß die Sache des Kopfes ist."

Karl V. Ein gewisser Oberst der Reiterei bat den Kaiser Karl V. um seinen Abschied. „Warum willst Du Dich denn schon zurückziehen?" fragte Karl. — „Weil," erwiederte der Oberst, „ich zwischen den Unruhen des Lebens und der Stunde des Todes gern noch einige Augenblicke für mich selbst benutzen möchte." Diese Antwort drang dem Kaiser tief in's Herz, daß er sie nie wieder vergessen konnte, und von der Stunde an fest beschloß, dem Beispiele jenes frommen Mannes zu folgen, welches er, bei herannahendem Alter, denn auch that.

Karl V. Während der Belagerung von Algier im Jahre 1541, wo

die spanische Armee großen Mangel an Lebensmitteln litt, sah Karl V. eines Tages seine Tafel mit auffallendem Ueberfluß von Speisen bedient. Sogleich wendete er sich zu seinem Haushofmeister mit den Worten: „Elender! schämst Du Dich nicht, mich so zu bedienen? wie möchte ich so in Ueberfluß schwelgen, während meine braven Kameraden Hungers sterben?" — Auf der Stelle läßt er alle Schüsseln wegtragen und sie unter die Kranken und Verwundeten vertheilen.

Karl V. Anton von Leve begab sich im Jahr 1430 nach Piacenza, um dem Kaiser Karl V. seine Aufwartung zu machen. Der Monarch schenkte ihm den ehrenvollsten Empfang. Leve war ein siebenzigjähriger Greis. Karl ließ ihn daher neben sich niedersetzen und wollte durchaus, daß er sich bedecken möchte, und da der General zauderte, setzte ihm der Kaiser den Hut selbst auf den Kopf mit den Worten: „Ein italienischer Feldherr, der in sechzig Feldzügen mit Ruhm gedient hat, verdient wohl die Vorrechte der spanischen Granden zu genießen, und als ein 73jähriger Greis in Gegenwart eines 30jährigen Kaisers mit bedecktem Haupte zu sitzen."

Karl VI. Im Jahre 1724 ward eine für das Geburtsfest einer österreichischen Erzherzogin von dem berühmten Obercapellmeister Fux componirte Oper am Wiener Hofe aufgeführt, welche Kaiser Karl VI. dergestalt zu gefallen das Glück hatte, daß, als sie zum dritten Male vorgestellt ward, derselbe zum Vortheil aller derjenigen, die in selbiger gesungen und gespielt hatten, eine Lotterie von Juwelen, goldenen Uhren, Tabatièren u. s. w. veranstaltete, in welcher alle Loose Treffer waren, und das geringste Loos 500 fl., die größeren aber 1000, 1500 bis 2000 fl. betrugen. Der Kaiser selbst spielte das Clavier und accompagnirte die Singstimmen durch die ganze Oper; die älteste Erzherzogin aber agirte auf dem Theater. Die Kaiserin hatte die Partitur, woraus der Kaiser spielte, auf's kostbarste einbinden und sie Sr. Majestät in ihrem Namen beim Eintritt in's Orchester überreichen lassen. Der Kaiser nahm die Partitur, machte der Kaiserin eine Verbeugung, setzte sich vor den Flügel und gab ein Zeichen, um die Oper anzufangen. Bei dieser dritten Aufführung derselben geschah es, daß der Obercapellmeister Fux, der beständig hinter dem Kaiser stand und die Blätter der Partitur umwendete, an einem gewissen kritischen Ort der Oper über die Kunst und Discretion Sr. Majestät im Accompagniren in solche Entzückung gerieth, daß er in ein lautes Bravo! ausbrach und das Compliment hinzufügte: „Ew. Majestät können überall einen Obercapellmeister abgeben." Der Kaiser kehrte sich um und antwortete lächelnd: „Halt Er, mein lieber Obercapellmeister, wir haben es so als Kaiser besser."

Karl XII., König von Schweden. In dem letzten unglücklichen

Kriege Karls XII. von Schweden waren dessen Soldaten mit dem Brode sehr unzufrieden, das ihnen verabreicht wurde. — Ein Soldat ging dreist zu dem Könige, ein Stück Brod in der Hand, hielt es ihm hin, und fragte: „Kann ein Soldat dies essen?“ — Der König nahm das Brod, aß davon, und antwortete dann: „Ich habe schon besseres gegessen, aber auch dies kann ich genießen.“ — Die Unzufriedenen schwiegen und beruhigten sich.

König Karl XII. von Schweden ritt einst in Begleitung des Herzogs von Holstein, seines Vetters, und einiger Anderer von seiner Umgebung aus, und die Gesellschaft stieß auf einen Haufen Bauholz. Der Herzog von Holstein machte dem jungen feurigen Karl den Vorschlag, zu versuchen, ob die Pferde wohl darüber hinwegsetzen würden? — Karl war nicht nur dazu bereit, sondern wollte auch der Erste sein, der das halsbrechende Wagstück bestände. Indem er aber eben dem Rosse die Sporen geben wollte, griff Admiral Graf Hans von Wachtmeister dem Pferde in die Zügel und hielt den jungen König mit den Worten zurück: „Nein, der Herr soll nicht dahin reiten!“ — Der Herzog von Holstein fuhr ihn darüber heftig an: „Was? — Sie unterstehen sich, Ihrem Könige zu verwehren, nach seinem Willen zu handeln?“ — Wachtmeister erwiederte darauf: „Ew. Durchlaucht mögen selbst den Satz versuchen, wenn es Ihnen beliebt; aber mein König soll sich Ihrem Vorschlag nicht fügen!“ — „Wissen Sie, mit wem Sie reden?“ fragte der Herzog noch erbitterter. — „Ja!“ antwortete Wachtmeister, „ich weiß recht gut, daß ich mit dem Herzoge von Holstein rede. Aber Ew. Durchlaucht werden sich auch zu erinnern belieben, daß Sie mit dem Rathe des Königs, dem Grafen Wachtmeister, reden. Mein König kann bei einem solchen Sprunge den Hals brechen; vielleicht denken Sie dann König von Schweden zu werden. Das soll aber nie geschehen, so lang ich Hans heiße, und dieser hier sitzt; womit er an sein Schwert schlug. Karl wendete hierauf sein Roß, klopfte dem alten Grafen auf die Schulter und sagte: „Nein, lieber Alter! werde nicht böse; ich werde den Sprung nun nicht machen.“

Karl XII. von Schweden vergaß einst im Rausche die Ehrfurcht, die er der Königin, seiner Mutter, schuldig war. Traurig über diese Begegnung, schloß sie sich auf einige Tage in ihr Zimmer ein. Karl fragte den andern Tag, als die Königin nicht erschien, um die Ursache, die man ihm auch nicht verhehlte. Sogleich ließ er ein Glas Wein einschenken, ging damit zur Königin und sprach zu ihr: „Ich habe so eben vernommen, daß ich gestern in der Trunkenheit diejenige Ehrfurcht vergaß, die ich Eurer Majestät schuldig bin; ich komme, um von Ihnen Verzeihung zu erbitten; und damit ich nicht mehr in

diesen Fehler falle, so trinke ich diesen Wein auf Ihre Gesundheit; dieser soll aber der letzte in meinem Leben sein." Fest hielt er auf seinem gefaßten Entschlusse, und bis zu seinem Tode trank er nie mehr einen Tropfen Wein.

Karl XII. Graf Schulenburg lobt in seinen „Denkwürdigkeiten" die Mannszucht, welche Karl XII. von Schweden in seinem Heere gehalten habe, und führt als Beispiel Folgendes an: „Als er mit seiner Armee aus Sachsen aufbrach, erhielt jeder Soldat auf eine bestimmte Zeit den ganzen Sold ausbezahlt. Die Hauptleute gaben jedem ihrer Leute sein Geld in einem festzugenähten Sacke von Leinwand, den der Soldat stets mit sich trug. Wollte er etwas ausgeben, mußte der Hauptmann den leinenen Schatz öffnen, um ihn dann wieder zuzunähen und zu versiegeln, wie vorher. Das waren seltsame, beschwerliche Sparbüchsen!

Dem Könige von Schweden, **Karl XII.**, wurde in der Schlacht bei Narva in Liefland (1700) ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Kaum stürzte das Pferd zu Boden, so schwang er sich schon auf ein anderes und sagte: „Ei, die Leute da setzen mich auf eine harte Probe, sie wollen gern erfahren, ob ich auch in der Voltigirkunst geübt bin."

Karl XIV. Johann, König von Schweden, besuchte einst den verstorbenen berühmten Architecten Sergell, um dessen Arbeiten zu besehen. Der Künstler wollte dem damaligen Prinzen, nach der Landessitte, die Hand küssen, aber dieser umarmte ihn zutraulich und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn mit den Worten: „So acht' ich Männer, die sich um die Wissenschaften und Künste verdient gemacht haben."

Karlsbad. Ein Hofmeister hatte seinen Eleven gelehrt, daß es in Karlsbad durchaus keine Sperlinge gebe, und daß diese Erscheinung bis jetzt ein unauflösliches Räthsel für alle Naturforscher sei. Der Knabe hatte mit offenem Munde die wunderbare Lehre verschlungen. Im vorigen Sommer besucht der Knabe mit dem Hofmeister seinen Vater in Karlsbad, und erblickt plötzlich — Sperlinge. Voll Erstaunen zeigt er die ihm wohlbekannten Thiere dem Lehrer. Dieser steht betroffen, und die ganze Naturgeschichte wankt vor seinem Blick. Doch plötzlich wird's ihm helle: „Ei freilich," ruft er bedeutsam lächelnd, „sind das Sperlinge, allein — es sind kranke, die hier den Sprudel trinken!"

Die **Karmenade**macherin. Ein Bediente kam zu einer Hökerin, die auch mit Zwiebeln handelte, sah sich dieselbe erst lange an und fragte dann: „Was kosten die Zwiebeln?" — „Zwee Groschen de Viertelmetze!" — „Was?" rief der Bediente, „zwee Groschen? Da

is wohl gleich das Hammelfleisch dabei?" — „Ja, bis jetzt!" antwortete die Hökerin, „jetzt ist es noch dabei, aber wenn Er sich nicht gleich packt, (dem Bedienten drohend) dann werd ick Karmenade daraus machen!"

Karpinski. Der 1741 in Galizien geborne polnische Dichter Karpinski erzählt in seiner Selbstbiographie: „Nach Vollendung des zweijährigen philosophischen Cursus in Pocuzien kam ich zu meinen Eltern auf die Ferien; wir Kinder hatten immer die größte Ehrfurcht vor unsern Eltern, besonders vor dem strengen Vater. Wenn er da war, waren wir nicht im Stande, sitzen zu bleiben, sondern drückten uns an den Wänden hin. Ich nahm mich sehr in Acht, den Vater irgend je zu beleidigen. Einmal ging der Alte in der Stube auf und ab und sprach mit Jemandem; ich beobachtete alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen ihn, als er plötzlich zu mir herantrat, mir eine tüchtige Ohrfeige gab und dann wieder in der Stube auf und ab ging wie früher. Es war ein Criminalverbrechen zu fragen, warum man so etwas bekomme. — In bescheidenem Stillschweigen, die Augen zur Erde gesenkt, wartete ich das Ende ab. Da warf sich der Vater an meinen Hals und rief unter Freudenthränen: „Ach, mein Sohn, ich bin ein simpler Mensch, denn ich kann nur lesen und kaum ein Paar Worte schreiben und Du bist schon ein Philosoph. Ich wollte nur sehen, wie Du eine Ohrfeige von Deinem eigenen Vater aufnimmst; aber da Du so bescheiden und demüthig bist, so wirst Du mich auch im Alter ehren!" Und dabei stürzte er auf seine Kniee, hob die Hände zum Himmel und rief: „O Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, segne dieses mein Kind und laß es lange und gesund und glücklich leben." Ich stürzte gerührt zu seinen Füßen, er aber rief: „O mein Sohn, ehre die Menschen und Du wirst geehrt werden."

Der geistreiche Alphonse **Karr** speiste einst in Gesellschaft des Dichters Méry bei einem sehr reichen Banquier. Karr stellte die Behauptung auf, die Armen wären freigebiger als die Reichen, und nur sie allein wüßten von ganzem Herzen zu geben. — Diese Meinung wurde lebhaft bestritten; aber Méry nahm das Wort und sagte: „Sie haben Recht, Alphonse, und zum Beweise gebe ich Ihnen meine Uhr." — Bei diesen Worten reicht er seine Uhr über den Tisch Herrn Karr zu; dieser steckte sie zum größten Erstaunen der Gäste gleichgültig ein. Am andern Morgen schickte Karr seinem Freunde die Uhr zurück; er aber nahm sie nicht an und sagte beim Zusammentreffen mit ihm: „Wir sollten also gestern bloß eine einfältige Comödie gespielt haben? Sind Sie etwa so eifersüchtig auf eine gute Regung, daß Sie eine lächerliche Windbeutelei daraus machen wollen? behalten Sie die Uhr nur zum Andenken. Sie werden sie nicht verkaufen

und nicht verschenken, was auch immer vorfallen möge; „doch," fügte er hinzu, „wenn's Noth thut, so können Sie dieselbe schon auf einige Zeit *versetzen*."

Karten. Eine vornehme Dame hatte kürzlich einen jungen, hübschen Bedienten frisch vom Lande weg in den Dienst genommen. Nach einigen Tagen fuhr die Dame aus, um Besuche zu machen, und als sie bereits im Wagen saß, bemerkte sie, daß sie ihre Visitenkarten in ihrem Zimmer hatte liegen lassen. „Jean," rief sie, „ich habe meine Karten vergessen. Geh und hole sie und behalte sie bei Dir." Jean eilte in das Zimmer wieder hinauf, führte den erhaltenen Befehl aus und nahm seinen Platz auf dem Wagen wieder ein. Die Dame begann die Runde ihrer Besuche, und in jedem Hause, wo die Leute, denen sie einen Besuch zugedacht hatte, nicht zugegen waren, ließ sie durch Jean eine oder zwei Karten abgeben. An dem letzten Hause sagte sie zu ihrem Bedienten: „Jean, hier gieb drei Karten ab." — „Das geht nicht, gnädige Frau; ich habe nur noch zwei: Kreuz-Aß und Herzen-Sieben." — Der Bediente hatte nämlich aus dem Zimmer der Gebieterin eine Anzahl Spielkarten geholt.

Das **Kartenspiel** erfand man in Frankreich unter der Regierung Karl VI., um diesem Könige in seiner Krankheit die Zeit zu vertreiben.

Kartenspiel einst und jetzt. (Wie hoch man sonst Karten spielte.) Als einst Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz mit dem Bischof von Eichstädt Karten spielte und auf jede Karte einen Groschen setzte, machte ihm der Bischof daraus eine Gewissenssache und nannte es ein hohes Spiel, das viel zu groß sei, indem man dabei ja wohl einen ganzen Gulden verlieren könne. Du lieber Himmel, wie haben die Zeiten sich geändert?

Kartenspiel. Frau von N., eine leidenschaftliche Spielerin, saß im Bade zu P. am Pharotisch, und verlor fast alle Karten. Darüber ward sie so zornig, daß sie dem Banquier mit großer Heftigkeit viele Unhöflichkeiten sagte; in dem Affect ihrer Rede flog ihr ein falscher Zahn aus dem Munde und auf den Tisch. Kaltblütig fragte der Banquier: „Gnädige Frau, ist das Ihr Satz?"

Kartenspieler. In einem Berliner Kaffeehause spielten vier Bürger alle Abend zehn bis zwölf Robber Whist. Unter ihnen befand sich auch Einer von denjenigen Spielern, welche immer über schlechte Karten oder sonstiges Malheur klagen, und ohne dieses Lamento eigentlich kein Vergnügen haben. Es wurde gemischt, als Volle, der

Unzufriedene, aufstand und in ein anderes Zimmer ging, um eine Pfeife zu holen. Man machte sich schnell den Scherz, suchte sämmtliche dreizehn Trumpf-Blätter zusammen, legte diese auf Bolle's Platz, und erwartet ihn dann mit gleichgiltiger Miene. Er kam, sah sich Trumpf und Karten an, und legte die Stirn in Falten. — „Na, Bolle!" fragte Einer, „was hast Du dies Mal für Karten?" — „I nun," antwortete er, „Trümpfe jenug! aber nich 'e eenzige Handkarte darunter."

Das **Kartenhaus.** Herr v. Chalabre hatte sich, vom Pharao-Spiel bereichert, ein Landgut erkauft. Als Sophie Arnould vorüber fuhr, rief sie verwundert: „Ei, ei, das ist zu stark für ein Kartenhaus."

Beschämung eines in die **Karten** Schauenden. Bei einem Kartenspiele sah ein Zuschauer einem der Spielenden beständig über die Schultern in die Karte, bis dieser endlich ein Schnupftuch hervorzog, und demselben die Nase putzte, sich entschuldigend, „daß er geglaubt, es wäre die seinige gewesen."

Kartoffel. Zu Bruntrut in der Schweiz wird am Feste der heiligen drei Könige (6. Januar) den Kartoffeln, welche das Brot der Armen sind, zu Ehren ein Kartoffelmahl gehalten, an welchem Alt und Jung, Reich und Arm Theil nehmen. Die Mahlzeit besteht von der Suppe bis zum Dessert aus Kartoffeln, welche in allen möglichen Arten und Gestalten, in welche sie die Kochkunst zu bringen versteht, erscheinen. Als Getränk wird ein bierartiges Gebräue, ebenfalls aus Kartoffeln gewonnen, und zum Schlusse Kartoffel-Liqueur gereicht.

— Im Jahre 1745 kamen in Colberg die ersten Kartoffeln an. Der König Friedrich II. hatte einen Wagen voll seinen Bürgern als Geschenk zugedacht. Die Bürger wurden durch Trommelschlag nach dem Rathhause beschieden, wo man sie mit der königlichen Gnade bekannt machte. Noch hatte kein Colbergisches Auge die Frucht gesehen, die hier vertheilt und wobei gelehrt wurde, wie sie zu pflanzen, zu kochen und zu genießen sei. Die Leutchen rochen daran, sie rochen nichts; sie leckten daran, und schmeckten nichts. Kopfschüttelnd gab ein Nachbar dem andern die graulichen Knollen. Man brach sie aus einander und warf sie den Hunden vor, die sie auch nur beschnopperten. „Wie?" hieß es, „die Dinger riechen nicht, schmecken nicht, und die Hunde mögen sie nicht, was wäre uns denn damit geholfen?" — Das sie übrigens in der Erde wüchsen, glaubte kein Mensch; Alle vermutheten, es wüchsen Bäume, an denen solche Früchte zum Vorschein kämen. — Doch sie lernten die Frucht bald besser kennen.

Katalog. Zwei Damen besuchten die Kunstausstellung in W. Einige Tage darauf besprachen sie sich darüber. „Mir wurde Alles dadurch zu betrachten leicht," bemerkte die Eine, „daß ich gleich anfangs einen Katalog mit mir nahm, mit dem ich von Bild zu Bild ging." — „Ja," sagte die Andere, „einen solchen Katalog hätte ich auch gebraucht; ich wollte einen mitnehmen, aber er mußte gerade die Stiege kehren." (Sie verstand den Hausknecht der Akademie darunter.)

Katharina, Kaiserin. Ein Deutscher, Namens Klotsch, ein sehr würdiger Mann, war Koch und Maitre d'Hôtel bei der Kaiserin Katharina. Obwohl alt, war er doch ein Hofstutzer und immer sehr nett um den Kopf, und als ein Liebling Ihrer kaiserlichen Majestät, pflegte er bei großen Gelegenheiten einige besondere Gerichte selbst zu serviren. Eine der Qualen in den nördlichen Ländern, wo der Sommer kurz und heiß ist, ist das Heer unzähliger Fliegen, die den Menschen wahrhaft martern. Einige Schelme wollten dem alten Manne einen Streich spielen, und überstreuten einmal dessen Gallaperrücke mit dem Haarbeutel mit dem feinsten pulverisirten Zucker, so daß, als er am Tische aufwartete, er wie Pharao von der schlimmsten der Plagen angegriffen wurde. Er schlug mit den Händen, blies, schnaubte, wurde scharlachroth im Gesichte, und brach endlich, als er nicht mehr im Stande war, diese Qual stillschweigend zu ertragen, in die Worte aus: „Donner und Blitz, ist das ein Fliegensommer!" Ihre Majestät, welche den Scherz erfahren hatte, besänftigte ihn, und, indem sie sich vorgeblich wunderte, daß die Fliegen ausschließlich nur seinen Kopf zum Ziele ihrer Stacheln wählten, rieth und erlaubte sie ihm, die Perrücke herabzunehmen. Nach langem Widerstreben that er es, und vollendete seinen Dienst in dem reich gestickten Kleide und mit dem nackt geschorenen Haupte, allein nicht begreifend, warum er auf einmal von den kleinen Quälern weit mehr Ruhe habe.

Nachdem mehrere Generale **Katharina's** von Rußland durch die Türken geschlagen worden waren, entschloß sich die über kleinliche Rache erhabene Kaiserin, den Oberbefehl dem Grafen Romanzow anzuvertrauen, der seit einiger Zeit in Ungnade gefallen war. Sie schrieb zu diesem Zwecke einen Brief an den Veteran, der also lautete: „Graf Romanzow! Ich weiß, daß Sie mich nicht leiden können; Sie sind aber ein Russe und müssen deshalb wünschen, den Feind unseres Vaterlandes zu besiegen. Bewahren Sie Ihren Haß gegen mich, wenn es Ihr Herz verlangt, aber schlagen sie die Türken. Ich gebe Ihnen den Oberbefehl über mein Heer." Den Brief begleiteten 20,000 Rubel zur Ausrüstung des Generals. Romanzow besiegte die Türken, und als er zurückkam, ging ihm Katharina in militärischer

Uniform entgegen. Der General langte mit seinem Stabe an, die Kaiserin stieg ab, ging auf Romanzow zu und ersuchte ihn, auf seinem Pferde zu bleiben. „General!“ sagte sie, „mir ziemt es, dem heldenmüthigen Vertheidiger meines Reiches entgegen zu gehen.“ Romanzow konnte sich der Thränen nicht enthalten, stieg ab, warf sich seiner Gebieterin zu Füßen, und blieb von diesem Augenblicke an einer der eifrigsten Anhänger Katharina's.

Katharina II. Die Kaiserin Katharina II. sprach einst mit ihrer Gesellschaft über den Grad der Kälte des Tages. Einer ihrer alten angesehenen Diener, der sich mehr durch seinen ehrlichen Eifer, als durch Aufklärung und Wissenschaft empfohlen hatte, erhielt von ihr den Auftrag, in das Vorzimmer zu gehen und zu sehen, ob das Thermometer gefallen sei. Der ehrliche Mann ging und kam schnell mit der treuherzigen naiven Antwort zurück: „Ihro Majestät, es hängt noch wie vor an Ort und Stelle.“ Die Kaiserin lachte. Sie hatte immer Geduld mit dem guten Manne, der seinen ansehnlichen Posten mit Fleiß und Rechtschaffenheit verwaltete.

Die **Katze** in der Luftpumpe. „Ich sah einst,“ erzählt de la Croix, „einen Professor der Experimentalphysik eine Katze unter die Glasglocke einer Luftpumpe legen, um die ausgemachte Wahrheit zu beweisen, daß das Leben ohne Luft und Athmen nicht bestehen könne. Der Professor hatte bereits einige Züge gethan, um die Luft auszupumpen, als die Katze, der es in der verdünnten Luft ziemlich schlecht zu gefallen schien, so glücklich war, die Ursache zu erkennen, woher ihr Uebelkommen rühre. Sie legte deßhalb ihre Pfote auf die Röhre, durch welche die Luft entwich, und verhinderte dadurch das Entweichen eines noch größeren Theils derselben. Alle Bemühungen des Physikers waren vergebens — umsonst pumpte und pumpte er, die Katzenpfote verdarb das ganze Experiment. Um vielleicht seinen Zweck zu erreichen, ließ er endlich wieder Luft hinein, und kaum merkte dies die Katze, als sie die Pfote von der Oeffnung wegnahm; sobald er aber die Glocke luftleer zu machen suchte, hielt sie die Oeffnung wieder mit der Pfote zu. Alle Zuschauer bewunderten die Klugheit des Thieres, und der Professor sah sich endlich genöthigt, die Katze herauszulassen, und eine andere hineinzustecken, welche weniger Scharfsinn besaß, und ihn in den Stand setzte, den Versuch vollkommen auszuführen.

In Persien bedient man sich der **Katze**, um einen Verbrecher zum Geständniß zu bringen. Man bindet sie einem solchen auf den nackten Rücken, und schlägt nun tüchtig auf das Thier los. Dann unterläßt es nicht, demjenigen, auf dessen Rücken es befestigt ist, mit Kratzen und Beißen reichlich zu vergelten, was es erdulden muß. Nun wird

der Verdächtige befragt, ob er sich des angeklagten Verbrechens schuldig gemacht hat? Beharrt er beim Leugnen, so erhält die Katze neue Schläge, und man fährt damit so lange fort, bis er bekennt, was man von ihm verlangt. — Fast nie widersteht Jemand dieser Tortur, und unterwirft sich lieber der Strafe des wirklich begangenen oder nur angeschuldigten Verbrechens, als solche Marter zu erdulden.

Katzen. Zu Pekum fand man zwei ganz junge Füchse, welche einer säugenden Katze neben ihre Jungen gelegt wurden. Die Katze nahm nicht allein die Füchse mütterlich auf, sondern zog sie bald ihren eigenen Jungen sichtbar vor, und ward so böse, daß sie selbst keinen der Hausgenossen auf ihren Wochenboden hinauf lassen wollte.

— Ein Landwirth hatte zwei Katzen, und es fügte sich, daß beide zu gleicher Zeit trächtig wurden, und auch an einem Tage Junge brachten, die eine Zwillinge, die andere ein einziges Kätzchen. Letzteres starb, die Mutter schlich daher traurig einige Tage umher, ihre grünen Augen starr gegen die Erde geheftet. Endlich vereinigte sie sich mit der andern Katze. Diese erfüllte ihren Wunsch. Jene nahm eines ihrer Zwillinge, ließ es an sich säugen, und betrachtete es als ihr verlornes Kätzchen.

— Zu Paris ließ Jemand mehrere abgerichtete Katzen ein Concert aufführen. Dieselben standen in abgetheilten Reihen und hatten Kleider nach Art der ersten Stutzer. In der Mitte stand als Director ein Affe in Frack und Pantalon. So oft dieser den Takt schlug gaben die Katzen ein Gemiaue von sich und zwar jedesmal anders, bald höher, bald niederer im Ton. Dieses höchst komische Schauspiel wurde dem Publikum unter dem Namen concert miaulant angekündigt, und erfreute sich zahlreichen Besuches.

Katzenmusik. Einem wohlhabenden und vornehmen Manne auf dem flachen Lande in Böhmen wurde einer Verleumdung wegen eine Katzenmusik gebracht. Nachdem das Ständchen zu Ende war, öffnet der Beehrte das Fenster, dankt höflich für eine so große Ehre, die ihm unbewußt warum zu Theil wurde, und verspricht einen halben Eimer Bier, wenn die Herren Musikanten die Güte haben wollten noch eine Stunde damit fortzufahren.

Die dumme **Katze.** Eine dumme Bauernmagd hatte eine zinnerne Schüssel über das Feuer gesetzt, um einen Fisch warm zu machen. Das Feuer hatte das Zinn aufgelöst, und dies war über den Herd hinabgeronnen. Da kam die Magd, und als sie wohl den Fisch, aber

keine Schüssel sah, sagte sie: „Das ist ein dummes Vieh, unsere Katze; die Schüssel frißt sie, und den Fisch läßt sie stehen."

Die Mäuse nach der **Katze.** Frau D. hatte eine herrliche Katze, die ihr Liebling war; Herr von G. machte sich das Vergnügen, sie todt zu schießen. Fehlt es an Rehen, so schießt man Hasen, fehlt es an Hasen, Katzen! so sagt man doch, dachte Herr von G., und erlegte das edle Vieh. Frau D. schwieg; doch sann sie auf Rache. Sie ließ in ihrem, wie in den Häusern der Nachbarn, Freunde und Bekannten eine Treibjagd auf — Mäuse anstellen, brachte glücklich einige Hundert lebende Exemplare zusammen, schloß dieselben in einen Koffer und schickte ihn an Frau von G. Diese, eine Modedame, öffnet den Koffer eigenhändig, da sie glaubt, Frau D. schicke ihr einige Kleider nach der neuesten Mode zur Ansicht. Der Deckel ging auf, die Mäuse hüpfen heraus, Frau von G. war einer Ohnmacht nahe. Die Dienerschaft stürzte herein und die Mäuse verbreiteten sich im ganzen Hause. Als Herr von G. nach Hause kam, wüthend den Koffer näher untersuchte, fand er am Boden desselben das Billet: „Gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl schoß zu seinem Jagdvergnügen meine Katze todt; ich erlaube mir jetzt, Ihnen meine Mäuse zu schicken."

Katzenjammer (lamentation des chats) heißt: der durch superlative Absorbirung abundirender Fluidumsquantitäten procreirte abnormal provisorische Uebergangszustand eines durch generelle Korporalmiserabilitätsschwäche afficirten Individuums, während dessen die nach Normal-Behaglichkeit aspirirende Naturalconstitutionsfähigkeit sich von der Stomachal-Cerebralpatientialität zu deliberiren sucht.

Kauf und Verkauf. In einer Gesellschaft von Herren wurde über die allgemeine Mode des Schminkens bei dem schönen Geschlechte gesprochen. Ein Anwesender fällte das Urtheil: „Eine Frau die ihren Teint kauft, hat Lust ihn zu verkaufen."

Ein paar romantische **Kaufleute.** In einer kleinen Stadt des nördlichen Schleswig wohnen zwei Kaufleute, welche durch vieles Romanlesen in ihrem ganzen Wesen und Reden einen so romantischen Anstrich bekommen haben, daß man herzlich lachen muß, wenn man die Antworten hört, die sie bisweilen geben. So kommt im vergangenen Spätherbst ein Hosenzeug-Fabrikant nach besagter Stadt und wendet sich an einen derselben mit der Frage, ob er vielleicht Hosenstoffe brauchen könne. „Hosenstoffe?" ruft der Gefragte erstaunt. „Nein, mein Liebster, wenn die Sonne den Bäumen die ersten Blätter entlockt und die Lerche in den blauen Lüften ihr erstes Lied singt, dann sprechen Sie wieder vor." Kopfschüttelnd geht der Hosenzeug-

fabrikant weiter und begiebt sich zu dem Andern, an diesen dieselbe Frage richtend. Zu seinem nicht geringen Erstaunen entgegnet ihm dieser: „Wenn die Sonne die ersten Knospen aufküßt und die Nachtigall im Hain ihre ersten Liebesseufzer flötet, dann lassen Sie uns von Hosenzeugen sprechen."

Chinesische Kaufleute. Der Handel hat in China auch viel von den Eigenthümlichkeiten an sich, die ihm bei uns, nicht eben zu seinen Gunsten, anhaften. Das System der Prahlerei und des ruhmrednerischen Ausposaunens, welches jedes Tageblatt unserer Handelsstädte aufweist, ist auch in Peking, Nanking, Kanton und andern chinesischen Städten ausgebildet. Die Schilder der Handelsfirmen in chinesischen Orten übertreffen an Geflimmer und Gefunkel noch Alles, was man bei uns kennt. Auch liest man an vielen Laden die erfreuliche Erklärung: „Hier wird nicht geprellt," was wahrscheinlich so viel sagen will und wahrscheinlich auch so viel Glauben verdient, als bei uns das: „Hier wird zu festgesetzten Preisen verkauft."

Kaufleute. Die Kaufleute sind die rechtschaffensten Menschen auf der Welt, und lieben besonders gute Gesellschaft. Bevor sich der Kaufmann mit Jemandem einläßt, erkundigt er sich sorgfältig: „Ist er gut — ist er schlecht?" Nur mit Guten will er zu thun haben. Uebersetzung: gut oder reich, schlecht oder arm. Hier heißt es: „schlechte (arme) Gesellschaften verderben gutes — Geld."

Das **Kaufmannsherz.** Ein Kaufmannsherz kennt nur Sicht: Vorsicht — Einsicht — Durchsicht, am wenigsten aber Nachsicht und Rücksicht.

Kaufmann. Edmund Burke hatte einen entscheidenden Widerwillen gegen den Handelsstand. „Sprecht mir nichts von der Freigebigkeit, den Patriotismus eines Kaufmanns," pflegte er zu sagen. „Sein Geld ist sein Gott, sein Waarenlager sein Vaterland, seine Schreibstube sein Altar, sein Schuldbuch seine Bibel, die Börse seine Kirche, und er glaubt an nichts als seinen Banquier."

Kaufmännisches Kunsturtheil. „Wie hat Sie die Oper entzückt?" fragte man einen Kaufmann nach der Aufführung des Don Juan. — „Gut, nur das Kolofonium am Schlusse stank; man hätte es bei mir nehmen sollen; ich habe davon vortreffliches im Verlage, den Centner zu drei Thaler sechszehn Groschen."

Kaufmännischer Stil. Ein Kaufmann schrieb dem andern, der ihn beauftragt hatte, eine Partie Thee zu kaufen: „Der Thee, den ich

in Folge ihres Wertheften vom 6. d. M. für Sie im Auge hatte, ist mir leider aus der Nase gegangen."

Anrede an Kaunitz. Bei dem Minister Fürst Kaunitz machte ein Beamter seine Aufwartung, konnte aber lange nicht vorkommen und mußte so das höchst lästige Geschwätz eines Papagei erdulden. Der Fürst, der stets hinter einer gläsernen Scheidewand saß, hatte eine äußerst feine Stimme, die der Papagei genau nachplapperte, besonders diejenigen Worte, welche er den Fürsten sehr oft sprechen hörte. Auf einmal sprach die feine Stimme: „Treten Sie näher! Treten Sie näher! Treten Sie näher!" Der Beamte, welcher abermal glaubte, es spreche der Papagei, antwortete: „Halt's Maul, Du dummer Esel!" welche Anrede dem Fürsten nicht wenig frappirte, dadurch aber in die beste Laune kam, als er die Aufklärung des Mißverständnisses erhielt.

Fürst **Kaunitz** fällte über Klopstock eben kein „mildes Urtheil." Er meinte, wie Gräffer schreibt, „Klopstock ist der Erste auf dem Eise, er hat recht schlittschuhläuferische Einfälle; seine lesbarsten Gedichte betreffen den Eislauf. Er läuft Schlittschuh auf dem Parnaß; sein Element ist das Eis, die Schlittschuhe sind sein Pegasus."

Kean. Es giebt keinen Schauspieler von Belange, der die Launen des Glückes so vielfältig erfuhr, aber auch keinen, der Ansehen, Wohlstand, Ruf und Gesundheit so muthwillig dahin opferte, als der einst so berühmte dramatische Künstler Kean. Der beispiellose Enthusiasmus, welchen seine Darstellungen auf dem Drury-Lane Theater in London erregten, eröffneten ihm bald die Thore des Reichthums; aber der hochmüthige Künstler wollte es bald den tollsten Dandies der Hauptstadt zuvorthun, indem er in sechsspänniger Equipage herumfuhr, einen zahmen Löwen bei sich führte, Wetten zu 100 Guineen einging, und in entehrenden Orgien die leicht erworbenen Schätze verpraßte. Das Uebermaß seines Dünkels brachte ihn nach und nach um die Gunst seiner Gönner, und nicht lange darnach traf es sich, daß der theatralische Sardanapal auf der elenden Provinzialbühne von Exester Dienst nehmen mußte, wo er einst, außer Stande sich ein Mittagmahl zu verschaffen, mit nüchternem Magen in der Rolle des Othello auftreten mußte. Von der Natur mit allen Erfordernissen ausgestattet, die Würde erhabener Personen und Helden auf der Bühne zu behaupten, vergaß Kean oft die dem Publikum und sich selbst schuldige Achtung so weit, daß er plötzlich in seiner Rolle inne hielt, um seine Talente in der Nachahmung des Hahnengeschreies, und des Hundgebelles, oder in der Bauchrednerei, und in halsbrecherischen Sprüngen

zu produciren. Er starb am 15. Mai 1833 zu Richmond an den Folgen des Grogs in seinem 46. Lebensjahre.

Kean. In Deutschland erntet der Künstler Ehre und Geld, aber des letztern nur so viel, als er selbst durch Fordern und Mäkeln zu erpressen vermag; in England fällt ihm meist beides zugleich von freien Stücken zu. Als der nachher so berühmte Kean in London als Shylok zuerst im Januar 1814 auftrat, war er den Abend zuvor von der bittersten Armuth gequält worden. Kein Brot, kein Holz im harten Winter, keine Arzenei für sein krankes Kind war im Hause gewesen, und ein paar Tage darauf gab es den größten Ueberfluß. Die Direction hatte mit ihm auf 8 Pfund Gage wöchentlich abgeschlossen gehabt, sie zerriß den Contrakt, ihm freiwillig einen neuen von 20 Pfund zuzustellen. Ein Anonymus sandte ihm ein höchst schmeichelhaftes Schreiben, und beigeschlossen war eine Banknote von 100 Pfund. Der berühmte Bierbrauer Whitebread besuchte ihn, seinem kleinen Sohne eine Note von 50 Pfund in die Hand zu stecken. Die Herzogin von St. Albans fuhr vor, ihn zu bitten, 50 Pfund als ein Geschenk anzunehmen, und der Comite des Theaters kam bald darauf mit einem solchen von 500 Pfund. Welcher deutsche Schauspieler kann sich rühmen, von seiner Direction, von Privatpersonen, solche contante Beweise von Beifall erhalten zu haben?

Keckheit gewinnt. Ein Berliner Wirth lockte viele Menschen herbei, indem er die öffentliche Anzeige machte, bei ihm sei ein Pferd zu sehen, welches von der Natur eine Verwechselung des Hintertheils mit dem Vordertheil erhalten. Die Leute strömten herbei und fanden ein ganz gewöhnliches Pferd, welches der witzelnde Wirth nur mit dem Schweife an die Krippe gebunden. Der Vorhang ging auf und fiel; das Publikum lachte und verzehrte beim Wirthe, ohne in üble Laune zu gerathen, eine bedeutende Zeche. Der Streich war gespielt und die Einnahme gut.

Die unrechte **Kehle.** „Ein Glas Limonade!" forderte auf dem **Balle ein Herr am Büffet, — zahlte und sagte dem Garçon: „Dort, meiner Frau!" indem er auf einige Damen wies, die sich so eben zur Galopade gestellt. — Der Eilige verfehlte die Dame, und als der Uebersender näher kam, sah er verdrießlich das Glas in fremden Händen. Er wollte durch Husten den Irrthum bemerkbar machen und wurde deshalb von seiner unwilligen Ehehälfte gefragt: „Na, was soll das Husten?" — „Soll ich nicht husten," entgegnete er, — „ist mir doch die Limonade in die unrechte Kehle gekommen!"

Kohl und Kelch. Es erzählte Jemand, daß er unlängst in einer

Schatzkammer einen sehr großen und kostbaren goldenen Kelch gesehen habe. „Was, einen goldenen Kelch?“ fragte eine Dame erstaunt, „Wo muß wohl dieser gewachsen sein?“ (In der österreichischen Localsprache sagt man statt Kohl — Kelch.)

Ein Kopf wie ein **Keller.** Ein Jude, der in einen Prozeß verwickelt war, erkundigte sich bei einem seiner Freunde nach einem geschickten Advokaten. Dieser empfahl ihm einen mit den Worten: „Hot der eppes ân Kopf, wie ä Keller!“ Der Rechtsstreit wurde von ihm geführt, und unglücklicher Weise ging derselbe verloren. Darüber aufgebracht, begab sich der verlusttragende Israelit zu diesem seinem Freunde, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ihm einen so schlechten Rechtsanwalt auf so trügerische Weise empfohlen habe. — „Jach hob gesougt, douß er hätt' ä Kopf wie ä Keller; jach hob aber nischt gesougt, ob und wous drinnen is. Hättste hinein gesagen, as bevor de ihn genümmen hast.“

Der englische Richter **Kelly** besaß eine, bei seines Gleichen seltene Eigenschaft, er hielt sich keineswegs für unfehlbar und gestand seinen Irrthum sogleich ein. Ein Advokat wollte einst vor den Schranken einem Angeklagten dadurch das Wort reden, daß er zwei ähnliche Fälle anführte, wo Kelly zu Gunsten derer geurtheilt, die sich mit seinen Klienten in dem nämlichen Verhältnisse befunden hatten. „Wie?“ sagte der Richter, „ich soll, weil ich zweimal ein ungerechtes Urtheil fällte, es auch zum dritten Male thun?“

Der englische Tonkünstler **Kelly** fand, daß man sein Talent nicht genug belohne; er beschloß also, einen Weinhandel damit zu verbinden. Er fragte deshalb Sheridan um Rath. „Ich habe nichts dagegen,“ sagte dieser, „ich schlage Ihnen aber vor, auf Ihr Schild zu setzen: „Kelly, Musikhändler und Wein-Componist.“

Talma, **Kemble** und Molière. Talma hatte einen Neffen, dieser Neffe diente unter Napoleon in Spanien. Er wurde von den Engländern gefangen, und auf jene Pontons geschickt, die den Gefangenen so verderblich waren. Anfangs ertrug er geduldig sein Schicksal, aber bald wurde er dessen überdrüssig. Eines Tages sagte er sich: „Parbleu, mein Oheim behauptet, daß die Künstler sich einander die Hände reichen; er hat mir von einem englischen Schauspieler gesagt, der Kemble heißt, wie wäre es, wenn ich ihm schriebe, daß ich der Neffe Talma's bin?“ Entzückt über den Gedanken, ergreift er die Feder, und schreibt einen Brief an Kemble. Bald erhielt er Geld; es wird ein Austausch der Gefangenen gemacht, und Kemble erlangt es, daß der Neffe Talma's mitbegriffen werde. Das Kaiserreich

währte fort, die Communication zwiſchen England und Frankreich waren aufgehoben; Talma blieb der Schuldner ſeines Collegen jenſeits des Canals. Endlich kommt das Jahr 1814, und Kemble erhält ſowohl den vorgeſchoſſenen Betrag wieder, als den Ausdruck des Dankes der ganzen Familie. Kemble kommt nach Frankreich, und der große Künſtler Kemble findet bei dem großen Künſtler Talma die ausgezeichnete Aufnahme, die ihm gebührt. Ein Diner wird ihm zu Ehren bei Talma gegeben, bei welchem alle großen Schauſpieler der franzöſiſchen Hauptſtadt zugegen waren. Man ſprach von Shakeſpeare; dann fiel die Converſation auf Corneille, Racine, Voltaire und Crebillon. Michot hatte noch gar nichts geſagt; endlich konnte er es nicht mehr aushalten, er wendete ſich zu Kemble: „Aber, Monſieur, warum vergeſſen Sie bei unſeren großen Dichtern den Molière?“ — „Molière, Monſieur,“ antwortete Kemble, „iſt kein Franzoſe.“ — „Wie, Molière kein Franzoſe?“ und Michot rückte unruhig auf ſeinem Seſſel herum. „Nein, Monſieur,“ erwiderte Kemble ganz trocken. „Eines Tages ſprach Gott: Ich muß einen Menſchen erſchaffen, der Lachen macht und zugleich Wahrheiten ſagt, und auf die Bühne den Reflex der Geſellſchaft werfen ſoll; hierauf machte er Molière, dann ließ er ihn auf die Erde fallen, und der Zufall wollte, daß während der kreiſenden Bewegung der Erde, Frankreich ſich gerade unter der Stelle befand, wo Gott war; Molière hätte aber eben ſo gut in Italien, oder in Spanien, oder in Deutſchland niederfallen können; Molière iſt kein Franzoſe, er gehört allen Ländern an.“

Als **Kemble** das Coventgardentheater verwaltete, trat ein Herr bei ihm ein, welcher wegen des Engagements ſeiner Tochter mit ihm zu ſprechen wünſchte; zufälligerweiſe erwartete Kemble in derſelben Stunde den Beſuch eines Pferdehändlers, den er beſtellt hatte, um mit ihm über den Kauf einer Stute zu unterhandeln. Kemble, dem die Letztere ſehr am Herzen lag, glaubte den Pferdehändler in der Perſon des Fremden zu ſehen und fragte ihn ſogleich: „Wie alt iſt ſie?“ — „Sie hat vergangenen Mai das 16. Jahr erreicht,“ erwiederte der Gefragte. „O, dann iſt ſie zu alt und kann zu ſchwerer Arbeit nicht verwendet werden; iſt ſie ruhig?“ — „Vollkommen, ich habe nie ein ſanfteres Geſchöpf gekannt,“ entgegnete der Fremde, etwas betroffen über die komiſche Weiſe, womit der Theaterdirector über ſeine Tochter ausholte. „Iſt ſie ſchon lange in der Stadt?“ — „Faſt vor einer Woche traf ſie mit mir aus Grimſtead hier ein.“ — „Iſt ſie gehörig eingeſchult?“ — „Herr Thellwell hat ihr einige Lectionen ertheilt.“ — „Hat ſie ſtets zwiſchen den Pfeilern geſtanden?“ — „Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr!“ — „Nun, es iſt nicht der Rede werth; wenn Ihre Bedingungen nicht übertrieben ſind, ſo werden wir ſchon übereinkommen.“ — „Dieſen Punkt überlaſſe ich ganz

Ihnen selbst, mein Herr; sie ist unten; soll ich sie zu Ihnen heraufbringen?" — „Sie heraufbringen?" rief Kemble mit spöttischem Lächeln; „o nein, übergeben Sie dieselbe meinen Burschen, er wird sie in den Stall führen, bis ich hinunter komme, sie in Augenschein zu nehmen." — „In den Stall?" rief der Fremde mit immer wachsender Verwunderung. „Ja freilich, mein Herr, in den Stall; und da Sie sagen, sie sei ganz sanft, und, wie ich vermuthe, völlig gesund, so bin ich entschlossen, mich ihr anzuvertrauen. Mein Freund Wocton schreibt jetzt ein Melodram, worin ich auftrete, und ich bin, sobald wir Handels eins werden, entschlossen, in diesem Stücke auf ihrem Rücken zu debütiren!" — „Auf ihrem Rücken — auf meiner Tochter Rücken, Herr! wollen Sie mich beleidigen?" — „Ich bitte zehntausend Mal um Verzeihung, mein Herr, aber kommen Sie nicht aus den Gestüten in Cumberland?" — „Nein, ich komme von Ost-Grimstead." — „Mit einem Pferd?" — „Nein, mit einer Tochter." — „Behüte der Himmel," rief der betroffene Schauspiel-Director aus; „ich war in ungeheuerm Irrthum; nur gut, daß wir zufällig allein waren (indem er bedächtig und feierlich eine Prise nahm), dergleichen Vorfälle dürfen nur unter vier Augen vor sich gehen."

Kemble. Talma hatte einst den Oberpriester in dem Trauerspiele: „Athalie" zu geben, zu welcher Vorstellung er große Vorbereitungen getroffen hatte, und von der sich auch ganz Paris Wunder versprach. Der Ruf flog über den Canal nach London und erweckte bei dem berühmten englischen Schauspieler Kemble den Wunsch, Zeuge von Talma's Triumphe zu sein. Es blieb ihm wenig Zeit und seine Reise glich einer Courierreise. Kaum in Paris angekommen, läuft er sporenstreichs vom Wagen zur Theaterkasse, ohne sich umzukleiden. „Einen Logenplatz!" ruft er. „Keiner mehr da!" — „Irgend eine andere bequeme Stelle, nur so nahe als möglich der Bühne — einen Napoleond'or geb' ich!" — „Und wenn Sie tausend bieten — kein Platz!" Der bestürzte Engländer kauft ein Parterrebillet und drängt sich hinein, muß aber schon ganz hinten an der Thüre stehen bleiben. Da hört er nichts und sieht auch nichts von des großen Nebenbuhlers unerreichbarer Mimik?! Es plagt ihn und treibt ihn wo anders hin. Aber wohin? Kein Fußtritt ist ja frei. Noth bricht Eisen, also auch Etiquette. Er sieht in einer Loge, dicht am Proscenium, einen Herrn mit einer Dame. Dort ist Platz genug, denkt er sich. Er rennt hin, läßt den Besitzer herausrufen — es ist Sosthénes de la Rochefoucauld. Im gewandten Französisch bezeichnet er sich als einen Fremden, der eigens über's Meer gekommen ist, um heute Talma zu bewundern, und nun wegen Mangel an Platz um den Zweck seiner Reise gebracht werden soll. Der Logeninhaber läßt den bestaubten Ankömmling eintreten, ohne daß dieser sich genannt, sagt mit einigen Worten den

Verlauf der Dinge seiner Frau und Kemble nimmt nach einer Verbeugung den leeren Stuhl neben ihr ein. Die galante Französin rückt, nachdem sie seine nachlässige Toilette mit halben Blicken gemustert hatte, ihren Gatten etwas näher. Kemble hat keine Augen dafür — nur Augen für Talma. Das Stück beginnt, Talma erscheint, spielt, erregt Jubel! Des Engländers Blicke strahlen — sein Mund ist halb geöffnet, er vergißt im Verlaufe des Stückes seine Nachbarn, das Publikum, die Welt. Der Jubel der Menge am Schlusse des Actes weckt ihn erst, und als wieder Stille eingetreten ist, ruft er laut mit der Stärke seines geübten Organes ganz allein: „beautifull, most beautifull!“ Allgemeines Gelächter und Gezische. La Rochefoucauld und seine Gemalin finden sich auf das Aeußerste compromittirt. Die Loge wird ein Gegenstand des Spottes. Der Inhaber will den Eindringling zur Rede stellen. Da erkennt im Parterre ein Engländer seinen berühmten Landsmann. Kemble ist hier! geht es wie ein Laufeuer durch das ganze Haus. Wo? wo? — Oben in La Rochefoucauld's Loge! Die ganze Versammlung macht Front gegen Kemble, ein lang donnernder Applaus begrüßt ihn. Er bezieht ihn nicht auf sich. „Vive Kemble!“ dröhnt es vom neuen durch das ganze Haus. Er zweifelt nicht mehr, steht auf, verbeugt sich nach allen Seiten, Thränen in den Augen und stumm auf die Bühne deutend, als wolle er sagen: „Alle Eure Liebe ihm!“ Neuer Jubel. Der Logen-Inhaber fällt aus dem Traume, ist entzückt, die Dame vergißt ihren Mann und rückt ganz nahe zu Kemble. Am Schlusse des Stückes springt dieser auf, dankt kurz dem artigen Wirthe — fällt mehr die Treppe zur Bühne hinauf, als er geht; und oben — flogen einander die beiden größten Tragöden ihrer Zeit in die Arme.

Bewiesene **Kenntniß.** Es giebt nichts Possierlicheres, als die Munterkeit und Naivetät, womit ein Irländer sich aus der Verlegenheit zieht, wenn er, was man sagt, einen Bock geschossen hat. Der Capitän eines Kriegsschiffes, der nicht gar lange bei der irländischen Station angestellt war, gebrauchte die Vorsicht, beim Auslaufen aus dem Hafen, dem Lootsen zu sagen, das er ganz unbekannt mit der Küste sei, und sich deshalb in Hinsicht auf die Sicherheit des Fahrzeugs durchaus auf seine Ortskenntniß verlassen müsse. „Lootse,“ sagte der Capitän, „daß Ihr die Küste genau kennt?“ — „So sicher, wie ich meinen eignen Namen kenne,“ war die Antwort. „Nun gut, ich möchte Euch aber dennoch erinnern, Euch der Küste nicht zu stark zu nähern.“ — „Seien Sie unbesorgt, Capitän, und gehen Sie in Gottes Namen zu Bette, wenn es Ihnen beliebt.“ — „Es soll also weiter gehen?“ — „Nun ja, und weshalb nicht?“ — „Nun es könnten doch verborgene Riffe da sein, von denen Ihr nichts wißt.“ — „Verborgene Klippen? Nun die Klippen möchte ich wohl sehen,

die ſich vor mir verbergen ſollten. Hab' ich's Euch denn nicht vorhin geſagt, ich kenne jeden Felſen an der Küſte?" Hier ſcheiterte das Schiff. „Und dies iſt eben einer davon."

Beſondere Kennzeichen. In einer kleinen Stadt ließ ſich ein junger Mann einen Paß ausfertigen. Der Beamte war ein Freund von ihm und erlaubte ſich den Scherz, unter „beſondere Kennzeichen" aufzuführen: trägt ſtets eine Stockflöte bei ſich, welche er mit großer Fertigkeit bläſt. Auf der böhmiſchen Grenze angekommen, wird er aufgefordert, das beſondere Kennzeichen ſehen und hören zu laſſen. „Ein beſonderes Kennzeichen?" fragt der Reiſende, der ſeinen Paß nicht geleſen hatte, „ich habe keins." — „Da leſen Sie doch, hier ſteht es ja klar und deutlich in Ihrem Paß!" Wohl oder übel, der Mann muß die Flöte auspacken und dem Policiſten ein Stück vorblaſen, worauf man ihn ungehindert weiter reiſen läßt.

Kepplers Grabſchrift von Käſtner.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Keppler ſtieg. — Er ſtarb in Hungersnoth:
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Kerzen. Ueberall verwendet man ſchon Stearinkerzen, nur die Todtenkerzen ſind beim Wachs geblieben, denn es iſt der Menſch wie Wachs, bevor er zum Licht gelangt, muß er gebleicht werden. Man macht den meiſten Kerzen den Vorwurf, daß man nichts bei ihnen ſieht! da ſind die Menſchen daran Schuld, ſie zünden ſie immer bei Nacht an, wenn es finſter iſt, man zünde ſie einmal beim Tag an, dann werden alle Menſchen ſagen: „Bei dieſen Kerzen ſieht man prächtig, das liegt am Tage!" S.

Kette. Man ſagt, der Menſch haſſe die Ketten. Mir ſcheint, er haſſe nur die eiſernen; mit goldenen Ketten kann man ihn feſſeln wie man will. Blumenketten ſind bei den Dichtern zu finden, die in Ermangelung der goldenen — Nymphen, Grazien, und was ihnen in die Hände kömmt, damit umwinden.

Keyſersberg (Geyler von). Einen undankbaren Menſchen gegen Gott vergleicht er mit einer Sau, welche die Eicheln unter dem Baume auffrißt, und nicht einmal hinaufſieht, woher ſie kommen. Zu denen, die ehrliche Leute wegen kleiner Mängel verhöhnten, pflegte er zu ſagen: „Man ſehe die Flöhe viel eher auf einem weißen Tuche als auf einem ſchwarzen."

Die **Kinder** Israel sind 40 Jahre in der Wüste gewesen, und noch als Kinder heraus gegangen. Das müssen gescheute Kinder sein.

Kind. Eine Hebamme kam in später Nacht zu einem Pastor, mit der Bitte, einem neugebornen Kinde die Nothtaufe zu geben, doch solle er ja nur recht eilen, denn das Kind sei so schwach, daß es auf keinem Fuße mehr stehen könne.

Kindes-Herz. Minsum, ein Chinese, verlor seine Mutter in seiner ersten Jugend. Er bekam eine Stiefmutter, die ihn eben so mißhandelte, als sie ihre beiden Kinder verzärtelte. Er ertrug es geduldig. Einst hatte sie ihn so gemißhandelt, daß er ohnmächtig zu seines Vaters Füßen sank. Der Vater erfuhr die Ursache und wollte seine Frau verstoßen; Minsum aber bat, es nicht zu thun. „Mein Vater," sagte er, „unser sind drei: jetzt leid ich nur allein, verstößest Du aber unsre Mutter, so werden wir alle drei leiden."

Des Dichters **Kind.** Ein bekannter deutscher Dichter kam nach C., als dort eben eine sehr schlechte Gesellschaft spielte. Von seinen Freunden beredet, ging er in's Schauspielhaus und zufällig traf es sich, daß man eben ein Stück von ihm vorstellte und es so sehr verunstaltete, daß er schon nach der ersten Scene wieder hinaus wollte. „Aber," sagte einer seiner Freunde, „es sollte Sie ja doch wenigstens freuen, Ihr Kind so unverhofft in der Fremde zu finden?" — „Ja, aber am Galgen!" sagte der Dichter.

Kinder zahlen die Hälfte. Ein Familienvater mit vier heirathsfähigen Töchtern, wollte auf der Eisenbahn fahren, trat zur Kasse und legte 50 Kreuzer hin. Der Cassirer bedeutete ihm, daß die Person 20 Kreuzer bezahlen müsse, daher er für fünf Personen 1 fl. 40 kr. zu erlegen habe. Entrüstet darüber sagte er: „Die vier Mädel sind meine Kinder, und nach der Annonce zahlen Kinder nur die Hälfte."

Kindheit. Wenn der Mensch seine zweite Kindheit erlebt, dann geht er beinahe eben so aus der Welt, wie er hinein gegangen ist.

Kinder-Naivetät. In einer Trivialschule fragte der Katechet beim Religionsunterrichte einen böhmischen Knaben: „Wer verführte Adam im Paradiese zum Genuß des verbotenen Apfels?" — „Der Hunger," war des Schülers schnelle Antwort.

— „Helf Euch Gott!" sagte der Neffe zum Oheim. „Dummer Junge, es war kein Niesen, sondern es war mein alter Husten." — „Nun, so helfe Euch Gott nicht, lieber Oheim!"

Kinder-Naivetät. Ein Luſtſpieldichter, der oft ausgepocht wurde, hatte die Gewohnheit, an jedem Abende, an dem ihm ein ſolches Schickſal widerfuhr, nach Hauſe zu gehen und ſeine Kinder zu ſchlagen, wenn er aber applaudirt wurde, brachte er ihnen Bonbons mit. An einem Abende waren die Stimmen getheilt, das halbe Publikum pochte, die andre Hälfte applaudirte. Er kam nach Hauſe und gab dem einen Kinde eine Maulſchelle und dem andern Bonbons. Das Kind mit den Bonbons neckte ſich nun mit dem Bruder und ſagte: „Ehtſch! Ehtſch! Dein Vater iſt ausgepocht worden, und meiner nicht!"

— Der Revierjäger ſandte dem Herrn Amtmann durch ſeinen achtjährigen Sohn Wildpret zum Geſchenke. Der Amtmann beſah es und ſprach ſchmunzelnd: „Ei ſieh da, Rebhühner! — und, was ſeh' ich, auch Faſane? das iſt ja gar zu viel!" — „Ja," antwortete der Junge, „die Mutter ſagte auch, daß es zu viel ſei, aber der Vater antwortete: einem ſo intereſſirten Mann, wie der Herr Amtmann iſt, kann man nicht zu viel geben."

— Als einſt ein Prediger in Newcaſtle mit Kindern katechiſirte, bezeichnete er ihnen die Hölle, als einen ungeheuren Schlund voll ewiger Gluth und ſchauerlichen Feuers, ſehr maleriſch. Die Tochter eines Mannes, der viele Kohlengruben beſaß, ſtand entfernt, horchte mit ſichtbarem Antheil, drängte ſich dann ſchüchtern hinzu, dem Prediger näher zu kommen. „Näher, meine Tochter," rief er. „Wünſcheſt Du etwas genauer zu wiſſen?" — „O, liebſter Herr Pfarrer," entgegnete das liebe Kind, „könnten Sie nicht machen, daß der Teufel ſeine Kohlen vom Papa nähme?"

— Eine 8jährige Enkelin ſollte ihrer Großmutter zum Geburtstage Glück wünſchen, und war eben beſchäftigt, ihrem Lehrer den betreffenden Wunſch herzuſagen, in dem auch enthalten war, daß die Wünſchende Gott bitten wolle, er möge die Großmutter recht alt werden laſſen. „Dieſen Punkt," bemerkte das Mädchen, „werde ich der Großmutter auf keinen Fall vortragen." — „Und warum nicht?" — „Sie müßte ſich ja ſchämen, noch älter zu werden; ich will lieber Gott bitten, daß er ſie recht jung werden laſſe, denn alt iſt ſie ja ſchon genug!"

— „Rudere brav, Franzl!" ermunterte ein böhmiſcher Schiffer ſeinen Sohn, mit welchem er an einem ſchwülen Sommertage die Moldau hinabfuhr, „heut Abend, wenn kumm mi nach Haus, kriegen wir Knödel (Klöſe), ſo Gott will." — „I ja," erwiederte traurig der Sohn, „wenn's Gott a tauſendmol un de Mutter will nit, bekumm mer doch kane."

Kinder-Naivetät. Ein Junge, der erst seit wenigen Tagen in London Milch in die Häuser herumtrug, wurde gefragt, warum die Milch immer so warm sei. „Ei, dafür weiß ich keinen Grund, wenn's nicht etwa daher kommt, daß sie immer warmes Wasser statt kaltem hineingießen," erwiederte der Junge naiv.

— Nach einem heftigen Regen ging ich auf einige Minuten in den Volksgarten, und immer, wenn ich dahin gehe, pflege ich Canova's Meisterstück, den Theseus zu betrachten. Ich stand vor dieser colossalen Gestalt, und neben mir eine hübsche, junge Frau mit ihrer Kinderwärterin und einem kleinen Mädchen von 4 — 5 Jahren. „Wer ist das?" fragte die Frau das Kind, und zeigte auf den colossalen Theseus, „das ist der Papa!" schrie die Kleine, aufjauchzend.

— Ein kleiner Knabe bat seinen Vater, ihm einen andern Lehrer zu geben. „Was hast Du denn gegen diesen Lehrer einzuwenden?" fragte Dieser. „Weil er nichts kann," erwiederte der Knabe. „Wie kannst Du denn so etwas behaupten?" fragte der Vater. „Ja, sieh, lieber Vater," versetzte der Knabe, „der Lehrer fragt erst mich um Alles, und leider weiß ich es gewöhnlich selbst nicht."

— Jemand nahm sich vor, während seiner Ferien eine Reise nach der Schweiz zu machen. Er sprach mit Vergnügen öfters davon und malte die Alpen und die Wasserfälle mit glühender Sehnsucht aus. Als es wirklich zur Reise kam, küßte er Weib und Kind, und fragte das letztere, einen blondlockigen vierjährigen Jungen: „Nun Carl! was soll ich Dir denn mitbringen aus der Schweiz?" — „Einen Wasserfall, lieber Vater!"

— Eine Dame ließ sich mit ihrem Söhnchen, bei sehr schlechter Witterung, in einer Portechaise nach Hause tragen. Voll Mitleid gegen die Träger, bat der Knabe: „O liebe Mama, nimm doch die armen Leute auch herein in unsern Kasten!"

— Ein junges sechsjähriges Mädchen hatte oft Zutritt in dem Hause eines unverheiratheten Frauenzimmers, welches öfters von ihren Freundinnen und Freunden besucht wurde. Einst fragte das kleine Mädchen ihre Gönnerin mit der diesem Alter eigenen Naivetät. „Mademoiselle, haben Sie denn keinen Mann?" Sie erhielt verneinende Antwort. „Nun, Sie brauchen auch keinen," erwiederte das Mädchen nach einer kleinen Pause, „denn sie haben immer Besuch."

Kinderzucht. Eine Zigeunerin gab ihrem Kinde eine Schale und befahl ihm, Essig zu holen. Bevor aber das Kind fortging, wurde

es von der Mutter geprügelt. Ein Fremder, der vorüberging, fragte, warum die Kleine geschlagen werde? „Damit sie die Schale nicht zerbricht," war die Antwort. „Ich meine," versetzte der Fremde, „dazu hätte es noch Zeit, wenn sie die Schale zerbrochen hat." — „O nein," erwiederte die Mutter, „dann wär' es schon zu spät."

Kinderzucht. Das fünfjährige Söhnchen eines reichen Hauses gab der französischen Gouvernante einen Schlag in's Gesicht. Die Mutter sah es und rief: „Liebes Kind, immer mit der linken Hand! willst Du Dir das nicht endlich abgewöhnen?"

Kindliche Liebe. „Was willst Du werden, Fritzchen?" fragte ein Vater sein Söhnchen. „Zuckerbäcker, liebes Väterchen," sagte der Knabe. „Zuckerbäcker? und warum das?" — „Um Ihnen das Alter versüßen zu können," war die Antwort.

Schöne **Kindes**liebe. Ein alter Auszügler hatte lange krank gelegen, befand sich aber wieder auf dem Wege der Besserung. Seine Tochter, darüber ungehalten, that eines Tages ihren liebevollen Mund auf und sprach die geflügelten Worte: „Hert Vater, Ihr stirbt doch gar nich!" Der Alte, ob solcher Redeweise empfindlich, erwiederte: „Härrste, Tiene, ich will der emol was sahn, gesturben wärd, abber ab Du's erläbst, deß weß ich nich!"

Der **Kinder**mörder. Der kleine Schauspieler A. hatte sich mit dem großen Schauspieler B. erzürnt. Der Letztere sagte in seinem Zorne: „Den Kerl' bring ich um!" Der Kleine klagte darauf bei Gerichte und B. wurde vorgeladen, um sich zu vertheidigen. Als ihm die Anklage vorgelesen wurde, rief er aus: „Meine Herren! halten Sie mich für einen Kindermörder?"

Woher stammt der triviale Ausdruck: **Kikel-Kakel?** Nach dem Echo der gebildeten Welt soll die gemeine Redensart: Kikel-Kakel von der Grippe sich herleiten, welche in alter Zeit Schnarrkikel genannt wurde. Das Echo für die gebildete Welt scheint aber in seiner Etymologie nicht sehr gründlich zu Werke zu gehen, denn der plattdeutsche Ausdruck: Kikel-Kakel bedeutet ein sinnloses, ermüdendes **Geschwätz**, und ist aus den Worten: kikeln (sehen) und kakeln (schwatzen), zusammengesetzt.

Es beten nicht Alle die in die **Kirche** gehen. Papa N. in **Berlin** ist außer sich vor Freude, daß sein Töchterchen, die holde Emma, jetzt einen so tiefen religiösen Sinn bewährt, indem sie jeden **Sonntag** nach der Kirche eilt. Ach, er hatte nicht die Vossische Zeitung gele-

sen! Da stand es deutlich: „Eingesandt. Liebe Emma! Wir treffen uns am sichersten alle Sonntage in der Kirche.“

Kirchenlehrer. Ein gewisser Prediger predigte so erbärmlich, daß die Kirche immer sehr leer blieb; ein witziger Kopf nannte ihn daher den größten Kirchenleerer seiner Zeit.

Kitzlich. Ein Irländer, der gehenkt werden sollte, bat, man möge den Strick ihm unter die Arme und nicht um den Hals legen, und als man ihn um den Grund dieser seltsamen Forderung fragte, antwortete er: „Ich bin so außerordentlich kitzlich an der Kehle, daß, wenn man mir den Strick dahin legt, ich mich gewiß todtlachen muß.“

Klage. Ein Bürger kam auf das Polizeibüreau eines Städtchens und klagte, ihm sei ein Riemen gestohlen worden. „Nun wenn's weiter nichts ist,“ sagte man ihm, „das ist ja kaum den Weg hierher werth.“ — „Ja wohl, aber an dem Riemen hing ein lederner Beutel.“ — „Nun, der wird auch die Kosten der Insertion nicht werth sein.“ — „Ja wohl, aber in dem Beutel waren 300 Thaler.“ — „Ach, das ist etwas Anderes.“ — „Ja wohl, und die 300 Thaler sind so gut wie 600, denn es waren Mündelgelder, die ich ersetzen muß, wenn ich sie nicht wiederbekomme.“

Sonderbare **Klage.** Zu Evreux in Frankreich zeigte vor Kurzem ein junger Mann dem Gericht an, daß seine verlobte Braut ihm untreu geworden sei und klagte auf eine Entschädigung von 1500 Frcs. Er hatte eine förmliche Rechnung aufgesetzt, unter anderm für verlorene Zeit: 8 Visiten bei der tugendsamen Jungfer Braut à 1½ Fr.; 6 Visiten von noch längerer Dauer à 2 Fr.; 4 Visiten von noch längerer Dauer à 4 Fr.; ferner die Kosten des Mittagsessens zu Ehren der Braut, wozu ein Maß Wein, 4 Flaschen Branntwein, Pfeffer, Käse, Zwiebel und sonstige nützlich Dinge angeschafft worden waren; zuletzt wurde noch eine Summe für abgelaufene Stiefel, und eine andere für schlaflose Nächte verlangt. Er mußte sich im Ganzen mit 455 Fr. Schmerzengeld abfinden lassen.

Klagen. Klagen verrathen ein kleines Herz, und machen bei Andern immer nur einen üblen Eindruck.

Klassisch — vortrefflich, musterhaft, mustergültig. Die Bürger Roms waren von Servius Tullius in sechs Klassen getheilt worden, und diejenigen, welche zur ersten oder vornehmsten gehörten, hießen cives classici (klassische Bürger), hernach nannte man auch die ersten und besten Schriftsteller autores classici.

Klatschmaschine. In Paris hat man jetzt eine neue Maschine erfunden, welche vollkommen den Schall von mehr als 20 Klatschenden nachahmt, und mithin alle die Miethlinge unnöthig macht, welche mitunter einschlafen, und dann den Effect verfehlen. Diese Maschine wird dicht über dem Kronleuchter angebracht, und der Zugfaden führt in das Loch des Souffleurs.

Der **Klecks** ist die sphärische Renitenz mißhandelter Tinte gegen das Postulat ideeller Entfaltung.

Kleid. Eine Dame erhielt bei Hofe eine Stelle; sie mußte deshalb in die Hände des Ministers einen Eid ablegen. Sie erschien bei ihm höchst elegant gekleidet; aber ihr Putz war leicht und ballmäßig. — Der Minister, dem dies nicht entging, sagte zu ihr: „Madame, für einen Eid der Treue ist Ihr Kleid sehr kurz."

Kleide. Ein Familienvater betete oft also: „Ach Gott! der du die Lilien auf dem Felde kleidest, kleide doch auch meine Frau und Töchter!"

Kleiden. Ein Graf hatte einen Bedienten, der sich dem Trunke ergeben; er kündigte ihm deshalb den Dienst, bezahlte ihm seinen Lohn, und befahl ihm, sogleich die Livré auszuziehen. — „Es ist doch hart," sagte der Bediente, „daß Sie mich so nackend und bloß verstoßen; mich, der ich Sie so oft gekleidet habe.

Kleider machen Leute. In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so Vielen, und den Philosophen am meisten unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemüht. — Man stelle sich einen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Männern zum ersten Male wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt in's Haus wehrt. — Da wir blos den Kleidern so Vieles zu danken haben, so scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer aus dem Stich seiner Nadel, aus dem Nichts hervorspringen, so wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den

Sand stach. Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Einer der Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank steckte ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stand bei dem Meister, hielt den Hut unter dem Arme, und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Schweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursache befragt. Er kennt die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmüthig werde ich, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmal sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfes sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen. Noch betrübter ist es, wenn die prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reich gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungerigen Musen gewesen, endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in die Trödelbude hatte flüchten müssen. — Wir werden die Sprache der Komplimente ändern: „Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protektion. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre."

Das **Kleid** ziert den Mann, wer es hat, der zieh' es an! Eine Wiener Kammerzofe schmollte mit ihrem Liebhaber, einem Berliner Tischlergesellen, und wollte ihm kurz und gut alle Bekanntschaft aufsagen, wenn er sich nicht einen andern Rock schaffen würde, indem er in diesem viel zu schofel aussähe, als daß sie länger mit ihm ausgehen könne. — „Du beleidigst mir, Jeliebte, wenn Du jlobst, det ick kenen andern Rock habe. — Hör' mal, det könnte mir fuchtig machen." — „Nu, wenn Du 'n andern Rock hast, warum ziehst ihn denn nid an?" fragte die Schöne verwundert. — „Wie kann ick

doch?" entgegnete der Liebhaber, „er is man noch viel schlechter, als dieser da."

Die **abgespeisten Kleider.** Ein Türke merkte, daß ihn seine Freunde gern zu Gaste laden würden, daß sie sich aber seiner schämten, weil er zu schlecht gekleidet war. Er wußte sich bald bessere Kleider zu verschaffen, und zeigte sich mit diesen vor den Leuten. Alsobald kamen einige auf ihn zu, und luden ihn zum Mittagmahl. Der Türke erschien recht sauber gekleidet, und setzte sich mit der zahlreichen Gesellschaft zur Tafel. Zuerst wurde Suppe aufgetragen. Der Türke nahm einige Löffel voll davon, und begoß sich damit den Kaftan von oben bis unten. „Was macht Ihr!" rief man von allen Seiten. „Ich verrichte meine Pflicht," versetzte dieser, „Ihr habt mich nur meiner bessern Kleider wegen zu Gaste geladen, daher müssen auch diese vorzugsweise abgespeist werden."

Eine Frankfurter **Kleiderordnung.** In einer Frankfurter Kleiderordnung vom J. 1350 wird bestimmt: Man soll weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch feine Perlen auf den Kleidern tragen. Kein Mann oder Weib soll nach Belieben Ringe tragen, sondern die Zahl auf zwei eingeschränkt sein, „entweder zwei Ringe oder zwei Fingerlin." Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth sein, als ein Mark Silber; eben so kein „Schappel" einer Jungfrau. Keine Frau soll ein „Kogel" tragen, „der sei stryffechte (gestreift), getrilet oder gestucket." Die Lappen an den Ermeln der Weiber sollen nicht über eine Elle lang sein. — Kurfürst Ernst und Herzog Albert von Sachsen bestimmten im Jahr 1482: „Keine Frau oder Jungfrau vom Ritterstande soll ein Kleid tragen, das über zwei Ellen auf der Erde nachgeht. Keine soll mehr als einen seidenen und zwei gestickte Röcke besitzen, auch nur eine seidene Schaube, und kein Kleid soll über anderthalb hundert Gulden werth sein" — was für jene Zeit eine ungeheure Summe ist. — Der gelehrte Agricola († 1485) sagt: „Jetzt trägt man französische röcke, hispanische kappen, das man noch wohl ein englisch jacken dazu bedörffte. Es zeiget aber solche affische Weise, das wir Deutschen leichtfertige Leute sind, des wir doch mehr Schande denn ehre haben." Man trug zu der Zeit auch Schellen, und nicht nur am untersten Saum der Kleider, sondern auch an Schuhen, an Halskragen, am Gürtel. Auf diese Tracht bezieht sich der Vers im bekannten alten vorlutherischen Kirchenliede:

Und die Schellen klingen
In regis curia.

Kleidervorrath. Mehrere Fürstinnen zusammen genommen hatten wohl nicht eine solche Garderobe, als Elisabeth, Tante Peters des

Dritten. Man fand in ihrem Nachlasse 15,000 und einige hundert, theils einmal theils niemals getragene Kleider; zwei große Kisten mit seidenen Strümpfen; zwei andere mit Bändern; einige tausend Paar Schuhe und Pantoffeln, und einige hundert Stücke reicher französischer Stoffe.

Der **Kleine.** Ein großer wohlgebauter Mann, dessen Mutter ein sehr zügelloses Leben geführt hatte, und als eine verschmitzte Buhlerin allgemein bekannt war, wollte einen kleinen schwächlichen Menschen aufziehen, und sagte daher zu ihm: — „Sagen Sie mir doch, weßhalb Sie so klein sind?" — „Das kommt daher," gab dieser trocken zur Antwort:" weil ich nur Einen Vater habe."

Antwort eines **Kleinen.** Ein kleiner aber gelehrter Mann gerieth einst mit einem goliathartigen Gegner in Streit. „Wenn Sie nicht schweigen," sagte der Letztere, „so stecke ich Sie in meine Tasche." „Pah," versetzte der Kleine, „stecken Sie mich lieber in Ihren Kopf, da ist mehr leerer Raum."

Kleinigkeit. Bei seinem Abschiedsbesuch, den ein von der Universität abgehender Student einem Professor derselben machte, sagte er zu diesem, unter andern Complimenten: „Ihnen verdanke ich Alles, was ich weiß." — „Ach!" erwiederte der Professor ebenfalls höflichst, „erwähnen Sie doch nicht einer solchen Kleinigkeit!" —

Großartige **Kleinigkeiten.** Francesco Alunno aus Ferrara, welcher im 15ten Jahrhunderte lebte, brachte Kaiser Karl V. auf dem Raume eines Kreuzers ohne Abkürzung das Credo und das erste Kapitel des Evangelium Johannis geschrieben dar, worüber der Kaiser, wie Aretino, ein Schriftsteller jener Zeit, bemerkt, so außer sich war, daß er das Kunstwerk einen ganzen Tag ohne Unterlaß bewunderte. — Kallikrates, ein Bildhauer des Alterthums, verfertigte einen Wagen aus Elfenbein, welchen der Flügel einer Fliege bedeckte, und Ameisen aus Elfenbein, deren Glieder man deutlich unterschied. — Ein Künstler von ebenfalls außerordentlicher Geduld, dessen Name leider verloren gegangen, brachte Elisabeth, Königin von England, ein Stückchen Papier von der Größe eines Nagels, auf welchem die Gebote Gottes, das Credo, daß Vaterunser, der Name der Monarchin und das Jahresdatum geschrieben standen. Der Künstler ließ sein Werk durch ein paar Vergrößerungsgläser betrachten, die er ebenfalls selbst verfertigte. — Girolama Fala, ein italienischer Geistlicher aus Kalabrien, hatte in erhabener Arbeit ein Werk ausgehauen, welches die ganze Passionsgeschichte des Heilands darstellte, und in eine Haselnußschale eingeschlossen werden konnte. So verfertigte derselbe ein Wägelchen von der Größe eines Weizenkorns, in welchem man einen Herrn mit seiner Dame, den Kutscher und zwei Pferde deutlich unterschied.

Keine Kleinigkeit. Ein Quacksalber, der sich davon nährte, daß er Universal- und Wundermittel an die unwissenden gemeinen Volksklassen verkaufte, befand sich nicht wohl. Er ließ also einen Arzt rufen. — Als dieser erschien, fand er den Patienten fast gar nicht krank. Er wunderte sich daher, wie man ihn einer so geringfügigen Unpäßlichkeit wegen habe holen lassen. — „Halten Sie das nicht für eine Kleinigkeit," sagte der Quacksalber ängstlich, „ich habe aus Versehen von meinen Wunderpillen genommen."

Kleinigkeiten. Oft kommen Menschen durch kleine Umstände näher: daraus entstehen Verbindungen und Verhältnisse, die ihrem Schicksale eine ganz neue Richtung geben, und so findet es sich denn, daß in der Welt fast Alles mit Kleinigkeiten anfängt.

Die **Kleinen** werden oft mit Unrecht zurückgesetzt. — Bei einem Pächter meldete sich zur Ernte-Arbeit ein Mensch als Schnitter. — „Könnet Ihr einen Arbeiter brauchen?" fragte er. — „Ihr seid mir zu klein," erwiederte der Pächter. — „Laßt Ihr etwa Euer Korn oben abmähen?" fragte Jener, „unten kann ich es besser als ein Großer."

Kleinmuth. Wenn die Großmuth zu viel Geld gekostet hat, dann kommt der Kleinmuth herbei, — und dann haben wir zu gar nichts reinen Muth mehr.

Ursache des **Klein**seins. Jemand, der ein Curiositäten-Cabinet besah, mußte sich einen Schädel vorführen lassen, den man für den vom Oliver Cromwell ausgab. Er ist aber äußerst klein, bemerkte er. — „Sie haben ganz Recht," war die Antwort, „wir haben ihn vom Cromwell erhalten als er noch ein Knabe von vier Jahren war."

Klient. Ein Engländer besprach sich wegen eines Prozesses, von dem sein Vermögen abhing, mit seinem Advokaten. Dieser äußerte, der Prozeß würde wahrscheinlich verloren gehen, und zeigte ihm in einem Buche einen fast ähnlichen Fall. „Machen Sie die Richter hierauf nicht aufmerksam," sagte der Klient, „sie erinnern sich wahrscheinlich dieses Falles nicht." Unterdessen wurde der Advokat hinausgerufen, der Klient besann sich nicht lange, sondern schnitt das ihm unangenehme Blatt aus dem Buche und steckte es zu sich. Seine Sache kam vor und er gewann. Der Advokat wünschte ihm Glück. „O, mein Herr," sagte der Klient, „ich konnte nicht verlieren, denn ich

habe besondere Sorgfalt angewendet, das Gesetz gegen mich gut in einem Sack verwahrt zu halten."

Die ehemalige Herzogin von **Klingston** wünschte Zutritt am Berliner Hofe zu erhalten. Sie wendete sich an den russischen Minister mit dem Ersuchen, er möchte dem Könige gelegentlich mit der Aeußerung ihrer Hochachtung berichten: Sie habe sich geäußert, ihr Vermögen befände sich zu Rom, ihr Handlungsschiff zu Venedig, aber ihr Herz zu Berlin. Als der König dieß hörte, antwortete er mit diesem beißenden Impromptu: „Der Herzogin mein Kompliment, und sagen sie ihr, ich besorge sehr, sie habe uns mit dem geringsten Theile ihres Vermögens bedacht."

Die Auflage von **Klopstock.** Der junge Stutzer eines reichen Hauses, der sehr aufgeblasen war, und bei aller Unwissenheit doch stets von Büchern und Klassikern sprach, die er sich in den schönsten Auflagen angeschafft, erhielt, einiger Schurkenstreiche wegen, des Abends eine derbe Portion Prügel. „Da hat er sich wieder," sagte ein schadenfroher Jude, „eine herrliche Auflage von Klopstock geben lassen."

In Hegel's Aesthetik (III. Bd., S. 445) findet sich Folgendes: **Klopstock's** Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messiade einen oder zwei Thaler, glaub' ich, darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, und führte ihn so ausstaffirt in Gesellschaften umher, und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe. Dem Pindar dagegen setzten die Athenienser ein Standbild, weil er sie in einem seiner Gesänge gerühmt hatte, und sandten ihm außerdem das Doppelte der Strafe, mit welcher ihn die Thebaner um des übermäßigen Lobes willen, das er der fremden Stadt gespendet, nicht verschonen wollten; ja es heißt sogar, Apollo selber habe durch den Mund der Pythia erklärt, Pindar solle die Hälfte der Gaben erhalten, welche die gesammte Hellas zu den pythischen Spielen zu bringen die Gewohnheit hatte."

Klopstock brachte bekanntlich in seinem frühen Alter einige Jahre in Kopenhagen zu, wo ihn der älteste Staatsminister von Bernstorf hoch auszeichnete. Ihn wollte Klopstock eines Tages besuchen. Er hatte Geschäfte, und Klopstock mußte im Vorzimmer warten. Ein Officier, in gleichem Falle, unterhielt sich da mit ihm. „Sie sind also Klopstock, der den Messias gedichtet hat?" — „Ja," sagte der Dichter. — „Aber, mein Gott!" erwiderte der Officier, „Sie sprechen ja so vernünftig!"

Der **Klotz.** Herr F. wurde von seinen Freunden eingeladen, mit in die Gesellschaft der Frau von O. zu gehen. Er schlug es ab und fügte hinzu: „Man friert bei ihr und es liegt immer nur ein Klotz im Ofen." Dieses wurde der Dame hinterbracht. Einige Zeit nachher machte ihr Herr F. einen Besuch. Als der Kammerdiener ihn meldete, rief Frau von O. ganz laut, daß es der Besuchende hören konnte: „Ein Klotz mehr!"

Kluge Leute fehlen auch.

Gieb Acht, mein Kind! und falle nicht
Hier auf dem glatten Grase;
Spricht Meister Klug wohl mit Bedacht,
Spricht's — und liegt auf der Nase.

Klugheit. Ein kluger Mann soll sein wie eine Uhr, deren Anschläge man nicht früher bemerkt, als bis die Zeit zum Anschlagen voll ist.

Der **Klügere.** „Ich denke Dich doch noch vernünftiger zu machen," sagte ein Freund zu einem andern. „O," erwiederte dieser, „da bin ich weit klüger, denn dies gab ich schon lange bei Dir auf."

Knaben-Naivetät. „Spitzbube!" sagte einst ein erzürnter Vater zu seinem Söhnlein, „jetzt bin ich beschäftigt, aber sobald ich Zeit habe, will ich Dich derb durchprügeln." — „Beeilt Euch nicht, Väterchen," versetzte der pfiffige Junge, „ich kann schon warten."

Wie lange bleibt der Neger ein **Knabe?** In dem Journal eines der Südstaaten der nordamerikanischen Union wird der Verkauf verschiedentlicher Waaren und darunter auch einer Partie Sklaven angezeigt. Da liest man denn: Nelson, Negerknabe, 38 Jahre alt; Michel, Negerknabe, 35 Jahre alt; Thornton, Negerknabe, 38 Jahre alt; Jerry, Negerknabe, 40 Jahre alt; Charles, Negerknabe, 33 Jahre alt; Shepperd, Negerknabe, 22 Jahre alt; Aleris, Negerknabe, 46 Jahre alt; August, Negerknabe, 43 Jahre alt; Crowford, Negerknabe, 33 Jahre alt. Alte Knaben das!

Kneller, Gottfried, berühmter Portraitmaler, geb. 1648 zu Lübeck, gest. 1723 als Reichsritter. Er hatte einen schönen Blumengarten. Seines Nachbars, des Arztes Ratcliff's Bedienter, pflückte oft Blumen da, worüber Kneller böse wurde und seinem Herrn sagen ließ: er wäre genöthigt, die Gartenthüre zu versperren. Ratcliff ließ ihm antworten; er möchte damit thun, was er wolle, nur soll er sie nicht bema-

len. Gut, versetzte Kneller, ich will Alles herzlich gerne von ihm annehmen, nur keine Arznei."

Kneller verband mit seiner Kunst einen so hohen Grad von Eitelkeit, daß er zur Zielscheibe des Witzes aller seiner Freunde und Bekannten ward. Er war ein Deutscher von Geburt, aus Lübeck, und trotz seines langen Aufenthalts in England, brachte er es doch nicht dahin, das Englische rein und ohne fremdartigen Accent auszusprechen. Wie der jüngere Richardson berichtet, las Gay eines Tages unserem Sir Godfrey Kneller Verse vor, in denen der Dichter die Schmeichelei so auf die Spitze getrieben, daß er jeden Augenblick fürchtete, Jener könnte es übel nehmen. Allein Kneller hörte Alles bis zu Ende aufmerksam an, und sagte endlich in seinem ausländischen Style: „Ah! Mr. Gay, was Sie mir da sagen, ist Alles sehr schön und wahr; aber Sie haben noch etwas vergessen, mein Freund; bei Gott! ich hätte auch sehr gut zum General einer großen Armee gepaßt; als ich in Venedig war, fand daselbst einmal ein Feuerwerk statt, in Folge dessen der ganze St. Markus-Platz in einem Pulverrauche stand, und diesen Geruch, mein lieber Gay, vertrug ich damals mit wahrer Tapferkeit —; wahrhaftig, ich hätte ein großer General werden können, mein guter Gay!" In gleicher Weise erzählt Pope von unserem Maler, der sich seiner Eitelkeit so ziemlich selbst bewußt war, Folgendes: „Ich saß eines Tages bei Sir Kneller, als er eben an einem Portrait beschäftigt war, da stand er mit einem Male auf, und sagte zu mir: „Ich kann gar nicht so gut arbeiten, wenn ich nicht dabei ein wenig geschmeichelt werde! Sie wissen es, lieber Pope, ich habe es gern, wenn man mir schmeichelt." — „Da," erzählt Pope, „nahm ich mir vor, zu sehen, wie weit es eigentlich mit seiner Eitelkeit gehe: zu dem Zwecke richtete ich mein Auge auf ein Portrait, das er eben vollendet hatte, und betrachtete es eine gute Weile mit großer Aufmerksamkeit; hierauf wandte ich mich an Kneller, und sagte zu ihm auf Französisch (denn dies war seine Conversations-Sprache während der ersten Zeit seines Aufenthalts in England): „On lit dans les Ecritures Saintes, que le bon Dieu faisait l'homme d'après son image; mais, je crois que s'il voulait en faire un autre à présent, il le ferait d'après l'image que voilà." (Es heißt in der Bibel, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, ich glaube aber, daß er, wenn er etwa jetzt ein neues Menschengeschlecht hervorbringen wollte, dasselbe nach diesem Muster hier machen würde.) Darauf wandte sich Sir G. Kneller um, und sagte in einem sehr ernsten Tone: „Vous avez raison, Monsieur Pope; par Dieu, je le crois aussi." (Sie haben Recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es auch.)

Knicker. „Haben Sie Bertolotto's Flöhe, diese Wunderthiere, schon gesehen?“ fragte jüngst einen Dresdner der Banquier S. „Noch nicht,“ antwortete der Erstere. „Zwölf Groschen sind zu viel. Der Herr wird schon den Preis heruntersetzen.“ — „Nein,“ erwiederte der witzige S., „das kann er nicht; das darf er nicht.“ — „Nun, und warum?“ — „Sehen Sie, dann gingen auch die Knicker hin, und es wäre um seine kostbaren Flöhe geschehen.“

Das **Knieen** vor Frauen. Wenn ich einen Mann vor ein Frauenzimmer hinknieen sehe, um ihre Hand, oder um ihr Herz, oder in besonderen Fällen um Beides zu bitten, so glaube ich immer an die Seelenwanderung und meine, in diesem Manne sei die Seele eines Kameels, das gewöhnlich niederknieen muß, wenn man ihm die schwersten Lasten aufbürdet.

Ein berühmter Maler portraitirte einen Edelmann als **Kniestück.** Das Gemälde wurde vielen Personen gezeigt und es ward allgemein als sehr gelungen bewundert. Als eben eine Gesellschaft das Portrait betrachtete und Bemerkungen darüber machte, kam gerade der Stiefelputzer in's Zimmer. Aus Scherz fragte ihn Jemand, ob er den kenne, den das Bild vorstelle. Er betrachtete es lange und erklärte dann, daß er ihm ganz unbekannt sei. „Das ist ja Sein gnädiger Herr,“ sagte Jener. „Mein gnädiger Herr?“ rief der Stiefelputzer. „I bewahre, wo sind denn die Stiefel?“

Richter-**Kniffe.** Ein Richter in Amerika nahm eine Miethkutsche und ließ sich nach einem Kaffeehause fahren. Nachher fragte er den Kutscher, was er verdient habe? „Zwölf Groschen,“ sagte dieser. „Könnt Ihr schwören,“ fragte der Richter, „daß Ihr so viel Geld für diese Fuhre zu fordern berechtigt seid?“ — „Ja,“ antwortete der Kutscher. „Gut,“ sagte Jener, „ich bin eine obrigkeitliche Person, ich will Euch den Eid abnehmen.“ Er nahm sein Buch aus der Tasche, las die Eidesformel vor, und der Kutscher schwor. Darauf gab er ihm vier Groschen und sagte: „Acht Groschen sind für den Eid.“

Knight. Man erzählte viele Beispiele, daß Thiere durch die Kunst des Pinsels getäuscht worden sind. Der berühmte englische Maler Knight hatte die Kinder eines Landgeistlichen gemalt, die auf die Schule kamen, ehe die Portraits aufgehangen wurden. Als dies endlich geschah, erkannte sie ein Pudel, der Gespiele der Knaben, augenblicklich wieder. Das treue Thier verschwendete alle Aeußerungen seiner Liebe, um die Aufmerksamkeit seiner sonstigen Freunde auf sich zu ziehen, und konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden, daß er nicht an den Gemälden hinaufsprang. Dieser Auftritt dauerte mehrere Mi-

nuten und wiederholte sich an den beiden darauf folgenden Tagen, bis der Hund endlich ganz betrübt hinwegging, daß seine Spielgenossen ihn so ganz unbeachtet ließen. Fortwährend aber heftete er seine Blicke auf die wohlbekannten Gesichter und schien sich nur ungern dem Glauben hinzugeben, den Schatten für die Wirklichkeit gehalten zu haben.

Baron **Knigge**, der Verfasser der Kunst mit Menschen umzugehen, wurde einmal von einer vornehmen Dame, die mit diesem seinen Buche hinsichtlich ihres Geschlechts höchst unzufrieden war, zur Rede gestellt. Knigge fertigte sie kühl, nüchtern und trocken ab. Dadurch gerieth sie dergestalt in Hitze, daß sie ihn zu einem Duell herausforderte. Der Baron lächelte, nickte, sagte zu, und Ort und Zeit wurden bestimmt. Die Dame war schon auf dem Kampfplatze, als der Baron ankam. Er ließ ihr die Ehre des ersten Schusses und sie flammend vor Grimm, nahm diese Ehre an. Schon hält sie sich schußfertig, als der Baron ausruft: „Noch ein Wort, Gnädige!" Zugleich tritt er auf sie zu, zieht aus seinem Ueberrock einen Fuchsschweif hervor, und klopft der Dame damit auf die schöne Hand, in welcher sie das Pistol hielt. Ein Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens; das Pistol entfällt der kampfbereiten Hand, und die Eigenthümerin dieser schönen Hand fällt in Ohnmacht. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Der Baron wünschte wohl zu speisen, ging seiner Wege und bewies, daß er auch die Kunst verstehe, mit Damen umzugehen, die duelliren wollen.

Die verdächtigen **Knochen.** Zu einem Meister kam ein Bauer, dessen Sohn bei Jenem in der Lehre, aber Krankheits halber wieder nach Hause geschickt war. Der Meister ermahnte den Vater, er möchte dafür sorgen, daß sich der Knabe mehr pflegen könne, denn überall ständen jetzt bei ihm die Knochen heraus. „Ja," sagte der Bauer darauf, „ick weeß man gar nich, wo der Junge alle de Knochen hat hergekriegt."

Knochen. Ein Student aß bei einem sehr geizigen Professor der Anatomie. Da ihm mehr Knochen als Fleisch vorgesetzt wurden, nahm er eine Rippe und betrachtete sie sehr genau. „Was machen Sie da?" fragte der Professor. „Mir fällt eben," antwortete der Student, „Ihre Theorie von der Structur der Knochen ein, und da sehe ich denn, ob was dran ist."

Knopf. Einem Maler stellte Jemand ein eben vollendetes Portrait mit dem Bedeuten wieder zurück, daß er nicht getroffen wäre. „Wo

soll es denn fehlen?" fragte der Maler. „Sehen Sie nur," erwiederte derselbe, „die Knöpfe am Rock sind ja viel zu groß."

Knoten. Die zu einem guten Drama nothwendige Verwickelung wird bekanntlich auch zuweilen der Knoten genannt. Bei den meisten unserer neueren Schauspiele ist aber ein solcher Knoten gar nicht zu finden — — ja — da sitzt eben der Knoten!

Kobilié. Ein kroatischer Mutius Scaevola. Als der türkische Kaiser Amurath den Fürsten von Serbien Lazar Pribac bekriegte, und sich die beiden Heere am Savefluß auf der Ebene Cosova (15. Juni 1389) gegenüber lagerten, unternahm der Schildträger dieses Fürsten, ein Kroate, Namens Milos Kobilié eine heroische That, die verdient, daß sein Name dem des edlen Römers beigesellt werde. Er gab sich nämlich für einen Ueberläufer aus und ließ sich beim Sultan melden. Als er vorgelassen wurde, stieß er demselben seinen Dolch in die Brust.

Von all' den 1001 **Kochbüchern**, die seit 250 Jahren in unserm lieben Deutschland erschienen sind, hat wohl keines einen barockern Titel, als den nachfolgenden: „Der aus dem Parnasso ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin, welche bei den Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viele Jahre gedienet, hinterlassene und bishero bei sich unterschiedlichen der löblichen Kochkunst beflissenen Frauen zu Nürnberg, zerstreut und großer Geheim gehalten gewesene Bewerk-Zettul; Woraus zu erlernen, Wie man 1928, sowohl gemeine als rare Speisen; in Suppen, Musen, Pasteten, Brühen, Essigen, Saläten, Salzen, Sulzen, Vorrichten, Nebenessen, Eiern, gebackenen, gebratenen, gesottenen und gedämpften Fischen, Wildprett, Geflügel, Fleisch, auch eingemachten Sachen, Dorten und Zuckerwerk bestehend; Wohlgeschmack und Leckersafft, nach eines jeden Belieben zu bereiten und zu kochen; auch zu welcher Zeit man alle Zugehörungen einkauffen, und bemeldete Speisen aufftragen solle. Mit unermüdetem Fleiß zusammen gesammelt, und denen wohlgeübten Künstlerinnen zur beliebigen Censur, denen Unerfahrenen aber zur Lehr und Unterricht durch alle Titul merklich vermehrt und nun durch öffentlichen Druck in dieser zweiten Edition vom neuen mitgetheilt. Nürnberg. In Verlegung Wolffgang Moritz Endters. Gedruckt bei Johann Ernst Adelbülner. 1702. in 4°." Wenn die Leute zu jener Zeit so schlecht gegessen wie sie geschrieben haben, so muß das eine traurige Zeit gewesen sein.

Englische **Kochkunst.** Englands größester praktischer Arzt, Doctor John Hunter, sagte einmal: „Ein Mann ist, was der Bauch aus ihm macht." Und die englische Fashion ist ganz seiner Meinung.

Der Verfasser der „Physiologie du gout“ erzählt, ein französischer Emigrant habe sich in London blos für Anmachen eines Salats 5 Guineen bezahlen lassen, und sei noch dazu in brillanter Equipage abgeholt und wieder zu Hause gefahren worden. Es ist aber auch keine Kleinigkeit mit einem tüchtigen Koch in England; 400 Pfd. Sterl., d. h. 4800 Gulden ist ein gewöhnlicher Jahrgehalt, es giebt deren sogar, welche es bis zu 500 bis 1000 Pfd. Sterl. bringen, und sich, abgesehen von Sporteln u. s. w., also mit dem Gehalte unserer ersten Staatsbeamten messen können!

Köchin: Speisenmachermeisterin, Feuereffendirectrice und Küchen- und Kellerrevisionsräthin, Beherrscherin des deutschen Grünzeuges und Suppenkrautes, Küchengeschirr-, Spinden-, Schloß-Castellanin und privilegirte Rauchfängerin.

Die fahrende **Köchin.** In einem Hause zankten sich die Köchin und der Kutscher, wer des Morgens das Obers zum Frühstück holen sollte. Endlich ließ der Herr Beide zu sich kommen, um sie zu hören, die Magd sagte: Der Kutscher hätte des Morgens nichts zu thun, und läge faullenzend in der Küche, da sie hingegen keinen Augenblick übrig hätte; der Kutscher antwortete blos: „Was ist denn mein Geschäft? — Kutsche und Pferde in Ordnung zu halten, und auszufahren, wenn der Herr es befiehlt.“ — „Nun gut,“ sagte der Herr, „so befehle ich Dir, alle Morgen vor dem Frühstücke Kutsche und Pferde in Ordnung zu halten, und die Köchin zum Milchhändler zu fahren.

Köllnerwasser an der Quelle. Jemand, welchem man sagte, daß alle Mineralwässer an der Quelle am besten seien, äußerte den Wunsch, er möchte auch das Köllnerwasser einmal an der Quelle trinken.

König, Kaufmann oder Fleischer. Malek, Vezir des Kalifen Mustad, erhielt in einer Schlacht den Sieg über die Griechen und nahm ihren Kaiser gefangen. Er ließ ihn in sein Zelt führen und fragte ihn, welche Behandlung er von seinem Sieger erwarte? „Wenn Du den Krieg als ein König führest, so schicke mich heim; führst Du ihn als ein Kaufmann, so verkaufe mich; führst Du ihn als ein Fleischer, so laß mich ermorden,“ antwortete der Kaiser. Der türkische Feldherr schickte den Kaiser ohne Ranzion zurück.

Köpfe. Ein Maler sollte in einer Stadt eine Rathsstube malen. An der Decke waren, nach alter Sitte, Menschenköpfe abgebildet. „Was soll denn aber mit diesen Köpfen gemacht werden?“ fragte der

Maler den Bürgermeister. „Die können nur immer weggeschafft werden," erhielt er zur Antwort, „hier brauchen wir keine Köpfe."

Wegen Mangel zweier Köpfe. König Heinrich VIII. von England war fünfmal verheirathet; eine seiner Gemahlinnen starb im Wochenbette; von zweien ließ er sich scheiden, die beiden andern hinrichten. Er bewarb sich um eine sechste Gemahlin, aber ohne Erfolg. Als er unter andern auch um die Schwester des Königs von Dänemark warb, schrieb er eigenhändig an sie, und sie antwortete ebenfalls eigenhändig kurz und deutlich: „Ich danke für die mir zugedachte Ehre; ich hätte sie mit Freuden angenommen, wär' ich so glücklich, zwei Köpfe zu haben. Da ich aber nur einen besitze und diesen gern behalten möchte, so muß ich schon um Nachsicht bitten, wenn ich Ihren Antrag ablehne."

Die Köpfe zurecht setzen. Ein gaskogischer Haarkräusler war Comödiant geworden. Kaum aufgetreten, pfiff man. Er trat hervor und sagte: „Meine Herren! Gestern setzte ich noch Köpfe zurechte, heute nicht mehr, morgen wieder. Alles klatschte und sein Spiel fand Beifall.

Der Köpfeverdreher. Ein fader Stutzer rühmte sich, er hätte gar vielen hübschen Frauen die Köpfe verdreht. „Ich zweifle gar nicht daran," erwiederte eine Dame, „ich selbst muß ja meinen Kopf wegwenden, bloß wenn ich Sie höre."

Körperfülle. Pendant zu dem „Etwas zum Nachdenken für Naturforscher." Auf einem Hofballe zu Gotha erschien der Kammerjunker von W., eine höchst lineare Gestalt, plötzlich mit den rundesten Formen einer Körperfülle, wie sie nur unter der kräftigsten Generation der Vollblutlandleute gefunden wird. Eine Hofdame, welche für derartige Erscheinungen ein besonderes Auge hatte, warf sich stillschweigend zur Vertreterin der allgemeinen Verwunderung über des Kammerjunkers merkwürdig schnell gewachsene Waden auf, indem sie sich plötzlich aus dem Ballsaale entfernte, bald darauf mit einem Nadelbriefe zurückkam und diesen einem ihrer Vertrauten mit einem verhängnißvollen Seitenblicke auf die verdächtige Fülle überreichte. Der Blick war verstanden worden, und während sich der beklagenswertheste aller Kammerjunker mit einem Hoffräulein auf das wärmste in einer Fenstervertiefung unterhielt, wanderten — ohne daß er es bemerkte — alle Nadeln in die Waden des Unglücklichen, dessen schönes vis à vis vor unterdrücktem Lachen fast zu bersten drohte. Die Katastrophe war zwergfellerschütternd, als v. W. das

nächstfolgende Menuet mit unnachahmlicher Grazie und zwei glänzenden igelförmigen Strumpfrücken tanzte.

Die **Körperstärke** des Marschall von Sachsen ist bekannt. Als er sich einst in einem großen Gedränge von Menschen befand, suchte einer von den gewandten Künstlern, die bei solchen Gelegenheiten gern die Taschen der Vornehmen untersuchen, auch der seinigen auf den Grund zu kommen. Der Marschall merkte dies aber, griff schnell in die Tasche, und erhaschte zum Glück darin die fremde Hand. Knack! brach ein Finger derselben entzwei, knack! noch einer, und knack! noch ein dritter. Während dieser Execution innerhalb der Tasche, rief Jemand dem Marschall ängstlich zu: „Sehen Sie sich doch um, mein Herr, hinter Ihnen geräth ein Mensch in Convulsionen." — „Es hat nichts zu sagen," erwiederte der Marschall, „ich bin schon am letzten Finger."

„Mein Herr, wir sind **Kollegen!**" sagte ein Wettläufer zu einem Theatersänger, der ihn mit Verachtung behandelte. „Wir Kollegen?" — „Ja wohl!" erwiederte Jener, „Sie leben von der Halskehle und ich von den Knie-Kehlen!"

Koloß auf Rhodus. Als in Berlin die sieben Wunderwerke der Welt im Panorama von Rademacher gezeigt wurden, rief eine Berlinerin, welche vor dem Bilde des Kolosses auf Rhodus stand, und im Anschauen desselben ganz versunken schien: „Und dieser jenigte Mensch is lebendig gewesen?"

Der Stadt-**Komet.** „Deine Herrschaft und Du," schrieb im Sommer 1811 von Paris aus eine Mutter an ihre Tochter, „habt Eure Zeit, auf das Land zu gehen, sehr schlecht gewählt; man zeigt hier seit einigen Tagen einen prächtigen Kometen; ich bin schon dreimal auf dem Pont des arts gewesen, um ihn zu sehen, und da mir Jedermann sagt, daß so etwas nur alle tausend Jahre vorkommt, so thut es mir sehr leid, daß Du eine so schöne Gelegenheit versäumt hast."

Kometen und Frauen. Die Kometen entsprechen ohne Frage vielen weisen und guten Zwecken in der Schöpfung, so die Frauen. Kometen sind unbegreiflich, excentrisch, schön, so die Frauen. Kometen strahlen stets mit einem ganz besondern Glanze, in recht dunkler Nacht aber glänzen sie am schönsten, so die Frauen. Kometen setzen die Gelehrtesten in Verlegenheit, wenn sie versuchen, in ihr Wesen einzudringen, so die Frauen. Kometen erregen die Bewunderung der Philo-

sophen wie des albernen Bauern, so die Frauen. Kometen doch man darf nicht Alles sagen, sonst dächten die Leser gar nichts mehr.

Komiker. Ein sehr beliebter Komiker, der ein großes Vermögen besaß, lag auf dem Todtenbette, seine Freunde umstanden laut schluchzend die Lagerstätte. „Tröstet Euch," sagte der Kranke, „denn Ihr werdet nicht so lange über mich weinen, als Ihr gelacht habt."

Kommen. Der weitläufige Verwandte eines reichen Banquiers hatte bei diesem schon mehrere Anleihen gemacht, ohne an's Wiederbringen zu denken. Eines Tages trat er in dessen Comptoir, und der Banquier, der ahnete, daß er wieder Geld haben wollte, machte ein saures Gesicht. Doch Jener rief ihm zu: „Nicht so verdrießlich, diesmal komme ich nur um 25 Thaler." — „Wie?" versetzte der Banquier, „Sie kommen um 25 Thaler? Nein, ich komme um 25 Thaler, wenn ich sie Ihnen gebe."

So etwas **kommt** nicht wieder. Ein marktschreiender Modewaarenhändler schrieb stets über seine Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder!" Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kasse geleert und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus dem Intelligenzblatte, mit dem Anfang seiner eigenen Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder."

Still! es **kommt** noch Einer. Ein Apotheker in einer kleinen Stadt hatte das Unglück, jeden Abend um 8 Uhr durch einen heftigen Klingelzug an seiner Hausthür gestört zu werden. Die Sache wurde ihm endlich zu arg und er gab seinem Hausknecht Auftrag, dem Schabernack aufzulauern und ihn tüchtig durchzuprügeln. Der Hausknecht, dem Charakter seines Standes gemäß, übernahm den Auftrag mit großem Vergnügen, und lauerte mit aufgestreiften Hemdärmeln voller Begier auf den Schlag der achten Stunde. Kaum war der letzte Ton derselben verklungen, als es schon an der Hausthür zu läuten anfängt. Wie ein Blitz stürzte der Hausknecht hinaus, um den Störer gebührend zu bestrafen, aber dieser merkt die Nähe des Feindes und flieht schleunigst durch mehrere Straßen und endlich in eine Nebengasse, immer noch von dem Hausknecht verfolgt. Hier schlüpft er in ein offenes Haus, wo aber unglücklicherweise in der Flur die Thür eines Kellers offen steht, in dem ein Mädchen Kartoffeln einsackt. Er stürzt hinunter und das Mädchen stößt einen Schrei der Ueberraschung aus. „Still, still," spricht der Gefallene beruhigend, „'s kommt gleich noch Einer." Und Pardauz! kommt der rachsüchtige Hausknecht nachgestürzt.

Nichts im **Kopfe**. „Wenn Du gestern bei unserer kleinen Fête gewesen wärst," sagte Jemand zu seinem Freunde, „würdest Du über mich viel gelacht haben, und ich hatte auf Ehre nichts im Kopfe!" — „Ei, das will ich schon glauben," gab ihm der gute Freund zur Antwort.

Nach dem **Kopfe**. „So soll denn," sagte ein Mann zu seinem herrschsüchtigen Weibe, „weil Du es willst, Alles nach Deinem Kopfe gehen," und warf ihr einen eben aufgestellten Topf mit Kindskoch an den Kopf.

Der Mann ohne **Kopf**. Gegen eine geistreiche Dame äußerte ein süßer Herr, daß er so häufig den wüthendsten Kopfschmerzen unterworfen sei, fügte aber sogleich mit selbstgefälligem Lächeln hinzu: „Dieses wäre eine gewöhnliche Krankheit der Männer von Kopf." — „Sehr unbillig handelt da die Natur gegen Sie," erwiederte die Dame, „Ihnen die Leiden Anderer aufzubürden."

„Meinen **Kopf** zum Pfande! wenn es nicht wahr ist," rief ein Schauspieler bei einem Streite. „Das glaub ich," entgegnete der Director, „da verlieren Sie nicht viel."

Ohne **Kopf**. Der Sohn eines Bauers wurde zum Soldaten ausgehoben, und sollte nach wenigen Tagen schon den Marsch in's Feld antreten. Beim Abschiede versprach er seinem Vater, einen feindlichen Kopf mitzubringen, wenn er aus dem Feldzuge wieder heimkehren würde, der Vater aber umarmte ihn weinend und sprach: „Lieber Sohn! Du wirst mir auch ohne Kopf willkommen sein, wenn Dir nur sonst nichts fehlt."

Kopf. Was die Astronomen von 1846 sehr beschäftigte, ist ein Komet, der ganz ohne Kopf erschien. Sie wissen nicht, wie er geht, wie er kömmt, sie können seiner Entfernung nicht nachspüren, denn das ist gar nicht zu berechnen, wie weit man ohne Kopf kommen kann!

Die Stockfischfänger hauen dem Stockfisch vor Allem den Kopf ab, weil er weit in die Welt kommen soll!

Was der Mensch nicht im Kopfe hat, muß er in den Füßen haben, und auf jeden Fall ist der Verstand, den man in den Füßen hat, gangbarer als der im Kopfe.

Als Leib und Seele sich vermählten, hat ihnen die Schöpfung drei Hausgeräthe zur Aussteuer gegeben: den Kopf, das Herz und den Magen. Daran, wie der Mensch diese Möbel gestellt hat, erkennt man ihn ganz, der Magen liegt ihm viel näher am Herzen, als der Kopf.

Den Magen hat er unter Dach gebracht, für den Magen braucht er das ganze Jahr keine Parapluie, aber der gute Kopf wird alle Augenblicke von den Menschen oder vom lieben Himmel gewaschen. Ein unruhiger Kopf wird unter Aufsicht gestellt, aber Niemand bekümmert sich um die unruhigen Mägen! S.

Kopf. Der Kopf läuft oft mit dem Herzen davon, aber der Kopf ist ein Egoist, er schaut vornehm auf das Herz herab!

Um im Leben glücklich zu sein, braucht man zwei volle Sachen und zwei leere Sachen, ein leeres Herz und einen leeren Kopf, aber einen vollen Magen und eine volle Tasche. S.

— Jemand, der sich eines Andern Hut anprobirte, sagte zum Eigenthümer: „Wir haben einen Kopf." — „Entschuldigen Sie," gab Dieser zur Antwort, „ich habe meinen Kopf für mich."

Eigenthümliches Mittel gegen **Kopfschmerz.** Ich hatte einst — erzählt Oberst Marwell in seinen „Abenteuern" — heftigen Kopfschmerz, dessen Heilung ein Capitain übernahm, und auch glücklich vollbrachte. Er hieß mich niedersetzen, packte mich beim Kopfe, setzte auf jede der Schläfenarterien einen Daumen und drückte sie auf eine solche Weise, daß beinahe der ganze Blutumlauf gehemmt war. Dann mußte ich einen so tiefen Seufzer holen, als nur möglich, und stand hierauf vollkommen geheilt auf. Ich sah auch oft, wie Frauen, die an diesem Uebel litten, eine Oblate an jede Schläfe geheftet trugen, was, wie mir scheint, nur eine gelindere Vertreibungsweise dieser Pein war, als welche der Capitain anwandte.

Der **Kopf** gehört nicht mir. Bei einem fürchterlichen Unwetter sah ein Weißer einen Neger, der vorsichtig seinen Hut unter seinem Rock verborgen hielt und den Kopf ruhig naß werden ließ. „Aber Pompeji, Dein Kopf wird ja ganz naß," rief ein Vorbeigehender aus. „Hi, hi, hi," lachte der Neger und zeigte ein paar Reihen Zähne, die seinen Schädel förmlich in zwei Hälften zu theilen schienen, „Hut gehört mir, Kopf gehört Massa!"

Wer keinen **Kopf** hat, kann keinen verlieren. Als dem König Friedrich der Criminalproceß seines Ministers von Horne vorgelegt wurde, und ihm dabei zu verstehen gegeben wurde, daß dieser das Leben verwirkt habe und den Kopf verlieren müsse, sagte der Monarch mit einer bewunderungswürdigen Gegenwart des Geistes: „Nein, den Kopf kann Horne nicht verlieren, denn er hat nie einen gehabt, man bringe ihn nach Spandau."

Das **Kopf** machen. „Verfluchter Kerl!“ schrie ein Heldenspieler, welcher so eben von der Toilette aufgestanden und sich im Spiegel besehen hatte, zum Friseur: „Kann Er mir denn gar keinen gescheidten Kopf machen?“

Was ist **Kopfholz**? Die Bauern einer Gemeinde hörten einen Ingenieur bei der Catastral-Vermessung von Hutweiden mit Kopfholz sprechen. Sie frugen den Schulmeister, was denn das sei? und dieser gab ihnen die Aufklärung: das werden solchen Weiden sein, wo man kleines Holz findet, welches auf dem Kopfe nach Hause getragen werden kann.

Auf den **Kopf** gefallen. Ein Rechtspraktikant erhielt die längst ersehnte Anstellung in einem entfernten Städtchen, und man wollte wissen, geringe Fähigkeit habe bisher seiner Beförderung hemmend im Wege gestanden. In der Freude seines Herzens hatte er sich noch desselben Abends ein Räuschchen und als Folge dessen eine schmerzhafte Confusion der Stirne zugezogen, welche ihn nöthigte, ein Pflaster aufzulegen. Tags darauf bringt der Jude *** bei dem neuen Staatsdiener ein Anliegen vor, findet aber wegen angeblicher Vorkehrungen zur eiligen Abreise desselben kein williges Gehör. „Herr Actuar,“ sagt der Jude, „reisen Sie sobald noch nicht ab!“ — „Warum?“ — „Nun, wenn Sie so mit dem Pflaster an der Stirne nach *** kommen, so sehen alle Menschen, daß Sie auf den Kopf gefallen sind.“

Ein auf Kanzleien ergrauter **Kopist** verrichtete zuletzt sein Geschäft ganz mechanisch, ohne daß die Seele dabei betheiligt war. Er wußte niemals was er kopirte. Ein Rath ließ ihn einmal aus Scherz eine Urkunde, worin er selber nach Vor- und Zunamen zum Tode verurtheilt war, dreifach abschreiben. Als er das dritte Mal fertig war, bemerkte er trocken: „Ich glaube, hier handelt es sich um meinen Kopf.“

Korb. Jeder Mann geht so lange nach Körben aus, bis er den letzten Korb bekommt, und zwar am Hochzeitstage, nämlich: — den Maulkorb. S.

Der **Kosmograph** in der Irre. Der Doctor Heyle, Verfasser der Kosmographie (Weltbeschreibung), hatte sich auf dem Wege von London nach Oxford verirrt. Unterweges stieß er auf einen Bedienten seines Bruders. „Es ist gut, daß ich Ihn treffe, Johann!“ rief er ihm zu, „Er wird mich gewiß auf den rechten Weg bringen. Wohin muß man sich wenden, um nach Oxford zu kommen?“ — „Mein

Gott!" antwortete Johann, „Sie haben die ganze Welt beschrieben, und können sich nicht einmal in diesem kleinen Busche zurecht finden?"

Kosten. Ein Verwalter vom Lande ließ seinen Sohn in der Stadt studiren und bezahlte Kostgeld für ihn. Allein der Sohn bekam sehr sparsam zu essen, und beklagte sich darüber bei dem Vater, indem er ihn bat, künftig mehr Geld für ihn zu schicken; denn für das Kostgeld bekomme er die Speisen nur zu kosten!

— Warum sehen unsere Männer nicht darauf, daß die Frauen sich mehr in der Küche beschäftigen? — Weil sie wissen, daß sie zu viel kosten? S.

Kosten und sticheln. Ein Kaufmann hatte so eben in Tivoli ein kleines Souper für seine Familie auftragen lassen, als Freund X. an ihrem Tische vorbeiging, und guten Appetit wünschte. „Wollen Sie mitspeisen?" sprach der Kaufmann einladend. „Mitspeisen wohl nicht," erwiederte Herr v. X., „denn mir ist seit einigen Tagen unwohl, und selbst heut zu Mittag habe ich im Essen nur so gestichelt; wenn Sie aber erlauben, so will ich aus Curiosität ein wenig kosten." Herr von X. nahm nun Platz und ließ es sich so vortrefflich schmecken, daß mein guter Kaufmann zwei und dreifach anschaffen mußte, und eine tüchtige Zeche zu zahlen bekam. Dies Letztere brachte ihn in eine solche Mißlaune, daß er beim Abschiede ganz ärgerlich sagte: „Mein lieber Herr von X., Sie waren mir sehr angenehm, es wird mir aber für künftighin viel lieber sein, wenn Sie bei sich zu Hause kosten, und bei mir in Tivoli nur sticheln."

Die **Kostgänger** unsres lieben Herrgotts. Wenn ich so anschaue, wie viel verschiedene Kostgänger unser lieber Herrgott zu erhalten hat, und wie er sie alle mit Liebe und Geduld, mit Nachsicht und Güte behandelt, so kann ich nicht umhin, den Menschen zuzurufen: „nehmt euch ein Exempel daran!" Wenn ich so den zarten, runden Freitisch, die Erde, ansehe, wie der liebe Gott ihn alle Winter mit schneeweißem Tischtuche deckt, damit Alles nach der Arbeit des Sommers sich hinsetze und esse; wie er alle Sommer den grünen Wachstaffet über diesen Tisch deckt; wie er dann aufträgt diese Gerichte ohne Zahl, und die edelsten Getränke sonder Maß, und seine Einladungskarten ergehen läßt an jegliches Geschöpf, so möchte ich den lieben Menschen zurufen: „nehmt euch ein Exempel daran!" — Mit welcher himmlischen Langmuth erträgt unser liebe Herrgott alle die tausend kurioſen und wunderlichen Kostgänger an seinem Freitische! Er brauchte doch nur mit den Wimpern zu zucken, und sie wären nicht; er brauchte nur zu hauchen, und sie wären zergangen; aber er zuckt nicht, er

haucht nicht, sondern er geht herum mit einem milden Lächeln um seinen Tisch, und er bewirthet den feinen Gast wie den ungehobelten Gesellen, den bescheidenen Wenigesser wie den nimmersatten Vielfraß, den Dankenden wie den Undankbaren, den, der ihn lobpreiset und segnet, wie den, der ihn läugnet und lästert, er bewirthet sie allesammt mit gleicher unerschöpflicher Huld und Barmherzigkeit, und darum möchte ich den Menschen immer zurufen: „nehmt euch ein Exemplar daran!“ — Ihr Menschen also, die ihr alle als Kostgänger zu Gaste sitzt an dem großen runden Freitisch der Erde, seid nicht ungeberdig und nicht bärbeißig, stoßt euch nicht die Ellenbogen zusammen, reißt euch nicht die Bissen aus dem Munde, schlagt euch nicht die Gläser an den Kopf, denn wahrhaftig dadurch verletzt ihr die Gastfreiheit gegen den großen Kostgeber, dem ihr nichts bezahlt und bei dem ihr nur eingeladen seid zur Mahlzeit des Lebens. Treibt es nicht zu bunt, denn gedenkt, der Gastgeber könnte euch Alle zusammen zur Thüre hinauswerfen, und euch zurufen: „Habe ich euch darum Alle, Alle eingeladen zu meinem Tisch, euch aufgethan alle meine Speisezimmer und Vorrathskammern und Schatzkästlein, damit ihr euch untereinander voll Neid und Mißgunst, voll Geiz und Habsucht, voll Rechthaberei und Klaubseligkeit, voll Dünkel und Hoffarth meine Gaben streitig machen sollt? Ich habe euch alle an meinen Tisch gezogen und euch die Plätze angewiesen, und ihr wollt sie euch gegenseitig streitig machen? Ich habe euch alle aufgenommen, den Gerathenen wie den Mißrathenen; den Frommen wie den Gottlosen; den auserlesenen Geist und den Blödsinnigen; ich weise Keinen von meinem Tisch, und ihr untereinander wollt euch ewig großmeistern und zuchthäuslern? Wartet nur ein Bischen, bis ich die Tafel des Lebens aufgehoben habe, und die Posaune des jüngsten Gerichts euch ein „Prosit die Mahlzeit“ zurufen wird; dann werdet ihr alle euere Anmaßungen, wie die Servietten zusammen rollen und niederlegen, und ihr werdet aufstehen von dem Divan, und von dem Armen-Sünder-Schemel, und Keiner wird mehr wissen, auf welchem Platze er gesessen hat; darum, ihr armen Schlucker und Kostgänger, Hungerleider und Prasser, seid verträglich an meinem Freitisch, und wenn die Schüssel herumgehet, fische Jeder zufrieden sein Theilchen heraus, und begnüge sich mit dem Gerichte, das an ihn kömmt, und drängt euch nicht, und sehet euch nicht neidisch und mißgünstig in das offene Maul.“

Kotzebue bei der Probe. Kotzebue hatte die Art, sobald ein Stück von ihm zur Aufführung kommen sollte, stets bei der Probe gegenwärtig zu sein. Seinem starken Gedächtnisse entging kein Wörtchen. Sobald ein Schauspieler oder eine Schauspielerin ein Wort versetzte, rief er alsogleich: „Halt! Das habe ich nicht so geschrieben. Es

heißt —“ hier sagte er dem Schauspieler den ganzen Satz von Wort zu Wort. Der Schuldige also wurde stets auf der That ertappt und jede beliebige Ballhornisirung, jedes Extempore mußte daher unterbleiben. Ging die Probe nach seinem Sinn und gefiel ihm die Darstellungsart, so erheiterte sich sein Gesicht. Die höchste Extase des Beifalls aber war, wenn er mit seinem Stocke die Lippen wiederholt, gleichsam küssend, berührte. Die Schauspieler hatten ihm dies bald abgemerkt. Sobald die Stockküsse eintraten, wurde ihnen recht wohl, und höher, immer höher regten sich die Schwingen der Begeisterung, und sie leisteten so aufgeregt das Höchste. Seine Unzufriedenheit äußerte sich dadurch, daß er an seiner Kopfbedeckung rückte und rührte, und sich überhaupt unruhig auf seinem Platze hin und her bewegte. Dies war das erste Zeichen des Mißfallens für die Schauspieler, noch war der Sturm zu beschwören, aber wenn er die unselige Mütze gar von dem Kopfe nahm, und neben sich hinlegte, erstarrten dem eitelsten Mimen die Worte im Munde, denn man wußte, was ein solcher Vorbote andeute.

Kotzebue's Fruchtbarkeit. Mit Recht kann Kotzebue als der fruchtbarste dramatische Schriftsteller neuerer Zeit angenommen werden. Von ihm erschienen in Summa 219 Stücke in 489 Acten, nämlich:

15	Trauerspiele in	49	Acten.
60	Schauspiele	174	—
73	Lustspiele	153	—
30	Possen, Schwänke . . .	53	—
11	Parodien, Travestien . .	14	—
13	Vor- und Nachspiele . .	13	—
17	Opern, Singspiele . . .	33	—
219		489	

nebst 20 starken Bänden prosaischer Schriften.

Kotzebue und **Knigge** lebten Beide eine Zeitlang in einer namhaften Stadt. Knigge besaß einen sehr schönen weißen Pudel, den Kotzebue zu haben wünschte und endlich für vier Friedrichsd'or käuflich an sich brachte, den Hund mit sich nahm und das Geld am andern Tage zu schicken versprach. Knigge wartete einige Wochen darauf, wurde endlich mit seinen Mahnungen dringender, und siehe da! Kotzebue schickte ihm nach drei Wochen den Hund mit dem Bemerken zurück, er sage ihm nicht zu, er habe von seinen Kunststücken sich mehr versprochen, und was dergleichen leere Ausflüche mehr waren. Knigge nahm den Hund zurück; wer aber malt sein Erstaunen, als er das feiste, wohlgenährte Thier, offenbar aus Mangel an Nahrung, in ein dürres, abgemagertes Windspiel verwandelt sah. Knigge wußte, daß

Kotzebue an jedem Abend durch eine bestimmte Straße nach einem Kaffeehause ging, um dort zu Nacht zu speisen. In dieser Straße wohnte ein Bekannter von Knigge und zwar parterre. Er ließ hierauf von geschickter Hand einen ganz dürren, halbverhungerten Pudel machen, das Bild in Oel tränken, befestigte es an eine Fensterscheibe, stellte das Licht dahinter und versah es mit der Umschrift: „Hunde-haß und Reue." Schon am zweiten Tage erhielt Knigge ein Schreiben von Kotzebue mit vier Friedrichsd'or und mit der höflichen Bitte, ihm doch ja den lieben, prächtigen Hund, an den er sich so sehr gewöhnt habe, daß er ihn unmöglich missen könne, noch einmal zu verkaufen. Knigge schickte ihm den Hund und das Bild am Fenster verschwand.

Koth. Ein Schlosserjunge ging mit nackten Füßen im Kothe. Ein Herr in Schuhen und Strümpfen sagte zu ihm: „Du bist ein recht hübscher Junge, bist Du auch klug?" — „Nun, gescheidter ist er schon als der Herr," antwortete der Junge, „wenigstens geht er im Koth nicht mit Schuhen und Strümpfen."

Alle Kräfte lassen sich mehrseitig benutzen. Der majestätische Wasserfall Niagara ist genöthigt worden, wie Herkules zu spinnen, nämlich eine große Spinnmaschine zu treiben. Die Eisenbahnen aber müssen Butter machen. In Amerika hat man ein Butterfaß im Großen in Form eines Eisenbahnwagens eingerichtet: inwendig sind Stäbe, welche die Milch zu Butter schlagen, und bis der Wagen an dem Orte seiner Bestimmung ankommt, ist die Milch in Butter verwandelt.

Kranke. Ein Arzt wurde zu einem Kranken gerufen. Er verschrieb ihm einen Trank, von dem er alle zwei Stunden einen Eßlöffel nehmen sollte, und sagte der Frau, sie möchte darauf sehen, daß dies pünktlich geschehe. Die Arznei wurde gemacht, es stand auf der Etikette des Glases: „Zuvor tüchtig geschüttelt; alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll." Am folgenden Morgen besuchte der Arzt den Kranken wieder, und fragte gleich beim Eintritte dessen Frau: „Hat der Patient die Medicin gehörig bekommen?" — „Nur einmal." — „Wie so?" — „Es war nicht möglich." — „Weßhalb?" — „Ich und die Magd haben ihn tüchtig geschüttelt, aber er sträubte sich mit Händen und Füßen." — „Was, den Kranken?" — „Es steht ja ausdrücklich auf dem Zettel an dem Glase mit dem Trank."

Den Kranken wird wohler. Zu der Zeit, da alle Corporationen von Paris in verschiedenen Kirchen Danksagungsgebete halten ließen für die Wiederherstellung des Königs (Ludwig XIV.), bemerkte Benserade in seiner „Ecloge" des Königs, die er in der Akademie hielt:

„Der Kaufmann verläßt sein Bureau, um sich an den Fuß der Altäre zu begeben, der Handwerker seine Werkstätte, der Arzt das Krankenbett und der Kranke fühlt sich nur desto wohler.“

Krank nach der Genesung. Ein Irländer beklagte sich über seinen Arzt, derselbe hätte ihm mit seinen Arzneien den Magen so verdorben, daß er noch lange nach seiner Genesung krank gewesen sei.

Krank. In England bindet man, wenn Jemand krank ist, den Thürklopfer an, in Deutschland wird ein Bulletin auf dem Saale ausgelegt, in Holland hängt man ein Brettchen vor die Hausthüre mit einem Stück Papier, worauf das Befinden des Kranken bemerkt ist. Bisweilen ist auch ein Kästchen dabei, die Karten der Nachfragenden aufzunehmen.

Für eingebildete **Kranke.** Ein eingebildeter Kranker sagte zu seinem Arzte: „Essen und Trinken schmeckt mir, ich kann auch gut schlafen, aber doch muß ich mir Ihren Rath ausbitten.“ — „Nun, lassen Sie mich nur machen,“ antwortete der Arzt, „ich will Ihnen eine Arznei geben, die Ihnen das Alles vertreiben wird.“

Kranken-Launen. Es giebt Menschen, die es äußerst ungern wissen lassen, daß sie krank sind, ohne gerade eine besondere Ursache dazu zu haben. Ein Graf von Virx trieb diese Aengstlichkeit so weit, daß er, nach und nach von zwei Geschwüren befallen, die Behandlung des einen und des andern zwei verschiedenen Wundärzten anvertraute, ohne daß sie beide von einander etwas wußten. Beide handelten nach ganz verschiedenen Ansichten, und der Kranke starb. „Ja,“ sagte sein Secretär, der die sonderbare Laune seines Herrn genauer kannte, zu einem, der sich nach dem Befinden desselben erkundigte, „mein Herr ist gestorben, allein er wünscht nicht, daß es Jemand wissen soll!“

Sehnsucht nach Krankheit. Ein Betrunkener lag besinnungslos in einer Straße. Ein sehr armer Mann ging vorüber und sah, wie jenen die Umstehenden für krank hielten. „Ach,“ rief der arme Mann, „hätte ich die Hälfte seiner Krankheit, wir befänden uns beide wohl.“

„Ihre **Krankheit**,“ sagte ein Arzt zu seinem Patienten, „ist sehr gefährlich, „wenn ich heute um eine Stunde später gekommen wäre, so wären Sie gestern schon gestorben.“

Die gesunden **Krankheiten.** Einst wünschte Jemand einem Pro-

fessor, von dem er viele Werke in Verlag hatte, am neuen Jahre viel Glück, ein langes, frohes Leben und wenn das Schicksal auch eine Krankheit verhängt, so möchte sie gesund und glücklich sein.

Eine neue Art von **Krankheiten.** Als eine Dame die Zeitungsanzeige las, daß ein berühmter Sänger zu Limburg an der Lahn gestorben sei, rief sie verwundert aus: „Wie mancherlei Krankheiten giebt es doch! Ich hatte bisher noch nie Etwas von der Lahnkrankheit gehört."

Krankheit bessert. „Ich bin nie krank gewesen," sagte ein böses Weib in Gegenwart ihres gebeugten Mannes. „Darum bist Du auch nie besser geworden, mein Schatz!" seufzte der Kreuzträger.

Krank sein. Ein geschickter Arzt fragte im Hospitale einen kranken Greis, wie er sich befände? „Ach, Herr Doctor!" antwortete ihm der gute Alte, „ich bin so krank, daß, wenn Jemand zu mir spräche, ich sei gestorben, ich mich nicht darüber verwundern würde."

Der Charlatanismus des **Krankthuns.** Krank sein ist das Traurigste auf der Welt, und doch giebt es Leute, die ein immerwährendes Uebelbefinden affektiren. Es giebt Personen, besonders Frauenzimmer, denen das Kranksein, selbst das wirkliche, sehr gut steht; und ich kenne viele Männer, die niemals einem andern Frauenzimmer, als einem unpäßlichen die Cour gemacht haben. Es ist wahr, es giebt nichts Unschöneres, als jene plumpen, fetten, rothbackigen Gesichter, die eine eiserne Gesundheit ankündigen, die einen durch ihr strotzendes Aussehen zu verhöhnen scheinen. Man hat einen Widerwillen gegen diese Leute, wie gegen einen scharlachrothen Rock, gegen eine von Fett überfließende Speise. Man interessirt sich hingegen für die blassen Gesichter, aus denen das Leben zu entfliehen scheint, und man unternimmt sie zu lieben, denn es liegt viel Poesie, viel Reiz in der Angst, sie bald wieder zu verlieren. So liebt eine Mutter oft das kränkliche, melancholische, leidende Kind mehr als das lebhafte, heitere und von Gesundheit strotzende. Man spielt Krankheit, wie man Gefühl spielt, wie man Heiterkeit grimassirt. Es giebt kein Frauenzimmer, die es nicht unternommen hätte, ein- oder mehrere Mal in ihrem Leben, sich in den Augen ihres Anbeters als eine Brustkranke herauszustellen, wenn ihre physische Beschaffenheit nur halbwegs diesem sentimentalen Kalkul keinen Strich durch die Rechnung macht. Es ist eine Wonne für diese Damen, Besorgnisse und Schrecken in das Männerherz zu werfen. Die Personen, die an ernstlicher Krankheit leiden, beklagen sich im Gegentheil sehr wenig, und scheinen von ihrem Uebel gar nichts zu wissen. Eine höhere, tröstende Macht scheint vor der Gefahr die

Hoffnung gepflanzt zu haben, die dem Tode als Maske zu dienen scheint. Es giebt eine Unzahl von konventionellen Krankheiten, deren sich der Bonton bedient. Die Modedamen haben seit undenklichen Zeiten eine Vorliebe für Migräne. Eine Ohnmacht, ein Nervenanfall stehn ihnen zu jeder Minute, bei jeder Gelegenheit zu Gebote. Die größten Virtuosinnen im Krankthun sind jedoch Schauspielerinnen und Sängerinnen. — Welche Verheerungen der Charlatanismus des Krankthuns auf der bretternen Coulissenwelt anrichtet, lehrt die tägliche Erfahrung und die Theaterzettel. Die Hauptpanaceen gegen dieses simulirte Unwohlsein der dramatischen Menschheit sind wohl, daß man einen Rivalen oder eine Rivalin, die die Rolle besser spielen oder singen, als Ersatz auftreten zu lassen droht, oder auch ein gutes Spielhonorar. Vom Gelehrten bis zum Schulknaben, schreit sich Alles krank aus Interesse, Faulheit oder Affectation. Humorist.

Kraut. Der Besitzer einer großen Landwirthschaft hieß „Tod"; da kam eines Nachts ein Dieb und räumte ihm ein ganzes Krautfeld ab, setzte darein aber eine Stange mit einem Zettel, worauf die Worte standen: „Für den Tod ist kein Kraut gewachsen."

Die **Krebse** im Briefe. Ein Bauer sollte einem Advokaten Krebse bringen. Der Bauer war erschöpft und setzte sich auf einem Rasenplatze nieder. Er schlief ein und sein Kober lag neben ihm. Wie erschrak er als er erwachte! Die Gefangenen hatten den Kober indessen eröffnet und sich frei gemacht. Mit großer Herzensangst trug er den Brief ohne die Krebse zu dem Advokaten. Dieser las und las wieder und sagte endlich zu dem Bauer: „Aber mein Freund, hier sind ja Krebse in dem Briefe!" — „Gottlob," sagte der Bauer, aus seiner Angst erlöset, „Gottlob, daß sie in dem Briefe sind! Aus dem Kober waren sie mir, bei meiner armen Seele, allesammt fortgelaufen!"

Krethi und Plethi, Worte, womit wir niedern, zusammengelaufenen Pöbel bezeichnen, waren König Davids Leibwache, die ihm als Vollzieher der Todesurtheile und als Eilboten dienten; Krethi und Plethi heißt eigentlich: Scharfrichter und Läufer.

Kreuz. „Was hat denn heute der Herr Pfarrer gepredigt?" fragte ein Mann seine Frau, welche aus der Kirche zurückkehrte. — „Man soll mit Allem zufrieden sein, nie wider Gott murren, und sein Kreuz geduldig auf den Schultern tragen." — „Ei, wie fein," sagte der Mann, „daß Ihr Weiber dann nicht zu Fuß gehen dürftet."

Kreuzer (General). Als der in der Schlacht bei Culm gefangene französische General Kreuzer nach Prag gebracht wurde, bemerkte

ein daſiger Jude: „Wous nützt uns de Kreuzer? hättenſe lieber gefangen den Souverain!“

Kriechen.

Was uns am ſchnellſten vorwärts bringt, ſag an,
Uns ſchon bekannt war bei den Römern und den Griechen?
Nicht Dädals Schwingen ſind's, und nicht die Eiſenbahn —
Am ſchnellſten vorwärts kommt man mit dem — Kriechen

— Der Regiſſeur hatte in einem Stücke die Soldaten ſo vertheilt, daß links in den Couliſſen die Römer, rechts die Griechen ſtanden. Bei der erſten Vorſtellung des Stücks kamen die Griechen nicht ſchnell genug heraus, da lief der Regiſſeur auf die rechte Seite und ſchrie: „geſchwind, geſchwind hinaus, Griechen.“ Die Statiſten, welche kriechen verſtanden, legten ſich ſchnell auf den Bauch und krochen hinaus.

— Der neugeborene Menſch hat zwei Jahre zu thun, bis er gehen lernt, und kriecht anfangs auf allen Vieren; doch pflanzt ſich dieſe Gewohnheit auch bei manchen Großen fort, denn wenn's nicht gut geht, fangen ſie an zu kriechen.

— Ein vom Hofe mit Gunſtbezeigungen überhäufter Edelmann rühmte ſich, daß er darum keinen Schritt gethan habe. — „Mylord hat Recht,“ ſagte eine Dame, „kriechen heißt nicht gehen.“

Der Menſch ſoll nur **kriechen**, da kommt man zu Etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Weſen, die kriechen, eigene Häuſer: die Schildkröte und die Schnecke. S.

Der 30jährige **Krieg**. Zu einem Profeſſor kam einſt ein Fremder. „Wie heißen Sie?“ — „Krieg,“ war die Antwort. — „Wie alt ſind Sie?“ — „30 Jahre.“ — „Ei, da habe ich ja die ganz unerwartete Ehre, den 30jährigen Krieg kennen zu lernen.“

Menſchliche Art **Krieg** zu führen. Die franzöſiſche Armee unter Championnet kam im Herbſt 1795 bei Frankfurt an und ſollte ein Lager aufſchlagen. Bei dem Anblick der weiten Ebene von der gereiften Frucht bedeckt, die nur die Hand des Schnitters erwartete, hielt Championnet ſtill und ſagte zu den Officieren ſeines Generalſtabs mit Thränen in den Augen: „Freunde, wir wollen nicht die Geſchenke des fruchtbaren Landes mit Füßen treten; laßt uns nicht die Hoffnung des armen Landmanns zerſtören. Ich will lieber noch einen Marſch ertragen und meinen angeſtrengten Körper ſpäter ausruhen laſſen, als

zweihundert Familien zu Grunde richten, die eben die Früchte ihres Schweißes einärnten wollten."

Krieg. Von einem alten Kriegsmanne wurde ein Gutachten über einen eben anzufangenden Krieg verlangt. „Lieben Freunde," sagte er, „es nichts Gutes am Kriege."

— Ein Mann, der bereits 24 Jahre verheirathet war, aber, wie allgemein bekannt, in einer unglücklichen Ehe lebte, wurde von Jemand darauf aufmerksam gemacht, daß nun sein silbernes Hochzeitfest bevorstände. Jener indeß erklärte, daß er es nicht feiern würde. Als der Freund nun sagte, er solle es doch seiner Kinder und der Welt wegen thun, erwiederte der Ehemann: „Ei, so warte ich lieber noch sechs Jahre, da kann ich ja meinen dreißigjährigen Krieg feiern."

Krieg war. Wunsch eines Sprachfreundes. Möchte doch das Wörtchen war so wie es im Deutschen nur eine vergangene Zeit bezeichnet, auch im Englischen (War, Krieg) immer nur eine vergangene bezeichnen! A. Giftschütz.

Kriegskasse. Als unter dem König Ludwig XIV. Lille belagert wurde, redete ein Officier den Kriegszahlmeister Heron an, als dieser eben aus seiner Wohnung trat, und bat ihn um seinen rückständigen Sold. Heron zog ein paar Thaler aus der Tasche, zeigte sie dem Officier und sagte: „Sehen Sie, das ist jetzt unsere ganze Kriegskasse." Der Officier fand sich durch diese Lüge beleidigt, und da er mit der Bewachung der Kriegskasse beauftragt war, so befahl er der Schildwache von seiner Compagnie, die vor Herons Wohnung stand, dem Zahlmeister überall nachzufolgen, weil er nun die Kriegskasse bei sich trüge. Die Schildwache gehorchte, folgte dem Zahlmeister durch die ganze Stadt nach, und dieser fand für's Beste, den Officier so geschwind als möglich zu befriedigen.

Folgen des Krieges. Als einer Dame gesagt wurde, daß das Unschlitt durch den Krieg entsetzlich vertheuert worden sei, fragte sie: „Haben sich denn die Armeen sogar bei Lichte geschlagen?"

Kriegers Freude. In dem wüthenden Gefechte bei Sediman in Aegypten, im Jahre 1798, wo die Franzosen von den Mamelucken und Arabern überfallen wurden, lag ein Franzose, nicht weit von einem verwundeten Mamelucken, tödtlich verwundet auf der Erde. Er kroch herbei, um auf den Mamelucken noch loszuhauen, und da ihm der Officier zurief, wie er in diesem Zustande so grausam sein könne,

schrie er: „Sie haben gut reden, ich aber in meiner letzten Stunde muß wohl eilen, mir noch eine Freude zu machen.“

Krippe. (Für das Vieh zum Füttern.) Ein Freund schreibt vom Lande als Neuigkeit: „Auch bei uns liegen jetzt sehr Viele an der Krippe.“

Kurze **Kritik.** Ein junger Dichter überreichte dem Professor Engel ein Schauspiel, dem er den Titel gegeben hatte: „So sind die Menschen,“ und bat sich sein Urtheil aus. — Engel gab es ihm nach einiger Zeit wieder zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabei geschrieben.“ — Der Verfasser suchte lange vergebens nach dieser schriftlichen Kritik, endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen „nicht“ hinzugesetzt hatte.

Kritik. Ein nach Schriftstellerruhm lüsterner Friedensrichter in Sussex schrieb seine Memoiren, theilte sie aber vor der Herausgabe dem jetzigen Lord Brougham mit, und bat um seine Ansicht. Der damalige barrister legte dem Manuscripte die Zeilen bei: „Ihr Leben würde ansehnlich gewinnen, wenn es in die Corrections-Anstalt käme.“

— Ein junger Dichter schrieb ein Trauerspiel, das nicht gefiel; ein Recensent schrieb eine strenge Kritik darüber. Den Dichter verdroß dies sehr und er forderte den Recensenten auf, auch Verse zu machen, die, seiner Ansicht nach, sehr schwer wären. Der Recensent ließ sich aber nicht lange bitten und machte folgendes Epigramm:

„Dein Stück hat kurz' und lange Theile,
Kurz ist die Kunst und lang die Weile.“

— Ein junger Rabbiner brachte dem Ober-Rabbiner einen Commentar über die Klagelieder Jeremiä. Dieser gab ihm darüber folgendes Urtheil: „Ich bedaure bei dem Werke nur Eins, daß Jeremias nicht noch lebt, um über den Commentar neue Klagelieder singen zu können.“

— Ein junger Dichter bat Piron, ein Heft seiner Gedichte durchzusehen; nach einigen Tagen holte er es wieder ab. „Wie, mein Herr!“ rief er mit Zufriedenheit, „nirgends ein Kreuz?“ — „Kein Kreuz!“ erwiderte Piron, „wollten Sie denn, daß ich von Ihrem Manuscript einen Kirchhof machen sollte?“

— In Hamburg wurde ein Stück von einem Autor, Namens Babel gegeben. Am andern Tage erhielt er folgende Zuschrift: „Herr Babel, Stück und Fabel Ihres Stückes sind miserabel.“

313

Die Kritik muß bedächtig sein, wenn Andere zufrieden sind; sie muß calculiren, wenn Andere sich freuen; sie muß prüfen, wenn Andere genießen. Darum kann sie es in so seltenen Fällen sowohl den Betheiligten, wie dem Publikum recht machen, darum geht dem Kritiker selbst meistentheils der volle Genuß eines Kunstwerks verloren, darum ist jede kritische Bestrebung eine Selbstaufopferung, welche aber selten von Andern als solche erkannt und anerkannt wird; sie ist ein immerwährendes Ringen und Kämpfen, wenn sie es ehrlich meint; eine stete Selbstpeinigung, um jeder Leistung ihr Recht zu thun nach bestem Wissen und Gewissen, keiner zu viel, keiner zu wenig zu spenden an Lob oder Tadel. Freilich die gewöhnlichen Lobhudeleien haben diese Kämpfe nimmer zu bestehen, aber abgesehen von ihren meist höchst verwerflichen Motiven, offenbaren sie eine sehr geringe Meinung von der Künstlerehre der also durch sie Begünstigten, denn „wer den Tadel nicht ertragen kann, ist des Lobes nicht würdig". Wir kennen genug in ihrer kleinlichen Eitelkeit verletzbare, in ihrem Dünkel das Lob wie einen aus verdammter Schuldigkeit dargebrachten Tribut hinnehmende, auf alle, selbst die mildeste und würdigste Kritik schimpfende Künstler, welche damit den schlagendsten Beweis liefern, daß sie gerade keine Künstler sind. Hat doch die Kritik selbst an Schiller und Göthe, und mit Recht, ihr strenges Richteramt geübt, und es giebt ja überhaupt in der Kunst außer der Wahrheit nichts, was zu berücksichtigen wäre. Aber vorgefaßte Meinungen verhärten leicht zu Ueberzeugungen, die sich als solche fortpflanzen und erhalten, und die man festhält, ohne sie zu prüfen. Das ist bekanntlich auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, Könnens und Erkennens so, und wenn da die Kritik, sei sie wissenschaftliche oder künstlerische, an diesen morschen Fundamenten rüttelt, sich mit diesen Meinungen in Gegensatz stellt, so erschallt bald laut genug das Anathema. Doch „wer sich bemüht, die Verständigen zu gewinnen, kann auf die Bornirtheit nicht achten".

Für alle diejenigen, welche von der Kritik geschmeichelt sein wollen, setzen wir folgende Anekdote her, die ein französischer Encyklopädist des vorigen Jahrhunderts erzählt: „Der Redakteur der „Année litteraire," Martin Freron, erhielt von einem Kollegiumskameraden einen Band Gedichte sammt einem Briefe, in welchem eine lobhudelnde Kritik verlangt wurde. Was that der Journalist? Er schrieb an den Autor: „Ich Endesunterfertigter erkläre hiermit, daß ich ein hirnloser Kritiker bin, daß es mir an gesunder Vernunft, an Logik fehlt. Ich bezeuge überdieß, daß ich ein unrichtiges Urtheil, einen entsetzlichen Geschmack habe. Unterzeichnet Martin Freron." — P. S. Dieß, werther Freund, werde ich unter den lobenden Artikel setzen, welchen Sie von mir fordern. Der Poet verstand ihn: er verbrannte

den Brief Freron's, und das war nicht recht, aber er verbrannte auch sein Buch, und das war recht."

Kritik. Der eitle Dichter S. fragte einen berühmten Gelehrten: was er von seinen gesammelten, im Drucke erschienenen Gedichten halte. „Sie geben eine Anleitung," antwortete Dieser, „wie man schreiben müsse, um den schändlichen Nachdruck allenthalben auszurotten."

— In einem Newyorker Blatte schließt eine Kritik über den Gesang eines Herrn Rawbottom folgendermaßen: „Mit einem Worte, Herr Rawbottom sang, als hätte er den Fuß in seine Kehle gesteckt, und auf seine Stimme getreten."

— Zwei junge Schriftsteller, der eine sich im belletristischen, der andere im politischen Fache versuchend, wendeten sich mit ihren Erstlingsprodukten an einen scharfsinnigen Beurtheiler mit der Bitte, die Manuscripte einer Durchlesung zu würdigen, und selbe mit angemessenen Titeln auszustatten. — Nach wenigen Tagen gelangten die Hefte an ihre Verfasser zurück. Das eine prangte mit dem Titel: „Mohnkörner für schlaflose Nächte," das andere mit der Aufschrift: „Fidibusse für politische Schmaucher."

Die kürzeste **Kritik.** Ein sehr eitler und dazu erbärmlicher Schriftsteller überreichte Voltairen eines seiner Bücher in der Handschrift, und erbat sich darüber sein Urtheil: Voltaire strich bloß den letzten Buchstaben des ganzen Buches weg, und gab es ihm stillschweigend zurück. — So war aus dem Worte Fin (Ende) Fi (Pfui) geworden.

Wohl erwogene **Kritik.** Ein junger Dichter, dessen Talent von mehreren Seiten anerkannt worden war, brachte einst zu Molé ein Trauerspiel mit der Bitte um Durchsicht und wo möglich um Aufnahme beim Theater. — Als nach einiger Zeit Ersterer sich wieder bei Molé einfand, gab ihm dieser sein Manuscript mit dem Bemerken zurück: es leide an großen Mängeln, obgleich Vorzüge nicht abzusprechen wären. — Nach 6 Monaten fand sich der Dichter wieder bei Molé ein mit einer Rolle Papier, Molé bittend, dieses neue Product einer Durchsicht zu widmen. — Als hierauf der Dichter sich nach einigen Tagen das Gebrachte wieder ausbat, äußerte Molé, daß es wohl besser wie früher wäre, aber dennoch nicht genügend zu einer öffentlichen Aufführung, er sollte aber die Lust nicht verlieren und muthig vorwärts streben. Nach dieser Rede öffnete der Dichter ganz ruhig die Rolle und zeigte Molé lauter unbeschriebene Bogen. — Das Erstaunen Molé's kann man sich denken.

Kurze Kritik. Ein junger Mode-Literat schickte seine neuesten

Die **Kritik** muß bedächtig sein, wenn Andere zufrieden sind; sie muß calculiren, wenn Andere sich freuen; sie muß prüfen, wenn Andere genießen. Darum kann sie es in so seltenen Fällen sowohl den Betheiligten, wie dem Publikum recht machen, darum geht dem Kritiker selbst meistentheils der volle Genuß eines Kunstwerks verloren, darum ist jede kritische Bestrebung eine Selbstaufopferung, welche aber selten von Andern als solche erkannt und anerkannt wird; sie ist ein immerwährendes Ringen und Kämpfen, wenn sie es ehrlich meint; eine stete Selbstpeinigung, um jeder Leistung ihr Recht zu thun nach bestem Wissen und Gewissen, keiner zu viel, keiner zu wenig zu spenden an Lob oder Tadel. Freilich die gewöhnlichen Lobhudeleien haben diese Kämpfe nimmer zu bestehen, aber abgesehen von ihren meist höchst verwerflichen Motiven, offenbaren sie eine sehr geringe Meinung von der Künstlerehre der also durch sie Begünstigten, denn „wer den Tadel nicht ertragen kann, ist des Lobes nicht würdig". Wir kennen genug in ihrer kleinlichen Eitelkeit verletzbare, in ihrem Dünkel das Lob wie einen aus verdammter Schuldigkeit dargebrachten Tribut hinnehmende, auf alle, selbst die mildeste und würdigste Kritik schimpfende Künstler, welche damit den schlagendsten Beweis liefern, daß sie gerade keine Künstler sind. Hat doch die Kritik selbst an Schiller und Göthe, und mit Recht, ihr strenges Richteramt geübt, und es giebt ja überhaupt in der Kunst außer der Wahrheit nichts, was zu berücksichtigen wäre. Aber vorgefaßte Meinungen verhärten leicht zu Ueberzeugungen, die sich als solche fortpflanzen und erhalten, und die man festhält, ohne sie zu prüfen. Das ist bekanntlich auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, Könnens und Erkennens so, und wenn da die Kritik, sei sie wissenschaftliche oder künstlerische, an diesen morschen Fundamenten rüttelt, sich mit diesen Meinungen in Gegensatz stellt, so erschallt bald laut genug das Anathema. Doch „wer sich bemüht, die Verständigen zu gewinnen, kann auf die Bornirtheit nicht achten".

Für alle diejenigen, welche von der **Kritik** geschmeichelt sein wollen, setzen wir folgende Anekdote her, die ein französischer Encyklopädist des vorigen Jahrhunderts erzählt: „Der Redakteur der „Année litteraire," Martin Freron, erhielt von einem Kollegiumskameraden einen Band Gedichte sammt einem Briefe, in welchem eine lobhudelnde Kritik verlangt wurde. Was that der Journalist? Er schrieb an den Autor: „Ich Endesunterfertigter erkläre hiermit, daß ich ein hirnloser Kritiker bin, daß es mir an gesunder Vernunft, an Logik fehlt. Ich bezeuge überdieß, daß ich ein unrichtiges Urtheil, einen entsetzlichen Geschmack habe. Unterzeichnet Martin Freron." — P. S. Dieß, werther Freund, werde ich unter den lobenden Artikel setzen, welchen Sie von mir fordern. Der Poet verstand ihn: er verbrannte

den Brief Freron's, und das war nicht recht, aber er verbrannte auch sein Buch, und das war recht."

Kritik. Der eitle Dichter S. fragte einen berühmten Gelehrten: was er von seinen gesammelten, im Drucke erschienenen Gedichten halte. „Sie geben eine Anleitung," antwortete Dieser, „wie man schreiben müsse, um den schändlichen Nachdruck allenthalben auszurotten."

— In einem Newyorker Blatte schließt eine Kritik über den Gesang eines Herrn Rawbottom folgendermaßen: „Mit einem Worte, Herr Rawbottom sang, als hätte er den Fuß in seine Kehle gesteckt, und auf seine Stimme getreten."

— Zwei junge Schriftsteller, der eine sich im belletristischen, der andere im politischen Fache versuchend, wendeten sich mit ihren Erstlingsprodukten an einen scharfsinnigen Beurtheiler mit der Bitte, die Manuscripte einer Durchlesung zu würdigen, und selbe mit angemessenen Titeln auszustatten. — Nach wenigen Tagen gelangten die Hefte an ihre Verfasser zurück. Das eine prangte mit dem Titel: „Mohnkörner für schlaflose Nächte," das andere mit der Aufschrift: „Fidibusse für politische Schmaucher."

Die kürzeste **Kritik.** Ein sehr eitler und dazu erbärmlicher Schriftsteller überreichte Voltairen eines seiner Bücher in der Handschrift, und erbat sich darüber sein Urtheil: Voltaire strich bloß den letzten Buchstaben des ganzen Buches weg, und gab es ihm stillschweigend zurück. — So war aus dem Worte Fin (Ende) Fi (Pfui) geworden.

Wohl erwogene **Kritik.** Ein junger Dichter, dessen Talent von mehreren Seiten anerkannt worden war, brachte einst zu Molé ein Trauerspiel mit der Bitte um Durchsicht und wo möglich um Aufnahme beim Theater. — Als nach einiger Zeit Ersterer sich wieder bei Molé einfand, gab ihm dieser sein Manuscript mit dem Bemerken zurück: es leide an großen Mängeln, obgleich Vorzüge nicht abzusprechen wären. — Nach 6 Monaten fand sich der Dichter wieder bei Molé ein mit einer Rolle Papier, Molé bittend, dieses neue Product einer Durchsicht zu widmen. — Als hierauf der Dichter sich nach einigen Tagen das Gebrachte wieder ausbat, äußerte Molé, daß es wohl besser wie früher wäre, aber dennoch nicht genügend zu einer öffentlichen Aufführung, er sollte aber die Lust nicht verlieren und muthig vorwärts streben. Nach dieser Rede öffnete der Dichter ganz ruhig die Rolle und zeigte Molé lauter unbeschriebene Bogen. — Das Erstaunen Molé's kann man sich denken.

Kurze Kritik. Ein junger Mode-Literat schickte seine neuesten

humoristischen Gedichte, unter dem Titel: „Pillen gegen den Schlaf" an seinen frühern Lehrer, den Professor X., zur Beurtheilung. Bald darauf erhielt unser junger Poet ein Urtheil über sein Werk, das ungefähr lautete: „Junger Freund! Nicht bald habe ich ein Buch gelesen, an welchem ich so wenig Fehlerhaftes fand, wie an dem Ihrigen. Bedenken Sie, nur ein Wort ist an dem ganzen Werke zu ändern, nämlich es muß heißen: statt „Pillen gegen den Schlaf," „Pillen für den Schlaf." K. L. A.

Kritik. Tröstet euch, ihr Dichter und Künstler, wenn die Recensenten selbst eure gediegenen Werke waschen: denn auch das Gold wird erst durch Waschen erhalten.

Kritik. An einen Dichter.

Dein Lied hat viel Füße, und gehet doch nicht,
Es strömet vom Wasser und fließet doch nicht,
Sprüht Feuer und Flamme, und brennet doch nicht,
Häuft Blumen auf Blumen, und duftet doch nicht,
Ist Alles erdichtet, und — doch kein Gedicht.

— Als ein Gelehrter an das letzte Blatt des Werkes eines jungen Dichters mit vieler Ueberwindung gekommen war, sagte er, indem er tief Athem holte: „Gott sei Dank, ich sehe Land!"

— Schriftsteller sind so sehr durch Huldigungen und Lobsprüche verwöhnt, daß sie in Zuckungen gerathen, wenn verdienter Tadel ausgesprochen wird. Denn die Kritik ist jetzt unter aller Kritik.

— Ein reisender Tonkünstler gab ein Concert, trug aber sein Violin-Solo so schlecht vor, daß das Publicum im höchsten Grade unzufrieden war. „Voriges Jahr hat er's viel besser gemacht!" sagte ein Zuhörer. „Wie ist das möglich?" bemerkte sein Nachbar, „voriges Jahr war er ja gar nicht hier!" — „Eben deßwegen!"

Unter **Kritik.** Die Bilder eines schlechten Malers sollten in dem Saale der Pariser Gemäldeausstellung zur öffentlichen Schau ausgehängt werden. Als das letzte placirt war, schritt der Künstler mit selbstgefälliger Miene auf den anwesenden Professor der Akademie zu und fragte: „Nun, Herr Professor, was sagen Sie zu meinen Bildern?" Der Professor sah sich etwas verlegen um, und ergriff das rahmlose Gemälde eines nebenstehenden, ärmlich gekleideten Malers, den der erstere vorher mitleidig angeblickt hatte — es war ein herrliches Gemälde, die Kunstbeherrscherin Kritik vorstellend — und zum

Hüter sich wendend, sagte er: „Hänge dieses Bild ohne Goldrahmen über den Gemälden auf. So. Sehen Sie, mein Herr, Ihre Bilder sind unter der Kritik!“ Am andern Tage befand sich ein einfaches Bild an der Wand und wurde von einem Kunstkenner mit 200 Louisd'or bezahlt.

Kritiker. Kant fragte: „Wie kommt es, daß M. jetzt als Recensent Aufsehen macht, da er als Schriftsteller durchaus auch nicht den geringsten Beifall erringen konnte?“ — „Ein schlechter Schriftsteller,“ war die Antwort, „wird oft eben so ein guter Kritiker, wie ein geschmack- und kraftloser Wein ein guter Weinessig wird.“

Ein **Kritiker** von Geburt. Ein Recensent rühmte sich, daß sein Vater und seine Brüder auch Recensenten gewesen. „Ja!“ versetzte ein Witzkopf, „da kann man mit Recht von Ihnen sagen, Sie sind unter der Kritik erzogen worden.“

Selbstkritisirung. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Städtchen W. im Mainkreise durch eine Feuersbrunst ganz eingeäschert. Ein Kupferstecher in der dortigen Gegend wollte das Ereigniß zu seinem Vortheile benutzen. Er verfertigte daher einen Kupferstich, der nichts, als einige nackte Feuermauern und Brandstätten darstellte, mit der Unterschrift: Höchst erbärmlicher Prospectus der Stadt W. im Jahre unseres Heilandes 1749.

Es ist leichter **kritteln** als besser machen. Einem Frauenzimmer, welches gegen den Willen der Familie einem kleinen, häßlichen, ungeschlachten und nichtssagenden Menschen ihre Hand reichen wollte, wurden hierüber von den Vettern und Basen die lebhaftesten Gegenvorstellungen gemacht. „Es ist eine Mißgeburt,“ hieß es, „ein Dummkopf, ein Abscheu von einem Menschen!“ — „Ihr habt vollkommen Recht,“ erwiederte die Braut, „und ich habe nicht das mindeste gegen Eure Behauptungen einzuwenden; aber verschafft mir nur einen Andern!“

Krösus. Der Reichthum des Krösus, Königs von Lydien, der ungefähr 540 Jahre vor Chr. lebte, ist sprüchwörtlich geworden; obgleich uns keine bestimmte Angabe von dem wirklichen Werthe der Schätze dieses Monarchen geblieben ist, so können wir uns doch eine Vorstellung davon nach den Geschenken machen, welche er dem Tempel von Delphi sandte. Diese Geschenke können nach Herodot auf 4000 Talente Silber und 270 Talente Gold oder gegen 30 Mill. fl. C. M. geschätzt werden. Im Herodot lesen wir auch eine Anecdote, welche sowohl über die Schätze des Krösus als über die Sitten der damaligen Zeit Aufschluß giebt. Als der König einige seiner Unter-

thanen nach Delphi schickte, um das Orakel zu befragen, wurden die Lydier in Athen von der Familie der Alcmäoniden mit Auszeichnung aufgenommen. Krösus lud dafür ein Mitglied dieser Familie zu sich. Bei der Ankunft des Fremden zeigte man ihm Gold und sagte ihm, es gehöre ihm so viel davon, als er mit sich nehmen könne. Alcmäon zog eine weite Tunika und die größten Schuhe an, und folgte so seinem Führer in den königlichen Schatz. Hier füllte er zuerst die Schuhe, dann die Falten seines Gewandes mit Goldstangen, bestreute sogar seinen Kopf mit Goldstaub und nahm den Mund voll davon. Nur mit Mühe konnte er sich unter der Last fortbewegen; der Goldstaub auf dem Kopfe und dem Kleide entstellte ihn so, daß er gar keinem Menschen mehr glich. Als ihn Krösus sah, mußte er laut auflachen, erlaubte ihm aber nicht blos, Alles, was er hatte, mitzunehmen, sondern fügte auch noch andere bedeutende Geschenke hinzu.

Krokodil. Eine sonderbare Begebenheit, die jedoch von dem Erzähler selbst als Münchhauseniade verdächtigt wird, theilt der Fürst Pückler in seinen Reiseberichten mit. Eines Morgens führte ein Mann aus Berber sein Pferd zur Tränke an den Nil, band den Strick, an dem er es hielt, um seinen Arm, und kniete, während das Thier seinen Durst löschte, zum Gebete nieder. In dem Augenblicke, wie er mit dem Gesicht auf dem Boden liegt, fegt ihn ein Krokodil, nach der gewöhnlichen Art seines Angriffes, mit seinem Schweif in das Wasser und verschlingt ihn. Das Pferd entflieht, und da der Strick, woran das Pferd gebunden, noch immer um den Arm des im Krokodilbauch befindlichen Herrn gewunden war, so schleppt das entsetzte Pferd den Mörder seines Führers an diesem Strick, wie an einer Angelschnur, bis zur Thüre des Stalles, wo die herbeikommende Familie des Verunglückten das Ungeheuer tödtet und in dessen Innerm den entseelten Körper findet.

Krone. Ein Steinsetzer auf dem Lande sollte einst einen Grabstein mit der Inschrift verfertigen: „Eine tugendhafte Frau ist eine Krone für ihren Gatten.“ Da aber der Stein sehr klein war, und er gern die Grabschrift unabgekürzt anzubringen wünschte, so setzte er: „Eine tugendhafte Frau ist 1 Thlr. 17 Sgr. für ihren Gatten.“

Kropf. In einer kleinen Landstadt, wo die Leute mehr Kröpfe als Erziehung haben, kam eine Frau dieser Classe wegen Wohlhabenheit ihres Mannes auch manchmal in bessere Gesellschaft. Man spielte Reimen. Die Frau hatte Perlen um. Um ihr etwas Leichtes aufzugeben, fragte man sie: „Was reimt sich auf Kerl?“ Verlegen sah sie, ohne daß ihr Etwas einfiel, ihren Gemahl an, dieser deutete ihr auf den Hals und sie reimte — Kropf.

Die **Kröpfe.** In der Schweiz und besonders am Fuß der Alpen, gibt es Gegenden, wo die Einwohner alle sehr große Kröpfe haben. Einmal reisete ein Franzose durch dieses Land nach Italien und hörte in einem schweizerischen Dorfe an einem Sonntage die Messe mit an. Als er in die Kirche kam, fingen die meisten Leute an zu lachen. Der Geistliche, welcher nicht wußte, warum seine Zuhörer unruhig wurden und ihn störten, fragte einen Nebenstehenden um die Ursache. „Ei, mein Herr," sagte dieser, „betrachten Sie einmal den Hals dieses Fremden und dann enthalten Sie sich des Lachens, wenn Sie können." Als der Geistliche den Franzosen erblickte, konnte er sich selbst kaum des Lachens enthalten. Indessen bemühte er sich doch ernst zu sein und ermahnte seine Zuhörer. „Lachet nicht," sagte er, „über diejenigen, denen Gott nicht alle Gliedmaßen gegeben hat. Soll man nicht die Mängel seines Nächsten übersehen, ja sie sogar verbergen, so viel als möglich? Glaubt Ihr denn nicht, daß dieser Fremde, ob er nun gleich keinen Kropf hat, auch in's Paradies wird eingehen können? Und lehrt uns nicht die heilige Schrift, daß es besser ist, bucklicht oder lahm zu sein, oder keinen Kropf zu haben, als mit einem guten Wuchse und dem schönsten Kropfe in die Hölle gestoßen zu werden?"

Wie kann ein **Krüppel** Schauspieler sein. „Mein Himmel!" rief eine Zuschauerin aus, als im „Doctor und Apotheker" der Hauptmann Sturm mit einem Stelzfuß auftrat, „wie kann ein solcher elender Krüppel es wagen, Schauspieler zu sein?"

Der **Krug.** Der Präsident von ** war dem Trunke sehr ergeben, und dies war dann die Ursache, daß er seine Amtsgeschäfte oft sehr vernachlässigte. Der Fürst, welcher ihm wegen seines Witzes und seiner guten Eigenschaften sehr gut war, sagte ihm einst, daß er doch einmal anfangen möchte, mehr Fleiß und Ordnung in seinen Geschäften zu zeigen und minder Wein zu zechen, denn er fürchte, daß er über lang oder kurz sich genöthigt sehen würde, ihm den Abschied zu ertheilen. „Mein Lieber," sagte er, ihm mit dem Finger beim Weggehen drohend, „ich fürchte, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht." — „O," versetzte der Präsident, „dafür bin ich sicher, mein Krug geht nie zu Wasser, immer nur zu Wein."

Die verschluckte **Kugel.** „Ja, Sire," sagte der Marschall Lannes zu Napoleon, „dieser arme *** hat einen Handel gehabt und eine Kugel in den Leib bekommen." Herr *** war Commandant der Kaiserin-Dragoner, der nicht im Rufe stand, sehr tapfer zu sein. Napoleon wußte das, deshalb antwortete er dem Marschall mit verwun-

derter Miene: „Eine Kugel in den Leib, der! das ist nicht möglich, er müßte sie denn verschluckt haben.“

Der **Kuhschwanz** als Fächer. Wie in der Türkei der Pferdeschweif in hohen Ehren steht und, wer die Ehre hat, ihn zu tragen, ein gemachter Herr ist, so ist bei verschiedenen asiatischen Völkern der Kuhschwanz als Fächer der vornehmen Frauen im modischen Gebrauche.

Werth einer kleinen **Küche**. „Das Haus ist sehr schön, geräumig und bequem gebaut,“ sagte Einer zu dem Bauherrn, „nur die Küche ist zu klein gerathen.“ Der Bauherr antwortete: „Ich weiß nicht, mein Herr, wie Sie die Bauart lieben, das aber kann ich Ihnen sagen, daß die kleine Küche den Hauptgrund zum Dasein des großen Hauses ausmacht.“

Küchelchen ist ein unverheirathetes Hühnerfräulein.

Zuviel **Kühlung**. Ein junger Edelmann machte in den heißesten Tagen des Sommers eine Reise durch Deutschland. Unterweges klagte er zu seinem Bedienten über Durst und Hitze. „Ich will Ihnen ein Glas frisches Wasser holen!“ sagte der Bediente. „Bei Leibe nicht!“ versetzte der Herr, „das erhitzt noch mehr; aber lange den Flaschenkeller hervor, und gib mir ein Glas Liqueur, das kühlt.“ Der Diener that, was ihm befohlen ward, und der gnädige Herr ließ sich, unter beständiger Versicherung, daß es ihn kühle, in einer Stunde 10 Gläser geben. „Nur noch eins!“ rief er seinem Domestiken zu. „Nein Herr, das wag' ich nicht!“ — „Und warum nicht?“ — „Ich fürchte, Sie werden erfrieren.“

Kühwarme Ziegenmilch. Eine Frau, welcher von ihrem Arzte verordnet wurde, täglich früh ein Glas frisch gemolkene, noch warme Ziegenmilch zu trinken, befahl ihrer Magd alsogleich solche Milch zu holen. Die Magd ging und verlangte bei der Milchfrau ein Seitel kühwarme Ziegenmilch.

Kundmachung. In einer kleinen Stadt in England las man 1830 auf einem Anschlagzettel an der Kirchthüre Folgendes: „Kund und zu wissen sei hiemit, daß auf diesem Kirchhof Niemand begraben werden kann, der nicht im Kirchensprengel lebt. Wer beerdigt zu werden wünscht, wird sich daher deshalb an den Unterzeichneten wenden.

Andreas Hoop, Küster.

Kunst. Als im Jahre 1765 der Violinist und Compositeur

Hippolyte Barthelemon aus Bordeaux in London war, fragte ihn Garrik, ob er eine Melodie zu einem engliſchen Texte liefern könne, und ſetzte ſich nach deſſen Bejahen hin, um ein Lied niederzuſchreiben. „Hier iſt mein Text," ſagte er aufſtehend, „und hier meine Melodie," verſetzte Barthelemon, der ihm über die Achſel geſehen hatte.

Künſtler. Ein junger Maler kam in Wien in ein Haus, um ſich ein Zimmer zu miethen. Die Tochter des Hauſes empfing ihn und nach Beendigung des Geſchäftes fragte ihn dieſe, wer er ſei? „Ich bin ein Künſtler," erwiederte der Maler. „A Künſtler," rief das Mädchen freudig aus, „a Künſtler! O! Se gengens machens mir a Kunſt."

Künſtler-Empfindlichkeit. Ein reicher Finanzpächter ließ den berühmten Bildhauer Wilhelm Couſton zu ſich rufen, und machte ihm den Antrag, ihm eine chineſiſche Pagode zu verfertigen. Der Künſtler, erſtaunt und beleidigt über ein ſolches Verlangen, erwiederte: „Recht gern, wenn Sie mir zum Modell dienen wollen."

Künſtler zweiten Ranges erinnern mich unwillkürlich an Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelſtab."

Kunſt. Dante behauptete einſt gegen Cetto das Paradoxon: Die Kunſt vermöge mehr, als die Natur. Cetto beſtritt dies. Dante führte zum Beweiſe ſeiner Meinung an, er habe eine Katze ſo abgerichtet, daß ſie ihm mit ihrer Pfote ein brennendes Licht halte, wenn er des Abends ſpeiſe oder leſe. „Das muß ich erſt ſelbſt ſehen," äußerte Cetto, „ehe ich's glaube." — „Das kann geſchehen!" erklärte Dante. Es wurde ein Abend zu der Beweisführung beſtimmt. Cetto fand ſich bei Dante ein; er erſchien aber mit einer verdeckten Schüſſel. „Was haſt Du denn da?" fragte ihn Dante. „Mein Abendeſſen," verſetzte Cetto, „wenn Du ſpeiſen wirſt. Ich will bei Deiner Mahlzeit nicht den Schmarotzer machen." — „Närriſcher Eigenſinn!" rief Dante aus, „doch Du magſt Deinen Willen haben." Dante ſetzte ſich nun zum Speiſen nieder. Cetto ihm gegenüber. Die Katze verrichtete ihren Dienſt als Leuchter. Kaum hob aber Cetto den Deckel von der mitgebrachten Schüſſel, ſo ſprangen aus ſolcher ein Paar eingeſperrte Mäuſe; die Katze ließ das Licht fallen, und ſprang ihnen nach, um ſie zu erwiſchen. „Wer hat nun Recht?" fragte Cetto.

Kunſtſinn mancher Leute. Der Khalif Omar heizte mit den Büchern der Alexandriniſchen Bibliothek ſeine Bäder. Raphael Sanzio klagt in einem Briefe an den Papſt, daß viele Grundbeſitzer aufgefundene antike Statuen in den Kalkofen warfen. Ein Herr in Schwe-

den ließ mit der Jo des Correggio ein Stallfenster schließen. Die Barberinis bauten ihren Palast aus einem großen Theil der Steine des Coliseums, daher man sagte: quod non fecerunt barbari, fecerunt barbarini. Die Rathsherren in Nürnberg schmolzen ein kostbares Gitter von Pankraz Labenwolf mit Basreliefs von Peter Vischer zu ökonomischen Zwecken ein, und der dortige Bürgermeister wollte die schöne Darstellung eines Turniers in Stucco, welche den Plafond eines Corridors im Rathhause ziert, durchaus herunter schlagen lassen, „weil sie den Corridor verdüstere." Das waren lauter vernünftige, praktische Leute!

Kunstprobe. Ein Seiltänzer bat den Richter eines Dorfes um die Erlaubniß, in seinem Gerichtsbezirke seine Künste zeigen zu dürfen. Der Richter verweigerte ihm diese mit der Aeußerung: „dergleichen Landstreicher, welche den Leuten das Geld aus dem Beutel locken, treiben sich schon viel zu viel herum. „Ich bin aber nichts Gewöhnliches," sagte der Supplicant, „hier haben Sie einen Beweis meiner Geschicklichkeit." Bei diesen Worten sprang er über den Kopf des Richters. Ein solches Kunststück fand Anerkennung und die Bitte wurde gewährt.

Kunst lehrt Hühner ausbrüten, aber nicht — —. Ein Vater schickte seinen Sohn nach Bier, der Knabe verlangte Geld dazu. „Geld?" sagte der Vater, „das ist keine Kunst Bier zu holen, wenn man Geld hat, gehe und hole ohne Geld Bier!" Der Knabe ging, kam aber bald wieder und stellte dem Vater den Krug hin. Derselbe wollte trinken, fand aber, daß der Krug leer war. „Wie soll ich denn trinken, wenn kein Bier im Kruge ist?" sagte der Vater, „Ja," antwortete der Knabe, „das ist keine Kunst zu trinken, wenn der Krug voll ist, aber das ist eine Kunst, zu trinken, wenn nichts im Kruge ist!"

Werth der **Kunstfeuer.** Eine Cokette fragte den Herrn von Bièvre: „Zweifeln Sie an meiner Flamme?" — „Ich war nie ein Freund von Kunstfeuern!" antwortete er.

Mittel einen **Kunstfreund** zu gewinnen. Vor einiger Zeit lebte in H. ein vortrefflicher Gasthofbesitzer, der eine besondere Vorliebe für das Theater und die Schauspieler hatte, ja selbst Bühnenstücke schrieb, von denen eines oder das andere auch zur Aufführung gekommen ist. Einst kehrte nun ein Engagement suchender reisender Künstler in dem Gasthause unseres Kunstfreundes ein und wohnte lange in demselben, ohne daß sich seine Aussichten für die Zukunft besserten. Seine Zeche stieg zu einer immer grausenhafter werdenden Höhe an und er wußte

nicht, wie er sie bezahlen sollte. Da gab ihm die Verzweiflung ein eigenthümliches Mittel ein, die drückende Sorge um die Zeche los zu werden. Einst tief in der Nacht begann er in seinem Zimmer auf- und abzugehen und laut zu sprechen. Sein Zimmer befand sich über dem Schlafzimmer des Wirthes, der durch den Lärm aus dem Schlafe erweckt und an dem Wiedereinschlafen gehindert wurde. Eine ziemliche Weile ertrug er geduldig den Lärm, da derselbe aber gar nicht enden wollte, nahm er sich vor, zu dem Künstler hinaufzugehen und Ruhe zu gebieten. Er ging wirklich, kam an die nicht verschlossene Thür, öffnete sie und trat in das Zimmer hinein. Der Schauspieler that, als sehe er ihn nicht und declamirte fortwährend wie in höchster Begeisterung aus einem Buche, das er in der Hand hielt. Das Gesicht des Wirthes, der im höchsten Unwillen erschienen war, heiterte sich plötzlich auf, er blieb tief ergriffen an der Thür stehen und hörte lange zu, bis er in einer Pause den Künstler dankend in die Arme schloß, denn er hatte erkannt, daß dieser eines seiner Stücke declamire. Der Künstler erzählte dann, sich entschuldigend, das Stück sei ihm den Abend vorher in die Hände gefallen, er habe darin gelesen und sei durch dasselbe so begeistert worden, daß er unwillkürlich laut und lauter gelesen und die Hauptrolle gespielt habe, als stehe er auf der Bühne. Der kunstfreundliche Wirth zerriß die Rechnung des Künstlers und behielt denselben noch mehrere Wochen bei sich.

Was sind **Kunststraßen?** In einer Gesellschaft beklagte sich Jemand über die schlechten Straßen im Pesther Comitate und meinte, es wäre die höchste Zeit, auch dort einmal Kunststraßen anzulegen. „Wozu das?" fragte einer der Anwesenden, „sind doch alle unsere Straßen Kunststraßen, da es wahrlich eine große Kunst ist, auf denselben zu fahren, ohne den Hals zu brechen."

Länge und **Kürze.** „Verzeihen Sie mir," schrieb Lessing an Weisse, „wenn ich heute einen so langen Brief schreibe; ich habe wahrhaftig keine Zeit, einen kürzern zu schreiben." — Eben so soll der berühmte Polygraph (Vielschreiber) Casaubonus seine Briefe in lateinischen Hexametern geschrieben haben, wenn es ihm an Zeit fehlte, sie in Prosa zu schreiben. — Herder sagte von Kants Kritik der reinen Vernunft: „Das Buch wäre viel kürzer, wenn es nicht so kurz wäre." Je mehr studirt, je kürzer die Predigt; — aber desto geistvoller, gehaltreicher, gediegener.

Kurakin's Grabschrift. Das Grab des russischen Fürsten Alexander Borissowitsch von Kurakin, geboren 1792, gestorben 1825, bezeichnen die Worte: „Seinen Bauern gab er die Freiheit; er behandelt sie als Vater und Freund."

Der Herzog von **Kurland** bei einer Feuersbrunst. Vor vielen Jahren brannte in Dresden ein großes Palais ab. Es war Winter, die Brunnen eingefroren; die Menschen scheuten die fürchterliche Kälte. Es fehlte an Hülfe. Zuschauer gab es in Menge. Unter andern stand auch ein dicker Herr mit einem großen Muffe vor und einem gewaltigen Haarbeutel hinter sich, und sah dem Feuer wie einem Schauspiele zu. „Allons Herr, helfen Sie hier Wasser tragen," rief eine Stimme aus den Wasserträgern ihm zu. „Ich bin der Hofrath N**," antwortete der Herr mit dem Muffe. — „Und ich der Herzog von Kurland," antwortete der Wasserträger und goß dem Herrn Hofrath einen Eimer über die Nase.

Bestes **Kurmacher**-Vertilgungsmittel. Um eine blühendschöne, junge Frau hatte sich bereits ein solcher Schwarm von Anbetern gesammelt, daß der Ehemann schon für seinen Hausfrieden fürchten zu müssen glaubte. Um sich nun dieser Zudringlichen zu entledigen, ersann er eine List. Er nahm nämlich jeden dieser eleganten Herren freundschaftlich bei Seite und vertraute ihm seine angeblich mißliche Lage mit dem Bemerken, daß er seinerseits auf eine Unterstützung von 100 Gulden binnen acht Tagen fest rechne. — Schon am folgenden Tage war das Haus von den Stutzern befreit.

Kurzsichtigkeit. Der sehr lange und etwas kurzsichtige Graf X. mußte auf einer Reise mit einem viel kürzeren Freunde in dem zweimännischen Bette einer Dorfschenke schlafen. Als er nach Tagesanbruch erwachte, fand er den kurzen Freund neben sich tief hinabgerückt und sah ein Paar nackte Füße über das untere Bettbrett hervorragen. Er weckte den schnarchenden Kurzen auf, und sagte: „Sie werden sich erkälten, Freund, wenn Sie Ihre Füße nicht hereinziehen." — „Sie irren sich," erwiderte der Kurze, „das dort unten sind die Ihrigen." — „Nicht möglich! Sehen Sie doch einmal ordentlich nach, ich kann es in dieser Entfernung nicht genau erkennen."

Folge der **Kurzsichtigkeit.** Bei einer Oper fragte Jemand seinen Nachbar, auf der vierten Gallerie des Theaters, von welchem Meister die Musik wäre. „Das Theater ist hoch und ich bin kurzsichtig, ich nehme es nicht aus," war die Antwort.

Kurzsichtigkeit. Wir belächeln den kurzsichtigen Caraiben, der des Morgens seine Hangematte verkauft, und Abends weinend kommt, sie wieder auszulösen, weil er nicht daran dachte, daß es wieder Nacht werden wird, und er sie dann benöthige; aber wir bedenken nicht, daß es viele Augenblicke giebt, in denen wir nicht weniger kurzsichtig sind und eben so leichtsinnig handeln.

Der **Kuß.** Ein junger Advokat, der während der Zeit, da die Gerichte auf eine Zeit lang geschlossen waren, von Paris nach Orleans reiste, begegnete unterwegs einer sehr artigen Bäuerin, die einen Esel vor sich hertrieb. — „Wo gedenkt Sie hinzureisen, schönes Kind?“ sagte er zu ihr. — „Nach dem nächsten Dorfe,“ antwortete das Mädchen. — „Kennet Sie des Schulzen Tochter daselbst?“ fragte der verliebte Anwalt. — „Gar wohl, mein Herr!“ erwiederte die Bäuerin. — „Befindet sie sich wohl zu Hause!“ fuhr der Advokat fort. — „Ja, mein Herr!“ sagte das Mädchen. — „Ei? so bitte ich Sie denn,“ sagte er, indem er sich fertig machte sie zu küssen, „ihr diesen Kuß von meinetwegen zu überbringen.“ — „Mein Herr!“ erwiederte sie, „geben Sie ihn meinem Esel, denn der wird eher in's Dorf kommen als ich.“

„Herrlich ist die Liebe und süß der **Kuß** einer Schwester!“ rief ein Schwärmer aus. — „O ja,“ entgegnete trocken ein prosaischer Mensch, „aber wenn Du keine Schwester hast, so versuch's mit einer Cousine, das ist auch nicht viel schlimmer!“

Kuß. „Betrachten Sie mich als einen Bettler, der Sie um ein Almosen anfleht und geben Sie mir zur Gabe einen Kuß,“ mit diesen Worten redete einst ein feines Herrchen ein geistreiches schönes Mädchen an. „Ich bedaure,“ erwiederte diese, „ich kann nichts geben, denn ich habe schon einen Hausarmen.“

Hirsch und Hasen muß man schießen,
Eh' sie laufen aus dem Wald;
Rothe Lippen muß man küssen,
Eh' sie werden kraus und kalt.

— In dem Zimmer eines hochberühmten Arztes zu Paris war eine Gesellschaft von vornehmen Leuten aus allen Ländern versammelt, unter Andern auch ein russischer Fürst mit seiner Tochter. Da nahte sich ein Bauer, ein alter hinfälliger Greis, in einfachem Kleide, um ein Heilmittel für seine kranke Frau zu holen. Ein junger, vornehmer Franzose machte sich lustig über den Alten und rief: „Ich wette um 12 Louisd'or, daß keine dieser Damen den Alten da küßt!“ Sogleich legt die schöne Russin zwölf Louisd'or auf einen Teller, geht auf den Alten zu und spricht: „Erlaubt mir, alter Vater, Euch nach Sitte meines Landes zu begrüßen!“ Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und küßte ihn. Der Franzose legte sein Geld beschämt hin, und das edle Mädchen überreichte sie dem Bauer mit den Wor-

ten: „Ruſſiſche Mädchen halten es für Pflicht, das Alter zu ehren.“

Kuß. Im Kuſſe des ſtets treuen Weibes liegt Entſchädigung dem Manne, für ſchnöden Undank der Welt.

Der **Kuß** ſoll dem Ausſpruche eines alten Lateiners nach zuerſt unter Männern entſtanden ſein und nichts weiter bedeutet haben als die Unterſuchung, ob ihre Weiber, Töchter oder Nichten Wein getrunken hätten. Was ſagen unſere Leſerinnen zu dieſer Naturgeſchichte des Kuſſes?

Eine Methode einen **Kuß** zu erhalten. Der verſtorbene Advocat Buſh pflegte folgende Anekdote von einem ſeiner Collegen zu erzählen: Als die Kutſche im Begriff war, vor dem Frühſtück abzufahren, näherte ſich das Mitglied der Geſetzkunde der Wirthin, einer ganz allerliebſten Quäkerin, welche am Kamin ſaß, und ſagte ihr: er könne nicht fortfahren, ohne einen Kuß von ihr erhalten zu haben. — „Freund,“ ſagte ſie, „Du mußt dieß nicht thun.“ — „Ich will es aber, bei Gott!“ erwiederte der Advocat. — „Nun, Freund, da Du darauf geſchworen haſt, ſo kannſt Du es thun; Du mußt aber keine Gewohnheit daraus machen!“

Der erſte **Kuß**.

Daß ich ein einziges Mal
Sie wagt' zu küſſen,
Hab ich mit tauſendfacher Qual
Abbüßen müſſen.
Seitdem durchglühet fürchterlich,
Ein ew'ger Durſt nach Küſſen mich.

Wie viel ein **Kuß** einer Schauſpielerin werth iſt. Hierüber gab man uns jüngſt Aufſchluß. Es wird erzählt, daß, als vor einiger Zeit in Hamburg für einen herabgekommenen Mimen von ſeinen mitleidigen Kunſtgenoſſen Collecte geſammelt wurde, die reizende Antoinette Lebrün es auf ſich nahm, bei dem Geldfürſten Salomon Heine vorzuſprechen. Sie trifft den alten Herrn beim Frühſtück; er nöthigt ſie freundlichſt, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und verſpricht 100 Mark Banco zu zeichnen. „Und,“ fügte er hinzu, „wenn Sie mir einen Kuß geben, zeichne ich 1000 Mark.“ Antoinette, gerührt von ſeiner Menſchenfreundlichkeit, fällt ihm um den Hals und gewährt als barmherzige Schweſter das Verlangte. Alſo neunhundert Mark Banco! Sapienti sat!

Einen **Kuß** in Ehren, kann Niemand wehren. Die durch ihre große und seltene Schönheit berühmte, von der ganzen vornehmen Welt Englands bewunderte Herzogin von D. in London bewarb sich, für einen Freund ihres Gatten, persönlich um Stimmen zur Parlamentswahl. Ein Fleischer wollte seine Stimme diesem Herrn allerdings geben, doch unter der Bedingung, daß die Frau Herzogin ihm einen Kuß gebe. „Warum denn nicht?" sprach die schönste der Frauen, „einem ehrlichen Bürger von Alt-England wird man doch einen Kuß geben dürfen?" und sie bot ihre reizenden Lippen dem Fleischer dar.

Der bestrafte **Kuß**. „Schönes Weibchen," sagte Herr L** zu seiner jungen Nachbarin, „geben Sie mir doch ein Küßchen, bloß aus Neugierde, ich möchte gern wissen, ob es von Ihrem Munde süßer schmeckt, als von dem meiner Frau." Die Mühe können Sie sich ersparen, Herr Nachbar," erwiederte sie schnippisch, „fragen Sie nur meinen Mann, der hat Ihrer lieben Frau manchen Kuß gegeben, der muß es wissen."

Am Ostflusse sind verschiedene Lusthäuser, wohin die New-Yorker paarweise spazieren fahren. Drei Meilen davon ist eine Brücke, **Kußbrücke** genant, auf welcher jeder Herr die Dame, mit der er fährt, zu küssen verpflichtet ist.

Die gut aufgenommene **Kuß**-Ordre. Zwei junge, lustige und hübsche Landwehrmänner, die zum Regimente einberufen waren, kamen auf ihrem Marsche durch ein Dorf, wo sie in dem Hause eines wohlhabenden Landmanns ihr Nachtquartier bekamen. Voll Muthwillen und kriegerischen Feuers traten sie in das ihnen angewiesene Quartier und fanden in dem freundlichen Stübchen die alte Großmutter im Lehnstuhle und zwei niedliche Enkelinnen neben ihr. Da sagte der Eine: „Frisch, Bruder, laß uns die Mädel einmal recht abschmatzen." — „Gott!" riefen die Mädchen aus, „wir wollen uns gern küssen lassen, aber verschonen Sie nur unsere Großmutter." — „Pimperlimpim!" fuhr die Großmutter ihre Enkelinnen an, „Ihr naseweisen Mädchen, was geht das Euch an? Wenn nun die Herren Landwehrmänner Ordre dazu haben?"

Verschiedenheit im **Küssen**. Achtung küßt die Hand, Freundschaft die Wange, väterliches Wohlwollen die Stirne, Liebe den Mund, Galanterie den Arm, Sehnsucht die Augen, Begierde den Nacken, Demuth das Gewand.

Küsse sind Rosen. So lange die Rose am Strauche, so lange der Kuß auf der Lippe des Mädchens blüht, so lange sehnst Du Dich

den Kuß, die Rose zu pflücken. Ist es geschehen, dann sehnst Du Dich nach der andern Rose, die noch am Zweige, nach dem andern Kusse, der noch auf der Lippe glüht, und so pflückst Du denn Kuß um Kuß, Ros' um Rose, bis endlich der Strauch in der Angst vor völliger Plünderung Dich mit einem Dornstiche, das Mädchen mit einem Schrei zur Besinnung bringt.

Mimik der Küsse. Wer küßt in der ganzen Welt am besten? Unstreitig die Britinnen. Horkins, der englische Virgil, bemerkt in seinen Reisen, daß man aus einem Kusse die innern Gefühle einer englischen Dame auf das Bestimmteste erkennen könne. Er nennt dieses Verfahren „die Mimik der Küsse." Hat man es dahin gebracht, von einer schönen Miß einen Kuß zu erhalten, braucht man keine weitere Erklärung ihrer Empfindungen. Horkins erzählt, in England gehöre die Kunst zu küssen zu einem Theil der weiblichen Erziehung. Liebt die Miß einen Mann, so küßt sie mit niedergeschlagenen Augen, aber so schnell und feurig, daß man vermeint, von einem Blitzstrahl getroffen worden zu sein; ist ihr der Mann nicht gleichgültig, so küßt sie mit einigem Sträuben, aber innig; ist ihr ein Mann gleichgültig, so küßt sie so kalt, daß er vermeint, Eis an seinen Lippen zu verspüren. Bei ihren Freundinnen äußert sie noch mehr Unterscheidungszeichen und den Scheidekuß giebt keine Britin theuren Personen, ohne mit einer beinahe krampfhaften Bewegung. Der Judaskuß ist in England mehr verachtet als ein Criminalverbrechen. — Dies deutschen Frauen zur Beherzigung!

Kutsche, kommt her von kutten, d. i. decken, also ein bedeckter Wagen. Die Erfindung derselben gab Vielen einen erwünschten Anlaß, über Ueppigkeit und Welteitelkeit in's Horn zu stoßen, vorzüglich in Spanien. Der spanische Biograph des Don Juan d'Austria, indem er das goldene Zeitalter der guten alten Zeiten beschreibt, „wo man auf Karren von Ochsen gezogen gen Hof fuhr," fügt hinzu: „soweit wurde dieses höllische Laster — nämlich in Kutschen daher zu rollen — getrieben, das Castilien so vielen Schaden zufügte, daß eine königliche Verordnung dagegen nöthig erachtet wurde." Der Schaden, der daraus für Castilien erwuchs, wird wahrscheinlich großen Theils auf Seite der Karrenführer und Ochsentreiber gewesen sein. Dasselbe war auch in England der Fall. Eine Menge Leute fanden sich in ihrem bisherigen Erwerbe verkürzt. Die Damen wollten nicht mehr auf Kissen hinter ihren Lakeien reiten, die Richter und Advocaten sich aus ihren Wohnungen nicht mehr nach Westminsterhall über das Wasser setzen lassen, oder auf einem Zelter stattlich einhertraben; Schiffer, Sattler und Pferdeverleiher klagten daher laut über den Verfall ihrer Gewerbe. Die Kutschen waren zweirädrig bis zum 16.

Jahrhundert. — 1650 kamen in Paris die ersten Miethskutschen auf, die von dem Hotel S. Fiacre, der Wohnung des Vermiethers, auch Fiacres genannt wurden. (S. Fiaker.)

Kutsche. Unter den Geschenken, welche König Ladislaus V. von Ungarn im Jahre 1485 der Königin von Frankreich schickte, befand sich auch eine Kutsche, die ganz Paris in Erstaunen setzte. Ein alter Geschichtsschreiber sagt, daß sie in Riemen hing und sehr kostbar war. Der Herzog Julius von Braunschweig, der seine Lehenleute gern zu Pferde sah, verbot 1588 den Gebrauch der Kutschen, weil es schändlich wäre, einen Müßiggänger zu machen und sich im Wagen herumschleppen zu lassen. Maria, die Infantin von Spanien, hatte 1631 einen Glaswagen, in welchem zwei Personen Platz hatten. Zu Zeiten Königs Franz I. von Frankreich († 1547) zählte man nicht mehr als 3 Wagen zu Paris; der eine gehörte der Königin, der zweite der schönen Diana von Poitiers, der dritte dem Präsidenten René de Caval, welcher wegen seiner außerordentlichen Dicke weder zu Fuße, noch zu Pferde fortkommen konnte.

Der adelige **Kutscher.** Frau von Crequy erzählt: „Es meldete sich ein Kutscher, um in meine Dienste zu treten. „Bei wem habt Ihr gedient?" fragte ich ihn. — „Bei Monseigneur, dem Abt, Herzog von Biron, gnädigste Frau!" antwortete er mir; „aber er ist heimgegangen zu Gott." — „Ei, der wird nicht lange bei ihm bleiben!" sagte ich halblaut. Darauf sah mich der Kutscher zornig an, und äußerte plötzlich: er sei wie beinahe sämmtliche Dienerschaft im Hotel Biron, von Adel. „Nun, die Livree der Crequy's, ist nicht minder ehrenvoll zu tragen, als die der Birons," bemerkte ich, „geht zu meinem Intendanten, und besprecht Euren Lohn und alle Bedingungen." — „Ich muß erst noch bitten, mir zu sagen, wem die gnädigste Frau erlauben, bei Ihnen vorüber zu fahren." — „Jedem, ausgenommen in den Straßen und im Schloßhofe zu Versailles." — „Wie, Ihrem ersten Kutscher würden Sie befehlen, in Paris, auf der Straße den Präsidentinnen und andern Damen solcher Stände den Vorrang zu lassen?" — „Ganz gewiß, und dieß um so gewisser, da ich alle Donnerstag Abend im Kreise solcher Frauen mich befinde." — „Aber die gnädigste Frau können doch keiner Frau aus dem Finanzwesen den Vorrang lassen, und fühlen doch unbedenklich, daß Ihr Kutscher, wenn die Leute einer solchen Herrschaft ihm das Vorfahrrn streitig machen, sie auf der Stelle mit der Peitsche eines Bessern belehren müßte?" — „Die Kutscher der Herren Finanzräthe sind mit meiner Livree bekannt; niemals aber würde ich zugeben, daß Ihr, mein Herr Kutscher, um unbedeutenden Leuten Eure Macht zu zeigen, wie toll auf der Straße fahren, und mir Wagen und Pferde ruiniren sollet."

— „Ew. Gnaden haben freilich nicht mehr als zwölf Pferde im Stalle; ich bin aber nur willens, königliche Prinzen vorbeifahren zu lassen, und somit kann ich nicht in die Dienste der gnädigen Frau treten." — Er verließ mich nun ganz wüthend. Das Seltsamste ist aber, daß dieser adelige Kutscher, der für die Vorrechte der Crequy's, oder vielmehr der geschlossenen Kronen im Wappen, so eifrig wüthete, als einer der ärgsten Jacobiner und feurigsten Redner der Bergpartei endete. Während der republikanischen Regierung wurde er bei der Verwaltung der Lebensmittel angestellt, erhob sich zum Präsidenten eines Ausschusses, war im Jahre 1793 öffentlicher Ankläger bei dem Revolutions-Tribunal, und wurde später guillotinirt.

Als der russische Feldmarschall **Kutusow** nach der Flucht der Franzosen als Sieger in Wilna einzog, kam der Direktor der dortigen polnischen Schauspielergesellschaft zu ihm, mit der Bitte, ein Stück zur Feier dieses Tages aufführen zu dürfen. Kutusow lehnte dieß ab, verlangte aber, daß er das Stück auf die Bühne bringen sollte, welches er am Tage des Einzuges der französischen Truppen hatte aufführen lassen, voll bitterer Anspielungen auf die Russen, und voll kriechender Lobhudeleien Napoleons. Der Direktor machte demüthige Gegenvorstellungen, aber ohne Erfolg, er mußte gehorchen. — Am Abend fand sich Kutusow, in Begleitung seines ganzes Generalstabes im Theater ein, um durch seine Gegenwart allen Tumult zu verhindern, und bei jeder Lobeserhebung auf Napoleon, die mit seiner Flucht im schneidenden Contrast stand, klaschte er den Schauspielern und Schauspielerinnen Beifall zu. Alle Zuschauer folgten diesem Beispiel, und nie hat wohl eine Schauspielergesellschaft den ihr gezollten Beifall so empfunden, als die ganze Wilna'sche an jenem Abende. Angstschweiß trat den sämmtlichen, spielenden Personen auf die Stirn, bei jedem Worte, das sie deklamirten; und doch wagten sie es nicht, nur das Mindeste zu ändern oder auszulassen, aus Furcht, daß solches als ein Ungehorsam streng geahndet werden dürfte. — Das war eine fürchterliche dramatische Gerechtigkeit, welche die Muse an ihren Jüngern nahm.

Kyau. Als die Sänften in Deutschland Mode wurden, befand sich ein schwäbischer Edelmann bei dem General Kyau, und schien sehr neugierig zu sein, zu erfahren, wie es sich darinnen tragen ließe. Kyau versprach ihm, ihn noch diesen Abend nach Hause tragen zu lassen. Inzwischen ward brav getrunken, und als es schon ziemlich spät war, befahl der General seinen Sänfteträgern, daß sie den Boden aus der Sänfte herausschlagen, und wenn der Edelmann drinnen wäre, recht geschwind marschiren sollten. Dieser Befehl ward befolgt, und der Edelmann eine ziemliche Strecke Weges bei schlechtem Wetter

nach Hause gebracht. Als ihn Kyau am andern Morgen fragte, wie er die neue Mode, sich in Sänften tragen zu lassen, finde? antwortete er: „Ew. Excellenz! wenn ich es nicht gewiß wüßte, daß ich getragen wurde, meinen Kopf wollt' ich verwetten, ich wäre gegangen!"

Als **Kyau**, der bekannte General und Spaßmacher Friedrich August's des Starken, einst bei Tafel des Königs, von demselben aufgefordert wurde, den Mundschenk zu machen, und ihm einige Flaschen Ungar-Ausbruch, als etwas sehr Kostbares, bringen ließ, stellte Kyau den Pokal des Königs in die Mitte der Tafel und rings umher die Gläser der Minister und Geheimräthe nach ihrer Rangordnung, ließ sich dann noch eine Anzahl kleinerer Gläser bringen, welche er in den äußersten Kreis stellte. Er begann nun bei den kleinsten Gläsern einzuschenken, füllte darauf die größern, so daß nur noch wenige Tropfen für den Pokal des Königs übrig blieben. Der König fragte, was das bedeuten solle? „Ew. Majestät Verwaltung der Landes-Einkünfte!" antwortete Kyau.

Mit den Juden machte sich **Kyau** immer viel Spaß, ihre Habsucht züchtigte er gern; z. B. in einer Schenke trat auch ein listiger Jude zu ihm, verkaufte dem General eine Uhr und betrog ihn gewaltig. Das verdroß ihn und er wollte nun gern dem Juden auch etwas anhängen. So wie der also einst wiederkam, sagte Kyau: „Zu handeln giebt es heut' nichts, aber ich hätte unbändige Lust, Dich einmal durchzufuchteln, versteht sich, nicht umsonst; willst Du also zwei Ducaten verdienen, so gieb Deinen Buckel her, ich gebe Dir zwanzig Hiebe; so wie der letzte gegeben ist, erhältst Du zwei Ducaten." Der Jude hatte zwar einiges Bedenken, aber da es vor Zeugen ihm zugesichert war, entschloß er sich endlich, zog den Judenrock aus und Kyau zählte ihm, indem zugleich die anwesenden Bauern mitzählten, die Hiebe derb auf. Als der neunzehnte Hieb den Rücken vollends blau geschlagen hatte, hielt Kyau an, und sagte zu dem Israeliten: „Wenn ich den zwanzigsten Dir gegeben habe, hole Dein Geld." — „Au wai geschrieen!" rief der Geschlagene und ward ausgelacht noch obendrein, als er flehentlichst um den zwanzigsten Hieb bat, den er aber so wenig erhielt, als die zwei Ducaten.

L.

Der zwölfte Buchstabe im „ABC", ist ein Zungen-Buchstabe, weil man bei seiner Aussprache mit der Zunge an Gaumen oder Zähne anstößt; so fangen viele Worte, mit welchen man nur von einer Seite anstößt, mit L an. Z. B. „Licht," — „Lesen," — „Literat," — („Landstand,") — „Liberal," — „Leichdornen," — „Leidenschaften" u. s. w.

Der Buchstabe L gehört zu den „fließenden Buchstaben" oder zu den „Halblauten"; und so wie die halblauten Menschen hier oft mit anderen verwechselt werden, eben weil sie sich nie ganz laut deutlich machen, so wird dieser halblaute Buchstabe L auch in seinem Charakter mit einem anderen und zwar mit dem Buchstaben R verwechselt, z. B. „Balbieren", — „Barbieren". Für den Menschen ist es aber alles Eins, ob er balbiert oder barbiert wird, ob er mit L oder R eingeseift, gekratzt und geschnitten wird, ob von einer Lotte oder von einer Rotte.

Vielleicht sagte die Schöpfung auch, aus der „Lippe" des Mannes sollte die Frau entstehen, und sie entstand aus der „Rippe".

L ist auch ein fließender Buchstabe, darum fangen die fließendsten, die am schnellsten verfließenden Dinge: „Leben" und „Liebe" mit diesem Buchstaben an; darum mag auch Leben mit dem Buchstaben beginnen, da es den meisten Durst nach fließenden Dingen hat; auch das „Licht" ist flüssig, nur wird es nicht flüssig gemacht: darum ist auch die „Lyrik" so flüssig-wässerig! Die „Luft" ist ebenfalls flüssig.

Im Römischen bedeutet der Buchstabe L — 50, im Deutschen könnte er Fünfundzwanzig bedeuten, denn die sind jetzt am flüssigsten.

M. G. Saphir.

Lablache, geb. 1794 in Neapel. Er ist der Sohn eines Franzosen und einer Irländerin, welche früher in Marseille gewohnt, aber vor den Schrecken der Revolution sich nach Neapel geflüchtet hatten. Eine andere Revolution überraschte den Vater Lablache's in seinem neuen Vaterlande, und führte seinen Untergang herbei. Er starb aus Kränkung. Joseph Napoleon nahm die unglückliche Familie in Schutz, und placirte den jungen Louis in dem Conservatorium della pietà de' turchini, gegenwärtig san sebastiano genannt. — Ludwig Lablache lernte zu gleicher Zeit die instrumentale und die vokale Musik, und wenn er auch nicht die kostbare Gabe der großen Stimme besäße, so würde er doch eine der ersten Stellen unter den Virtuosen der Jetztzeit einnehmen. Er war schon in seiner Jugend ein vorzüglicher Violoncellspieler, aber es zog ihn unwiderstehlich zur Bühne. Fünfmal entwich er aus dem Conservatorium, um sich in die dramatische Carriere zu werfen. Er ließ sich nach Salerno um fünfzehn Ducati engagiren, erhielt eine monatliche Zahlung voraus, blieb zwei Tage in Neapel und verzehrte alles erhaltene Geld. Da alle seine Sachen im Conservatorium geblieben waren, und er nicht ganz leer nach Salerno kommen wollte, so kaufte er sich ein altes Felleisen für das noch wenige, ihm übriggebliebene Geld und füllte es mit Sand. Zwei Tage darauf setzte ihm der Vice-Rector des Conservatoriums nach, und bemächtigte sich seiner mittelst zweier Sbirren, die er mit genommen hatte. Andrerseits war der Impresario herbei gelaufen, und nahm das Felleisen in Beschlag, um sich für seine fünfzehn Ducati zu entschädigen. Man schickte sich an, ein Inventarium von dem Inhalte des Felleisens aufzunehmen, und fand — Sand.

— Die Malibran wollte ihn einst in Verlegenheit setzen, und hatte in der „prova d'una Opera seria" in dem Duo, welches sie mit ihm zu singen hatte, sich ganz eigenthümliche, ungemein schwierige Verzierungen eingelegt, die Lablache ihr nachsingen mußte; aber diese, der Kehle des herkulischen Sängers gelegte Schlinge, setzte ihre Geschmeidigkeit und Leichtigkeit in ein desto schöneres Licht: er sang Note für Note, Nuance für Nuance mit seiner Kopfstimme wieder. Hinter den Coulissen gab ihm die Malibran ihr Erstaunen zu erkennen über die Leichtigkeit, mit welcher er ihr die großen Schwierigkeiten nachgesungen; er aber antwortete mit der ihm eigenen Bonhommie, daß er von Schwierigkeiten gar nichts bemerkt habe.

Lablache kommt nie nach Hause, ohne die vielen fabelhaft großen Taschen seines Palletots so vollgepackt von Einkäufen zu haben, daß er noch einmal so dick aussieht und seine Frau seufzend gen Himmel blickt. Alle Tage kauft er Tabacksdosen, Muscheln, Statuetten, Spielereien, die er unterwegs sieht und über die er sich freut wie ein Kind.

Haben alle Anwesenden die Einkäufe bewundert, dann geht es zu Tische und da ist es, wo er seine Anekdoten zu erzählen pflegt. Als kürzlich alle Welt hustete und Schnupfen hatte, sagte er einmal: das beste Mittel gegen Schnupfen und Heiserkeit ist folgendes. Ich war in Wien bei einem Concerte am Hofe. Als ich an das Piano trat, war ich plötzlich so heiser geworden, daß ich keinen Ton aus der Kehle bringen und mich des Niesens nicht enthalten konnte. Der König von Neapel, der alte Ferdinand, der mir immer viel Zuneigung bewiesen hatte, nahm mich bei Seite und fragte: „Willst Du sogleich gesund werden?" — Ach gäbe es der Himmel! — „Ich kenne ein unfehlbares Mittel." — Majestät, retten Sie mich. (Und ich nieste wieder.) — „Du nimmst einen schwarzen Rettig. Kennst Du Rettige?" — Sehr! — „Den schneidest Du in sehr dünne ganz gleiche Stückchen —, bestreust diese mit Zucker und läßt etwa zwei Stunden lang so den Saft herausziehen." — Vortrefflich. — „Einen Theelöffel davon nimmst Du, wenn Du zu Bette gehst und einen andern am nächsten Morgen früh." — Dann? — „Das ist alles; dann bist Du gesund." — Ich danke Ew. Majestät unterthänigst. Zwei Tage darauf sang ich im Theater und war nie besser bei Stimme gewesen. Der König Ferdinand, der in seiner Loge war, applaudirte vorzugsweise und nach dem ersten Acte ließ er mich rufen. — „Nun, was hatte ich Dir gesagt?" begann der König mit triumphirender Miene: „Du hast doch mein Mittel benutzt?" — Ja, Sire, antwortete ich. — „Und wie hast Du es gemacht?" fragte er weiter, dem außerordentlich viel an der Sache zu liegen schien. Nun, erzählte ich, zuerst ließ ich mir einen schwarzen Rettig holen, den zerschnitt ich, dann that ich viel Pfeffer, Salz, Oel und Weineſſig daran und .. aß ihn als Salat. — „Spitzbube!" entgegnete der König, der bös werden wollte, aber doch lachen mußte.

Lablache. Als der Zwerg Tom Thumb sich in Paris befand, wollte ein Mann aus der Provinz, den Geschäfte in die Hauptstadt geführt hatten, die kleine Merkwürdigkeit auch gern sehen, und um dies mit aller Muße thun zu können, nahm er sich vor, in die Wohnung des Zwerges zu gehen. Auf der Treppe begegnete ihm der riesenhafte Lablache, und da der Fremde verlegen sich umsah, fragte Lablache gefällig, was er suche. Der Mann aus der Provinz sagte es. — „So haben Sie vom Glück zu sagen", antwortete Lablache; „ich bin der General Tom Thumb." — „Sie?" erwiederte der Fremde, indem er staunend an dem dicken Koloß emporsah; „man sagt ja aber, er wäre sehr klein." — „Oeffentlich, lieber Freund, allerdings. Man muß den Leuten etwas weiß machen; zu Hause mache ich mir's bequem und zeige mich wie ich bin." — Der Fremde enfernte sich und lachte

alle Pariſer aus, da er allein den ſogenannten kleinen General geſehen hatte, wie keiner von ihnen.

Der gelehrte Graf v. **Lacépède** wohnte vor ſeinem im Herbſtmonat des Jahres 1825 erfolgten Tode zu Epinay, in der Umgebung von Paris. Da überfielen ihn die Kinderblattern, von denen er ſich frei glaubte, aber nach wenigen Tagen unterlag er dieſer gräßlichen Krankheit. So wie die beſtürzten Bewohner von Epinay vernahmen, daß er aufgehört habe zu ſein, drängten ſie ſich in ſeine Wohnung und wollten ſeine Leiche ſehen. Man ſtellte ihnen vor, daß es gefährlich ſei, weil er an einer anſteckenden Krankheit geſtorben. Sie erwiederten aber aus einem Munde: „Während ſeinem Leben that er uns ſo viel Gutes, daß er uns nach ſeinem Tode keinen Schaden zufügen kann.“

Das **Lachen** iſt ein lindernder Balſam der Schmerzen; die Erſchütterungen, die es verurſacht, verjagen Grillen, Sorgen und Leiden aller Art. Es wurzelt keine traurige Stimmnng ein, wo oft gelacht wird, und das Leben fließt froh und heiter dahin. — Das Lachen entſteht, wenn eine Erwartung, welche unſere Aufmerkſamkeit ſpannt, plötzlich in Nichts verwandelt wird; nur darf dieſe Täuſchung keinen wichtigen, ſondern entweder einen gleichgültigen oder unwichtigen Gegenſtand betreffen; ſie darf uns nicht kränken, ſondern wir müſſen dabei unverwundet bleiben. — Wer die Menſchen zum Lachen bringt, der erwirbt ſich ein großes Verdienſt um ſie, weil er ſie geſund erhält und aufgelegt macht, daß ſie ihre Geſchäfte mit Eifer und Anſtrengung betreiben. St. Schütze.

Lachen. In Frankreich gehört es zum guten Tone, auf eine angenehme Art zu lachen. Man findet daher ſogenante Lachmeiſter, welche in der gefälligen Converſationsſprache und in der Kunſt, anmuthig zu lachen, Unterricht geben. In Geſellſchaftszirkeln wird das verbiſſene oder quitſchende, gellende, meckernde, näſelnde und tonloſe Lachen, das ohrenzerſchmetternde Gelächter mit weit aufgeriſſenem Munde und verzerrten Geſichtsmuskeln, das erſtickende Lachen mit zuſammengebogenem Körper, kurz alles Lachen mit unangenehmen Tönen und widerlichen Bewegungen, als höchſt unanſtändig und beleidigend gehalten. Der wahre Lachton, durch den Herzkitzel erregt, muß in ſanfter Steigerung aus der Bruſt geſtoßen werden, faſt wie Geſangshauch ſchweben, und bei Verminderung des Kitzels lieblich verklingen. Der Mund muß halb geöffnet ſein, um die Krone der Zähne zu zeigen. Um Mund und Geſicht muß ein leichtes Lächeln ſpielen. Der Kopf darf ſich nur wenig gegen die Bruſt neigen, auch dürfen die Hände leichte Bewegungen zum Herzen machen, gleichſam den ſüßen

Schmerz des Lachens fühlend. In Paris prüfen die Männer den Bildungsgrad des schönen Geschlechts nicht nur beim Gespräche, sondern hauptsächlich beim Lachen, daher bemühen sich gefallsüchtige Mädchen und Frauen, diese Kunst nach allen Regeln zu erlernen. Bei diesem Bestreben arten sie aber oft in eine widerliche Ziererei aus, wodurch sie sich von ihrem vorgesteckten Ziele noch weiter entfernen.

Am Lachen und Flennen — Ist der Narr zuerkennen. Bei einer Gasterei zu Athen suchten verschiedene Gaukler und Schalksnarren die Gäste zu belustigen. Alles lachte überlaut, nur Anacharsis nicht. Als aber hierauf ein Affe zum Vorschein kam, verzogen sich auch seine Mienen zum Lächeln. Man wollte wissen: warum er nur die seltsamen Grimassen des Thieres belache? „Weil sie Natur sind!" entgegnete der Philosoph. — Solch ein Unterschied wird auch bei unsern jetzigen Lustspielen bemerkt: während die Menge das Lachen ausschüttet, kann der Gebildetere oft zu keinem Lächeln kommen, und mehr noch wird es ihm schmerzlich, wenn er bedenkt: worüber er lachen hört.

Einiges über das Lachen aus dem Werke: Demokritos. Es gibt sogar Todtenköpfe, die zu lachen scheinen. Montesquieu stand einst vor einem solchen Schädel in tiefer Betrachtung. „Worüber lacht wohl dieser Todte?" fragte ein Witzling. — „Ueber die Lebendigen," sagte der Philosoph. — Ein anmarschirendes Corps, sagt Bülow, muß entmuthigt werden, wenn der Feind, das Gewehr ruhig im Arm, zum schallenden Gelächter kommandirte, — er muß glauben, er sei verrathen, umgangen und im Rücken genommen. In Aegypten machten in der That die angreifenden Araber wieder linksum, als Friants Division zufällig in ein allgemeines Gelächter ausbrach über ihres Anführers Befehl: „Un quarré, et les anes et les Savans au milieu!" (Schließet ein Quarré und nehmt die Esel und die Gelehrten — die bekanntlich der Expedition beigegeben waren — in die Mitte!) — Abbé Damasceni ging zu weit, wenn er die Temperamente an den Endvokalen ihres Lachens erkennen und die Hahaha-Lacher in Choleriker, die Hehehe in Phlegmatiker, die Hihihi in Melancholiker und die Hohoho in Sanguiniker abtheilte. Es hätte sich auch noch ein Huhuhu-Charakter auffinden lassen für das hypochonder-hysterische Temperament, wenn damals vier Temperamente nicht stereotyp gewesen wären. Etwas Wahres liegt doch in der Grille: in der Regel drückt sich das volle laute Lachen durch ein A aus, — das spöttische, grinzende nähert sich dem E, — das Kichern und verhaltene Lachen der Jugend und des weiblichen Geschlechtes gleichet dem I, — das frohe Lachen der überraschenden Freude dem O, und das U scheint für das Weinen gemacht zu sein, oder für das Lachen bis zum Er-

sticken, wo man roth und blau und das Lachen theuer wird. In der Regel lachen Männer in A und O, Weiber in E und J, und überall geht der Consonant H den Vokalen voraus, ein Beweis weiter, daß unsere deutschen Sprachdrechsler, die wohl nur selten lachten, Unrecht hatten, das H verbannen zu wollen.

Das **Lachen.** Ein englisches Blatt enthält von einem anonymen Schriftsteller folgende Abhandlung über das Lachen: 1. Das breitmaulige oder unanständige Gelächter. 2. Das anmuthige Lachen oder das Lächeln. 3. Das würdevolle Lachen der Gnade oder das Protectionslächeln. 4. Das einfältige oder blöde Lachen, das übrigens von dem der natürlichen Offenheit wohl unterschieden werden muß. 5. Das selbstzufriedene Lachen oder das der blöden Eitelkeit. 6. Das höfliche Lächeln der geschliffenen Bildung und des fashionablen Umganges. 7. Das affectirte Lachen der Verschmähung. 8. Das Lachen der Aufrichtigkeit, der Offenheit, der Zuvorkommenheit und Heiterkeit, das sich auf die angenehmste Weise über das ganze Benehmen mit lieblicher Gefälligkeit verbreitet. 9. Das Lachen der Verstellung und der List, das wohl zu unterscheiden ist von 10. dem Lachen determinirter Bosheit. 11. Das erzwungene Lachen, wenn wir uns anstrengen, eine unvernünftige Aufregung zurückzudrängen. 12. Das gewaltsame oder mechanische Lachen, das ein unmäßiger Kitzel, ein krankhafter Zustand oder Wunden des Diaphragma, oder gewisse schädliche Getränke hervorbringen. 13. Das schmerzliche Gelächter, das die Erbitterung des Gemüths, Verzweiflung, Enttäuschung, Rachedurst und gekränkter Hochmuth erregt. Endlich 14. das unauslöschliche Gelächter, wie es Homer im Griechischen nennt, das aber deutlicher mit unmäßig erschallendem Gewieher übersetzt werden könnte, dessen explosives Ausbrechen wir nicht zurückzuhalten vermögen. Im Jahre 1662 hat ein italienischer Astrolog eine Broschüre von 5 Bogen verfaßt, wo er die verschiedenen Temperamente nach ihrem verschiedenen Lachen eintheilte und unterschied. So bezeichnet nach seiner Angabe das Gelächter hi hi hi ein melancholisches Temperament, ha ha ha das phlegmatische, ho ho ho das sanguinische.

Lachen. Vom Zoroaster erzählt Plinius, daß er, als er geboren wurde, gelacht; von Thomas Morus aber sagt man, daß er dasselbe in seiner Todesstunde gethan habe. Welcher von Beiden hat am besten gelacht?

Lacon schnitt sich seinen Bart nie ab: Als er um die Ursache gefragt wurde, antwortete er: „Je länger der Bart wird, desto sichtbarer wird er mir, und zeigt mir an, daß ich ein Mann bin, und mich mit jedem Tage des Mannes würdig zeigen solle."

Ueber die Entstehung des Namens **Lacrymae** Christi, welchen bekanntlich der köstlichste Wein Italiens führt, erzählt die Sage Folgendes: „Als Lucifer abgefallen war und sich auf dieser Welt ein eigenes Reich gründen wollte, riß er in seinem Fall ein Stück des Paradieses mit hernieder. Es fiel zur Erde und heute noch zeigen die Küsten um Neapel all' die Herrlichkeit, die zu schauen nur den Erwählten bestimmt war. Unser Heiland nun, der, bevor er sein Lehramt antrat, weithin durch die Welt pilgerte, gelangte einstmal auch zu dieser Höhe, und als er die entzückende Landschaft im Glanze der Sonne vor sich ausgebreitet sah, da schmerzte es ihn, daß des Paradieses schönster Theil durch des Satans Tücke den Himmelsbewohnern entrissen sei. Er weinte — und an jeder Stelle, die eine Thräne benetzt hatte, keimte eine Rebe, und die Trauben boten den edelsten Saft, der je auf Erden gekeltert worden. Nach Jahrtausenden gedeihen die Sprößlinge nur an diesen Abhängen, und heute noch heißt der Wein „Thränen des Herrn."

Lacrymae Christi. Einem Schwaben, der nach Italien kam, wurde von dem Weine Lacrymae Christi, den er noch nie getrunken hatte, vorgesetzt. „Was ist denn das für ein Saft? der schmeckt!" sagte der Schwabe. — „Es ist Lacrymae Christi (Christi Thränen)," antwortete sein Freund. — „O mein Gott!" fing er an, mit gen Himmel gehobenen Augen und dem Glase in der Hand: „warum hast Du nicht auch in unserm Schwabeland geweint?"

Der gesperrte **Laden.** Demoiselle Scuderi beklagte sich oft, daß sie allemal den Schnupfen bekäme, so oft sie etwas einkaufe, weil die Laden offen ständen, und nicht so zugemacht würden, wie die Zimmer. Jemand, der dies hörte, gab ihr den Rath, „nur an Sonn- und Festtagen dieselben zu besuchen."

Ladendiener: die meisten sind so geschnürt und gebügelt, daß man auch mit einem Provinzialismus sagen könnte: dünner Laden.

Ein süßer Blick ist schön, aber schöner ist ein süßes **Lächeln.** Die Augen vermögen das nicht auszudrücken, was die Lippen sagen. Die Augen sagen: Ich liebe Dich! Das Lächeln sagt noch dazu: Liebe mich! Wenn sie mich anblickt, bin ich glücklich, wenn sie lächelt, ist sie es, die glücklich ist. Ich ziehe ihr Glück dem meinigen vor. Das Auge leitet jene geheimnißvolle Unterhaltung ein, welche das Lächeln vollendet. Man kann sich wechselseitig betrachten, ohne zu wissen, was man will. Aber man lächelt niemals, ohne sich zu verstehen. Das Auge fleht, das Lächeln gewährt.

Lärm. So groß auch immer die Römer waren, so viel Lärm, als wir, konnten sie doch nicht machen. Ihr Triumph, das herrlichste, was die alte Welt kannte, mußte ziemlich geräuschlos gegen unsere Prachtaufzüge ausfallen. Sie hatten ja gar keine Kanonen, Glocken und türkische Trommeln, — und für die weitere Ferne nicht einmal Zeitungsposaunen!

Lästerungen. Der edelste Sieg über die Lästerungen wird dadurch erfochten, wenn man davon keine Kunde nimmt, oder dazu lächelt.
Franklin.

Laffen. Unter dieser Benennung sind keine andern, als diejenigen zarten Herrchen zu verstehen, die in Allem in ihrer unbegrenzten Phantasie sich selbst für unaussprechlich liebenswürdig halten. Könnte man jedem dieser männlichen Halbwesen sein eigenes, unbefangenes Urtheil über all' die schönen Eigenschaften abfragen, die es von sich selbst träumt und faselt, so würde man Keinen finden, der nicht entweder ein Apoll, ein Adonis oder Endymion zu sein behaupten würde. Wie viel bei einer kolossalen Selbstliebe noch Neigung für ein zweites Wesen in ihrem Herzen Raum finden kann, läßt sich ohne Schwierigkeit ermessen.

Lafontaine, Jean, geb. 1621, † 1695, schrieb sehr berühmte Fabeln, auch einige Lustspiele. Er war sehr zerstreut; einst empfahl er sich gerade bei seinem Freunde, dem Doctor Dupin, als der junge Lafontaine in's Zimmer trat. „O," sagte Dupin, „treten Sie nur ein, Sie sind in einem bekannten Hause und nehmen es gewiß nicht übel, daß ich Ihrem Vater das Geleit gebe." Lafontaine, welcher auf die ganze Rede nicht geachtet hatte, fragte an der Hausthüre, wer denn dieser junge Mensch sei. — „Wie," sprach Dupin verwundert, „Sie kennen Ihren eigenen Sohn nicht?" — „O ja," sagte Lafontaine schnell und beschämt, „ich glaube, ich habe ihn irgendwo gesehen."

Lafontaine, Aug. Ein Reisender besuchte einst den berühmten Romanschreiber August Lafontaine und erzählte demselben von dem Entzücken, welches ihm seine Schriften in der Jugend verursacht hätten. „Ach!" erwiederte Lafontaine scherzend, aber doch etwas empfindlich: „so sagen Alle. Jung haben sie mich gelesen, alt lassen sie mich liegen."

— Lafontaine wurde einst von seiner Gattin weinend am Schreibtische gefunden. Als sie ihn mitleidig nach der Ursache fragt, schildert er ihr die rührende Lage, in die er so eben seinen liebenden Helden versetzt hatte. Die Gattin wird ebenfalls erweicht, bricht in Thränen

aus und sieht ihn an: „Gieb sie ihm doch!“ — „Ach!“ antwortet Lafontaine schluchzend, „das geht nicht an, ich bin ja noch beim ersten Theil!“

Lafontaine als Theaterdichter. Während der ersten Aufführung seiner Oper Astrée saß er hinter einigen Damen, die ihn nicht kannten, und rief jeden Augenblick aus: das ist abscheulich. Die Damen, denen diese Unterbrechung endlich lästig wurde, drückten ihre Verwunderung über sein Benehmen aus, und sagten ihm, der Verfasser des Stückes sei ein höchst geistreicher Mann, Lafontaine. „Ach, meine Damen,“ entgegnete der Dichter, „das Stück ist durchaus nichts werth, der Lafontaine, den Sie so hoch erheben, ist ein Narr und der, welcher Ihnen dies sagt, er selbst.“ Nach dem Ende des ersten Aktes ging er in ein Kaffeehaus, kehrte aber nicht in das Theater zurück, sondern legte sich zu Bett. Ein zufällig noch zu ihm kommender Freund weckte ihn, in großer Verwunderung darüber, daß er bei der ersten Aufführung seines Stückes nicht im Theater sei. „Ich war dort,“ antwortete Lafontaine; „ich versuchte es mit dem ersten Akte, wurde aber auf so schreckliche Weise gelangweilt, daß ich das Uebrige gar nicht hören mag. Ich bewundere die Geduld der Pariser.“

Lage. Es war ein ungeheurer Morast, als wir von einem Hochzeitschmause zu Hause gingen. Ich konnte gehn und stehn; mit meinem Freunde, dem Amtschreiber, war es ganz anders. — Wir gingen ganz langsam, und sprachen über die mannigfaltigen Schicksale des Lebens. — „Ich weiß mich in jede Lage zu fügen,“ sprach mein Amtschreiber, stolperte, und — lag im Rinnstein.

Laharpe, Jean François. Ein französischer Witzbold sagte: „Um schnell und auf eine gute Art reich zu werden, kaufe man des de la Harpe Werke um so viel, als sie werth sind, und verkaufe sie wieder um so viel, als er sie selbst werth achtet.“

Der dankende **Lakai.** Ein junger Bursche, der noch nicht gedient hatte, vermiethet sich als Lakai. Er stand in der Meinung, wenn ihm ein Teller von der Tafel gereicht würde, so hieße dieß so viel, er sollte dasjenige aufessen, was darauf geblieben sei. Er aß also tapfer darauf los, als er aber völlig gesättigt war, wollte er nun auch keinen Teller mehr wegnehmen und dankte mit den Worten: „Behalten Sie nur, ich kann nicht mehr.“

Lakai. Die sicherste Art, von einem Livreediener eine grobe Antwort zu erhalten, ist, wenn man ihn höflich anredet.

Lakoniſch. Eine junge Franzöſin ſchrieb an ihren abweſenden Mann folgenden Brief:

„Ich ſchreibe Dir, weil ich nichts zu thun habe, und ſchließe meinen Brief, weil ich nichts zu ſchreiben habe.“

Lakonismus. Ein Engländer ging in ein Kaffeehaus, und traf da einen bekannten Schiffscapitain, eben im Begriff, nach New-York zu ſegeln. Der Capitän ſagt aus Scherz zu ihm: „Begleiten Sie mich dahin.“ — „Ei warum nicht, ich muß es nur meiner Frau anzeigen.“ Darauf ſchreibt der Gentleman:

„Geliebte Sara!
Ich reiſe nach Amerika.
Dein Jonas.“

Sie antwortet aber eben ſo ſchnell als er:

„Geliebter Jonas!
Glückliche Reiſe!
Deine Sara.“

Der berühmte Aſtronom **Lalande** rettete während der Revolutionstage 1789 mehreren Geiſtlichen dadurch das Leben, daß er ſie in ſeinem Obſervatorium verbarg, und ſie für Aſtronomen ausgab. Da ſolche aber nicht zugeben wollten, daß er lüge, um ihnen das Leben zu retten, beruhigte er ſie mit den Worten: „Ja, meine Herren, Sie ſind Aſtronomen, denn wer verdiente den Namen beſſer, als die, welche nur für den Himmel leben.“

Lalande beſchäftigte ſich während der Dauer der ganzen Revolution mit ſeiner Aſtronomie, und als er ſich überzeugte, daß er der Wuth Robespierre's entgangen ſei, ſagte er: „Das habe ich meinen guten Sternen zu danken.“

Lally. Das nächtliche Trinkgelage war zu Ende, und die jungen gnädigen Herren, die daran Theil genommen, liefen auf die Straße hinab, um irgend einem ehrſamen Bürger der Stadt Paris noch um dieſe ſpäte Stunde einen Streich zu ſpielen; es war lange vor der Revolution, und die jungen gnädigen Herren durften ſich damals viel herausnehmen. Da ihnen kein Abenteuer aufſtieß, polterten ſie weiter, von Straße zu Straße, bis ſie in der engen, einſamen rue St. Jean von den geſetzten Tönen eines alten Contretanzes angenehm überraſcht wurden. Sie ſchauten auf, und ſahen die Fenſter des dritten Stockes glänzend erleuchtet. — „Da oben,“ riefen ſie einſtimmig, „da oben tanzt man — hinauf, tanzen wir mit!“ — Sie eilten hinauf und zogen die Glocke. Ein Mann von gutem Ausſehen öffnete. „Mein Herr,“ ſagte Lally zu ihm (derſelbe Herr von Lally, der

sich durch sein unglückliches Commando in Indien eine so traurige Berühmtheit erwarb), „beruhigen Sie sich, wir sind keine Diebe. Wir sind prächtige Kerls, die das Vergnügen und den Tanz lieben. Der Zufall führt uns in Ihr Quartier. Wir hörten die Musik, konnten nicht länger widerstehen, und bitten Sie nun um die Erlaubniß, bei Ihnen zu tanzen. Weisen Sie unsere Bitte nicht zurück! Ich stehe für das Benehmen meiner Kameraden; seien Sie versichert, daß wir keine Veranlassung zu Klagen geben werden." — „Mit vielem Vergnügen, meine Herren, aber vor Allem werden Sie doch wissen wollen, bei wem Sie sind?" — „Was liegt daran? In Ihrer Art zu reden erkennt man den Mann von guter Erziehung, wir glauben, bei Ihnen am rechten Orte zu sein." — „Nochmals, meine Herren, ich muß Ihnen sagen, mit wem Sie sprechen." — „Wer sind Sie denn?" — „Ich bin der Scharfrichter; meine Tochter hat den Sohn eines meiner Collegen geheirathet, und wir feiern die Hochzeit unter uns." — Die jungen Herren bedachten sich einen Augenblick; aber ihre Aufgeregtheit gewann bald die Oberhand. „Mein Herr," riefen sie, „es soll uns freuen, hier Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihr Ton, Ihr Benehmen versöhnt uns zum Voraus mit Ihnen, obwohl wir Ihrem Geschäft sonst eben nicht viel Angenehmes nachsagen können. Erlauben Sie uns, die einzige Gelegenheit, die wir wohl je haben werden, mit Ihnen zusammenzutreffen, bestens zu benutzen." — Sie wurden eingeführt. Als seine Leute entschuldigten sie sich bestens wegen der verursachten Störung; dann ließen sie sich den Neuvermählten vorstellen, engagirten die schönsten Weiber und tanzten. Lally allein tanzte nicht. Er war ernst, traurig geworden, ohne zu wissen, warum. Mit unverhehltem Interesse fragte er den Hausherrn: „Sie vollziehen doch nicht die Executionen, mein Herr?" — „Gewöhnlich nicht, ich habe meine Gehilfen; indeß muß ich dabei sein. Wenn jedoch der Verurtheilte ein großer Herr wäre, wie Sie, so würde ich keinen meiner Gehilfen zulassen. Ich würde mir eine Ehre daraus machen, würde es für meine Pflicht halten, ihn selbst hinzurichten." Lally lächelte gezwungen. „Was mich anbetrifft," sagte er leise, „so werde ich sorgen, Ihnen die Mühe zu ersparen." — Düstere Ahnung ergriff ihn; vergebens fragten seine Gefährten nach der Ursache seiner Traurigkeit, vergebens suchten sie ihn zu erheitern. Nachdenkend verließ er die Gesellschaft. — Lally nahm einige Zeit darauf Dienste in Indien. — Gibt es Ahnungen? Fünfzehn Jahre nach dieser Begebenheit wurde der General Lally, der Ergouverneur der französischen Besitzungen in Indien, geknebelt auf den Greveplatz geführt, und derselbe Scharfrichter, den er in jener Nacht gesprochen, schlug ihm das Haupt ab. Der Sohn dieses Mannes, der jetzige Pariser Scharfrichter, hat die Geschichte erzählt.

Ein Abenteuer des Generals Maximilian **Lamarque.** (Von ihm selbst erzählt). Nach der Schlacht bei Austerlitz reiste ich durch Tyrol, um mich nach Italien zu begeben. Ich kam über Landeck nach Tyrol, das mit Schnee bedeckt war. Der Wagen wurde auf Schlitten gesetzt und so glitten wir rasch fort. Bei meiner Ankunft zu Lermos, einem kleinen Dörfchen, in dem ich vor zusammengetriebenem Schnee die Häuser nicht sehen konnte, sagte mir der Postmeister, daß ich einen hohen Berg passiren müsse, von welchem häufig Lawinen herabrollten; der Himmel sei bedeckt, der Wind mache sich auf, und er rathe mir, bis morgen zu bleiben. Ich hielt diese Reden für eine List des Wirthes, mich nur bei sich zu behalten, und setzte meine Reise fort, nahm jedoch ein Dutzend Bauern mit, um die Hinderniſſe zu beseitigen, die mir der Weg bieten möchte. Als wir nach Verlauf einer Stunde auf dem Bergrücken angekommen waren, hörte ich an einer Stelle, an welcher der Weg über einen Abgrund führte, den ich mit Schrecken gewahrte, über meinem Kopfe ein dumpfes Getöse; der Postillon hing die Pferde aus und die Bauern flohen mit dem Geschrei: Caput! Caput! Eine unermeßliche Schneemasse stürzte über den Wagen her, drang in denselben ein und ich verlor das Bewußtsein; mein Puls stockte, ich erstickte, ich starb, allein schmerzlos, ohne peinliche Beschwerde, ohne es gewahr zu werden, wie Montaigne, der in einem langen Capitel, Exercitation überschrieben, erzählt, daß er während der Bürgerkriege durch einen Sturz von dem Pferde, der ihn in eine Schlucht warf, gestorben sei. Noch in diesem Augenblicke, indem ich meine Erinnerungen zu sammeln suche, finde ich in meinem Gedächtnisse nur das Wort Caput! Caput! welches der Postillon und die Bauern riefen, als sie, unter den Vorsprung eines Felsens eilend, Schutz suchten. Wie lange ich unter der Lawine begraben lag, wer mich aus der ungeheuren Schneemasse herausschaufelte, wer mich wieder zum Leben zurückbrachte, das will ich nachher erzählen, wenn ich erst meine Empfindungen geschildert habe. — Später, weit später, als ich meine Führer und meinen treuen Lescalier, der auf dem Bock des Wagens saß, hatte fliehen sehen, fühlte ich mein Herz klopfen, und wie ein Funke aus demselben meinen Körper durchlaufen und ihn erwärmen; bald schlug ich die Augen auf und gewahrte inmitten der Finsterniß, welche zwei ungeheure Harzfackeln kaum zerstreuten, die zwei seltsame, mir unbekannte Gesichter in der Hand hielten, eine geschwärzte, so niedrige Decke, daß ich sie mit der Hand hätte erreichen können, wäre ich nicht eingehüllt, gleichsam geknebelt gewesen. Nun glaubte ich, ich sei in der Hölle, und da meine Gedanken allmälig wieder zurückkehrten, so sagte ich zu mir: ich habe so gut wie Andere über alle Drohungen in einer andern Welt gelacht, womit man uns da oben in Furcht setzte; da bin ich nun aber wirklich und die Qualen werden bald angehen. Indessen war ich über den wenigen Prunk

und den Mangel an Grandiosem an diesem Orte verwundert, ich hätte daselbst gern Miltons Schilderungen gefunden. Da erkannte ich plötzlich Lescaliers Stimme: „General! General! befinden Sie sich besser?“ — „Ja, mir fehlt nichts; aber wo bin ich?“ — „Sie sind in einem Backofen, den man geheizt hat, um Sie aufzuthauen; man hat Sie in eine wollene Decke gehüllt; man hat Sie mit Branntwein gerieben. Welch ein Glück! daß Sie nicht todt sind.“ — Bald kam ich nun wieder ganz zu Kräften, ich wurde aus dem Backofen geschafft, in ein gutes Bett gelegt, man gab mir heißen Wein zu trinken und ich hörte, daß nach dem Läuten einer Glocke das ganze Dorf Nazarets sich aufgemacht habe; daß man nach zweistündiger Arbeit glücklich bis zu meinem Wagen gelangt sei; daß man mich bewußtlos aus demselben in ein Wirthshaus getragen, das schon mehrere Todtenerweckungen von der Art, wie die meinige, erlebt hatte. Den folgenden Tag gingen die guten Bewohner von Nazarets wieder an die Arbeit, führten mir meinen Wagen zu, brachten mir mein Felleisen, meinen Mantelsack, meine Bücher, meine Pistolen, meinen Säbel und selbst meinen Geldbeutel, und nicht ohne Mühe bewog ich sie, einige Beweise von Dankbarkeit von mir anzunehmen. Ich kann daher, wie Montaigne, sagen: ich war gestorben; und ich kann noch mehr sagen, als er: ich war in der Hölle! Und befinden wir uns in dieser traurigen Welt, in der ich so viel bittere Erinnerungen schreibe, nicht darin?

Lamartine. Der ehrwürdige Geistliche ** ging eines Tages zum Besuch auf ein nachbarliches Schloß, das eine der ausgezeichnetsten Frauen des Landes bewohnte, und wo er allgemein geliebt und verehrt ward. Kaum war er eingetreten, als sich Alle um ihn drängten und ihn einstimmig baten, den ganzen Tag bei ihnen zu bleiben. „Er wolle gern, aber es sei ihm unmöglich,“ antwortete er; „er müsse den ganzen Abend arbeiten, da morgen Sonntag und seine Predigt noch nicht angefangen sei, die doch nicht so leicht hingeworfen werden könne.“ — „Eine Predigt,“ fiel ihm ein zwölfjähriger Knabe in's Wort, der bisher an dem Fenster gestanden und die Blitze beobachtet hatte, die am Horizonte zu sprühen begannen, „eine Predigt? Sagen Sie mir den Text und ich will sie für Sie schreiben.“ — Jedermann lachte über die Anmaßung des Knaben. Der Prediger willigte ein, auf dem Schlosse zu bleiben, nahm sich aber vor, während der Nacht seine Predigt auszuarbeiten. — Unterdessen dachte der Knabe über den Text nach, den ihm der Prediger genannt hatte; er saß an einem Tische, stützte die Stirn auf die Hand, wandte die Blicke gen Himmel und schrieb. Als der Geistliche gegen Abend aufbrechen wollte, gab ihm der Knabe ein Papier und sagte mit wohlklingender Stimme und einem für sein Alter ganz unerklärlichen Selbstvertrauen: „Da ist Ihre Predigt.“ Lächelnd nahm dieser das Ueber-

gebene und antwortete: „So wollen wir doch gleich einen Versuch mit der schönen Rede machen," und las die ersten Zeilen im pathetischen Tone; bald ward er jedoch ernster und, wie seine Zuhörer, von Staunen und Bewunderung ergriffen; er konnte es nicht fassen, wie ein Knabe so hohe, so tiefe Gedanken habe niederschreiben können. — Dieser Knabe war Alphons de Lamartine; die Predigt, welche der Geistliche wirklich am folgenden Tage zur größten Erbauung seiner Gemeinde hielt, sein erstes Werk, und man wird sich nicht wundern, daß der Dichter der „Méditations," der „Harmonies sacrées," seine ersten Lorbeeren in einem Tempel Gottes erntete.

Der berühmte französische Dichter **Lamartine**, der stets gehend oder reitend seine Werke verfaßt, liest, da er die Bruchstücke gleich zur Presse sendet, selten eines seiner gedruckten Werke. — Sein auch in's Deutsche übertragenes Gedicht: „der Fall eines Engels," gefiel der Gattin des genannten Dichters so sehr, daß sie ihn bat, er möchte sich doch Zeit abmüßigen, um dieses schöne Product seiner Einbildungskraft im Zusammenhange zu lesen. Er erwiederte derselben mit den Worten: „Madame, Gedichte mache ich, weil es mir Geld einbringt, aber sie lesen, ist sehr langweilig."

Als **Lamartine**, so wird in dessen „Reise in den Orient" erzählt, vor vielen Jahren in Syrien die bekannte Lady Esther Stanhope besuchte, sagte sie zu ihm: „Glauben Sie was Sie wollen, Sie sind nichts destoweniger einer der Männer, welche ich erwartete, welche die Vorsehung mir sendet und die eine große Rolle in dem Werke zu spielen haben werden, welches sich vorbereitet. Bald werden Sie nach Europa zurückkehren; Europa ist fertig, Frankreich allein hat noch eine große Aufgabe zu lösen. Sie werden daran Theil nehmen, — ich weiß noch nicht in welcher Weise, aber ich würde es Ihnen noch heute Abend sagen können, wenn Sie es wünschten, nachdem ich die Sterne zu Rathe gezogen."

Der gelehrte **Lambert**, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, pflegte fast täglich ein Wirthshaus im Thiergarten zu besuchen, und daselbst in der schönen Jahreszeit im Freien Kaffee zu trinken. — Einst saß er dort unter mehreren Gästen, als er plötzlich heftig aufsprang, seinen Degen zog (denn er ging nie ohne Degen aus) und damit nach allen Richtungen in der Luft focht. Die Damen wollten schon die Flucht ergreifen, als er sich gelassen wieder hinsetzte, und einige Worte in seine Schreibtafel schrieb. — Den Tag darauf las Lambert in der Academie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Brechung der Lichtstrahlen vor, und sein Fechten mit

dem Degen war nichts anderes gewesen, als ein Versuch, die Strahlenbrechung betreffend.

Lambrecht. Ein einfach gekleideter Mann mit einem Päckchen Papier unter dem Arme stieg im Jahre 1797 eines Abends aus einem Fiaker und wollte in das Hotel eines Ministeriums in Paris treten. „Was wollen Sie?" rief ihm der Portier mürrisch entgegen. „Die Büreaur sind ja längst geschlossen." — „Lieber Freund, ich bin" — „Ein Supplicant, nicht wahr?" — „Nein, mein Freund, der neue Minister." Der Thürsteher erschrak nicht wenig und bat demüthig um Verzeihung. Herr Lambrecht, von Paris abwesend, war zum Minister ernannt worden und, dort angekommen, eilte er sogleich nach dem Ministerium, um die Büreaur zu besichtigen.

Lamm. Eine galante Schauspielerin verließ das Theater, um einen Mann, der ein bürgerliches Amt bekleidete, zu heirathen. „Wie kommen Sie zu diesem Schritt?" fragte sie Jemand. — „Mein Gott, man muß doch auf ein honettes Ende bedacht sein," antwortete sie. — „Wie leben Sie denn in Ihrer Ehe?" — „O, sehr glücklich, mein Mann ist so sanft wie ein Lamm." — „Ha ha! das ist das Lamm, das der Welt Sünden trägt."

(Das kleinste **Land.**) Es saßen einmal irgendwo drei muntere Gesellen beisammen, welche darum stritten, wer das kleinste Vaterland habe; und von dieser Frage nämlich sollte es abhängen, wer von den Dreien zechfrei ausginge.

Der Erste: In seiner Heimath habe man einmal in den Zeitungen ausgeschrieben, daß man den vierten Mann zu einem Carré suche, um das Contingent vollzählig zu machen.

Der Zweite: In seiner Heimath konnte man dem großen Zollverein weder aus politischen noch aus Handelsgründen beitreten, sondern in der Hauptstadt hätte man gern eine ausgiebige lange Kegelbahn haben wollen, und die hätte dann natürlich nicht über eine Mauthgrenze hinweglaufen dürfen.

Der Dritte: In seiner Heimath hat man Alles behaglich, nur müsse man vorsichtig sein im Billardspielen, denn wenn man die üble Gewohnheit habe, die Bälle zu sprengen, so habe man jedesmal einen Paß nöthig, um dem versprengten Ball nachsetzen zu können.

Landrecy, Graf. Eines Tages sprach Graf Landrecy, Gouverneur von Martinique, auf der Straße mit einem Kaufmann; ein Negersclave ging vorbei und zog den Hut ab, worauf der Gouverneur den Gruß auf gleiche Weise erwiederte; der Kaufmann erlaubte sich dem

neuen Gouverneur zu bemerken, daß diese Erwiederung des Grußes eines Sklaven eine Erniedrigung der weißen Farbe sei. — „Wie so?" antwortete Herr von Landrecy — „es sollte mir sehr leid sein, mich in Höflichkeit von einem Neger übertreffen zu lassen."

Ein **Landgerichtsschreiber** mußte ein Wanderbuch ausfertigen. Eben als er an die Körperbeschreibung des Gesellen kam, der ein Hutmacher war, überfiel ihn Zerstreutheit, und er schrieb in's Buch: Gewerbe: Hutmacher, Gesicht: schwarz, Augen: ohne, Nase: blond, Mund: 5 Schuh 3 Zoll, Haare: militairfrei. Der Schreiber merkte seinen Irrthum nicht, sein Vorgesetzter, vertrauend auf seinen sonst sehr accuraten Ausfertiger, ebenfalls nicht, und so pilgerte unser verunstalteter Hutmacher in die Welt hinaus, — ohne daß er in das Buch nur einen Blick warf. Erst ein entferntes Gericht merkte den Irrthum.

Landkarten. Als die französischen Generäle noch in Deutschland despotisirten, gehörte es mit zu ihrer Arroganz, mit der Aufklärung der Masse ihrer Nation zu prahlen. Ein französischer General hatte sich im Feldzuge 1813 auf dem Schlosse eines Landedelmannes einquartiert (ein Aufenthalt, den sie Alle sehr liebten), und unterhielt die Tischgesellschaft von den geographischen Kenntnissen der unter ihm dienenden Soldaten, mit den Worten schließend: „Ich kann auf Ehre versichern, Jeder hat stets eine Landkarte." In diesem Momente trat ein bärtiger Grenadier mit einer Meldung in's Zimmer. Der General, um seine Behauptung zu beweisen, sagte zu dem Grenadier: „Gieb mir doch Deine Landkarte." — „Die kann Ihnen zu nichts nützen, General!" erwiederte der bärbeißige Grenadier, „unsere Karten sind sehr verschieden; auf den Ihrigen stehen nur Schlösser, auf meiner nur Bivouc's."

Was eine **Landkarte** alles zeigt. Ich schlug eine Landkarte vor mir auf, um die Lage eines Ortes aufzusuchen. Da trat Thomas zu mir zum Tische, und fragte, was denn das sei? Ich belehrte ihn, daß man auf diesem Flecke Papier alle Länder, Flüsse, Städte, ja selbst Dörfer finden könnte. Thomas verwunderte sich darüber nicht wenig, und fragte endlich: „Ich bitte Euer Gnaden, können Sie auch meinen Geburtsort Rabs darin finden." — Ich bejahte. — Da bat er mich weiter, ich möchte doch nachschauen, ob sein Vetter, der Weber, dort noch bei Leben sei. Castelli.

Der **Landkartenkundige.** Ein ungarischer Husar sah eine Landkarte, worin die Länder mit verschiedenen Farben illuminirt waren. — Man fragte ihn, welches Land er vorzugsweise zu besitzen wünsche?

„Terremtete!“ rief er, (indem er auf das grün bestrichene deutete), „Das ist Land für Husar! da ist viel Heu!“

Ein Herr wurde durch einen seiner Freunde zu einem **Landschaftsmaler** geführt, dessen Frau sehr schön war. Er besuchte sie nach acht Tagen zum zweiten Mal und fand den Gemahl zu Hause. Ein wiederholter Besuch nach acht Tagen, und der Gemahl ist wieder zu Hause. „Zum Henker, Herr,“ fuhr der zweimal Getäuschte heraus, „für einen Landschaftsmaler sind Sie auch zu wenig auf dem Lande.“

Vorzug der **Landstände.** „Was unser einer auch sitzen muß!“ bemerkte ein grauer Canzlist, „krumm und lahm möchte man werden! Da lob' ich mir die Herren Landstände, die haben doch ein gesundes Leben.“ — „Und warum?“ fragte man ihn. Er antwortete: „Weil es jenen Herren nicht an Bewegung fehlt. Lesen Sie nur die Zeitung, da steht immer, daß bald der, bald jener eine Motion gemacht habe.“

Die **Landwirthschaftkundige.** Ein in der Residenz erzogenes junges Mädchen heirathete einen Pachter vom Lande. Mit Eifer nahm sie sich der Landwirthschaft an, schrieb nach einigen Wochen einer Freundin, daß sie es darin schon sehr weit gebracht habe, und bat diese zugleich, sie möchte ihr mit nächster Gelegenheit Sauerkraut-Samen übersenden.

Landwirthschaft. Ein Landgeistlicher nahm sich eine Frau aus einer ansehnlichen Residenz. Das junge Weibchen kam auf dem Dörfchen an, und wurde am nächsten Sonntage von einer Bäuerin auf ihren Feldern umhergeführt. Sie kamen an einen Acker, der halb mit Winterfutter bestellt war, welches besonders hoch und dicht stand. „Sehen Sie, Frau Pastorin,“ fing die Bäuerin an, „dieser Flachs ist auch Ihre.“ — „Ja,“ erwiederte die Pfarrfrau mit einer sehr wichtigen Miene, „aber das Werg da (auf das Winterfutter zeigend), steht doch noch besser!“

Lang. Ein Officier, der mit einer angenehmen Nachricht an den Hof geschickt wurde, bat um das Ordenskreuz des heiligen Ludwig. „Aber Ihr seid noch sehr jung,“ sagte Ludwig XIV. zu ihm. — „Sire!“ antwortete ihm der tapfere Officier, „man lebt in dem Regimente, bei welchem ich stehe, nicht lange.“

Sehr **lange.** In einer Schulanstalt trug ein Lehrer die allgemeine Weltgeschichte und zwar dergestalt vor, daß solche von dem ersten Tage über die Bevölkerung des Erdbodens bis auf die neuesten Zeiten einen Lehrcursus von 3 Jahren erforderte. Es traf sich indeß zuweilen, daß

von dem Rector der Lehranstalt Schüler aus andern Classen in diese, mitten in solchem Cursus, versetzt wurden. Der Lehrer legte daher einst einem Schüler, von dem er zweifelhaft war, ob er schon beim Anfange seines Vortrages in seiner Classe gewesen, die Frage vor: „Wie lange ist man schon hier?“ — „Seit Christi Geburt,“ antwortete der Befragte. — „Also nicht seit Erschaffung der Welt?“ — „Nein!“ war die Antwort, „aber hier sitzen welche neben mir, die sind schon so lange hier.“

Der damals 19jährige, joviale Improvisator **Langenschwarz** saß 1829 neben einem Fremden, einem Lieutenant außer Diensten, der furchtbar log und prahlte, und auf eine höchst einfältige Weise über die Kunst der Improvisation sprach. L**, den dies ärgerte, fiel ihm fortwährend in die Rede, der Fremde ging endlich deshalb von seinem Thema ab, und warf sich prahlend auf seine eigene Laufbahn. L** aber hielt ihn auch hier zum Besten, und so entstand folgendes Witzgespräch:

Fremder (zu seinem Nachbar). Also wie gesagt, ich war Soldat, und zog immer vor der Armee her.

Langenschwarz. Das war Ihr einziger Vorzug, der Ihnen je zu Theil ward.

Fr. So oft ich mein Schwert aus der Scheide riß —

Lz. Kam es zur Entscheidung.

Fr. Nie fiel ich aus meiner Rolle heraus.

Lz. Also kamen Sie nie zum Ausfalle; —

Fr. So oft ich das Schlachtfeld verließ —

Lz. Ist der Feind auf dem Platze geblieben.

Fr. Einst erstürmte ich das Dach eines Hauses,

Lz. Da erwischten Sie einen Sparren.

Fr. Ich blickte durch eine Oeffnung, und sah unten im Zimmer ein schlafendes Weib, —

Lz. Aha, Sie wollten in's Lager —

Fr. Aber die Oeffnung war zu klein; —

Lz. Sonst wären Sie immer durchgefallen.

Fr. Ich fluchte zehntausend Donnerwetter, und zog mich zurück.

Lz. Also dies war der geschichtlich berühmte Rückzug mit Zehntausend.

Fr. Als ich nun hinter dem Hause einen Acker betrat,

Lz. Standen Sie muthig im Felde,

Fr. Da sah' ich rund um mich her; —

Lz. Um endlich Ihre Umsicht zu bekunden.

Fr. (wendet sich wüthend zu Langenschwarz.) Aber zum Teufel, Herr, wer spricht mit Ihnen?

Lz. Es ist wahr, sie haben mich nicht angesprochen.

Fr. Warum fallen Sie mir in die Rede?
Lz. Ich liebe die Einfälle.
Fr. Ich paſſe durchaus nicht zu Ihnen.
Lz. Sie benehmen ſich wirklich höchſt unpaſſend.
Fr. Wer ſind Sie denn, junger Menſch? Ich, mein Herr bin Geſandter, —
Lz. Aber kein Geſchickter. —
Fr. Doch wohl, das beweiſet meine Charge.
Lz. Aber nicht Ihr Gehalt.
Fr. Vor Ihnen bleib ich nicht unbedeckt. —
Lz. Feiglinge kämpfen ſtets unter Bedeckung.
Fr. Herr! es hinge nur von meiner Fauſt ab, Sie unter den Tiſch zu bringen.
Lz. Danke ſchön, daß Sie mich unterbringen wollen.
Fr. Aber, ich werde Sie nicht anfaſſen. —
Lz. Eben weil Sie keine Faſſungskraft haben.
Fr. Wäre ich noch Soldat, ich würde Sie in eine Kanone laden.
Lz. Dieſe Einladung würde ich Ihnen in's Geſicht abſchlagen.
Fr. Ah! Sie Löwe Sie! — Wollen Sie mich nicht etwa packen?
Lz. Ich hoffe, Sie packen ſich ſelbſt.
Fr. Entfernung von Ihnen iſt freilich ſehr zu rathen, das Schlechte umgehe ich.
Lz. Ihr ſchlechter Umgang iſt bekannt.
Fr. Noch eine Sylbe, und ich ſchleife Sie. —
Lz. Ich Sie nicht, ich laſſe Sie ungeſchliffen.
Fr. Wenn ich's bin, ſo richte ich mich ſelbſt nach Ihnen. —
Lz. Gut, daß Sie ſich ſelbſt richten.
Fr. Ihre Arroganz iſt famos. — Wollen Sie großer Held nicht etwa meinen Kopf haben?
Lz. Nicht doch, — Ihr Kopf iſt längſt gehohlt.
Fr. Herr! ich bin academiſche Claſſen durchgegangen.
Lz. Ihr claſſiſches Durchgehen iſt bekannt.
Fr. Sie zählen mich doch nicht zu gewiſſen Kaſten?
Lz. Auf keinen Fall zu den Gehirnkaſten.
Fr. Wenn ich Gall wäre, —
Lz. So würden Sie noch galliger ſein.
Fr. Herr! ich eſſe meinen Grimm hinein, —
Lz. Damit Sie ein grimmiges Einkommen haben.
Fr. Kein Menſch hat mich bis heute ſo ſtrenge angeſehen.
Lz. Beweis, daß Sie bis heute kein angeſehener Mann waren.
Fr. Zum Teufel, Herr, wann werden Sie mich ungeſchoren laſſen?

Lz. Sobald Sie einen Bart haben werden.
Fr. (ſteht auf) Herr! — nun ſteh' ich auf!
Lz. Stellen Sie immer ſo jämmerliche Dinge auf.
Fr. Wenn ich meine Hand gegen Sie gebrauche;
Lz. Nur zu! Ihr Handſchlag war nie von Gewicht.
Fr. Aber ich werde mich ſelbſt hüten.
Lz. Schaf — hüter.
Fr. Ich gebe mich nur für das aus — was ich bin.
Lz. Sehr ſchlechte Ausgabe.
Fr. Aber Sie ſcheut Jedermann —
Lz. Freut mich, daß ich ſo geſcheut bin.
Fr. (wüthend). Herr, ich habe mehr Weisheit in der Naſe, als Sie im ganzen Kopfe.
Lz. Ihre Naſeweisheit iſt mir klar.
Fr. Wären wir draußen im Garten, ich ſchöſſe Sie in den Raſen.
Lz. Mit Raſen ſcheinen Sie ſich viel zu beſchäftigen.
Fr. Nie aber werde ich mich mit Ihnen abgeben.
Lz. Filze ſind keine Freunde von Abgeben.
Fr. Herr! mit dieſem Arme helf' ich Ihnen zur Seligkeit.
Lz. Mann der Armſeligkeit.
Fr. (Zum Wirthe.) Herr Wirth! ich trage mein Tiſch-Couvert von hier ab!
Lz. Dies iſt das Erſtemal, daß Sie dem Wirth was abtragen.
Fr. Wenn ich weiß, daß Sie hier ſind, komme ich nie her.
Lz. Dann ſind Sie ein Menſch ohne Herkunft.
Fr. Ich kann nur von meinen Geſchäften nicht abkommen, ſonſt —
Lz. Sonſt wären Sie freilich ein Menſch von Abkunft.
Fr. Als Witzling ſchlage ich mich nicht.
Lz. Sie ſind auch kein ſchlagender Witzling.
Fr. Zum letzten Male, Herr — wenn mir die Galle überfließt —
Lz. Wird endlich Ueberfluß bei Ihnen herrſchen.
Fr. Den hab' ich alle Tage; —
Lz. Sehr alltägliche Prahlerei.
Fr. Nun iſt's aus, Sie müſſen mich fordern.
Lz. Ich fordere nichts Unanſtändiges.
Fr. Morgen früh komme ich zu Ihnen.
Lz. Sie verheißen mir eine traurige Zukunft.
Fr. Sie haben gewiß ſchon oft Schläge gekriegt.
Lz. Ich bin ſehr verſchlagen — das iſt wahr.
Fr. Sie ſind vom Witzwahn beſeſſen!
Lz. Und Sie vom Wahnwitz.
Fr. Herr, Sie ſind ein Pinſel, —
Lz. Durch den Sie gut getroffen ſind.
Fr. Ich ſollte Ihnen dieſe Flaſche Waſſer in's Geſicht ſchütten.

Langeweile. Ein neuer Gutsherr kam auf seinem Gute an. Der Verwalter ließ eine Ehrenpforte errichten, und der Schulmeister mußte eine Inschrift darauf machen. Er überlieferte dem Maler die Worte:

Lange weile in unsrer Mitte;

der Maler aber setzte darauf:

Langeweile in unsrer Mitte.

Mittel gegen die **Langeweile** auf dem Lande. In Londoner Blättern steht folgende Ankündigung: „Hr. Joseph Jeckill, der oft die traurige Erfahrung gemacht hat, wie sehr die Herren, welche im Winter auf dem Lande wohnen, von der Langeweile geplagt werden, hat in Spring-Garden ein Bureau eröffnet, welches es sich zur Aufgabe macht, jenen Herrschaften, welche auf dem Lande wohnen, zu sehr billigen Preisen angenehme und gute Gesellschaften zuzuschicken. Für ein Abonnement von dreißig Guineen jährlich, erhalten die Subscribenten alle Woche vier Gäste, je nachdem sie dieselben wünschen. Für fünfzehn Guineen erhält man wöchentlich zwei Gäste, die alle vierzehn Tage gewechselt werden können. Aus dem Verzeichniß des Hrn. J. J. kann man sich überzeugen, daß er eine Auswahl und ein Sortiment von sechshundert Gesellschaftern hat, die alle Augenblick bereit sind, wohin man es wünscht, abzureisen. Der Subscribent ist schuldig, seinen Gästen täglich vier Mahlzeiten und Claret zu geben. Wenn ein Gast dem Subscribenten nicht gefällt, so kann er ihn gegen einen andern austauschen."

Der **langweilige** Erzähler. Le Prince fuhr mit einem Mann aus, der äußerst langweilig war, und ihm während des Fahrens etwas erzählen wollte. „Entweder, mein Herr," fing le Prince an, „schläfern Sie mich nicht ein, oder lassen Sie mich schlafen."

Napoleon und **Langlès.** Als Napoleon nach Egypten gehen wollte, war Langlès, der Conversateur des Manuscrits, auf der Bibliothek, einer der gelehrtesten Männer Frankreichs, unter den Literaten, die er aufforderte, ihn zu begleiten. Aber Langlès glaubte mehr politische als wissenschaftliche Absichten in dieser Expedition wahrzunehmen, und weigerte sich also, als aufrichtiger Republikaner, der Aufforderung des Generals zu folgen. „Nun, so befehle ich es Ihnen," sagte Bonaparte. — „Wie, befehlen?" antwortete der sonst so ruhige Langlès mit allem Stolze seiner Gelehrsamkeit. „Befehle nehme ich nur von der Regierung an. Und überhaupt, General, was wollen Sie eigentlich in Egypten machen? Sie wollen Ihren Ruhm vermehren, aber ich habe bereits einen europäischen Ruhm und bin damit zufrieden." Jetzt drang Bonaparte zwar nicht weiter in ihn, aber er

grollte mit ihm noch lange Zeit, wenn er ihn auch öffentlich seinen Unmuth nicht empfinden ließ.

Der verstorbene Graf **Lansdale** besaß so viele kleine Flecken, welche das Recht hatten, Mitglieder zum Parlamente zu wählen, daß er allein neun Parlaments-Mitglieder ernannte. Diese nannte man spottweise des Lords Kegel. Eines dieser Mitglieder hielt eines Tages eine sehr sonderbare Rede im Parlament, die Burke mit dem allerbeißendsten Spotte beantwortete, so daß alle Anwesende häufig in lautes Gelächter ausbrachen. Fox trat gerade in dem Augenblick ein, als Burke sich wieder niedersetzte und fragte Sheridan: „Worüber lacht man denn so sehr?" — „O, es ist nichts," erwiederte der Befragte; „Burke hat nur einen von Lord Lansdale's Kegeln umgeworfen."

Der **Lapsus** linguae. Ein Bedienter, der bei dem Grafen von ** bei der Tafel aufwartete, war so wenig Herr seiner Gefräßigkeit, daß er, wenn er eine Schüssel wieder forttrug, schon im Speisezimmer davon kostete. Der Graf von **, es gewahr werdend, konnte seinen Zorn nicht mäßigen und brach in heftige Schmähungen aus. Der Pastor E., der sein Gast war, wandte sich an den Zornigen, und sagte mit mildem Ton: „Herr Graf, ich bitte ihm das zu verzeihen; uns Gelehrten begegnet oft etwas Aehnliches, ein lapsus linguae."

Napoleon sagte vom Baron **Larrey**, der General-Chirurgus der Armee war: „Er ist der tugendhafteste Mensch, den ich jemals angetroffen habe. Er vereinigt mit dem gründlichsten Wissen alle philanthropischen Tugenden." Nach den Schlachten von Lützen, Wurzen und Bautzen ließ der siegreiche Kaiser den Chirurgus Larrey rufen, um, wie es seine Gewohnheit war, sich nach dem Zustande und der Anzahl der Verwundeten zu erkundigen. Nun fand es sich, daß nach den genannten Schlachten eine im Verhältniß weit größere Anzahl von Verwundeten da war, als zu anderen Zeiten und nach anderen Gefechten; dies war dem Kaiser befremdend und er grübelte über die Ursache nach. Herr Larrey fand, außer den Localverhältnissen, den Grund in der Menge Soldaten, die zum ersten Male dem Feuer ausgesetzt, und deßhalb linkischer in ihren Bewegungen und weniger geschickt, der Gefahr auszuweichen, waren. Der Kaiser war wenig durch diese Erklärung befriedigt und, sehr mit diesem Umstand beschäftigt, fragte er Andere; da es aber in diesem Augenblicke viele Menschen gab, welche des Krieges müde waren, den Frieden um jeden Preis wünschten, und denen es nicht unlieb gewesen wäre, den Kaiser dazu mit Gewalt zu zwingen, so antwortete man ihm, ob aus Berechnung oder Ueberzeugung: man wolle es ununtersucht lassen, daß die ungeheure Menge der Verwundeten nicht befremdend wäre, denn die meisten

wären es an der Hand und hätten sich die Wunde selbst beigebracht, um sich nicht mehr schlagen zu müssen. Das war ein Donnerschlag für den Kaiser; er wiederholte seine Erkundigungen, erhielt dasselbe Resultat und war darüber in Verzweiflung. „Wenn dem so wäre," rief er aus, „so wäre, ungeachtet aller glänzenden Erfolge, unsere Lage hülflos, und Frankreich wäre mit gebundenen Händen den Barbaren Preis gegeben." Sogleich beschäftigte er sich mit den Mitteln, wie eine solche Ansteckung aufzuhalten sei, ließ alle, auf eine gewisse Art Verwundete von den übrigen absondern und ernannte eine chirurgische Commission, bei welcher Larrey den Vorsitz führte, um ihre Wunden zu attestiren, entschlossen, auf eine exemplarische Weise gegen die zu verfahren, welche die Nichtswürdigkeit gehabt hätten, sich selbst zu verstümmeln. Herr Larrey wollte nicht an die freiwillige Verstümmelung glauben, durch welche er die Ehre der Armee und der ganzen Nation beeinträchtigt fand, und nahete sich nochmals dem Kaiser, um ihm seine Ansichten mitzutheilen. Napoleon war über seine Hartnäckigkeit, welche man sich bemüht hatte, noch mehr herauszuheben, gereizt, und sagte ihm mit strenger Miene: „Mein Herr, Sie werden mich mit Ihren Beobachtungen auf dienstlichem Wege bekannt machen; erfüllen Sie Ihre Pflicht." Der Baron Larrey machte sich sogleich, und zwar mit Feierlichkeit, an's Werk, verfolgte die kleinsten Umstände und rückte damit langsam vorwärts, während Viele, aus mancherlei Gründen, ungeduldig wurden; der Kaiser war es, das wußte man, im höchsten Grade. Man machte Larrey bemerklich, daß seine Stellung sehr bedenklich sei; doch er blieb taub und ließ sich durch nichts irre machen. Endlich, nach Verlauf einiger Tage, begab er sich zum Kaiser und bestand darauf, ihm in Person das Ergebniß seiner Bemühungen zu überreichen. „Nun, mein Herr," sagte ihm Napoleon, „bleiben Sie noch immer fest bei Ihrer Meinung?" — „Ich thue mehr, Sire, ich bringe Eurer Majestät die Beweise davon, daß diese tapfere Jugend unwürdig verläumdet ist; ich habe viele Zeit mit der strengsten Untersuchung hingebracht und nicht Einen Strafbaren gefunden. Jeder der Verwundeten hat für seine Person einen Verbalprozeß, ganze Ballen folgen mir, wovon Eure Majestät die Durchsicht befehlen können." Der Kaiser sah ihn noch mit düstern Blicken an. — „Es ist gut, mein Herr," sagte er und ergriff seinen Bericht mit einer gewaltsam errungenen Fassung; „ich werde mich damit beschäftigen." Dann ging er mit bewegtem und niedergeschlagenem Aeußeren im Zimmer auf und ab, näherte sich plötzlich, mit völlig erheitertem Gesicht, Herrn Larrey, ergriff zuneigungsvoll seine Hand und sagte ihm mit bewegter Stimme: „Adieu, Herr Larrey, ein Herrscher ist glücklich, wenn er mit Menschen, wie Sie, zu thun hat! Man wird Ihnen meine Befehle überbringen." — Denselben Abend erhielt Herr Larrey von Seiten Napoleons sein reich mit Brillanten besetztes Portrait,

6000 Francs Gold, eine Pension von 3000 Francs auf den Etat, unbeschadet, sagte das Decret, aller andern Belohnungen, welche er durch seinen Grad, seine Anciennität und seine zukünftigen Dienste verdiente. — Dieser Zug ist unschätzbar für die Geschichte, weil er einen rechtschaffenen Mann uns darstellt, welcher die Wahrheit gegen einen dagegen eingenommenen und gereizten Monarchen vertheidigt, und weil er die Seelengröße desselben im Glücke beweist und die Erkenntlichkeit gegen den, welcher ihn enttäuschte.

Sänger **Larrivée.** Sehr viele, später berühmt gewordene Sänger sind aus niederem Stande hervorgegangen und der Schatz, den sie in ihrer Kehle bargen, wurde oftmals auf seltsame Weise entdeckt; so auch im nachstehenden Falle. Der berühmte Rebel richtete seine Geschäfte so ein, daß er keinen Augenblick von der Zeit verlor, welche er der Leitung der königl. Academie der Musik widmete. Sein Perruquier kam mit mathematischer Pünktlichkeit um sieben Uhr früh und meldete sich durch zweimaliges eigenthümliches Schellen an. Während er in die Küche ging, um sich mit dem warmen Wasser und dem nöthigen Geräthe zu versehen, hüllte sich Rebel in den weißen Pudermantel, nahm seine Nachtmütze ab, ließ das Haar herabfallen und setzte sich mit dem Rücken nach der Thüre und dem Perruquier zu. Dieser ging sofort an die Arbeit, denn Rebel hatte ihn der Ceremonie des Grüßens überhoben, wenn er ihm auch erlaubte, während des Frisirens zu plaudern. Eines Tages hustete der Perruquier leise, ehe er ein Wort gesprochen und ehe der Director etwas gefragt hatte. Dieses Husten, das aus einer merkwürdig harmonischen Brust zu kommen schien, fiel sofort Rebel's musikalischem Ohre auf; er drehete sich um und erblickte ein jugendliches Gesicht, das er nicht kannte. „Husten Sie noch einmal, lieber Freund, husten Sie stärker; geniren Sie sich gar nicht, ich liebe solches Husten." — „Herr, mein Meister ist krank, ich bin an seiner Statt gekommen und habe so gehandelt, wie er es mir vorgeschrieben." — „Ich freue mich ungemein über seine Krankheit." — „Der Herr sind gar zu gütig." — „Was machen Sie mit Ihrer glockenreinen Stimme?" — „Nichts, oder sehr wenig; mitunter singe ich beim Trinken ein Liedchen." — „Sie wäre vielleicht besser anzuwenden; ich denke, Sie könnten allen unsern Bassisten einen Bart machen." — „Ich habe seit drei Monaten die Ehre Sie zu frisiren." — „Das meine ich . . Aber singen Sie mir doch ein Liedchen, ein Trinklied, kräftig aus voller Brust heraus, gerade als wenn sie im Wirthshaus säßen." Der Perrückenmachergeselle gab der Aufforderung nach und stimmte sein Lied an. Während er so sang, daß die Fensterscheiben klirrten, musterte ihn Rebel vom Kopfe bis zu den Füßen. Der junge Mann gefiel ihm, er engagirte ihn auf der Stelle, ließ ihm einige Zeit lang Unterricht ertheilen und der Perrückenmacher-

geselle, Larrivée, wurde bald einer der berühmtesten Sänger. Gluck schrieb alle seine ersten Partien für ihn.

Lasalle, General. Der verstorbene französische General Clary fuhr, als er noch Lieutenant war, einmal mit dem Generale Lasalle in einem Cabriolet mit einem Pferde, das die Untugend hatte, gewöhnlich durchzugehen und dem sich deswegen Niemand mehr anvertrauen wollte. Die beiden Herren zündeten sich eine Cigarre an und setzten sich in das Cabriolet. Das Pferd wurde bald unruhig; der sehr starke General Lasalle mußte seine ganze Kraft aufbieten, um es zu halten. Als es ihm zu anstrengend wurde, gab er seinem Begleiter einen Zügel zu halten, aber das Pferd lief nur immer toller. Da nahm der General die Zügel, knüpfte sie zusammen, warf sie so dem Pferde auf den Rücken, schlug die Arme über einander und rauchte ruhig seine Cigarre; dem Lieutenant war sie vor Angst ausgegangen. Das nicht mehr gehaltene Pferd jagte über Stock und Stein querfeldein. „Wollen Sie Feuer, Clary?" fragte der General. In diesem Augenblicke stürzten die beiden Officiere, Pferd und Wagen, in einen Hohlweg; das Pferd war halbtodt, der Wagen zertrümmert, Clary fast betäubt, Lasalle aber kam sogleich wieder auf die Füße und fragte ganz ruhig: „Wollen Sie Feuer, Clary?" Dieser zündete, um seine Angst nicht merken zu lassen, die Cigarre, die er krampfhaft zwischen den Zähnen gehalten hatte, wirklich an, und so gingen Beide mit einander zu Fuße nach Hause.

Laster. Ein im üblen Rufe stehendes Mädchen erlaubte sich an einem öffentlichen Orte einige spöttische Bemerkungen über eine anwesende Dame, die ihrer hohen Tugend halber in größter Achtung stand. Ein junger Mann, aufgereizt durch jenes gehässige Benehmen, replicirte der Ersten: „Liebenswürdiges Laster! achte die Tugend."

Laterne. Herr X. bestellte sich bei einem Blechschmiede eine Laterne. „Wie groß wollen Sie dieselbe?" fragte der Meister. „Auf acht Personen," war die Antwort.

— Der Sonderling Diogenes suchte am hellen Tage die Menschen mit der Laterne. Kein größerer Streich hätte dem Phantasten geschehen können, als wenn ihn Niemand gefragt hätte, was er suche; denn auf diese Art wäre er um seinen witzigen Einfall gekommen.

Zweck der Laternen. Zwei Eckensteher in Berlin standen unlängst auf dem Schloßplatze und betrachteten den schönen Gaslaternen-Pfahl. „Sag' mal, Pipenbrink," fragte der Eine den Andern, „wozu stehn denn

hier so eene Menge Laternen?" — „Nu," antwortete der Gefragte, „et sinn jrade neine, vier müssen immer brennen, damit die andern fünf sehen können."

Latreille. Im Jahre 1793 irrte ein junger Mann von dreißig Jahren in der Nähe von Bordeaux, verkleidet, verlassen, mit der Deportation bedroht, umher. Die Zeit vertrieb ihm seine Wissenschaft, die er leidenschaftlich liebte — diese Wissenschaft war die Insectenkunde. Er sammelte und beobachtete unterwegs, und verscheuchte durch den Genuß, den ihm dieses Studium bot, die trüben Gedanken. Vor den Thoren endlich fiel er einer Schaar zerlumpter, fanatischer Weiber in die Hände, die ihn festnahmen und in das Gefängniß brachten. Nach sechs Stunden war sein Prozeß entschieden, denn er hatte offen gestanden, wer er sei, und den nächsten Tag sollte das Todesurtheil an ihm vollzogen werden. Während er seine Mahlzeit hielt, erzählte ihm der Kerkermeister von nichts, als von Verbrechen und Hinrichtungen, schilderte endlich auch den Präsidenten des Gerichts, und führte an, daß derselbe sich keine andere Erholung von seinem blutigen Amte gönne, als im Freien herumzustreifen, und — Schmetterlinge, Käfer ꝛc. zu suchen. Dadurch wurde natürlich die Aufmerksamkeit des Gefangenen erregt, der, schnell gefaßt, einen seltenen Käfer aus seiner kleinen Sammlung nahm, und denselben, während der Kerkermeister erzählte, geheimnißvoll unten an den Pfropf seiner Flasche mit einer Nadel befestigte. Der Kerkermeister hatte dies wohl bemerkt, erblickte darin wahrscheinlich etwas sehr Gefährliches, sagte zwar nichts, ging aber mit der Flasche und dem Käfer an dem Pfropfe sogleich zu dem Präsidenten, um Anzeige zu machen. Es dauerte nicht lange, so erschien der Präsident selbst, und die beiden Insectenliebhaber saßen lange, Alles um sich her vergessend, als Freunde, nicht als Richter und Verurtheilter, beisammen. Der Käfer hatte den Letzteren, wie er richtig berechnet, gerettet. Er erhielt von dem Präsidenten Geld, Empfehlungsschreiben und die besten Zeugnisse seiner guten republikanischen Gesinnungen. Der Gerettete war der große Naturforscher Latreille.

Der französische Dichter **Lattaignant** war übermäßig dick. „Wozu nützt nun wohl solche Corpulenz," fragte Jemand in einer Gesellschaft, in welche der Dichter eben eintrat. „Ich glaube, sie soll nur zum Beweis dienen, wie weit sich die menschliche Haut dehnen kann," versetzte der Witzling Chamfort.

Latus. Ein Landedelmann hatte seinen Sohn, nachdem er ihm mehrere Hofmeister gehalten, drei Jahre auf Universitäten geschickt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte der junge Cavalier zu seinem Vater

zurück, und da dieser seit einiger Zeit kränkelte, so beschloß er, seinen Sohn bei sich zu behalten, und ihm unter seiner Oberaufsicht die Verwaltung seiner nicht unbeträchtlichen Güter zu übertragen. Er eröffnete seinem Sohne diesen Vorsatz, und übergab ihm zugleich eine Menge landwirthschaftlicher Rechnungen zur Durchsicht, um sich daraus vorläufig über die Lage, Beschaffenheit und Revenüen der zu verwaltenden Besitzungen zu unterrichten. Nach einiger Zeit brachte der Sohn dem Vater die Papiere zurück. „Nun," fragte der Letztere, „was denkst Du davon?" — „Alles Gute!" versetzte der Sohn, „besonders gefällt mir aber der Bauer Latus; der bezahlt fast auf alten Seiten, und eben so viel, als alle übrigen Bauern zusammen."

Laube erzählt von seiner frühzeitigen leidenschaftlichen Liebe für das Theater: „Ich war ein armer Bube und hatte nicht im Entferntesten die Mittel, täglich zwei Groschen für den letzten Platz in dem Theater der kleinen Vaterstadt zu erschwingen. Ich mußte andere Mittel suchen und ich fand sie, wenn auch unter Schwierigkeiten und Demüthigungen. Ich brachte allabendlich einem zweiten Liebhaber den kleinen Handspiegel, welchen ich für diesen Zweck meiner Mutter abgeschwatzt hatte. Er war nicht fehlerlos, denn bedeutende Partieen Quecksilber waren seinem Rücken untreu geworden. Jeden Abend schlich ich mit meinem Spiegel an der Kasse vorüber. Wurde ich angerufen, so hielt ich mein Instrument wie ein blendendes Schild vor und schlüpfte hinauf hinter die Coulissen. Dann verschwand ich durch ein heimliches Loch unter dem Podium, um in stiller Einsamkeit abzuwarten, bis der Stadtpfeifer mit der Musika kam. Da kletterte ich endlich über die Bänke auf den letzten Platz. Der unglückliche Spiegel wurde indeß immer schlechter und der Schauspieler nahm ihn nicht mehr an. Ich ließ mich nun freilich dadurch nicht abhalten, meinen Spiegel in das Theater zu tragen, aber ich mußte ihn nun bei mir behalten. Das erschwerte mein Ueberklettern und meine Stellung überhaupt. Die Katastrophe kam auch, ich wurde ertappt und mein Unglück erschien mir grenzenlos. Darüber nachsinnend saß ich eines Sonntags vor der Reitbahn, in welcher gespielt wurde. Die Schauspieler kamen; man war in Verlegenheit, denn Rochus Pumpernickel sollte den Abend zu Pferd erscheinen. Woher das Pferd nehmen? Da fielen die Augen des Zettelträgers auf mich und er fragte: „Junge, hat Dein Vater nicht ein Pferd?" — „Ja, ein braunes, mit einem Tigermaul." Die Couleur mochte verführerisch sein, kurz, ich mußte versprechen, das Pferd zu besorgen, und wenn ich dies Versprechen hielte, dürfte ich jeden Abend frei in das Theater. Welch ein Ereigniß! Die Schwierigkeiten waren ungeheuer. Das Pferd konnte Schaden leiden, denn es führte nur eine Hühnerstiege auf's Theater hinauf und unser Tigermaul war auf gar nichts Ungewöhnliches eingerichtet. Alsdann

erschien es auch der Familie bedenklich, das in der ganzen Stadt bekannte Hausthier auf der Bühne figuriren zu lassen. Jedermann würde ja rufen: das ist Laube's Pferd! Ich überwand Alles. Rochus Pumpernickel erschien auf unserm Pferde. Ich spielte dabei in bloß praktischer Absicht den schweigsamen Stalljungen, das einzige Mal, daß ich auf den Brettern aufgetreten bin. Mein Debut lief auch übel genug ab; das Pferd war nämlich um keinen Preis die Hühnerstiege wieder hinunterzubringen. Mit Mühe und Noth brachte man es gegen Mitternacht auf andere Weise hinweg und der Stalljunge erlebte zu Hause ein schreckliches Nachspiel."

Das Davon**laufen**. Ein Schneider forderte von einem seiner Kunden sein Geld. Entrüstet rief dieser: „Glauben Sie, daß ich Ihnen davon laufen werde?" — „Ach nein, das nicht," antwortete der Schneider, „aber ich fürchte, ich werde davon laufen müssen, wenn ich nirgends Geld bekomme."

Laufer. Einer der berühmtesten Laufer war Anton Focke aus Böhmen gebürtig. Er diente in seiner Jugend bei der verwittweten Herzogin Amalie von Weimar. Er holte einen Hasen im Laufe ein; und als im Jahre 1767 sich die Herzogin genöthigt sah, schnell einen Auftrag an einen ihrer Minister, den geheimen Rath von Witzleben, welcher sich gerade in Carlsbad aufhielt, abzusenden; sandte sie ihren Laufer Focke, welcher von dem Belvedere zu Weimar um 2 Uhr Nachmittags ausging, und am folgenden Tage Mittags schon seine Depeschen dem Minister, welchen er auf einem Spaziergange traf, übergeben hatte. Einige Stunden darauf neuerdings abgefertigt, kam er des andern Tages um 8 Uhr Abends im Schlosse zu Weimar wieder an. Weimar ist von Carlsbad 22 deutsche Meilen entfernt.

Die meisten **Laufer.** Wenige Tage nach der Schlacht bei Roßbach, fragte Friedrich der Große einige seiner Generäle über der Tafel: „Wer der prächtigste Fürst in Deutschland wäre?" Und als sie antworteten: „Niemand anders als Eure Majestät selbst!" erwiederte er: „Nein, der Prinz von Hildburghausen, denn er hat allein 30,000 Laufer." Bekanntlich war dieser Prinz Generalissimus der oft verspotteten Reichs-Armee. — Ein Zeitungsblatt hatte dieser eilenden Reichshülfe erwähnt, es war aber in der Correctur statt eilende **elende** stehen geblieben, welches dem Buchdrucker viel Verdruß machte, während dem ganz Deutschland letzteres der Wahrheit angemessener fand. Die Schlacht bei Roßbach geschah am 5. November 1757. Die Franzosen unter Soubise, und die Reichs-Armee wurden total geschlagen.

„Wenn die gute **Laune** mich manchmal verläßt," sagte eine geist-

reiche Frau, bilde ich mir ein, daß die göttliche Vorsicht sie braucht, um irgend einen Unglücklichen zu trösten."

Der **laut** denkende Lord. Lord Gavthon zeichnet sich durch eine Gabe aus, welche ihm ganz eigenthümlich sein dürfte. Wenn er z. B. bei Tafel neben einer Dame sitzt und es fällt ihm ein, daß es die Höflichkeit erfordere, der neben ihm Sitzenden eine Gefälligkeit zu erweisen, so überlegt er es vorher und zwar laut: „Ich muß," sagt er z. B., „ein Glas Wein mit Lady N. trinken, ja, ja, ich muß ein Glas mit ihr trinken." Dann wendet er sich an Lady N. und fragt sie, ob sie Wein trinken will. Die Lady willigt mit einem Lächeln ein, das sich über die gesammte Tafel verbreitet, und Lord Gavthon weiß nicht, warum man lacht. Vor Kurzem speiste er bei Lord D. und saß neben ihm. Während der Mahlzeit blieb unser Lord lange in Gedanken, die endlich laut wurden. „Ich glaube, ich muß diese Zierpuppe von einem Lord zu Tische laden, ja, ich will, ich muß ihn einladen." Er wollte eben das, was im geheimen Rathe seiner Gedanken beschlossen war, zur That werden lassen, als sein Nachbar auf den Einfall kam, auch einmal laut zu denken. „Ich glaube, daß dieser alte Dummkopf mich zu sich laden will, aber ich gehe nicht, nein, ich werde nicht zu ihm gehen." Lord Gavthon war wie vom Donner gerührt, aber sein Erstaunen war größer als sein Aerger. Wie konnte man seine geheimen Gedanken errathen? — Er konnte es nicht begreifen. — Früher spielte er gern Schach; hier spielte ihm seine Gewohnheit stets die fatalsten Streiche. „Diesen Bauer lasse ich stehen," dachte der Lord; „wenn ich ihn stehen lasse, bekomme ich den König, will ich aber ꝛc." So verriethen seine Gedanken immer seine Pläne. Das laute Denken brachte ihn auch um eine sehr schöne Braut, welcher er in einem zärtlichen Augenblicke Sachen gestand, die sie um keinen Preis wissen durfte, und welche Geständnisse hinreichten, daß der arme Lord nicht mit dem Gelde seiner reichen Braut seine zahlreichen Gläubiger befriedigen konnte.

Lauter. Ein amerikanisches Blatt erzählt: Kommt neulich ein Farbiger auf die Briefpost, tritt an den Laden, an welchem die Briefe ausgegeben werden, streckt sich vor und ruft: „Lauter!" Der Postofficiant versteht, daß der Mann taub ist und man recht laut mit ihm sprechen muß, wenn er hören soll, und fragt ihn deshalb mit recht lauter Stimme nach dem Namen der Person, für die er Briefe begehrt. „Lauter!" schreit der Schwarze. „Den Namen?" kreischt der Officiant, und „Lauter!" seinerseits der Schwarze, der zu verstehen glaubt, ersterer leide an Taubheit. Da thut der Postcommis erst einen recht tiefen Athemzug, und mit aller Macht, mit einer Donnerstimme dröhnt er dem Neger entgegen: „den Namen!" und solchen Trompetenklang

legt er in den Ruf, daß ihn das Echo vom fernen Hügel hätte wiederhallen mögen. Der Neger prallt ganz erschrocken zwei Schritte zurück und „Lauter, Herr! Lauter" brüllt er mit der vollsten Kraft, deren seine Riesenlunge fähig. „Lauter! habe ich Euch gesagt, so heiß ich und nicht anders." — „Oho, ah so!" sagte der Officiant, „Euer Name ist Lauter, he? Hätt' Euch bald nicht verstanden — hier ist Euer Brief, Mr. Lauter!"

Die Herzogin von **Lauzun** befand sich im Anfange der ersten französischen Revolution zu einer Zeit im Theater, wo das Publicum sehr unruhig war. Man warf mehrere Orangen in ihre Loge. In diesem Augenblicke trat Lafayette herein. Sie überreichte ihm zwei Orangen mit den Worten: „Voila Monsieur des fruits de la révolution" (Hier mein Herr, haben Sie Früchte der Revolution.)

Lavater. Als Wilberforce in der Schweiz reiste, besuchte er auch den Physiognomen Lavater. Dieser äußerte, die Engländer zeichneten sich zumeist durch glatten Vorderkopf und scharfgezeichnete Augenbrauen aus. Ein anderes Mal kam er auf Offenbarungen zu sprechen und erzählte auch Folgendes. „Ich war einst Säckelmeister einer milden Stiftung und hatte deren Gelder in Verwahrung. Da kam ein Freund zu mir und bat mich um eine bestimmte Summe; bekomme er sie nicht, so sei er morgen bankerott. „Ich würde Ihnen das Geld gern geben, aber ich habe es nicht." — „Sie haben die Stiftungsgelder in Verwahrung," entgegnete er mir; „vertrauen Sie mir das Geld an, ich zahle es wieder, ehe Sie Rechnung ablegen müssen; retten Sie mich vom Untergange!" Ich that ihm endlich, wiewohl ungern und mit Widerstreben, seinen Willen. Wie ich vorausgesehen hatte, so kam es: er war nicht im Stande zu zahlen, als der bestimmte Tag kam, und doch mußte ich Rechnung ablegen. Ich betete inständig zu Gott, er möge mir einen Weg zeigen und Mittel in die Hand geben, damit ich aus dieser schwierigen Lage erlöst würde. Ich erhob mich dann von meinen Knieen, und begann in meiner Betrübniß alle Schubladen zu durchsuchen und zusammenzuraffen, was ich besaß. Da fiel plötzlich mein Blick auf ein kleines Papier, das ich gar nicht kannte; ich nahm es in die Hand, es war Geld darin; ich mache es auf, und siehe, ich finde gerade die Summe, welche ich nöthig hatte, um richtige Rechnung ablegen zu können. Wie es aber dahin gekommen, ist mir bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben."

Lavater und Cagliostro. Im Jahre 1780 befand sich der berüchtigte Charlatan Cagliostro in Straßburg, besuchte dort häufig die Hospitäler, unterstützte die Kranken mit Rath und Geld, und verband selbst die häßlichsten Wunden. Aber sein Ruf, daß er mit dem Bösen

im Bunde stehe, folgte ihm überall; Lavater glaubte in ihm ein Wesen zu finden, das eine übernatürliche Sendung zu erfüllen habe. In dieser Stimmung schrieb er einen Brief nach Straßburg mit der Adresse: „A Monsieur le Comte de Cagliostro, Ange de ténèbres, à Strassbourg.“ (An den Herrn Grafen Cagliostro, Engel der Finsterniß, in Straßburg.) In Basel lernte er ihn persönlich kennen. Die Zusammenkunft fand im Beisein sehr vieler Personen Statt. „Worin liegt Ihre Wissenschaft?“ fragte der berühmte Physiognomiker den Cagliostro. „In verbis, in herbis, in lapidibus“ (in Worten, in Kräutern und Steinen), antwortete er. Lavater betrachtete ihn sodann aufmerksam, und Cagliostro faßte des Andern Hand. „Ihre Züge zeigen mir deutlich an, daß Sie keineswegs ein Elixir zu langem Leben gefunden haben,“ sagte Lavater. „Und Ihre Hand beweist mir, daß Sie eines gewaltsamen Todes sterben werden,“ entgegnete Cagliostro. — Damit endigte die Unterhaltung. Lavater kehrte in seine Wohnung zurück, überzeugt, mit einem übernatürlichen Wesen gesprochen zu haben. Mehrere Jahre nachher, bei der Einnahme Zürichs (durch Massena), schoß ihn ein Soldat durch die Seite, und nach langen Schmerzen starb er an dieser Wunde. Cagliostro hatte die Wahrheit gesagt.

Laviren. Eines Tages ging Kaiser Alexander auf den Boulevards, bei der Admiralität zu Petersburg, spazieren, als ihm ein in Trunkenheit taumelnder See-Officier begegnete. „Was machst Du hier?“ fragte der Kaiser ernst. „Euer Majestät,“ lallte der Officier, „ich — ich lavire.“ Der Kaiser lächelte und der Officier hatte sich durch die Antwort vom Arreste befreit.

Leb', als woll'st Du täglich sterben,
Schaff' als woll'st Du ewig leben!

Leider nur zu wahr ist die Bemerkung Youngs, daß der Mensch mit 30 Jahren gewöhnlich auf die Vermuthung geräth, er habe bis jetzt thöricht sein Leben zugebracht; mit 40 Jahren gelangt er zur Gewißheit und entwirft sich einen ganz neuen Lebensplan, doch die Ausführung wird von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr verschoben; jetzt erreicht er funfzig Jahre, da ergreift ihn Ueberdruß seines schändlichen Aufschubs, jetzt will er seine Seelengröße zeigen — er entschließt sich, entschließt sich wieder und noch einmal — und stirbt in lauter Entschließen derselbe, der er war. Was ist der Grund davon? Kein andrer, als, weil ein Jeder alle übrigen Menschen für sterblich, sich selbst für unsterblich hält.

Leben. Des Lebens höchste Lust ist die Liebe, der größte Schatz

die Zufriedenheit, das größte Gut Gesundheit, der größte Trost der Schlaf, die beste Arzenei ein wahrer Freund!

Leben. Fürwahr, ein Rebus ist des Menschen Leben,
Darin viel tolles Zeug man sieht in Bildern schweben;
Den Kopf zerbricht sich Mancher ob seinem Lebenslauf,
Da kommt der Tod hohnlächelnd, und — löst den Rebus auf.

— Das längste Leben ist nicht das wünschenswertheste, sondern das tugendhafteste ist es.

Das menschliche **Leben** ist für alle unsere Anstalten und Maßregeln zu kurz! Was kann man in 70 Jahren zu Stande bringen? Bis man dreimal mit sich zu Rathe geht, dreimal mit Andern zu Rathe sitzt, bis der Beschluß endlich im Rathe steht, und dann durch alle Räthe läuft, indessen hat der Rathschluß des Herrn dem Menschen schon selber geholfen.

Methusalem, m. f. H. u. H., das wäre für unsere Zeiten ein Mensch gewesen, der hat 969 Jahre gelebt!

Zu vierzig Jahren, m. f. H. u. H., wird der Mensch gescheidt, von dem Augenblicke an taugt er schon zu keiner Bedienstung mehr; die anderen dreißig Jahre, die der Mensch gescheidt ist, ist er ein solcher Narr, sich darüber zu grämen, daß er nicht früher gescheidt geworden ist! Und er sollte froh sein, daß er erst zu vierzig Jahren gescheidt wird, denn, würde der Mensch zu zwanzig Jahren gescheidt, so würde er zu fünfzig Jahren sterben, denn länger als dreißig Jahre hält's kein vernünftiger Mensch auf der Welt aus!

Wissen Sie aber, wodurch Methusalem ein Alter von 969 Jahren erreicht hat? Ich weiß das probate Mittel, wodurch er das erreicht hat, und will es Ihnen, m. f. H. u. H., aus besonderer Verehrung mittheilen: Methusalem wurde deshalb so alt, weil er erst zu 186 Jahren geheirathet hat! Wer diese Diät befolgt, dem verbürge ich ein ebenso hohes Alter.

Das **Leben** ist eine große, beschwerliche, gefährliche Gebirgs- und Alpenreise; sie führt über steile Höhen, neben schwindelerregenden Abgründen hin, man schaut mit Schauer hinauf, mit Entsetzen hinab, und nur die Maulthiere und Esel gehen sichern Schrittes ihren Weg vorwärts. Dem Menschen aber hat das Schicksal den Alpenstock: Geduld, mit den zwei Spitzen: Hoffnung und Glaube, mitgegeben, und drei Alpenführer, die aber alle drei blind sind: „Liebe, Glück, Gerechtigkeit." Die Liebe geht auf der linken Seite, denn da ist das Herz, und in der Herzenskammer selbst sitzt die Liebe auch auf der linken Seite, denn sie gehört zur Opposition des Lebens;

— und das Glück geht auf der rechten Seite, denn ohne Glück findet man am Menschen gar die rechte Seite nicht heraus, und die Gerechtigkeit geht, wie unser Schatten, bald vor und bald hinter uns her, je nachdem die Sonne unseres Glückes vor uns aufgeht, oder hinter uns untergeht, denn die irdische Gerechtigkeit ist in einer Beziehung gewiß eine Erscheinung aus dem Elysium, in der Beziehung nämlich, daß sie ein Schatten ist! — „Liebe, Glück und Gerechtigkeit," m. f. H. u. H., sind die drei blinden Führer des Lebens. Wenn die Liebe sagt: „Geh' links!" und das Glück sagt: „Geh' rechts," so sagt die Gerechtigkeit: „Der Mittelweg ist der beste!" das heißt der Weg, der zu „Mittel" führt, ist der beste!

Liebe, Glück und Gerechtigkeit sind nur für die Menschen blind. Unter sich sehen sie sehr gut. Die Liebe sieht sich mit dem Glücke sehr vor, die weise Gerechtigkeit sieht dem Glücke sehr viel nach, und das Glück sieht, daß einem bei Liebe und Gerechtigkeit Hören und Sehen vergehen kann.

Vier Augen, m. f. H. u. H., sehen mehr als zwei, und das ist sonderbarer Weise auch bei diesen Blinden der Fall.

Wenn die blinde Liebe mit dem blinden Glücke sich vereinigt, so sieht das entstandene „Liebesglück", daß diese Liebe keine Liebe, und dieses Glück kein Glück ist, und wenn die Gerechtigkeit mit der Liebe zusammenkommt, so sieht die „Gerechtigkeitsliebe", daß man unter vier Augen dem Glück zuerst auf die Hand und dann durch die Finger sehen muß. S.

Das **Leben** ist nichts als die große Bleiche der Menschen, nach und nach bleichen sich Hoffnungen, Wangen, Haare, und dennoch denkt der Mensch nie daran, daß jedes Erröthen nichts ist als eine Vorspann mehr zum Erbleichen! So denkt auch kein Mensch daran, wenn er eine Uhr schlagen hört, daß jeder Uhrschlag nichts spielt, als wieder eine Note aus seinem Todtenmarsche; so klettert der Mensch auch sein ganzes Leben von Berg zu Berg, um eine große Aussicht zu haben, und denkt nicht daran, daß er die größte Aussicht nur vom kleinsten Hügel haben kann, vom Grabeshügel, und so sieht der Mensch tausend Lichter und Flammen brennen, und denkt nicht daran, daß alle brennenden Lichter nichts absetzen als — Asche. S.

Das menschliche **Leben** ist eine Zeitungs-Redaction, es kündigt sich alle Neujahr neu an, verspricht Alles für die Zukunft, und die Menschen sind die guten Narren, die das glauben! Sie sind auch ironisch, und sagen Einer zum Andern: „Na, ich gratulire!"

Der Mensch aber bekommt von der Lebens-Redaction keinen Einladungsbrief, er wird nicht gefragt, ob er abonniren will, der Pränumerationsschein wird ihm in's Haus geschickt; wie er auf die Welt

kommt, ist er schon Abonnent, deshalb fängt er auch gleich zu schreien an, das Blatt gefällt ihm nicht. Der junge Pränumerant wünscht abzufallen, allein, da ist er schief gewickelt, wer einmal pränumerirt hat, den läßt man nicht mehr los! Ein Pränumerant ist ein lebenslängliches Engagement, und wenn er stirbt, wird das Geschäft auf die Frau geschrieben, und sie zeichnet „Pränumerants selige Wittwe!“

Die Lebens-Redaction ist nobel: Bei jedem neuen Jahrgang gibt sie dem Menschen alle alten Jahrgänge d'rauf! Auch läßt sie zweierlei Ausgaben des Lebens erscheinen: ein feines Leben auf Velin für die reiche Welt, und ein ordinaires Conceptleben für die arme Welt!

Allein, der umsichtige Redacteur ist gerecht, die Reichen bekommen in ihrem feinen Inhalt, wie die Armen, dieselben stehenden Artikel von Schmerz und Lust, dieselben Mitarbeiter: die Liebe für das lyrische Fach, die Hoffnung für das phantastische, die Lüge für die Tagsneuigkeiten, die Parteilichkeit für die Beurtheilung der Andern, die Verleumdung für das Gesellige, und all die unerforschlichen Mächte des Schicksals für die ungelöst'ten Räthsel und Rebus des Lebens, die erst in dem ersten Blatte des andern Lebens gelöst werden. S.

Das **Leben** des Menschen ist ein Buch weißes Papier, hüte dich andere als gute Handlungen einzutragen.

Das **Leben** wird, wie das Meerwasser, nicht eher ganz süß, als bis es gen Himmel steigt.

Das **Leben** ist eine Eisenbahn. Das ganze Leben des Menschen ist nichts als eine Eisenbahn! Die Wiege ist der Bahnhof, das Grab ist die letzte Station! Das ganze menschliche Dasein ist durch eiserne Gewalt gebunden! Glauben Sie, der Mensch wird gern geboren? Keine Idee! Er sträubt sich genug dagegen, mit Händen und Füßen, und stellt sich auf den Kopf, und will nicht in die Welt, aber es nützt ihm nichts, er muß hinaus! Wie der Mensch auf die Welt kommt, schreit er, das Klima ist ihm noch ganz fremd! Früher sagte man: Er erblickt das Licht der Welt, jetzt sagt man: Er erblickt die Finsterniß der Welt, und der Schmerz macht ihn ganz sprachlos! Und so lebt der Mensch siebzig Jahre! Denn, glauben Sie mir, die Bestimmung des Menschen war von jeher, nicht mehr als siebzig Jahre zu leben, auch im Paradiese war die Bestimmung der Menschen, nur siebzig Jahre zu leben, allein wegen Mangel an ärztlicher Hilfe konnten sie im Paradiese ihre Bestimmung nicht erfüllen, und so vermehrt jeder Neugeborne die Personen-Frequenz auf der Eisenbahn des Lebens!

Auf der Eisenbahn des Lebens ist es, wie auf der wirklichen Ei-

senbahn, je flacher das Leben, desto schneller geht die Fahrt, die Höhen und die Erhabenheiten des Weges machen die Schwierigkeiten! Es gibt im menschlichen Leben viele Semmeringe, die schwer zu übersteigen sind, viele finstere Tunnels müssen durchbrochen werden, und viele Ein- und Abschnitte hindern und verdunkeln den Weg!

Auf der Eisenbahn des Lebens ist das Schicksal Director, das Glück der Ingenieur, der Zufall der Conducteur, die fünf Sinne die Locomotivführer, die Leidenschaften die Heizer, Vernunft und Geist die Bahnwärter, allein trotz Allen ist Unglück und Schaden nicht stets zu vermeiden, und dennoch muß man im Waggon des Lebens bleiben, wenn Unglück droht und Gefahr, und wer früher aus dem Wagen springt, bevor an der Station gerufen wird: „Jetzt steig' aus!" dem wird Leib und Seele völlig vernichtet! S.

Das **Leben** ein Fuhrwerk. Die Menschen sind außerordentliche Liebhaber vom Fahren, entweder aus Lust oder Nothwendigkeit. Es gibt daher eine große Anzahl von Fuhrwerken. Das menschliche Leben ist schon mit so vielen Dingen verglichen worden, daß es füglich auch eine Aehnlichkeit mit den Fuhrwerken aufzuweisen hat. — Freunde fahren mit dem Gesellschaftswagen; — Lieferanten mit dem Proviantwagen; — Kornjuden mit dem Geldwagen; — Diebe mit dem Eilwagen; — Fleischhauer mit der Wurst; — Holzhauer mit dem Phorus; — Glückliche mit dem Schwimmer; — Kleidermacher mit dem Gallawagen; — Sonderlinge mit der Extrapost oder mit dem Separatwagen; — Feige mit dem Bagagewagen; — Hutmacher mit dem Deckelwagen; — Maschinisten mit der Draisine; — Neuverlobte mit dem Triumphwagen; — Eheleute, welche sich trennen, mit dem Sprengwagen; — Verläumder mit dem Kohlenwagen; — Wein- und Bierwirthe mit dem Wasserwagen; — Zimmerleute mit dem Baumwagen; — Verliebte mit dem Kinderwagen; — Durstige mit dem Löschwagen; — Ignoranten mit dem Kälberwagen; — Faule mit dem Schneckenwagen; — verspätete Diensteifrige mit dem Vorspannswagen; — Wagehälse mit dem Probierwagen; — Hagestolze mit dem Cabriolet; — Botaniker mit dem Heuwagen; — Mineralogen mit dem Sandwagen; — Studenten mit der Diligence; — und Alle — mit dem Todtenwagen.

Werth des **Lebens**. Man arbeitet sein ganzes Leben, um sich besser zu befinden, und stirbt, ohne sich wohl befunden zu haben.

Leben gibt Gott dem Armen, bloß um für die Reichen zu arbeiten und ihnen Steuern zu zahlen.

Ein freies Leben führt der, der nirgends und überall zu Hause ist.

Ein gutes Leben liegt in sechs Schüsseln und so viel Bouteillen Champagner. Ein elendes Leben findet man überall.

Die vier Viertel des **Lebens**. Ein Philosoph, der einen Strom überschiffen wollte, bestieg ein Boot. Während der Ueberfahrt fragt er den Fährmann: „Ob er Arithmetik verstehe?" — „Arithmetik: Nein, davon habe ich noch gar nichts gehört," war die Antwort. Der Philosoph entgegnete: „es thut mir leid, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren." Wenige Minuten darauf fragte er wieder: „Versteht Ihr Etwas von der Mathematik?" Der Fährmann lächelte und entgegnete: „Nein!" — „Ach!" rief der Philosoph, „ein zweites Viertel Eures Lebens ist verloren!" Eine dritte Frage des Philosophen lautete: „Habt Ihr Kenntnisse in der Astronomie?" — „Ach nein, lieber Herr!" — „Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren?" Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsenspitze, und begann zu sinken. Der Fährmann sprang auf, warf seinen Rock ab, und fragte mit ängstlicher Miene: „Könnt Ihr schwimmen?" — „Nein," war des Philosophen Antwort. „Nun, so setzt Euch schnell auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren!"

Das **Leben** eine Reise. Man sagt, das Leben ist eine Reise, ja wohl, früher lebte und reiste man lange, jetzt reist und lebt man schnell. Es wäre recht gut, wenn das Leben eine Reise wäre, aber jede Frau müßte eine Postmeisterin sein, denn dann wohnten sie alle eine Station aus einander, und dann wäre Ruh im Leben. S.

Mensch und **Leben**. S. schrieb einem mimischen Künstler Folgendes in's Stammbuch:

Das Leben.

Schauspiel in mehreren Abtheilungen von dem großen Unbekannten.

Personen.

Der Mensch	. . . .	ein wunderliches Wesen.
Das Leben	. . . .	seine Geliebte.
Das Frauenzimmer	. .	seine Puppe.
Das Schicksal	. . . .	sein Hofmeister.
Die Hoffnung	. . . .	seine Amme.
Das Glück	. . . .	sein falscher Freund.
Hören, Sehen, Riechen, Fühlen, Schmecken	. . . .	seine Dienerschaft.

Schwäche, Leidenschaften, Fehler, Irrthümer u. s. w. im Gefolge des Menschen. — Der Schauplatz ist das große Sandkorn, Erde.

Leben und leben lassen. Ein Quäker, Apotheker, begegnete dem Doctor Fothergill. „Freund Fothergill, ich denke dieser Tage bei Dir zu speisen.“ — „Dies wird mich sehr freuen,“ erwiederte der Doctor, „aber sage mir Freund, spaßest Du nicht?“ — „Nein, nicht im Geringsten, es ist mein voller Ernst,“ war des Apothekers Antwort. „Du behandelst jetzt schon drei Tage lang unsern Freund Ephraim, und hast ihm noch keine Arznei verschrieben. Da kann ich freilich in meinem Hause nicht mehr leben, und muß daher zu Dir kommen.“ Doctor Fothergill verstand diese sehr zarte Anspielung, und schrieb ein Recept, welches sowohl dem Freunde Ephraim, als auch dem Freunde Apotheker gut that.

Erst das **Leben**, dann die Unsterblichkeit. Ein Gelehrter beschäftigte sich zugleich mit einem Gedichte und mit einem Rechtshandel, von welchem sein ganzes Vermögen abhing. Man fragte ihn einst, wie es mit seinem Gedichte stände? „Fragen Sie mich lieber,“ sprach er, „wie es mit meinem Processe steht. Erst das Leben, hernach die Unsterblichkeit.“

Das **Leben** eine Eisenbahnreise. Ein Poet, welcher von Cöln nach Aachen fuhr, machte die Entdeckung, daß die Eisenbahn in mancher Beziehung das Abbild unsres Lebens sei. Eilt nicht, so dachte er, unser Leben mit gleicher Schnelligkeit zum Ziele, wie dieser Wagenzug, und zwar im Dienste für den schnöden Erwerb, hinter der Locomotive des Eigennutzes? Ist unser Leben nicht in dasselbe eiserne Geleise gebannt, wie diese Locomotive? Sie stürmt daher mit riesiger Kraft, als wollte sie Berge über den Haufen rennen, und dennoch verläßt sie ihren vorgezeichneten Schienenweg nicht, und ein Fingerdruck ihres Führers lähmt ihre Kraft bis zur Ohnmacht. Ist das nicht das Bild eines Volkes, dessen ganze Kraft durch den Federstrich eines Herrschers in Bewegung gesetzt und gehemmt wird? Jetzt kommt eine Ausweichung, wo eine spitze Schienenzunge den Ausschlag gibt, ob der mächtige Wagenzug in dieses oder jenes Geleise einfahren soll. So entscheidet mitunter im Leben die Spitze einer haarbreiten Wegescheide, ob du glücklich zu deinem Ziele gelangst, oder ob du dich linksab verlierst und deine Kraft verwühlst in einem sterilen Sandberge. Dort öffnet sich ein Tunnel, durch den der Zug durchschießt, wie durch einen Flintenlauf. Ach, wie viel Tunnel giebt es im Leben! Wie Mancher erhascht den Kampfpreis, weil er den kürzern Weg durch den dunkeln Maulwurfs-Tunnel wählte, während ein Anderer im redlichen Schweiße seines Angesichts die lichten Berge überklettert und am Ende der Arena von dem höhnenden Rivalen empfangen wird, der, wie durch Zauberei, ihm zuvorgekommen!

Das menſchliche **Leben** iſt ein großes Lehrgedicht! Des Menſchen Tage ſind die Sylben, die ihm der Herr gezählt, der Abſchnitt eines jeden Jahres bildet beſtändig eine neue Strophe, und iſt es dann beendet, wird es — im dunklen Schreine verſchloſſen!

C. F. Stix.

Man **lebt** nur einmal. Es iſt nicht möglich, bündiger und beſtimmter das Glaubensbekenntniß des Materialismus und die Verläugnung aller Religion auszuſprechen, als mit dieſer im gewöhnlichen Sinne verſtandenen Phraſe.

Das **Leben** im Todten. Ein engliſcher Advokat kam zum Teſtamentſchreiben etwas zu ſpät, weil der Teſtator indeſſen ſtarb. Das war Jenem ſehr gleichgültig. Er ſteckte dem Todten eine lebendige Fliege in den Mund, ſetzte ſich nieder und ſchrieb das Teſtament, indem er ſich ſelbſt zum Univerſalerben einſetzte und auch die Umſtehenden mit einigen Legaten bedachte. Als das Teſtament bald darauf angefochten wurde, ſchwur er ſammt den Legataren mit gutem Gewiſſen: Der Teſtator habe wirklich noch Leben in ſich gehabt. Er meinte damit die lebendige Fliege, und das Teſtament wurde beſtätigt.

Das Lied vom Menſchenleben.

In Proſa von Sternau.

Das Leben eines Bettlers iſt eine lange Faſten-Predigt.
Das Leben eines Bürgers iſt eine Zeitung.
Das Leben eines Lumpen iſt eine Dithyrambe.
Das Leben eines Bedienten iſt ein Brief; denn er endet als ergebenſter Diener.
Das Leben einer Kokette iſt ein auf kurze Sicht geſtellter Wechſel, gegen deſſen Verfallzeit ſie ewig proteſtirt.
Das Leben einer ſitzengebliebenen Schönheit iſt ein Almanach mit vielen Liebesgeſchichten und Gedichten von verſchiedenen Mitarbeitern.
Das Leben vieler moderner Dichter iſt eine Satyre auf die Wahrheit.
Das Leben eines Wollüſtlings iſt eine Flugſchrift, weil es nur auf den Moment berechnet iſt.
Das Leben eines Arztes iſt ein Nekrolog auf ſeine Patienten.
Das Leben eines eitlen Menſchen iſt eine Auto-Biographie, weil er nur immer von ſich ſelbſt ſpricht.
Das Leben eines Tagelöhners iſt ein Kalender, denn er lebt von einem Tag auf den andern. Die Feiertage ſind darin roth gedruckt, weil er da von ſeinem eigenen Blute zehren muß.

Das Leben eines großen Herrn ist ein Gesetzbuch; denn er befiehlt nur.

Das Leben vieler Schriftsteller ist ein Verzeichniß von Druckfehlern.

Das Leben eines Verschwenders ist ein romantisches Gedicht.

Das Leben eines Zerrissenen ist eine Kriegs-Erklärung an die Welt.

Das Leben eines Journalisten ist eine Elegie über jenes längst entschwundene goldene Zeitalter, wo die Redacteure noch Honorare zahlten.

Das Leben eines schlechten Kerls ist eine Schuldverschreibung.

Das Leben eines Dandy ist ein modernes Lustspiel, arm an Charakter, Witz, Geist und Handlung, und mit einem Dialoge, der um so ansprechender ist, je weniger darin gesagt wird.

Das Leben eines Geizhalses ist ein Lied, welches mit dem bekannten Verse anfängt:

„Seid umschlungen Millionen!"

Hierauf folgt ein kosmopolitisches Almosen für die Menschheit:

„Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Und nach diesem süßen Liebesvermächtnisse eine Anweisung, die am jüngsten Tage im Himmel zahlbar ist:

„Brüder! über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen."

Das Leben eines „lebenslangen unentgeldlichen Praktikanten ist ein Conto, wo im „Haben" — Nichts, und im „Soll" ein Register aller guten Eigenschaften steht.

Das Leben eines Sängers ist ein Heldengedicht, wenn der letzte Gesang zu Ende ist, will der Held am meisten bewundert sein.

Das Leben eines Cridatars ist ein Schicksals-Trauerspiel nach jetzigem Geschmacke. Während des Spieles glauben die Leute, sie könnten ihr Schicksal d. h. nach Saphir's Erklärung, ihr Geld, getrost dem Helden überlassen! allein nach seinem Falle und in der Trauer dieses letzten Actes kommen sie leider zu spät zur Erkenntniß, daß der große Vers-Fuß, auf dem der Held lebte, nur leeres Gerede war.

Das Leben einer Tänzerin ist ein Epigramm auf den gesunden Menschen-Verstand, weil sie mit ihren Füßen den gescheidtesten Leuten die Köpfe verdreht.

Das Leben eines Narren ist ein Band moderner Lyrik — wenig gesunde Gedanken und viel Ungereimtes.

Das Leben eines Weisen ist heut zu Tage eine Fabel, worin die Thiere Moral predigen.

Das Leben eines jeden Menschen ist ein Prozeß gegen das Schicksal, der oft Jahre lang dauert. Gleich nach der Geburt klagt der Mensch gegen das Schicksal, denn er weint. Dafür hat dieses gegen jede seiner Bestrebungen eine Einrede voll Widersprüchen, und wenn der Mensch dagegen auch mit aller Anstrengung replicirt, so unterliegt er doch dem duplicirenden Schicksal, bis man die ganzen Lebensacten im Sarge inrotulirt. Allein selbst nach seinem Tode erhält der arme Mensch nur selten ein günstiges Urtheil, obgleich er die ganzen Prozeßkosten zahlen muß.

Lebensalter berühmter Personen. Die Höhe des Lebensalters, die ausgezeichneten Männern der Wissenschaft und Kunst zu erreichen vergönnt wird, würde, wenn man die Notizen darüber vollständig zusammenstellte, zu den interessantesten Betrachtungen Anlaß geben. In der Regel wird es sich zeigen, daß Solchen, die Ausgezeichnetes wirkten, selten eine große Spanne Zeit zugemessen war. Besonders sind es Staatsmänner, die frühzeitig starben, wie Pitt, Fox und Canning in England, Mirabeau in Frankreich u. A. Unter den Gelehrten wurde indeß Baco 64 Jahre alt, Newton 84, Leibnitz und Galiläi 70, Göthe 83. Dagegen findet sich unter 1700 bekannt gewordenen Personen aus allen Klassen der Gesellschaft, die ihr hundertstes Jahr erreicht hatten, nur ein einziger Mann der Literatur, nämlich Fontanelle. Den plastischen Künstlern scheint es, besonders in Italien, vergönnt zu sein, sich vorzugsweise einer längern Lebensdauer zu erfreuen: Tizian wurde z. B. 96 Jahre alt, Gianello 99, Michael Angelo 90, Leonardo da Vinci 75, Calabresi 86, Claude Lorrain 82, Carlo Maratti 89, Tintoret 82, Sebastian Ricci 78, Crespi 74, Carlo Dolce 70, A. Sarchi 74, Zucharelli 86, Vernet 77.

Lebensart. Was ist Lebensart? Wenn ein junger Mann an der Seite eines Mädchens sitzt, und ihr den Tabackrauch in's Gesicht bläst, so ist das Lebensart. Wenn die Damen im Theater ihre ungeheuren Capuchons aufbehalten, damit die hintern gar nichts sehen können, so ist das wieder Lebensart. Wenn der junge Herr seine Dame rechts gehen läßt, weil es links trocken ist, so ist das nur Lebensart; und wenn der Gemahl fein zu Hause bleibt, während die Frau im Theater sitzt, so ist das nur Lebensart; und wenn der Herr in's Kaffeehaus geht, während die gnädige Frau Besuche empfängt, so ist das wieder nur Lebensart. Sie sehen also, meine freundlichen Leser und Leserinnen, Lebensart ist nicht die Art wie man leben soll, sondern es ist die Art wie man sich das Leben süß, und Andern bitter machen kann. S.

Lebensart besitzen, heißt: anders reden und scheinen, als man ist.

Lebenslänglich. Ein durch England Reisender bemerkte die Leichname zweier Verbrecher am Wege hängen, wovon der Eine an einem Stricke, der Andere aber an Ketten hing. Auf seine Frage, warum dieses so sei, antwortete ihm Jemand: „Der am Stricke sei ein minderer Verbrecher gewesen und werde Abends herabgenommen; der Andere aber müsse lebenslänglich in den Ketten hängen bleiben!

— Ein Räuber stand auf der Schandbühne; auf der Tafel, welche an seinem Hase hing, standen die Worte: „Wegen Raubes zum lebenslänglichen schweren Kerker verurtheilt." — Einer der Zuseher sagte: „Der arme Mann, er muß wenigstens 60 Jahre alt sein, der hält seine Strafe nicht mehr aus."

— Der junge Fürst eines kleinen Herzogsthums durchreis'te sein Land und besah Alles, auch die Gefängnisse. Seine milden Gesinnungen offenbarten sich in allen Anordnungen, unter anderm auch darin, daß er allen Verbrechern, welche zur lebenslänglichen Kerkerstrafe verurtheilt waren, Ein Jahr der Strafe erließ.

Lebenslänglich. Ein junger aber keineswegs hübscher Mensch wollte sich für seine Geliebte malen lassen, und begab sich daher zu einem Künstler mit dem Ersuchen, ihm ein sprechendähnliches, aber recht schönes Porträt verfertigen zu wollen. „Wie wollen Sie porträtirt sein," fragte der Maler, „als Brustbild oder als Kniestück?" „Um einen recht guten Eindruck hervorzubringen," war die Antwort, „bitte ich mich lebenslänglich zu malen."

Lebensmuth. Nicht Fühllosigkeit, nicht kühner verzweiflungsvoller Leichtsinn gibt Lebenskraft, nur die Ruhe; eine heilige, durch tausend Schmerzen errungene Ruhe. Friedr. Birken.

Lebensperioden. Ein methodistischer Prediger in England verglich einmal die Jugend mit einem Komma, das Mannsalter mit einem Semikolon, das Alter mit einem Kolon und den Tod mit dem Punkt, der den Satz schließt. Zukunft und Ewigkeit mit einer langen Pause.

Lebensregeln. 1. Wenn du viel gearbeitet hast, und sehr ermüdet bist, so geh' Abends nicht in's Theater, denn sei versichert, du wirst ohnehin schlafen.

2. Wenn deine Frau dir schmeichelt, so greife schnell in die Tasche, denn sei versichert, sie will etwas.

3. Wenn ein Mann dir schmeichelt, so verzeih ihm nur gleich im Stillen, denn sei versichert, er will dich betrügen oder er hat dich betrogen.

4. Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach, mein Theuerster!“ so komm' ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitt' Sie, haben Sie nicht fünf Gulden bei sich?“ denn sei versichert, er wollte dich um dasselbe fragen.

5. Wenn du von einem Recensenten gelobt sein willst, so mache ihm ein Geschenk, denn sei versichert, so was hilft immer.

6. Wenn du einem Recensenten etwas schenkst, so schenke ihm baares Geld, denn sei versichert, da triffst du seinen Gusto gewiß.

7. Wenn du einen Künstler lobst, so lob' ihn nie auf Credit, denn sei versichert, wenn er einmal gelobt ist, vergißt er dich!

8. Wenn du den Kopf zum Fenster hinaus steckst, so thue es nie, ohne die Obrigkeit zu preisen, denn sei versichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufsicht wäre, gewiß gern einen Topf Wasser über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du bist.

9. Im Theater kokettire immer mit fünfundzwanzig Frauenzimmern auf ein Mal; denn sei versichert, zehn kokettiren mit dir, um sich über dich lustig zu machen; fünf, um ihre Nachbarinnen auf den „eingebildeten Laffen“ aufmerksam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Instinkt, alle fünfundzwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben!

10. Trau der ganzen Welt so wie dir, denn sei versichert, der Mensch soll sich selbst nicht trauen.

11. Wenn du in der Gunst des Publikums steigst, so denke an Eulenspiegel und weine, denn sei versichert, du wirst wieder heruntersteigen.

12. Wenn dir ein Frauenzimmer sagt: „Du hast mein Herz erschüttert!“ so glaub's und — bau nicht darauf, denn sei versichert, auf einen Boden, der einmal erschüttert ist, soll man nicht bauen.

13. Kaufe nie etwas zu einem „festgesetzten Preis,“ denn sei versichert, wenn der Preis ehrlich wäre, hätte man ihn nicht festgesetzt.

14. Wenn du einem Frauenzimmer unter den Hut sehen willst, und es senkt den Kopf, als ob es etwas auf der Erde suche, so grüble nicht weiter, denn sei versichert, wenn es schön wäre, es würde zum Himmel hinaufgesehen haben, ob es nicht regnet. S.

Lebensregeln.

Verträume die Zeit, verlern' das Denken,
Und mache stets ein Schafsgesicht,
Laß dich von jedem Ochsen lenken,
Und wenn er stößt, so mucke nicht!

Lebensregeln. Ein indischer Spruch sagt: Kind! wann Du in die Welt kommst, weinst Du, und Alles lacht um Dich her; sorge, daß, wenn Du vom Leben scheidest, Alle weinen und Du allein lächelst.

Goldene **Lebensregeln.** Ein junger Mönch bat einen alten, der in einem Kloster lange gelebt, und sich des Oberen und der Mönche allgemeiner Gunst erfreute, er sollte ihm doch im Vertrauen melden, durch was für Lebensregeln er sich solches Glück zu Wege gebracht. Dieser gab zur Antwort: er hätte stets folgende drei Regeln gehalten: immer von seinen Vorgesetzten nur Gutes zu reden, seine Pflicht leidlich zu thun, Alles gehn zu lassen, wie es geht.

Besondere **Lebensweise.** Ein Marquis von Wincheſter, der unter der Regierung Carls des Zweiten lebte, pflegte Abends um sechs Uhr sein Mittagsmahl zu halten, und blieb volle zwölf Stunden bei Tafel sitzen. Abwechselnd aß er und trank, ließ Musik machen, unterhielt sich mit den Gästen, und rauchte seine Pfeife. Seine Gesellschaft konnte indessen thun, was ihr gefiel; aufstehen, schlafen, spazieren gehen, u. s. w. Abgedeckt wurde nie; Schüsseln und Flaschen kamen nicht vom Tische. Wurde es Morgen, so pflegte er auf die Jagd zu gehen; bei schlechtem Wetter war Ball. Um eilf Uhr Vormittags ging er schlafen, und fing Abends um sechs Uhr die gewohnte Lebensweise wieder an.

Monument des Schauspielers **Leburna.** Das Pesther National-Museum besitzt die interessante Grabschrift des Schauspielers Leburna, der einem Provinzial-Theater der römischen Colonien auf dem heutigen ungarischen Boden angehört haben muß. Der Stein ist beschädigt und Manches aus der Inschrift unverständlich, doch läßt sich für die schönen Leserinnen so viel davon treu verdeutschen, daß dieser Künstler das hohe Alter von ungefähr hundert Jahren erreicht hatte, ein historisch-diplomatischer Beweis, daß zu jenen Zeiten weder Rossinische Kunstwerke noch Cavallerie-Melodramen an der Tagesordnung waren. Er muß ein tragischer Künstler gewesen sein, da in der Grabschrift bemerkt wird, daß er gar oft, endlich aber im vollen Ernst gestorben sei. Die Inschrift folgt hier wörtlich:

D. M.
POSITVS EST HIC LEBVRNA
MAGISTES MIMARIORVM
SI VIXIT. ANNOS. PLVS
VNVS. CENTVM
QVOTIES MORTVVS
SET. SIC. NVNQVAM
SAD SVPEROS BENE
LERAE.

(NB. In der 3. 4. und 5. Zeile sind die Anfangsbuchstaben beschädigt, ohne sie zu zeichnen glaub' ich doch, daß ich einen richtigen Begriff darüber gegeben habe.) A. v. K.

Welche ist Ihre liebste **Lectüre?** wurde Jemand gefragt. — „Les' ich am liebsten Speiszettel," war die Antwort.

Lectüre. Eine junge Dame erzählte einem ihrer Bekannten: „Jetzt hab' ich eine recht interessante Lectüre, eine allerliebste Sammlung von romantischen Erzählungen." Der Bekannte ließ sich das Buch zeigen und es war eine Uebersetzung von Plutarchs Lebensbeschreibungen. — „Das sind keine Romane, mein schönes Fräulein," sagte er, „das sind wahre Geschichten." — „Ach so!" sagte sie, und von dem Augenblicke an las sie keine Zeile weiter in Plutarch.

— Ein junger Herr. Welche Gattung Lectüre ist Ihnen denn die liebste?

Das Mädchen. Pfui, mein Herr, was denken Sie von mir, ich kenne diese Thiere gar nicht.

Ledig sagt man in manchen Gegenden statt „einzig." Ein gewisses Gasthaus wurde außerordentlich durch Ungeziefer beläftigt. Ein Reisender, der vergebens die Nacht hindurch zu schlafen versucht hatte, beschwerte sich des Morgens bei der Wirthin darüber. „Wie kann denn das sein," versetzte diese, „wir haben doch nicht eine ledige Wanze im Hause?" — „Das kann sein, meine liebe Frau, sie sind alle verheirathet und haben sämmtlich eine zahlreiche Familie."

Leere. Ein Stutzer, der, wie die meisten seiner Collegen, sich keineswegs durch Verstand auszeichnete, kam eines Abends zeitig in's Theater, und als er nur wenige Zuschauer wahrnahm, sprach er, mit der Hand nach der Stirne fahrend und die Haare in Ordnung bringend: „Hu — da ist's leer!" — „Na, das freut mich, daß Sö das endlich ein Mal einsehen," sagte darauf ein Wiener, „i hob's Ihnen schon lang sagen wollen."

Leeren. Ludwig XVIII., König von Frankreich, arbeitete im Jahre 1822 in seinem Kabinette mit dem Minister Baron de L**. — Der Minister nahm seine Tabacksdose aus der Tasche, und setzte sie neben sich auf den Tisch; bald darauf holte er auch sein Taschentuch hervor und legte es auf die andere Seite. — Der König sah dies, und sagte lächelnd zu ihm: „Lieber Baron! Sie leeren ja Ihre Taschen aus!" — „Ach, Sire! verzeihen Sie! allein es ist doch immer besser, als wenn ich Sie füllte."

Leerheit. Man frühstücke die Versprechung eines Vornehmen, speise Mittags die Gründlichkeit eines französischen Sprachmeisters, und soupire Abends den Geist eines Kalligraphen, und man kann versichert sein, daß man mit leerem Magen zu Bette geht. S.

Leer zu vermiethen. Sheridans Sohn, dem witzigen Vater nicht gewachsen im geistigen Wettkampfe, kam von der Universität Cambridge zurück. „Nun, welchem Berufe willst Du Dich widmen, welche Laufbahn wählen?" fragte der Vater. — „Je nun," antwortete der Sohn, „ich lasse mich zum Parlamentsgliede wählen, und ich will auf meine Stirn: „zu vermiethen" (tolet) schreiben." — „Aber vergiß nur nicht hinzuzusetzen: „infurnished" (d. h. unmöblirt, leer), versetzte der Vater.

Lefebvre. Der Schneider Molin, der seinen Laden im Palais Royal hatte, war eines Morgens beschäftigt, seine fertigen Kleidungsstücke daran aufzuhängen, als ihn Jemand derb auf die Achsel klopfte. Aergerlich drehte er sich um und sah einen großen starken Mann im Generalshute und großem Mantel vor sich stehen, unter welchem die goldgestickte Uniform und das große Band der Ehrenlegion sichtbar wurden. „Wie gehts, Molin?" fragte der Soldat. — „Nicht ganz schlecht", antwortete der Schneider in großer Verlegenheit und ohne es zu wagen, die Hand zu berühren, die ihm der Soldat entgegenhielt. „Nun, bist Du so reich geworden, daß Du Deine alten Freunde verachtest?" fuhr der Andere fort. — „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr General, aber ich habe nicht die Ehre . .", stammelte der Schneider. — „Was, nach zehn Jahren kennst Du Deinen besten Freund nicht mehr, mit dem Du so manches Glas Wein getrunken hast, den Franz Joseph Lefebvre! Ziere Dich nicht, Alter! Komm an mein Herz, wenn ich auch Marschall und Herzog von Danzig bin.. Ich lade mich zum Frühstück bei Dir ein; laß was Gutes holen. Wir trinken auf unsere Jugend und morgen Mittag kommst Du zu mir; meine Herzogin ist auch nicht stolz, denn sie hat es nicht vergessen, daß sie das Marketenderfäßchen getragen hat." Molin war außer sich vor Freude; er lief hin und her, rief seinen Gesellen zu: seht, das ist mein Freund Franz! und gab tausend verkehrte Befehle zum Frühstück. — Der Herzog von Danzig hatte sich unterdeß an eine Säule gelehnt und erschrak fast nicht weniger als vorher sein Freund, als ihn jetzt Jemand auf die Achsel klopfte. Er riß sogleich den Hut herunter und stammelte einige Worte, als der eben Angekommene sagte: „Ich habe meine Börse vergessen oder man sie mir gestohlen. Ich trat in ein Kaffeehaus und als ich bezahlen wollte, hatte ich kein Geld. Helfen Sie mir aus der Verlegenheit und bezahlen Sie den Kellner da, der mir gefolgt ist." Der Mann, der

ſo ſprach, war noch ziemlich jung und trug einen eben ſo ſchlechten blauen Rock als alten runden Hut. Als der Kellner befriedigt war, nahm der Mann den Arm des Marſchalls und führte ihn ohne Umſtände fort. „Und unſer Frühſtück?“ rief der Schneider ſeinem Freunde nach, der ihn durch geheimnißvolle Winke zum Schweigen zu bringen ſuchte. Während der Schneider in ſeinen Laden trat und ſeine üble Laune an ſeinen Geſellen ausließ, ſagte der Unbekannte zu dem Marſchall: „Ich treffe Sie zu gelegener Zeit. Sie werden mich begleiten und eine intereſſante Bekanntſchaft machen. Ich gehe zu Berthollet, um ihm 100,000 Thaler zu überbringen.“ — „Ich kenne den Mann nicht.“ — „Gleichviel; er iſt ein berühmter, verdienter Mann, ein großer Chemiker, der eben eine wichtige Entdeckung gemacht hat.“ — Das war dem Herzoge von Danzig gleichgültig; denn dieſer kannte kein Verdienſt als das militäriſche, aber er mußte mitgehen und eine lange, für ihn langweilige Unterredung ſeines Begleiters und des Chemikers mit anhören. Nach Beendigung derſelben nahm der Unbekannte wieder den Arm des Marſchalls, ſtieg mit ihm in den erſten beſten Fiaker und brachte ihn in das Palais Royal zu dem Schneider zurück. „Hier bringe ich Ihnen Ihren Gaſt wieder“, ſagte er zu Molin. „Er ſieht dem Frühſtücke mit Ungeduld entgegen.“ — „Wollen Sie uns Geſellſchaft leiſten?“ fragte der Schneider höflich. — „Ich danke; Geſchäfte nöthigen mich, ſogleich nach Hauſe zu gehen.“ — „Nun ich habe für Delikateſſen geſorgt“, fuhr der Schneider ſtolz fort, die Sie wahrſcheinlich nicht alle Tage haben.“ — „Es thut mir leid; laſſen Sie mir nur den Fiaker näher kommen.“ — Das geſchah und der Fremde entfernte ſich. — „Wer iſt denn der Mann in dem alten abgeſchabten, ſchlecht gemachten Rocke?“ fragte der Schneider ſeinen Freund; „Du könnteſt ihn auffordern, ſich bei mir einen neuen machen zu laſſen.“ — „Du würdeſt da einen berühmten Kunden haben . . Aber wie ſteht es mit dem Frühſtück?“ — „Es kommt ſogleich; ſage mir nur, wer der Mann iſt.“ — „Der Kaiſer“, antwortete der Marſchall. — Der Schneider wäre vor Schrecken beinahe umgefallen, als er das hörte. „Der Kaiſer Napoleon?“ fragte er ſtaunend. Aber bald erholte er ſich und ſetzte hinzu: „Das hätte ich nicht geglaubt . . Ein ſo großer Mann und hat einen ſo ſchlechten Schneider! Er muß bei einem erbärmlichen Pfuſcher arbeiten laſſen.“

(Modenzeitung.)

Von dem Marſchall **Lefebvre** (Herzog von Danzig), der vor der Revolution Sergeant der franzöſiſchen Garde war, durch ausgezeichnete Kriegsthaten aber bis zu jenem hohen Range emporſtieg), erzählt man nachſtehende vortheilhafte Züge: Im Jahre 1794, noch zur Zeit des Terrorismus, ſagte ein bei der Armee befindlicher Volksrepräſentant zu Lefebvre, der damals Diviſionsgeneral war: „General, ich

weiß, daß Sie in Ihrem Corps Personen aus der Classe des Adels an ihrem Posten lassen. Das Gesetz verwirft solche. Zeigen Sie mir dieselben an, denn ich muß hier die Absichten der Regierung erfüllen." Die Antwort war: „Ich kenne unter meinem Befehle nur Krieger, die des Vaterlandes, welches sie bis auf diese Stunde vertheidigt haben, würdig sind. Ich bin Bürge für Alle, und nehme Keinen aus." Nach dieser festen Erklärung ward Niemand in seinem Heere verhaftet und entsetzt. — Als Lefebvre von Bonaparte zum Herzog von Danzig ernannt war, besaß er ein Landgut zu Cambant, im Departement Seine und Marne. In dem Schlosse befand sich ein sehr großer Schrank, welchen eines Tages seine Gattin ihrer Freundin, der Baronin Legarde, Frau des Präfekten, öffnete. Was enthielt dieser Schrank? Verschiedene Kleidungsstücke, welche der Herzog und die Herzogin seit ihrer Heirath nach einander getragen hatten; nämlich: geringe Volkstracht und zuletzt den Herzogsmantel. „Mein Mann und ich", — sagte die Marschallin: „hatten ein Vergnügen daran, dieses aufzubewahren; zudem," — fuhr sie lächelnd fort: „ist es nicht übel, wenn man diese Sachen zuweilen beschaut; man vergißt sich dann nicht." — Als die ersten fremden Truppen in die Hauptstadt einzogen, kam der Herzog von Danzig, nach der Abdankung Bonaparte's, von Fontainebleau nach Paris, und wurde dem Kaiser von Rußland vorgestellt. „Sie waren also, Herr Marschall, nicht unter den Mauern dieser Stadt, als wir anlangten?" fragte Alexander. „Nein, Sire!" war die Antwort; „wir hatten das Unglück, nicht zur rechten Zeit eintreffen zu können." — „Das Unglück?" erwiederte der Monarch: „es ist Ihnen also leid, mich hier zu sehen?" — „Sire!" versetzte der Marschall: „ich sehe mit Bewunderung und Dankbarkeit einen Krieger, der, obschon noch jung, sich im Siege zu mäßigen weiß; — aber auch mit Schmerz erblicke ich einen Sieger in meinem Vaterlande." — „Ich wünsche Ihnen Glück zu solchen Gesinnungen, Herr Marschall", erwiederte der Kaiser: „meine Achtung wird dadurch erhöhet." — Der Marchall Suchet sagte von Lefebvre: „Seit dem Anfange des Krieges schuf er sich eine eigene Taktik. Sein militärisches Genie fand auf dem Schlachtfelde, ohne vorherige Combination, außerordentliche Hülfsquellen, um den Sieg zu fesseln. In den meisten der Hauptvorfälle, wo er sich befand, entschied er auf glänzende Weise durch seine seltene Unerschrockenheit, womit er die Soldaten anfeuerte, sie durch Vertrauen an sich band, zu den größten Thaten antrieb und in den schwierigsten Momenten in strengster Ordnung zu halten wußte."

Der Marschall **Lefebvre** und seine Gemahlin. Der Marschall Lefebvre, der Eroberer von Danzig, war gemeiner Soldat gewesen, und seine Frau eine Wäscherin. Durch Heldenthaten und Glück stieg er

zum Marschall und Herzog empor; sie konnte indessen die frühere Sprache nie ablegen und spielte die Rolle der vornehmen Dame immer auf eine höchst burleske Art. Jedoch auch die Redlichkeit, Dankbarkeit und Gutmüthigkeit blieb ihr wie ihm. Eines Tages hatte der Schweizer einen alten Offizier abgewiesen, der traurig seine Karte zurückließ. „Ach, sieh da, mein ehemaliger Major hat mich besuchen wollen!" rief der Marschall, sie anblickend. „O, es thut mir nur leid, daß er nicht heraufgelassen worden ist." — „Was?" rief ungestüm die Marschallin, „unsern alten Major? Und man hat ihn nicht hereingelassen? — Kerl!" wendete sie sich zum Schweizer, „suche gleich den Major auf, oder ich jage Dich fort! Weißt Du wohl, daß wir ohne den Major gar nicht so weit gekommen wären?" Der Schweizer hatte nicht wenig Mühe, den Major zu finden. Endlich brachte er ihn. Der Marschall und seine Gemahlin empfingen den alten Krieger wie einen alten Freund. „Was können wir für Sie thun," fragte zuletzt die Herzogin. Er hatte sich schon lange mit Unterrichtgeben beschäftigt und hätte gern eine kleine Stelle bei der Universität gehabt. — „Dafür lassen Sie mich sorgen!" tröstete ihn die alte Freundin. Noch am nämlichen Abende sprach sie mit der Kaiserin; sie sprach mit dem Großmeister der Universität Fontanes. Man vergaß dort und hier, auf den alten Major Rücksicht zu nehmen. Bald nachher ward sie bei Josephinen zum Spiel eingeladen. „Sie mag sich mit ihrem Spiel zum Teufel packen! Warum hat sie nicht den Major meines Mannes angestellt!" ließ sie zurücksagen. Dies half. Die etwas gemilderte Antwort ward Josephinen hinterbracht, welche dem Major nun schnell eine Anstellung im Bureau des Kriegsministers verschaffte.

Der Marschall **Lefebvre** belagerte Danzig, nahm die Festung, aber nach Napoleon's Rechnung nicht schnell genug. „Ich muß durchaus wissen, woran das liegt," sagte er; „ich begreife die Berichte Lefebvre's nicht. Denon, reisen Sie sogleich zu ihm und bringen Sie mir einen Plan des Platzes." — Nach einer Viertelstunde war der bereits über sechzig Jahr alte Denon auf dem Wege, erschien bei den Vorposten des Belagerungsheeres, verlangte den Marschall zu sprechen und theilte ihm seinen Auftrag mit. Lefebvre kannte den Künstler nicht, hielt ihn für einen Spion von Napoleon, gab ihm einen muthigen Grenadier als Führer und schickte ihn an die gefährlichste Stelle, um dem muthmaßlichen Spion eine derbe Lehre zu geben. Denon folgte seinem Führer und bald waren sie über die Linien der französischen Batterie hinaus. Die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren. Endlich fand Denon ein Loch, das eine Haubitzenkugel geschlagen hatte, kroch hinein, nahm sein Portefeuille und fing ganz ruhig zu zeichnen an. Dem braven Grenadier wurde es an dieser gefährlichen

Stelle doch unheimlich, so daß er den Fremden fragte, ob er lange da zu bleiben gedenke. Denon schickte ihn zurück. Unterdeß reuete es den Marschall, daß er den Fremden einem fast gewissen Tode ausgesetzt habe, besonders als ihm der Grenadier erzählte, was geschehen sei. Er eilte Denon entgegen und rief in kriegerischem Enthusiasmus: „Nein, Du bist kein Spion, sondern der Bravste der Braven. Ich danke dem Kaiser, daß er mir Deine Bekanntschaft verschafft hat. Der Kaiser will eine genaue Beschreibung des Platzes; die gefährlichste Seite kennst Du, die andere werde ich Dir selbst zeigen." Dieß geschah, und Denon zürnte über die erste Aufnahme nicht, die er gefunden.

Wenige Tage nach der Einnahme von Danzig ließ Napoleon den Marschall **Lefebvre** schon um 7 Uhr des Morgens zu sich rufen, um den Heldenmuth, den er bei Eroberung der Festung bewiesen, zu belohnen. Lefebvre eilt sogleich hin und läßt sich beim Kaiser ansagen, der eben mit Berthier arbeitete. „Ah, ah!" rief er, „ich sehe mit Vergnügen, daß der Herzog so bald seine Toilette gemacht hat." Darauf wandte er sich zu dem Ordonnanzofficier und sagte: „Sagen Sie dem Herzog von Danzig, daß ich ihn nur darum so zeitig rufen ließ, um das Vergnügen zu haben, mit ihm zu frühstücken." — Der Officier machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß kein Herzog, sondern der Marschall Lefebvre seine Befehle erwarte. „Monsieur," erwiederte der Kaiser, „wenn ich einen Herzog mache, werden Sie das für ein Mährchen halten?" (Französisch: lorsque je fait un duc, le prenez vous pour un conte? Ein unübersetzbares Wortspiel, da conte Graf und Märchen heißt, und die Stelle auch heißen kann, wollen Sie ihn für einen Grafen halten?") Der Officier war betroffen, der Kaiser aber fuhr lächelnd fort: „Gehen Sie nur, und melden sie dem Herzog von Danzig (er betonte diese Worte), daß wir uns in zehn Minuten zu Tische setzen." — Der Marschall frühstückte mit dem Kaiser und Berthier. Beim Abschied öffnete Napoleon ein Kästchen, nahm daraus ein länglich viereckiges Päckchen und übergab es dem Marschall mit den Worten: „Herzog von Danzig, ich weiß, daß Sie ein Freund von Chocolade sind; hier haben Sie eine vortreffliche. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft." Darauf drückte er ihm die Hand und verabschiedete ihn mit den Worten: „Auf Wiedersehen, Herzog!" Der Marschall, der weder von dem Herzogstitel, womit ihn der Kaiser während des Frühstücks beehrt hatte, noch von dem Geschenke etwas begriff, ahnte eine Ueberraschung in dem Pakete, das er in der Tasche hatte. Er öffnete es, und fand darin nebst dem Ernennungsdiplom zum Herzog von Danzig dreimalhunderttausend Franken in Bankbillets; übrigens aber keine Spur von Chocolade,

an die nur die Form des Paketes erinnerte, worin dies reiche Geschenk enthalten war.

Ein **Legitimist** comme il faut. Auf dem Convoi von Orleans nach Paris befand sich ein Mann, der aus einer riesigen Schnupftabaksdose mit einer wahrhaft ängstlichen Sorgfalt eine Prise nahm. Einer der Mitreisenden, dem dieses Betragen auffällt, wendet sich endlich an denselben, um über diese Sonderbarkeit Aufklärnng zu erhalten. „Sehen Sie, mein Herr, ich bin ein Legitimist mit Leib und Seele; früher, als noch mein König über das schöne Frankreich herrschte, als noch nicht Louis Philipp den Thron eingenommen hatte, schnupfte ich sehr stark, ich rauchte sehr schöne Cigarren, trank sehr oft Malaga und Portwein, denn ich erhöhte durch die auf diesen Luxusartikeln lastenden Steuern die Einnahme meines Königs. Seit der Herzog von Orleans König geworden, rauche ich nicht mehr, ich trinke keine fremden Weine mehr und weil ich das Schnupfen nicht ganz lassen kann, so schnupfe ich sehr selten und stets sehr wenig, damit ich den Juli-König nicht mit bereichern helfe."

Legouvé. Der Generaladvokat Barentin pflegte jährlich den vorzüglichsten Mitgliedern des Advokatenkollegiums eine feierliche Mahlzeit zu geben. — Einst kam bei dieser Gelegenheit der schöne Geist und berühmte Jurist Legouvé neben der Dame vom Hause zu sitzen, die ihn blos nach seinem Ruf als Rechtsgelehrter kannte. — Nachdem die Gegenstände der gewöhnlichen Unterhaltung erschöpft waren, brachte sie die Rede auf das Schauspiel, und war mit dieser Wahl bald um so mehr zufrieden, als sie bemerkte, daß ihr Gesellschafter mit Einsicht und Gewandtheit über das Theater zu sprechen wußte. Sie ließ daher ihrer Sucht zu glänzen freien Lauf; sagte: ihr Lieblingszeitvertreib sei das Theater français, sie besuchte es oft, werde aber dadurch, frei zu gestehen, ungeduldsam gegen Liebhaberbühnen, zumal wenn sie Stücke anhören müßte, die ausdrücklich für dieselben verfertigt worden. — „Kennen Sie etwa," fuhr sie fort: „das jüngst in Anteuil errichtete Theater?" — „Ja Madame." — „Nun, zur Strafe meiner Sünden war ich vergangene Woche gezwungen, dort ein neues Stück: Attille, zu hören." — „Das wundert mich gar nicht," unterbrach Legouvé sie hurtig, „daß Sie damit nicht zufrieden sind; es ist eine meiner Jugendarbeiten, die ich wegen überhäufter Geschäfte nicht habe ausfeilen können, und die einige zu unbehutsame oder nachsichtige Freunde mir abgelockt haben."

Legrand, Marc. Ant., geb. 1673 zu Paris † 1728, Schauspieler und Lustspieldichter, wurde wegen seiner unvortheilhaften Gestalt in einer Heldenrolle ausgepocht. Er trat dann vor und redete das Pu-

blikum folgendermaßen an: „Ich finde, Hochgeehrteste, diese Zeichen Ihres Mißfallens nichts weniger als ungerecht. Meine allerdings unansehnliche Person scheint Ihnen etwas fremdartig zu meiner Rolle. Indeß können Sie sich, meine Herren, wenn es Ihnen sonst beliebt, eher an meine Gestalt gewöhnen, als ich sie zu ändern vermag." Diese Aeußerung wurde mit Beifall aufgenommen und Legrand wurde bald der Günstling des Publikums.

(Ein Verstorbener, der nicht gelebt hat.) Der bekannte französische Seemann Paul **Legrand** starb vor Kurzem im Alter von 71 Jahren. Einige Tage vor seinem Tode schrieb er folgende biographische Notizen nieder, um zu beweisen, daß er nicht gelebt habe. — Leben heißt so viel als genießen; Alles was Leiden, Schmerz, Kummer, Langeweile, getäuschte Erwartung, Verzweiflung ist, so wie auch die Zeit, welche verschlafen wird, müssen wir billiger Weise aus der Lebenssumme streichen. — Als ich sechs Jahre alt war, redete ich mit großer Mühe; mit sieben Jahren schlug ich mir ein tiefes Loch in den Schädel; mit neun Jahren war ich geheilt. Da meine Existenz bis dahin nur aus Stammeln und Schmerzen bestand, so kommen, wie billig, neun Jahre in Abrechnung. — Im zehnten Jahre begann ich meine Studien; ich hatte einen harten Kopf wegen meines zerschlagenen Schädels. In zwei Jahren kannte ich endlich das Alphabet. Der Buchstabe Z hat mir etwa 1400 Streiche eingetragen. Mit zwölf Jahren konnte ich endlich lesen; aber ich war ein Märtyrer des Alphabets. Man versuchte, mir Latein beizubringen, ich vergaß darüber meine Muttersprache, und als ich 15 Jahre alt war, wußte ich gar nichts. Ich war zur Strafe für meine Dummheit fast täglich mit Brod und Wasser abgespeist worden; ich bringe daher wieder sechs Jahre in Abzug. — Dann trat ich bei einem Notar einen Schreiberdienst an, der ein neues Märtyrerthum für mich ward. Ich stand um sechs Uhr auf, heizte den Ofen, schrieb Concepte mit ungeheuer viel orthographischen Fehlern, und erhielt statt des Essens Prügel von den großen Schreibern. Diese von meinem Leben abzurechnende Prüfungszeit dauerte fünf Jahre. — Mit 20 Jahren schickte mich mein Vater, der meiner überdrüssig war, auf die Fregatte „Belle-Poule." Ich wusch das Verdeck, rollte Taue auf, kletterte an den Mastbäumen hinauf, zog die Segel ein, und erhielt täglich 30 Hiebe mit der Beschlagleine. Dies dauerte vier Jahre. — Ich wurde endlich von der Fregatte entlassen, und zum Gewürzkrämer umgewandelt; ich verheirathete mich mit Demoiselle Ursula D., der Tochter eines Drechslers, und erhielt mit ihr ein Heirathsgut von 30,000 Franken, welche auf eine Zuckerfabrik in St. Domingo vorgemerkt waren. Mein Glück war jedoch nur von kurzer Dauer, denn meine Frau hatte ein hölzernes Bein, welches ihr Vater gedrechselt hatte. Die Unglückliche bat mich tausend Male um

Entschuldigung wegen dieses Gebrechens; ich verzieh ihr in Berücksichtigung der Mitgift. Bald aber erhielt ich die Schreckenskunde, daß die Schwarzen auf St. Domingo sich empört, und meine 30,000 Fr. verbrannt hatten. Es blieb mir nichts als das hölzerne Bein meiner Frau. Als ich das 30ste Jahr erreicht hatte, starb meine Frau an den Folgen eines acuten Rheumatismus, der ihr wirkliches Bein befallen hatte. Die sechs Jahre meines Ehestandes sprach ich unaufhörlich zu mir selbst: Welch ein Thor war ich doch, ein hölzernes Bein zu heirathen! Diese sechs Jahre werden also billiger Weise aus meinem Leben gestrichen. — Nachdem also meine ersten 30 Jahre aus meiner Existenz gestrichen worden sind, habe ich mich nur noch über die Anwendung der übrigen 41 Jahre vor dem Publikum zu rechtfertigen. Da ich, wie Jedermann, ein Drittheil meines Lebens, und vielleicht noch mehr geschlafen habe, so sind hierfür 24 Jahre in Abzug zu bringen. Da ich immer sehr an Zerstreuung gelitten habe, so verlor ich ein volles Jahr mit dem Suchen meines Secretärschlüssels. Es wird aber gewiß Niemand behaupten, daß man lebe, wenn man einen Schlüssel sucht; ich bringe daher ein Jahr in Abzug. — Mit Pudern, Frisiren und Rasiren verloren: drei Jahre. — An Zahnschmerzen gelitten: fünf Jahre. — An der Grippe und am Schnupfen laborirt: zwei Jahre. — Eine geraume Zeit meines Lebens ist mir verloren gegangen mit Fragen und Aeußerungen des Verdrusses, z. B. Wie viel Uhr ist es? Ich bin heute schlecht aufgelegt. Wie befinden Sie sich? Ich habe die Ehre ... Wie befindet sich die Gnädige? Ich habe einen schrecklichen Schnupfen. Der Mond hat einen Hof. Es ist abscheulich kothig. Ein entsetzlich langer Winter. O! mein Himmel! Hierfür bringe ich drei Jahre in Abrechnung. — Sechs Monate sind geopfert mit dem Wechseln der Stiefel, und eben so lange habe ich gebraucht, um den Hut zu bürsten, also zusammen ein Jahr. In den Zwischenacten im Theater gelangweilt: ein Jahr. — Mit dem Anhören moderner Dramen und überschwenglicher Meisterstücke unverstandener Genies, sowie mit dem Lesen geistreicher Journalartikel emancipirter Frauen ebenfalls verloren ein Jahr. — Endlich mit Klagen über versalzene Suppen, zähes Beefsteak, harte Eier und Indigestionen verloren: ein Jahr. Totalsumme: 71 Jahre. — P. S. Die einzigen 30 Tage, welche ich gelebt habe, waren jene, welche meiner Hochzeit vorhergingen. Ich war sehr glücklich, wenn ich meine Zukünftige ansah, wie sie auf dem Sopha saß und ihr hölzernes Bein mit einer langen Robe verhüllt hatte. Da ich mich indessen ärgerte, in jenen 30 Tagen auf eine so ungeschickte Weise glücklich gewesen zu sein, so streich ich sie, gleich den übrigen, aus meinem Leben. Ich sterbe also, ohne gelebt zu haben.

Sonderbare **Lehenspflichten.** In der Bretagne mußten die Va-

fallen, wenn die Gemahlin des Lehensherrn im Kindbette lag, alle Sümpfe, Pfützen ꝛc. bombardiren, damit das Froschgequak der gnädigen Wöchnerin nicht beschwerlich fiele. Diese Froschfehdepflicht hieß: „Silence des Grenouilles," das „zum Schweigenbringen der Frösche." — Der Besitzer eines adeligen Gutes in Franken mußte in recognitionem feudi einen Zaunkönig, und ein Edelmann in Oesterreich sogar zwei Maß Fliegen einliefern.

Lehenpflichten. Derjenige, welcher von seinem Herrn irgend einen Besitz zu Lehen empfing, hatte nicht selten komische Pflichten zu erfüllen, deren Vernachlässigung nichts desto weniger den Verlust der Lehen nach sich zog. Bei vielen auf den Lehen haftenden Pflichten sieht man deutlich, daß es, außer der Anerkennung der Lehenherrlichkeit, auf gnädigen Spaß des Lehenherrn abgesehen war. Der Lehenmann mußte vor dem Lehenherrn tanzen, singen, lachen, oder ein Instrument spielen; Andere mußten zwei Maß Fliegen liefern, wie in Oesterreich, oder einen Zaunkönig, wie in Franken; wieder Andere Sporen, Handschuhe, und der Hohenlohe'sche Vasall Bogner zu Augsburg ein paar Hosen, laut Lehenbriefes vom Jahre 1246. Das Stift Herford bekam das beste Pferd, Sattel und Zaum eines verstorbenen Vasallen, oder eine Geldsumme, und die Belehnung der sogenannten Johannislehen im Würzburgischen Stift Neumünster geschah mittelst eines Federkiels. In der Abtei Clugny hatte der Kellermeister den Wein zu Lehen, der das Jahr über aus den Fässern tropfte. Ein anderer Lehenmann mußte vor seiner Verehelichung eine Nacht auf einem Baume zubringen. Den Dominikanern zu Soest mußte ein Lehenbauer jährlich ein Ei bringen auf einem Wagen mit vier Pferden, und dem Frauenkloster Remiremont das Dorf St. Mourier jeden Pfingstsonntag Schnee liefern, im Unterlassungsfalle aber zwei weiße Ochsen; die Aebtissin aber trat hervor und kredenzte den Bauern einen Schluck Wein aus einem hölzernen Kruge, welcher mit Ochsenmist umschmiert war.

Lehrgeld. Man zahlt es für die Lehrjungen, damit sie, wenn sie durch einige Jahre die Dienste der Küchenmagd verrichtet haben, von dem Meister frei gesprochen werden, und die Erlaubniß erhalten, auf ihren Reisen etwas zu erlernen.

Was ist ein Lehrjunge. Bei einer Schulprüfung gab der Bischof folgende Rechnung auf: „27 Maurer brauchen zur Aufführung einer Mauer 14 Tage, wie viel müßte man Maurer haben, wenn diese Arbeit um 3 Tage früher fertig werden sollte." Da nun brachten die Kinder einen Bruchtheil heraus. „Aber," sagte der Bischof, „halbe Arbeiter gibt's ja nicht." — „O!" rief ein kleines Mädchen, „das wird holt ein Lehrbuer sein."

Leibspeisen. Den Character eines Volkes erkennt man aus seinen Sprichwörtern, aus seinen Carricaturen, aus seinen Volksfesten, ja sogar aus seinen Leibessen! Das deutsche Sauerkraut ist die Symbolik unserer ewig säuerlichen, halb ausgegohrnen Stimmung und obendrauf die lange Bratwurst unseres Raisonnements. Der englische Pudding ist die Mehlspeisographie des Engländers, den die ewig kochende Natur einschlug in die blasse Serviette seines gebleichten Ichs, und hineinhing in die Jauche des Lebens. Maccaroni mit Parmesan ist die geschnittene, lare, zähe Dehnbarkeit der italienischen Canzone und der Goldonischen Lustspiele. Die französische Küche, ein Ragout aux fines herbes ist das gekochte Symbol französischer Politik, französischer Literatur, französischer Empfindung: Viel Zungenkitzelei und wenig Sattmachendes, viel Gewürz und wenig Grundstoff, viel rhetorische Sauce und wenig positives Grundwissen. Das Dictionaire der französischen Gourmandise, die Phraseologie der französischen Kammern, und die Metaphorik der französischen Romantik können ohne Handwörterbuch der Synonymen nicht unterschieden werden. Ein „Backhändel" ist das Sinnbild eines fröhlichen Wesens, welches im lustigen Taumel bei einem Strauß'schen Walzer mit sich selber in den „Breseln" gewalzt hat, und nun alle Leute zum Essen einladet. Ein Backhändel ist ein partielles Volksbild in Butterbresel-Manier. In den Volksfesten springt der Character des Volkes in den schärfsten, hellsten und bezeichnendsten Umrissen hervor. — Ein Volksfest ist ein edler Seelenrausch, und im Rausche gibt sich jede Wahrthümlichkeit kund! S.

Das Leichenconcert. Während der großen Pest, die zu London im Jahre 1665 wüthete, fuhren Nachts immer mehrere Wagen durch die Stadt, um die Leichen der an der Epidemie Gestorbenen, die in den Straßen aufgehäuft lagen, zum Thore hinauszuschaffen. Um diese Zeit berauschte sich ein armer Mensch, der mit Flötenspiel seinen Lebensunterhalt gewann, und wahrscheinlich am Tage gerade eine gute Einnahme gehabt hatte, Abends gar sehr, und schlief am Eckstein vor einem Hause fest ein, die Flöte in der Tasche, seinen treuen Hund zur Seite. Der schwarze Todtenwagen kam auch durch die Straße, wo er lag, die Arbeiter packten auch ihn an, ohne ihn aufzuwecken, und warfen ihn auf den Wagen, mitten unter die Leichname. Ihm folgte sein treuer Hund, und dessen unablässiges Geheul weckte den Herrn, der, noch immer nicht wissend, wo er war, mechanisch seine Flöte aus der Tasche zog, und ein einfaches Klagelied anstimmte. Es war die höchste Zeit, denn wenige Minuten später wäre er dort hingeworfen worden, wo das Talent eines Drouet ihn nicht würde haben erretten können. Aber man stelle sich das Entsetzen der Arbeiter vor, als sie den Todtgeglaubten sich aufrichten sahen, als dieser durch das

öde Reich des Schweigens den Laut des Lebens aushauchte. Man stelle sich das gräßliche Erwachen des Unglücklichen vor, als er im Spielen um sich blickte, nnd das furchtbare Bild der Verwesung, die Leichen der Verpesteten sah. — Der berühmte englische Bildhauer jener Zeit, Cajus Gabriel Cibber, schnitzte diese Gruppe in Marmor, den Menschen mit seiner Flöte und seinem Hunde: die Sage versichert, daß sie sehr ähnlich ist. Sonst gehörte sie dem Herzoge von Argyle, wurde nach dessen Tode 1761 verkauft, und ist gegenwärtig, wie es heißt, wieder in London zu Kauf ausgestellt, wo sich denn in der Straße Lotenham-Court-Road unzählige Neugierige täglich um das Bildwerk versammeln.

Die **Leichenlieferantin.** Bekanntlich fällt es den Aerzten in England sehr schwer, Leichname Behufs der Anatomie zu erhalten und sie müssen oft diese mit Geld aufwiegen. Es gibt daher Personen, die die Leichen heimlich ausgraben und den Anatomen verkaufen, so strenge dieses auch verboten ist. Diejenigen Menschen, die sich damit abgeben, nennt man Auferstehungsmänner. Ein solcher hatte einst dem Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam an einem bestimmten Tage versprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungeduld; er kam nicht, dagegen eine Frau, die ihm aber, statt einer weiblichen, eine männliche Leiche brachte. „Wer seid Ihr," fragte Hunter. — „Die Frau des Leichenlieferanten." — „Aber Ihr bringt mir ja eine männliche Leiche; ich bestellte ja eine weibliche." — „Lieber Herr!" versetzte sie, „das hat seine Ursachen. Mein Mann wollte die versprochene weibliche Leiche bringen, da ertappten ihn aber die Wächter und erschossen ihn. Ich bringe Ihnen nun meinen Mann dafür, und hoffe, daß Sie die arme Wittwe ferner mit Ihrem Zuspruch beehren werden."

Leichtgläubigkeit. Zu Brighton in England wurde einst durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht, daß Jemand an einem bestimmten Nachmittage auf offener See spazieren gehen würde. So unglaublich dies auch klang, so glaubte man der Nachricht doch. Alles, was fahren, reiten und gehen konnte, fand sich zur festgesetzten Stunde am Strande, und er wimmelte von Wagen, Pferden und Menschen. Allein es verging eine Stunde nach der andern, ohne daß sich der Wundermann sehen ließ. Endlich brach der Abend an und man sah noch keine Anstalt zum Spaziergange auf dem Wasser. Man war gezwungen, sich bei dunkler Nacht nach Hause zu begeben. Am folgenden Morgen las man an allen Straßenecken die Nachricht, daß zwei Personen mit einander gewettet hätten, ob es möglich sei, daß eine so unglaubliche Ankündigung Glauben finden würde. Der Gewinner dankte zugleich dem Publikum für seinen guten Willen.

Leichtgläubigkeit. Herr T*, ein pariser Kaufmann, ging jüngst aus seiner Wohnung in der rue Saint-Honoré und begegnete auf der Treppe einem Menschen, welcher ein ziemlich großes Paket trug, und etwas bestürzt schien, als ihn der Kaufmann fragte, was er hier wolle. Der Unbekannte faßte sich jedoch bald, und erwiederte, daß er das Versatzamt suche. „Es gibt kein solches in diesem Hause," sagte Herr T* barsch. — „Ah, dann bitte ich um Verzeihung," entgegnete demüthig der Mensch mit dem Paket, „ich bin erst seit Kurzem in Paris, und werde wahrscheinlich die Adresse nicht gut gemerkt haben." — „Es befindet sich ein Commissionär einige Häuser weiter," entgegnete Herr T*, der sich von der schwermüthigen Miene des Fremden täuschen ließ, „aber warum schleppt Ihr denn Euer Gepäck mit herum?" — „Ach, mein Herr, meine Lage ist nicht die glücklichste, wir sind nach Paris gekommen, mein Weib und ich, um irgend eine Beschäftigung zu finden, aber bis jetzt gelang es uns noch nicht. Mein armes Weib ist vor Gram krank geworden, und um ihr einige Erleichterung zu verschaffen, habe ich mich aufgemacht, um diese Sachen zu versetzen." — „Haltet, mein braver Mann, Eure Lage rührt mich," sagte Herr T*, und wühlte in seiner Börse; „behaltet Eure Sachen und kommet wieder zu mir, ich will Euch zu einer Arbeit verhelfen." — Der Mann nahm, was ihm angeboten wurde und entfernte sich unter Danksagungen. Einige Augenblicke später kam der Bediente des Herrn T* ganz bestürzt zu seinem Herrn, und erzählte ihm, daß man die Thüre seines Zimmers erbrochen und ihm sein Geld und seine Sachen genommen habe. Herrn T* fiel sogleich der Mann bei, gegen den er sich so leutselig benommen, und um sich selbst für seine Leichtgläubigkeit zu bestrafen, entschädigte er den Bedienten für seinen Verlust.

— In einer lustigen Abendgesellschaft erzählte ein Spaßvogel über Tische, daß er einmal einer Execution beigewohnt, wo der Scharfrichter den Deliquenten so meisterhaft bedient, daß, als das Schwert schon durch den Hals gewesen, doch der Kopf noch auf der vorigen Stelle sitzen geblieben sei. Wie nun aber dem Deliquenten, dem es gar nicht eingefallen, daß er schon expedirt sei, die Zeit lang geworden, und er gefragt, ob's denn nicht bald losgehen werde, habe der Scharfrichter gesagt: „Belieben Sie nur an Dero werthem Haupte zu schütteln!" worauf dann, als der Delinquent solches gethan, dasselbe stracks herunter gefallen sei. — Gelächter und Beifall der ganzen Tischgesellschaft folgte dem lustigen Schwanke; nur Jeremias Z. lachte nicht. Staunend und mit offenem Munde hatte er zugehört, aber jetzt als die Lacher eine Pause machten, wandte er sich an den Erzähler und fragte: „Herr! ist das wahr?"

Die **Leiden** sind wie die Gewitterwolken; in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau.

Leiden. Wie ganz anders sind die Leiden des Sünders, und die Leiden des Frommen! Jene sind eine Mondfinsterniß, durch welche die schwarze Nacht noch wilder und schwärzer wird; diese sind eine Sonnenfinsterniß, die den heißen Tag abkühlt und romantisch beschattet, und worin die Nachtigallen zu schlagen anfangen.

Leidenschaft verblendet. Ein Landmann, welcher auf's Feld gegangen war, um in einer Einzäunung ein Loch zu vermachen, fand bei seiner Zurückkunft nach Hause die Wiege, in welcher er sein Kind schlafend zurückgelassen hatte, ganz umgestürzt, und dessen Kleider zerrissen und blutig; neben dem Kinde lag der Haushund, ebenfalls von Blute über und über schmutzig. Der erste Gedanke des erschrockenen Vaters war, daß der Hund das Kind getödtet habe; er schwang daher das Beil, das er in der Hand hielt, und zerschmetterte dem Hunde den Hirnschädel. Nun erst kehrte er die Wiege um und fand zu seinem nicht geringen Erstaunen das Kind gesund und wohlerhalten liegen. Aber er fand noch Etwas am Boden: eine ungeheuere Schlange, leblos auf der Erde, und getödtet durch die Bisse des Hundes, dessen Treue das Kind gegen die Schlange vertheidigt und dessen Muth es auch gerettet hatte. Die Freude über die Erhaltung seines Kindes wurde dem Vater, der nun sah, wie er den treuen Hund getödtet habe, gar sehr verbittert.

Alle **Leidenschaften** heucheln, sie verstellen sich so viel als möglich vor fremden Blicken; es gibt fast kein Laster, das nicht irgend eine trügerische Aehnlichkeit mit einer Tugend nachahmte und benutzte.

Leidenschaften. Der „Komet" sagt: Die Crocodile liegen beim Fliegenfange mit geschlossenen Augen und weit geöffnetem Rachen, und locken durch ihren Moschusgeruch die Fliegen an. Diese setzen sich in die furchtbare Falle. Das Ungeheuer schlägt plötzlich den Ober- und Unterkiefer zusammen, und verschluckt den Raub unter dem Wasser. Die Leidenschaften der Menschen sind auch Crocodile — auch sie locken in's Verderben, in einen Abgrund, der die Verlockten verschlingt, und ihr Duft wirkt so betäubend, wie der Moschusgeruch der Crocodile auf die Fliegen.

Leier. Man braucht nur alle unsere alten und neuen Theatervorhänge zu sehen, so weiß man schon, was man zu erwarten hat — überall die alte Leier! S.

Ein Bedienter in der **Leihbibliothek.** Ein Bedienter kam in die Leihbibliothek, warf zornig ein Buch hin und schrie dabei: „Jetzt lauf ich schon durch vierzehn Tage täglich daher um ein Buch, ich bitte mir aus, daß Sie mir heute einmal das rechte geben, sonst muß ich noch vierzehn Tage laufen."

Leihen. Ein Bettler, der am Wege saß, bat einen Wanderer und sagte: „er wolle Gott bitten, daß er ihn lang gesund erhalte. Der Wanderer zog einen Groschen heraus und sagte: „Hier habt Ihr etwas, und bittet Gott nur für Euch selbst; ich leihe mein Geld nicht auf Wucher!"

Mittel daß man kein Geld **leihen** darf. Jemand sagte einmal einem Freunde, den er klagen hörte, daß er immer Geld verleihen solle, Folgendes im Vertrauen: „Machen Sie's wie ich. Ich halte mir zwei Geldbeutel; den einen nenn ich Jemand, den andern die ganze Welt. All' mein Geld stecke ich in den ersten Beutel, und keinen Pfennig in den zweiten. Kommt dann wieder Jemand zu mir, und verlangt, ich soll ihm Geld borgen, so zeig' ich ihm den leeren Beutel, und spreche und schwöre, daß ich eben keinen Heller in der ganzen Welt besitze, und daß, wenn ich Geld brauche, ich selbst zu Jemand meine Zuflucht nehmen muß. So lüge ich nicht, und behalte mein Geld und meine Freunde."

Leihhaus. Ein junges Mädchen führte vor dem Brüsseler Polizeigerichte an, um den Beweis zu liefern, die ihr gestohlenen Ohrgehänge seien wirklich ihr Eigenthum, daß sie dieselben regelmäßig jede Woche in's Leihhaus gebracht habe.

Leihhaus (Versatzamt) ist ein Archiv für zahllose Familien-Angelegenheiten, ein Departement, in welchem die meisten Versetzungen stattfinden; ein Aufbewahrungsort im Sommer für Winterkleider, und eine Wärmanstalt im Winter für Sommertrachten; ein Ausruhungsort für die Unruhen der Taschenuhren; ein Ableitungspunkt des Glanzes von Diamanten, ein Depot in welches manche Dame mit Thränenperlen im Auge ihre Perlen vom Halse schickt, und Mancher seine Betten hinträgt, um ruhig schlafen zu können.

Komische Schilderung **Leipzigs.** Ludwig Kalisch schildert in seiner Narrhalla Leipzig wie folgt: „Leipzig zählt 50,000 Schriftsteller, darunter auch mehrere Einwohner; die Straßen sind größtentheils mit viereckigen Novellen gepflastert; zu den Trottoirs sind sehr breite Romane verwendet, auf welchen die Fußgänger höchst bequem wandeln können. Die Leipziger Bäume tragen belletristische Blätter,

die im Frühjahre grün sind und im Herbst welken; die Leipziger Lerchen sind sehr schmackhaft und die Leipziger Krebse werden nach allen Seiten ausgeführt; seit Kurzem sogar die Schriftsteller. Die Leipziger tragen wasserdichte Hosen, um sich gegen feuchte Uebersetzungen zu schützen. Die Leipziger Buchhändlerbörse ist ein prächtiges Gebäude, vor welchem das riesenhafte Standbild des Gottes der Maculatur steht. Leipzig ist auch die Stadt, in welcher das Conversations-Lexicon das Licht der Welt erblickt hat, ein Buch, in welchem man Alles findet, was man nicht sucht. Obgleich in Leipzig das Schießpulver nicht erfunden worden ist, wird hier zuweilen doch ein schlechter Gebrauch davon gemacht.

Leisten. Die Bewohner der Dörfer und kleinen Städte um Dublin, die sich Schuhe kaufen können, pflegen sich mit diesem Artikel immer aus der Hauptstadt zu versehen. Zu diesem Ende hat Jeder seinen Leisten, und wenn Jemand Schuhe braucht, so wartet er, bis ein Freund oder Nachbar nach Dublin geht, und gibt ihm dann seinen Leisten mit, um ihm ein paar Schuhe darnach auszusuchen. Currau's Bedienter ging einst in Geschäften für seinen Herrn nach Dublin, und erhielt von mehreren seiner Bekannten Aufträge der Art. Jeder gab ihm natürlich seinen Leisten mit. „Vergiß aber nicht," sagte C. zu seinem Bedienten, „daß Du Dir ebenfalls Schuhe kaufst, ich werde sehr böse werden, wenn Du es nicht thust, denn Du brauchst sie sehr nöthig." — „Allerdings werde ich das thun, Ew. Gnaden," antwortete der Bediente. Als er zurückkam, fragte ihn Currau, ob er sich ein paar Schuhe mitgebracht habe. „Nein, Ew. Gnaden." — „Und warum nicht, Dummkopf?" befahl ich Dir nicht ganz bestimmt, Dir Schuhe mitzubringen?" — „Ja, ganz wohl, allein ich bin nach Dublin gegangen, und habe vergessen, meinen Leisten mitzunehmen!"

Wer kennt nicht Mlle. **Lenormand**, diese berüchtigte Kartenschlägerin der Kaiserin Josephine! Man weiß aus dem Munde eines Mannes, der viel in Napoleon's nächster Umgebung gelebt hat, daß der Kaiser selbst gegen die, freilich oft höchst merkwürdigen Aussprüche dieser Person gar nicht gleichgiltig war, wenn er auch sich das Ansehen dazu gab. Nach seiner Rückkunft von der Erfurter Conferenz (Herbst 1807) konnte sich Josephine nicht enthalten, ihm die Befürchtungen und Prophezeiungen der Dlle. Lenormand mitzutheilen. Er schien sehr böse, und drohte mit so viel anscheinendem Ernste, die Wahrsagerin festnehmen zu lassen, daß der Kaiserin bange wurde, und sie eine Dlle. Aubert zur Lenormand abfertigte, um sie vorzubereiten. Letztere aber, die ihren Mann besser kannte, blieb sehr ruhig und begnügte sich, zu erwiedern, daß sie gewiß sei, vom Kaiser nichts fürchten zu dürfen. Diese Antwort ward an Napoleon hinterbracht. Er rieb

sich die Stirne. „Elle a raison!“ rief er dann aus; „mais où, diable, va-t-elle chercher ce qu'elle dit?“ Von der Verhaftung war keine Rede mehr.

Der Gesandte des türkischen Kaisers an den Papst **Leo X.** glaubte in seiner Antrittsrede von der Würde des heiligen Vaters das Höchste gesagt und demselben am meisten geschmeichelt zu haben, da er ihm am Schlusse seines Vortrages als: Sultano della chiesa cattolica e Gran-Turco dei Cristiani betitelte.

Ein Chemist, der **Leo X.** ein Buch, worin er sich rühmte, Gold machen zu können, zugeeignet hatte, und von ihm ein ansehnliches Geschenk dafür erwartete, erhielt vom Papste einen großen aber leeren Beutel, mit den Worten: „Da er Gold machen kann, wird er wohl einen Platz nöthig haben, es aufzubewahren.

Der Kaiser **Leopold** hatte einen Secretair, den nachherigen Hofkanzler Bucolini, der bei den geheimen Conferenzen des Kaisers mit seinen vertrautesten Ministern im Vorgemache zu warten hatte. Einst traf sich's, daß über ein wichtiges zu schließendes Bündniß in Gegenwart des Kaisers geheime Berathschlagung gepflogen wurde, an der nur zwei Minister Antheil nahmen. Nach einer lang gedauerten Conferenz war der Schluß wirklich gefaßt. Der im Vorzimmer wartende Bucolini hatte aus dem allgemeinen Laufe des politischen Gestirns geschlossen, daß eine gewisse Frage in Berathung gezogen würde, und aus der langen Dauer der Sitzung, daß nun wohl ein wirklicher Schluß darüber gefaßt worden sein möchte. Durch Abwägung politischer Gründe und Gegengründe hatte er, wenn die Sachen in der Ordnung gingen, das Resultat bei sich herausgebracht. Als ihn der Kaiser nach geendigter Conferenz allein zu sich in das geheime Cabinet rufen ließ, redete er den Monarchen mit einem Glückwünschungs-Complimente über den gefaßten Entschluß von diesem Morgen an. Der Kaiser, der sich des engen Geheimnisses unter drei Personen bewußt war, wollte durchaus wissen, welcher von den zwei Ministern ihm solches entdeckt habe. Bucolini konnte keinen nennen und gestand endlich, auf welche Weise er darauf gekommen war. Der von dem Verstande des Mannes entzückte Monarch sagte hierauf zu ihm: „Wenn Du so viel kannst, so mußt Du nicht vor der Thüre draußen, sondern drinnen sein.“ Von nun an zog er ihn zu den geheimsten Geschäften, und erhob ihn endlich sogar zum Staatskanzler.

Dem Kaiser **Leopold**, als er noch Großherzog von Toskana war, wurde eines Abends, als er eben im Begriffe war, sich zur Ruhe zu begeben, angezeigt, es habe sich erwiesen, daß ein vor einigen Tagen

Verhafteter ganz schuldlos sei. „So muß er morgen früh auf freien Fuß gestellt werden!" sagte Leopold zu demjenigen, der ihm diese Meldung gemacht hatte. Er ging darauf zu Bette; aber der Gedanke, daß ein Unschuldiger noch eine Nacht über sein Schicksal in unruhiger Ungewißheit schweben sollte, hinderte ihn am Schlaf. Mitten in der Nacht stand er auf, und fertigte den Befehl aus, den Gefangenen sofort seiner Haft zu entlassen.

Leopold I. Als auf dem Wahltage zu Frankfurt im Jahr 1658 der Kaiser Leopold I. den hinkenden Kanzler des Churfürsten von der Pfalz bemerkte, fragte er den Churfürsten: „Ei! was machen Euer Liebden mit dem hinkenden Cantzlar?" worauf der Churfürst erwiederte: „Mein voriger Cantzlar hat mir die Ober-Pfalz verscherzet, dieser soll sie mir allsachte wiederum herbeihinken."

Leopold. Im Eifer der Waidmannslust hatte sich eines Tages der deutsche Kaiser immer tiefer in den Wald verloren. Von all seiner Umgebung war ihm nur ein Jüngling gefolgt, der in dem Augenblicke, als der Gebieter, um ein nahes Wild zu erlegen, den Bogen an sich riß, ihn aber brach, herzusprang und einen gespannten Bogen zum Ersatze darbot. Der Kaiser erlegte das Wild, und der Jüngling brach darüber in lauten Jubel aus. Dieses aber belustigte den Herrn und Fürsten so sehr, daß er dem Jünglinge das erste Land versprach, welches dem Reiche anheimfallen sollte; und weil keine Zeugen zugegen waren, schenkte er ihm zum Beweise des Versprechens den gebrochenen Bogen. Nicht lange nachher starb der Markgraf von Oesterreich, und viele Herren und Edle waren vor dem Kaiser versammelt, mit der Bitte, ihnen die ledig gewordene Würde zu verleihen. Schon erwartete Alles den Ausspruch; da trat unser Jüngling aus der Mitte hervor, und legte den gebrochenen Bogen, indem er sich schweigend auf die Knie niederließ, vor dem Throne nieder. Der Kaiser erinnerte sich seines Versprechens und stand keinen Augenblick an, den einstigen Gefährten und Helfer in der Noth vor allen Andern mit der Mark Oesterreich zu belehnen. Dieser Jüngling aber war Leopold, aus dem Hause Babenberg, der Ahnherr.

— Durch den Frieden zu Ryswick (1697) wurde der aus seinen Ländern durch Frankreich vertriebene Herzog Leopold Joseph von Lothringen, in den Besitz seines Eigenthumes wieder eingesetzt, ein sehr wohlthätiger Fürst, von dessen menschenfreundlichem Herzen die Geschichte mehr Züge aufbewahrt hat. Einer seiner Minister stellte ihm eines Tages vor, daß seine Unterthanen durch die Wohlthaten, die er ihnen tagtäglich erweise, ihn zu Grunde richteten. „Desto besser," antwortete der Herzog, „ich werde um so viel reicher sein, als

ich sie glücklicher sehen werde." — Ein andermal erzählte man ihm von den Vergünstigungen, die ein Regent seinen Unterthanen verschafft habe. „Es war seine Schuldigkeit," erwiederte Herzog Leopold, „ich würde meine Regierung morgen niederlegen, wenn ich nichts Gutes mehr thun könnte." — Ein Edelmann, der ihn nie um Etwas gebeten hatte, obgleich er sehr dürftig war, spielte mit ihm und gewann. „Mein Herzog spielt heute sehr unglücklich," sagte der Edelmann. „Mit nichten," fiel ihm der Herzog in die Rede, „das Glück ist mir nie günstiger gewesen, als eben jetzt; aber nur ich allein darf es einsehen." — Ein Fremder, den er mit Wohlthaten überhäuft, in sein Vaterland zurückgeschickt hatte, erwies sich in der Folge sehr undankbar gegen ihn. Man sprach dem Herzoge davon, welcher mit aller Sanftmuth darauf zur Antwort gab: „Ich darf ihm seiner öffentlichen Undankbarkeit wegen keinen Vorwurf machen, denn ich habe ihn mir ja nur im Geheimen verpflichtet." — Ein angesehener Mann wartete, bis Herzog Leopold aus seinem Gemache käme, um von demselben eine Bedienung zu erbitten, welche aber leider schon einem Andern zugedacht war. Nichts desto weniger wollte der Herzog den Bittenden durch keine abschlägige Antwort betrüben; da schien freilich guter Rath theuer; allein der Herzog wußte sich gleich zu helfen; er unterbrach nämlich den Bittsteller, als er ihm seine Wünsche vortrug, mit den Worten: „Seien Sie unbesorgt, Ihr Freund hat die Bedienstung bereits erhalten, um die Sie für ihn bitten." Ob nun in diesem Falle der Herzog anstatt einer abschlägigen Antwort eine wirklich zufrieden stellende ertheilt habe, hängt von den Begriffen von Freundschaft ab, die der Bittsteller hatte.

Leopold, Herzog von Braunschweig. Ein unbemittelter Israelit in Frankfurt, Samuel Levin, hatte mehrere Kinder, unter denen ein Sohn, Jacob Levin, seine Vaterstadt verließ, um in der Ferne sein Fortkommen zu suchen. Nach mannigfach wechselnden Schicksalen kam er nach Copenhagen, wo er es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin brachte, einen nicht unbedeutenden Kleinhandel anlegen zu können. Dieser wurde mit jedem Tage ergiebiger und erregte den Neid seiner Glaubensgenossen. Sie durften das Recht ausüben, jeden fremden Handelsmann aus Copenhagen zu verweisen und verlangten deshalb von der Polizei die Entfernung des Jacob Levin. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, sich zur Einziehung seiner Schulden noch vier Wochen aufhalten zu dürfen. In einem rührenden Briefe klagte der Verfolgte den Eltern, die er schon oft mit namhaften Summen unterstützt hatte, seine Noth, und schloß sein Schreiben mit folgenden Worten: „Es gibt nur noch ein Mittel, mich und meinen Handel in Copenhagen zu sichern. Es ist freilich unfehlbar, aber ich darf wohl auf eine so hohe Gnade nicht rechnen. Die Königin von Dänemark ist

die Tante Ihres menschenfreundlichen Herzogs Leopold. [illegible] von diesem huldreichen Fürsten eine Fürbitte erhalten, [illegible] wohl gegen die Verfolgungen unserer Glaubensgenossen geschützt werden." Vertrauungsvoll geht der Vater, ein ehrwürdiger Greis, mit diesem Schreiben zum Herzoge, wird sogleich vorgelassen und schüttet sein bekümmertes Herz vor dem theilnehmenden Menschenfreunde aus. Dieser ertheilt die Antwort: „Ich werde Ihm das Empfehlungsschreiben eigenhändig aufsetzen; nur heute ist mir's nicht möglich, da ich dringende Regimentsgeschäfte abzumachen habe." Hocherfreut kehrt der getröstete Vater zurück und kann seiner Frau von der Leutseligkeit des Fürsten nicht genug erzählen. In der Abenddämmerung klopft es an die Thür der armen Familie. Der Alte öffnet und erblickt mit freudigem Staunen den Herzog Leopold, der zu ihm sagt: „Ich bringe Euch, mein lieber Mann, den Brief noch heute, da meine Geschäfte früher beendet worden sind, als ich glaubte. Schreibt Euerm Sohn noch heute, und sagt ihm, er möchte diesen Brief ja selbst der Königin überreichen." — „Edelster Fürst," erwiederte der hocherfreute Greis, „Gott mags Ihnen lohnen, was Sie an mir armen Manne und meinem Kinde thun; allein für heute ist es zu spät, an meinen Sohn zu schreiben. In einer halben Stunde geht die Post ab, und man nimmt jetzt schon keinen Brief mehr an." — „Seid außer Sorgen, lieber Alter, von mir nehmen Sie ihn noch; schreibt nur geschwind. Ich will ihn selbst abgeben, mein Weg führt mich bei der Post vorbei." Der Alte mußte sich setzen und schreiben. Während der Zeit unterhielt sich der Fürst auf die leutseligste Weise mit der Frau und trug dann den Brief selbst zur Post. Man öffnet hier recht gern das schon geschlossene Felleisen. Der Brief gelangte glücklich an den jungen Levin, der sogleich auf das Schloß eilte, sein Empfehlungsschreiben in tiefer Demuth überreichte und seine Bitte mit dem besten Erfolge gekrönt sah.

Fürst **Leopold** von Anhalt-Dessau ging einmal in **Bernburg** über die Saalbrücke und sah da einen Gassenbuben mit unreiner Nase stehen. „Junge, wisch Dir die Nase!" rief er ihm zu. — „Ich habe kein Tuch!" erwiederte dieser. Leopold griff in die Tasche und gab ihm mit den Worten: „Da, kauf Dir eins," einen Gulden. Tags darauf ging der Fürst wieder über die Brücke, und eine Menge Gassenbuben mit unreinen Nasen standen da, alle in der Hoffnung, Gulden zu Sacktüchern zu erhalten, aber — der Fürst ging lächelnd vorüber.

Lepper war der beste Acteur in komischen Rollen auf dem Theater der berühmten Neuberin. Einstmal kam er auf den Einfall, sein Glück in einer tragischen Rolle zu versuchen. Er plagte seine Prinzipalin unaufhörlich, ihn den Cato in dem bekannten Trauerspiele

gleichen Namens spielen zu lassen; sie gab seiner Grille nach und ließ es geschehen. Das Stück ward aufgeführt. Lepper als Cato saß über dem Phädon, und philosophirte über Tod und Unsterblichkeit. Nach einem langen Monolog sollte sein Sohn kommen, und ihn unterbrechen, ein Spaßvogel aber hielt den, der diese Rolle zu spielen hatte, in der Couliſſe zurück, und schob an seiner Stelle einen zottigen Pudel hinein. Lepper redete ohne aufzusehen fort: „was willst Du, mein Sohn?“ Ein allgemeines Gelächter hinderte die Ausführung des Stücks und heilte Leppern von der Grille, in Trauerspielen wieder aufzutreten.

Lesen. Die gute alte Zeit. Bernhard von Ventadour rühmte von der Prinzessin Eleonore von Guyenne (seit 1152 vermählte Königin von England) als eine Vollkommenheit, daß sie lesen könne.

Das **Lesen** beim Schlafen. „Sie lesen wohl viel?“ fragte ein junger Mann ein Fräulein, welche sehr viel von Büchern sprach. — „Ach du lieber Himmel!“ antwortete das Mädchen, „den ganzen Tag über hab' ich so viel zu thun, daß ich keine andere Zeit zum Lesen habe, als wenn ich schlafe.“

Gelegenheit **lesen** zu lernen. Der Minister Graf von Argenson sagte zu Bignon, als dieser die königliche Bibliothekarstelle, eine Art erblicher Würde in seiner Familie, erhielt: „Vetter, da haben Sie nun eine schöne Gelegenheit, lesen zu lernen.“

Lesefehler. Eine Amme in einem guten Hause sang ihren Pflegling gewöhnlich mit unschicklichen Gassenliedern in den Schlaf; der Hausvater wollte dergleichen nicht hören, suchte sie auf bessere Wege zu bringen, und schlug ihr edlere Gesänge vor. Unter andern empfahl er ihr Gellerts frommes Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“ Sie gehorchte, da sie aber sehr mangelhaft las, so hieß es nun immer in der zweiten Zeile, statt: „Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?“ Ist der ein Mensch, der sich nicht rührt?

Der aufmerksame **Leser.** Ein vornehmer Mann in einer Residenz bat den Marquis d'Argens, ihm doch den ersten Theil von seinen lettres juives zum Lesen zu leihen. Nach acht Tagen erhielt der Marquis das Buch nebst einem verbindlichen Complimente über die Vortrefflichkeit desselben zurück, mit der Bitte um den zweiten Theil. D'Argens, der seinen Mann kannte, schickte ihm den ersten Theil noch einmal. Nach acht Tagen kam dieser wieder zurück, nebst der Versicherung, daß ihm dieser noch mehr als der vorige gefallen habe; er bitte nunmehr um den dritten Theil. D'Argens schickte ihm aber-

mals den ersten, und sein Leser sandte diesen vermeintlichen dritten Theil nach acht Tagen mit einem Complimente zurück und so ging die Comödie ohne Entdeckung bis zum sechsten Theile fort, statt dessen ihm d'Argens wieder den ersten Theil schickte. Als dieser zurück kam, schrieb der aufmerksame Leser, es habe ihm vorzüglich gefallen, daß dieser sechste Theil eine kurze Recapitulation aller vorigen fünf Theile zu enthalten scheine.

Viele Leser. Man fragte in einer Gesellschaft, ob die Taschenbücher, die jetzt so häufig erscheinen, auch ihre Leser fänden? Jemand beantwortete rasch diese Frage durch folgendes Impromptu:

Taschenbücher groß und kleine,
Legion ist eure Zahl —
Habt ihr Leser? — Ach fast keine.
Nicht doch! Viele! Sintemal
Jeder Dichter liest das Seine —
Zwanzig- und wohl hundertmal!

Leserinnen. Warum wird in der Regel jede Leserin vom Autor als eine „Schöne" angeredet? — Damit auch sie seinen Aufsatz wieder für schön halte, denn der Schalk weiß gut: Eine Gefälligkeit fordert die andere.

Lesewuth der Augsburger. Wer dort an öffentlichen Orten sicher sein will, daß man ihm den Hut nicht entfremde oder verwechsle, der lege ein Buch hinein, man hat davor so eine heilige Scheu, daß ihn Niemand anrührt.

Lessing. Einst wurde „Soliman der Zweite" aufgeführt. Der Prinzipal und seine Frau machten die Rolle des Soliman und der Roxolane. Als die Comödie zu Ende war, fragte Jemand den seligen Lessing, wie ihm die Vorstellung gefallen hätte. „Ganz vortrefflich," sagte dieser, „besonders die Krönung der Roxolane; es gefällt mir, daß der Directeur seine Frau einmal krönt, nachdem er so oft von ihr ist gekrönt worden."

Ein Wortspiel von Lessing. Lessing saß mit einigen Damen am Tische und bemerkte, daß ein gegenübersitzender Herr sich sehr unhöflich in halber Dreschermanier mit beiden Ellenbogen auf den Tisch legte. — „Sie scheinen ein herrlicher Gesellschafter zu sein," sagte Lessing, sich an ihn wendend. — „Wie so?" versetzte der Gefragte, „kennen Sie mich?" — „Das nicht," versetzte Lessing; „aber ich glaube zu bemerken, daß Sie überall sehr gut aufgelegt sein können."

Lessing in Berlin. Als sich Lessing in Berlin aufhielt, ritt er gewöhnlich auf einem sehr kleinen Pferde. Einst that er dies bei regnerischem Wetter, wobei er sich in einen sehr weiten Mantel hüllte, der ihn und sein Pferdchen ganz bedeckte. Durch die Stralauerstraße reitend, überfiel ihn ein Platzregen; diesem wollte er entgehen, ritt daher sehr schnell und warf unglücklicherweise einer Hökersfrau ein Paar Körbe mit Obst um. Das Weib gerieth gewaltig in Zorn und schrie: „Halt! halt! Da läuft der große ungeschickte Kerl hin!" In der Bestürzung hielt sie Lessing und sein kleines Pferd für eins.

Lessing hatte einst einen Bedienten, dessen Treue man ihm verdächtig machte. Lange wollte er keinen Argwohn bei sich aufkommen lassen; endlich entschloß er sich, den Menschen auf die Probe zu stellen, und erzählte seinem Freunde, er habe Geld auf dem Tische liegen lassen, um zu sehen, ob der Verdacht gegründet sei. „Haben Sie sich aber auch aufgeschrieben, wieviel Sie hinlegten?" fragte der Freund, der Lessing's Zerstreuung kannte. Lessing sah ihn sehr betroffen an, es zu zählen, hatte er vergessen.

Lessing. Als Lessing einst in einem Gasthofe saß und schrieb, trat der Wirth herein und fragte ihn, wer er sei. Lessing schrieb im Eifer fort. Nun ging jener auf den Schreibenden zu, sah ihm über die Schulter in's Papier und fragte nochmals barsch: „Wer der Herr ist, will ich wissen!" Lessing wandte sich zu ihm und antwortete ganz ernsthaft: „Ich bin der Evangelist Lucas." (Man malt, wie bekannt, neben diesen Heiligen einen Ochsen.)

— Naumann aus Bautzen, ein Jugendfreund Lessing's, jedoch ein sehr mittelmäßiger Kopf, und dabei vom Glücke sehr stiefmütterlich bedacht, schrieb eine Abhandlung: „Ueber Verstand und Glück," die er seinem Freund Lessing dedicirte, und die auch wirklich in Erfurt gedruckt erschien. Als er sie Lessing überreichte, und dieser nur das Titelblatt gelesen hatte, rief er: „Mensch! wie kannst Du von zwei Dingen schreiben, die Du nie gehabt hast?"

— Als Lessing bei Lichtenberg in Göttingen war, kam die Rede auf's Genie. Lichtenberg sagte zu Lessing, daß er ein Genie sei. Aber dieser erwiederte: „Wer mich ein Genie nennt, dem möcht ich eine Ohrfeige geben."

Lessing hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel, die Augen zu schließen. Er versicherte oft den Autor des Julius von Tarent, daß er nie geträumt hätte. Dies Glück behielt er bis an sein Ende, und

sagte noch kurz vorher, wenn er den ganzen Tag geschlafen hätte, freue er sich doch auf die Nacht. Wollte er sagen: wenn er das ganze Leben geschlafen hätte, freue er sich doch auf den Tod? Es läge sehr nahe und hätte auch seine Deutung.

Der **Letzte.** Zu einem zudringlichen Liebhaber sagte ein Frauenzimmer: „Sie wären der Letzte, den ich lieben möchte." — „Desto besser," erwiederte jener, „ich verlange gar nicht, daß Sie nach mir noch Einen lieben sollen."

Nach dem **letzten** Geschmacke. Eine alte häßliche Frau, die der Putzsucht ungemein ergeben war, kam äußerst auffallend gekleidet nach Tivoli. „Wie gefalle ich Ihnen?" fragte sie selbstgefällig eine Bekannte; „bin ich nicht du dernier goût?" — „O ja!" rief lächelnd ihre neidische Freundin, „Sie sind ganz nach dem letzten Geschmack."

Licht. Als dem Feldherrn der Thebaner, Epaminondas, einige seiner Landsleute, während einer Kriegsexpedition, mit Schrecken ankündigten: es sei bei Nacht eine Fackel vom Himmel gefallen, sagte er: „desto besser, die Götter tragen uns das Licht vor."

Schlacht beim **Lichte.** Als man einer Dame sagte, daß das Unschlitt durch den Krieg entsetzlich vertheuert worden sei, fragte sie: „Aber mein Gott! haben sich etwa die Armeen sogar beim Lichte geschlagen?"

Das aufzuhängende **Licht.** Ein alter, verliebter Geck ging eines Abends einer fein geputzten Dame nach und wollte eben ihren Arm ergreifen. „Soll ick vielleicht leichten?" fragte höhnisch eine Köchin, die zufällig mit einer Laterne vorüberging. — „Nein," antwortete der alte Herr, „das Licht ist immer in mir; ich brauche kein Licht!" — „Ach det is Schade," versetzte die erste, „det is ewig Schade, det Se nich bei uns uff'n Flur hängen."

An's **Licht** kommen. Einem Seifensieder wurden fünf Pfund Unschlittkerzen aus dem Gewölbe entwendet. Er tröstete sich über seinen Verlust mit der Hoffnung, daß selbe vielleicht doch noch an's Licht kommen würden. — „I nun," meinte sein Freund, „sollten auch die Kerzen nicht an's Licht kommen, so kommt doch sicherlich das Licht an die Kerzen."

Hinter's **Licht** führen. A. Sagen Sie mir doch, warum in Ihrer Stadt die Laternen nicht in der Mitte der Straße hängen, sondern

unmittelbar an den Mauern befestigt sind. — B. Damit bei uns Niemand auf öffentlicher Gasse hinter das Licht geführt werden könne.

Lichtputzen. Eine Lichtputze hat viel Aehnlichkeit mit einem Recensenten; ist das Licht und das Werk gut, so braucht man weder Lichtputze noch Recensenten; sind Licht und Werk schlecht, so nützt alles Recensiren und Lichtputzen nichts, auch sind Recensent und Lichtputze darin gleich, daß, wenn sie viel geputzt haben, man sie zuweilen ausklopfen muß. Darin unterscheiden sich unsere sogenannten Lichter von unsern Kerzen: unsere Kerzen müssen geputzt werden, unsere Lichter putzen sich gegenseitig, ein jedes unserer Lichter ist zugleich die Lichtputze seines Collegen. Es ist ein Glück, daß die Astronomen zu ihren Tubussen und Fernröhren noch keine Fern-Lichtscheeren erfunden haben. Ich bin überzeugt, wenn wir mit einer großen Lichtputze hinauf könnten in den Himmel, wir würden der Sonne und dem Mond schon alles Licht heruntergeputzt haben! — In der Gesellschaft sind die Frauen die Himmelslichter, die Männer aber bloß die Windlichter. Die Frauen sind ganz wie die Lichter, da, wo es am meisten zieht, da schmelzen sie am meisten, und je mehr sie geputzt werden, desto lieber gehen sie aus! In jeder Gesellschaft kann man die Bemerkung machen, je kürzer die Lichter werden, desto länger werden allmälig die Gesichter, und oft läuft die Gesellschaft ab, bevor noch die Lichter abgelaufen sind. S.

Der **Lichtputzer.** Der Prediger Gr* zu F* bewirthete bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation den Superintendenten Dr. R*. Irgend ein Spaßvogel hatte dem ehrlichen Pastor glauben gemacht, daß der Dr. R* für sein Leben gern Lichter putze. Er pflanzte daher des Abends vor seinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, um diesem das Vergnügen zu gewähren, sie zu schneuzen. Dies that denn der Superintendent auch zur großen Freude des Predigers, und mußte es wohl thun, weil der Prediger heimlich veranstaltet hatte, daß Niemand sich daran vergreifen sollte. Als nun der Superintendent sich nach Hause begeben wollte, ging der Pastor vor ihm her bis zur Hausthüre, in der linken Hand zwei Lichter und in der rechten einen porzellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Diese bot er nun beim Abschiede dem Superintendenten noch einmal höflich an, und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?"

— Ein Dieb wollte an einem schönen Winterabende eine Laterne stehlen. Als er eben hinauf kletterte, um die Laterne abzunehmen, kam ein Bedienter des Hauses hinzu. — „Was will Er hier, mein Freund, was soll das?" fragte der Bediente. — „Ich putze mir das

ſelbe in die Hand und ließ ſie damit nach den Himmel ſchauen. Nachdem ſie längere Zeit unter dem nur mühſam unterdrückten Gelächter der Zuſchauer die Linie betrachtet hatte, gab ſie das Glas zurück, ſehr zufrieden mit dem ſo deutlich gehabten Anblick, meinte aber doch, ſie hätte ſich die Linie ſtärker gedacht.

Links. Ein junger Menſch von Stande, der aber kein Wort leſen konnte, bekam ein ſchönes Buch zum Geſchenke. Um es nun der Welt bekant zu machen, ging er damit in die Kirche, und ſchien mit dem größten Eifer darin zu leſen. — „Darf ich fragen," ſagte ſein Nachbar, der es bemerkte, daß er das Buch verkehrt hielt, „warum Sie Ihr Buch ſo umgekehrt halten?" — „Weil ich links bin," antwortete er.

Liqueur, Urſprung desſelben. Als Ludwig XIV. älter wurde, trat auch ein Mangel an Appetit und Geſchmack ein, er litt ſo an Magenſchwäche, daß die Frau von Maintenon für ihn ein magenſtärkendes Mittel erfand, das aus deſtillirtem Branntwein, Zucker, Orangeblüthen und andern wohlriechenden Dingen beſtand. Das war die Entſtehung der zahlreichen modernen Zuſammenſetzungen, die unter dem Namen der Liqueure bekannt ſind. Damals äußerte ſich überhaupt merkwürdiger Weiſe das Intriguenſpiel am Hofe in der Küche, durch Erfindung neuer Gerichte für den König, der durch ein ſolches neues Gericht ſich leicht beſtechen ließ; die Frau von Maintenon, die Fürſtin von Conti, die Fürſtin Soubiſe und die Herzogin von Mailly wetteiferten in dieſen Erfindungen, von denen ſich mehrere bis auf unſere Tage erhalten haben, wie die Cotelettes à la Soubise, der Gigot à la Mailly ꝛc.

Liſt. Warum hat man Liſt eine militäriſche Auszeichnung, einen Ehrenſäbel, gegeben? — Weil er der größte Flügelmann unſerer Zeit iſt.

Liſt. Die Spanier hatten auf der Küſte von Florida eine kleine Niederlaſſung, die ſie St. Auguſtin nannten; dieſe ſuchten ihnen im J. 1747 die Engländer wegzunehmen, waren aber gezwungen, die Flucht zu ergreifen, weil die benachbarten Indianer den Spaniern zu Hülfe kamen. Ein Feldwebel, von Geburt ein Schotte, der ihrer Sprache kundig war, weil er mehrere Jahre unter dieſem Himmelsſtrich muthvoll gefochten hatte, fiel in die Hände der Wilden, und wurde von ihnen für die Martern aufgeſpart, mit denen ſie ſich gewöhnlich an ihren Gefangenen zu beluſtigen pflegen: dieſe Martern beſtehen darin, daß ſie dem Unglücklichen die Haut vom Scheitel abziehen, ihn bei kleinem Feuer langſam braten und ſodann in Stücke zerſchneiden. — Als der Schotte die Anſtalten zu ſeinen Qualen ſah, fiel er auf ein Mittel, durch das er ſich glücklich denſelben entzog und ſich einen

gegeben, die Summe derselben in ein paar Verse zu bringen. Da gings denn ans Versemachen; und nach kurzem Schweigen, siehe, da kam der kleine Lichtwer und sagte: „Habe den Vers herausgebracht, Herr Schulmeister!“ Laß doch hören, mein Söhnchen, sagte er. Nun declamirte unser Lichtwer Folgendes:

Der böse Kain erschlug den frommen Abel.
Da kam der liebe Gott und schlug ihn auf den Schnabel.

Bravo! bravo! schrie der alte Mann, da hast Du den Apfel; aus Dir wird ein rechter Kerl werden! Lichtwer nahm die Prämie in Empfang, und vielleicht war dieser kleine Auftritt der Grund, daß er das zu leisten suchte, was er hernach fabelte. (Frkft. Conv.)

Bei einer **Licitation** von Branntwein und Liqueur kamen sehr viel Käufer. Man versuchte die Güte der Spirituosa und wie man zu licitiren anfangen wollte, fand man, daß des vielen Kostens und Versuchens wegen, nichts mehr zum Losschlagen übrig geblieben war.

Gräffer erzählt in dem zweiten Theile seiner „Wiener Memoiren,“ Prinz de **Ligne** habe sich immer spöttelnd über die Seichtigkeit eines Kanales geäußert, den irgend ein Duodezfürst zur Erleichterung der Kommunikation in seinem handbreiten Lande graben ließ. De Ligne behauptete, es könne nicht einmal Jemand darin ertrinken. Eines Tages aber kam doch die Nachricht, es sei Einer im Kanal ertrunken gefunden worden. „Bah,“ sagte der Prinz, „das war nur ein fürstlicher Schmeichler!“

General **Lindenau.** Ein junger Mann rühmte sich einst in Gesellschaft des wegen seines caustischen Witzes berühmten Generals, daß er eine militärische Flugschrift geschrieben, welche schon die vierte Auflage erlebt habe. Die Flugschrift war schlecht, aber der Titel lockte Käufer. Daher antwortete Lindenau: „Will es glauben, es es werden ja immer mehr Eicheln im Jahre hindurch verzehrt, als Ananas.“ — Eine Dame sagte zu Lindenau: „Herr General, neulich hatte ich eine Idee, über welche ich selbst erschrak.“ — „Da ist es Ihnen gegangen,“ erwiederte Lindenau, „wie einer Henne, die Enten ausgebrütet hat.“

Linné. Als der berühmte Linné die Universität Upsala bezog, war er so dürftig, daß er die Schuhe seiner Commilitonen ausbessern mußte, um leben zu können.

Die **Linie** passiren. Eine Dame, die auf einer Reise nach Südamerika hörte, daß man sogleich die Linie passiren werde, bat, man möge sie dieselbe doch sehen lassen. Um sie zu befriedigen, legte man einen Seidenfaden quer über das Glas eines Fernrohrs, gab ihr das-

ſelbe in die Hand und ließ ſie damit nach den Himmel ſchauen. Nachdem ſie längere Zeit unter dem nur mühſam unterdrückten Gelächter der Zuſchauer die Linie betrachtet hatte, gab ſie das Glas zurück, ſehr zufrieden mit dem ſo deutlich gehabten Anblick, meinte aber doch, ſie hätte ſich die Linie ſtärker gedacht.

Links. Ein junger Menſch von Stande, der aber kein Wort leſen konnte, bekam ein ſchönes Buch zum Geſchenke. Um es nun der Welt bekant zu machen, ging er damit in die Kirche, und ſchien mit dem größten Eifer darin zu leſen. — „Darf ich fragen," ſagte ſein Nachbar, der es bemerkte, daß er das Buch verkehrt hielt, „warum Sie Ihr Buch ſo umgekehrt halten?" — „Weil ich links bin," antwortete er.

Liqueur, Urſprung desſelben. Als Ludwig XIV. älter wurde, trat auch ein Mangel an Appetit und Geſchmack ein, er litt ſo an Magenſchwäche, daß die Frau von Maintenon für ihn ein magenſtärkendes Mittel erfand, das aus deſtillirtem Branntwein, Zucker, Orangeblüthen und andern wohlriechenden Dingen beſtand. Das war die Entſtehung der zahlreichen modernen Zuſammenſetzungen, die unter dem Namen der Liqueure bekannt ſind. Damals äußerte ſich überhaupt merkwürdiger Weiſe das Intriguenſpiel am Hofe in der Küche, durch Erfindung neuer Gerichte für den König, der durch ein ſolches neues Gericht ſich leicht beſtechen ließ; die Frau von Maintenon, die Fürſtin von Conti, die Fürſtin Soubiſe und die Herzogin von Mailly wetteiferten in dieſen Erfindungen, von denen ſich mehrere bis auf unſere Tage erhalten haben, wie die Cotelettes à la Soubise, der Gigot à la Mailly ꝛc.

Liſt. Warum hat man Liſt eine militäriſche Auszeichnung, einen Ehrenſäbel, gegeben? — Weil er der größte Flügelmann unſerer Zeit iſt.

Liſt. Die Spanier hatten auf der Küſte von Florida eine kleine Niederlaſſung, die ſie St. Auguſtin nannten; dieſe ſuchten ihnen im J. 1747 die Engländer wegzunehmen, waren aber gezwungen, die Flucht zu ergreifen, weil die benachbarten Indianer den Spaniern zu Hülfe kamen. Ein Feldwebel, von Geburt ein Schotte, der ihrer Sprache kundig war, weil er mehrere Jahre unter dieſem Himmelsſtrich muthvoll gefochten hatte, fiel in die Hände der Wilden, und wurde von ihnen für die Martern aufgeſpart, mit denen ſie ſich gewöhnlich an ihren Gefangenen zu beluſtigen pflegen: dieſe Martern beſtehen darin, daß ſie dem Unglücklichen die Haut vom Scheitel abziehen, ihn bei kleinem Feuer langſam braten und ſodann in Stücke zerſchneiden. — Als der Schotte die Anſtalten zu ſeinen Qualen ſah, fiel er auf ein Mittel, durch das er ſich glücklich denſelben entzog und ſich einen

weniger schreckbaren Tod bereitete. Mit möglichster Fassung redete er die um ihn versammelten Barbaren an: — „Helden der neuen Welt! Ihr waret nicht die Feinde, die ich suchte. Das Loos des Kriegs hat mich in Eure Hände gegeben: machet davon Gebrauch wie Ihr wollt; ich kann Euch nicht hindern, noch hätte ich auch Lust dazu. Weil es aber bei meiner Nation Sitte ist, ein Lösegeld für sein Leben zu bieten, so laßt Euch wenigstens einen Vorschlag thun, der nicht zu verwerfen ist. In dem Lande, wo ich geboren bin, giebt es gewisse Leute, die durch ihr Forschen oder durch Familienüberlieferungen übernatürliche Kenntnisse erlangt haben. Einer dieser Weisen, ein naher Anverwandter von mir, der meine Neigung zum Soldatenstande kannte, gab mir, als ich in den Krieg ging, ein Zaubermittel, das mich unverwundbar machen sollte. Ihr habt alle gesehen, brave Amerikaner, wie ich Euren Pfeilen und vielfachen Angriffen entgangen bin. Ohne dieses Zaubermittel hätte ich tausendmal Euren verdoppelten Anstrengungen unterliegen und das Loos meiner auf dem Schlachtfelde gebliebenen Kameraden theilen müssen. Ich berufe mich auf Euch selbst; Ihr habt gesehen, ob ich der Gefahr aus dem Wege gegangen bin. Es ist also nicht das Leben, um das ich Euch bitte; aber ich will den Ruhm haben, ein für Eure Erhaltung so wichtiges Geheimniß Euch zu offenbaren und Euch zu einer unüberwindlichen Nation zu machen. Laßt mir nur eine Hand frei, um die Ceremonien der Bezauberung zu vollbringen, und alsdann sollt Ihr die Probe ihrer Wirksamkeit an mir selbst machen." — Die Aussicht ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit zu erfahren, und die Zuversicht und die Heiterkeit des Gefangenen nicht minder, verführte wirklich die unwissenden Wilden, daß sie ihm einen Arm losbanden. Der Schotte läßt jetzt seinen Säbel dem geschicktesten und stärksten Wilden in die Hände geben, entblößt sich den Hals, reibt ihn unter dumpfem Hermurmeln unverständlicher Worte, und sagt dann mit der lustigsten Miene von der Welt zu dem, der den Säbel hält: — „Haue zu aus ganzen Kräften, nicht einmal die Haut wirst du mir aufritzen." — Sogleich führt der Indianer den Streich, und der Kopf des Schotten fliegt auf 20 Schritte vom Rumpfe weg. Die Wilden sahen jetzt die List ihres Gefangenen ein, mußten ihr selbst ihren Beifall schenken und gestanden deshalb dem Leichnam alle Beerdigungsfeierlichkeiten zu, die unter ihnen Sitte sind.

List. Auf einem der beschwerlichsten Märsche in Polen blieb ein französischer Hautboist etwas zurück, und eilte nun desto geschwinder, sich an sein, einige hundert Schritt entferntes Regiment anzuschließen. Allein ein herumschwärmender Kosak verhinderte ihn daran, indem er ihm den Weg nach dem Regimente abschnitt. Der Hautboist hielt sich für verloren. Mit seinem kurzen Seitengewehre konnte er gegen den gutberittenen und mit einer Pike bewaffneten

Feind nichts ausrichten. Zum Glück war es der Fagotbläser des Regiments, den dieser Unfall traf. Entschlossen blieb er stehen, nahm sein Fagot und schlug damit, wie mit einer Flinte auf den Kosaken an; dieser sah die große Mündung des Instruments, und in der Meinung, es sei ein Feuergewehr, nahm er erschrocken die Flucht.

Literat ist ein Mensch, der wie ein Vogel von seinen Federn warm gehalten wird. Seine Beschäftigung ist jetzt schlecht angeschrieben, obgleich eben das Anschreiben seine Beschäftigung ist. Ein Literat ist ein Feder-Arbeiter und arbeitet in Flugschriften, in fliegenden Blättern, in Zeitungsartikeln und andern Kleinigkeiten.

Literaten. Es ist wunderbar, daß unsere Literaten noch kein fliegendes Corps gebildet haben, da sie das eigentliche Federvolk sind.

Literatenstand. Es giebt immer noch Leute, die dem Literatenstande die ihm gebührende Achtung nicht bezeigen, und dennoch hat eine Literatin einst die Hand eines Königs ausgeschlagen. Ferdinand der Siebente bekam einen Korb von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit."

Literatur. In einer Gesellschaft war von einem hoffnungsvollen jungen Manne, der erst kürzlich gestorben war, unter anderm das Lob nachgesagt worden, daß er sich so emsig mit der neuesten Literatur beschäftigte. Einer der Anwesenden sagte hierauf im österreichischen Volks-Dialekte: Da litter a Tour!

Lob. 'Dann hat der Mann alles Lob, das er nur wünschen kann, wenn das weibliche Gschlecht seine Außenseite, und das männliche sein Inneres lobt.

— Lob von einem Menschen von zweideutigem Rufe, würde den Gelobten ohne Zweifel in Verdacht bringen.

Lobgedicht. Vor Kurzem feierte P —, gebürtig aus Spandau, dem Städtchen mit dem bekannten Zuchthause, seinen Geburstag. Einer seiner Freunde, der gern für einen Poeten galt, hatte ihm ein Gedicht gefertigt, welches so begann:

Ein Lied sei Dir gesungen,
Der Du aus Spandau entsprungen.

Lobgedichte. Ein persischer Dichter, der sein Talent nur dazu benutzte, Lobgedichte auf alle Großen zu machen, indem er sich durch diese mittelbare Bettelei recht gut stand, wurde einst von dem Kadi vorgeladen, weil er wegen einer Schuld von hundert Goldstücken verklagt sei. — Der Verklagte erschien in dem anberaumten Termin fro-

hen Muthes, denn er hatte den Namen des Klägers zuvor nie gehört, kannte ihn auch gar nicht, und überdies war er — ein weißer Rabe unter den Dichtern — Keinem etwas schuldig. — Der Kläger gründete seine Klage darauf, daß der Beklagte in einem Gedichte von dem Premier-Minister des Schahs gesagt: „Unser großer Minister übertrifft jeden Sterblichen an Großmuth; wenn ihn Jemand um eine Unterstützung anflehen sollte, so bin ich Bürge, er wird nie unerhört bleiben." — „Im Vertrauen auf diese Verse hab' ich den Minister um hundert Goldstücke gebeten, die ich höchst nöthig bedurfte; er hat mir mein Gesuch rund und barsch abgeschlagen. Da Ihr Euch nun öffentlich für ihn verbürgt, so verlange ich jetzt die Summe von Euch. Ein Bürge muß dasjenige leisten, was derjenige, für den er gut gesagt, zu erfüllen sich weigert." — Der Dichter war nicht wenig erschrocken über eine solche Forderung, und um nicht die Zahlung zu leisten, erklärte er dem Kadi: er dächte sich nichts dabei, wenn er Verse mache. — „Ich würde Euch, trotz dieses Einwandes, dennoch zur Bezahlung der eingeklagten Summe verurtheilen," sprach der Kadi, „wenn es nicht allgemein angenommen wäre, daß Verse, in so fern sie Lobeserhebungen enthalten, nichts beweisen und bedeuten."

Johann Heinrich **Lochmann**, ein Schweizeroberst in Diensten König Ludwigs XIV. von Frankreich, hatte an Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart nicht seines Gleichen. Eines Tages hatte er den König auf die Jagd begleitet. „Herr Oberst!" sagte Ludwig, „Sie sind, wie ich wohl weiß, nie vor dem Feinde gewichen; ich zweifle jedoch, ob Sie auch wohl vor einem wilden Keiler Stand halten würden?" — „Stellen mich Ew. Majestät auf die Probe!" erwiederte Lochmann. — „Das soll geschehen!" sagte Ludwig, wies dem Obersten seinen Standort vor einer wüsten Kapelle am Ausgange des Waldes an, und befahl dann insgeheim den Jägern, das erste wilde Schwein, welches aufgejagt würde, nach dieser Gegend hinzutreiben. — Es geschah. Nicht lange nachher erschien der König mit seinem Gefolge. „Herr Oberst, haben Sie das wilde Schwein gesehen?" rief Ludwig. „O ja, Ew. Majestät!" antwortete der Schweizer. — „Aber wo ist es denn hingekommen?" fuhr der König fort. — „Ich hab' es, bis Ew. Majestät anlangen würden, in den Stall gebracht." — Und wirklich saß es in der vorerwähnten Kapelle. — Lochmann nämlich, als er das grimmige Ungethüm mit den Hauern die Erde zerwühlend gegen sich anrennen gesehen, hatte geschwind die Thüre der Kapelle geöffnet, und sich dann ein wenig auf die Seite gezogen, worauf der Keiler in der Wuth blindlings vorwärts gerannt, und so in die Kapelle hineingerathen war, deren Thüre dann der unerschrockene Schweizer schnell zugeschlagen hatte.

Locke, ein berühmter englischer Philosoph, war eines Tages in

Gesellschaft einiger Lords, welche nach einer kurzen Unterredung Karten bringen ließen. Locke, der ihrem Spiele eine Zeitlang zugesehen hatte, nahm seine Schreibtafel aus der Tasche und schrieb mit vieler Aufmerksamkeit. Einer aus der Gesellschaft bemerkte es und frug ihn, was er da schriebe. „Mylord," antwortete er, „ich bemühe mich so sehr ich kann, aus ihrer Gesellschaft Nutzen zu ziehen, und da ich mit Ungeduld das Vergnügen erwartete, in der Gesellschaft der größten Geister unserer Zeit zu sein, und endlich dies Glück erlangt habe, so glaubte ich, ich könnte nichts besseres thun, als Ihre Unterredung zu Papiere bringen; ich habe auch wirklich den Hauptinhalt von dem, was seit einigen Stunden geredet worden, aufgesetzt. Er durfte nicht viel von diesem Gespräche vorlesen, so sahen diese großen Männer das Lächerliche ein. Sie verließen sogleich ihr Spiel und begannen eine ihnen schicklichere Unterhaltung.

Locke. In einem der Bazars, in welchen die Damen der Pariser feinen Welt zum Besten irgend eines wohlthätigen Zweckes als Verkäuferinnen figuriren, saß auch eine der schönsten Damen der Pariser Aristokratie in ihrem Laden. Sie forderte die Neugierigen zur Wohlthätigkeit auf; sie appellirte an ihr Herz und fast immer mit Erfolg. Ein junger Mann von vornehmem Aussehen und keckem Wesen bewunderte sehr die Verkäuferin, aber kaufte wenig. — „Und Sie, mein Herr," sagte die Dame, „Sie wollen mir nichts abkaufen?" — „Ich, Madame?" — „Was wünschen Sie?" — „Was ich wünschte, ist leider nicht feil," sagte der Löwe mit verbindlicher und schmachtender Miene. — „Vielleicht doch." — „Ich wage in der That nicht, es zu sagen." — „Nun, nur zu." — „Wenn Sie es befehlen, Madame. Ich wünschte eine Locke Ihres Haares." — Die Dame antwortete nicht; sie nahm eine Scheere, schnitt sich eine Locke ab und überreichte sie dem Ueberraschten mit den Worten: „Es macht 500 Francs, mein Herr." — Hier war nicht davon die Rede, zurückzutreten oder zu handeln, der Lion machte gute Miene zum bösen Spiele und bezahlte die 500 Francs zum Besten der Armen.

Echte Seiden-Locken. „Sind das falsche Locken?" fragte ein junger Herr ein Dienstmädchen. „Nein," antwortete sie, „sie sind von echter Seide."

Die erste Locomotive. G. Stephenson erzählt, wie er 1815 den ersten Dampfwagen angefangen habe und von Allen für verrückt gehalten worden sei. Er blieb aber dabei. „Meine erste Locomotive," so erzählt er, „wurde mit dem Gelde des Lord Ravensworth gebaut, der zuerst zu meinen Ideen Vertrauen hatte. Es ist das 30 Jahre her. Wir nannten die Locomotive Mylord. Schon damals wagte ich zu behaupten, daß die Schnelligkeit einer solchen Maschine unbe-

grenzt sei, aber auch als mein Dampfwagen dastand, erklärte man allgemein meine Bestrebungen und Behauptungen für lächerlich und Unsinn. Im Jahre 1828 wurde endlich die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester unternommen und ich behauptete, meine Locomotive würde 10 engl. Meilen (2 deutsche) in der Stunde zurücklegen; aber die Directoren beschworen mich, so etwas ja nicht laut werden zu lassen, damit ich mich nicht lächerlich mache und ihr Unternehmen nicht in Mißcredit bringe." Wenn man jetzt auf einer Eisenbahn nur 4 deutsche Meilen (also noch ein Mal so viel als Stephenson ursprünglich beabsichtigte) in einer Stunde zurücklegt, so nennt man dies langsam fahren.

Locomotive. Wodurch ist die Benennung Locomotive bei den Eisenbahnen entstanden? — Von insolventen Kaufleuten, da sie keine Motive haben, in Loco zu bleiben, so suchen sie rasch fortzukommen.

Alle Stund' ein **Löffel.** Ein jüdischer Knabe stand auf dem Markt mit einem Karren voll Löffel und bot diese feil. Ein anderer kam und fragte: „Na, Jacob, wie gehts?" — Der Gefragte erwiederte mit den Achseln zuckend: „Wie solls gaihn?! Wie den Kranken, alle Stunden anen Löffel."

Der **Löffeldieb.** Bei einem öffentlichen Gastmahle vermißte der Wirth einen silbernen Löffel. Jeder Gast erbot sich, seine Taschen umzuwenden; aber der Wirth, ein witziger Kopf, verbot es und sagte: „Meine Herren, lassen Sie es vor der Hand gut sein, der Löffel wird sich schon finden. Nur will ich Sie um die Gefälligkeit bitten, Ihre Köpfe unter den Tisch zu stecken." Die Gesellschaft ließ es sich gefallen, und der Wirth fragte fest und ernst: „Haben Sie Alle den Kopf unter dem Tische?" und auf ein allgemeines „Ja" fragte er weiter: „Auch der, welcher den Löffel gestohlen hat?" Mechanisch bejahte es der Dieb. „Nun, wenn das ist," versetzte der Wirth, „so geben Sie ihn nur wieder heraus." Der Dieb zog ihn hervor und schlich sich beschämt, von stürmischem Gelächter verfolgt, aus dem Saale.

Löschen. In einer kleinen Stadt entstand Nachts eine Feuersbrunst, die aber doch erst am folgenden Morgen gedämpft wurde, obgleich eine große Anzahl Bürger zu Hülfe geeilt war. — Der Bürgermeister äußerte hierüber sein Befremden, und fragte, waren denn noch nicht genug Leute zum Löschen da? — „Mehr als zu viel," versetzte der Stadtschreiber. — „Löschten sie auch?" — „O ja, — aber," „Nun, was für ein aber?" — „Aber nur ihren Durst."

Es ist kein **Löw.** Im Schönbrunner Garten zu Wien standen zwei Franzosen in der Menagerie bei dem Gitter, welches den Eisbären um-

schließt, und einer rief: „Il s'élève.“ — Ein Wiener, der daneben stand, sagte, sie belehrend: „Es ist ka Löw', es is halt a Bär, meine Herren.“

Merkwürdiges Beispiel von der Anhänglichkeit eines **Löwen.** Herr le Comte erzählt: „Ein Franzose aus der ersten Classe der Gesellschaft machte dem Sultan in Konstantinopel einen Besuch, im Namen der Regierung. Während der Sultan im Hofe mit dem Franzosen spazieren ging, sprangen plötzlich zwei Löwen auf sie zu. Der Franzose erschrak zuerst, erholte sich jedoch, als der Sultan ihnen winkte, und sie wie Hunde streichelte. Nach und nach wagte es der Gast, seine Finger durch die Seidenlocken des einen Löwen gleiten zu lassen, und ihm zu liebkosen. Als der Sultan sah, daß das Thier ihm gefalle, machte er ihm damit ein Geschenk, als Zeichen seiner Gnade. Sklaven kamen herbei, um den Löwen an Ketten zu legen. Er widersetzte sich mit allen Kräften, verwundete Einige, und ergab sich nur auf die dringenden Befehle seines Herrn. Der Löwe ward in einen eisernen Käfig gebracht, und dann auf das Schiff. Aber kaum an das Ufer gelangend, zerriß er die Ketten, und brüllte so heftig, daß man anfing, ihn zu fürchten. Der Sultan hörte dies von seinen Sklaven, und ging selbst an das Ufer. Kaum erblickte der Löwe seinen Herrn, so schien es, als wollte er mit Gewalt den Käfig zersprengen, das Feuer der Freude leuchtete aus seinen Augen, er reichte seinem Herrn endlich die Pfote, gleichsam ihn um Befreiung bittend. Alle Sklaven und Zuschauer standen gerührt neben dem treuen Thiere. Da sagte der Sultan gebieterisch: Fatal, allez! Der Löwe legte sogleich den Kopf auf die Füße, rührte sich nicht mehr, aß und trank nichts, und starb drei Tage später auf dem Meere.“ Das Journal des Débats bürgt für dieses merkwürdige Factum.

Löwe (in Paris lion) bezeichnet in der Modesprache wie unter den Thieren den König, so unter den Stutzern und Gecken den Hauptnarren. Er giebt die neuesten Moden an, ist glücklich, wenn er eine erhabene Ball-Frack-Idee oder eine göttliche Fuß-Bekleidungs-Phantasie gehabt.

Der **Löwe** meidet nach Möglichkeit jeden Kampf mit dem Menschen; er verbirgt sich in den dichtesten Gebüschen; sobald er sich aber von den Jägern entdeckt und verfolgt sieht, sucht er einen freien, zum Kampfe vortheilhafteren Platz aus, und erwartet sie festen Fußes und in ruhiger Haltung. Die Jäger nähern sich demselben mit Vorsicht; auf Flintenschußweite gekommen, wenden sie die Pferde in einer, jener des Thieres entgegengesetzten Richtung, kehren sich auf ihrem Sattel um, zielen und schießen. Kaum ist aber der Schuß abgefeuert, so jagen sie mit Blitzesschnelle davon, denn, so ruhig der Löwe auf sich zielen ließ, so wüthend stürzt er sich darnach auf seinen Angreifer,

und nur die Schnelligkeit des Pferdes kann den Jäger retten. — Wenn jedoch der Löwe auf seinem Wege einem zu Fuß gehenden Menschen begegnet, so entwickelt er dabei seinen ganzen Verstand und seinen Scharfsinn. Er nähert sich dem Reisenden ohne ihn anzurühren, und betrachtet ihn aufmerksam, als wollte er sich von seiner Unerschrockenheit überzeugen; er unterzieht auch wirklich den Muth des Wanderers den schwierigsten Proben. Er beriecht Letzteren von allen Seiten, geht bald an und bald neben ihm einher, und bisweilen legt er sich in einiger Entfernung quer über den Weg, um zu sehen, ob ihm der Reisende ausweichen würde. Dann kehrt er wieder in die Nähe desselben, und stößt sanft an ihn an; er blickt ihm sofort ins Gesicht, unter fröhlichen Sprüngen, und leckt ihm sogar die Wangen. Wenn aber während dieser furchtbaren Proben der Reisende ein gewisses Zittern verräth, gegen einen Stein stolpert, oder im Mindesten wankt, versetzt ihm der Löwe einen heftigen Schlag auf die Schulter, und wirft ihn auf den Boden. Er tritt dann um einige Schritte von dem Platze zurück, auf welchem der arme Wanderer umfiel, und fährt fort ihn aufmerksam zu betrachten. Sieht er nun, daß er vom Schrecken so ergriffen ist, daß er keine Bewegung machen kann, so stürzt sich das Thier auf ihn, und zerreißt ihn. Hat dagegen der Mensch alle diese fürchterlichen Vertraulichkeiten herzhaft aufgenommen, und sich zeitweise in ein kosendes Spiel eingelassen, so begleitet ihn derselbe unter munteren Sätzen so lange, bis er, entweder vom Wege ermattet, oder von der Einförmigkeit des Spielens gelangweilt, rasch dem Menschen den Rücken zukehrt, und sich in den Gesträuchen verliert.

Löwen. Mrß. Brougthon erzählt in ihrem in London erschienenen Werke: „Sechs Jahre in Algier," Folgendes: „Während der Audienzen, welche der Dey gab, lagen immer einige junge Löwen um ihn herum, und dienten ihm als Fußschemel. Zur Zeit Achmet Paschas, genoß einer diese Ehre, welcher in einem spätern Alter dazu verwendet wurde, als gewöhnlich diese vierfüßigen Schemel zu haben pflegten. Er war schon beinahe ausgewachsen, und mein Vater bemerkte Sr. Hoheit, welche Gefahr damit verbunden sei. Dieses lebendige Tabouret hatte eine eben so entschiedene Antipathie gegen meinen Vater, als mein Vater gegen dasselbe hegte. So oft der Löwe einen Blick auf die scharlachrothe Uniform meines Vaters warf, brach er in ein lautes Gebrüll aus, und verschwand aus dem Gemache. Als er einst bei dem Eintritt meines Vaters plötzlich sich erhob, fiel der Dey, dessen Füße auf seinem Rücken ruhten, rücklings um. Wenn Achmet guter Laune war, war er so angenehm in seinem Benehmen, als wenn er der Souverain eines civilisirten Hofes gewesen wäre; er hob sich und sagte, herzlich lachend, zu meinem Vater: „Sie sehen, daß selbst Löwen vor einer englischen Uniform erschrecken!"

Löwe. In einer Menagerie warf einer der Wärter zwei jungen Löwen einen Schafskopf vor, den sie unter ergötzlichem Knurren und Heulen in Empfang nahmen. Sofort entspann sich unter ihnen ein heftiger Streit über das Mein und Dein, da die beiden Genossen, gleich Schuljungen, wenn sie etwas finden, statt sich zu einer gleichen Theilung zu verstehen, nach dem eigennützigen Grundsatze „Mir Alles, dem andern nichts" verfuhren. Mehr als einmal wanderte der Schafskopf während des Kampfes aus den Krallen des einen in die des andern; bis endlich die Löwin sich als Schiedsrichterin erhob und durch zwei tüchtige Püffe die Streitenden trennte, welche sich sogleich niederduckten und in den Hintergrund des Käfigs schlichen. Darauf legte sich die Löwin wieder ruhig nieder und theilte mit den Zähnen und Krallen die Beute geschickt in zwei gleiche Theile, die sie ihren beiden Jungen vorlegte, ohne selbst einen Bissen anzurühren.

Löwen. Capitän Marryat erzählt eine Eigenthümlichkeit des Löwen. Ich bemerkte einst, als ich im Namaqua-Lande reiste, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume eine ungewöhnliche Menge Spuren der Löwentatze, und als ich einen eingeborenen Häuptling fragte, was das zu bedeuten hätte, da antwortete er, es würde dort ein Löwe seinen Anlauf versucht haben, und erzählte mir in dieser Beziehung folgende Anecdote: „Ich befand mich einst unweit des Endes eines zerrissenen Hügels, aus welchem ein glatter Felsen, zehn bis zwölf Fuß hoch, hinausragte, und sah, wie sich ein Löwe heranschlich, um sich eines der Zebras zu bemächtigen, die sich dort herumtummelten. Endlich machte er seinen Sprung, der auf den männlichen Führer der Heerde gemünzt war, erreichte aber nur mit seinem Kopfe den Rand des Felsenvorsprungs, und fiel zurück, während jene sich flüchtete. Obgleich ihm nun seine Beute entronnen war, wiederholte er seinen Anlauf noch mehrere Male, bis er sich wirklich zu der nöthigen Höhe emporgeschwungen hatte. Als in diesem Augenblicke noch zwei andere Löwen zu derselben Stätte kamen, war es, als ob ersterer ihnen sein Abenteuer erzählt hätte, denn nachdem er ihnen lange etwas vorgebrüllt hatte, wiederholte er noch ein Mal in ihrer Gegenwart den oft versuchten Sprung. — „Was die Löwen mit einander sprachen," setzte der Namaqua-Häuptling naiv hinzu, „habe ich nicht verstanden, aber ich machte, daß ich aus ihrer Nähe kam, aus Furcht, daß sie sonst auch mit mir ein Wörtchen sprechen möchten."

Der Schneider als **Löwe.** Ein Schneider ging mit seinem Jungen über Feld, und weil er sich betrunken hatte, fing er mit verschiedenen Leuten, die vorüber gingen, Händel an, bis er endlich von Einem tüchtig durchgeprügelt wurde. Obgleich er nun schon ein Paar blaue Augen davon getragen hatte, so redete er es doch mit seinem

ihr und glaubte ihr eine recht feine Galanterie zu sagen, indem er sprach: „Das bleibt einmal wahr, der Löwe ist der König aller Thiere!“

In **London** befassen sich nicht allein Männer aus den niedern Ständen mit dem Einkauf des Fleisches: auch Männer des Mittel- und höheren Standes thun es, obgleich der Fleischerbursche jeden Morgen nach dem Bedarf fragt und diesen pünktlich überbringt. Aber eine besonders leckere Schöpsenkeule oder ein besonders saftiges Lendenstück fesseln den Schritt des vorübergehenden Kaufherrn, wie das Auge des vorüberfahrenden Staatsmannes und weder Peel noch Wellington haben sich zu vornehm gedünkt, den Braten selbst zu bestellen.

London. Das Wort London ist slavonischen Ursprungs und bedeutet eine Stadt am Wasser. Lon auf Slavonisch heißt Wasser und Don Stadt; daher entstand London.

„The Englishman“ enthält folgende Parallele zwischen **London** und Paris: Die Annäherung an Paris ist aufregender als die Annäherung an London, denn London ist die Stadt der Geschäfte, — Paris ist die Stadt des Vergnügens; London das Emporium des Verstandes, — Paris das der Thorheit; London ein Wald voll gedeihenden Bauholzes, — Paris ein Garten voll üppiger Blumen; London ist der mächtige Thron, von dessen Stufen Gesetze nach allen Theilen der Welt ergehen, — Paris der Grazientempel, dessen goldene Strahlen die Welt civilisiren; London ist die Stadt der ernsten, strengen Pallas, — Paris die Stadt der farbenprunkenden Iris. London ist mit einem Worte die Hauptstadt der Welt für Männer, — Paris die für Frauen.

Um die Todesstrafe **loosen.** Zwei entwichene Soldaten, ein Franzose und ein Rheinländer, mußten um die Todesstrafe losen. Der Befehlshaber wünschte dem Letztern das Leben zu retten, und dachte dies dadurch zu bewirken, wenn er zwei schwarze Kugeln in den enge gehaltenen Hut legen, und aus diesem den Franzosen zuerst ziehen ließe. Der Letztere aber hatte davon einen Wink erhalten, und hintertrieb die List auf folgende Weise: Ohne Widerrede ergriff er zuerst eine Kugel, verschlang sie aber mit Geberden der höchsten Wuth so schnell, daß weder er selbst noch einer von den Umstehenden sie besehen konnte. — „Verzeihen Sie, Herr Obrist, meine Uebereilung,“ rief er aus, „in der Todesangst ist man nicht Herr seiner selbst; aber es ist dabei nichts versehen, da noch eine Kugel im Hute sich befindet. Ist diese weiß, so habe ich die schwarze gegessen und bin des Todes;

wäre aber die schwarze Kugel noch da, so habe ich die weiße gezogen und bin also frei."

Lorbeern. Als der Marschall von Sachsen außerhalb Paris spazieren fuhr, mußte er bei seiner Zurückkunft am Thore halten. Der Visitator machte den Wagen auf, sobald er aber den Marschall erblickte, rief er: „Entschuldigen Euer Excellenz, Lorbeern geben keine Accise."

Lorgnetten-Mode. Ein Elegant kaufte sich der Mode wegen in einer Galanteriehandlung eine prächtige Lorgnette, und nahm sie bloß deswegen, weil sie die schönste war, obschon er gar nichts damit sah. Als er einige Schritte auf der Gasse damit gegangen war, fiel er über ein Scheit Holz, welches vor einem Hause lag; alsogleich nahm er die Brille ab, um zu sehen, worüber er gefallen sei.

Was ist los. Bei einem Auflauf in der Königsstraße zu Berlin, der durch eine Schlägerei zwischen einigen Straßenjungen veranlaßt wurde, versammelte sich eine Menge Neugieriger, wozu sich denn auch bald ein Gebietender gesellte, um Ruhe zu stiften. Mit gebieterischem Tone fuhr derselbe unter die Jungen und rief: „Was ist denn hier los?" — „Eine Schuhsohle!" antwortete einer von den Jungen, ihm seinen zerrissenen Schuh vorhaltend.

Lotterie. Auf den Neuenburg'schen Gebirgen in Helvetien hatte sich einst die Lottopest eingeschlichen. Man schrieb dagegen und warnte, aber — vergeblich. Ein Mann zu Locle kam auf den Einfall, seinen Mitbürgern die Warnungsgründe durch einen speciellen Fall und unleugbaren Erfahrungssatz recht anschaulich zu machen. Er errichtete ein Lotto, worin nur mit Nüssen gespielt wurde; und in kurzer Zeit hatte er aus der ganzen Nachbarschaft alle Nüsse gewonnen. — Bei dem allem hatte das Lotto seinen Fortgang, und es blieb beim Alten.

— In den Laden eines Lotto-Collecteurs trat ein niedliches Mädchen von 16 bis 18 Jahren. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Mädchen. Ich hatte die vergangene Nacht einen sonderbaren Traum, allein ich getraue mir nicht, ihn zu erzählen.

Collecteur. Ohne Scheu, mein schönes Kind, — Träume sind Winke des Schicksals.

Mädchen. Aber sehen Sie mich nicht an, sonst müßte ich mich wahrlich schämen. Mir träumte, mein Geliebter habe mir unzählige Küsse gegeben.

Collecteur. Haben Sie die Küsse mit stiller Ergebung hinge-

nommen, so bedeutet es Nr. 36; haben Sie sich aber dagegen gesträubt, Nr. 48.

Mädchen (nach einer Pause, während welcher es sinnend die Hand an die Stirne legte und die Augen zu Boden schlug): Mein Herr, ich glaube doch, es wäre besser, wenn wir Nr. 36 nähmen.

Die Römer erfanden das **Lotteriespiel**, um die Saturnalien, ihren Carneval, zu verherrlichen. Augustus gab nur kleine Gewinne, aber Nero ließ des Tags 1000 Billets unter das Volk vertheilen, deren mehrere dem Gewinner ansehnliche Geldbeträge zutheilten. Heliogabal gab seltsame Gewinne, z. B. sechs Sclaven, sechs Fliegen, eine prächtige Vase, einen gemeinen Topf, und dergleichen Contraria mehr.

Der durch eine **Lotterie** gewonnene Mann. Ein junger Mann in Lyon hatte die sonderbare Idee, sich durch die Lotterie ausspielen zu lassen; natürlich konnten nur Frauenzimmer spielen, junge Wittwen und junge Mädchen; die ihn gewann, bekam ihn zum Gatten. Die Ziehung fand statt vor Notar und Geschwornen. Mlle. Euphrasie B**, Rentiere in Lyon, gewann den jungen Mann. Die Gewinnerin kannte ihr Glück noch nicht; da stürzt eines Morgens eine Dame zu ihr herein, blaß, zerstört, und sagt mit flehender Stimme: „Retten Sie mein Leben, Mademoiselle." — „Wie so?" — „Indem Sie mir Ihr Loos überlassen!" — „Welches Loos?" — „Von der Lotterie . . . Sie wissen, den jungen Mann betreffend." — „Ah! ich dachte nicht mehr daran." — „Hören Sie denn, Mademoiselle, ich liebe ihn, ich bete ihn an. Ich hatte dreißig Loose genommen; es war Alles, was mein Vermögen mir zu thun erlaubte. Meine Loose haben verloren, das Ihrige hat gewonnen. Ueberlassen Sie es mir, oder ich muß sterben?" — Mlle. Euphrasie antwortete: „Madame, es steht auf dem Loose, daß wenn mir der junge Mann nicht gefällt, oder ich ihm nicht gefalle, wir die 200,000 Francs theilen, und wir uns nicht heirathen. Sie haben daher noch immer Hoffnung, ihn zu bekommen. Mein Loos gebe ich aber nicht her." — Nach einer Stunde stellt sich der Gewonnene Euphrasien vor; sie fand ihn charmant, und er fand sie liebenswürdig. Nach vierzehn Tagen hielten sie Hochzeit. Die Dame, welche Ephrasien's Loos hatte kaufen wollen, war eine Wittwe aus Carcassonne. Sie liebte den jungen Mann leidenschaftlich. Das durch die Lotterie vereinigte Paar aber lebt vergnügt in Narbonne, mit 10,000 Francs jährlicher Renten.

Der größte **Lotteriezettel.** Ein Tischler hatte einen Lotteriezettel auf die Thüre geleimt, um ihn, wie er scherzend sagte, nicht zu verlieren, weil er ohnedem an einem Gewinn zweifelte. Zufällig aber

machte er damit eine Terne. Was war nun zu thun? Der Collectant sagte, wenn der Rescontro ein Bischen zerrissen sei, würde er nicht angenommen, und die ganze Thür den auf der Post zu verschickenden Acten als Beilage anzuschließen war zu schwer. Der gute Tischler mußte demnach einen eigenen Wagen aufnehmen, um seinen Lottozettel in das 12 Meilen entfernte Lotto-Hauptamt nach Prag zu führen, allwo ein Stück Brett aus der Thür gesägt wurde, um es den Quittungen beizulegen. Tsch.

Loudon und Franz der Erste. „Die Physiognomie dieses Mannes ist mir widerlich!" so sagte der große Friedrich von Preußen zu den ihn begleitenden Officieren, als ihm Lieutenant Loudon, der preußische Dienste suchte, vorgestellt wurde. Somit war dessen Project zu Wasser geworden, und er ging mit einem Recommandationsschreiben des österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen v. Rosenberg versehen, nach Wien. Aus diesem Grunde genehmigte die Kaiserin Maria Theresia den aus Rußland kommenden Krieger zu sehen und zu sprechen. Zur Audienz wurde er nach Schönbrunn beschieden. Loudon trat zur bestimmten Stunde in die Antichambre und verweilte da, auf den Ruf harrend. Ein ihm unbekannter Herr trat ein.

Der Herr. Mit wem habe ich die Ehre?

Loudon. Gideon von Loudon, vormals Oberlieutenant in russischen Diensten.

Der Herr. Und warum nicht mehr gegenwärtig?

Loudon. Ich quittirte in Friedenszeit.

Der Herr. Verzeihen Sie, daß ich um die Ursache frage.

Loudon. Wegen erlittener, unziemlicher Härte.

Der Herr. Also behandelte man sie hart!

Loudon. Ja und nein. Ich wurde chikanirt, mein Feind war Vorgesetzter.

Der Herr. Mit welchem Charakter traten Sie in's Regiment?

Loudon. Als Cadet.

Der Herr. Viele Feldzüge mitgemacht?

Loudon. Im Jahre 1732 trat ich als Cadet in Dienste des Regiments Skapskow, auch Pleßkow genannt. Mein Hauptmann war Ulrich Sachen, Major Freiden v. Trotten, Oberst war Heyserling. Ich machte zwei Feldzüge in dem Kriege mit, den die russische Kaiserin Anna gegen Polen, wegen der in der Republik entstandenen Unruhen, 1734 und 35 führte.

Der Herr. Ah! da waren Sie im 34ger Jahre ja wohl auch vor Danzig?

Loudon. Ich wohnte der Belagerung und Eroberung dieser

Stadt bei. Auch zog ich mit den Truppen in's Feld, welche die Kaiserin dem deutschen Reiche gegen die Franzosen am Rhein 1735 zu Hülfe sandte. Unter demselben Regimente machte ich ferner den ganzen Krieg der Russen gegen die Türken von 1736 bis 1739 mit.

Der Herr. Da kannten Sie ja wohl den großen Münnich?

Loudon. Ja wohl, den großen Münnich! der war mein Feldherr und mein Vorbild. Unter ihm wohnte ich der Belagerung und stürmend erfolgten Eroberung der Festung Oczakow 1738 bei, focht bei Stabulschane, bei der Belagerung und Eroberung der Festung Chozim, und Einnahme der Hauptstadt Jassy in der Moldau.

Der Herr. Und blieben immer Cadet?

Loudon. O nein! Unter den erwähnten Kriegsdienstjahren stieg ich durch alle Unterofficiersstufen bis zum Oberlieutenant.

Der Herr. Und nach Verdienst.

Loudon. Zu gütig. Ich that meine Pflicht.

Der Herr. Und was thaten Sie weiter?

Loudon. Nach dem im Jahre 1739 geschlossenen Frieden mit der Pforte ging ich aus den schon genannten Ursachen von der Armee weg nach Petersburg, in welcher Hauptstadt ich mich ziemlich lange aufhielt, ohne meinen Zweck zu erreichen, nämlich weder auf mein Ansuchen Gehör noch Belohnung zu finden. Ich wandte mich wohl an den einflußreichen Hofmarschall, den Grafen Löwenwalde, diesen Günstling der Kaiserin Anna, aber ohne thätigen Erfolg. 1740 fing der österreichische Successionskrieg an. Mein Hang zu ruhmvollen Thaten entflammte sich und erhielt neue Nahrung. Der eben im Kriege begriffene preußische Staat war mir auf meiner weiten und kostspieligen Reise aus Rußland der nächste. Meine Verhältnisse erlaubten mir nicht, die viel weiter entfernte österreichische Monarchie zu betreten, so gerne ich dort Dienste genommen hätte; um so mehr, als mir Hochstetten, der Secretär des Grafen Löwenwalde, der bald mit mir bekannt und Freund geworden war, ein Empfehlungsschreiben an den Bruder seines Chefs, den Hofkriegsrath und General der Cavallerie, Graf Löwenwalde, verschaffte, im Falle ich doch nach Wien kommen sollte. Auf meinem Weg hierher kam ich durch Berlin. Dort traf ich einige meiner alten Kriegskameraden, die mit mir in der russischen Armee gedient hatten. Sie beredeten mich, preußische Dienste zu nehmen und spornten mich dazu an, mit den schmeichelhaftesten Versprechungen, mich dem Könige selbst vorzustellen und mir eine Hauptmannsstelle zu verschaffen. Dadurch ließ ich, wie leicht begreiflich, mich bewegen. Nach einigen Wochen des Harrens erschien der Audienztag. Der König sah mich sehr scharf an, wandte sich aber gleich von mir weg, und sagte zu den ihn begleitenden Officieren: „Die Physiognomie dieses Mannes ist mir wi-

derlich." — So war ich denn abgefertigt, was mir vielen Kummer verursachte.

Der Herr. Ich verdenke es Ihnen nicht. Mußten Sie sich lange vorher in Berlin aufhalten?

Loudon. Mehre Wochen.

Der Herr. Und wie brachten Sie diese zu?

Loudon. Ich kopirte bei einem meiner Freunde. Dies war mein einziger Verdienst.

Der Herr. Und nach der fehlgeschlagenen Audienz?

Loudon. Setzte ich meinen Weg nach Oesterreich fort.

Der Herr. Und wünschen bei Ihrer Majestät Audienz?

Loudon. Dies würde mich glücklich machen. Ich möchte die Kaiserin um eine meinem Charakter angemessene Stellung bitten.

Der Herr. Als Hauptmann zum Beispiel?

Loudon. Dies wird wohl unmöglich sein.

Der Herr. Ganz und gar nicht. Bitten Sie dreist darum. Wählen Sie sich auch das Regiment.

Loudon. Unter den Panduren des Obersten Trenk, wäre mein Wunsch und auch der seine.

Der Herr. Wessen?

Loudon. Des Barons Trenk.

Der Herr. Ja, kennt er Sie denn?

Loudon. Er lernte mich in russischen Diensten kennen. Ich kam vor einigen Tagen mit ihm in der Kärnthnerstraße zusammen.

Der Herr. Da wohnt er ja im weißen Schwane.

Loudon. Auch ich wohne da. Er erfuhr meine Ankunft, ließ mich zu sich bitten, besprach sich mit mir, und bot mir von selbst gleich beim ersten Besuche bei seinem Regimente eine Compagnie und Hauptmannsstelle an.

Der Herr. Ich weiß genug. Jetzt gehe ich hinein, um Sie bei Ihrer Majestät zu melden. Verziehen Sie nur wenige Minuten.

Loudon verbeugte sich und war allein mit sich und seinen Gedanken, die gerade nicht die muthlosesten waren. Der Unbekannte schien ein hoher Herr zu sein, so bezeugte wenigstens seine Vertraulichkeit in den kaiserlichen Gemächern. Lange wurde ihm nicht Zeit zu dergleichen Gedanken gelassen, denn wenige Augenblicke nachher wurde er hineingerufen. Er blieb erstarrt an der Thüre stehen, denn sein unbekannter, freundlicher Gönner saß vertraulich neben der Kaiserin, und Seine Majestät begann auf denselben weisend: „Auf die Fürsprache meines Gatten Franz habe ich mich bewogen gefunden, Ihm im Trenk'schen Croatencorps eine Hauptmannsstelle zu geben. Ich hoffe in Ihm keinen undankbaren Diener der Krone gefunden zu haben." — Was Loudons Herz bestürmte, läßt sich nicht mit Worten beschreiben, und kaum konnte er einige unzusammenhängende

Phrasen stammeln. Die Majestäten sprachen mit ihm auf's Liebreichste, und wie sehr sie ihm — seiner Verdienste wegen — gewogen wurden, lehrte der Erfolg und der Feldmarschall Baron Gideon von Loudon.

Als im Jahre 1640 die ersten **Louisd'or**, die in Frankreich zum Vorschein kamen, waren geschlagen worden, kam der Sürintendant de Bullion auf den Einfall, fünf Cavalieren, die häufig bei ihm aus- und eingingen, ein Gastmahl zu geben, und ließ zum Nachtische drei Becken voll von dieser neuen Münze auffetzen; er sagte ihnen, daß sie so viel davon nehmen könnten, als ihnen beliebte. Ein Jeder fiel begierig zu, füllte sich die Taschen, und lief mit seiner Eroberung fort, ohne den Wagen zu erwarten. Der Sürintendant lachte herzlich, da er sah, wie schwer es ihnen wurde, zu gehen. Die Bezahlung einiger Staatsschulden würde diese neuen Münzsorten eben so gut unter die Leute gebracht haben; aber dieses Mittel wäre, nach dem Urtheile des Herrn de Bullion und seiner Gäste, nicht so nobel gewesen.

Louvois. Ein alter französischer Officier, welcher wenig von der Hofsprache verstand, schrieb einst an den Marquis von Louvois und nannte ihn Monsieur; er erhielt keine Antwort, er schrieb einen zweiten Brief und nannte ihn nun, da man ihn über sein Versehen belehrt hatte, Monseigneur. Dem Minister verdroß noch das Wort Monsieur und sein zweiter Brief blieb daher ebenfalls unbeantwortet. Nun schrieb der Officier zum dritten Mal und titulirte den Minister Mon Dieu.

— Ein seltenes Beispiel von Weibertreue und Zärtlichkeit gab Anna Katharina Eleonora Le Tellier de Louvois, Tochter des Marquis de Louvois, der durch seine Intriguen gegen den Prinzen Eugen von Savoyen auch für Oesterreich ein nicht unwichtiges Interesse hat. Sie war die Gattin des Karl Siegmund de Montmorency-Luxemburg, Herzog d'Olone, Marschalls von Frankreich. Ihr Mann bekam den Scharlach, und sie faßte den Entschluß, Alles zu wagen, um ihn in seiner Krankheit zu pflegen. Weil sie aber einsah, daß damit ihrem Leben Gefahr drohe, machte sie gleich ihr Testament, und setzte ihren Mann und nach dessen Tode, weil sie keine Kinder hatte, ihre zwei Schwestern zu Erben ihres Vermögens ein. Hierauf begab sie sich in das Zimmer ihres Mannes, aus dem man sie nicht entfernen konnte, bis er durch ihre treue Sorgfalt und Pflege genas, sie aber als Opfer ihrer Treue starb.

Der Vogel **Loxia**, welcher in Indien sehr häufig ist, lernt gleich dem gelehrigsten Hunde apportiren, kommt auf den Ruf seines Herrn,

setzt sich ihm auf den Finger, und eilt auf den ersten Wink einem Ringe nach, den man z. B. in einen Brunnen wirft, und haſcht ihn auf, ehe er das Waſſer erreicht. Eben ſo läßt er ſich, gleich den Tauben, als Briefbotin gebrauchen, und lernt Briefchen von einem Hauſe in's andere tragen. Verliebte Hindu-Jünglinge richten ſie auch ab, den jungen Indianerinnen ihre „Ticas," kleine Goldplättchen, die ſie, wie es ſeit einiger Zeit unter unſern Frauen Mode war, zwiſchen den Augenbrauen tragen, zu rauben. Uebrigens iſt der Inſtinct des Loria vielleicht noch bewunderungswürdiger, als das, was er von den Menſchen lernt. Aus Grashalmen webt er ſich ein Neſt in Geſtalt einer Flaſche, das wie von Tuch gemacht ausſieht, und an die höchſten Zweige des indiſchen Feigenbaums oder der Palme, über den kühlen Ausdünſtungen einer Quelle oder eines Baches dergeſtalt befeſtigt iſt, daß es die Winde ſchaukeln; der Eingang in daſſelbe iſt von unten, um die Jungen vor Raubvögeln zu ſichern. Dieſes Neſt, in welchem ſich zwei oder drei abgeſonderte Kämmerchen befinden, wird von dem klugen Vogel Nachts mit einem Glühwurme beleuchtet, den er zu dieſem Zwecke lebendig fängt und innen an der Wand des Zeltes mit etwas feuchtem Lehm befeſtigt. Folgendes iſt der Bericht eines Engländers, der lange Zeit in Indien ſich aufgehalten, über dieſe faſt unglaublich klingende Thatſache: „Da ich mich von der Wahrheit der Sache mit eigenen Augen überzeugen wollte, ſo beſchloß ich ſelbſt ein Neſt dieſes Vogels zu unterſuchen, und gab deshalb Nachmittags vier Uhr meinem Bedienten den Auftrag, den Vogel zu verfolgen und nicht nach dem Neſte zurückkehren zu laſſen, bis ich dieſes in Augenſchein genommen. Ich öffnete den Eingang und fand wirklich einen Glühwurm an der Wand mit jener Erde befeſtigt, welche die Hindu „Morum" nennen. Nachdem ich das Neſt wieder verſchloſſen und an Ort und Stelle gebracht hatte, unterſuchte ich es am folgenden Abend noch einmal, und fand abermals einen kleinen Glühwurm mit friſchem Lehm zur Seite des Eingangs angeheftet, wie ich es am vorigen Tage geſehen hatte. Noch an drei andern Neſtern nahm ich dieſelbe Unterſuchung vor, und fand überall die kleine lebendige Nachtlampe; in einem vierten war das feuchte Thonklümpchen ſchon bereit, aber der Glühwurm noch nicht aufgeſteckt." Der Beobachter des Loria findet es nicht wahrſcheinlich, daß der Vogel den Glühwurm zur Speiſe heimtrage, da der Loria ſeine Nahrung nicht in der Nacht zu ſich nimmt, ſondern dies bei hellem Tage zu thun pflegt.

Ludwig I. König von Baiern. An einem Herbſttage des Jahres 1846 ſtanden in München an den Fenſtern einer Niederlage weiblicher Handarbeiten drei arme kleine Mädchen und betrachteten mit Entzücken die dort ausgeſtellten Puppen. Sie theilten ihre Meinungen

einander mit, welche Puppe jedem einzelnen besser gefalle, und welche jedes, wenn es Geld hätte, kaufen würde. Ein fremder Herr hatte das Gespräch der Kinder mit angehört, und als dieselben, nicht ohne einen Seufzer, sich entfernen wollten, hielt er sie auf, führte sie in den Verkaufsladen und kaufte ihnen die Puppen, jedem Mädchen die, welche ihm am meisten gefiel. Mit Erstaunen nahmen sie das unverhoffte Geschenk an und werden es wohl für eine späte Zeit aufbewahren, denn der gütige Kinderfreund war — der König von Baiern.

Ludwig Philipp I. Ein eigener Zufall rettete den König der Franzosen vor Lecomte's Attentat. Ein Stallknecht, Millet, der nicht weit von des Königs Wagen ritt, erblickte Lecomte, wie er das Gewehr an der Mauer angelegt hielt; er glaubte, das Leben des Grafen Montalivet sei bedroht und rief diesem warnend zu: „Ah monsieur le comte!“ (Ah, Herr Graf!) Lecomte aber bezog diese Worte auf sich, glaubte sich verrathen und entdeckt, und drückte los, ohne zu zielen. Millet wurde vom Stallknecht zum Unterpiqueur befördert und stieg so im Gehalte von 1200 auf 4000 Franken.

Als **Ludwig** Philipp nach der Revüe über die Truppen des Carrousel-Platzes in die Tuilerien zurückkehrte, bemerkte General Carbonel die auf das Schloß heranfluthende Volksmenge. „Der König ist verloren, wenn man die Aufmerksamkeit dieser Menschenmasse nicht für einen Augenblick ablenkt!“ rief er aus, entriß einem Nationalgardisten das Gewehr und feuerte, einige Schritte vorwärts gehend, auf das Volk. Er wurde sofort getödtet; aber sein Zweck war erreicht. Er hatte Ludwig Philipp einige Minuten Zeit verschafft, welche ihm gestatteten, sich vor dem Eindringen in die königlichen Zimmer zu flüchten.

Man versichert, daß, als **Louis** Philipp am 13. Aug. Abends die Depesche des Prinzen von Joinville überbracht worden war, er sich nach dem Diner zur Prinzessin von Joinville begab, die damals schon die ersten Geburtswehen empfand. „Ihr Gemahl,“ sagte der König, „hat Tanger bombardirt.“ — „Ist er gesund?“ — „Ja, aber er ist große Gefahr gelaufen. Hier ist die Depesche.“ Herr M*, Arzt Sr. Majestät, machte dem König bemerklich, daß die ganze Lecture in einem solchen Augenblick anstrengend, ja die Bewegung selbst gefährlich sein könnte. „Mein Herr,“ erwiederte der König, „in meiner Familie muß sich eine Prinzessin daran gewöhnen, alles zu hören

Jungen ab, daß er zu Hause erzählen sollte, er habe seinen Gegner überwunden. Nachdem er nun bei seiner Ankunft von seinem Streite eine lange Erzählung gemacht hatte, rief er auch seinem Jungen zu: „Jacob, wie sah ich aus, als ich mich so herumschlug?“ „O Meister, wie ein Löwe,“ antwortete der Junge. Einer von der Gesellschaft fragte ihn: „Weißt Du denn auch, wie ein Löwe aussieht?“ „Warum nicht!“ sprach er, „es sind ja gestern über 20 vor unserm Haus gewesen!“ „O Du dummer Junge! das waren Esel, die man nur zum Spaße Müllerlöwen nennt.“ — „Je nun, just wie so einer, wenn der Treiber auf ihm sitzt, sah der Meister aus.“

Ein singender **Löwe.** Auf einer kleinen Bühne, wo gewöhnlich Statisten, Choristen und Figuranten immer ein und dieselben waren, wurde „die Zauberflöte“ aufgeführt. Zur Verstärkung des Chors mußten die Löwen am Schlusse des ersten Aktes auch im Finale mitsingen. Der eine Löwe sang sehr falsch. Saraſtro, der Regisseur, rief ihm leise zu: Spitzbube, h, sing nicht a.“ „Kann nichts dafür,“ erwiederte sotto voce der Löwe, „warum hat mich der Frischenthaler, der handige Löwe, auf'n Fuß getreten!“

Löwen. Ein Engländer, der von Löwen, Bären, Tigern und andern wilden Thieren ein großer Liebhaber war, hatte in Paris mit dem bekannten Martin genaue Bekanntschaft gemacht, und besuchte dessen wilde Untergebene in der Bude täglich, und nach dessen Abreise ging er in den Pflanzen-Garten, und erlangte durch Geschenke die Freundschaft des Aufsehers, der ihm die Erlaubniß zugestand, in den inneren Hof zu gehen, der Fütterung der Bestien beizuwohnen, seine Hand durch das Gitter zu stecken, um sie zu liebkosen, und andere Vorrechte, die zwar mit Gefahr verbunden waren, aber unsern seltsamen Liebhaber entzückten. Eines Tages, als das Gitter offen geblieben war, bekam der König der Thiere Lust, in dem Raume, der die Behältnisse von dem innern Hofe trennt, sich zu ergehen. Der Engländer wich zurück, der Löwe aber ging mit deutlicher Aeußerung von Vergnügen auf ihn zu; schon sah sich der unglückliche Engländer, der ohne Waffe, ohne Stock, sogar ohne Regenschirm war, an die Mauer gedrängt, schon richtete sich der Löwe auf seinen Pfoten in die Höhe, um ihn zu verschmausen, als ihm der glückliche Gedanke kam, seine Tabaksdose zu nehmen und seinem Gegner den Tabak auf die Nase zu werfen. Dieser, sich über diese neue Vertheidigungsart wundernd, fing nun an zu niesen, indem er seine dicke Mähne schüttelte, wodurch der Engländer Zeit gewann, sich aus dem Staube zu machen.

Die vortreffliche Schauspielerin Mad. **Löwe** hatte in den „falschen Vertraulichkeiten“ alle Herzen bezaubert, da trat ein Schauspieler zu

ihr und glaubte ihr eine recht feine Galanterie zu sagen, indem er sprach: „Das bleibt einmal wahr, der Löwe ist der König aller Thiere!“

In **London** befassen sich nicht allein Männer aus den niedern Ständen mit dem Einkauf des Fleisches: auch Männer des Mittel- und höheren Standes thun es, obgleich der Fleischerbursche jeden Morgen nach dem Bedarf fragt und diesen pünktlich überbringt. Aber eine besonders leckere Schöpsenkeule oder ein besonders saftiges Lendenstück fesseln den Schritt des vorübergehenden Kaufherrn, wie das Auge des vorüberfahrenden Staatsmannes und weder Peel noch Wellington haben sich zu vornehm gedünkt, den Braten selbst zu bestellen.

London. Das Wort London ist slavonischen Ursprungs und bedeutet eine Stadt am Wasser. Lon auf Slavonisch heißt Wasser und Don Stadt; daher entstand London.

„The Englishman“ enthält folgende Parallele zwischen **London** und Paris: Die Annäherung an Paris ist aufregender als die Annäherung an London, denn London ist die Stadt der Geschäfte, — Paris ist die Stadt des Vergnügens; London das Emporium des Verstandes, — Paris das der Thorheit; London ein Wald voll gedeihenden Bauholzes, — Paris ein Garten voll üppiger Blumen; London ist der mächtige Thron, von dessen Stufen Gesetze nach allen Theilen der Welt ergehen, — Paris der Grazientempel, dessen goldene Strahlen die Welt civilisiren; London ist die Stadt der ernsten, strengen Pallas, — Paris die Stadt der farbenprunkenden Iris. London ist mit einem Worte die Hauptstadt der Welt für Männer, — Paris die für Frauen.

Um die Todesstrafe **loosen.** Zwei entwichene Soldaten, ein Franzose und ein Rheinländer, mußten um die Todesstrafe losen. Der Befehlshaber wünschte dem Letztern das Leben zu retten, und dachte dies dadurch zu bewirken, wenn er zwei schwarze Kugeln in den enge gehaltenen Hut legen, und aus diesem den Franzosen zuerst ziehen ließe. Der Letztere aber hatte davon einen Wink erhalten, und hintertrieb die List auf folgende Weise: Ohne Widerrede ergriff er zuerst eine Kugel, verschlang sie aber mit Geberden der höchsten Wuth so schnell, daß weder er selbst noch einer von den Umstehenden sie besehen konnte. — „Verzeihen Sie, Herr Obrist, meine Uebereilung,“ rief er aus, „in der Todesangst ist man nicht Herr seiner selbst; aber es ist dabei nichts versehen, da noch eine Kugel im Hute sich befindet. Ist diese weiß, so habe ich die schwarze gegessen und bin des Todes;

wäre aber die schwarze Kugel noch da, so habe ich die weiße gezogen und bin also frei."

Lorbeern. Als der Marschall von Sachsen außerhalb Paris spazieren fuhr, mußte er bei seiner Zurückkunft am Thore halten. Der Visitator machte den Wagen auf, sobald er aber den Marschall erblickte, rief er: „Entschuldigen Euer Excellenz, Lorbeern geben keine Accise."

Lorgnetten-Mode. Ein Elegant kaufte sich der Mode wegen in einer Galanteriehandlung eine prächtige Lorgnette, und nahm sie bloß deswegen, weil sie die schönste war, obschon er gar nichts damit sah. Als er einige Schritte auf der Gasse damit gegangen war, fiel er über ein Scheit Holz, welches vor einem Hause lag; alsogleich nahm er die Brille ab, um zu sehen, worüber er gefallen sei.

Was ist los. Bei einem Auflauf in der Königsstraße zu Berlin, der durch eine Schlägerei zwischen einigen Straßenjungen veranlaßt wurde, versammelte sich eine Menge Neugieriger, wozu sich denn auch bald ein Gebietender gesellte, um Ruhe zu stiften. Mit gebieterischem Tone fuhr derselbe unter die Jungen und rief: „Was ist denn hier los?" — „Eine Schuhsohle!" antwortete einer von den Jungen, ihm seinen zerrissenen Schuh vorhaltend.

Lotterie. Auf den Neuenburg'schen Gebirgen in Helvetien hatte sich einst die Lottopest eingeschlichen. Man schrieb dagegen und warnte, aber — vergeblich. Ein Mann zu Locle kam auf den Einfall, seinen Mitbürgern die Warnungsgründe durch einen speciellen Fall und unleugbaren Erfahrungssatz recht anschaulich zu machen. Er errichtete ein Lotto, worin nur mit Nüssen gespielt wurde; und in kurzer Zeit hatte er aus der ganzen Nachbarschaft alle Nüsse gewonnen. — Bei dem allem hatte das Lotto seinen Fortgang, und es blieb beim Alten.

— In den Laden eines Lotto-Collecteurs trat ein niedliches Mädchen von 16 bis 18 Jahren. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Mädchen. Ich hatte die vergangene Nacht einen sonderbaren Traum, allein ich getraue mir nicht, ihn zu erzählen.

Collecteur. Ohne Scheu, mein schönes Kind, — Träume sind Winke des Schicksals.

Mädchen. Aber sehen Sie mich nicht an, sonst müßte ich mich wahrlich schämen. Mir träumte, mein Geliebter habe mir unzählige Küsse gegeben.

Collecteur. Haben Sie die Küsse mit stiller Ergebung hinge-

nommen, so bedeutet es Nr. 36; haben Sie sich aber dagegen gesträubt, Nr. 48.

Mädchen (nach einer Pause, während welcher es sinnend die Hand an die Stirne legte und die Augen zu Boden schlug): Mein Herr, ich glaube doch, es wäre besser, wenn wir Nr. 36 nähmen.

Die Römer erfanden das **Lotteriespiel**, um die Saturnalien, ihren Carneval, zu verherrlichen. Augustus gab nur kleine Gewinne, aber Nero ließ des Tags 1000 Billets unter das Volk vertheilen, deren mehrere dem Gewinner ansehnliche Geldbeträge zutheilten. Heliogabal gab seltsame Gewinne, z. B. sechs Sclaven, sechs Fliegen, eine prächtige Vase, einen gemeinen Topf, und dergleichen Contraria mehr.

Der durch eine **Lotterie** gewonnene Mann. Ein junger Mann in Lyon hatte die sonderbare Idee, sich durch die Lotterie ausspielen zu lassen; natürlich konnten nur Frauenzimmer spielen, junge Wittwen und junge Mädchen; die ihn gewann, bekam ihn zum Gatten. Die Ziehung fand statt vor Notar und Geschwornen. Mlle. Euphrasie B**, Rentiere in Lyon, gewann den jungen Mann. Die Gewinnerin kannte ihr Glück noch nicht; da stürzt eines Morgens eine Dame zu ihr herein, blaß, zerstört, und sagt mit flehender Stimme: „Retten Sie mein Leben, Mademoiselle." — „Wie so?" — „Indem Sie mir Ihr Loos überlassen!" — „Welches Loos?" — „Von der Lotterie . . . Sie wissen, den jungen Mann betreffend." — „Ah! ich dachte nicht mehr daran." — „Hören Sie denn, Mademoiselle, ich liebe ihn, ich bete ihn an. Ich hatte dreißig Loose genommen; es war Alles, was mein Vermögen mir zu thun erlaubte. Meine Loose haben verloren, das Ihrige hat gewonnen. Ueberlassen Sie es mir, oder ich muß sterben?" — Mlle. Euphrasie antwortete: „Madame, es steht auf dem Loose, daß wenn mir der junge Mann nicht gefällt, oder ich ihm nicht gefalle, wir die 200,000 Francs theilen, und wir uns nicht heirathen. Sie haben daher noch immer Hoffnung, ihn zu bekommen. Mein Loos gebe ich aber nicht her." — Nach einer Stunde stellt sich der Gewonnene Euphrasien vor; sie fand ihn charmant, und er fand sie liebenswürdig. Nach vierzehn Tagen hielten sie Hochzeit. Die Dame, welche Ephrasien's Loos hatte kaufen wollen, war eine Wittwe aus Carcassonne. Sie liebte den jungen Mann leidenschaftlich. Das durch die Lotterie vereinigte Paar aber lebt vergnügt in Narbonne, mit 10,000 Francs jährlicher Renten.

Der größte **Lotteriezettel.** Ein Tischler hatte einen Lotteriezettel auf die Thüre geleimt, um ihn, wie er scherzend sagte, nicht zu verlieren, weil er ohnedem an einem Gewinn zweifelte. Zufällig aber

machte er damit eine Terne. Was war nun zu thun? Der Collectant sagte, wenn der Rescontro ein Bischen zerrissen sei, würde er nicht angenommen, und die ganze Thür den auf der Post zu verschickenden Acten als Beilage anzuschließen war zu schwer. Der gute Tischler mußte demnach einen eigenen Wagen aufnehmen, um seinen Lottozettel in das 12 Meilen entfernte Lotto-Hauptamt nach Prag zu führen, allwo ein Stück Brett aus der Thür gesägt wurde, um es den Quittungen beizulegen. Tsch.

Loudon und Franz der Erste. „Die Physiognomie dieses Mannes ist mir widerlich!" so sagte der große Friedrich von Preußen zu den ihn begleitenden Officieren, als ihm Lieutenant Loudon, der preußische Dienste suchte, vorgestellt wurde. Somit war dessen Project zu Wasser geworden, und er ging mit einem Recommandationsschreiben des österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen v. Rosenberg versehen, nach Wien. Aus diesem Grunde genehmigte die Kaiserin Maria Theresia den aus Rußland kommenden Krieger zu sehen und zu sprechen. Zur Audienz wurde er nach Schönbrunn beschieden. Loudon trat zur bestimmten Stunde in die Antichambre und verweilte da, auf den Ruf harrend. Ein ihm unbekannter Herr trat ein.

Der Herr. Mit wem habe ich die Ehre?

Loudon. Gideon von Loudon, vormals Oberlieutenant in russischen Diensten.

Der Herr. Und warum nicht mehr gegenwärtig?

Loudon. Ich quittirte in Friedenszeit.

Der Herr. Verzeihen Sie, daß ich um die Ursache frage.

Loudon. Wegen erlittener, unziemlicher Härte.

Der Herr. Also behandelte man sie hart!

Loudon. Ja und nein. Ich wurde chikanirt, mein Feind war Vorgesetzter.

Der Herr. Mit welchem Charakter traten Sie in's Regiment?

Loudon. Als Cadet.

Der Herr. Viele Feldzüge mitgemacht?

Loudon. Im Jahre 1732 trat ich als Cadet in Dienste des Regiments Skapskow, auch Pleßkow genannt. Mein Hauptmann war Ulrich Sachen, Major Freiden v. Trotten, Oberst war Heyserling. Ich machte zwei Feldzüge in dem Kriege mit, den die russische Kaiserin Anna gegen Polen, wegen der in der Republik entstandenen Unruhen, 1734 und 35 führte.

Der Herr. Ah! da waren Sie im 34ger Jahre ja wohl auch vor Danzig?

Loudon. Ich wohnte der Belagerung und Eroberung dieser

Stadt bei. Auch zog ich mit den Truppen in's Feld, welche die Kaiserin dem deutschen Reiche gegen die Franzosen am Rhein 1735 zu Hülfe sandte. Unter demselben Regimente machte ich ferner den ganzen Krieg der Russen gegen die Türken von 1736 bis 1739 mit.

Der Herr. Da kannten Sie ja wohl den großen Münnich?

Loudon. Ja wohl, den großen Münnich! der war mein Feldherr und mein Vorbild. Unter ihm wohnte ich der Belagerung und stürmend erfolgten Eroberung der Festung Oczakow 1738 bei, focht bei Stabulschane, bei der Belagerung und Eroberung der Festung Chozim, und Einnahme der Hauptstadt Jassy in der Moldau.

Der Herr. Und blieben immer Cadet?

Loudon. O nein! Unter den erwähnten Kriegsdienstjahren stieg ich durch alle Unterofficiersstufen bis zum Oberlieutenant.

Der Herr. Und nach Verdienst.

Loudon. Zu gütig. Ich that meine Pflicht.

Der Herr. Und was thaten Sie weiter?

Loudon. Nach dem im Jahre 1739 geschlossenen Frieden mit der Pforte ging ich aus den schon genannten Ursachen von der Armee weg nach Petersburg, in welcher Hauptstadt ich mich ziemlich lange aufhielt, ohne meinen Zweck zu erreichen, nämlich weder auf mein Ansuchen Gehör noch Belohnung zu finden. Ich wandte mich wohl an den einflußreichen Hofmarschall, den Grafen Löwenwalde, diesen Günstling der Kaiserin Anna, aber ohne thätigen Erfolg. 1740 fing der österreichische Successionskrieg an. Mein Hang zu ruhmvollen Thaten entflammte sich und erhielt neue Nahrung. Der eben im Kriege begriffene preußische Staat war mir auf meiner weiten und kostspieligen Reise aus Rußlaud der nächste. Meine Verhältnisse erlaubten mir nicht, die viel weiter entfernte österreichische Monarchie zu betreten, so gerne ich dort Dienste genommen hätte; um so mehr, als mir Hochstetten, der Secretär des Grafen Löwenwalde, der bald mit mir bekannt und Freund geworden war, ein Empfehlungsschreiben an den Bruder seines Chefs, den Hofkriegsrath und General der Cavallerie, Graf Löwenwalde, verschaffte, im Falle ich doch nach Wien kommen sollte. Auf meinem Weg hierher kam ich durch Berlin. Dort traf ich einige meiner alten Kriegskameraden, die mit mir in der russischen Armee gedient hatten. Sie beredeten mich, preußische Dienste zu nehmen und spornten mich dazu an, mit den schmeichelhaftesten Versprechungen, mich dem Könige selbst vorzustellen und mir eine Hauptmannsstelle zu verschaffen. Dadurch ließ ich, wie leicht begreiflich, mich bewegen. Nach einigen Wochen des Harrens erschien der Audienztag. Der König sah mich sehr scharf an, wandte sich aber gleich von mir weg, und sagte zu den ihn begleitenden Officieren: „Die Physiognomie dieses Mannes ist mir wi-

derlich." — So war ich denn abgefertigt, was mir vielen Kummer verursachte.

Der Herr. Ich verdenke es Ihnen nicht. Mußten Sie sich lange vorher in Berlin aufhalten?

Loudon. Mehre Wochen.

Der Herr. Und wie brachten Sie diese zu?

Loudon. Ich kopirte bei einem meiner Freunde. Dies war mein einziger Verdienst.

Der Herr. Und nach der fehlgeschlagenen Audienz?

Loudon. Setzte ich meinen Weg nach Oesterreich fort.

Der Herr. Und wünschen bei Ihrer Majestät Audienz?

Loudon. Dies würde mich glücklich machen. Ich möchte die Kaiserin um eine meinem Charakter angemessene Stellung bitten.

Der Herr. Als Hauptmann zum Beispiel?

Loudon. Dies wird wohl unmöglich sein.

Der Herr. Ganz und gar nicht. Bitten Sie dreist darum. Wählen Sie sich auch das Regiment.

Loudon. Unter den Panduren des Obersten Trenk, wäre mein Wunsch und auch der seine.

Der Herr. Wessen?

Loudon. Des Barons Trenk.

Der Herr. Ja, kennt er Sie denn?

Loudon. Er lernte mich in russischen Diensten kennen. Ich kam vor einigen Tagen mit ihm in der Kärnthnerstraße zusammen.

Der Herr. Da wohnt er ja im weißen Schwane.

Loudon. Auch ich wohne da. Er erfuhr meine Ankunft, ließ mich zu sich bitten, besprach sich mit mir, und bot mir von selbst gleich beim ersten Besuche bei seinem Regimente eine Compagnie und Hauptmannsstelle an.

Der Herr. Ich weiß genug. Jetzt gehe ich hinein, um Sie bei Ihrer Majestät zu melden. Verziehen Sie nur wenige Minuten.

Loudon verbeugte sich und war allein mit sich und seinen Gedanken, die gerade nicht die muthlosesten waren. Der Unbekannte schien ein hoher Herr zu sein, so bezeugte wenigstens seine Vertraulichkeit in den kaiserlichen Gemächern. Lange wurde ihm nicht Zeit zu dergleichen Gedanken gelassen, denn wenige Augenblicke nachher wurde er hineingerufen. Er blieb erstarrt an der Thüre stehen, denn sein unbekannter, freundlicher Gönner saß vertraulich neben der Kaiserin, und Seine Majestät begann auf denselben weisend: „Auf die Fürsprache meines Gatten Franz habe ich mich bewogen gefunden, Ihm im Trenk'schen Croatencorps eine Hauptmannsstelle zu geben. Ich hoffe in Ihm keinen undankbaren Diener der Krone gefunden zu haben." — Was Loudons Herz bestürmte, läßt sich nicht mit Worten beschreiben, und kaum konnte er einige unzusammenhängende

Phrasen stammeln. Die Majestäten sprachen mit ihm auf's Liebreichste, und wie sehr sie ihm — seiner Verdienste wegen — gewogen wurden, lehrte der Erfolg und der Feldmarschall Baron Gideon von Loudon.

Als im Jahre 1640 die ersten **Louisd'or**, die in Frankreich zum Vorschein kamen, waren geschlagen worden, kam der Sürintendant de Bullion auf den Einfall, fünf Cavalieren, die häufig bei ihm aus- und eingingen, ein Gastmahl zu geben, und ließ zum Nachtische drei Becken voll von dieser neuen Münze auffetzen; er sagte ihnen, daß sie so viel davon nehmen könnten, als ihnen beliebte. Ein Jeder fiel begierig zu, füllte sich die Taschen, und lief mit seiner Eroberung fort, ohne den Wagen zu erwarten. Der Sürintendant lachte herzlich, da er sah, wie schwer es ihnen wurde, zu gehen. Die Bezahlung einiger Staatsschulden würde diese neuen Münzsorten eben so gut unter die Leute gebracht haben; aber dieses Mittel wäre, nach dem Urtheile des Herrn de Bullion und seiner Gäste, nicht so nobel gewesen.

Louvois. Ein alter französischer Officier, welcher wenig von der Hofsprache verstand, schrieb einst an den Marquis von Louvois und nannte ihn Monsieur; er erhielt keine Antwort, er schrieb einen zweiten Brief und nannte ihn nun, da man ihn über sein Versehen belehrt hatte, Monseigneur. Dem Minister verdroß noch das Wort Monsieur und sein zweiter Brief blieb daher ebenfalls unbeantwortet. Nun schrieb der Officier zum dritten Mal und titulirte den Minister Mon Dieu.

— Ein seltenes Beispiel von Weibertreue und Zärtlichkeit gab Anna Katharina Eleonora Le Tellier de Louvois, Tochter des Marquis de Louvois, der durch seine Intriguen gegen den Prinzen Eugen von Savoyen auch für Oesterreich ein nicht unwichtiges Interesse hat. Sie war die Gattin des Karl Siegmund de Montmorency-Luxemburg, Herzog d'Olone, Marschalls von Frankreich. Ihr Mann bekam den Scharlach, und sie faßte den Entschluß, Alles zu wagen, um ihn in seiner Krankheit zu pflegen. Weil sie aber einsah, daß damit ihrem Leben Gefahr drohe, machte sie gleich ihr Testament, und setzte ihren Mann und nach dessen Tode, weil sie keine Kinder hatte, ihre zwei Schwestern zu Erben ihres Vermögens ein. Hierauf begab sie sich in das Zimmer ihres Mannes, aus dem man sie nicht entfernen konnte, bis er durch ihre treue Sorgfalt und Pflege genas, sie aber als Opfer ihrer Treue starb.

Der Vogel **Loxia**, welcher in Indien sehr häufig ist, lernt gleich dem gelehrigsten Hunde apportiren, kommt auf den Ruf seines Herrn,

setzt sich ihm auf den Finger, und eilt auf den ersten Wink einem Ringe nach, den man z. B. in einen Brunnen wirft, und haſcht ihn auf, ehe er das Waſſer erreicht. Eben ſo läßt er ſich, gleich den Tauben, als Briefbotin gebrauchen, und lernt Briefchen von einem Hauſe in's andere tragen. Verliebte Hindu-Jünglinge richten ſie auch ab, den jungen Indianerinnen ihre „Ticas," kleine Goldplättchen, die ſie, wie es ſeit einiger Zeit unter unſern Frauen Mode war, zwiſchen den Augenbrauen tragen, zu rauben. Uebrigens iſt der Inſtinct des Loria vielleicht noch bewunderungswürdiger, als das, was er von den Menſchen lernt. Aus Grashalmen webt er ſich ein Neſt in Geſtalt einer Flaſche, das wie von Tuch gemacht ausſieht, und an die höchſten Zweige des indiſchen Feigenbaums oder der Palme, über den kühlen Ausdünſtungen einer Quelle oder eines Baches dergeſtalt befeſtigt iſt, daß es die Winde ſchaukeln; der Eingang in daſſelbe iſt von unten, um die Jungen vor Raubvögeln zu ſichern. Dieſes Neſt, in welchem ſich zwei oder drei abgeſonderte Kämmerchen befinden, wird von dem klugen Vogel Nachts mit einem Glühwurme beleuchtet, den er zu dieſem Zwecke lebendig fängt und innen an der Wand des Zeltes mit etwas feuchtem Lehm befeſtigt. Folgendes iſt der Bericht eines Engländers, der lange Zeit in Indien ſich aufgehalten, über dieſe faſt unglaublich klingende Thatſache: „Da ich mich von der Wahrheit der Sache mit eigenen Augen überzeugen wollte, ſo beſchloß ich ſelbſt ein Neſt dieſes Vogels zu unterſuchen, und gab deshalb Nachmittags vier Uhr meinem Bedienten den Auftrag, den Vogel zu verfolgen und nicht nach dem Neſte zurückkehren zu laſſen, bis ich dieſes in Augenſchein genommen. Ich öffnete den Eingang und fand wirklich einen Glühwurm an der Wand mit jener Erde befeſtigt, welche die Hindu „Morum" nennen. Nachdem ich das Neſt wieder verſchloſſen und an Ort und Stelle gebracht hatte, unterſuchte ich es am folgenden Abend noch einmal, und fand abermals einen kleinen Glühwurm mit friſchem Lehm zur Seite des Eingangs angeheftet, wie ich es am vorigen Tage geſehen hatte. Noch an drei andern Neſtern nahm ich dieſelbe Unterſuchung vor, und fand überall die kleine lebendige Nachtlampe; in einem vierten war das feuchte Thonklümpchen ſchon bereit, aber der Glühwurm noch nicht aufgeſteckt." Der Beobachter des Loria findet es nicht wahrſcheinlich, daß der Vogel den Glühwurm zur Speiſe heimtrage, da der Loria ſeine Nahrung nicht in der Nacht zu ſich nimmt, ſondern dies bei hellem Tage zu thun pflegt.

Ludwig I. König von Baiern. An einem Herbſttage des Jahres 1846 ſtanden in München an den Fenſtern einer Niederlage weiblicher Handarbeiten drei arme kleine Mädchen und betrachteten mit Entzücken die dort ausgeſtellten Puppen. Sie theilten ihre Meinungen

einander mit, welche Puppe jedem einzelnen besser gefalle, und welche jedes, wenn es Geld hätte, kaufen würde. Ein fremder Herr hatte das Gespräch der Kinder mit angehört, und als dieselben, nicht ohne einen Seufzer, sich entfernen wollten, hielt er sie auf, führte sie in den Verkaufsladen und kaufte ihnen die Puppen, jedem Mädchen die, welche ihm am meisten gefiel. Mit Erstaunen nahmen sie das unverhoffte Geschenk an und werden es wohl für eine späte Zeit aufbewahren, denn der gütige Kinderfreund war — der König von Baiern.

Ludwig Philipp I. Ein eigener Zufall rettete den König der Franzosen vor Lecomte's Attentat. Ein Stallknecht, Millet, der nicht weit von des Königs Wagen ritt, erblickte Lecomte, wie er das Gewehr an der Mauer angelegt hielt; er glaubte, das Leben des Grafen Montalivet sei bedroht und rief diesem warnend zu: „Ah monsieur le comte!“ (Ah, Herr Graf!) Lecomte aber bezog diese Worte auf sich, glaubte sich verrathen und entdeckt, und drückte los, ohne zu zielen. Millet wurde vom Stallknecht zum Unterpiqueur befördert und stieg so im Gehalte von 1200 auf 4000 Franken.

Als **Ludwig** Philipp nach der Revüe über die Truppen des Carrousel-Platzes in die Tuilerien zurückkehrte, bemerkte General Carbonel die auf das Schloß heranfluthende Volksmenge. „Der König ist verloren, wenn man die Aufmerksamkeit dieser Menschenmasse nicht für einen Augenblick ablenkt!“ rief er aus, entriß einem Nationalgardisten das Gewehr und feuerte, einige Schritte vorwärts gehend, auf das Volk. Er wurde sofort getödtet; aber sein Zweck war erreicht. Er hatte Ludwig Philipp einige Minuten Zeit verschafft, welche ihm gestatteten, sich vor dem Eindringen in die königlichen Zimmer zu flüchten.

Man versichert, daß, als **Louis** Philipp am 13. Aug. Abends die Depesche des Prinzen von Joinville überbracht worden war, er sich nach dem Diner zur Prinzessin von Joinville begab, die damals schon die ersten Geburtswehen empfand. „Ihr Gemahl,“ sagte der König, „hat Tanger bombardirt.“ — „Ist er gesund?“ — „Ja, aber er ist große Gefahr gelaufen. Hier ist die Depesche.“ Herr M*, Arzt Sr. Majestät, machte dem König bemerklich, daß die ganze Lecture in einem solchen Augenblick anstrengend, ja die Bewegung selbst gefährlich sein könnte. „Mein Herr,“ erwiederte der König, „in meiner Familie muß sich eine Prinzessin daran gewöhnen, alles zu hören

und zu jeder Stunde." Und die Prinzessin las die Depesche bis auf's letzte Wort.

Der König **Ludwig** Philipp liebte seine Kinder nicht weniger als seine Gemahlin. Es wird erzählt, daß, als der König der Belgier nach mehreren Jahren der Trennung seinem früheren Freunde, dem Herzog von Orleans, nun Ludwig Philipp, einen Besuch abstattete, dieser zu ihm sagte: „Nun wohl, Ihnen fehlt eine Frau; ich habe drei nette Töchter. Meine Louise ist eine schöne Blondine, meine Marie eine schwarzgelockte Brünette, meine Clementine wäre vielleicht für Sie zu jung, aber Sie sollen alle sehen, und es müßte schlimm zugehen, wenn Ihnen nicht eine gefiele." Die Wahl war nicht schwer zu treffen, die schöne sanfte Louise wurde Königin der Belgier.

Ludwig IX. Ein Unglücklicher, der wegen einer Schuldforderung von ein tausend Livres zur Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, fiel dem Könige Ludwig IX. in dem Augenblicke zu Füßen, wie dieser Monarch in der Kirche knieend sein Gebet verrichtete. Nachdem er sein Gesuch vorgebracht, erwiederte der König: „Du hast einen guten Augenblick gewählt; ich muß mich Deiner wohl erbarmen, da ich so eben Gott anrief, sich meiner zu erbarmen; Deine Schuld soll bezahlt werden."

Ludwig VI., König von Frankreich, ward in der Schlacht bei Brenneville geschlagen und sah sich genöthigt, vor dem Herzoge der Normandie die Flucht zu ergreifen. Ludwig war bekanntlich, seiner Tapferkeit wegen, berühmt; sein Symbolum hieß: „Lieber tausend Mal ruhmwürdig sterben, als ohne Ehre leben." — Auf einen Seitenweg gerathen, sprengte ihm ein englischer Ritter entgegen, ergriff den Zügel vom Pferde des Königs und rief: „Der König ist gefangen!" — „Man nimmt nie den König gefangen," erwiederte Ludwig ganz kaltblütig, „nicht einmal im Schachspiele!" — Ein Schlag mit der Streitart, die er gewöhnlich führte, stürzte den Verwegenen vom Pferde.

Ludwig XI. erhielt zehntausend Thaler in Gold zum Geschenk, eine Summe, die zu jener Zeit schon sehr bedeutend war. Er ließ sie auf seinem Pulte auslegen, und um die Hoffnung und Wünsche der Höflinge rege zu machen, die ihn umgaben, sagte er zu ihnen: „Seht einmal das viele Geld! Man hat mir ein Geschenk damit gemacht; aber ich will nichts davon behalten. Diejenigen, die mir wichtige Dienste geleistet zu haben glauben, brauchen sich also nur zu melden." — Jetzt fingen sie sämmtlich an, die Dienste zu preisen, und ihre Ansprüche auf die zehn tausend Thaler geltend zu machen. Nur

Morvilliers stand mit niedergeschlagenen Augen da und sagte nichts. „Nun mein lieber Kanzler," sprach der König zu ihm, „haltet Ihr es unter Eurer Würde, diese Herren nachzuahmen?" — „Sire! ich empfinde weniger den Wunsch, neue Wohlthaten von Ew. Majestät zu erhalten, als mich vielmehr derer würdig zu machen, mit denen Sie mich schon überhäuft haben." — „Mein Kanzler bedarf also nichts? Wahrhaftig! es freut mich innig, einen so reichen Mann in meinen Diensten zu haben." — Bei diesen Worten wuchs den Höflingen der Muth; sie wünschten sich im Stillen Glück, und waren völlig überzeugt, daß der Kanzler die ihnen zustehende Summe nicht schmälern würde. Wie ward ihnen aber zu Muthe, als sich der König plötzlich zu seinem bescheidenen Minister wandte und zu ihm sagte: „Gestattet mir, daß ich diese Summe noch zu Euren Reichthümern hinzufügen darf! Ihr Uebrigen aber," setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, „müsset, da Eure Dienste zu wichtig sind, Eure Belohnung zu einer schicklicheren Zeit in einem reichlicheren Maß erhalten."

Als **Ludwig** XI. von Frankreich schwer darniederlag, befahl er ein Gebet für seine Genesung aufzusetzen. Als man es ihm vorlegte, und er in demselben zugleich die Bitte für das Heil seiner Seele fand, ließ er die Stelle wegstreichen, indem er meinte: „man muß nicht um zu viel auf einmal bitten."

Ludwig XI. König von Frankreich hatte als Dauphin bei Gelegenheit des Zwistes mit seinem Vater in dem Hofe eines Pachters Unterstand gefunden. Nach dem Tode seines Vaters Carl VII. meldete sich dieser ehrliche Pächter, um dem neuen Könige Glück zu wünschen und überbrachte ihm zum Geschenke eine ungeheure Rübe, wofür ihm der Monarch, eingedenk seiner frühern Verbindlichkeit, 1000 Goldstücke auszahlen ließ. Der Gutsherr des Pachters hatte kaum diese königliche Freigebigkeit erfahren, als er das schönste arabische Pferd in seinen Ställen mit köstlichem Geschirr an den Hof brachte, und dem König mit den Worten zum Geschenke anbot, daß er der glückliche Besitzer des Pachthofes sei, welcher einst würdig geachtet wurde, die Person seines erlauchten Monarchen aufzunehmen. Dieses herrliche Geschenk," sprach der König lächelnd, „kann ich nicht ohne angemessene Entgeltung lassen. Hier sehen Sie," indem er einen Schrank öffnete, dessen Inhalt der Edelmann schon mit den Blicken zu verschlingen schien, „diese Rübe, sie kostet mich 1000 Goldstücke, von diesem Augenblicke aber ist sie Ihr Eigenthum, frei damit zu schalten und zu walten wie es Ihnen gut dünkt. Mit weniger fröhlichem Gemüthe als bei seiner Ankunft zog der Edelmann mit dem theuren Gegengeschenke wieder ab.

Ludwig XI. von Frankreich war sein eigener Rath. Peter von Breze, Landvogt von Normandie, sah den König einmal ein sehr kleines Pferd reiten und sagte deßhalb zu demselben, das sei das stärkste Pferd in ganz Frankreich. „Wie so?" fragte der König. — „Ei," versetzte Breze, „es trägt den König und sein ganzes Raths-Collegium."

Als Ludwig XII. die Schlacht von Aignadelle gewonnen hatte, brachte man ihm den Bartholomäus Lalviane, General der venetianischen Armee, welcher gefangen worden war. Er empfing ihn mit aller möglichen Leutseligkeit; als aber Lalviane dem Betragen des Königs nicht entsprach, sondern sich befliß, einen unzeitigen Stolz zu zeigen, so begnügte sich Ludwig, ihn nach dem Quartiere, wo man die Gefangenen verwahrte, zurückzusenden, indem er sagte: „Es ist besser, ich laß ihn gehen; der Zorn möchte mich übernehmen, und das würde mir hernach leid thun. Ich habe ihn überwunden, nun muß ich mich selbst überwinden."

Ludwig XII. Die Hofleute des Königs von Frankreich, Ludwigs XII., beschuldigten ihn des Geizes und verleiteten die Schauspieler, den König auf der Bühne vorzustellen, wie er einen mit Gold angefüllten Becher zum Munde führe. Ludwig, der dies merkte, sagte: „Ich sehe es lieber, daß meine Hofleute über meinen Geiz lachen, als daß mein Volk über meine Verschwendung weint."

Wenn sich **Ludwig** XIII. gegen seinen Staatssekretär Desnoyers über den Cardinal Richelieu beschwerte, was oft der Fall, erwiederte Desnoyers kein Wort, sondern er zuckte bloß mit den Achseln, denn er wagte weder dem Könige zu widersprechen, noch etwas zum Nachtheile des Cardinals zu äußern. Ludwig sagte daher von Desnoyers: „Ich habe einen Staatssecretär, dem die Zunge an die Achseln gewachsen ist.

Ludwig XIV. sagte: „Leichter will ich Frieden zwischen zwei feindlichen Staaten, als zwischen zwei zankenden Weibern stiften."

Ludwig XIV. Die Gemahlin des Dauphins, Maria Anna Victoire von Bayern, hatte eine Schwester, die wegen ihrer Schönheit berühmt und an den Großherzog von Toskana vermählt war. Ludwig XIV. sagte einst zu ihr: „Sie haben mir ja nichts davon gesagt, daß Sie eine sehr schöne Schwester haben." — „Es ist wahr, Sire," erwiederte sie geistreich und galant, „meiner Schwester ist die Schönheit in unserer Familie, und mir das Glück zu Theil geworden."

Der Aderlaß **Ludwigs** XIV. Im Jahre 168* war Daquin Leibarzt des Königs. Er erwarb sich immer mehr die Gunst seines Herrn und immer mehr Vermögen, als eines Tages du Tarté, ein obscurer Chirurg, von Paris nach Versailles kam, und sich im Vorzimmer des Appartements einfand, welches Daquin im Schlosse bewohnte. Es gelang dem Chirurg schwer, in das Gemach Daquin's eingeführt zu werden. „Nun denn! Herr du Tarté," sagte Daquin mit einem protectorischen Tone, „was wollt Ihr?" — „Ich komme, Euch zu bitten, daß ich dem König zur Ader lassen darf." — „Dem König zur Ader lassen?" rief Daquin, zurückschaudernd, „was soll das heißen?" — „So hören Sie, Doctor," sagte du Tarté, ohne aus der Fassung zu kommen. „Sie wissen, daß ich der Geschickteste im Aderlassen in der ganzen Stadt Paris bin. Ich habe eine eben so sichere als leichte Hand. Aber seit einiger Zeit bin ich unglücklich in meiner Praxis. Ich habe das Unglück gehabt, einen Tuchhändler zu trepaniren, der mir unter dem Stahle starb, und da die Erbschaft unbedeutend war, machte die Familie einen teuflischen Lärm. Da ist auch eine alte Frau, die einen jungen Steuerbeamten, welcher sich das Bein gebrochen, geheirathet hat. Er ging lahm aus meinen Händen hervor. Die Alte wüthet gegen mich. Ich verliere alle meine Kunden, und..." — „Geht zum Teufel," rief Daquin wüthend, „und wisset, daß es nur Herrn Maréchal, erstem Wundarzt des Königs, gestattet ist, auf meine Verordnung die geheiligte Person Seiner Majestät mit der Lanzette zu berühren." — „Erlauben Sie, Doctor," sagte du Tarté mit sanfter Stimme, „Sie fühlen es wohl nicht, daß nur Sie allein es vermögen, mir wieder zu meinem Rufe zu verhelfen. Ich habe da zwanzigtausend Livres bei mir, mit welchen ich meine Dankbarkeit für einen solchen Dienst bezeugen möchte." — „Seine Majestät," sagte Daquin, augenblicklich besänftigt durch den Anbot der zwanzigtausend Livres, „befinden sich gut, und wir sind nicht im Frühlinge." — „Es hat keine Eile," sagte du Tarté und entfernte sich. „Bleibt in Versailles," bemerkte ihm Daquin. Einen Moment darauf erschien Daquin beim kleinen Lever. „Guten Morgen, Daquin, wir befinden uns wohl; aber mit Monsieur de Reims ist's nicht so, besuchen Sie ihn doch." — Ich habe ihn gesehen, Sire; eine Apoplexie." Dies sagend, näherte er sich dem König mit verlängertem Daumen und Zeigefinger. „Etwas bewegt," bemerkte er. Von da begab sich Daquin zu Madame de Montespan. „Frau Marquise," sagte er zu dieser, „ich komme so eben vom König." — „Mein Gott, Daquin. Sie erschrecken mich. Ist Ihre Majestät etwa unwohl?" — „Keineswegs, Madame. Der König befindet sich sehr wohl." — Sehr wohl! Ah!" — „Der Vorfall mit Monseigneur de Reims macht mir bange. Sie wissen, daß dieser Prälat von einem Blutschlage gerührt wurde. Der König hat einen vollen und bewegten Puls." — „Großer Gott! was muß

man thun, Daquin?" — „Frau Marquise, ein vorsichtiger Aderlaß hätte Monseigneur de Reims bewahrt vor seinem Unglücke." — „Daquin, man muß dem König zur Ader lassen." — „Ja, das ist meine Meinung, aber ich wagte es nicht, ihm es vorzuschlagen... Ein starker, von Kraft strotzender Mann." — „Noch mehr Grund, Daquin." Die Flügelthüre des Zimmers der Madame Montespan öffnete sich, und herein trat Ludwig XIV. Der Leibarzt begann den König über seinen Zustand zu beunruhigen. „Nun denn, man rufe Maréchal!" sagte Ludwig. Dies wollte aber Daquin nicht. „Sire," sagte er, „Maréchal ist bei Monseigneur de Reims. Er ist ohne Widerrede der erste Wundarzt der Welt. Aber er hat eine schwere, plumpe Hand. Und da Euer Majestät nur eines sehr schwachen Aderlasses bedürfen, so halte ich Herrn Maréchal nicht geeignet für diese Gelegenheit. Der Zufall hat diesen Morgen einen Wundarzt aus der Stadt zu mir geführt, welcher mit einer wunderbaren Kunst zur Ader läßt. Befehlen Sie, Sire, daß man ihn rufe." — „Lassen Sie ihn kommen," sagte der König. Du Tarté war nicht weit. Er kam nach einigen Minuten, und ließ dem König bei Madame de Montespan zur Ader. Daquin hielt die Schüssel. „Sie haben Recht, Daquin," sagte Ludwig XIV., „dieser Herr läßt mit mehr Leichtigkeit zur Ader, als Maréchal." Den andern Morgen las man auf einem schönen Schilde in der Straße des Bourdonnais: „Maître du Tarté, Wundarzt des Königs."

Ludwig XIV. sagte zu einem seiner Minister, indem er ihm die prächtigen Gebäude von Versailles zeigte: „Erinnert Ihr Euch wohl noch, daß hier nur eine Windmühle stand? — „O! ja, Sire," antwortete der Minister, „ich erinnere mich's gar wohl; die Mühle ist wohl weg, aber der Wind ist noch da."

Als **Ludwig** XIV. Paris verließ, um Mons zu belagern, befahl er seinen beiden Hofdichtern, Racine und Despreaux, ihm dahin zu folgen. Aber diese Dichter liebten ein ruhigeres Leben und blieben in der Residenz. Als der König zurückkam, machte er ihnen deshalb Vorwürfe. „Sire," war die Antwort, „wir hatten nur Kleider, wie wir sie in unseren Stadtverhältnissen brauchen; daher bestellten wir uns Kleider für die Campagne. Aber Eure Majestät hatten die belagerte Stadt schon genommen, ehe unsere Kleider fertig waren."

Einer der Kammerdiener **Ludwigs** XIV. empfahl ihm seinen Prozeß mit einem Verwandten: „Ach! Eure Majestät dürfen nur ein Wort verlieren." — „Nun das," versetzte der König, „würde mir eben keine Mühe machen; wenn Du aber an der Stelle Deines Verwandten wärest, wünschtest Du wohl, daß ich dies Wort verlöre?"

König **Ludwig** XIV. von Frankreich sagte zu einem Manne von Stande, den er zu einem Gesandtschaftsposten ausgewählt hatte: „Sie sind an die Stelle des Grafen von *** zum Gesandten an dem ***schen Hofe bestimmt, befleißigen Sie sich eines solchen Betragens, das ganz dem Ihres Vorgängers entgegen ist.“ — „Sire,“ antwortete der Gesandte, „ich werde mich so aufzuführen suchen, daß Sie meinem Nachfolger nicht eine ähnliche Instruction geben dürfen.“

Der berühmte französische Kanzelredner Mascaron predigte vor dem König **Ludwig** XIV., redete freimüthig und strafte das Laster auf dem Throne und im Palaste. Sogleich erhob sich die Stimme der Hofleute, die den König gegen Mascaron aufbringen wollten. Ludwig aber dachte edler und legte ihnen Stillschweigen auf, indem er sagte: „Er that seine Pflicht; laßt uns auch die unsrige thun.“

Einige Hofleute sprachen in Gegenwart **Ludwigs** XIV., der damals nur funfzehn Jahre alt war, von der unumschränkten Gewalt der türkischen Sultane, und sagten, daß sie über die Güter und das Leben ihrer Unterthanen unumschränkt gebieten könnten. „Nun,“ sagte der König, „das kann man doch regieren nennen!“ Der Marschall d'Estrées, der gegenwärtig war und nicht ohne Grund befürchtete, daß ein solches Geständniß von einem jungen Prinzen von schlimmen Folgen sein könnte, versetzte darauf: „Aber, Sire, zwei bis drei von diesen Sultanen sind seit meiner Zeit strangulirt worden.“

Zu **Ludwig** XIV. sagte eines Tages einer seiner Minister: „Mit dem Golde, das die Schweizer von der Krone Frankreichs gezogen haben, könnte man eine Chaussee von Paris nach Basel pflastern.“ Stuppa, Obrister eines Schweizer-Regimentes, der eben dabei stand, nahm das Wort: „Er hat Recht, Sire,“ sagte er, „aber wenn Euer Majestät einen Kanal zwischen Paris und Basel graben lassen würden, so könnte man ihn mit dem Blute ausfüllen, welches die Schweizer für die Krone Frankreichs vergossen haben.“

Man stellte einst **Ludwig** XIV. von Frankreich einen Officier mit der Bitte vor, ihn, als einen verdienten Mann, zu einer bessern Stelle zu befördern. Der König sagte: „Dieser Mann ist bei Jahren.“ — „Sire,“ versetzte der Officier, „ich habe nur vier Jahre mehr als Ihro Majestät und vierundzwanzig Jahre habe ich noch, um Ihnen zu dienen.“ Diese Antwort gefiel dem Könige ungemein und er beförderte den Officier zu der gesuchten Stelle.

Ludwig XIV. war mit der Herzogin von Bourgogne zu Fontainebleau, und er äußerte gegen den Herzog d'Antin, daß ein klei-

ner Wald ihm hier eine schöne Aussicht benähme. Der Herzog ließ alle Bäume nahe an der Wurzel durchsägen und an jedem einen Strick binden; über zwölfhundert Mann standen um den Wald auf das erste Zeichen bereit. Als der König nun wieder mit der Herzogin spazieren fuhr, beschwerte er sich noch einmal darüber. „Wenn Euer Majestät befehlen, so soll der Wald sogleich niederstürzen." — „Wenn's nur auf's Befehlen ankäme, so wollte ich, er wäre schon fort." Der Herzog pfiff, und alle Bäume fielen übereinander.

Einen Cavalier, dessen übertriebener Stolz bekannt war, fragte **Ludwig** XIV., ob er Spanisch verstände? Dieser glaubte, der König habe durch diese Frage die Absicht, ihn zu einer Gesandtschaft nach Spanien zu gebrauchen. Er lernte in aller Eile diese Sprache. Hierauf ließ er sich dem Könige vorstellen, und sagte: „Sire, ich kann nun so gut Spanisch, als ein geborner Spanier." — „Das ist vortrefflich," erwiederte der König, „so können Sie den Don Quixote im Original lesen."

Ludwig XIV. wollte für einen protegirten Verbrecher einen Begnadigungsbrief ausfertigen. Er ließ in dieser Absicht den Kanzler Voison zu sich kommen, erklärte ihm seinen Willen und befahl ihm, die Siegel zu bringen. — „Der Mensch ist zu verworfen," sprach der Kanzler, „Ew. Majestät können ihn nicht begnadigen." — „Aber ich will," entgegnete der vom Widerspruch gereizte König, „und habe es versprochen; holen Sie die Siegel!"

Voison. Aber Sire —

König. Ich will!

Voison ging, brachte die Siegel und der König siegelte. Als er darauf dem Kanzler die Siegel zurückgeben wollte, weigerte sich dieser, sie zu nehmen. — „Sie sind befleckt," sprach er fest, „ich nehme sie nicht mehr zu mir." — „Welch ein Mann!" rief der König und — warf den Begnadigungsbrief in's Feuer. „Jetzt darf ich die Siegel wieder annehmen," sprach der Kanzler, „das Feuer reinigt Alles."

Allerchristliche Ordonnanz Sr. Majestät des Königs Ludwig XIV. Im Jahre 1686 ließ Ludwig XIV. beim Parlamente eine Verordnung gegen die Hugenotten einschreiben, die zu den schrecklichsten wie zu den schändlichsten gehört. „Wir verordnen, wollen, und es beliebt uns so" (Ainsi nous plaît), lautet sie, „daß, wenn einige unserer Unterthanen von dem einen oder andern Geschlechte, welche ihre vorgebliche verbesserte Religion abgeschworen haben, auf das Krankenlager geworfen, sich weigern, von den Pfarrern, Vicarien oder andern Priestern die Sacramente zu nehmen, und erklären, daß sie in ihrer vorgeblichen, verbesserten Religion bleiben wollen, dergleichen Kranken,

wenn sie wieder genesen, der Prozeß von unsern Gerichten angehangen und gemacht werde, und sie verurtheilt werden sollen, was die Männer betrifft, Abbitte zu thun, dann aber mit Verlust ihrer Güter auf die Galeeren lebenslänglich zu kommen. Weiber und Mädchen sollen gleichfalls Abbitte thun und dann mit Verlust ihrer Güter eingekerkert werden. Was aber die betrifft, welche in solcher unglücklichen Gesinnung sterben, so befehlen wir, daß der Prozeß ihrem Leichname oder Andenken gemacht werde, daß man sie auf einer Schleife hinausbringe und auf den Schindanger werfe, ihre Güter aber confiscire, denn — tel est notre bon plaisir!"

Der Ritter Rohan spielte einst mit **Ludwig** XIV. und verlor eine beträchtliche Summe. Er wollte sie in spanischen Pistolen bezahlen, der König aber weigerte sich, weil er mit ihm um Louisd'ors gespielt hatte. Der Ritter bezahlte in Louisd'ors, warf aber zweihundert Pistolen, die er auf dem Tische liegen hatte, sogleich aus dem Fenster, und setzte hinzu: „Der König will sie nicht einmal, was soll ich damit?" Als sich der König einige Tage nachher beim Cardinal Mazarin über des Ritters Betragen beschwerte, antwortete dieser: „Sire, der Ritter hat wie Ludwig XIV. und Ew. Majestät wie der Ritter Rohan gespielt."

Als die Einkünfte **Ludwig** XV. einst so sehr in Unordnung waren, daß die Hofbedienten ihren Gehalt zur bestimmten Zeit nicht erhalten konnten, kamen die Opernsänger beim Minister mit einer Bittschrift ein, daß er ihnen doch ihre angewiesene Besoldung auszahlen lassen möchte. „Meine Herren," sagte der Minister, „wir wollen erst die befriedigen, die weinen, dann soll es auch an die kommen, die singen."

In der Schlacht von Lawfeld, welche im Jahre **1747** der Marschall von Sachsen in Gegenwart **Ludwigs** XV. über die Engländer gewann, ward ein Lord Kinsale zum Gefangenen gemacht. Der Monarch ließ ihn vor sich kommen und der Engländer stellte sich mit bedecktem Haupte vor den König, weil seine Familie am englischen Hofe dieses Vorrecht hat. Ludwig XV. verbarg nicht nur, daß ihm dieses Betragen auffiel, sondern lud selbst den Lord zur Tafel: „Sire," antwortete trotzig der Engländer, „ich bin nicht hungrig." — „Ich habe Sie nicht gefragt, ob Sie hungrig sind," entgegnete der Monarch, „sondern bloß, ob Sie die Ehre haben wollten, mit dem König von Frankreich zu speisen."

Unter **Ludwig** XV. war ein fast beständiger Wechsel der Plätze. Als die Herzogin von *** einst einen Kammerherrn abschickte, um

einen neuernannten Minister zu becomplimentiren, rief sie ihm in der Thüre nach: „Erkundigen Sie sich aber erst, ob er auch noch auf seiner Stelle ist."

„Es hat mich nicht wenig befremdet," sprach **Ludwig XV.** zu Herrn v. Thiard, „als mir gestern zufällig der Chevalier v. B... im Laufe eines Gespräches treuherzig versicherte: er habe nie ein Buch aufgeschlagen." „Sire," versetzte Thiard, „wahr ist's zwar nicht, aber höchst wahrscheinlich."

Choiseul sagte von **Ludwig XVI.**: „Auf dem schönsten Throne der Erde war er der einzige König, der nicht nur keinen Schmeichler hatte, sondern dem man auch nicht die mindeste Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Auf seiner letzten Reise durch die Normandie (1787) entwickelte **Ludwig XVI.** von Frankreich die glänzendsten Züge von Wohlthätigkeit und herablassender Güte. Sein Wagen bewegte sich eines Tages ganz langsam die Anhöhe von St. Laurent hinan, als sich ein Bauer nahte und einige Strophen zu Ehren des hohen Reisenden absang. „Sehr schön!" rief der Monarch. „Dein Liedchen ist ganz artig. Wer hat es gemacht?" — „Ei potz Fischchen, Euer Gnaden! Ich selbst." — „Du? Ist's möglich? — Bis, bis." — „Bis?" versetzte der Normann. „Was soll das heißen?" — „Daß Du Dein Lied wiederholen sollst." — „Mit Vergnügen!" und der Sänger stimmte es aus vollem Halse an. Da reichte ihm denn der König einige Louisd'ors. Der Schelm nahm sie mit der einen Hand hin und streckte ihm die andere entgegen: „Bis, Sire! bis!" — Der König lächelte und machte ebenfalls sein goldenes da capo.

Die Gebeine **Ludwigs XVI.** Wer von unsern Lesern mit seinem Gedächtniß so weit zurückgehen kann, wird sich erinnern, daß im Jahre 1815 die Zeitungen mit Pomp verkündigten, die Gebeine des königlichen Schlachtopfers seien ausgegraben und auf das Feierlichste bestattet. Es hätte damals für einen Frevel gegolten, wenn Jemand an der Echtheit dieser Reliquien hätte zweifeln wollen. Jetzt aber wird man solchem Zweifel Raum geben müssen, wenn man liest, was Georges Duval in seinen „Souvenirs de la terreur de 1788 à 1793" darüber berichtet: „Der noch zuckende und blutende Leichnam Ludwigs XVI.," sagt er, „wurde auf einen schlechten Karren geworfen und nach dem Magdalenenkirchhof gebracht, wo eine tiefe Grube, in deren Grund man eine zwei Fuß hohe Schicht ungelöschten Kalkes geschüttet hatte, für ihn bereitet war. Man ließ den Leichnam hinunter und bedeckte ihn mit einer zweiten Kalkschicht, worüber man einige Flaschen Scheidewasser ausgoß. Auf dem Kirchhofe ließ man

einen Wachtposten, der drei Tage dort unterhalten wurde, d. h. so lange Zeit, als man zur gänzlichen Vernichtung des Leichnams für nöthig hielt. Und sicherlich mußte dieselbe bei den erwähnten Maßregeln in noch kürzerer Zeit erfolgt sein. Daher wunderte ich mich, ich gestehe es, nicht wenig, als ich im Jahre 1815 erfuhr, daß man auf dem Magdalenenkirchhofe eine gewisse Anzahl Gebeine von dem Leichnam Ludwigs XVI. ausgegraben habe, und als ich sie am 21. Januar, dem Jahrestage seines Todes, feierlich nach St. Denis geleiten sah. Ich hätte geglaubt, daß auch nicht ein Atom davon übrig geblieben wäre."

Ludwig XVI. von Frankreich. Bei der Vermählung Ludwig XVI. mit Maria Antoinette im Jahre 1770 wurde ein sehr großes Feuerwerk gegeben. Es entstand bei diesem Anlasse unter der ungeheuern Volksmenge ein so fürchterliches Gedränge, daß nahe an zwölfhundert Menschen erstickt wurden. Die Schilderungen der hierbei vorgefallenen Scenen gehören zu den grausenhaftesten Episoden der Menschengeschichte. Väter zertraten ihre Söhne unter ihren Füßen, ohne es zu wollen, Mütter erdrückten ihre Kinder an der eigenen Brust, und Viele hielten die Leichname ihrer Angehörigen in den Armen, bis sie selbst ein Opfer wurden. Von jenen, welche sich retteten, starben viele nach Jahren in Folge des erlittenen Drucks.

Ludwig XVIII. Dieser unter den Bourbons unstreitig geistreichste Fürst sprach ein sehr wahres Wort, besonders für seine Verhältnisse, indem er sagte: „Die Fürsten sind sehr zu beklagen, — denn es ist nicht genug, daß sie nur für sich Verstand besitzen, sie müssen ihn auch für Andere haben."

Ludwig XVIII. befand sich zu Dillingen in Bayern. Hier stand er den 19. Juli 1796 mit den Herzogen von Grammont und Fleury am Fenster, als ein Schuß fiel und ihn an der Schläfe streifte. „Seien Sie ruhig!" sagte er sogleich zu den erschrockenen Herzogen, „ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen bringt, hat nichts auf sich." Als hierauf der Graf Avarey ausrief: „Ach, wenn die Kugel eine Linie tiefer getroffen hätte —", versetzte Ludwig: „Nun, so würde der König von Frankreich nicht mehr Ludwig XVIII., sondern Karl X. heißen."

Der Herzog **Ludwig** von Burgund, Enkel Ludwigs XIV. (Sohn des Dauphins Ludwig und der Prinzessin Anna von Bayern) und präsumtiver Kronerbe, war ein vortrefflicher Prinz, dessen früher Tod (gest. 1712) als einer der schmerzlichsten Verluste für Frankreich zunächst und für die Menschheit überhaupt betrachtet werden muß. Man

citirt eine Menge Züge von ihm, welche seinem Herzen zur großen Ehre gereichen; die meiste Achtung aber verdient die Resignation, mit welcher er sich alle Genüsse versagte, um Nothleidende unterstützen zu können. „Les sujets ne sont assurés du nécessaire," sagte er, „que lorsque les princes s'interdisent le superflu."

Frische Luft. Ein österreichischer General bewirthete einst die ihm untergebenen Officiere. Der Wein wurde dabei nicht geschont, und einer der Gäste verspürte durch den übermäßigen Genuß der umsonst dargebotenen Gottesgabe eine gewaltige Hitze. Er verließ daher den Speisesaal und indem er den Zufall zum Wegweiser nahm, kam er auf das heimliche Gemach. Wohl eine Stunde darauf kam der General, dem die lange Abwesenheit des Subalternen nicht entgangen war, eben dahin. „Was machen Sie hier so lange?" fragte er den Officier. Der antwortete: „Holten's zu Gnaden, i wollte so eben a bissel frische Luft schöpfen."

Luftbad. Der schottische Lord Monbaddo bediente sich eines solchen Bades alle Morgen in der freien Luft, und selbst seine Töchter mußten sich auf der andern Seite des Hauses in der Luft baden, indem er ihnen alle Kleider wegschloß. Er glaubte, daß er es dem Gebrauche der Luftbäder zu danken habe, daß er sich in seinem siebzigsten Jahre noch so jung fühle wie in seinem dreißigsten. Auch der berühmte Franklin hat diese Luftbäder an sich erprobt. Er stand jeden Morgen früh auf und setzte sich ohne alle Bekleidung, je nachdem die Jahreszeit war, eine halbe oder ganze Stunde in seinem Zimmer zum Lesen oder Schreiben nieder. Es erregte dies in ihm ein sehr behagliches Gefühl und war ihm angenehmer, als das Baden im kalten Wasser. Legte er sich zuweilen nach diesem Luftbade nieder, so genoß er mehrere Stunden lang eines süßen Schlafs. Er nennt diese Bäder daher tonische oder stärkende. Dieser große Mann hat auch bemerkt, daß, wenn man in der Nacht aufwacht und nicht wieder einschlafen kann, man nur aufzustehen und einige Male im Zimmer auf- und abzugehen braucht und sich dann in das vorher gelüftete Bett niederzulegen, um leicht einzuschlafen.

Luftballons Erfindung. Der erste Velinpapierfabrikant in Frankreich war Montgolfier in Annonay, der berühmte unglückliche Aerostatiker, und seine Velinpapierfabrik brachte ihn auf die Idee seiner Luftballons. Er kochte in derselben eine Composition in einem Kaffeetopfe, der zufällig mit einem kugelförmigen Stück Papier bedeckt war; sowie das Papier sich mit dem Dampfe füllte, stieg es in die Luft. Montgolfier beachtete diese Erscheinung, wiederholte den Versuch und so entstanden die Luftballons.

Luftballon. Der Luftballon ist ein Emporkömmling, und als solcher kann er nie aufgeblasen genug sein. Wieſt.

Von **Luft** leben. Ein Apotheker einer kleinen Stadt machte Bankerott. Man wunderte sich darüber, da er als ein ordentlicher Mann bekannt war. „Ja daran ist Niemand Schuld als der neue Doctor!“ nahm Einer das Wort; „seit dieser hier ist, verschrieb er den Kranken gar keine Arzneien und räth ihnen bloß, die frische Luft zu genießen. „Das möchte wohl recht schön sein,“ versetzte ein Anderer, „nur Schade, daß der Apotheker nicht von der Luft leben kann.“

Luftschifffahrt. Bis zum Jahre 1832 waren 135 Personen mit Hülfe eines Ballons in die Luft gestiegen. Hiervon kamen neun größtentheils durch Unvorsichtigkeit um. Im diesfälligen Verzeichnisse bemerken wir 21 Damen, und hierunter 16 Französinnen, 3 Deutsche, eine Italienerin und eine Engländerin. Auch einen Türken, Paſcha, Braim, sehen wir darunter figuriren. Die neun Verunglückten waren: Der Deutsche: Bittorf, † in Mannheim den 17. Juli 1812. — Madame Blanchard, † in Paris den 7. Juli 1819. — Mosment, † in Lille den 7. April 1806. — Pilastre de Rosier, † bei Boulogne 15. Juni 1785. — Der Franzose Romain; die Engländer Sadler, † zu Bolton 29. September 1824; Harris, † zu London im Mai 1824. — Die Italiener Zambeccari, dessen merkwürdige Abenteuer Kotzebue beschrieben hat, und Olivari, † zu Orleans 25. November 1802.

Luftschlösser zu bauen ist nicht strafbar, wohl aber sie seinen Gläubigern zur Miethe aufdringen.

Nutzen der **Luftschlösser.** Die Herzogin von Neucastle fragte den Bischof Wilkins, wie sie nach der Welt im Mond, welche er entdeckt hätte, gelangen könnte, und wo sie, da der Weg zu lang wäre, ausruhen sollte? „Madam,“ versetzte der Bischof, „Sie haben ja so viele Schlösser in der Luft gebaut, daß es Ihnen nicht an Oertern, um auszuruhen, fehlen kann.“

Luftvolk. Der Eigenthümer einer Menge zu Kunststücken abgerichteter Zeisige kündigte auf dem Anschlagezettel an: „Hier sind große Kunstübungen des Luftvolkes zu sehen.“

„**Lüge**, daß Du erstickst.“ Diesem Ausdruck liegt die Brotprobe der alten Deutschen zum Grunde, welche glaubten, daß, wer Schuld an einer bösen That habe und läugne, dem müsse das Brot im Halse stecken bleiben.

Lügner. Die Lügen sind wie ein Schneeball, je länger man sie [illegible]. [illegible] Dr. M. Luther.

Der Lügner. Ein Herr kommt als Fremder und Lügner wollte auch aus einer Gesellschaft wegreisen. Man fragte ihn, wann er gehen wolle? Er war ein wahrer Meister es zu sagen. — ‚Sagen Sie es nur immer,‘ meinte ein wahrer Freund, ‚wir können es Ihnen doch nicht.‘

Lügner. ‚Wie soll ich es wünschen, daß Sie mir glauben?‘ sagte auf so lächerliche Manier als man sie von einem unverschämten Lügner erwarten kann. ‚Sie dürfen mir sagen, ich habe gelogen,‘ war die Antwort.

Der Lügner soll zu seiner Strafe, da seine Gesellschaft, wo sonst der kurze Verstand der Freundschaft die Rede mir und ihnen verschonte, Beweise von einer Kluft mehr genommener Thaten verlangte, wollte man auch an Herr mit etwas und Sonnenklarem setzen. — ‚Ein junger Mann von vornehmer Herr,‘ erzählte er, ‚nahm, daß durch seine liebenswürdige Manieren, er sich mir so einen Dienst verpflichtet hat, so die Pflicht verlangt, die Freundschaft verlangt, daß auch ich von das Gut gehört, also muß ich große Ehre da die Dame es zu mir genommen und sagte: man entdeckt den Sinn die Gut, es wird angefangen, die vornehmste verpflichtet zu haben und zum Tode verurtheilt. Als die Gerichtsdiener Befehlen der Gerechtigkeit erfüllen — in Zimmer — doch es nähert der Augenblick des Todes kommt, als er den Kopf unter das Eisen zum schmerzhaften Beil hat, wird der Arzten sagt, ... das Beil fällt ... und der Schuß dieses Gut.‘ Der Erzähler kann Fortsetzung mit der Rede verbinden und eine große Stille folgte den letzten Worten des Erzählers. — Da aber fragte die Dame, welche die Gesellschaft mit den weißen Händen glänzend kannte: ‚Aber wie hat man denn dieses Alles erfahren können, da doch der Zeugen fehlten ist?‘ — ‚Man hat die ganze Sache in den himmelblauen Augen des Verbrechers gelesen,‘ antwortete mit gelassener Stimme der geistreiche Erzähler.

Lügner-Verhältniß. Um einen Lügner in seiner Blöße darzustellen, muß man nur noch stärker lügen als er. Ein Senator erzählte, daß einem seiner Freunde im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters wegen einer heftigen Aderation in einem Monate seine rothbraunen Haare kastanienbraun geworden wären. ‚Das ist noch nichts!‘ antwortete ein Officier, ‚mein Bruder, welcher in Baiern als Officier diente, bekam die Nachricht, daß seine Frau plötzlich im Kindbette ge-

storben sei. Er trug eine rabenschwarze Perrücke. Diese war in derselben Nacht auf seinem Kopfe schneeweiß geworden!"

Lügner-Probe. Ein Engländer bot einem Knaben, der stets mit einer Lüge bereit war, eine Guinee, wenn er ihm ganz schnell etwas vorlüge. „Was!" antwortete rasch der Lügner, „so eben haben Sie mir schon zwei Guineen versprochen, und nun bieten Sie mir nur eine?!" Die stoische Gelassenheit des guten Engländers wurde durch diese Alles übertreffende Unverschämtheit nicht wenig auf die Probe gestellt; indeß generous, wie er war, gab er dem Lügner die zwei Guineen.

Des Lügners Beschämung. Der junge Prinz von *** hatte die üble Gewohnheit, in gesellschaftlichen Zusammenkünften die Anwesenden auf Kosten der Wahrheit zu unterhalten. Einst wurde am Hofe seines Vaters ein Lustspiel aufgeführt, in welchem der Diener eines Erzlügners Kliton hieß! Nach beendigter Vorstellung erzählte der Prinz bei Tafel ein albernes Mährchen als eine unbestreitbare wahre Begebenheit. Dem Fürsten verdroß die Arroganz, und um seinen Sohn zu beschämen, rief er dem Lakai des Prinzen zu, der hinter dessen Stuhl stand: „Kliton! gieb Deinem Herrn zu trinken!"

Die Lügner-Glocke. In Tyrol existirt noch eine, in den meisten Wirthshäusern gebräuchliche Sitte, nämlich irgendwo in der Stube ein großes, gewöhnlich hölzernes Messer aufzuhängen, an dessen einem Ende ein Fuchsschwanz, an dem anderen aber eine kleine Glocke befestigt wird; vom Messer führt ein langes angeknüpftes Pferdehaar herunter, so daß es, besonders bei Abend, nicht sichtbar ist. Erzählt nun Jemand eine etwas unglaubliche Geschichte, so wird keiner widersprechen, oder irgend einen Zweifel an der Wahrhaftigkeit derselben aufwerfen; o nein, weit davon entfernt, leise nur macht sich einer der Stammgäste irgend etwas in der Nähe des Pferdehaares zu schaffen, und plötzlich klingt die kleine Glocke, und der große Fuchsschwanz wedelt mit Macht. Alles kennt die Bedeutung, Alles lacht, und der Erzähler muß oft mit nicht geringem Verdrusse mitten in seiner Geschichte aufhören.

Lügner. Ein französischer Edelmann versprach demjenigen seiner drei Diener, der ihm die gröbste Lüge sagen würde, eine Belohnung. „Ich habe nie gelogen," sagte der Erste. — „Ich kann gar nicht lügen," rief der Zweite. — „Meine beiden Dienstbrüder haben die reine Wahrheit gesagt," bemerkte der Dritte, und bekam die Belohnung.

Lügen kann ich auch. Ein arger Lügner prahlte einst in Gesellschaft, er sei schon in fünf Minuten eine halbe Meile geritten. Man bat einen anwesenden Stallmeister, einen tüchtigen Reiter, um

seine Meinung darüber, und dieser sagte trocken: „Reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch!"

Er lügt! Lichtenberg, der große Lichtenberg, hat alle Wörter und Redensarten gesammelt, womit der Deutsche auszudrücken pflegt, daß eine Person nicht im nüchternen Zustande sei. Eine Menge Bezeichnungen, wenn auch bei weitem nicht so viele wie für die auf nassem Wege herbeigeführte Begeisterung, giebt es für das großprahlerische Lügen und es dürfte nicht unzweckmäßig sein, einige derselben aufzuzählen in einer Zeit, wo man von Freunden und Feinden gleich unverschämt angelogen wird. Mir ist von einer schon vorhandenen Sammlung dergleichen Ausdrücke nichts bekannt und ich gebe daher einige als Probe; finden sie Beifall, so will ich sie vollständig herausgeben. Er lügt wie gedruckt — er schneidet auf — aus seinem Munde geht kein wahres Wort — er flunkert — er ist ein Prasselhans — er führt das große Messer — er sitzt auf dem hohen Pferde — er lügt wie ein Schauspieler — er macht Wind — er fährt mit vollem Segel — wenn er an der ersten Lüge gestorben wäre, lebte er schon lange nicht mehr — er ist ein Windbeutel — dem darf man nur die Hälfte glauben — er ist ein Prahlhans — sein zweites Wort ist eine Unwahrheit — wer's glaubt wird selig — er ist ein Windsack — er lügt wie er sieht — wer's glaubt, zahlt 8 Groschen — er ist ein zweiter Münchhausen — wenn er über seine erste Lüge gestolpert wäre, hätte er den Hals schon lange gebrochen — er macht Euch was vor — er weiß es nicht mehr, wenn er lügt — er prasselt — er nimmt den Mund gehörig voll — er hat immer das große Maul — er thut groß — er ist ein Großsprecher — er macht blauen Dunst — er lügt Euch die Hucke voll — er ist ein Großmaul — er läßt Euch blau anlaufen — ei so lüg' Du und der Teufel — er macht Euch etwas weiß — er macht Euch weiß, der Teufel sei ein Eichhörnchen — er hat Euch eine Nase aufgehangen — er lügt, wenn er den Mund aufthut — er lügt dem Teufel ein Bein weg — er ist zu Münchhausen in die Schule gegangen — er verfohlt Euch — er macht Flausen.

Lümmel. „Die Kunst, aller Welt stets artig zu begegnen," von Dr. Kümmel, hat einem Setzer zu einer lustigen Rache Anlaß gegeben. Der Autor corrigirte sein Werk selbst. Einige derbe Druckfehler machten ihn jedoch sehr ergrimmt, und er schimpfte den Setzer. Dieser schlich sich in die Druckerei, setzte für das K ein L am Anfange des Namens, und nun steht Dr. Lümmel auf allen Exemplaren des Buches, welches in Halberstadt bei Esche gedruckt ist.

Lully. Man bat einst den berühmten Componisten Lully in einer großen Gesellschaft sehr inständig, sich auf der Violine hören zu

lassen; aber er schlug es ab. Der Wirth ließ hierauf einen seiner Bedienten, der dies Instrument schlecht spielte, in dem Nebenzimmer eine von Lully's Melodien anstimmen. Kaum hatte er ein paar Takte gehört, so lief er voll Zorn in das Nebenzimmer, riß dem Menschen das Instrument aus der Hand und spielte nun eine ganze Stunde, indem er immer dazwischen rief: „Pfuscher, so mußt Du spielen! Pinsel, gieb Acht!"

Lully (Giov. Batt.). Lully hörte eine seiner Opern-Arien in der Kirche während der Messe spielen, und er rief: „Ach, lieber Gott, vergieb mir. Ich hatte sie nicht für Dich gemacht!"

Lumpen. Zwei Leute saßen im Theater neben einem Recensenten und sagten halblaut: „Wenn er nur nichts auf uns schreibt!" Der Recensent wendete sich ganz gelassen zu ihnen und sagte: „Seien Sie ganz ruhig, ich schreibe nur auf fertiges Papier!"

Nützlichkeit der **Lumpen.** Die Lumpen erweisen, außer dem, daß sie unserem papiernen Zeitalter Stoff für seine Schreibseligkeit geben, auch noch ihre Nützlichkeit für den Weinbau. Es hat sich nämlich bewährt, daß Lumpen das beste Düngungsmittel für Weingärten sind, und im Würtembergischen benutzt man sie dergestalt, daß die dortigen Papier-Fabrikanten laute Klagen führen, weil sie seit dieser landwirthschaftlichen Entdeckung nur die Hälfte von den Papieren erzeugen könnten, die sie sonst hervorgebracht. Sie sagen daher: „lieber weniger Wein für die Lumpen, als so viele Lumpen für den Wein."

Lumpen. Die meisten Gelehrten verdanken ihre Unsterblichkeit den Lumpen. Denn gäbe es keine Lumpen, so gäbe es kein Papier, gäbe es kein Papier, so müßten sie wie die Alten ihre Werke auf Baumrinde zeichnen. Das wäre theils zu mühsam, theils ging es für ihre Begierde sich bald gedruckt zu lesen, viel zu langsam her. — Wie ich also sagte, es ist um die Unsterblichkeit der meisten Gelehrten bloße Lumperei. — Deßhalb auch legen verschiedene deutsche Gelehrte ihre Verehrung gegen die Lumpen öffentlich an den Tag, — gehen selbst in Lumpen gekleidet, und liefern dem Papiermacher das Hauptmaterial zu ihrer Unsterblichkeit.

— In B. ist ein Gesetz erschienen, welches den Juden untersagt, mit „Lumpen" zu handeln. Ein Jude kam zum Schultheiß und fragte: „Mit wem sollen wir denn handeln?"

Luna. „O sehen Sie, wie heiter Luna lächelt!" sagte mit einer Handbewegung nach dem Fenster des Ballsaals ein junger Cavalier

zu seiner Tänzerin. — „Ach nee, das ist die Frau Actuarius Schenkeln!" verbesserte schnell die Angeredete, welche — im Gebiete der Mythologie etwas fremd — das Synonym des Mondes auf eine am Fenster sitzende Dame bezog.

Luftreise. Ein junger Mann wurde immer verhindert, eine Luftreise zu machen. Endlich reiste er zu seiner Vermählung. — „Der Arme kann es doch nie zu einer Vergnügungsreise bringen," meinte einer seiner Freunde.

Eine **Luftspiel**-Scene im Pariser Geschmacke. Die Scene ist der Wald von Marly, die Zeit 8 Uhr Morgens; das Wetter köstlich; die Vögel singen, die Bäume rauschen träumerisch, die Erde hat ihr Feiertagskleid angezogen. Inmitten dieser Landschaft sehen wir den Helden unserer Geschichte, einen Jüngling, spazieren gehen. Er raucht eine Cigarre und geht auf's Gerathewohl; er denkt an nichts, und freut sich nur, wieder einmal frische Luft zu genießen. Plötzlich, bei einer Wendung des Weges, steht ein kleiner Herr mit weißem Haar, rothem Gesicht und zorniger Miene vor ihm. „Mein Herr," sagte er, „Sie erwarten meine Frau; sie kommt nicht, aber ich an ihrer Stelle; ich habe den Brief, den Sie an sie gerichtet haben, empfangen und geöffnet. — „Mein Herr," antwortet unser Freund, „Sie irren sich, ich schwöre es Ihnen; ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau zu kennen; ich rauche; kann ich mit einer Cigarre dienen?" — „Keine Ausflüchte, Herr! Sie kommen hierher um meine Frau zu finden, dess' bin ich sicher; das dulde ich nicht; Sie müssen mir Satisfaction geben. Hier sind Pistolen; Zeugen brauchen wir nicht! Sind Sie bereit mein Herr?" Je höflicher und ruhiger unser Freund sich zeigte, desto wüthender wurde der eifersüchtige Ehemann. Aber endlich wurde der Andere dieser friedlichen Rolle müde: „ein Duell," sagt er, „das gefiele mir schon; freilich bin ich eigentlich deswegen nicht hierher gekommen; aber die Sache ist originell; ich bin bereit, mein Verehrtester," und er nahm das Pistol, welches ihm der Ehemann bot. An diesem aufrichtigen Entschluß bemerkt der Gegner, der schon etwas ruhiger geworden, daß er zu weit gegangen sei, und bereut seine Wuth. Wie durch Zauber ist er plötzlich von der Unschuld seines Gegners überzeugt; es entspinnt sich ein Gespräch, erst mit Zurückhaltung, dann mit Vertrauen. Der Mann rühmt seine Frau, ihre Eigenschaften, ihre Schönheit, ihre schwarzen Augen, ihre Aschenbrödelfüßchen, ihre blonden Haare, ihren bewundernswerthen Wuchs. — „Sie begreifen, mein Herr," sagt er zu dem, der früher sein Gegner werden sollte, und jetzt sein Freund ist, „Sie begreifen, daß ich eine solche Frau liebe, und daß ich eifersüchtig bin. Ich lebe, ich athme, ich schlafe nicht mehr; aber Sie, ein Ehrenmann, werther Herr, fürchte

ich nicht mehr; ich bin Ihnen eine Genugthuung für meinen ungerechten Argwohn schuldig; ich muß Sie meiner Frau vorstellen." — „Von ganzem Herzen," sagt der Andere. Und die beiden Gegner machen sich Arm in Arm auf den Weg. Madame war wirklich höchst reizend; sie lachte sehr über das Mißverständniß, und der neue Freund wird zum Frühstück eingeladen. Er kommt den andern Tag, er kommt die folgenden Tage wieder; kurz, er ist Hausfreund. Der unglückliche Ehemann wollte sich wegen einer Untreue schlagen, die nicht existirte, und jetzt schlägt er sich nicht mehr mit dem neuen Freund seiner Frau.

Luther. Eine Berliner Locomotive, die den Namen Luther führte, blieb einstens plötzlich stehen, weil ihr der Dampf ausging. Ein Witzbold meinte, sie kann nun mit ihrem Namensvetter ausrufen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Amen!"

Luther, Dr. Martin. Folgende Verse hatte er oft im Mund:

Wer was weiß, der schweig,
Wem wohl ist, der bleib,
Wer was hat, der behalt,
Unglück kommt ohn das bald.

Von der Kinderzucht sagt er: „Man muß also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei." Luther klagte, daß seine Stimme so schwach sei, aber man hört sie gar weit, versetzte Melanchthon.

Luther. In den auserlesenen Anmerkungen zur „Historia arcana Lutheri" wird erzählt: „Wenn Luther gegen seine Widersacher geschrieben, so habe man draußen vor der Thüre die Feder kratzen hören."

Dr. **Luther** gab einem Candidaten zum Predigen folgende Anweisung: „Tritt frisch auf; thu's Maul auf, hör' bald auf!"

Luther sang, da er Haus- und Familienvater war, gern über und nach Tische, auch spielte er die Laute, manchmal behielt er einen Freund, als Melanchthon, Jonas und andere, bei sich zum Abendessen. Hatten sie nun lange genug über gelehrte Sachen gesprochen, dann veranstaltete er Musik, besonders Gesang, der dann freilich nach der damaligen Zeit, weniger kunstmäßig, aber desto kraftvoller war; sie sangen allerlei, auch oft lateinische Oden ab, besonders auch Stellen aus dem Virgil, z. B. Dulcis exuviae etc. „Philipp," sagte er oft zu Melanchthon: „brummt doch auch mit drein." So bestätigte er durch sein Beispiel, was er einst kräftig nach seiner Art sagte:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Catharina von Bora, **Luthers** Weib, war ein schönes Mädchen, von edler Geburt, die sich in Nürnberg gegen den Willen ihrer Eltern mit einem Studenten verlobte und deshalb gezwungen ward, den Schleier zu nehmen. Sie entfloh mit acht ihrer Genossinnen dem Kloster, fand in Wittenberg eine Zufluchtsstätte und lernte dort Luther kennen. Doch ehe er sie heirathete, schrieb er an den Nürnberger Studenten: „Wenn Ihr Eure Catharina noch haben wollt, beeilt Euch, bevor sie ein Anderer sein nennt. Sie liebt Euch noch immer und es sollte mich freuen, Euch vereinigt zu sehen.“ Erst als der Student auch einen zweiten Brief nicht beantwortete, heirathete er sie. Selten sind wohl Liebhaber so uneigennützig und offen.

Luxemburg hatte Wilhelm II. vier Mal geschlagen. Dieser sagte nach der vierten Schlacht: „daß es eine Schande sei, von einem Buckeligen, wie Luxemburg, einmal nach dem andern besiegt zu werden.“ Dieser erfuhr dieß wieder. „Woher mag Wilhelm wissen, daß ich buckelig bin? er hat mich doch nie von hinten gesehen.“

Der berühmte französische Kriegsheld Herzog von **Luxemburg** sandte nach der Schlacht bei Neerwinden durch seinen Adjutanten folgenden Brief an Ludwig XIV.: „Sire! Der Herr von Artagnau wird Ew. Maj. den Hergang der Sache näher erzählen, die Feinde thaten Wunder der Tapferkeit, aber Ihre Soldaten, Sire, noch größere. Was mich anbetrifft, ich habe daran keinen andern Antheil, als daß ich Huy genommen, dem Prinzen von Oranien eine Schlacht angeboten und sie auch mit Hülfe Gottes und der braven Franzosen gewonnen habe; so wie Euer Majestät es ausdrücklich befohlen hatten.“

Was ist **Luxus**? hat unser Pezzl, den man leider auch noch nicht gesammelt, also beantwortet: Das Nothwendige im Entbehrlichen.

Nie hatte Sparta so sehr geblüht, als unter **Lykurg**, dessen Gesetze die wohlthätigsten Einflüsse auf des Staates Wohl bewährten. Damit nun auch einst nach seinem Tode die Gültigkeit dieser beglükkenden Verfassung nicht aufhöre, entwarf seine Vaterlandsliebe einen Plan, der seinem Volke dauernde Wohlfahrt versichern sollte. Er veranstaltete nämlich eine allgemeine Versammlung, von der er sich einen feierlichen Eid schwören ließ, nichts an seinen Satzungen abzuändern, bis er von einer Reise nach Delphi zurück kehren werde. — Nachdem dieß geschehen war, entfernte er sich, reiste in ferne Länder, und lebte verborgen bis an seinen Tod. Aber auch im Sterben bewies er noch seinen Patriotismus. Damit die Spartaner nicht etwa seine Leiche fänden, zurückbrächten, und sich ihres Schwures entbun-

den glauben könnten, gebot er, seinen Leichnam in eine Truhe von Blei zu verschließen und in's Meer zu versenken.

Als **Lykurg** gefragt wurde, warum er verordnet, die Mädchen ohne Mitgift zu verheirathen, erwiederte er: „Damit nicht die Einen aus Armuth unverheirathet bleiben, die Andern aber des Reichthumes wegen gesucht werden, sondern Jeder auf den Charakter des Mädchens sehe und durch die Tugend seine Wahl bestimmen lasse.“ Aus demselben Grunde verbannte er auch die Gewohnheit sich zu schminken.

Der spartanische Gesetzgeber **Lykurgus** wurde bei einem entstandenen Aufruhr, den die Reichen gegen ihn erregt hatten, von einem hitzigen jungen Menschen, Namens Alkander, mit einem Stock in's Gesicht geschlagen. Als er sich hierauf gegen das Volk kehrte, und die Bürger sein blutiges Gesicht sahen, wurden sie so sehr aufgebracht, daß sie seinen Beleidiger sehr unsanft packten und dem Lykurg auslieferten, damit dieser nach seinem Gutdünken sich an ihm rächen könnte. — Lykurg nahm den Jüngling mit sich nach Hause; er that ihm jedoch nichts zu Leide und sagte ihm auch nichts Böses, sondern befahl ihm nur, daß er ihn anstatt seiner Diener, die er deßhalb entließ, bedienen sollte. Dieser Jüngling that auch Alles willig und stillschweigend, was ihm von seinem Herrn befohlen wurde; er blieb bei ihm und speis'te auch mit ihm. Indem er nun die Sanftmuth und die Großmuth Lykurg's, seine strenge Lebensart, seinen unermüdeten Fleiß zu bewundern hinlängliche Gelegenheit fand, bekam er eine so große Meinung und Hochachtung für ihn, daß er seinen Freunden mit Rührung von den erhabenen Tugenden seines Herrn erzählte; das vortreffliche Beispiel des großen Mannes wirkte so viel auf den Jüngling, daß er aus einem hitzigen, eigensinnigen und aufbrausenden Menschen der ruhigste und bescheidenste Mann wurde.

Lykurgus, der berühmte Gesetzgeber von Sparta, wollte seine Mitbürger aus ihrer früheren üppigen Lebweise zu einem mäßigen, geordneten Leben führen und zur Tugend tüchtig machen; denn sie waren verweichlicht. Deshalb zog er zwei Hunde auf, welche von derselben Abkunft waren; den einen gewöhnte er an Leckereien und ließ ihn zu Hause; den andern nahm er mit und gewöhnte ihn an die Jagd. Als die Hunde erwachsen waren, nahm er sie in die Versammlung, wo er allerlei Leckereien hinlegte, aber zugleich einen Hasen losließ. Als nun beide nach dem liefen, woran sie gewöhnt waren, und der Eine den Hasen fing, sagte er: „Ihr Mitbürger! Ihr seht, daß beide Hunde, obgleich von derselben Abkunft, in ihrer Lebweise sehr von einander verschieden geworden sind, daß die Uebung und Gewöhnung weit besser zum Guten führen kann, als die Natur.“

Lügen. Die Lügen sind wie ein Schneeball, je länger man sie fortwälzt, desto größer werden sie. Dr. M. Luther.

Der **Lügner.** Ein Herr bekannt als Prahler und Lügner, wollte einst aus einer Gesellschaft weggehen. Man fragte ihn, wohin er gehen wolle? Er aber trug mit wichtiger Miene Bedenken, es zu sagen. — „Sagen Sie es nur immer," meinte ein witziger Kopf, „wir glauben es Ihnen doch nicht!"

Lügner. „Wie soll ich es anfangen, daß Sie mir glauben!" sagte einst ein bekannter Lügner, als man bei einer von ihm erzählten etwas unwahrscheinlichen Neuigkeit unglaublich den Kopf schüttelte. „Sie dürfen nur sagen, ich habe gelogen;" war die Antwort.

Wie Lügner sich zu helfen wissen. In einer Gesellschaft, wo von den starken Wirkungen der Einbildungskraft die Rede war und schon verschiedene Beispiele von in einer Nacht weiß gewordenen Haaren angeführt worden waren, trat auch ein Herr mit etwas noch Schrecklicherem hervor. — „Ein junger Mann von feurigem Blute," erzählte er, „träumt, daß, durch seine Leidenschaft hingerissen, er sich mit seiner Braut vergiften will, da die Eltern derselben ihre Einwilligung versagen: hat auch schon das Gift gekauft, aber durch zu große Eile hat die Dame es zu früh genommen und stirbt; man entdeckt bei ihm das Gift, er wird angeklagt, sie vorsätzlich vergiftet zu haben und zum Tode verurtheilt. Alle die fürchterlichen Anstalten der Hinrichtung erleidet er standhaft — im Traume — doch je näher der Augenblick des Todes kommt, als er den Kopf unter das über ihm schwebende Beil legt, wird sein Athem kurz, ... das Beil fällt, ... und der Schreck tödtet ihn!" Der Erzähler hatte Pantomime mit der Rede verbunden und eine große Stille folgte den letzten Worten des Erzählers. — Da aber fragte die Dame, welche die Gesellschaft mit den weißen Haaren gelangweilt hatte: „Aber wie hat man denn dieses Alles erfahren können, da doch der Träumer gestorben ist?" — „Man hat die ganze Sache in den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen gefunden," entgegnete mit gelassener Stimme der geistreiche Erzähler.

Lügner-Beschämung. Um einen Lügner in seiner Blöße darzustellen, muß man nur noch stärker lügen als er. Ein Student erzählte, daß einem seiner Freunde im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters wegen einer heftigen Alteration in einem Momente seine pechschwarzen Haare katzengrau geworden wären. „Das ist noch nichts" erwiederte ein Officier, „mein Bruder, welcher in Bayern als Officier dient, bekam die Nachricht, daß seine Frau plötzlich im Kindbette ge-

storben sei. Er trug eine rabenschwarze Perrücke. Diese war in derselben Nacht auf seinem Kopfe schneeweiß geworden!"

Lügner-Probe. Ein Engländer bot einem Knaben, der stets mit einer Lüge bereit war, eine Guinee, wenn er ihm ganz schnell etwas vorlüge. „Was!" antwortete rasch der Lügner, „so eben haben Sie mir schon zwei Guineen versprochen, und nun bieten Sie mir nur eine?!" Die stoische Gelassenheit des guten Engländers wurde durch diese Alles übertreffende Unverschämtheit nicht wenig auf die Probe gestellt; indeß generous, wie er war, gab er dem Lügner die zwei Guineen.

Des **Lügners** Beschämung. Der junge Prinz von *** hatte die üble Gewohnheit, in gesellschaftlichen Zusammenkünften die Anwesenden auf Kosten der Wahrheit zu unterhalten. Einst wurde am Hofe seines Vaters ein Lustspiel aufgeführt, in welchem der Diener eines Erzlügners Kliton hieß! Nach beendigter Vorstellung erzählte der Prinz bei Tafel ein albernes Mährchen als eine unbestreitbare wahre Begebenheit. Dem Fürsten verdroß die Arroganz, und um seinen Sohn zu beschämen, rief er dem Lakai des Prinzen zu, der hinter dessen Stuhl stand: „Kliton! gieb Deinem Herrn zu trinken!"

Die **Lügner-Glocke.** In Tyrol existirt noch eine, in den meisten Wirthshäusern gebräuchliche Sitte, nämlich irgendwo in der Stube ein großes, gewöhnlich hölzernes Messer aufzuhängen, an dessen einem Ende ein Fuchsschwanz, an dem anderen aber eine kleine Glocke befestigt wird; vom Messer führt ein langes angeknüpftes Pferdehaar herunter, so daß es, besonders bei Abend, nicht sichtbar ist. Erzählt nun Jemand eine etwas unglaubliche Geschichte, so wird keiner widersprechen, oder irgend einen Zweifel an der Wahrhaftigkeit derselben aufwerfen; o nein, weit davon entfernt, leise nur macht sich einer der Stammgäste irgend etwas in der Nähe des Pferdehaares zu schaffen, und plötzlich klingt die kleine Glocke, und der große Fuchsschwanz wedelt mit Macht. Alles kennt die Bedeutung, Alles lacht, und der Erzähler muß oft mit nicht geringem Verdrusse mitten in seiner Geschichte aufhören.

Lügner. Ein französischer Edelmann versprach demjenigen seiner drei Diener, der ihm die gröbste Lüge sagen würde, eine Belohnung. „Ich habe nie gelogen," sagte der Erste. — „Ich kann gar nicht lügen," rief der Zweite. — „Meine beiden Dienstbrüder haben die reine Wahrheit gesagt," bemerkte der Dritte, und bekam die Belohnung.

Lügen kann ich auch. Ein arger Lügner prahlte einst in Gesellschaft, er sei schon in fünf Minuten eine halbe Meile geritten. Man bat einen anwesenden Stallmeister, einen tüchtigen Reiter, um

seine Meinung darüber, und dieser sagte trocken: „Reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch!"

Er lügt! Lichtenberg, der große Lichtenberg, hat alle Wörter und Redensarten gesammelt, womit der Deutsche auszudrücken pflegt, daß eine Person nicht im nüchternen Zustande sei. Eine Menge Bezeichnungen, wenn auch bei weitem nicht so viele wie für die auf nassem Wege herbeigeführte Begeisterung, giebt es für das großprahlerische Lügen und es dürfte nicht unzweckmäßig sein, einige derselben aufzuzählen in einer Zeit, wo man von Freunden und Feinden gleich unverschämt angelogen wird. Mir ist von einer schon vorhandenen Sammlung dergleichen Ausdrücke nichts bekannt und ich gebe daher einige als Probe; finden sie Beifall, so will ich sie vollständig herausgeben. Er lügt wie gedruckt — er schneidet auf — aus seinem Munde geht kein wahres Wort — er flunkert — er ist ein Prasselhans — er führt das große Messer — er sitzt auf dem hohen Pferde — er lügt wie ein Schauspieler — er macht Wind — er fährt mit vollem Segel — wenn er an der ersten Lüge gestorben wäre, lebte er schon lange nicht mehr — er ist ein Windbeutel — dem darf man nur die Hälfte glauben — er ist ein Prahlhans — sein zweites Wort ist eine Unwahrheit — wer's glaubt wird selig — er ist ein Windsack — er lügt wie er sieht — wer's glaubt, zahlt 8 Groschen — er ist ein zweiter Münchhausen — wenn er über seine erste Lüge gestolpert wäre, hätte er den Hals schon lange gebrochen — er macht Euch was vor — er weiß es nicht mehr, wenn er lügt — er prasselt — er nimmt den Mund gehörig voll — er hat immer das große Maul — er thut groß — er ist ein Großsprecher — er macht blauen Dunst — er lügt Euch die Hucke voll — er ist ein Großmaul — er läßt Euch blau anlaufen — ei so lüg' Du und der Teufel — er macht Euch etwas weiß — er macht Euch weiß, der Teufel sei ein Eichhörnchen — er hat Euch eine Nase aufgehangen — er lügt, wenn er den Mund aufthut — er lügt dem Teufel ein Bein weg — er ist zu Münchhausen in die Schule gegangen — er versohlt Euch — er macht Flausen.

Kümmel. „Die Kunst, aller Welt stets artig zu begegnen," von Dr. Kümmel, hat einem Setzer zu einer lustigen Rache Anlaß gegeben. Der Autor corrigirte sein Werk selbst. Einige derbe Druckfehler machten ihn jedoch sehr ergrimmt, und er schimpfte den Setzer. Dieser schlich sich in die Druckerei, setzte für das K ein L am Anfange des Namens, und nun steht Dr. Lümmel auf allen Exemplaren des Buches, welches in Halberstadt bei Esche gedruckt ist.

Lully. Man bat einst den berühmten Componisten Lully in einer großen Gesellschaft sehr inständig, sich auf der Violine hören zu

lassen; aber er schlug es ab. Der Wirth ließ hierauf einen seiner Bedienten, der dies Instrument schlecht spielte, in dem Nebenzimmer eine von Lully's Melodien anstimmen. Kaum hatte er ein paar Takte gehört, so lief er voll Zorn in das Nebenzimmer, riß dem Menschen das Instrument aus der Hand und spielte nun eine ganze Stunde, indem er immer dazwischen rief: „Pfuscher, so mußt Du spielen! Pinsel, gieb Acht!"

Lully (Giov. Batt.). Lully hörte eine seiner Opern-Arien in der Kirche während der Messe spielen, und er rief: „Ach, lieber Gott, vergieb mir. Ich hatte sie nicht für Dich gemacht!"

Lumpen. Zwei Leute saßen im Theater neben einem Recensenten und sagten halblaut: „Wenn er nur nichts auf uns schreibt!" Der Recensent wendete sich ganz gelassen zu ihnen und sagte: „Seien Sie ganz ruhig, ich schreibe nur auf fertiges Papier!"

Nützlichkeit der **Lumpen.** Die Lumpen erweisen, außer dem, daß sie unserem papiernen Zeitalter Stoff für seine Schreibseligkeit geben, auch noch ihre Nützlichkeit für den Weinbau. Es hat sich nämlich bewährt, daß Lumpen das beste Düngungsmittel für Weingärten sind, und im Würtembergischen benutzt man sie dergestalt, daß die dortigen Papier-Fabrikanten laute Klagen führen, weil sie seit dieser landwirthschaftlichen Entdeckung nur die Hälfte von den Papieren erzeugen könnten, die sie sonst hervorgebracht. Sie sagen daher: „lieber weniger Wein für die Lumpen, als so viele Lumpen für den Wein."

Lumpen. Die meisten Gelehrten verdanken ihre Unsterblichkeit den Lumpen. Denn gäbe es keine Lumpen, so gäbe es kein Papier, gäbe es kein Papier, so müßten sie wie die Alten ihre Werke auf Baumrinde zeichnen. Das wäre theils zu mühsam, theils ging es für ihre Begierde sich bald gedruckt zu lesen, viel zu langsam her. — Wie ich also sagte, es ist um die Unsterblichkeit der meisten Gelehrten bloße Lumperei. — Deßhalb auch legen verschiedene deutsche Gelehrte ihre Verehrung gegen die Lumpen öffentlich an den Tag, — gehen selbst in Lumpen gekleidet, und liefern dem Papiermacher das Hauptmaterial zu ihrer Unsterblichkeit.

— In B. ist ein Gesetz erschienen, welches den Juden untersagt, mit „Lumpen" zu handeln. Ein Jude kam zum Schultheiß und fragte: „Mit wem sollen wir denn handeln?"

Luna. „O sehen Sie, wie heiter Luna lächelt!" sagte mit einer Handbewegung nach dem Fenster des Ballsaals ein junger Cavalier

zu seiner Tänzerin. — „Ach nee, das ist die Frau Actuarius Schenkeln!" verbesserte schnell die Angeredete, welche — im Gebiete der Mythologie etwas fremd — das Synonym des Mondes auf eine am Fenster sitzende Dame bezog.

Lustreise. Ein junger Mann wurde immer verhindert, eine Lustreise zu machen. Endlich reiste er zu seiner Vermählung. — „Der Arme kann es doch nie zu einer Vergnügungsreise bringen," meinte einer seiner Freunde.

Eine **Lustspiel**-Scene im Pariser Geschmacke. Die Scene ist der Wald von Marly, die Zeit 8 Uhr Morgens; das Wetter köstlich; die Vögel singen, die Bäume rauschen träumerisch, die Erde hat ihr Feiertagskleid angezogen. Inmitten dieser Landschaft sehen wir den Helden unserer Geschichte, einen Jüngling, spazieren gehen. Er raucht eine Cigarre und geht auf's Gerathewohl; er denkt an nichts, und freut sich nur, wieder einmal frische Luft zu genießen. Plötzlich, bei einer Wendung des Weges, steht ein kleiner Herr mit weißem Haar, rothem Gesicht und zorniger Miene vor ihm. „Mein Herr," sagte er, „Sie erwarten meine Frau; sie kommt nicht, aber ich an ihrer Stelle; ich habe den Brief, den Sie an sie gerichtet haben, empfangen und geöffnet. — „Mein Herr," antwortet unser Freund, „Sie irren sich, ich schwöre es Ihnen; ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau zu kennen; ich rauche; kann ich mit einer Cigarre dienen?" — „Keine Ausflüchte, Herr! Sie kommen hierher um meine Frau zu finden, dess' bin ich sicher; das dulde ich nicht; Sie müssen mir Satisfaction geben. Hier sind Pistolen; Zeugen brauchen wir nicht! Sind Sie bereit mein Herr?" Je höflicher und ruhiger unser Freund sich zeigte, desto wüthender wurde der eifersüchtige Ehemann. Aber endlich wurde der Andere dieser friedlichen Rolle müde: „ein Duell," sagt er, „das gefiele mir schon; freilich bin ich eigentlich deswegen nicht hierher gekommen; aber die Sache ist originell; ich bin bereit, mein Verehrtester," und er nahm das Pistol, welches ihm der Ehemann bot. An diesem aufrichtigen Entschluß bemerkt der Gegner, der schon etwas ruhiger geworden, daß er zu weit gegangen sei, und bereut seine Wuth. Wie durch Zauber ist er plötzlich von der Unschuld seines Gegners überzeugt; es entspinnt sich ein Gespräch, erst mit Zurückhaltung, dann mit Vertrauen. Der Mann rühmt seine Frau, ihre Eigenschaften, ihre Schönheit, ihre schwarzen Augen, ihre Aschenbrödelfüßchen, ihre blonden Haare, ihren bewundernswerthen Wuchs. — „Sie begreifen, mein Herr," sagt er zu dem, der früher sein Gegner werden sollte, und jetzt sein Freund ist, „Sie begreifen, daß ich eine solche Frau liebe, und daß ich eifersüchtig bin. Ich lebe, ich athme, ich schlafe nicht mehr; aber Sie, ein Ehrenmann, werther Herr, fürchte

ich nicht mehr; ich bin Ihnen eine Genugthuung für meinen ungerechten Argwohn schuldig; ich muß Sie meiner Frau vorstellen." — „Von ganzem Herzen," sagt der Andere. Und die beiden Gegner machen sich Arm in Arm auf den Weg. Madame war wirklich höchst reizend; sie lachte sehr über das Mißverständniß, und der neue Freund wird zum Frühstück eingeladen. Er kommt den andern Tag, er kommt die folgenden Tage wieder; kurz, er ist Hausfreund. Der unglückliche Ehemann wollte sich wegen einer Untreue schlagen, die nicht existirte, und jetzt schlägt er sich nicht mehr mit dem neuen Freund seiner Frau.

Luther. Eine Berliner Locomotive, die den Namen Luther führte, blieb einstens plötzlich stehen, weil ihr der Dampf ausging. Ein Witzbold meinte, sie kann nun mit ihrem Namensvetter ausrufen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Amen!"

Luther, Dr. Martin. Folgende Verse hatte er oft im Mund:

Wer was weiß, der schweig,
Wem wohl ist, der bleib,
Wer was hat, der behalt,
Unglück kommt ohn das bald.

Von der Kinderzucht sagt er: „Man muß also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei." Luther klagte, daß seine Stimme so schwach sei, aber man hört sie gar weit, versetzte Melanchthon.

Luther. In den auserlesenen Anmerkungen zur „Historia arcana Lutheri" wird erzählt: „Wenn Luther gegen seine Widersacher geschrieben, so habe man draußen vor der Thüre die Feder kratzen hören."

Dr. **Luther** gab einem Candidaten zum Predigen folgende Anweisung: „Tritt frisch auf; thu's Maul auf, hör' bald auf!"

Luther sang, da er Haus- und Familienvater war, gern über und nach Tische, auch spielte er die Laute, manchmal behielt er einen Freund, als Melanchthon, Jonas und andere, bei sich zum Abendessen. Hatten sie nun lange genug über gelehrte Sachen gesprochen, dann veranstaltete er Musik, besonders Gesang, der dann freilich nach der damaligen Zeit, weniger kunstmäßig, aber desto kraftvoller war; sie sangen allerlei, auch oft lateinische Oden ab, besonders auch Stellen aus dem Virgil, z. B. Dulcis exuviae etc. „Philipp," sagte er oft zu Melanchthon: „brummt doch auch mit drein." So bestätigte er durch sein Beispiel, was er einst kräftig nach seiner Art sagte:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Catharina von Bora, **Luthers** Weib, war ein schönes Mädchen, von edler Geburt, die sich in Nürnberg gegen den Willen ihrer Eltern mit einem Studenten verlobte und deshalb gezwungen ward, den Schleier zu nehmen. Sie entfloh mit acht ihrer Genossinnen dem Kloster, fand in Wittenberg eine Zufluchtsstätte und lernte dort Luther kennen. Doch ehe er sie heirathete, schrieb er an den Nürnberger Studenten: „Wenn Ihr Eure Catharina noch haben wollt, beeilt Euch, bevor sie ein Anderer sein nennt. Sie liebt Euch noch immer und es sollte mich freuen, Euch vereinigt zu sehen.“ Erst als der Student auch einen zweiten Brief nicht beantwortete, heirathete er sie. Selten sind wohl Liebhaber so uneigennützig und offen.

Luxemburg hatte Wilhelm II. vier Mal geschlagen. Dieser sagte nach der vierten Schlacht: „daß es eine Schande sei, von einem Buckeligen, wie Luxemburg, einmal nach dem andern besiegt zu werden.“ Dieser erfuhr dieß wieder. „Woher mag Wilhelm wissen, daß ich buckelig bin? er hat mich doch nie von hinten gesehen.“

Der berühmte französische Kriegsheld Herzog von **Luxemburg** sandte nach der Schlacht bei Neerwinden durch seinen Adjutanten folgenden Brief an Ludwig XIV.: „Sire! Der Herr von Artagnau wird Ew. Maj. den Hergang der Sache näher erzählen, die Feinde thaten Wunder der Tapferkeit, aber Ihre Soldaten, Sire, noch größere. Was mich anbetrifft, ich habe daran keinen andern Antheil, als daß ich Huy genommen, dem Prinzen von Oranien eine Schlacht angeboten und sie auch mit Hülfe Gottes und der braven Franzosen gewonnen habe; so wie Euer Majestät es ausdrücklich befohlen hatten.“

Was ist Luxus? hat unser Pezzl, den man leider auch noch nicht gesammelt, also beantwortet: Das Nothwendige im Entbehrlichen.

Nie hatte Sparta so sehr geblüht, als unter **Lykurg**, dessen Gesetze die wohlthätigsten Einflüsse auf des Staates Wohl bewährten. Damit nun auch einst nach seinem Tode die Gültigkeit dieser beglükkenden Verfassung nicht aufhöre, entwarf seine Vaterlandsliebe einen Plan, der seinem Volke dauernde Wohlfahrt versichern sollte. Er veranstaltete nämlich eine allgemeine Versammlung, von der er sich einen feierlichen Eid schwören ließ, nichts an seinen Satzungen abzuändern, bis er von einer Reise nach Delphi zurück kehren werde. — Nachdem dieß geschehen war, entfernte er sich, reiste in ferne Länder, und lebte verborgen bis an seinen Tod. Aber auch im Sterben bewies er noch seinen Patriotismus. Damit die Spartaner nicht etwa seine Leiche fänden, zurückbrächten, und sich ihres Schwures entbun-

den glauben könnten, gebot er, seinen Leichnam in eine Truhe von Blei zu verschließen und in's Meer zu versenken.

Als **Lykurg** gefragt wurde, warum er verordnet, die Mädchen ohne Mitgift zu verheirathen, erwiederte er: „Damit nicht die Einen aus Armuth unverheirathet bleiben, die Andern aber des Reichthumes wegen gesucht werden, sondern Jeder auf den Charakter des Mädchens sehe und durch die Tugend seine Wahl bestimmen lasse." Aus demselben Grunde verbannte er auch die Gewohnheit sich zu schminken.

Der spartanische Gesetzgeber **Lykurgus** wurde bei einem entstandenen Aufruhr, den die Reichen gegen ihn erregt hatten, von einem hitzigen jungen Menschen, Namens Alkander, mit einem Stock in's Gesicht geschlagen. Als er sich hierauf gegen das Volk kehrte, und die Bürger sein blutiges Gesicht sahen, wurden sie so sehr aufgebracht, daß sie seinen Beleidiger sehr unsanft packten und dem Lykurg auslieferten, damit dieser nach seinem Gutdünken sich an ihm rächen könnte. — Lykurg nahm den Jüngling mit sich nach Hause; er that ihm jedoch nichts zu Leide und sagte ihm auch nichts Böses, sondern befahl ihm nur, daß er ihn anstatt seiner Diener, die er deßhalb entließ, bedienen sollte. Dieser Jüngling that auch Alles willig und stillschweigend, was ihm von seinem Herrn befohlen wurde; er blieb bei ihm und speis'te auch mit ihm. Indem er nun die Sanftmuth und die Großmuth Lykurg's, seine strenge Lebensart, seinen unermüdeten Fleiß zu bewundern hinlängliche Gelegenheit fand, bekam er eine so große Meinung und Hochachtung für ihn, daß er seinen Freunden mit Rührung von den erhabenen Tugenden seines Herrn erzählte; das vortreffliche Beispiel des großen Mannes wirkte so viel auf den Jüngling, daß er aus einem hitzigen, eigensinnigen und aufbrausenden Menschen der ruhigste und bescheidenste Mann wurde.

Lykurgus, der berühmte Gesetzgeber von Sparta, wollte seine Mitbürger aus ihrer früheren üppigen Lebweise zu einem mäßigen, geordneten Leben führen und zur Tugend tüchtig machen; denn sie waren verweichlicht. Deshalb zog er zwei Hunde auf, welche von derselben Abkunft waren; den einen gewöhnte er an Leckereien und ließ ihn zu Hause; den andern nahm er mit und gewöhnte ihn an die Jagd. Als die Hunde erwachsen waren, nahm er sie in die Versammlung, wo er allerlei Leckereien hinlegte, aber zugleich einen Hasen losließ. Als nun beide nach dem liefen, woran sie gewöhnt waren, und der Eine den Hasen fing, sagte er: „Ihr Mitbürger! Ihr seht, daß beide Hunde, obgleich von derselben Abkunft, in ihrer Lebweise sehr von einander verschieden geworden sind, daß die Uebung und Gewöhnung weit besser zum Guten führen kann, als die Natur."

Ein Stückchen des Richter **Lynch**. Man weiß, wer Richter Lynch ist: der amerikanische Pöbel, der sich selbst nach seiner Weise Recht schafft, ohne sich um das Unrecht, das er dabei verübt, zu kümmern. Es lassen sich von seinen Thaten gar viele Exempel erzählen. Hier eines, das Büttner in seinen „Briefen aus Nordamerika" berichtet: „In der Grafschaft Stark im Staate Ohio wohnte ein deutscher unverheiratheter Doctor, der sich in kurzer Zeit eine ziemliche Praxis verschafft hatte. Der Mann lebte ruhig dahin und mischte sich weder in Politik, noch in anderer Leute Händel. Eines Abends sitzt er in seiner Stube, unbesorgt und an nichts Arges denkend, da treten auf einmal mehrere Bauerburschе in die Stube, führen ihn gewaltsam zur Thüre hinaus und in Begleitung der Andern, die vor der Thüre gewartet hatten, nach einem kleinem Gehölz. Dort entkleiden sie ihn, es war in einer sehr kalten Nacht, beschmieren ihm den ganzen Körper, selbst den Kopf und das Gesicht, mit Theer, stecken ihn in ein aufgeschnittenes Federbett, stülpen ihm auf den Kopf ein Kopfkissen, so daß er gar nichts sehen kann, treiben noch andere Schändlichkeiten mit ihm unter vielem Gelächter und Hohn und lassen ihn laufen. Der arme Doctor weiß nicht, wohin sich wenden; endlich gelangt er an die Brauerei eines Deutschen. Hier hätte er beinahe sein Leben verlieren können. Die Hunde nämlich schlagen bei dem Erscheinen der seltsamen Gestalt heftig an. Der Deutsche, die Ursache nicht kennend und gegen eine mögliche Gefahr sich schützend, ergreift sein geladenes Gewehr und geht hinaus, um nach der Ursache des Hundegebells sich umzusehen. Sowie er die Gestalt erblickt, erschrickt er, weil er etwas Aehnliches noch nicht gesehen hat, legt auf sie an und will Feuer geben. Er besinnt sich jedoch anders, pfeift seinen Hunden und geht nun auf die unbekannte Gestalt los. Er erkennt einen Menschen, nimmt ihn mit in seine Stube, sucht ihn so gut wie möglich von dem Federanzuge zu befreien, und erkennt in dem Menschen den deutschen Doctor. Ein wahres Wunder, daß der Doctor in jener kalten Nacht bei den ausgestandenen Mißhandlungen und der Seelenangst das Leben nicht verloren hat. Und was hatte er gethan? Er sollte sich in die Tochter eines reichen Bauern verliebt und gesagt haben: Wenn die Tochter ihn nicht heirathete, würde er sich erschießen. Der Vater des Mädchens hat ihn gern aus der Gegend fort haben wollen, aber kein anderes Mittel als den Richter Lynch (Volksjustiz) gewußt und hatte, da er als ein reicher Mann angesehen war, die benachbarten Bauerburschе leicht beredet, den Doctor zu theeren und zu federn; dann würde er die Gegend schon verlassen. Der Doctor verklagte den Bauer und dessen Helfershelfer bei dem Gerichte. Der Bauer zahlte eine Entschädigungssumme und die Proceßkosten, und die Bauernburschе wurden 24 Stunden in das Grafschaftsgefängniß

gesteckt. Ich sehe noch diese Kerle halb besoffen unter lautem Lachen nach dem Gefängniß ziehen, um ihre Strafe abzubüßen."

Zu einem Manne, welcher dem Könige **Lysander** versicherte, daß er ihn rühme und sehr hochschätze, sprach er: „Ich habe zwei Ochsen auf dem Felde; und wenn auch beide schweigen, so weiß ich doch, welcher von ihnen träge ist, und welcher arbeitsam." Lysander wollte sagen: „Nicht durch Worte, sondern durch Thaten bewährt man die Achtung gegen Andere."

M.

Ein Naſenbuchſtabe, obwohl M auch ein Lippen-Buchſtabe iſt und nur halb in das Reich der Naſen, in dieſes griechiſche oder römiſche Reich, gehörte.

Ohne M könnte der Menſch gar nicht exiſtiren, denn er fängt mit dieſem Buchſtaben an; und für die Frauenwelt iſt dieſer Buchſtabe der Anfang alles Lebens, denn der Anfang aller „Männer“ iſt M.

In der Arzeneikunde bedeutet das M „misce“ oder „miſche!“ Das iſt der Miſchmaſch der Medicin. Es iſt mit den Arzeneimitteln umgekehrt, wie mit den Spielkarten; bei den Spielkarten muß der, welcher miſcht und gibt, ſehen, daß er nicht hergibt, bei den Arzneimitteln muß der, für den ſie gemiſcht und gegeben werden, ſehen, daß er nicht vergeben wird.

M. p. heißt manus propria; obwohl die manu propria nicht immer eine proppere Hand iſt.

M. E. heißt „Magister equitum.“ Was heißt aber ein Magister equitum? Jemand meint: ein reitender Magiſter!

M. a. l. heißt „Magister artium liberalium,“ d. h. ein „Magiſter der freien Künſte.“ Was iſt ein Magiſter der freien Künſte? Einer meint: Jemand der die Kunſt beſitzt, einen freien Magiſtrat zu machen.

M. v. heißt „mezza voce“: mit „halber Stimme“ oder mit „gedämpftem Vortrag.“ Dieſes „m. v.“ könnte auch heißen: „Moderne Volksvertreter“, denn ſie reden mit „halber Stimme“ und mit „gedämpftem Vortrag,“ ſo wie jetzt überhaupt die „gedämpften Zungen“ auf allen Tiſchen das beliebteſte Gericht ſind.

M. G. Saphir.

Die herrschenden drei **M**:

Drei M sind's, die auf Erden thronen:
Meinung, Mode, Millionen!

Der Buchstabe **M** führte eine wahrhafte Herrschaft im Reiche der Musik; nicht nur bildet er den Anfang und die Spitze aller Musik, auch den berühmtesten musikalischen Namen hat er sich vorangestellt. Da begegnet man den Componisten Mozart, Mehul, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, Meyer (Simon), Marschner, Methfessel, Mercadante, Morlacchi, Müller (Wenzel), den Virtuosen Müller (Gebrüder), Müller (Iwan), Moscheles, Mayseder, Maurer, Möser, Molique, Merk; den Sängerinnen Malibran, Mara, Milder-Hauptmann u. s. w. Wer glaubt, daß dieses Beispiel sich an anderen Buchstaben wiederholen lasse, wird sich durch den Versuch vom Gegentheile überzeugen.

Maaß. Der junge Bauer wünscht sich bei Wein und Bier ein großes Maaß, aber wenn er Soldat werden soll, wünscht er, daß er ein zu geringes hätte.

Die **Macaroni**-Esser in Neapel schildert Willkomm wie folgt: „Man denke sich eine ziemlich breite und lange Straße. Auf den breiten Lavaquadern knistern zahllose Lorbeerfeuer unter hohen Kesseln, hinter denen Köche und Köchinnen laut schreiend und gesticulirend stehen, ununterbrochen damit beschäftigt, gar gekochte Macaroni herauszulangen, auf irdene Näpfe zu häufen und sie den hungrigen Umstehenden zu reichen. Bei der Unmasse von Begehrenden, die sich singend und lärmend in unentwirrbarem Knäul die lange Straße hinauf- und hinunterschieben, reichen die Näpfe nicht zu. Das kümmert aber den Lazaroni nicht. Lachend reißt er seine dunkelrothe Mütze vom struppigen Haare, schlägt sie ein Paar Mal gegen seinen Arm oder auch dem Nächsten an den Kopf und läßt sich für einen Gran Macaroni nebst Sauce hineinschütten. Schon der Duft begeistert ihn; schmunzelnd schlürft er das göttliche Arom ein, dann schreit er einmal vor Freude, ruft: „San Gennaro hilf!“ beugt den Kopf so weit als möglich rückwärts, thut dann einen tüchtigen Griff mit der Rechten in die nudelgefüllte Mütze und läßt die triefenden Würmer, die Hand leise schüttelnd, in den vor Seligkeit schmatzenden Mund gleiten. Schmeckt es ihm sehr gut, so springt er während des Essens von einem Beine auf das andere und ruft bei jedem neuen Griffe in die Mütze den heiligen Januarius an. Ist er fertig, so wischt er sich mit dem zerrissenen Aermel seiner Jacke oder mit dem was davon übrig ist, wenn er überhaupt eine besitzt, den triefenden Mund, schreit wieder aus Leibes-

kräften, schlenkert die Mütze an den eigenen Beinen aus und drückt sie wieder schief auf den Kopf. Nun geht es zum nächsten Limonadenverkäufer, deren es zahllose in Neapel gibt. Vor dem mit Lichtern umgebenen Madonnenbilde an der Holzbude rückt er respectvoll die Mütze, zahlt seinen Gran und erhält dafür ein großes Glas des kühlenden Getränks, in das der Verkäufer den goldenen Saft einer frisch aufgeschnittenen Apfelsine drückt. Der Glückliche trinkt mit Behagen das köstliche Naß, grüßt abermals die Madonna und schlendert nach der Polichinellbude. Tausende essen täglich so unter freiem Himmel und vor Aller Augen und dem Fremden muß die unglaubliche Zufriedenheit der in Lumpen gehüllten Menschen auffallen. Vertieft in den Genuß ihrer Macaroni, haben sie durchaus keinen anderen Wunsch, als daß die heiligste Madonna sie mit nie zu sättigendem Hunger segnen und ihnen dann riesengroße Macaroni, bescheeren möge. Und böte man ihnen in solchen Augenblicken Kronen und alle Herrlichkeiten der Welt, sie lachten dem Thoren gewiß geradezu in's Gesicht und schlügen das Anerbieten stolz aus. Man gebe dem elendesten Bettler eine Mütze voll Macaroni und vergessen ist all' sein Erdenjammer. Macaroni auf Erden, Macaroni im Himmel, ist unumstößlicher Glaube des gemeinen Neapolitaners, ja dem Teufel sogar und den Verdammten läßt er Macaroni, wenn auch die schlechtesten, denn sie könnten ja sonst, meint er, nicht existiren und die Qual ihrer Verdammniß empfinden. Macaroni helfen für Alles, für Krankheit, Noth und Gefahr. Für eine Schüssel Macaroni vergibt der Neapolitaner seinem Todfeinde, verräth aber leider auch eben so gern seinen Freund."

Macdonell. Es kamen zwei Gentlemen zum Herzog von Wellington, und meldeten sich als Testaments-Executoren eines verstorbenen Freundes, der unter andern zum Theil seltsamen Legaten „dem tapfersten Mann in der brittischen Armee" 500 Pfd. Sterl. vermacht habe. Sie wüßten sich nicht besser ihrer Pflicht zu entledigen, als wenn sie Sr. Gnaden die 500 Pfd. brächten. Der Herzog dankte sehr für das Compliment, wollte aber das Geld nicht annehmen: es seien viele eben so tapfere Leute in der Armee, als er. Nun baten sie ihn, er möge ihnen helfen, wie sie ihres Testators Willen zum Vollzuge bringen könnten. Der Herzog wollte sich besinnen, sie möchten in einigen Tagen wiederkommen. Als sie wiederkamen, sagte er: „Es sei eine schwierige Sache; indeß sei es doch bei Waterloo am heißesten hergegangen; dort sei Alles auf die Position bei Huguemont angekommen, welche der Schlüssel der ganzen Stellung war; tapferer und geschickter als diese Position vom Generalmajor Sir J. Macdonell vertheidigt worden, sei es gar nicht möglich: das Legat könne nicht sicherer an den Mann kommen. Die Testaments-Executoren gehen zu Sir J. Macdonell, der, doppelt erfreut über des Herzogs Zeugniß,

das Legat unter der Bedingung annimmt, daß er es mit einem Manne zu theilen habe, der bei derselben Gelegenheit gerade so viel gethan, und dieselbe Bravour gezeigt, als er selbst. Die Franzosen hätten nämlich schon die Pforte des Meierhofs von Huguemont aufgesprengt, da hätte er, Sir J. Macdonell, mit dem Beistand eines gewaltigen Feldwebels im Coldstream-Garderegiment, Namens Fraser, mit großer physischer Kraft sie wieder verschlossen und verriegelt, worauf nun die Franzosen vertrieben wurden, und Huguemont behauptet ward. Wenn also der Herzog ihn gewählt, weil er ihm die Schlüssel seiner Position gesichert, so müsse er nothwendig mit Feldwebel Fraser theilen, der ihm den Schlüssel jener Position sichern half. Und so geschah es auch.

Macht. Als Herr Bolton, Associé des berühmten James Watt, zu Georg III. kam, um ihm eine Vervollkommung, die sie bei dem Bau der Dampfmaschinen angebracht, zu erklären, fragte der König ihn: „Was verkaufen Sie, Herr Bolton?“ worauf dieser erwiederte: „Was die Könige lieben, Sire, — Macht!“ Und wirklich bildet nun die Anwendung des Dampfes ein Hauptelement der englischen Macht.

Er **macht.** Das Lustspiel le mari à la campagne hat den deutschen Theatern mit seinem Titel schon große Noth gemacht. Bald hieß es: „Er geht auf's Land,“ bald „Ich gehe auf's Land,“ „Er muß auf's Land,“ und was sonst noch übersetzt und geklügelt wurde; jetzt endlich hat das Theater in Siebenlehn den rechten Titel gefunden; Mittwoch den 16. September wurde (nach Angabe des Wochenblattes für Wilsdruf ꝛc.) dort gegeben: „Er macht auf's Land!“

Als der unglückliche General **Mack** sich in dem Feldzuge in Neapel dem französischen General Championnet ergab, um den grausamen und blutgierigen Lazaronis zu entgehen, überreichte er als Kriegsgefangener ihm den Degen, den er im Jahre 1793 vom König von Großbrittanien zum Geschenke bekommen hatte. Championnet lehnte ihn aber mit der ihm eigenen Wendung ab: „die Gesetze meiner Republik verbieten mir den Gebrauch englischer Waaren.“

Getäuschte **Mäcenaten**-Eitelkeit. Zwei berühmte jugendliche Künstlerinnen waren nach einer deutschen Hauptstadt gekommen, Concerte zu geben. Diese fanden statt bei hohen Preisen und dem Zuströmen des Publikums. Da drängt sich, wie er es immer aus Eitelkeit zu thun pflegt, ein Kunstfreund an die jungen Mädchen, ladet eine große Gesellschaft in sein Haus, ebenso die jungen Künstlerinnen, und hofft um billigen Preis, für eine Tasse Thee und die Ehre, in seinem Mäcenatensalon zu spielen, seiner Gesellschaft einen anderwärts theuer

zu bezahlenden Ohrenschmaus zu bereiten. Der wichtige Abend erscheint, die Gäste strömen zu, Alles harrt; denn der Hausherr hatte mit wichtiger Protections- und Enthusiastenmiene die Erwartungen möglichst gesteigert, — aber die jungen Mädchen blieben aus; ihr Vater hatte die Gunst des eitlen Mäcens nicht hoch genug angeschlagen und es vorgezogen, die kunstsinnige Abendgesellschaft auf die öffentlichen Concerte zu beschränken. Derselbe Kunstmäcen suchte einst eiligst einen berühmten Violinvirtuosen auf, der eben in der Stadt angekommen war. Der Mäcen war ganz Enthusiasmus und schloß seinen Besuch wie gewöhnlich mit einer Einladung zum Thee. Der Künstler sagte nothgedrungen zu und beim Fortgehen erwähnt unser Kunstfreund gleichsam beiläufig: „Nicht wahr, liebster — —, Sie bringen Ihre Violine mit?" — „Meine Geige trinkt keinen Thee," erwiederte trocken der Künstler.

Als der berühmte Schauspieler **Macready**, der Liebling des Publikums, mit seinen Talenten zu Birmingham glänzte und als Künstler verdiente Lorbeern erntete, hatte er Gelegenheit, auch seinen Muth und seine Menschenfreundlichkeit zu verherrlichen. Als er eines Abends in der Rolle Hamlets seine Talente entwickelt, und den romantisch-philosophischen jungen Fürsten in aller Natur und Wahrheit dargestellt hatte, begab er sich zu Fuße nach seiner Wohnung in einer der Vorstädte, um der ländlichen Stille zu genießen. Sein Weg führte ihn an einem kleinen Hause vorüber, welches in hellen Flammen stand. Eine Menge Menschen hatte sich versammelt, schaulustig, aber zur Hülfe und Rettung ohne Lust. Aus der Thüre brachen schon die leckenden Flammen hervor, und aus dem Innern hörte man Angstgeschrei. Ein junges Kind war vergessen. Macready warf im Augenblick Rock, Weste und Hut ab, und sprang mit der Leichtigkeit und Geschicklichkeit eines Seiltänzers durch das benachbarte Stubenfenster, aus welchem er nach wenigen Augenblicken mit dem Kinde im Arme wieder herauskam. Schon hatten die Flammen seine Kleider ergriffen, welche aber bald gelöscht wurden. Mit unaussprechlicher Freude empfing die sprachlose Mutter ihr gerettetes Kind. Hut, Rock und Weste des jungen Helden waren aber fort, und er sah sich genöthigt, halbentkleidet den Schauplatz seines Edelmuths zu verlassen, und seine Wohnung zu suchen. Alle Zeitungsblätter hallten von dieser That eines Unbekannten wieder, dessen Namen und Stand Niemand wußte. Eine Gesellschaft edler Männer bot eine bedeutende Geldsumme zur Belohnung des Braven, der so edelmüthig sein Leben gewagt hatte. Macready fand seinen schönsten Lohn in dem verschwiegenen Bewußtsein seiner edlen That. — Ein Umstand ereignete sich aber, welcher ihn gegen seinen Willen an's Licht zog. Es wurde einige Zeit darauf ein Kerl ergriffen, welcher einen feinen Rock verkaufen wollte,

dessen Eigenthümer er nicht nachweisen konnte. Bei näherer Untersuchung fand man in der Tasche des Rocks einen Brief, an Macready geschrieben. Die Behörden schickten zu ihm, und es wurde ausgemittelt, daß dieser Rock bei jenem Feuer entwendet sei. Jetzt erscholl das Lob seiner Bescheidenheit noch lauter als das seiner That, und ein donnerndes Beifalls-Jauchzen empfing ihn bei seinem nächsten Erscheinen auf der Bühne, welches seinem fühlenden Herzen nicht gleichgiltig sein konnte. Kurz darauf fand sein Benefiz statt, bei welcher Gelegenheit er ein anonymes Billet mit einer zwanzig Pfund-Note erhielt, als einen unbedeutenden Tribut, der seinem Muthe und seiner Menschenliebe bei der Rettung jenes Kindes aus den Flammen gezollt ward; wie der Briefsteller sich ausdrückte. Macready suchte sofort die Unglücklichen auf, welche Alles durch die Flammen verloren hatten, und beschenkte sie mit dem Gelde. „Ich bin nur," sagte er, „das unbedeutende Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen, um Euer Kind zu retten!" — Dabei versprach er für die Erziehung des Kindes weiter zu sorgen, und er hat sein Wort redlich erfüllt.

v. Dbrg.

Mädchen. Ein Haus, in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern wohl auch ein Bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Hause mit. Die Bücher haben noch das vor den Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal zu binden braucht; wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen neuen Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin, als im Augenblicke des Kaufens; wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, der liest in vier Wochen in denselben eine Kriegserklärung.

Mädchen sind wie die Bäume: jemehr sie in ihrem Frühlinge ausschlagen, desto mehr sehen sie im Herbste von sich fallen.

S.

— Welcher Name ist reizender: Weib oder Mädchen?
Mädchen klingt schöner für's Ohr: Weib ist ein Wohlklang fürs Herz.

— Einige lustige Gesellen, worunter ein Maler, sahen auf der Straße ein Mädchen vorübergehen, dessen Schönheit sie alle in Verwunderung setzte. „Die sollten wir anreden — Du Bruder Maler solltest es thun — o, Du wirst es gewiß nicht wagen!" riefen sie durcheinander. Der Maler, um einen Beweis seines Muthes zu geben, erbot sich dazu. Kühn nahte er sich dem Mädchen und spricht

es an. Diese hält das Ganze für eine Liebeserklärung, und flüsterte hoch erröthend: „Ich dank' Ihnen, ich hab' schon einen Liebhaber."

Mädchen. Ein Mädchen wurde neulich von einem Herrn gefragt: „Sie und die Marie sind gewiß Schwestern." — Das Mädchen erwiederte hierauf: „O nein, wir sind gar nichts zusamm."

— Es ist in manchen Fällen doch gut, daß die Aussprüche der englischen Richter bei uns nichts gelten. Da hat kürzlich einer in London bei Gelegenheit einer Klage wegen Nichterfüllung eines Eheversprechens entschieden, ein Mädchen von zweiunddreißig Jahren sei kein Mädchen, sondern — ein Frauenzimmer.

— Ein artiges Mädchen bat irgendwo um einen Reisepaß und erhielt ihn. Bei der scherzhaften Frage, ob sie keinen Liebhaber zum Begleiter habe, sagte sie: „O nein." Sie mußte nun ihren Namen schreiben. Sie schrieb: „Jakob Steimacher." Der Polizeidiener stutzte. „Heißen Sie Jakob?" fragte er. „O nein," antwortete das erröthete Mädchen und sagte — verlegen und stotternd: „Ach Gott! so heißt der — Schneidergeselle, mit dem ich reise."

— „Gibt es noch mehrere hübsche Mädchen, wie Sie sind, im hiesigen Orte?" fragte in einer kleinen Provinzstadt jüngst ein Fremder die Dame, mit welcher er auf dem Balle tanzte. — „Ich danke verbindlichst für die freundliche Nachfrage, ohngefähr noch vier oder fünf."

— Ein überbildetes, höchlich affektirtes Töchterlein wurde von der schlicht denkenden und im Dialekt sprechenden Mutter befehligt, Schweinsrüssel, Kalbsbrust und Ochsenmaul einzukaufen. Ob so gemeiner Zumuthung entrüstet, sann das Töchterlein auf dem Gange zum Markte Höheres aus, und bat den Fleischer: „Er möge ihr geben ein schweinernes Angesicht, einen jungen Ochsenbusen und einen brüllenden Rindvieh-Mund."

— In den Niederlanden ist ein Gesetz promulgirt worden: daß kein Mädchen vor dem sechszehnten Jahre sich verheirathen darf. — „Ach," sagte ein vierzehnjähriges Mädchen, „das ist doch hart. Das Leben ist so kurz."

Die Herzen unserer **Mädchen** sind wie neue Holzgefäße, die erste Liebe, mit der sie erfüllt werden, tropft und sickert ganz durch, bis das Herz erst verschwellt und verquellt ist. S.

Ein junges **Mädchen** schämte sich in einer Gesellschaft so sehr, daß ihr Tänzer, als er eben eine Polka mit ihr riskiren wollte, zu seinem größten Erstaunen nur das leere Kleid dastehen sah. — Sie war nämlich aus Scham in die Erde gesunken.

Ueber die **Mädchen.** Die Mädchen, sagt man oder könnte man sagen, sollen wie viele Dinge zugleich sein, und zugleich nicht sein. Die Mädchen sollen sein wie Schnee: so rein; und nicht wie Schnee: nicht so leicht zu verschmelzen. Sie sollen sein wie die Sternlein so licht und hell und über dem Irdischen; und wiederum nicht wie die Sternlein, sie sollen sich Abends gar nicht sehen lassen. Sie sollen sein wie ein guter Schweizerkäse so mild und doch piquant; und wiederum nicht wie guter Schweizerkäse, sie sollen nicht so viele Augen haben. Sie sollen sein wie die Fischlein so schweigsam, und wiederum nicht wie die Fischlein, sie sollen nicht immer oberflächlich bleiben. Sie sollen sein wie die Citronen, die inwendig einen eigenen Stern tragen, und wiederum nicht wie die Citronen, sie sollen Niemandem das Leben sauer machen. Sie sollen sein wie die Kerze, die ihr Licht nur im häuslichen Kreise leuchten läßt, und wiederum nicht wie die Kerze, sie sollen nicht viel geputzt zu werden begehren. Sie sollen sein wie ein Gebetbuch, das nicht nur Sonntags in die Kirche kommt; und wiederum nicht wie ein Gebetbuch, sie sollen nicht einhergehen mit Goldschnitt und steifem Rücken und mit Spangen geziert. So meine lieben Mädchen, so könnte ich euch tausend Dinge erzählen, wie ihr zugleich sein und nicht sein sollt; aber ich sage euch nur, ihr sollt sein wie die Mädchen, das heißt: wie sie waren, und ihr sollt nicht sein wie die Mädchen, d. h. wie sie sind. — Seid sittsam! Bewahrt den himmlischen Schimmer auf eurem Seelenfittig, vermeidet Ort und Gesellschaft und Buch, wo nicht die höchste Sittsamkeit obwaltet, denn nur sie allein ist der Zauber aller hohen Jungfräulichkeit. — Seid fromm! Fromm in der Kirche, fromm im Hause, fromm im Leben, fromm im Lieben, fromm im Glücke und fromm im Unglücke. Frömmigkeit ist der Wetterableiter der Seele. Ein frommes weibliches Gemüth kann nie und nimmer unglücklich werden! — Seid demüthig! Demüthig vor dem Herrn, demüthig vor euren Eltern, demüthig vor euren Gespielinnen, demüthig vor dem Manne eurer Seele; die Demuth ziert euch und verleiht euch einen himmlischen Reiz. — Seid bescheiden! — Bescheidenheit ist der Geist, in welchem sich alle Tugenden länger erhalten. Bescheidenheit ist die Lieblingstugend der Gottheit. Einst fiel ein kleines Tröpfchen Thau vom Himmel hernieder in das große Weltmeer. Da sagte das bescheidene Tröpflein: „Ach himmlischer Vater, was bin ich winziges, nichtiges Tröpflein gegen dieses ungeheure Gewässer!" Da ließ der Herr eine Auster das Tröpflein verschlucken und es wurde

zur köstlichsten Perle und glänzte als erster Schmuck in der Krone eines mächtigen Reiches. — Seid keusch! Vermeidet den Laut der Verführung, vermeidet jeden Anhauch einer Zweideutigkeit; fliehet wie die Pest diejenigen, die euch erröthen machen. — Seid häuslich! Laßt euch wenig auf den Straßen sehen; das häusliche Leben ist der Tempeldienst der Mädchen. Die Seele wie die Haut bekommt Sonnensprossen, wenn sie zu viel an die Sonne kommt. Mädchen, die auf der Straße zu Hause sind, sind zu Hause auf der Straße. — Seid schweigsam! Wo die Störche auf dem Hause klappern, da ist Niemand zu Hause; ein Mund, der stets spricht und offen ist, hat weder im Kopfe, noch im Herzen etwas zu verschließen. — Seid treu! Seid treu in der Freundschaft, in der Liebe. Seid treu euch selbst. Wankelmuth ist das schlechte Gedächtniß des Herzens, und so gut wie es einmal vergißt, kann es zehnmal vergessen. S.

Ein aufgeräumtes **Mädchen!** Das ist ein sehr passender Ausdruck, denn so ein aufgeräumtes Mädchen ist gerade wie ein aufgeräumtes Zimmer. Ein Zimmer heißt aufgeräumt, wenn alle Möbeln am gehörigen Orte stehen, wenn keine Unordnung in demselben ist; wenn kein Staub den Hausrath bedeckt; wenn keine unnöthigen und überladenen Alfanzereien darinnen sind u. s. w. Gerade so muß das Gemüth eines unschuldigen und wohlerzogenen Mädchens sein: gut aufgeräumt. Da müssen alle Gefühle am gehörigen Orte placirt sein; da darf keine überladene Lectüre oder zu schwerfällige und moderne Romanen-Schnitz-Werksgeschichte zu finden sein. Da darf kein weltlicher Staub auf dem Spiegel des jungfräulichen Gemüthes liegen. Da darf gar kein Fleckchen die reine Politur des Herzens verunstalten; da muß schon früh Morgens alles blank und helle sein; und die Fenster, die Aeuglein, müssen klar und freundlich das Licht der lieben Gottessonne in des Herzens Stübchen hereinfallen lassen, und die Stubenthüre, der Mund, muß hübsch verschlossen sein, und nur einigen bewährten Freunden zugänglich; wenn das Alles so ist, dann heißt es mit Recht: ein aufgeräumtes Mädchen! Ein solches empfehle ich euch, ihr Jünglinge, die ihr Zimmer und Frauenzimmer nicht für Monate, sondern für die ganze Miethszeit dieses irdischen Lebens sucht.

Das betrogene **Mädchen.** Der in Stuttgart erscheinende „Beobachter" erzählt: Die in den letzten Tagen in Tübingen abgehandelte Schlußverhandlung eröffnet einen neuen merkwürdigen Blick in das Wesen des weiblichen Herzens. Ein junges, 21 Jahre altes Mädchen, Röschen Klöble von Urach, welche sich als Ladenjungfer in Tübingen aufhält, lernt einen Studirenden der Pharmacie, Namens Gottlieb Keppler, kennen, welchem sie ihre Liebe zuwendet. Eine Unter-

händlerin schleicht sich dazwischen, und diese hält nun das arme, gutmüthige Mädchen 14, sage vierzehn Jahre, mit lauter unterschobenen, trügerischen Briefen hin. Obgleich sie den vermeintlichen Geliebten all' diese 14 Jahre nicht zu sehen bekommt, obschon sie diese ganze, lange Zeit von demselben beständig mit Bitten um Geld, Zucker, Schnaps und Unterhosen bombardirt, obwohl sie mit Lügen heimgesucht wird, die an's Unglaubliche streifen, wie z. B. daß in Holland ein besonderer Strafplatz etablirt sei, wohin diejenigen abgeführt werden, welche durch das Examen fallen, obgleich der Geliebte nach seinen Briefen von einem Kerker in den andern wandert, Jahr aus Jahr ein Hals und Bein bricht, und von einem Krankenlager auf's andere gestreckt wird, nur um 14 Jahre lang immer und immer wieder neue Unterstützungen in Anspruch zu nehmen: so harrt das Mädchen mit seiner stillen Liebe doch aus, bis sie durch eine Anzeige im „Schwäbischen Merkur," wonach der Apotheker Keppler in Winterbach mit Hinterlassung von Frau und Kindern gestorben ist, aus dem langen, unglückseligen Traume aufgerüttelt und belehrt wird, daß sie 14 Jahre lang falsche Briefe und Quittungen erhalten hat, 14 Jahre lang von der Ueberbringerin der Briefe, welche sie für die treueste Freundin und ehrlichste Wächterin ihrer Liebe hält, betrogen worden ist. Nur ein Weib kann so betrogen werden: nur ein Weib aber auch kann so betrügen, nur ein Weib kann ein so blindes Vertrauen besitzen. Zwar liegt darin eine unsagbare Schwachheit, zugleich aber auch ein unsagbarer Edelmuth in der Seele geheimem, wenn auch getrübtem Grunde.

Das schönste **Mädchen** auf der Welt soll dermalen im Harem des Königs von Persien leben. Ihre Schönheit soll so außerordentlich sein, daß viele Haremswächter bereits wahnsinnig geworden sind.

Mädchen-Betroffenheit. Gonelle hatte einst der Gemahlin des Marchese einen Streich gespielt, der ihr höchst mißfallen hatte. Sie beschloß, sich deshalb an ihm zu rächen, rief alle ihre Frauenzimmer zusammen und befahl ihnen, sich mit tüchtigen Prügeln zu versehen und über Gonelle herzufallen, sobald er komme. Alle versicherten, daß sie ihre Schuldigkeit redlich thun wollten. Sogleich schickte die Marchese zu Gonelle und ließ ihn rufen. Als er ins Zimmer trat und so viele Mädchen bewaffnet sah, dachte er gleich, daß dies ihm gelten sollte. „Von Herzen gern," sagte er, „unterwerfe ich mich allem, was Sie mit mir vornehmen wollen, nur bitte ich mir die einzige Gnade aus, daß diejenige mit dem Prügeln den Anfang mache, welche ich am öftersten geküßt habe." Alle sahen sich einander verlegen und erstaunt an; Gonelle benutzte diesen Augenblick und entwischte glücklich ohne Prügel.

Mädchen merkt Euch das! Ein Vater, Mann von Ansehen und Vermögen, antwortete seinem Sohne, als ihm dieser schüchtern gestand, daß er ein armes aber artiges und hübsches Mädchen heirathen wolle: „Sohn, Du thust recht. Anmuth läßt die Armuth vergessen, und Güte ersetzt die Güter."

Mädchen-Naivetät. In einer Privatgesellschaft wollte man ein Schauspiel aufführen. Dem Fräulein von C... war die Stelle einer von einem treulosen Liebhaber Verlassnen zu Theil geworden. Ein ältlicher Mann, ein Dichter und guter Declamator, hatte sich dazu erboten, den Theilnehmern und Theilnehmerinnen bei dem Einstudiren ihrer Rollen mit seinem Rath zu Hülfe zu kommen. Das Fräulein blieb in den Scenen, wo sie die heftigste Leidenschaft an den Tag legen sollte, steif und kalt. Ihr Lehrer machte sie darauf aufmerksam, aber ohne Erfolg. Endlich rief er etwas ungeduldig aus: „Mein Gott! Ist denn das so schwer, gnädiges Fräulein! Stellen Sie sich doch an den Platz der verrathenen Geliebten. Wenn Sie nun der Jüngling treulos verließe, den Sie auf das zärtlichste liebten, würden Sie nicht außer sich sein, nicht suchen" — „Ich!" versetzte das Fräulein ruhig, „ich! — ich würde mir einen andern Liebhaber suchen."

— In einer Gesellschaft von Damen wurde behauptet, die erste Liebe sei stets schüchtern und zurückgezogen; darauf platzte ein junges Mädchen mit den Worten heraus: „Nun, so muß ich gestehen, daß ich nie zum ersten Male geliebt habe!"

— Ein ehrliches Bauermädchen sagte, als ihr der Prediger aus der heil. Schrift die Worte vorlas: Du (Mann) sollst das Kraut auf dem Felde essen! ganz laut und unbefangen: „Laß's nur gut sein, Herzens Andres, ich will Dir's schon weich kochen, Du sollst es nicht so roh verschlucken."

— Ein Vater gab einst seiner Tochter unter andern auch folgende Lehre: „Mein Töchterchen, wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!" — „Aber Papa! was thue ich denn, wenn mich die guten Buben locken?" fragte das Mädchen.

— Man hatte in B. das Lustspiel: „Die drei Pächter" gegeben. Ein liebes, fünfzehnjähriges Mädchen sagte nach ihrer Rückkunft vom Theater: „Mütterchen, das war ein herrliches Stück! Alle Mädchen bekamen Männer!"

— In einer Gesellschaft wurde von einer schönen Dame in nicht sehr lobendem Tone gesprochen, und unter Anderm auch behauptet, daß

sie zehn Liebhaber hätte. Da rief ein Fräulein, welches der Dame verwandt war, unbedachtsam aus: „Es ist schrecklich, wie man übertreiben kann! Zehn Liebhaber! Ich wollte, ich hätte die, welche daran fehlen!“

Mädchen-Politik. Eine Schriftstellerin behauptet, für das weibliche Geschlecht sei nichts gefährlicher, als die Eitelkeit, Eroberungen zu machen; gerade jene Mädchen, welche Männer suchen, finden solche selten, jene aber, welche für die ganze Männerwelt blind scheinen, werden allenthalben gesucht, denn mit der Liebe läßt sich eben so wenig scherzen, als mit der Flamme spielen.

Mädchen-Scherzfrage. Wo muß man ein Mädchen verklagen, das täglich einen andern Liebhaber wählt? — Beim Wechselgericht!
Kurt.

— Warum haben Familienväter lieber Jungen als Mädchen? — Weil die Jungen schon mit 5 Jahren auf und davon laufen, die Mädchen dagegen oft mit 30 Jahren noch sitzen bleiben.

— Worin liegt bei heirathslustigen Mädchen der größte Widerspruch? — Einen Mann zu wollen, der noch jung und zugleich schon ziemlich vorgerückt ist! E. F. Stir.

Mädchen-Witz. Ein schnippisches Mädchen sah im Gedränge einst einen ernsten Mann beständig an; ihm schienen ihre Blicke zu frei und er sagte: „Senke den Blick lieber zur Erde, mein Kind; es wird Dir besser lassen.“ — „Das kommt Euch Männern zu,“ sprach das Mädchen, „die Augen gegen die Erde zu kehren, weil Ihr aus ihr genommen seid; wir aber müssen auf die Männer sehen, die zu unserer Bildung eine Rippe liehen!“

Gesänge der **Mädchen** nach ihrem Alter. Vom zwölften bis zum vierzehnten Jahre: „Juchei! Juchei! Es blüht der Mai“ ꝛc. — Vom vierzehnten bis zum sechszehnten Jahre: „Blühe holdes Veilchen“ ꝛc. — Vom sechszehnten bis zum achtzehnten Jahre: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm' in mein Haus zu mir!“ — Vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre: „Ach! wenn sie ewig grünen bliebe die schöne Zeit der jungen Liebe“. — Vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre: „Nun, es wird sich doch nicht trüben, wenn ich auf der Aussicht bin?“ — Vom fünfundzwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre: „Zu Hülfe! zu Hülfe! sonst bin ich verloren!“ — Vom dreißigsten bis zum vierzigsten Jahre: „Ich hab' mein Sach' auf Gott gestellt!“ ꝛc. — Vom vierzigsten bis zum funfzigsten Jahre:

„Ach, wie nichtig! Ach, wie flüchtig!“ — Vom funfzigsten bis zum sechzigsten Jahre: „Ich bin müde, mehr zu leben!“ — Vom sechzigsten bis zum siebenzigsten: „Soll ich leben, soll ich sterben?“ — Vom siebenzigsten bis zum achtzigsten Jahre: „Komm' o Tod, des Schlafes Bruder!“

März. Unter allen Monaten des Jahres ist der März der größte Menschenwürger; ihn fürchteten schon die Alten als den schrecklichen Todesengel, der die meisten Menschen in die andere Welt spedirt, und nannten ihn deshalb nach ihrem Kriegsgotte Mars, Martius, März.

Mäßigung. Herr von Garnerau, der erste Präsident des Parlaments zu Trevour, war ein Mann von seltenen Kenntnissen, großen Rednertalenten und dem besten Herzen von der Welt, aber dabei äußerst hitzig und über die geringste Kleinigkeit auffahrend. Er kündigte einst in einer öffentlichen Versammlung der Academie zu Lyon, deren Mitglied er war, an, er wolle eine Abhandlung über die Mäßigung vorlesen. Jedermann war also still und der Redner begann folgendermaßen: „Die Mäßigung, meine Herren.... Macht doch die Thür dort zu!.... Die Mäßigung, meine Herren, ist eine.... Macht doch die Thür dort zu, sag' ich.... Die Mäßigung, meine Herren, ist eine Tugend.... In's Teufels Namen, wollt Ihr die Thür dort zumachen, oder nicht?“ —

Ein englischer **Mäßigkeitsprediger** machte darauf aufmerksam, daß in England jährlich 40 Millionen Scheffel Malz zu Getränken verbraucht würden; dies gäbe eine Summe von 190 Millionen Thalern, und für diese Summe könne man 3840 Millionen gewöhnliche Bröte kaufen, von denen 2 Millionen Menschen ein ganzes Jahr leben könnten.

Mäßigkeitsverein. Bei dem Festessen eines Mäßigkeitsvereines schwang der Vorsitzende einen eine Maaß haltenden Humpen mit den Worten: „Alles mit Maaß!“

Zu dem Vorsteher eines **Mäßigkeitsvereines** kam vor einiger Zeit eine Bauersfrau und rief: „Sie haben meinen Mann in seinem Katzenjammer für Ihre Gesellschaft geworben. Geben Sie ihn doch wieder los, sonst gehen wir zu Grunde. Die Mäßigkeit kostet ihn zu viel.“ — „Wie so, liebe Frau?“ — „Er ruft den ganzen Tag: Gott sei Dank, daß ich den Schnaps hassen gelernt habe! Es ist doch ein süßes Ding um die Mäßigkeit. Aber nach jedem solchen Ausrufe trinkt er ein Glas Malaga.“

Bei Gelegenheit der Einführung eines **Mäßigkeitsvereines** in Hamburg ließ sich ein dortiger Schenkwirth einen neuen Schild malen, mit der Inschrift: „Hier im Mäßigkeitsverein schenkt man Grogg und Branntewein."

Mäßigkeitsvereins-Mitglieder. Zwei englische Matrosen, die Branntwein in einer großen Tasse verlangten, fragte man: Warum nicht im Glase? Sie versicherten, zu einem Mäßigkeitsvereine zu gehören und dem Capitain das Versprechen gegeben zu haben, nie ein Glas Branntwein zu trinken.

In **Magdeburg** langte kürzlich ein Fremder an, bekam eine Aufenthaltskarte und hielt sich mehrere Tage in der Stadt auf, bemerkte aber, daß ihn auf allen Schritten und Tritten ein Mann in einem blauen Ueberrock verfolgte. Stand er Morgens auf, so wanderte der Unbekannte vor seinem Fenster auf und ab, kehrte er Abends zu Haus, so traf sein letzter Blick, ehe er die Hausthür schloß, die dunkle Gestalt — wachsam an einen Laternenpfahl gelehnt — im Theater saß der Blaue hinter ihm, an der Table d'Hôte aß er an demselben Tische. Die ersten Tage beachtete der Fremde dies sonderbare Betragen wenig, am dritten Morgen war es ihm unangenehm und wurde zuletzt so peinlich, daß er es nicht mehr ertragen konnte — die Gestalt verfolgte ihn im Schlaf; in beängstigenden Träumen wälzte er sich auf dem Lager herum, der Mann mit dem blauen Rocke stierte ihm mit kaltem Blick und leichenblassen Wangen in's Antlitz. Laut aufschreiend erwachte er, stürzte an's Fenster und riß es auf, daß ihn die kühle Nachtluft stärke. Der Mond schaute still und freundlich in die öden, engen Straßen hinab und dort — an dem gegenüberliegenden Hause lehnte die dunkle Gestalt und sah schweigend zum geöffneten Fenster hinauf. — „Das muß anders werden," knirschte der Fremde, warf das Fenster zu und flüchtete wieder in's Bett; am nächsten Morgen aber, als noch der Tag mit der Nacht rang, sprang er auf, zog sich in wilder Hast an und eilte hinunter. Als er die Thür öffnete, begegneten seine Blicke denen des Unbekannten im blauen Rocke. „Herr!" rief der Gepeinigte, „wollen Sie mich wahnsinnig machen? was verfolgen Sie mich — wer sind Sie — was wollen Sie von mir?" — „Ich bin von der Polizei beauftragt, Sie nicht aus den Augen zu lassen!" war die ruhige Antwort. — „Und was zum Teufel hat die Polizei an mir auszusetzen?" schrie in höchster Aufregung der Fremde, „mein Paß ist in Ordnung, hier ist meine Aufenthaltskalte; ich bin ein ansässiger Bürger aus Berlin, was verfolgen Sie mich?" — „In Ihrem Paß," sagte der Unbekannte, „steht, Sie beabsichtigen sich hier zu Ihrem Vergnügen aufzuhalten; das hat Sie verdächtig gemacht; es ist das erste Mal, daß sich Jemand in Magdeburg zu seinem Vergnügen aufhält."

Wunder des animalischen **Magnetismus.** Bordeaux, 5. November. Haben Sie je einer magnetischen Sitzung beigewohnt? Dies Glück oder vielmehr Unglück wurde mir neulich zu Theil; ich habe den famosen Magnetiseur Dr. Laurent und seine Somnambule, die Dem. Prudence, gesehen, die in der magnetisirenden Welt als die zweite Perle bekannt ist; die erste ist nämlich Dem. Pigeaire. Die Stadt Bordeaux, die sich kaum von Tom Pouce, von den Prinzen und vom Lager erholt hatte, ist auf's Neue in eine gewaltige Aufregung gekommen und theilt sich in zwei große Lager, in das der Gläubigen und in das der Skeptiker. Die erste Frage, wohin man auch kommen, wem man auch begegnen möge, ist: Glauben Sie an den Magnetismus? Was halten Sie von Dr. Laurent und Dem. Prudence? Sind sie Betrüger oder ehrliche Leute? — In den Gesellschaften hört man von nichts Anderm, als vom Fluidum, vom Hellsehen, von Nachtwandlern, Wunderkuren u. s. w. sprechen. Sie wundern sich vielleicht, daß diese alten Geschichten hier in Frankreich, in dem man so sehr dem Skepticismus huldigt und ihn besonders so gerne zur Schau trägt, in dem der Magnetismus trotz seiner begeisterten Anhänger mehrmals von der Academie der Wissenschaften verdammt worden ist, auf einmal wieder auftauchen und so gewaltiges Aufsehen erregen. Die phantasiereichen Bordelais sind aber auch sehr empfänglich, und das Schauspiel, das ihnen hier zum ersten Male in solcher Weise geboten wird, so über alle Maßen außerordentlich und staunenerregend, daß ich selbst, der ich bis dahin zu den Ungläubigen gehörte, nicht mehr weiß, woran ich bin; ich möchte so gerne zweifeln, aber ich habe es ja mit meinen eigenen Augen gesehen; wenigstens behaupte ich, wenn es doch Spiegelfechterei war, was man mir vorgemacht hat, daß dann die Kunst des Gauklers und der Gauklerin eben so wunderbar ist, als die Wirkung des magnetischen Fluidums. — Doch es steht mir keineswegs zu, in einer noch so unerledigten Frage ein Wort mitzusprechen; ich möchte nicht in den Fehler verfallen, den ich so manchem unserer redefertigen Dilettanten und Eiferer vorwerfe, mögen sie mit unwissendem Enthusiasmus dafür oder mit flachem Raisonnement dagegen sprechen, und überlasse es den Physiologen von Fach, das Räthsel zu lösen. Ich will Ihnen bloß einige Scenen des wunderbaren Schauspiels schildern; vielleicht hat dies, als von einem Ihnen bekannten, von Natur zum Zweifel geneigten Augenzeugen kommend, einiges Interesse für Sie. — Ich erzähle die Sachen, wie sie mir erschienen sind, lasse aber ihre objective Realität dahin gestellt sein. — Die Scéance d'oneyromantie, wie die Affiche sie nennt, hatte Abends bei hellem Gaslichte in einem Concertsaale vor einem ziemlich zahlreichen und gewählten Publicum statt, in dem ich keine Mithelfer eines Betruges vermuthen konnte, denn die meisten der handelnd auftretenden Personen waren mir persönlich bekannt. — Das in einem

Die Bedürfnisse unseres **Magens** beschäftigen eine weit größere Menge von Menschen, als die Bedürfnisse unseres Herzens; — der Magen spielt daher eine bedeutendere Rolle in der physischen Welt, als das Herz.

Magistrats-Erledigung. In einem Landstädtchen kam ein Feuerwerker an und wollte daselbst seine Kunst öffentlich produciren, weshalb er bei einem wohllöblichen Magistrat um die Erlaubniß ansuchte. Man fragte ihn vor allen Dingen, um welche Stunde er das Feuerwerk aufführen wolle? „Um neun Uhr Abends," antwortete er. — „Das geht nicht an," erwiederte man ihm; „alles, was wir thun können, ist, bis fünf Uhr zu warten." — „Aber," sagte der Feuerwerker, „da ist ja noch heller Tag." — „Eben darum," schloß der weise Bürgermeister, „wir haben in der Stadt keine Laternen, und man muß allen Unordnungen vorbeugen."

Magnet. Man vergleicht die Frauenzimmer mit dem Magnet. Wir haben noch nie bemerkt, daß der Magnet das Gold an sich ziehe.

— Eine Frau gibt einem Sanitäts-Collegium was zu rathen auf. Der Präsident des Sanitäts-Collegiums zu P. kam einst sehr verstimmt nach Hause. Seine Gattin, besorgt, es möchte ihm etwas Unangenehmes begegnet sein, bat ihn dringend, ihr die Ursache seines Trübsinns mitzutheilen. Er wollte zwar erst mit der Sprache nicht recht heraus, konnte jedoch den Bitten seiner Gattin nicht länger widerstehen und eröffnete ihr darum, daß sich das ganze Sanitäts-Collegium in Schwulität befände; einem Schlossergesellen sei nämlich bei seiner Arbeit ein Eisensplitter in's rechte Auge gefahren, und selbst die ausgezeichnetsten Aerzte der Stadt, welche man über diesen Fall bereits sämmtlich consultirt habe, wüßten keinen Rath; sie erklärten: die Operation, ohne das Auge zu verletzen, sei unmöglich. Die Gattin des Präsidenten sann einen Augenblick nach und sagte dann freudig: „Ich hab's gefunden, lieber Mann, die Operation ist ja gar nicht so schwierig, wie Ihr gelehrten Herren Euch einbildet, weißt Du was, nimm den großen Magnet, mit dem Du, um die Kinder zu belustigen, zuweilen experimentirst, und halte ihn vor das verletzte Auge; ich wette, er bringt den Eisensplitter heraus." Der Präsident, erstaunt über den scharfsinnigen Einfall seiner Gattin, eilt sogleich zu dem Patienten, um den Rath derselben anzuwenden. Der Erfolg war über alle Erwartung günstig. Der arme Schlossergeselle wurde sofort von seinem schmerzlichen Uebel befreit. Alle Umstehenden priesen laut den tiefen Geist des Präsidenten. Es geht doch nichts über den Scharfsinn der Frauen!

Wunder des animalischen **Magnetismus.** Bordeaux, 5. November. Haben Sie je einer magnetischen Sitzung beigewohnt? Dies Glück oder vielmehr Unglück wurde mir neulich zu Theil; ich habe den famosen Magnetiseur Dr. Laurent und seine Somnambule, die Dem. Prudence, gesehen, die in der magnetisirenden Welt als die zweite Perle bekannt ist; die erste ist nämlich Dem. Pigeaire. Die Stadt Bordeaux, die sich kaum von Tom Pouce, von den Prinzen und vom Lager erholt hatte, ist auf's Neue in eine gewaltige Aufregung gekommen und theilt sich in zwei große Lager, in das der Gläubigen und in das der Skeptiker. Die erste Frage, wohin man auch kommen, wem man auch begegnen möge, ist: Glauben Sie an den Magnetismus? Was halten Sie von Dr. Laurent und Dem. Prudence? Sind sie Betrüger oder ehrliche Leute? — In den Gesellschaften hört man von nichts Anderm, als vom Fluidum, vom Hellsehen, von Nachtwandlern, Wunderkuren u. s. w. sprechen. Sie wundern sich vielleicht, daß diese alten Geschichten hier in Frankreich, in dem man so sehr dem Skepticismus huldigt und ihn besonders so gerne zur Schau trägt, in dem der Magnetismus trotz seiner begeisterten Anhänger mehrmals von der Academie der Wissenschaften verdammt worden ist, auf einmal wieder auftauchen und so gewaltiges Aufsehen erregen. Die phantasiereichen Bordelais sind aber auch sehr empfänglich, und das Schauspiel, das ihnen hier zum ersten Male in solcher Weise geboten wird, so über alle Maßen außerordentlich und staunenerregend, daß ich selbst, der ich bis dahin zu den Ungläubigen gehörte, nicht mehr weiß, woran ich bin; ich möchte so gerne zweifeln, aber ich habe es ja mit meinen eigenen Augen gesehen; wenigstens behaupte ich, wenn es doch Spiegelfechterei war, was man mir vorgemacht hat, daß dann die Kunst des Gauklers und der Gauklerin eben so wunderbar ist, als die Wirkung des magnetischen Fluidums. — Doch es steht mir keineswegs zu, in einer noch so unerledigten Frage ein Wort mitzusprechen; ich möchte nicht in den Fehler verfallen, den ich so manchem unserer redefertigen Dilettanten und Eiferer vorwerfe, mögen sie mit unwissendem Enthusiasmus dafür oder mit flachem Raisonnement dagegen sprechen, und überlasse es den Physiologen von Fach, das Räthsel zu lösen. Ich will Ihnen bloß einige Scenen des wunderbaren Schauspiels schildern; vielleicht hat dies, als von einem Ihnen bekannten, von Natur zum Zweifel geneigten Augenzeugen kommend, einiges Interesse für Sie. — Ich erzähle die Sachen, wie sie mir erschienen sind, lasse aber ihre objective Realität dahin gestellt sein. — Die Scéance d'oneyromantie, wie die Affiche sie nennt, hatte Abends bei hellem Gaslichte in einem Concertsaale vor einem ziemlich zahlreichen und gewählten Publicum statt, in dem ich keine Mithelfer eines Betruges vermuthen konnte, denn die meisten der handelnd auftretenden Personen waren mir persönlich bekannt. — Das in einem

Nebenzimmer mit Hülfe von Kräuterdüften, welche bis in den Saal drangen, in magnetischen Schlaf versetzte Mädchen trat an der Hand ihres Magnetiseurs mit geschlossenen Augen leise, aber doch ziemlich sicher auftretend, in den Saal und setzte sich in einen Sessel auf einer erhöhten Tribüne nieder; diese war mit einem Teppich bedeckt, den der Doctor hinsichtlich des Fluidums für wichtig erklärte. Letzterer war sehr wortkarg und hatte wenig charlatanartige Redensarten, legte aber in seinen nur selten kommenden Bemerkungen großes Gewicht auf das Einschläfern durch Kräuterdämpfe, durch die es ihm gelang, alles von Anderen bisher Geleistete zu übertreffen. — Die erste Reihe von Experimenten beschränkte sich auf das bekannte Lesen mit verbundenen Augen, es wurden der Somnambule fünf den Damen der Gesellschaft entlehnte Cachemirs über den Kopf geworfen und in einer Weise unter dem Kinn zusammengebunden, daß sie, däucht mir, hätte ersticken müssen. Sie erkannte, während sie eine Partie Escarté mit einem der beliebigen Zuschauer spielte, die jedesmalige Figur der Karten vollkommen, wenn auch nach einigem Zögern. Ihre Hände waren dabei mit den Handschuhen ihres Partners bedeckt. Nachdem dieser durch bloße Berührung der Hand mit ihr in Rapport gekommen war, sagte sie ihm auch mit sonderbarer, etwas erstickter, weinerlicher Stimme die Karte, die er sich gedacht hatte, und las diejenige, die er ihr auf den Rücken hielt. — Doch diese und ähnliche durch déplacement des sens hervorgerufene Phänomene hat man auch schon anderswo gesehen. — Darauf forderte Herr Laurent beliebige Personen aus dem Publicum auf, auf einen Zettel zu schreiben, was Dem. Prudence zu thun hätte, und ihm denselben zu überreichen, aber vorher eine Auswahl des Verlangten zu treffen. Es geschah, er las, mehrere Schritte *hinter* und nicht *vor* ihr stehend, die Aufgaben, und begann, ohne einen Laut von sich zu geben, ihr auf geheimnißvolle Weise seinen Willen mitzutheilen. Bald gerieth die leblos Dasitzende in nervöse Aufregung, sie erhob sich und stieg mit geschlossenen Augen, aber sicheren Schrittes zum Publicum hinab, sie suchte in den Reihen der Zuschauer die bezeichneten Personen, und that an ihnen, was und wie es verlangt war, sie brachte einer Dame einen aus mehreren herauszuwählenden Blumenstrauß, nahm aus der Westentasche eines Herrn ein vorher bezeichnetes Geldstück und brachte es einem andern, nahm dem einen die Brille ab, um sie dem andern aufzusetzen u. s. w. Alles geschah auf's genaueste, wie es vom Publicum selbst verlangt worden war. Selbst ein Irrthum, den sie beging, schien für den Operateur zu sprechen. Man hatte verlangt, sie solle einer unserer obrigkeitlichen Personen, die neben zwei andern Herren am äußersten Ende des Saales saß, ein Bouquet bringen. Sie brachte es der unrechten Person, die der Doctor für die rechte gehalten hatte. Sobald dieser aber, auf der weit entfernten Tribüne stehend, seines Irrthums belehrt war,

richtete er seine Gedanken auf den rechten Herrn, und sie ging augenblicklich zu diesem und brachte ihm das Bouquet. — Eine andere Gattung von Experimenten, bei der mein Erstaunen über die Roheit des Publicums und über die Hartherzigkeit des Operateurs begann, war folgende, schon mehr einen dramatischen Charakter annehmende. Man theilte dem Doctor den Wunsch mit, Dem. Prudence möge diese und jene Intention haben, in dieser und jener Lage zu sein glauben, und ihre Gemüthsbewegungen und körperlichen Affectionen dabei darstellen. Es geschah dies in einer Weise, an die ich noch nicht ohne Erschütterung zurückdenken kann. Einer der Zuschauer trat z. B. zu ihr, faßte sie bei der Hand und führte sie auf glühende Kohlen, Nußschalen, eine Eisfläche u. s. w., die er sich jedesmal dachte, und die sie wirklich unter den Füßen, während sie in entsprechender Weise trippelte oder glitschte, zu empfinden schien. Ihre Mienen, Bewegungen, Zuckungen und die dieselben begleitenden Worte waren wenigstens im höchsten Grade ausdrucksvoll. Sie trank in ähnlicher Weise aus einem nur Wasser enthaltenden Becher Wein, Oel, Essig u. s. w., mit entsprechender Mienenbewegung. Entsetzlich war es aber, als einer der mit ihr durch bloße Berührung in Rapport Getretenen an Blut dachte. — Kaum hatten ihre Lippen den Becher berührt, so verzerrte sich ihr Gesicht vor Ekel und Abscheu, sie kreischte: „Es ist Blut!" der Becher entfiel ihrer Hand und sie stürzte unter furchtbaren Zuckungen zu Boden, und das Publicum klatschte und rief: „Bravo, Bravo!" als hätte es eine mit bewußter Kunst darstellende Schauspielerin und nicht ein armes, von Hallucinationen gequältes Geschöpf vor sich, das bewußtlos das Erlittene an sich darstellte. — Aehnlich war die Scene, in welcher sie die Empfindungen bei einem Schiffbruch, den einer unserer Rheder aus Erinnerung des Selbsterlebten sich dachte, wiedergab. „Wo sind wir, mein Fräulein?" — „Auf dem Wasser, mein Herr. Ach mein Gott, wie Alles schaukelt. Das ist ja das Meer; wie mir mein Magen weh thut. Ach mein Herr, welch ein Sturm. Sehen Sie nicht, wie das Schiff sinkt? Wir gehen unter; ach mein Herr, retten Sie mich, ich bin verloren, ich ertrinke." Mit diesen Worten klammerte sie sich krampfhaft an ihn und sank darauf erstarrt zu Boden. Der Herr N. wurde blaß und sah dabei sehr bedenklich aus. — Die anwesenden Aerzte bestätigten, daß sie in einem vollkommen kataleptischen Zustande wäre, und daß aller Blutumlauf aufgehört hätte. — Nach einer halbstündigen Pause, während welcher man sie wieder zu sich gebracht und in einen noch stärkern magnetischen Schlaf versetzt hatte, erschien sie wieder im Gewande einer griechischen Priesterin, einen Lorbeerkranz auf dem schwarzen Haar. Ihr Gesicht ist, ohne schön zu sein, doch interessant, aber äußerst blaß, und trägt die Spuren der täglich darüber hingehenden Erschütterungen. Es hatte in diesem Zustande des Hellsehens einen

eigenthümlichen, ſtarren, geiſterhaften Ausdruck, es war weder das einer Wachenden, noch das einer Schlafenden, aber eben ſo wenig das einer völlig Entſeelten. Die Haltung ihrer hohen, nicht unſchönen Geſtalt, ihr Gang, ihre Bewegungen, Alles war ohne Leben, aber doch nicht eigentlich automatenartig. Nur wer einen Nachtwandler geſehen, kann ſich einen Begriff davon machen. — Jetzt begannen die angekündigten *erſtatiſch-intuitiven* Poſen, ihr eigentlicher Triumph. — Es handelte ſich darum, dieſe oder jene erſchütternde Situation, dieſes oder jenes hiſtoriſche Bild durch Stellungen und Geberden darzuſtellen. Daß man, ſtatt heitere Bilder unter die ſchrecklichen zu miſchen, nur letztere in obiger Weiſe durch beſchriebene Zettel verlangen würde, wußte ich im Voraus aus der Dispoſition des Publicums. Man verlangte: *den ſterbenden Fechter, Johanna auf dem Scheiterhaufen, Herkules im Kleide der Dejanira* u. ſ. w. Der Doctor, der in keiner Weiſe mit ihr in Communication getreten war, ſtand in ziemlicher Entfernung *hinter* ihr und ſchien ſich mit aller Anſtrengung ſeines Geiſtes und Willens in jene Bilder zu verſenken und die in ihm aufſteigenden Anſchauungen und Empfindungen auf uns unbekanntem Wege ihr mitzutheilen; denn allmälig regte ſie ſich und ſtellte in immer ausdrucksvolleren, aber doch etwas Lebloſes, Traumartiges habenden Bewegungen mit Schrecken erregender Wahrheit, wie ſie nie eine Schauſpielerin erreichte, jene Situationen dar. — Was gehörte dabei ihrer eigenen geiſtigen Thätigkeit und was der des auf ſie wirkenden Operateurs an? — Mir ſchien es, als ob es allen ihren Regungen an Individualität und Selbſtbeſtimmung fehlte, und als ſtände ſie unter einer fremden, ſie abſorbirenden Macht. Selbſt ihre im höchſten Moment der Erſtaſe ſich öffnenden Augen hatten trotz ihres ungewöhnlichen Schimmers etwas Hohles, Gläſernes. Das ſich, ſo lange der Doctor auf ſie zu wirken ſchien, immer ſteigernde Mienen- und Geberdenſpiel verſteinerte ſich in dem Augenblick, in welchem er damit nachließ. Sie blieb unbeweglich in der zuletzt angenommenen Stellung, und zwar ſo lange, wie es kein in gewöhnlichem Zuſtande ſich befindender Darſteller lebender Bilder auszuhalten vermöchte. Sie war zur Statüe geworden; man konnte hingehen und ſie berühren, ſie war kalt und ſtarr wie Marmor, und nur er vermochte den Bann durch einige Gegenſtreiche zu löſen. — Sie ſchlug, nachdem er ſie in wirkliches Wachen zurück manipulirt hatte, allmälig die Augen auf, blickte erſtaunt umher und behauptete auf unſere Anfrage, ſich an nichts von dem Vorgefallenen zu erinnern. Ich kehrte mit ſonderbaren Gedanken und Empfindungen aus dieſem Schauſpiel, das ein *Hoffmann* Ihnen hätte beſchreiben müſſen, zurück; mir war's, als wäre ich ſelber im Traum, als drückte auch mich der Alp, bis ich wieder in die freie Luft kam. Hatte Alles, was ich geſehen, ſeine Richtigkeit, dann liegt etwas Grauenhaftes in dem

Gedanken, daß, wenn auch nur momentan und in krankhafter Aufregung, eine Individualität durch eine andere so vollkommen absorbirt und beherrscht werden kann; und welches sind die Consequenzen, die man aus einem solchen Phänomen zu ziehen hat; führen sie zum Materialismus oder zum Spiritualismus? In welchem Verhältniß stehen die Seher, die Orakel, die Pythonen, Sibyllen und Wunderthäter des Alterthums, die mit der Fernsicht (second sight) begabten schottländischen Inselbewohner zum Magnetismus? Wer wird uns einst diese und so viele andere unerklärte Phänomene erklären? Ist es wahr, was der Dichter singt: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen?" — Doch ich will mich hier nicht in dieses dunkle Labyrinth verlieren, für das uns die Wissenschaft noch den Ariadnefaden schuldig ist. Möge sie fortfahren zu forschen und sehen, ob sie mit besonnener Hand den Schleier lüften und Licht in diese Nachtseite der Natur bringen kann. — Daß man aber noch immer jene Phänomene, die vor's Forum der Physiologen und Psychologen gehören, dem unwissenschaftlichen großen Publicum zur Schau stellt, ist unverzeihlich. — Es dient nur dazu, einerseits dem Aberglauben von neuem Thor und Thür zu öffnen und andererseits einen absprechenden, flachen Rationalismus hervorzurufen, der Alles, was er nicht begreift, für Taschenspielerei erklärt und in dem hier allerdings sich einmischenden Charlatanismus seine Waffen gegen das sucht, was Unläugbares an der Sache sein mag. — Auch sehe ich schon wieder eine ganze Schaar junger magnetisirender Dilettanten, die durch jene Vorstellungen wieder in Mode kommen werden, auftauchen. Mögen die Ehemänner und die Väter nervenreizbarer Töchter nur auf ihrer Hut sein. — Daß man sich aber eines armen kranken Mädchens bemächtigt, es abrichtet und mit seinen Zuckungen ein erschütterungsdurstiges Publicum amüsirt und die grausame Neugier desselben für Geld befriedigt, hätte die Polizei längst hintertreiben sollen. Auffallend war mir, daß fast alle hiesigen Deutschen sich im Unwillen darüber begegneten, daß aber erst wenige Franzosen gegen mich eine Bemerkung der Art gemacht haben; den Journalen, die in ihren Réclames die Sache als ein höchst unterhaltendes Schauspiel ausposaunten, ist sie nun besonders nicht eingefallen. Doch in Frankreich muß man sich ja daran gewöhnen, so Vieles, das wahrlich keine Comödie ist, als solche behandelt zu sehen. Dr. Laurent gibt mit seiner Somnambule jetzt Vorstellungen auf dem großen Theater, während ein gleich nach ihm hier angekommener italienischer Professor Aldo in jenem Concertsaal zu haltende Soirées mystérieuses mit mineralischem Magnetismus, natürlicher Magie u. s. w. ankündigt. — Sie sehen, wir kommen für's Erste noch nicht aus der Wunderwelt heraus.

Die silberne **Magnetnadel.** Baudin, der Commandant der großen Entdeckungsreise nach Australien, welche in den Jahren 1800—1804

auf Napoleons Befehl unternommen wurde, war ein roher und kenntnißloser Abenteurer. Durch Verwahrlosung waren die Magnetnadeln verrostet; der Astronom ging also zu Baudin, sich darüber zu beklagen. Dieser gab zur Antwort: „Sehen Sie einen neuen Beweis von der Fähigkeit unsers Gouverneurs; ich habe doch vorgeschlagen, die Magnetnadeln von Silber verfertigen zu lassen, aber diesem Herrn kam das Silber zu theuer."

Schwefelhölzchen von **Mahagonyholz.** Zwei Reisende unterhielten sich im Dampfwagen von den Leipziger Hôtels. „Ja!" rief der Eine, „das nobelste und großartigste ist das Hôtel de Pologne, denn da sind selbst die Schwefelhölzchen von Mahagonyholz."

Eine edle **Mahlzeit.** Kürzlich kam ein Mann, der mit Reibzündhölzchen handelte, in ein Prager Gasthaus. Ein Herr, der da vor seiner Flasche Bier saß, kaufte ihm einige Päckchen ab und wollte ihm bei der Bezahlung einen Groschen abziehen. „Ach, Euer Gnaden," klagte der Mann, „ziehen Sie mir nichts ab, ich bin ein armer Mann und hab' zu Hause ein Weib und sechs Kinder, die hungern." — „Sie hungern?" sagte der Herr, „nun, so bringt sie her, ich will nach der Schrift thun und die Hungrigen speisen." — Der Hausirer hielt das für einen Scherz und lächelte wehmüthig, aber der Herr redete ihm ganz ernsthaft zu, er solle nur gehen und seine Familie holen. Da ging denn der arme Mann und kam bald zurück mit Weib und Kindern, denen die Noth recht aus den Augen und den Kleidern heraus sah. Und der Herr nahm sie alle zu nicht geringer Verwunderung der übrigen Gäste an seinen Tisch, bewirthete sie, unterhielt sich mit ihnen freundlich und beschenkte dann noch jedes Kind mit Geld.

Die Stunden der **Mahlzeiten** von einst und jetzt. Zur Zeit Franz I., Königs von Frankreich, um das Jahr 1515, hieß es sprichwörtlich:

Steh' auf um fünf und iß Mittag um neun,
Vesp're um fünf und geh' zu Bett um neun,
So kannst Du's bringen zu neunzig und neun.

Die Sitte, um neun Uhr des Morgens Mittag zu machen, verlor sich aber bald. Nur die Vornehmen dinirten noch lange nachher spätestens um zehn Uhr und soupirten um fünf oder sechs Uhr des Abends. Karl V. pflegte um zehn Uhr zu Mittag und um sieben Uhr zu Abend zu speisen, und um neun Uhr war der ganze Hof zu Bette. Um sechs Uhr im Winter und zwischen acht und neun Uhr im Sommer wurden überall die Glocken geläutet, um die Leute zu

mahnen, daß es Zeit sei, das Feuer auszulöschen. In England haben unterdessen die einzelnen Mahlzeiten gewissermaßen nur ihre Namen vertauscht. Die alten Engländer nannten, was jetzt Frühstück (luncheon) heißt, Mittagsmahl (dinner), und das, was man jetzt Mittagsmahl nennt, ließen jene als Abendbrod gelten. Es ist auffallend, daß in einigen Lehranstalten in Oxford, in denen die Schüler Freitische genießen, von alten Zeiten her eine weit größere Summe für das Abendbrod, als für das Mittagsmahl bestimmt war, ein Beweis, daß das, was man früher Abendbrod nannte, eigentlich die Hauptmahlzeit war.

Mahlzeiten von einst und jetzt. Johann Geiler von Kaisersberg klagte im Jahre 1505 zu Straßburg auf öffentlicher Kanzel über den Luxus bei Mahlzeiten. „Es muß da sein," sagte er, „eine Suppe, Rindfleisch und Zugemüse, bald kommen Häringe, Krebse, Backfische und grünes Kraut dazu. Darauf eingemachte Früchte und Gallerte wohl fünf oder sechs Trachten. Und das geschieht auch bei Fürsten, da einer wohl neun Trachten hat bei einer Mahlzeit." — Wo fände der frugale Mann jetzt Worte, seine Verwunderung und sein Entsetzen kund zu thun?

Eine originelle Verwechselung. Sultan **Mahmud**, der Vater der Reform in der Türkei, der den Turban und den langen Kaftan ächtete (wie Peter der Große den Bart) und seine Osmanlis in Fes, Oberrock und Pantalons kleidete, ließ einmal aus Wien für seine neue Artillerieschule und für das chirurgische Lehrinstitut in Constantinopel die nothwendigen Instrumente kommen. Da ihm dergleichen immer selbst vorgelegt werden mußten, so brachte man ihm die angekauften Reformations-Maschinen in einem Kasten. Mit orientalischer Gerechtigkeitsliebe theilte Sultan Mahmud die Waaren in zwei gleiche Theile für die beiden Institute, und so kam es, daß die chirurgischen Zöglinge mit geometrischen Instrumenten beschenkt wurden, die Artilleristen dagegen ihren Antheil Lanzetten, Scalpelle und Geburtshelferzangen erhielten.

Mahmud. Der Bruder des bekannten Donizetti, welcher Musikdirector des Sultans in Constantinopel war, erzählt eine spaßhafte Anecdote von dem Sultan **Mahmud**. Derselbe fand großes Wohlgefallen an der Militärmusik, welche Donizetti leitete, und besonders gefielen ihm die Baßblasinstrumente. Eines Tages fragte er Donizetti namentlich nach dem Manne, welcher „in den langen Trichter" blase, womit er das Fagott meinte, dessen Töne ihm besonders zusagten. Donizetti antwortete, der Mann heiße Malbos, sei ein Aegypter, zeichne sich aus auf seinem Instrumente, singe im Nothfall

recht gut Tenor und spiele in Constantinopel am besten Pianoforte. Der Sultan hörte mit Vergnügen das gute Zeugniß für seinen Liebling an, der ihm auch noch deshalb gefiel, weil er ein riesenhafter Mensch war, und sagte endlich, er würde etwas für den Mann thun. Schon am nächsten Tage erschien Malbos nicht zur Probe, und Donizetti, der sich nach ihm erkundigte, erfuhr, daß Mahmud, um dem Manne seine Gunst zu bezeigen, den ersten Fagottisten auf der Stelle — zum Cavalleriecapitain ernannt und befohlen habe, daß er sich sogleich nach Adrianopel aufmache, wo das Regiment, dem er zugetheilt worden war, in Garnison lag.

Mahomed, Bei von Tunis, wurde vom Volke verjagt. Sein Reichthum hatte ihm den Ruf verschafft, im Besitze des Steines der Weisen zu sein. Der Dei von Algier setzte ihn wieder in die Herrschaft ein, unter der Bedingung, daß er ihm das Geheimniß mittheile. Der Bei von Tunis hielt Wort und sandte seinem Beschützer sogleich nach seiner Wiedereinsetzung unter großer Feierlichkeit — einen Pflug.

Als im Kampfe der Engländer mit den **Mahratten** General Carnac einen Einfall in das Gebiet dieses kriegerischen Volkes gemacht hatte, gerieth er mit seinem Corps durch Unkenntniß des Terrains in eine Reihe von Schwierigkeiten und Ungelegenheiten, welche ihn endlich nöthigten, zu capituliren, da der Mahrattenchef Scindiah ihn von allen Seiten einschloß und die Lebensmittel zu mangeln begannen. Die Engländer waren in einer Lage, welche sie einen Tag später genöthigt haben würde, sich auf Gnade und Ungnade den Mahratten zu ergeben. Scindiah kannte ihre Lage genau, dennoch zog er keinen Vortheil daraus, unterzeichnete vielmehr eine Capitulation, welche den Engländern gestattete, nach Bombay zurückzukehren unter der Bedingung, daß die Britten Frieden schlössen und die Insel Salsette an die Mahratten zurückgäben. Sie zogen, von den Mahratten reichlich mit Lebensmitteln versehen, ab, und ließen zwei Geißeln zurück. Die Mahratten glaubten, fest auf den Frieden rechnen zu können, nachdem sie ein so edles Beispiel von Großmuth und Friedensliebe gegeben; allein sie täuschten sich. Die gemeine Habsucht der Regierung von Bombay ging weiter, als die Söhne der freien Wälder ihr jemals zugetraut. Obgleich die Mahratten ihre Truppen freigegeben, die zu vernichten ihnen ein Kleines gewesen wäre, so verwarf man in Bombay jenen Vertrag und höhnte die Dummheit der Mahratten, die ihren Vortheil so schlecht benutzt. Als Scindiah die Kunde dieses unwürdigen Benehmens erhielt, begab er sich nach dem Orte, wo die beiden Geißeln eingeschlossen waren. Ernst sah er sie an, und theilte ihnen dann das Benehmen der Regierung von Bombay mit. Todes-

bläſſe überzog das Antlitz der Gefangenen. Ihr Leben war verwirkt. Was ſollten, was konnten ſie ſagen? Tiefe Scham erfüllte ſie dem Mahratten gegenüber, der ſo ſchön an ihren Landsleuten gehandelt. Nachdem er eine Weile ſie dem Kampfe ihrer Empfindungen überlaſſen, und ſie jede Minute gewärtig waren, ihr Todesurtheil zu vernehmen, ſprach Scindiah: „Ihr wiſſet, daß durch den Treubruch Eurer Landsleute Ihr das Leben verwirkt habet; allein die Mahratten halten es für entehrend, zweien unſchuldigen Menſchen das Leben zu rauben. Geht hin und dient Eurem Vaterlande wie zuvor! Einen tiefen Eindruck machte dieſe Rede auf die Herzen der beiden Engländer. Einer derſelben hob den Degen, welchen ihm Scindiah zurückgeben ließ, empor, und wollte ſchwören, daß er ihn nie mehr gegen die Mahratten führen wolle; aber Scindiah ließ ihn den Schwur nicht leiſten. — „Nein," rief er mit edlem Stolze, „brauche Du Deinen Säbel gegen die Feinde Deines Vaterlandes, wer ſie auch ſein mögen, und — tapfrer Krieger! ſei eingedenk, daß ich Dir in der nächſten Schlacht zu begegnen hoffe." — Wohl verſorgt mit allem Bedarfe, kehrten die beiden Geißeln heim nach Bombay. — Wo iſt der Triumph? Auf Seiten der civiliſirten Britten? Oder der uncivilisirten Mahratten?

Salomon **Maimon** hatte einen Hund für einen Thaler gekauft, für den ihm gleich darauf ein Liebhaber drei Thaler gab. „Mir ſcheint," ſagte Jemand zu ihm, „Sie haben mehr Glück mit dem Hundehandel, als mit dem Bücherſchreiben." — „Das kommt daher," verſetzte Maimon, „weil es mehr Hundekenner als Bücherkenner gibt."

Der Philoſoph **Maimonides** ſchrieb einmal an Jemand, gegen den er aufgebracht war: „Wenn ſich Prügel ſchreiben ließen, würdeſt Du einen großen Brief von mir bekommen, ſo aber hab' ich Dir nichts zu ſchreiben."

Maintenon. „Wiſſen Sie wohl, liebe Tante, warum die Königinnen von England in der Regel beſſer regieren als die Könige?" fragte die Herzogin von Bourgogne die Frau von Maintenon in Gegenwart des Königs. — „Darum," ſagte ſie nach einer Pauſe weiter, „weil unter der Regierung der Weiber die Männer, und unter der Regierung der Männer die Weiber herrſchen."

Majeſtätsverbrechen. Zur Zeit des franzöſiſchen Kaiſerreichs edirte der bekannte Lexicograph Boiſte, ein Stubengelehrter im wahren Sinne des Worts, der ſich um nichts als um ſeine Wörter bekümmerte, ſein großes Wörterbuch. In den einzelnen Artikeln deſſelben hatte er mit großer Sorgfalt die Autoren und Urheber der Wörter

citirt, und es fand sich da unter andern: Spoliateur, Buonaparte, weil Bonaparte das genannte Wort zuerst gebraucht hatte. Einem Censor aber kam das Ding verdächtig vor — er witterte tieferen Sinn, ja eine Majestätsbeleidigung, und auf seine Anzeige ward der Verfasser gefänglich eingezogen, bis endlich nach dreimonatlicher Haft das Mißverständniß zu seinen Gunsten sich aufklärte.

Major. Ein Lieutenant spielte mit seinem Major Piquet. Der Major sagte eine Terz vom König an, der submisse Lieutenant aber stand auf, legte die rechte Hand an den Czako und rapportirte: „Er habe eine Terz vom Obristwachtmeister" (Terz major).

Die **Majorität.** Ein Fremder fragte einen Narren in einem Irrenhause, wie er an diesen Ort gekommen. — „Durch eine bloße Meinungsverschiedenheit," sagte der Narr. — „Unmöglich!" rief der Fremde. — „Und doch nicht anders. Ich sagte, alle Leute seien Narren, und alle Leute sagten, ich sei ein Narr; die Majorität aber setzte ihre Ansicht durch."

Makulatur. Ein Dienstmädchen wurde zu einem Buchhändler geschickt, um Makulatur zu kaufen, und, da eben keins zu haben war, fragte sie: „Wann wird denn wieder welche gedruckt?"

Malebranche. Durch tiefes Studium hatte Malibranche seine Einbildungskraft so sehr angestrengt und mit Bildern aller Art überfüllt, daß sie ihn zu den lächerlichsten Sonderbarkeiten verführte. Es ist Thatsache, daß er eine ganze Zeitlang fest überzeugt war, es hänge ihm eine Hammelkeule an der Nasenspitze, von deren Last er so viel auszustehen habe. „Wie glücklich sind Sie!" sagte eines Tages einer seiner Freunde zu ihm; „Sie genießen eines ausgebreiteten Rufes; Alles, was Sie umgibt, liebt Sie; nichts fehlt Ihnen zur vollsten Zufriedenheit." — „Ach glücklich!" seufzte Malebranche, „sehen Sie nicht die verfluchte Hammelkeule, die mir noch die Nase abreißen wird." Sein Freund sah jetzt ein, wie sehr seine Vernunft in Verwirrung gerathen war. „Das darf Sie weiter nicht beunruhigen," erwiederte dieser kalt; „ich kenne einen Engländer, der schon mehrere Personen von dieser häßlichen Krankheit hergestellt hat. Wenn es Ihnen nichts verschlägt, so will ich ihn morgen mit zu Ihnen bringen." Der verkündigte Aeskulap erschien mit dem Freunde vor Malebranche, der eine Hammelkeule unter seine Kleider versteckt hatte. Die Operation wurde vorgenommen, und nicht, ohne daß man dem Kranken absichtlich ein wenig Schmerz verursachte. In dem Augenblick, in dem er laut aufschrie, fiel die Hammelkeule zu seinen Füßen hin, und das Blut, das zufolge eines Schnittes aus seiner Nase floß, überzeugte

ihn vollends von dem Gelingen dieser Kur. Seine Gesundheit war bald völlig wieder hergestellt, und in kurzer Zeit belachte er selbst diese Verirrung seiner Vernunft, die ihm sein zu angestrengtes Studium zugezogen hatte.

Maler. Dr. Resbury, ein Mann von sehr finsterem Aeußern, ging einst in Windsor auf der Straße; ein Unbekannter folgte ihm auf dem Fuße nach, und wandte kein Auge von ihm. Endlich trat der Unbekannte ihm ganz nahe, und maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen. Durch diese Ungezogenheit entrüstet, machte ihm Resbury über sein unziemliches Benehmen sehr ernste Vorwürfe. Der Zurechtgewiesene verneigte sich ehrerbietig, bat tausendmal um Verzeihung, und sagte: „Ich bin ein Maler, und habe den Auftrag, ein Gemälde anzufertigen, wo Nathan dem David Vorwürfe macht; nun habe ich noch kein Gesicht gesehen, wo sich der finstere Ernst in den Mienen so deutlich ausdrückt. Das brachte den Doctor noch mehr auf, und er sprudelte nun von einer Menge zorniger Worte über. Der Künstler blieb ruhig, und als der Zornige erschöpft war, verneigte er sich noch demüthiger, wie anfänglich, vor ihm, und sprach: „Sir, ich muß Ihnen zu meiner Rechtfertigung erklären, daß ich keineswegs die Absicht gehabt habe, Sie auf die entfernteste Weise zu beleidigen; ich wollte nur Ihren Zorn noch mehr reizen, um ein desto gelungeneres Bild zu liefern. Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mir so lange Stand gehalten haben."

Ein Fremder fragte in München nach dem **Maler** Kaulbach. — „Kaulbach? Maler Kaulbach?" sagte der, an den er sich gewandt, „der Mensch ist mir nicht bekannt, aber wenn Sie einen Maler brauchen, so kann ich Ihnen den Maler X. sehr anempfehlen; er hat meinem Hausherrn Fenster und Thüren sehr gut und billig angestrichen."

Maler-Capricen. Ein Künstler, der an einem Gemälde arbeitete, welches das tragische Ende des Milon von Croton vorstellte, begegnete einem Menschem von athletischer Gestalt. Nachdem er seine kolossale Figur, seine kraftgeschwellten Muskeln bewundert hatte, machte er ihm den Vorschlag, daß er ihm als Modell dienen solle. Der Auvergnat nahm den Vorschlag an, denn die Bezahlung war der Art, daß er nicht leicht widerstehen konnte. Er mußte sich nackt an einen eisernen Ring binden lassen, um so viel als möglich den an einen Baumstamm gebundenen Milon, der von wilden Thieren zerrissen wurde, vorzustellen. Hierauf sagte ihm der Künstler: „Stellen Sie sich vor, daß ein Löwe auf Sie losschießt, und sich anschickt, Sie zu zerreißen; machen Sie auch alle Anstrengungen, welche Sie in

dem wirklichen Falle machen würden, um ihm zu entgehen.“ Das Modell that was es konnte, aber der Maler war nicht zufrieden mit seinen undeutlichen und ausdruckslosen Zuckungen. Alle Anweisungen, die er ihm gab, blieben wirkungslos. Er verfiel demnach auf ein ganz neues Mittel. Er band seinen großen Kettenhund los, führte ihn herbei und hetzte ihn auf den Modell-Menschen. In dem Augenblicke nahm die Wehr-Miene desselben den natürlichen Ausdruck an. Der entzückte Künstler läuft zu seiner Staffelei, und während das Modell laut aufschrie, rief Jener aus: „Zum Entzücken! Fahren Sie nur so fort! wie das herrlich ist!“

Maler. X., der nur Stümper gebliebene Sohn eines wirklichen Kunstmalers, ahmte seinem Vater gern nach, und so las man denn auf einer, von ihm mit weißer Oelfarbe angestrichenen Feuerspritze, die von ihm darauf gemalten Worte: „X. junior pinxit 1840.“

Maler nach der Natur. Mahomet II. ließ einem Sklaven den Kopf abhauen, um dem Maler Gentile Bellini zu seinem Bilde: „Die Enthauptung des Täufers“ das Modell eines abgeschlagenen Hauptes zu verschaffen. Katharina II. gab dem Grafen Orloff Tscheswenskoy die Erlaubniß, im Hafen Ancona ein russisches Linienschiff anzuzünden, damit der Maler Philipp Hackert einen Schiffsbrand nach der Natur aufnehmen könne.

Maler sind die unzuverläßlichsten Menschen, sie malen allen Leuten etwas vor, und verstehen sich auf das Vertuschen.

Für schlechte **Maler.** Ein Maurergeselle kam zu einem schlechten Pinsler, der sich öffentlich angeboten hatte, ein Porträt für fünf Gulden zu malen, und bat ihn das seinige zu verfertigen, nur setzte er hinzu, wünschte ich, daß Sie mich so malen, daß mich mein Schatz, für welchen das Porträt bestimmt ist, nicht gleich auf den ersten Blick erkenne. — Der Schmierer wird diesen Auftrag wohl gern und leicht erfüllt haben.

Die **Malerei** wurde bei allen Völkern des Alterthums hochgehalten. Die mächtigsten Könige und Fürsten machten sich ein Vergnügen daraus, diese Kunst zu unterstützen; mehrere haben sie sogar selbst mit vieler Geschicklichkeit ausgeübt. Julius Cäsar hielt es nicht für unwürdig den Pinsel zu führen; Antonin, Marc Aurel, Alexander Sever, Hadrian, waren, wie die Geschichte sagt, sehr gute Zeichner. Fabius malte den Tempel der Cybele. Die Könige von Frankreich, Franz I. und Ludwig XIII., waren leidenschaftlich für die Malerei eingenommen und zeichneten selbst recht artig. Claude Ruet lehrte

Ludwig XIII. malen und habe die Ehre, von der eigenen Hand dieses Monarchen gezeichnet zu werden. Das Porträt war sehr ähnlich, und hatte folgende Inschrift: „Ludovicus XIII. francorum Rex christianissimus, manu sua fecit II. Julii 1634.“ Man erzählt von René d'Anjou, König von Neapel, der ein sehr leidenschaftlicher Maler gewesen, daß er, als man ihm den Verlust seiner Krone meldete, eben ein Rebhuhn malte: er ließ sich durch diese Nachricht in seiner Arbeit gar nicht stören, sondern vollendete selbes. Man hat mehr als einmal gesagt, daß die Malerei gleich der Musik vom Himmel stamme. Es ist dies ein aus poetischem Gesichtspunkte zu betrachtender Ausspruch. Aber die Italiener, welche Alles materialisiren, zählen Engel unter ihre Maler. In der Kirche dell' Annunciata zu Florenz befindet sich ein Madonnenbild al fresco. Der Künstler, welcher dieses Gemälde zu malen unternommen, wußte nicht, wie er es ausführen solle, und schlief im Nachdenken darüber neben seinem Entwurfe ein; er war nicht wenig erstaunt, als er erwachte, das Bild beendet zu sehen. Es wurde sogleich allen Florentinern bewiesen, daß Engel während seines Schlafes ihn seiner Arbeit überhoben haben.

Ursache der groben Malerei. Ein Maler, welcher eben eine Landschaft vollendet hatte, fragte einen Bekannten, wie ihm dieselbe gefallen? — „Die Figuren scheinen mir etwas grob zu sein,“ sagte dieser. — „Ganz recht,“ erwiederte der Maler, „es sind ja Bauern!“

Malerisch. Ein Reisender, der das Malerische sehr liebte, erzählte einem Freunde auf folgende Art ein Reise-Abenteuer: „Denke Dir, ich sitze oben auf dem Deckel der Diligence, der Postillon reitet und macht lustig klitsch klatsch! Der Wagen rollt dahin Orrrar! Da gehts auf ein Mal krach! Halt! ruf ich dem Conducteur zu, wir werfen um! — Ich denke nicht dran, erwiederte dieser. Ich bestehe darauf, er will Recht behalten, wir werden heftig; — schnapp! gebe ich ihm eine Ohrfeige, er will sie mir wiedergeben; ritsch! ratsch! fangen wir an uns zu balgen. Wupp! stoße ich ihn, er torkelt. Paff! habe ich eins von ihm, und partauz! falle ich mit um. — Wir stehen wieder auf, rutsch! gleitet ihm ein Fuß aus, er steht von neuem auf, ritsch! setze ich ihm ein Bein. Unterdessen geht der Wagen immer fort, aber auf einmal holterdepolter! bricht die Achse, rulterdebulter! wälzt sich alles unter einander und — quatsch! — da liegt die ganze Geschichte, ich hatt's doch gesagt.“

Maler-Fehler. Auf dem Schloß zu Anjou befindet sich eine Tapete, auf welcher die schöne Judith, nachdem sie dem verliebten Helden Holofernes den Kopf abgeschnitten hat, Gott dankend, zu den

Füßen eines Crucifixes, und vor dem Bilde der heiligen Jungfrau liegt!

Maler-Irrthümer. Es ist bekannt, daß selbst die größten Maler die seltsamsten Anachronismen auf ihren Gemälden begangen haben; einige der merkwürdigsten und weniger bekannten dürften folgende sein: Spanien besitzt ein Gemälde, das die Opferung Isaaks vorstellt; der unglückliche Vater schickt sich an, um den Willen Gottes zu vollziehen, seinen Sohn mit einer Pistole zu erschießen. Das Bild ist von Velasquez. — In Toledo zeigt uns ein Maler die drei Magier aus dem Morgenlande, die kamen, um das Kind Jesus anzubeten. Wir wissen, daß es drei indische oder arabische Könige waren; zwei von ihnen sind weiß und der andere schwarz. Da sie nun knieend dargestellt sind, so sind ihre Beine etwas verwirrt, doch nicht so sehr, daß man nicht bemerken sollte, wie der eine schwarze König drei schwarze Beine hat, während die beiden weißen Könige sich zusammen mit drei weißen Beinen begnügen müssen. Der Maler bemerkte seinen Fehler erst, als das Gemälde in der Kirche schon aufgehangen war. — In der Gemäldesammlung zu Hougthon-Hall befindet sich ebenfalls eine Anbetung der heiligen drei Könige von Breughel, wobei der König von Aethiopien einen großen Oberrock, Stiefel und Sporen trägt, und dem Kinde Jesus als Geschenk ein goldenes Modell von einem modernen Schiffe überreicht. — In einer Kirche in Brügge sieht man ein Gemälde, die Hochzeit der heiligen Katharina von Siena. Der heilige Dominikus, der Schutzheilige der Kirche, trauet sie. Die heilige Jungfrau legt die Hände des Brautpaares in einander, und der König David spielt zur Unterhaltung auf der Harfe dazu. — Paul Veronese hat auf einem Gemälde, das eine Scene aus dem alten Testamente darstellt, Schweizersoldaten angebracht. — Ein Maler, welcher den wunderbaren Fischfang nach der Prophezeiung des heiligen Antonio von Padua darstellen wollte, malte an den Rand des Wassers Krebse, und machte dieselben roth. Als man ihn auf diesen Fehler aufmerksam machte, glaubte er sich sehr gut auszureden, indem er sagte: „Man müßte wissen, daß Alles ein Wunder sei."

Maler-Preise. Ein Engländer kam zu einem der ersten Maler von Paris, und bat ihn, ein Pferd für sein Album zu zeichnen. Der Künstler entwarf die Zeichnung zu seiner Zufriedenheit. „Was ist der Preis davon?" fragte er. — „Zwanzig Louisd'or," antwortete der Künstler. — „Zwanzig Louisd'or?" rief der Engländer voll Verwunderung aus, „warum nicht gar! Sie haben ja kaum zwanzig Minuten daran gearbeitet?" — „Sie irren sich, mein Herr," sprach der Maler gelassen, „ich habe mehr als zwanzig Jahre arbeiten müssen, um dieses Pferd zeichnen zu können."

Maler-Witz. In [illegible] wurde mit Unrecht [illegible] welche von den [illegible] in [illegible] malen lassen, mit folgendem [illegible] Sachsen, der Franz I. u. s. „Als der [illegible] von Sachsen [illegible] „Ja der Mann,“ entgegnete [illegible] Maler.

Zum Malen lassen. Ein junger Mensch mit einer [illegible] Nase, [illegible] zu einem Maler, um sich malen zu lassen. „Wie viel soll es Ihnen für das Porträt [illegible]“ — „Sechs Louisd'or.“ — „Nun das ist mir zu viel.“ und kommt [illegible] der junge Herr zur Thür hinaus. Der Maler wollte den armen Kauz, [illegible] gern [illegible] lassen, um sich [illegible] Porträt — malen. Sie sah [illegible] mit der Nase malen lassen. Der Herr [illegible] antwortet.“ — „Ja freilich.“ — „Ist es Ihnen auch [illegible] viel es die Nase kosten soll oder muß?“ — „Ganz [illegible].“ — „Nun, wenn das ist, so kann ich Sie für 4 Louisd'or malen.“

Was ein Maler leben kann. Herr E. hat sich eine Landschaft in's Zimmer malen, auf der sich auch [illegible] befinden. „Sagen Sie mir ja immer das Gericht, nur ich ganz unbekannt der Leben leiche,“ [illegible] er vor dem Maler.

Was die Maler alles wollen. Man gibt [illegible] Bücher der Poesie in die Hand, wenn [illegible] dem Gemälde zwischen Maler und dem Gemalten aufgenommen, daß auch die Hände ungemalt werden. — „Malen Sie mich nur einer Grammatik in der Hand,“ sagte ein junges Mädchen, „Mama leidet's nicht, daß ich Romane lese.“

— Ein junger Mensch wollte sich malen lassen. „Wie wünschen Sie sich gemalt zu sein?“ fragte der Maler. Die Antwort war: „Mit einem Buche in der Hand, laut lesend.“

— Ein Bauer brachte kürzlich einem Maler ein Bier, mit der Bitte, ihm den grünen Christbaum darauf zu malen. Der Maler entgegnete ihm aber, daß das Bier viel zu klein sei. „Ja!“ rief der Bauer, „hä kann ja de Beene runter hammeln lassen.“

Eigenthümlichkeiten von Malern. Bandel war gewöhnt, einen Kopf in einem Tage fertig zu machen, indem er nicht von der Staffelei wich, bis er, wenigstens auf die letzten Pinselstriche, fertig war. Sein Incarnat war zarter und delicater, als das des Rubens, welcher der Färbung Titian's näher kam. Guido konnte sich selbst nim-

mer mit einem Auge genügen, noch Aug. Carraci mit einem Ohr. Titian hatte die Gewohnheit, Copien seiner Werke zu retouchiren, und sie für Originale auszugeben.

Malesherbes. Chretien. Malesherbes aß eines Tages mit dem Bischof von Rouen, der sehr schlecht predigte. — Kaum war die Mahlzeit vorbei, so schlief der Dichter ein, ward aber von dem Bischof aufgeweckt, um mit ihm in die Kirche zu gehn und ihn predigen zu hören. „Bitte, entschuldigen Sie mich," erwiederte Malesherbes, „ich kann hier eben so gut schlafen."

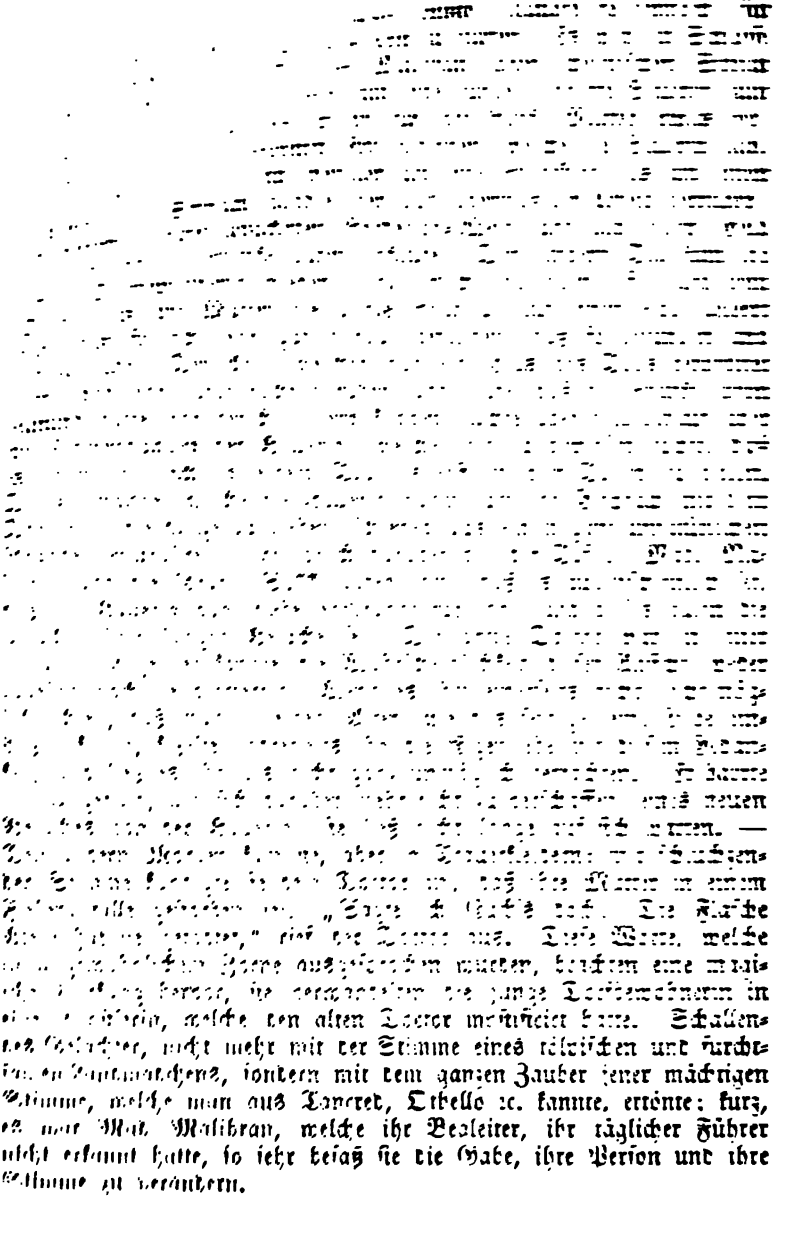
Herr von **Malesherbes** pflegte oft zu sagen: es gäbe auf der Welt nichts Schöneres als Frauen und Rosen, und nichts Besseres als Frauen und — Melonen.

Der Dichter Franz **Malherbes** hatte nur acht hölzerne Stühle. Es traf sich oft, daß, da man seine persönliche Bekanntschaft machen wollte, er zugleich von vielen Personen besucht wurde. Wenn daher, was oft der Fall war, alle Stühle besetzt waren und noch immer neue Gäste an die Thüre klopften, so rief er hinaus: „Warten Sie ein Weilchen, jetzt ist kein Stuhl mehr leer!"

Wollte Jemand mit dem berühmten **Malherbes** über Staatsangelegenheiten sprechen, so brach er die Unterhaltung schnell mit den Worten ab: „Man muß sich niemals um die Führung eines Schiffes bekümmern, auf dem man sich nur als Passagier befindet."

Malibran. Wie originell diese Künstlerin war, und wie sehr sie aller conventioneller Regeln spottete, davon gibt die Art Zeugniß, wie sie Herrn Beriot selbst ihre Liebe antrug. Nach einem von Beriot gegebenen Concerte, trat sie, Thränen in ihrem schönen Auge, zu dem Künstler, faßte zitternd seine Hand und sagte: „Ihr Erfolg macht mich überaus glücklich!" Beriot dankte und erwiederte: „Ihre gütige Anerkennung schmeichelt mir!" — „Nein doch, nein!" stammelte Maria, „das ist es nicht, sehen Sie nicht, daß ich Sie liebe?"

Der Arzt der **Malibran.** Die Familie Naldi hatte eine große Neigung für Mad. Malibran. Man betrachtete sie als das Kind vom Hause. Ein Arzt, schon ziemlich bejahrt, ein Hausfreund der Mad. Naldi, mußte die junge Sängerin immer auf ihren Excursionen, die sie machte, begleiten. Obschon Mad. Malibran die Wohlthat, einen solchen Begleiter zu haben, welcher ihr gleichsam als Schutzmauer gegen die Angriffe der Modeherrchen, die immerfort ihr Herz



Madame **Malibran** hatte in einer Oper eine Arie mit obligater Violine zu singen. Der Geiger bei der Vorstellung griff falsch, und die Sängerin sah ihn mit einem so vernichtenden Blicke an, daß der arme Mensch vom Stuhle herab und in eine Ohnmacht fiel, aus welcher er erst nach mehreren Stunden wieder erwachte.

Malibran. Bei der ersten Vorstellung des „Mädchens von Artois" in London, während sie mit ihrem Geliebten dortlag, und ein langer Zug von Soldaten vorüberging, die sie suchten, fühlte sie sich durch die Anstrengung im Spiele so erschöpft, daß sie fürchtete, das Finale nicht singen zu können. In der obigen Lage aber, bei angeblichem Schlafe, gab sie dem Director zu verstehen, wenn er ihr ein Fläschchen füllen und zustecken könne, würde sie so gut singen, daß das Publikum das Stück Dacapo verlange. Der Director ließ deßhalb die Soldaten länger, als eigentlich bestimmt war, marschiren, füllte die Flasche, und schob sie, dem Publikum unbemerkt, der Malibran zu, welche den Inhalt bald ausleerte, sich dadurch stärkte, und das Finale mit endlosem Applause sang.

— In Neapel lebte ein französischer Friseur in bitterer Armuth; Madame Malibran hörte von seiner Noth, ließ sich täglich von ihm coiffiren und bezahlte ihn übermäßig. Sobald er aber gegangen war, zerstörte die Malibran jede Locke seines mühsamen Werkes und ließ sich von ihrem gewöhnlichen Coiffeur das Haar machen. Ihre Freunde wollten sie bereden, sich die unnütze Mühe zu sparen, und dem armen Friseur das Geld lieber gleich zu schenken. „O nein," sagte die Sängerin, „jetzt glaubt er das Geld zu verdienen, als Almosen würde es ihn demüthigen. Ueberdies meint er, wenn mein Haarputz gelobt wird, sein Werk werde gepriesen. So viele Freude zu machen, kann man wohl ein kleines Opfer bringen."

Briefe der **Malibran.** (Aus dem Buche der Gräfin Merlin über diese berühmte Künstlerin.) Calais. Montag. Es ist heute das schönste Wetter, um sowohl zu Pferde auf dem Lande, als auf dem Wasser zu promeniren. Diesen Abend findet das Concert statt. Wir werden lachen. Unterdessen bereitet sich der Präsident der Gesellschaft vor, um mir zum voraus für den Gesang und für die milden Gaben, die ich einsammeln will, zu danken. Gestern Abend hatten wir ein sogenanntes Vergnügen, eine Singerin — Verzeihung — Sängerin, Künstlerin will ich sagen, zu hören, die auf der Straße uns einen Ohrenschmaus gab. Engländer ließen sie kommen, und zwei englische Damen erstürmten geradezu mein Zimmer, um sie zu hören. Da ich ein Piano hatte, glaubte ich der Straßenkönigin, einer wahren Ohrenschinderin, einen Gefallen zu thun, wenn ich sie begleitete, so,

bläſſe überzog das Antlitz der Gefangenen. Ihr Leben war verwirkt. Was ſollten, was konnten ſie ſagen? Tiefe Scham erfüllte ſie dem Mahratten gegenüber, der ſo ſchön an ihren Landsleuten gehandelt. Nachdem er eine Weile ſie dem Kampfe ihrer Empfindungen überlaſſen, und ſie jede Minute gewärtig waren, ihr Todesurtheil zu vernehmen, ſprach Scindiah: „Ihr wiſſet, daß durch den Treubruch Eurer Landsleute Ihr das Leben verwirkt habet; allein die Mahratten halten es für entehrend, zweien unſchuldigen Menſchen das Leben zu rauben. Geht hin und dient Eurem Vaterlande wie zuvor! Einen tiefen Eindruck machte dieſe Rede auf die Herzen der beiden Engländer. Einer derſelben hob den Degen, welchen ihm Scindiah zurückgeben ließ, empor, und wollte ſchwören, daß er ihn nie mehr gegen die Mahratten führen wolle; aber Scindiah ließ ihn den Schwur nicht leiſten. — „Nein," rief er mit edlem Stolze, „brauche Du Deinen Säbel gegen die Feinde Deines Vaterlandes, wer ſie auch ſein mögen, und — tapfrer Krieger! ſei eingedenk, daß ich Dir in der nächſten Schlacht zu begegnen hoffe." — Wohl verſorgt mit allem Bedarfe, kehrten die beiden Geißeln heim nach Bombay. — Wo iſt der Triumph? Auf Seiten der civiliſirten Britten? Oder der uncivilisirten Mahratten?

Salomon **Maimon** hatte einen Hund für einen Thaler gekauft, für den ihm gleich darauf ein Liebhaber drei Thaler gab. „Mir ſcheint," ſagte Jemand zu ihm, „Sie haben mehr Glück mit dem Hundehandel, als mit dem Bücherſchreiben." — „Das kommt daher," verſetzte Maimon, „weil es mehr Hundekenner als Bücherkenner gibt."

Der Philoſoph **Maimonides** ſchrieb einmal an Jemand, gegen den er aufgebracht war: „Wenn ſich Prügel ſchreiben ließen, würdeſt Du einen großen Brief von mir bekommen, ſo aber hab' ich Dir nichts zu ſchreiben."

Maintenon. „Wiſſen Sie wohl, liebe Tante, warum die Königinnen von England in der Regel beſſer regieren als die Könige?" fragte die Herzogin von Bourgogne die Frau von Maintenon in Gegenwart des Königs. — „Darum," ſagte ſie nach einer Pauſe weiter, „weil unter der Regierung der Weiber die Männer, und unter der Regierung der Männer die Weiber herrſchen."

Majeſtätsverbrechen. Zur Zeit des franzöſiſchen Kaiſerreichs edirte der bekannte Lexicograph Boiſte, ein Stubengelehrter im wahren Sinne des Worts, der ſich um nichts als um ſeine Wörter bekümmerte, ſein großes Wörterbuch. In den einzelnen Artikeln deſſelben hatte er mit großer Sorgfalt die Autoren und Urheber der Wörter

citirt, und es fand sich da unter andern: Spoliateur, Buonaparte, weil Bonaparte das genannte Wort zuerst gebraucht hatte. Einem Censor aber kam das Ding verdächtig vor — er witterte tieferen Sinn, ja eine Majestätsbeleidigung, und auf seine Anzeige ward der Verfasser gefänglich eingezogen, bis endlich nach dreimonatlicher Haft das Mißverständniß zu seinen Gunsten sich aufklärte.

Major. Ein Lieutenant spielte mit seinem Major Piquet. Der Major sagte eine Terz vom König an, der submisse Lieutenant aber stand auf, legte die rechte Hand an den Czako und rapportirte: „Er habe eine Terz vom Obristwachtmeister" (Terz major).

Die **Majorität.** Ein Fremder fragte einen Narren in einem Irrenhause, wie er an diesen Ort gekommen. — „Durch eine bloße Meinungsverschiedenheit," sagte der Narr. — „Unmöglich!" rief der Fremde. — „Und doch nicht anders. Ich sagte, alle Leute seien Narren, und alle Leute sagten, ich sei ein Narr; die Majorität aber setzte ihre Ansicht durch."

Makulatur. Ein Dienstmädchen wurde zu einem Buchhändler geschickt, um Makulatur zu kaufen, und, da eben keins zu haben war, fragte sie: „Wann wird denn wieder welche gedruckt?"

Malebranche. Durch tiefes Studium hatte Malibranche seine Einbildungskraft so sehr angestrengt und mit Bildern aller Art überfüllt, daß sie ihn zu den lächerlichsten Sonderbarkeiten verführte. Es ist Thatsache, daß er eine ganze Zeitlang fest überzeugt war, es hänge ihm eine Hammelkeule an der Nasenspitze, von deren Last er so viel auszustehen habe. „Wie glücklich sind Sie!" sagte eines Tages einer seiner Freunde zu ihm; „Sie genießen eines ausgebreiteten Rufes; Alles, was Sie umgibt, liebt Sie; nichts fehlt Ihnen zur vollsten Zufriedenheit." — „Ach glücklich!" seufzte Malebranche, „sehen Sie nicht die verfluchte Hammelkeule, die mir noch die Nase abreißen wird." Sein Freund sah jetzt ein, wie sehr seine Vernunft in Verwirrung gerathen war. „Das darf Sie weiter nicht beunruhigen," erwiederte dieser kalt; „ich kenne einen Engländer, der schon mehrere Personen von dieser häßlichen Krankheit hergestellt hat. Wenn es Ihnen nichts verschlägt, so will ich ihn morgen mit zu Ihnen bringen." Der verkündigte Aesculap erschien mit dem Freunde vor Malebranche, der eine Hammelkeule unter seine Kleider versteckt hatte. Die Operation wurde vorgenommen, und nicht, ohne daß man dem Kranken absichtlich ein wenig Schmerz verursachte. In dem Augenblick, in dem er laut aufschrie, fiel die Hammelkeule zu seinen Füßen hin, und das Blut, das zufolge eines Schnittes aus seiner Nase floß, überzeugte

ihn vollends von dem Gelingen dieſer Kur. Seine Geſundheit war bald völlig wieder hergeſtellt, und in kurzer Zeit belachte er ſelbſt dieſe Verirrung ſeiner Vernunft, die ihm ſein zu angeſtrengtes Studium zugezogen hatte.

Maler. Dr. Resbury, ein Mann von ſehr finſterem Aeußern, ging einſt in Windſor auf der Straße; ein Unbekannter folgte ihm auf dem Fuße nach, und wandte kein Auge von ihm. Endlich trat der Unbekannte ihm ganz nahe, und maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen. Durch dieſe Ungezogenheit entrüſtet, machte ihm Resbury über ſein unziemliches Benehmen ſehr ernſte Vorwürfe. Der Zurechtgewieſene verneigte ſich ehrerbietig, bat tauſendmal um Verzeihung, und ſagte: „Ich bin ein Maler, und habe den Auftrag, ein Gemälde anzufertigen, wo Nathan dem David Vorwürfe macht; nun habe ich noch kein Geſicht geſehen, wo ſich der finſtere Ernſt in den Mienen ſo deutlich ausdrückt. Das brachte den Doctor noch mehr auf, und er ſprudelte nun von einer Menge zorniger Worte über. Der Künſtler blieb ruhig, und als der Zornige erſchöpft war, verneigte er ſich noch demüthiger, wie anfänglich, vor ihm, und ſprach: „Sir, ich muß Ihnen zu meiner Rechtfertigung erklären, daß ich keineswegs die Abſicht gehabt habe, Sie auf die entfernteſte Weiſe zu beleidigen; ich wollte nur Ihren Zorn noch mehr reizen, um ein deſto gelungeneres Bild zu liefern. Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mir ſo lange Stand gehalten haben.“

Ein Fremder fragte in München nach dem **Maler** Kaulbach. — „Kaulbach? Maler Kaulbach?“ ſagte der, an den er ſich gewandt, „der Menſch iſt mir nicht bekannt, aber wenn Sie einen Maler brauchen, ſo kann ich Ihnen den Maler X. ſehr anempfehlen; er hat meinem Hausherrn Fenſter und Thüren ſehr gut und billig angeſtrichen.“

Maler-Capricen. Ein Künſtler, der an einem Gemälde arbeitete, welches das tragiſche Ende des Milon von Croton vorſtellte, begegnete einem Menſchem von athletiſcher Geſtalt. Nachdem er ſeine koloſſale Figur, ſeine kraftgeſchwellten Muskeln bewundert hatte, machte er ihm den Vorſchlag, daß er ihm als Modell dienen ſolle. Der Auvergnat nahm den Vorſchlag an, denn die Bezahlung war der Art, daß er nicht leicht widerſtehen konnte. Er mußte ſich nackt an einen eiſernen Ring binden laſſen, um ſo viel als möglich den an einen Baumſtamm gebundenen Milon, der von wilden Thieren zerriſſen wurde, vorzuſtellen. Hierauf ſagte ihm der Künſtler: „Stellen Sie ſich vor, daß ein Löwe auf Sie losſchießt, und ſich anſchickt, Sie zu zerreißen; machen Sie auch alle Anſtrengungen, welche Sie in

dem wirklichen Falle machen würden, um ihm zu entgehen.“ Das Modell that was es konnte, aber der Maler war nicht zufrieden mit seinen undeutlichen und ausdruckslosen Zuckungen. Alle Anweisungen, die er ihm gab, blieben wirkungslos. Er verfiel demnach auf ein ganz neues Mittel. Er band seinen großen Kettenhund los, führte ihn herbei und hetzte ihn auf den Modell-Menschen. In dem Augenblicke nahm die Wehr-Miene desselben den natürlichen Ausdruck an. Der entzückte Künstler läuft zu seiner Staffelei, und während das Modell laut aufschrie, rief Jener aus: „Zum Entzücken! Fahren Sie nur so fort! wie das herrlich ist!“

Maler. X., der nur Stümper gebliebene Sohn eines wirklichen Kunstmalers, ahmte seinem Vater gern nach, und so las man denn auf einer, von ihm mit weißer Oelfarbe angestrichenen Feuerspritze, die von ihm darauf gemalten Worte: „X. junior pinxit 1840.“

Maler nach der Natur. Mahomet II. ließ einem Sklaven den Kopf abhauen, um dem Maler Gentile Bellini zu seinem Bilde: „Die Enthauptung des Täufers“ das Modell eines abgeschlagenen Hauptes zu verschaffen. Katharina II. gab dem Grafen Orloff Tscheswenskoy die Erlaubniß, im Hafen Ancona ein russisches Linienschiff anzuzünden, damit der Maler Philipp Hackert einen Schiffsbrand nach der Natur aufnehmen könne.

Maler sind die unzuverläßlichsten Menschen, sie malen allen Leuten etwas vor, und verstehen sich auf das Vertuschen.

Für schlechte **Maler.** Ein Maurergeselle kam zu einem schlechten Pinsler, der sich öffentlich angeboten hatte, ein Porträt für fünf Gulden zu malen, und bat ihn das seinige zu verfertigen, nur setzte er hinzu, wünschte ich, daß Sie mich so malen, daß mich mein Schatz, für welchen das Porträt bestimmt ist, nicht gleich auf den ersten Blick erkenne. — Der Schmierer wird diesen Auftrag wohl gern und leicht erfüllt haben.

Die **Malerei** wurde bei allen Völkern des Alterthums hochgehalten. Die mächtigsten Könige und Fürsten machten sich ein Vergnügen daraus, diese Kunst zu unterstützen; mehrere haben sie sogar selbst mit vieler Geschicklichkeit ausgeübt. Julius Cäsar hielt es nicht für unwürdig den Pinsel zu führen; Antonin, Marc Aurel, Alexander Sever, Hadrian, waren, wie die Geschichte sagt, sehr gute Zeichner. Fabius malte den Tempel der Cybele. Die Könige von Frankreich, Franz I. und Ludwig XIII., waren leidenschaftlich für die Malerei eingenommen und zeichneten selbst recht artig. Claude Ruet lehrte

Ludwig XIII. malen und hatte die Ehre, von der eigenen Hand dieses Monarchen crayonnirt zu werden. Das Porträt war sehr ähnlich, und hatte folgende Inschrift: „Ludovicus XIII. francorum Rex christianissimus, manu sua fecit II. Julii 1634.“ Man erzählt von René d'Anjou, König von Neapel, der ein sehr leidenschaftlicher Maler gewesen, daß er, als man ihm den Verlust seiner Krone meldete, eben ein Rebhuhn malte; er ließ sich durch diese Nachricht in seiner Arbeit gar nicht stören, sondern vollendete selbes. Man hat mehr als einmal gesagt, daß die Malerei gleich der Musik vom Himmel stamme. Es ist dies ein aus poetischem Gesichtspunkte zu betrachtender Ausspruch. Aber die Italiener, welche Alles materialisiren, zählen Engel unter ihre Maler. In der Kirche dell' Annunciata zu Florenz befindet sich ein Madonnenbild al fresco. Der Künstler, welcher dieses Gemälde zu malen unternommen, wußte nicht, wie er es ausführen solle, und schlief im Nachdenken darüber neben seinem Entwurfe ein; er war nicht wenig erstaunt, als er erwachte, das Bild beendet zu sehen. Es wurde sogleich allen Florentinern bewiesen, daß Engel während seines Schlafes ihn seiner Arbeit überhoben haben.

Ursache der groben Malerei. Ein Maler, welcher eben eine Landschaft vollendet hatte, fragte einen Bekannten, wie ihm dieselbe gefallen? — „Die Figuren scheinen mir etwas grob zu sein,“ sagte dieser. — „Ganz recht,“ erwiederte der Maler, „es sind ja Bauern!“

Malerisch. Ein Reisender, der das Malerische sehr liebte, erzählte einem Freunde auf folgende Art ein Reise-Abenteuer: „Denke Dir, ich sitze oben auf dem Deckel der Diligence, der Postillon reitet und macht lustig klitsch klatsch! Der Wagen rollt dahin Orrrar! Da gehts auf ein Mal krach! Halt! ruf ich dem Conducteur zu, wir werfen um! — Ich denke nicht dran, erwiederte dieser. Ich bestehe darauf, er will Recht behalten, wir werden heftig; — schnapp! gebe ich ihm eine Ohrfeige, er will sie mir wiedergeben; ritsch! ratsch! fangen wir an uns zu balgen. Wupp! stoße ich ihn, er torkelt. Paff! habe ich eins von ihm, und partauz! falle ich mit um. — Wir stehen wieder auf, rutsch! gleitet ihm ein Fuß aus, er steht von neuem auf, ritsch! setze ich ihm ein Bein. Unterdessen geht der Wagen immer fort, aber auf einmal holterdepolter! bricht die Achse, rulterdebulter! wälzt sich alles unter einander und — quatsch! — da liegt die ganze Geschichte, ich hatt's doch gesagt.“

Maler-Fehler. Auf dem Schloß zu Anjou befindet sich eine Tapete, auf welcher die schöne Judith, nachdem sie dem verliebten Helden Holofernes den Kopf abgeschnitten hat, Gott dankend, zu den

Füßen eines Crucifixes, und vor dem Bilde der heiligen Jungfrau liegt!

Maler-Irrthümer. Es ist bekannt, daß selbst die größten Maler die seltsamsten Anachronismen auf ihren Gemälden begangen haben; einige der merkwürdigsten und weniger bekannten dürften folgende sein: Spanien besitzt ein Gemälde, das die Opferung Isaaks vorstellt; der unglückliche Vater schickt sich an, um den Willen Gottes zu vollziehen, seinen Sohn mit einer Pistole zu erschießen. Das Bild ist von Velasquez. — In Toledo zeigt uns ein Maler die drei Magier aus dem Morgenlande, die kamen, um das Kind Jesus anzubeten. Wir wissen, daß es drei indische oder arabische Könige waren; zwei von ihnen sind weiß und der andere schwarz. Da sie nun knieend dargestellt sind, so sind ihre Beine etwas verwirrt, doch nicht so sehr, daß man nicht bemerken sollte, wie der eine schwarze König drei schwarze Beine hat, während die beiden weißen Könige sich zusammen mit drei weißen Beinen begnügen müssen. Der Maler bemerkte seinen Fehler erst, als das Gemälde in der Kirche schon aufgehangen war. — In der Gemäldesammlung zu Hougthon-Hall befindet sich ebenfalls eine Anbetung der heiligen drei Könige von Breughel, wobei der König von Aethiopien einen großen Oberrock, Stiefel und Sporen trägt, und dem Kinde Jesus als Geschenk ein goldenes Modell von einem modernen Schiffe überreicht. — In einer Kirche in Brügge sieht man ein Gemälde, die Hochzeit der heiligen Katharina von Siena. Der heilige Dominikus, der Schutzheilige der Kirche, trauet sie. Die heilige Jungfrau legt die Hände des Brautpaares in einander, und der König David spielt zur Unterhaltung auf der Harfe dazu. — Paul Veronese hat auf einem Gemälde, das eine Scene aus dem alten Testamente darstellt, Schweizersoldaten angebracht. — Ein Maler, welcher den wunderbaren Fischfang nach der Prophezeiung des heiligen Antonio von Padua darstellen wollte, malte an den Rand des Wassers Krebse, und machte dieselben roth: Als man ihn auf diesen Fehler aufmerksam machte, glaubte er sich sehr gut auszureden, indem er sagte: „Man müßte wissen, daß Alles ein Wunder sei."

Maler-Preise. Ein Engländer kam zu einem der ersten Maler von Paris, und bat ihn, ein Pferd für sein Album zu zeichnen. Der Künstler entwarf die Zeichnung zu seiner Zufriedenheit. „Was ist der Preis davon?" fragte er. — „Zwanzig Louisd'or," antwortete der Künstler. — „Zwanzig Louisd'or?" rief der Engländer voll Verwunderung aus, „warum nicht gar! Sie haben ja kaum zwanzig Minuten daran gearbeitet?" — „Sie irren sich, mein Herr," sprach der Maler gelassen, „ich habe mehr als zwanzig Jahre arbeiten müssen, um dieses Pferd zeichnen zu können."

Maler-Witz. Der geistreiche, aber höchst eitle Dichter O. in C. wollte von dem satyrischen aber sehr geschickten Maler H. sein Bild malen lassen, und besprach sich mit demselben hinsichtlich der Stellung, der Tracht u. s. w. „Wo aber bringen wir den Lorbeer hin?" fragte endlich der von Eitelkeit berauschte O. „In den Mund," erwiederte sarkastisch der satyrische Maler.

Auch **Maler** lassen handeln. Ein junger Mensch mit einer kostbaren, sehr kunstreich gestickten Weste, kam zu einem Maler, um sich malen zu lassen. „Wie viel soll ich Ihnen für das Porträt zahlen?" — „Sechs Louisd'or!" — „Nein, das ist mir zu viel," und damit ging der junge Herr zur Thüre hinaus. Der Maler wollte den neuen Kunden doch nicht gern fahren lassen und rief ihn also zurück. „Apropos — wollen Sie sich denn mit der Weste malen lassen, die Sie jetzt anhaben?" — „Ja freilich!" — „Es ist Ihnen aber wohl einerlei, ob ich die Weste hinten falsch mache oder nicht?" — „Ganz einerlei!" — „Nun, wenn das ist, so kann ich Sie für 4 Louisd'or malen!"

Was ein **Maler** leicht kann. Herr G. ließ sich eine Landschaft in's Zimmer malen, auf der sich zwei Spaziergänger befanden. „Verstecken Sie mich da hinter das Gebüsch, wie ich ganz unsichtbar die Beiden behorche," forderte er von dem Maler.

Was die **Maler** alles sollen. Man gibt oft Bücher den Porträts in die Hand, wenn in dem Contracte zwischen Maler und dem Gemalten ausgemacht, daß auch die Hände mitgemalt werden. — „Malen Sie mich mit einer Grammaire in der Hand," sagte ein junges Mädchen, „Mama leidet's nicht, daß ich Romane lese."

— Ein junger Mensch wollte sich malen lassen. „Wie wünschten Sie vorgestellt zu sein?" fragte der Maler. Die Antwort war: „Mit einem Buche in der Hand, laut lesend."

— Ein Bauer brachte kürzlich einem Maler ein Brett, mit der Bitte, ihm den großen Christoph darauf zu malen. Der Maler entgegnete ihm aber, daß das Brett viel zu klein sei. „J!" rief der Bauer, „hä kann ja de Beene runter bammeln laten!"

Eigenthümlichkeiten von **Malern.** Vandyk war gewöhnt, einen Kopf in einem Tage fertig zu machen, indem er nicht von der Staffelei wich, bis er, wenigstens auf die letzten Pinselstriche, fertig war. Sein Incarnat war zarter und delicater, als das des Rubens, welcher der Färbung Titian's näher kam. Guido konnte sich selbst nim-

mer mit einem Auge genügen, noch Aug. Carraci mit einem Ohr. Titian hatte die Gewohnheit, Copien seiner Werke zu retouchiren, und sie für Originale auszugeben.

Malesherbes. Chretien. Malesherbes aß eines Tages mit dem Bischof von Rouen, der sehr schlecht predigte. — Kaum war die Mahlzeit vorbei, so schlief der Dichter ein, ward aber von dem Bischof aufgeweckt, um mit ihm in die Kirche zu gehn und ihn predigen zu hören. „Bitte, entschuldigen Sie mich," erwiederte Malesherbes, „ich kann hier eben so gut schlafen."

Herr von **Malesherbes** pflegte oft zu sagen: es gäbe auf der Welt nichts Schöneres als Frauen und Rosen, und nichts Besseres als Frauen und — Melonen.

Der Dichter Franz **Malherbes** hatte nur acht hölzerne Stühle. Es traf sich oft, daß, da man seine persönliche Bekanntschaft machen wollte, er zugleich von vielen Personen besucht wurde. Wenn daher, was oft der Fall war, alle Stühle besetzt waren und noch immer neue Gäste an die Thüre klopften, so rief er hinaus: „Warten Sie ein Weilchen, jetzt ist kein Stuhl mehr leer!"

Wollte Jemand mit dem berühmten **Malherbes** über Staatsangelegenheiten sprechen, so brach er die Unterhaltung schnell mit den Worten ab: „Man muß sich niemals um die Führung eines Schiffes bekümmern, auf dem man sich nur als Passagier befindet."

Malibran. Wie originell diese Künstlerin war, und wie sehr sie aller conventioneller Regeln spottete, davon gibt die Art Zeugniß, wie sie Herrn Beriot selbst ihre Liebe antrug. Nach einem von Beriot gegebenen Concerte, trat sie, Thränen in ihrem schönen Auge, zu dem Künstler, faßte zitternd seine Hand und sagte: „Ihr Erfolg macht mich überaus glücklich!" Beriot dankte und erwiederte: „Ihre gütige Anerkennung schmeichelt mir!" — „Nein doch, nein!" stammelte Maria, „das ist es nicht, sehen Sie nicht, daß ich Sie liebe?"

Der Arzt der **Malibran.** Die Familie Naldi hatte eine große Neigung für Mad. Malibran. Man betrachtete sie als das Kind vom Hause. Ein Arzt, schon ziemlich bejahrt, ein Hausfreund der Mad. Naldi, mußte die junge Sängerin immer auf ihren Excursionen, die sie machte, begleiten. Obschon Mad. Malibran die Wohlthat, einen solchen Begleiter zu haben, welcher ihr gleichsam als Schutzmauer gegen die Angriffe der Modeherrchen, die immerfort ihr Herz

belagerten, diente, sehr zu schätzen wußte, glaubte sie dennoch, sich einen Scherz mit dem Doctor erlauben zu dürfen. Es war im Schlosse der Gräfin Sp**, wo Madame Malibran ihren schelmischen Streich ausführte. An einem Morgen kam eine junge, lebhafte Bäuerin zum Doctor und bat ihn, daß er ihr für ihre kranke Mutter etwas verschreibe. Nach den gegebenen Explicationen, welche die Bäuerin gab, meinte dieser, daß es sich weniger um eine Krankheit, als um einen Zustand von Schwäche handle, der aus übermäßiger Arbeit herrühre; er verordnete daher gezuckerten Bordeaux-Wein, und gab sogar Geld her, daß sich die Kranke guten ankaufe. Den andern Tag kam die schöne Dorfbewohnerin wieder, ganz festlich angezogen: sie sagte dem Doctor, daß ihre Mutter die ganze Bouteille auf einen Zug geleert habe, daß sie sich sehr gut darauf befunden, daß sie gesungen und getanzt habe. Der Arzt, welcher nur ein Glas des Tags verordnet hatte, war sehr aufgebracht darüber, und sagte, daß die Kranke ihren Zustand hätte sehr verschlimmern können, lachte aber bald darauf über die Einwendungen der Bäuerin, welche ihm zu beweisen suchte, daß es besser sei, sich in einem Tag als erst in vier Tagen zu heilen. Die Vorwände, welche die Bäuerin nahm, um ihr Gespräch mit dem Doctor in die Länge zu ziehen, schienen aus einem ganz unnatürlichen Grunde herzurühren. Er sprach darüber bei der Tafel. Mad. Malibran und die Gräfin Sp** sagten ihm, daß es augenscheinlich sei, daß die Bäuerin von Liebe entbrannt für ihn, und dieses allein die Ursache ihrer langen Besuche sei. Der arme Doctor war in einer seltsamen Lage; er konnte die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht weder zugeben noch sie verwerfen. Wenn es ihm einerseits nicht leicht möglich schien, daß man in einem Alter, wie das seinige, eine Liebe einflößen könne, kitzelte andrerseits ihn die Eigenliebe mit diesem Gedanken, und ließ es ihn als nicht ganz unmöglich betrachten. Er harrte mit Ungeduld, um sich darüber mehr Licht zu verschaffen, eines neuen Besuches von der Bäuerin; sie ließ nicht lange auf sich warten. — Den andern Morgen kam sie, aber in Trauerkleidern; mit schluchzender Stimme kündigte sie dem Doctor an, daß ihre Mutter in einem Fieberanfalle gestorben sei. „Sagte ich Euch's doch! Die Flasche Wein hat sie getödtet," rief der Doctor aus. Diese Worte, welche in ungewöhnlichem Zorne ausgesprochen wurden, brachten eine magische Wirkung hervor, sie verwandelten die junge Dorfbewohnerin in eine Künstlerin, welche den alten Doctor mystificirt hatte. Schallendes Gelächter, nicht mehr mit der Stimme eines tölpischen und furchtsamen Landmädchens, sondern mit dem ganzen Zauber jener mächtigen Stimme, welche man aus Tancred, Othello ꝛc. kannte, ertönte; kurz, es war Mad. Malibran, welche ihr Begleiter, ihr täglicher Führer nicht erkannt hatte, so sehr besaß sie die Gabe, ihre Person und ihre Stimme zu verändern.

Madame **Malibran** hatte in einer Oper eine Arie mit obligater Violine zu singen. Der Geiger bei der Vorstellung griff falsch, und die Sängerin sah ihn mit einem so vernichtenden Blicke an, daß der arme Mensch vom Stuhle herab und in eine Ohnmacht fiel, aus welcher er erst nach mehreren Stunden wieder erwachte.

Malibran. Bei der ersten Vorstellung des „Mädchens von Artois" in London, während sie mit ihrem Geliebten dortlag, und ein langer Zug von Soldaten vorüberging, die sie suchten, fühlte sie sich durch die Anstrengung im Spiele so erschöpft, daß sie fürchtete, das Finale nicht singen zu können. In der obigen Lage aber, bei angeblichem Schlafe, gab sie dem Director zu verstehen, wenn er ihr ein Fläschchen füllen und zustecken könne, würde sie so gut singen, daß das Publikum das Stück Dacapo verlange. Der Director ließ deßhalb die Soldaten länger, als eigentlich bestimmt war, marschiren, füllte die Flasche, und schob sie, dem Publikum unbemerkt, der Malibran zu, welche den Inhalt bald ausleerte, sich dadurch stärkte, und das Finale mit endlosem Applause sang.

— In Neapel lebte ein französischer Friseur in bitterer Armuth; Madame Malibran hörte von seiner Noth, ließ sich täglich von ihm coiffiren und bezahlte ihn übermäßig. Sobald er aber gegangen war, zerstörte die Malibran jede Locke seines mühsamen Werkes und ließ sich von ihrem gewöhnlichen Coiffeur das Haar machen. Ihre Freunde wollten sie bereden, sich die unnütze Mühe zu sparen, und dem armen Friseur das Geld lieber gleich zu schenken. „O nein," sagte die Sängerin, „jetzt glaubt er das Geld zu verdienen, als Almosen würde es ihn demüthigen. Ueberdies meint er, wenn mein Haarputz gelobt wird, sein Werk werde gepriesen. So viele Freude zu machen, kann man wohl ein kleines Opfer bringen."

Briefe der **Malibran.** (Aus dem Buche der Gräfin Merlin über diese berühmte Künstlerin.) Calais. Montag. Es ist heute das schönste Wetter, um sowohl zu Pferde auf dem Lande, als auf dem Wasser zu promeniren. Diesen Abend findet das Concert statt. Wir werden lachen. Unterdessen bereitet sich der Präsident der Gesellschaft vor, um mir zum voraus für den Gesang und für die milden Gaben, die ich einsammeln will, zu danken. Gestern Abend hatten wir ein sogenanntes Vergnügen, eine Singerin — Verzeihung — Sängerin, Künstlerin will ich sagen, zu hören, die auf der Straße uns einen Ohrenschmaus gab. Engländer ließen sie kommen, und zwei englische Damen erstürmten geradezu mein Zimmer, um sie zu hören. Da ich ein Piano hatte, glaubte ich der Straßenkönigin, einer wahren Ohrenschinderin, einen Gefallen zu thun, wenn ich sie begleitete, so,

daß dieser Mischmasch mir wie ein fernes Echo vorkam, und sie kam mir vor wie eine Katze, wenn man ihr Fell streichelt. Es war ein herrlicher Abend, und eine Erinnerung an die Vergangenheit. Diesen Abend geht's los! Wie freue ich mich, diesen Armen ganz allein Brod zu verschaffen. Sie haben so viel gelitten. — Eben komme ich nach Haus. Sie hätten die braven Leute in ihrem Enthusiasmus sehen sollen. Ich habe ohne die Einnahme 387 Francs gesammelt. Das ist erstaunlich viel. Nach der ersten Abtheilung sammelte ich. Der Bürgermeister kam und überreichte mir mit Pomp einen Kranz, dann einen Blumenstrauß, dann eine Rede, dann Gedichte, Alles zu meinem Lobe. Und das Publikum schrie, klatschte, stampfte mit den Füßen, — es wollte gar kein Ende nehmen. Ich freue mich herzlich, den Armen geholfen zu haben! sie erhielten Alles. Nur bedauere ich den Bürgermeister. Adieu. Es ist kein schönes Wetter, und ich schiffe mich nicht ein. — Bristol. Sie sind ein garstiger Mann. Ich schreibe Ihnen von Gloucester aus, von Chester, von allen ster der Welt, und Sie antworten nicht. Es scheint, als sei dieses Jahr der Literatur und den schönen Künsten nicht günstig, wenigstens den Leuten nicht, die sich dem Briefstyl ergeben. Hm, keine Thorheiten! Genug, ich hoffe, Herr Laurent ist mir gut, und verzeiht mir, daß ich ihn à la porte*) gesetzt habe. Wissen Sie, was mich immer genirt? Daß ich gezwungen bin, unter solche Thorheiten den Namen Maria Malibran zu setzen. — Morgen kommen wir an. Verstehen Sie, morgen. Oeffnen Sie Ihre kleinen großen Augen — Motus. Ich trete in der Gazza auf. Mein Herz hüpft mir vor Freude, ich bin so lustig und aufgelegt, wenn ich denke, daß ich all das Gezeugs wiedersehe. Ich war krank wie — ein Hund. — Was suche ich auch Vergleichungen. Meine Wohnung ist herrlich, bravo oder brava, wie Sie wollen. Ich wollte, meine Schwester wäre hier. Ich werde Ihnen sagen, warum? Sagen Sie aber nichts weiter. Hören Sie, Motus. Wollen sie die Knickse der demüthigsten und närrischsten Mimiband haben? So heiße ich, wenn ich lustig bin. Ich schreibe Ihnen Briefe gerade wie Sie mir. Wenn man ein Wort davon versteht, so hole mich — hole uns — dixi. O, welch ein Glück ist doch das Wiedersehen! tra la la la la la la la.

M. J. Malibran.

Ein Zug aus dem Leben der **Malibran**-Garcia. Diese berühmte, der Kunst leider viel zu früh entrissene Gesangsfürstin kam im Jahre 1829 nach England. Sie sollte als Malibran-Garcia zum ersten Male bei dem Musikfeste in Birmingham debütiren, zu dem auch die bekannte Miß Paton engagirt war. Diese Letztere, damals sehr

*) Der Director des Theaters hieß Laporte.

en vogue, wurde in jeder Hinsicht begünstigt. Man gestattete ihr nicht allein, sich die Piecen, die sie zu singen wünschte, selbst zu wählen, sondern überließ es auch ihrer Bestimmung, wie viel sie zu singen wünsche; während die Malibran weder die eine, noch die andere Vergünstigung erhielt. Die Sängerin ertrug diese unwürdige Behandlung mit großer Geduld, bis ihr endlich eines Morgens das Programm des Abendconcerts gebracht wurde, auf dem man ihr zwei Arien, der Miß Paton aber sechs gestattet hatte. Eine solche Zurücksetzung mußte auch den letzten Faden ihrer Geduld zerreißen. Sie eilte in das Haus, wo die Directoren zum Comité sich versammelt hatten, und begehrte vorgelassen zu werden. Man wollte sie abweisen, allein, fest entschlossen, ihr Vorhaben durchzusetzen, öffnete sie das Zimmer, und wandte sich ohne Weiteres an den bestürzten Vorsitzenden mit der Frage: „Haben Sie, mein Herr, diesem Progamme Ihre Zustimmung ertheilt?“ Der Director bejahte die Frage. — „Ich hatte das Gegentheil erwartet, mein Herr! Man hat mir nur zwei ganz unbedeutende Gesänge vorzutragen gestattet; Miß Paton dagegen singt sechs große Piecen. Der Ruf der Miß Paton steht bereits fest; — ich hingegen muß den meinigen erst begründen. Von dem Erfolge meiner hiesigen Leistungen hängt mein Erfolg in London ab. Sie vernichten mir jede Aussicht auf einen günstigen Succes. Ich verlange von Ihnen keine Gunst; ich fordere Gerechtigkeit. Ich will gleiche Rechte mit Miß Paton. Sie lassen mich in der Rolle des Romeo auftreten; gut. Aber am Montag Romeo; am Mitwoch: Romeo; am Freitag: Romeo; Romeo und immer Romeo. Das Publikum wird sagen: sie singt nichts weiter als Romeo!“ — Der Director suchte sie zu beruhigen, machte allerlei Ausflüchte und Versprechungen, fügte jedoch hinzu, daß das Programm bereits in die Hände des Publikums übergegangen und deshalb für diesmal unabänderlich sei. — „Vortrefflich, mein Herr!“ erwiederte sie; „Sie begehen eine Ungerechtigkeit, und verweigern es, sie wieder gut zu machen. Lassen Sie der Miß Paton die sechs Arien singen; aber bewilligen Sie mir wenigstens eine gleiche Anzahl, wodurch das Programm ja noch vergrößert wird.“ — Der Director zuckte die Achsel. „Sie wollen nicht? Wohlan denn! So werde ich mir selbst mein Recht verschaffen.“ Bei diesen Worten verließ sie die Versammlung, die ihr erstaunt nachblickte. — Der Abend kam heran. Das Theater war von der Elite der Gesellschaft überfüllt. Das Concert begann. Philipps sang, dann Braham, darauf Miß Paton. Endlich erschien die Malibran. Ein lauter Jubel tönte ihr entgegen. Die Sängerin, erstaunt über einen so glänzenden Empfang, steht wie versteinert, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit niedergesenktem Blicke. Sie ermannt sich endlich, und singt mit ihrer glockenreinen Stimme in ihrer zauberischen Weise Rossini's Arie der Rosine: „Una voce poco fa.“

Solche Töne, solche Triller, solche Cadenzen, solche Kraft der Stimme, vereint mit den süßesten Schmeichellauten, hatte man nie von einer englischen Sängerin gehört. Ein Beifallssturm folgte dem andern; und als Mori, der Concertmeister, nach Beendigung der Arie erschien, um die Malibran abzuführen, nahm der da-Capo-Ruf so überhand, daß Mori zurücktreten mußte. Die Malibran trat vor, dankte, eilte dann in den Hintergrund, holte sich einen Stuhl, setzte sich zum Piano, winkte dem Orchester zu schweigen, und begann, nach einem kurzen Präludium, sich die eben gesungene Arie selbst zu accompagniren. Als sie an die letzten Schluß-Accorde kam, machte sie eine kleine Pause, warf einen Blick nach der Ecke hinüber, in die Mori sich zurückgezogen, nickte lächelnd mit dem Kopfe und begann unmittelbar darauf, zur Freude aller Anwesenden, zum Erstaunen Mori's und der vor Schreck erstarrten Directoren, ein neues Lied, und zwar ein spanisches. Als sie geendet, erhob sie sich zum Fortgehen; allein das Publikum wollte sich noch nicht von ihr trennen. Parterre, Logen, Gallerie wetteiferten im Beifallsjauchzen. Mori kam von Neuem, die Sängerin von der Scene zu führen; Pfeifen und Zischen tönte ihm entgegen. Dadurch ermuthigt, winkte ihm Malibran mit freundlichem Blicke und einer anmuthigen Bewegung der Hand, sich zurückzuziehen, und nahm von Neuem vor dem Instrumente Platz. Sie sang jetzt ein deutsches, ein französisches und ein englisches Lied. Durch alle diese extemporirten Vorträge war indeß so viel Zeit hinweggenommen, daß Miß Paton, statt ihrer angekündigten sechs Gesänge, nur zwei vortragen konnte. Als die Malibran endlich geendet hatte, und hinter die Scene kam, umringten sie fast alle anwesenden Künstler, und brachten ihr ihre Huldigung und Glückwünsche dar. Der Director selbst konnte sich, besiegt von der Macht und Kunstfertigkeit ihres Gesanges, nicht enthalten, ihr Glück zu wünschen, indem er hinzufügte: „Aber Sie haben uns doch einen argen Streich gespielt." — „Sagte ich Ihnen nicht," erwiederte sie mit anmuthigem Lächeln, „daß ich mir Recht verschaffen würde? Sie sehen, ich habe Wort gehalten." (Didascalia.)

Bouilly und die **Malibran.** Garcia, Vater der Malibran, der sich auch mit Compositionen beschäftigte, hatte eine kleine einaktige Oper für die Opéra comique geschrieben. Er wollte sich auch mit einer größern versuchen und wandte sich, um einen Text zu erhalten, an den Dichter des „Wasserträgers." Dieser begab sich zu dem spanischen Künstler, der, mit der Familie Naldi, in der Rue de Louvois wohnte. Als Bouilly durch das Vorzimmer ging, hörte er aus einem Seitengemach, durch die geschlossene Thür, das klägliche Geschrei eines Kindes. „Das ist die kleine Marie," sagte ihm der Bediente mit mitleidigem Tone, „die der Herr züchtigt, weil sie falsch gesungen hat." Bei diesen Worten ward das Geschrei des Kindes stärker; Bouilly

tritt an die Thür, öffnet sie und sagt zu Garcia, den er mitten in der Züchtigung begriffen antrifft: „Bitte tausendmal um Vergebung, lieber Freund, aber wenn ich ein Mädchen schreien höre, so kann ich nicht ruhig bleiben.“ Der väterliche Zuchtmeister ließ, etwas verlegen, die Kleine los, die sich in eine Ecke flüchtete und ihren Befreier mit einem Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit betrachtete. Garcia und Bouilly gingen nun in das Arbeitszimmer des Erstern, wo sie länger als eine Stunde über ihre Pläne hin- und herredeten. Endlich sah Bouilly seinen kleinen Schützling wieder, der kein Wort hervorzubringen wagte, dessen Ausdruck und Blicke ihm aber zu sagen schienen: „Wenn Du nicht ein gutes Wort für mich einlegst, so bekomme ich abermals Schläge, sobald Du weggegangen bist!“ Der Dichter verstand die stumme Sprache; er ergriff den Künstler bei der Hand und sagte, seine Worte mit einem warmen Händedruck begleitend: „Wenn wir aber unsern Kauf abschließen sollen, so muß ich ein Angeld haben!“ — „Ein Angeld?“ erwiederte Garcia verwundert. — „Ja wohl, ein Angeld und zwar für mich ein sehr vortheilhaftes: daß Sie nämlich Ihrem Kinde verzeihen. Ich weiß wohl, daß Garcia's Tochter nicht falsch singen darf, allein es gibt doch auch keine Sünde die nicht vergeben könnte.“ Mit diesen Worten hob Bouilly die Kleine in die Höhe, reichte sie dem Vater hin und zwang diesen, den Reuekuß anzunehmen und die Vergebung auszusprechen. Kaum war dies geschehen, als Maria die kleinen Arme um Bouilly's Hals schlang, und ihm in's Ohr flüsterte: „Nie werde ich Sie vergessen!“ Vier Jahre vergingen; die kleine Maria wuchs heran, verließ Frankreich und kehrte endlich zurück, unter einem unbekannten Namen verborgen, der ihr später die Unsterblichkeit zu verdanken haben sollte. Eines Morgens kam sie zu Bouilly, von einer achtbaren Dame begleitet. „Sie erkennen wohl,“ rief sie ihm zu, „das kleine Mädchen aus der Rue de Louvois nicht wieder, das Ihnen einmal sagte, daß sie Sie nie vergessen würde? — Durch Meere von meiner Familie getrennt, bedarf ich eines Freundes, eines Beschützers, und mein Herz hat Sie dazu auserwählt!“ Auf diese Einleitung ließ Mad. Malibran die Erzählung ihrer unglücklichen Schicksale folgen und schloß damit, daß sie die Absicht habe, sich dem Theater zu widmen. Gleich am andern Morgen führte Bouilly sie zu Catel und Boieldieu, vor denen sie sang. Bald darauf erhielt sie ein Engagement bei dem italienischen Theater und trat in einem öffentlichen Concerte in der Rue Chantereine auf. Kaum wird es nöthig sein, hinzuzufügen, daß der, welcher in ihren Kinderjahren und in ihrem Unglück ihr treu beigestanden hatte, auch in ihrem Glücke ihr immer der liebste Freund blieb.

Argus.

Ein Brief der **Malibran.** Pariser Journale veröffentlichen einen

Brief der berühmten Sängerin, welchen sie kurz vor ihrem Tode an einen Pariser Musikverleger schrieb; er lautet: „Sie würden sehr wohl thun, mein Freund, die Romanzen und Melodien, welche Sie die Gefälligkeit hatten, stechen zu lassen, in einer neuen Auflage zu vereinigen, und selbe so billig als möglich zu verkaufen. Der Ertrag davon würde den Armen von Paris bestimmt sein. Ich gedenke nicht mehr dahin zurückzukehren, ich fühle mich sehr krank. Ich singe noch für diese Engländer aus allen Leibeskräften, aber meine Stimme schwindet, es ist aus mit mir. Morgen gehe ich nach Birmingham, aber ich zweifle leider, daß ich von dort wiederkehren werde. Es ist vielleicht einer jener thörichten Gedanken, deren ich, wie Sie wissen, so viele habe. Indessen will ich nicht sterben, ohne jener Weltstadt, welche mir die ersten, herzlichen Beweise gab, die mein Herz so tief und innig berührten, Lebewohl gesagt zu haben."

Man. Es gibt kaum ein mißbrauchteres Wort als: „man".— Man sagt, man meint, kann nicht selten übersetzt werden in: — man sagt nicht, und man meint nicht. Wer ist dieser, diese und dieses man? Ein Mann schwerlich, eine Frau auch wohl nicht; meistens nur eine verworrene Masse, die weder etwas rechtes zu denken, noch zu sagen versteht.

Manie. Eine gewisse Sängerin wurde in einem öffentlichen Blatte getadelt, daß sie nie aus ihrer Manier heraus käme. Die Dame erlauschte den Verfasser der Relation und, der Freundschaft mehrerer Vornehmen gewiß, ging sie in großer Gesellschaft, nachdem sie gesungen, jenem Manne, ihn zu beschämen, mit den Worten zu Leibe: „Diese Herrschaften lassen sich, wie Sie bemerken, meinen Gesang doch noch so ziemlich wohlgefallen, ungeachtet Sie drucken lassen, ich käme nicht aus meiner Manier heraus!" — Vergeben Sie, erwiederte der Mann noch lauter: „Es ist ein Druckfehler, Manie (Thorheit) soll es heißen."

Mann. Ein betrunkener Soldat, der mit seinem Corporal Streit anfing, sagte endlich zu ihm: „Schweig, du bist gar kein Mann!" — „Ich werde dir's gleich beweisen," antwortete der Corporal, indem er den Säbel zog. „Unmöglich!" erwiederte der Betrunkene; „hör' nur einmal den Hauptmann an, wenn er die Wache stellt, sagt er nicht immer: Für diesen Posten sechs Mann und ein Corporal? — Du siehst also wohl, daß ein Corporal kein Mann ist."

Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele! — Dieses Sprichwort sagt bloß, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, es sagt wohlweislich nicht: Herr und Frau,

Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin sind ein Leib und eine Seele. Ja wohl, Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele, d. h. der Mann ist der Leib und das Weib ist die Seele, und die Seele beherrscht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt! Jetzt sind aber Mann und Weib so ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib ist? Man geräth jetzt oft in Versuchung, zu einem Manne zu sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon Musje!“ — Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele; oft ist der Mann zu Hause, und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum: der Mann muß doch an die Seelenwanderung glauben! Mann und Weib ist ein Leib; drum, wenn der Mann kränklich ist, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufsetzt, verliert der Mann den seinigen. Mann und Frau ist aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein seeliger Mann, ist sie zugleich eine ganz seelige Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist; so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Caffeehause, oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann immer nur theilweise zu Hause, und, so zu sagen, nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langeweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile bei ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber ein Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus? — Jede Frau existirt nur ein Mal, aber jeder Mann existirt als Duplicat, ein Mal für das Haus, und ein Mal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann corrigirt und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano, für die Welt ist er der Discant, die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe nichts, als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe nichts, als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen gibt es nur ein Mittel: beständige Abwesenheit des Gegenstandes, gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beständige Anwesenheit des Gegenstandes. Bei den Frauen ist die Liebe die Geschichte der Herzen und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Contometageschäft der Herzen. Unsere Männer heirathen jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich ist Mann und Weib dann bloß ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heirathen, weil

sie sagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! die Männer heirathen, weil sie sagen: Man kann doch nicht genug lieben und lieben, man muß einmal heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben bloß gute Eigenschaften, die Frauen sind die guten Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat: heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an: er behandelt die Liebe wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit, und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heirathet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit, ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes: darum verzeihen die Frauen den Frauen Alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind.

Der erste **Mann** des 19. Jahrhunderts. „Wer ist der erste Mann dieses Jahrhunderts?" fragte bei einem fröhlichen Gelage ein junger Mann die Uebrigen. Die Antwort wird nicht so schwer sein, meinten diese. „Und doch," fuhr er fort, „weiß vielleicht nur ich es. Was gilt die Wette?" „Ein Souper," erwiederten die Andern, „auch wir sind in der Geschichte bewandert!" — „Angenommen!" — Nun wurden alle berühmten Namen genannt und verworfen; endlich hub der Erste wieder an und rief: „Ich bin es und will es Euch beweisen: ich bin am 1. Jänner 1801 eine Minute nach Mitternacht geboren, und glaube mich allein, fügte er scherzend hinzu, dieser Auszeichnung rühmen zu können." Alle lachten, und gaben Tags darauf dem ersten Manne des neunzehnten Jahrhunderts ein Souper.

Mann und Frau.

Was zankt und prügelt ihr euch da
Ihr bösen Kinder? — sprach Mama.
Und trug die Ruthe schon zur Schau.
Mama, wir haben nichts gethan,
Hub Fritz und Mienchen freundlich an;
Wir spielten Mann und Frau.

Männer. Die Männer sollen sein: Wie eine geistvolle Zeitung, unterhaltend, witzig, belehrend, und nicht wie eine solche Zeitung, nämlich nicht in allen Kaffeehäusern und Gaststuben zu finden; sie sollen sein wie die Sonne so heiß in ihrer Liebe, und nicht wie

die Sonne, das heißt, nicht so voll Flecken; sie sollen sein wie der Mond so anspruchslos und bescheiden in Gegenwart erfahrener und älterer Leute, und nicht wie der Mond, der sich mit Hörnern schmückt und sein Licht von der Frau borgt; sie sollen sein wie die Eule, insofern sie ein Symbol der Weisheit ist, und nicht wie die Eule, die bei Tag nicht sieht, und Nachts auf den Raub ausgeht; sie sollen sein, wie der Diamant, solid, werthvoll und geschliffen, und nicht wie ein Diamant, der voll Ecken ist; sie sollen sein, wie Aeneas, der seinen Vater aus den Flammen trug, und nicht wie Aeneas, der, nachdem er Dido den Hof gemacht hatte, mit Blumauer zu reden, das Fersengeld nahm; sie sollen sein wie Argus, der treu seines Herrn Schätze hütet, und nicht wie Argus hundert Augen für die Mädchen haben, wenn sie einmal zur Fahne Amors geschworen; sie sollen ferner sein eine Musterkarte der Tugenden und guten Eigenschaften, und wieder keine Musterkarte, nämlich keine lebendige Musterkarte der Moden; sie sollen auch sein wie ein Schwamm, und stille fortglühen in beständiger Liebe, aber auch nicht wie der Schwamm leicht Feuer fangen! — Ferner sollen sie sein: — Männer! und keine Mädchen und Frauen; denn diese, wenn sie ein neues Kleid oder einen neuen Hut haben, putzen sich damit an und betrachten sich wohlgefällig und stundenlang im Spiegel, die Männer aber brauchen gewöhnlich noch länger, um vor dem Spiegel ihr Halstuch in den modernsten Knoten zu knüpfen, oder das Chemisett und die Vatermörder zu ordnen; die Frauen haben eine Unzahl von Requisiten auf ihrer Toilette, um den Verpuppungsprozeß der Raupe zu vollbringen, und wie der Phönix mit jedem Morgen neuverjüngt aus der Asche emporzusteigen, die Männer zählen eine ganze Apotheke von Büchsen, und eine Sammlung von Messern und Zangen, trotz einem hoch-nothpeinlichen Halsgerichte, zur Accomodirung ihres Bartes. Seit Frauen, auf die vielen donnernden Philippiken der Aerzte, die Schnürleiber etwas weniger torturmäßig an sich produciren, haben sich die Männer dieser Preßmaschine bemächtigt. Die Frauen werden ferner hinsichtlich ihres Kaffeegespräches oft vor den Richterstuhl der Satyre gezogen, ohne daß die Männer den Splitter in ihrem Auge sehen, und auf ihre Kaffee-, Haus- und Promenadenunterhaltungen reflectiren, die zwar in politische Rahmen gefaßt, doch zum Hauptgegenstande gewöhnlich die Chronique scandaleuse und eine Iliade von Großthaten gegen das andere Geschlecht haben.

Joh. Langer.

Männer. Mutter: Die Männer, Kind, sind falsche Katzen,
Die vorne schmeicheln, hinten kratzen.
Tochter: Wir haben viele Mäuse im Haus,
Ich bitt' eine solche Katze mir aus.

Männer und Hähne. „Das ist wahr," sagte Jemand, der über Sommer auf dem Lande wohnte, „nichts meldet sich so früh als der Hahn, er kräht, daß man es in der ganzen Nachbarschaft hört, ein Beweis, daß die Männer sehr früh wach sind." — „Nein," versetzte seine Frau, „nur ein Beweis, daß die Männer schreien, sobald sie die Augen aufmachen."

Große **Männer** gleichen den Mispeln, sie werden erst dann geschätzt, wenn sie verfault sind.

Große **Männer.** Jedes Land gebiert große Männer, aber nicht jedes Land erzieht sie.

Eitelkeit der **Männer.** Bei einem großen Balle in London hatte ein origineller Engländer den Einfall, Jemanden in das Vorzimmer zu stellen und ihm aufzutragen, alle Herren zu beobachten, sie zu zählen und zu bemerken, welcher vor dem Eintreten mit den Fingern durch sein Haar fahre und dasselbe ordne. Das Resultat war, daß von dreißig Herren neunundzwanzig vor der Thüre mit dem Haar sich beschäftigt hatten.

Männer-Liebe. Wieland — erzählt Böttiger — behauptete gegen Dem. Schröder, daß er nie ein Frauenzimmer wegen ihrer Schönheit geliebt habe; selbst die in ihrer Jugend unwiderstehliche La Roche nicht. Julie Bondely war so häßlich, daß er sich erst an ihren Anblick gewöhnen mußte; doch hatte sie ein Paar sehr schöne, sprechende Augen und eine süße Stimme. Die Liebe zu einer häßlichen Frau ist die dauerhafteste. Die klugen Weiber lieben nie die Schönheit an den Männern, sie ziehen sogar, sagte Herder, aus Coquetterie und Widerspruchsgeist die unansehnlichern den klugen vor. Ich, sagte Herder, bin nie durch die Liebe einer Frau gehätschelt worden. Und ich, sagte Wieland, bin Alles, was ich bin, durch edle Weiber. Aber die Männer, sagte Dem. Schröder, suchen doch zuerst die Schönheit an der Frau oder vielmehr an den Frauen, denn an Einer genügt nie. „Lieben Sie nur Eine Blume?" fragte hierauf Herder. — „Das war eine sehr männliche Frage," erwiederte die Schröder. — Sehr bezeichnend ist Göthe's Wort über Wieland; er nannte ihn die zierliche Jungfrau von Weimar.

Vorzug des **männlichen** Geschlechts. Eine Dame, der man die Vorzüge ihres Geschlechtes pries, entgegnete: „Nie habe ich noch gehört, daß sich ein Mann gewünscht hätte, ein Weib zu sein, stünde aber unserm Geschlechte die Wahl des männlichen frei, so gäbe es doch gewiß kein einziges Frauenzimmer mehr."

Der Graf von **Mansfeld**, der sich durch seine Thaten im siebenjährigen Kriege einen unsterblichen Namen gemacht hatte, verdient auch wegen seiner Großmuth das höchste Lob. Unter andern hatte er entdeckt, daß sein Secretär verrätherisch an ihm handelte, und mit dem kaiserlichen Generale Grafen von Buquoi einen geheimen Briefwechsel unterhielt. Auf dieses zahlte er ihm 300 Thaler, und ließ ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Grafen v. Bouquoi von sich. Als er zu einer andern Zeit inne wurde, daß man seinen Apotheker bestochen hatte, ihn zu vergiften, gab er ihm eine Summe Geld, damit er nicht mehr durch Armuth verleitet werden möchte, sich zu einem Verbrechen gebrauchen zu lassen.

Mantel. Das abgenutzteste und doch noch das tragbarste Kleidungsstück ist der Mantel der christlichen Liebe.

Mara. Ein eben so zartes, als kurzes und bedeutungsvolles Lob einer Künstlerin gegenüber sprach weiland der Hofrath Ulrich aus. Er sagte zur Sängerin Mara, welche damals in einem Concerte zum Schlusse das „Te Deum laudamus" gesungen hatte, weiter nichts als: „Te Deam laudamus."

— Der ängstliche Gemahl. Man erzählte in einer Gesellschaft: die Sängerin Mara habe ihren Mann aus dem Kerker losgesungen. — Bald nachher stimmte eine der anwesenden Damen ein Liedchen an. „O sei still, Kind!" rief ihr Mann, „sonst werd' ich arretirt!"

Karl **Maratti**, einer der ausgezeichnetsten italienischen Maler im verflossenen Jahrhunderte, entgegnete dem Vorwurfe mehrerer römischen Großen, daß er seine Werke sich zu theuer bezahlen ließe: „Die Welt ist ungeheuere Summen den großen Künstlern, die mir vorangingen, schuldig geblieben, ich, als ihr rechtmäßiger Nachfolger, habe das Recht, das ihnen Vorenthaltene zu begehren."

Marengo. Der Commandant der afrikanischen Strafcompagnie, ein Veteran der Garde, der von der Pike an gedient, hat den Namen Marengo von Napoleon selbst erhalten. Nach der Schlacht bei Friedland ward nämlich dem Kaiser ein Soldat vorgestellt, der besondere Proben von Muth gegeben hatte. „Wie heißt Du?" fragte dieser. — „Crapaud, Sire" (Kröte). — „Pfui, ein so braver Soldat darf keinen so häßlichen Namen führen; wo bist Du her?" — „Aus Marengo in Piemont." — „Gut, von heut an heißest Du Marengo."

Maria, Königin von Schottland. Als die Königin Maria von Schottland dem Grafen Bothwell des Königs Kleider zurecht machen

ließ, ſagte der Schneider dabei: „Die Kleider gehören allerdings dem Grafen von Bothwell; denn in Schottland iſt das ein Stück von des Scharfrichters Beſoldung, daß er allemal des armen Sünders Kleid erbt!“

Maria Stuart. Die Harleiſchen Manuſcripte in England bewahren folgendes Epitaphium der unglücklichen Königin Maria Stuart, das in ſeiner lapidariſchen Kürze und in derſelben metriſchen Form nicht leicht in eine andere Sprache zu überſetzen ſein dürfte:

Regibus orta. auxi Reges. Reginasque vixi;
Ter Nupta. et tribus orba viris. tria Regna reliqui:
Gallus opes. Scotus cunas. habet Angla sepulchrum.

(Königin entſtammt, gebar ich Könige, ſelber eine Königin: drei Mal vermählt und dreier Männer Wittwe, hinterließ ich drei Reiche: Mein Gold blieb dem Gallier, meine Wiege dem Schotten, und mein Grab in England.)

Als die große **Maria** Thereſia im Jahre 1742 von ihrem Feinde ſo gewaltig bedrängt wurde, beſchloſſen die engliſchen Damen, ihr mit ihren Juwelen beizuſtehen. Man eröffnete eine Subſcription und in wenigen Tagen waren 100,000 Pfd. St. beiſammen. Die Herzogin von Marlborough, die allein 20,000 Pfd. unterzeichnet hatte, begab ſich darauf zum öſterreichiſchen Geſandten, um zu erfahren, wohin dieſes Geld am füglichſten zu ſenden ſei. Der Geſandte ſchrieb nach Wien um Verhaltungsbefehle; die Kaiſerin aber ſchlug das Anerbieten, jedoch mit dem gerührteſten Herzen, aus.

Nachdem die Kaiſerin **Maria** Thereſia die Befreiung Böhmens von den Feinden und die Wiedereroberung Prags am 30. Dec. 1742 durch ein ſolennes Te Deum bei St. Stephan in Wien gefeiert hatte, hielt ſie am 2. Jänner 1743 in der kaiſerlichen Reitſchule ein impoſantes Damen-Carouſſel. Sechszehn Damen, die Kaiſerin an der Spitze, in vier Quadrillen geſchieden, führten daſſelbe aus. Acht erſchienen zu Pferde, acht in ſilberſchimmernden, mit allegoriſchen Basreliefs verzierten Phaetons. Maria Thereſia führte die erſte reitende Quadrille, und zog durch die Würde, Anmuth und Gewandtheit in den Waffenübungen des ritterlichen Spieles Aller Augen auf ſich. Sie würde ſelbſt alle Turnierpreiſe gewonnen haben, wenn ſie nicht als Feſtgeberin darauf verzichtet hätte. Es waren Preiſe für das Lanzenrennen, den Wurfpfeil, den Degenſtoß, den Piſtolenſchuß und das Abhauen der Türkenköpfe ausgeſetzt. Die Erzherzogin Marianna, die Fürſtinnen Auersperg und Eſterhazy, die Gräfinen Palffy, Wurmbrand, Althan, Kinsky, Proskau, Kollonitz und die Freiin von Haa-

ger erhielten die Preise. Die Preisrichter, so wie alle übrigen Theilnehmer erhielten prächtige Geschenke. Aus der Reitschule fuhr die Monarchin unter lautem Jubelruf mit ihren Amazonen durch die Dorotheengasse, über den Graben und Kohlenmarkt nach der Hofburg zurück, speiste mit den Damen an offener Tafel, und ein glänzender Ball beschloß den festlichen Tag.

Maria Theresia war, seit dem Tode ihres Gemahls, weder bei den Lustbarkeiten des Hofes, noch im Theater erschienen. Es war am 19. Februar 1768, als sie Abends, in ihrem Cabinet arbeitend, durch einen Courier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhielt. Ohne alle Begleitung stürzte sie durch die Vorzimmer und die daran stoßenden Gänge in das Theater nächst der Burg, reißt die Hofloge auf, drängt sich durch die Kammerherren, Erzherzoge und Erzherzoginnen unverhofft und unerkannt bis an den Rand der Loge hindurch und ruft mit entzückter Stimme in der ungekünstelten Sprache ihres Volkes in das Parterre hinab: „Der Leopold hat a Bube!" Die Wirkung dieser Worte läßt sich nicht beschreiben.

Maria Theresiens Tod. Am achtzehnten Tage jedes Monats schloß Theresia sich einsam von aller Welt ab. Stundenlang weilte sie in der Gruft bei den Kapuzinern, an dem Mausoleum, das sie Franzen (ihrem Gemahl) errichtet. Am 18. October 1780 wurde die überaus schwere Frau auf dem dazu eigends bereiteten Armstuhl hinuntergelassen. Im Heraufziehen riß das eine Seil. — „Er will mich behalten! — Ich komme bald!" rief sie, erkrankte wenige Tage darauf und starb am 28. November 1780.

Marien-Verehrung. Die Marschallin von Noailles pflegte sehr häufig in der Kirche mit einer Statue der Mutter Gottes zu conversiren. Eines Tages ersuchte sie die Jungfrau Maria, ihrem Gemahle das Diplom eines deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Plötzlich erschallte von Seiten der Statue eine feine Stimme, die der Marschallin zurief: „der Herr Marschall habe längst schon weit mehr, als er verdiene." Die Marschallin, in der Meinung, der kleine Jesus auf dem Arme seiner Mutter habe ihr diese ungnädige Antwort ertheilt, erwiederte im größten Zorne: „Taisez vous donc, petit sot, et laissez parler madame votre mère." (Schweigen Sie, kleiner Naseweis, und lassen Sie Ihre Frau Mutter sprechen.) Es war der Page Chabrillant, der sich hinter der Statue versteckt hatte.

Als Marius vom Senate als Feind der öffentlichen Wohlfahrt erklärt, und nach Minturnä in Verwahrung gebracht wurde, sah er

einen Esel, der dem Futter, das ihm zugeworfen wurde, auswich, und dem Wasser zulief. Ihm war's, als gäben ihm die Götter hierdurch einen Wink, er bat das Volk, ihm ein Fahrzeug zu schaffen, es geschah, er schiffte nach Afrika über, und entkam so den siegreichen Waffen Sulla's. — Wenn der bescheidene Held sich nicht mit dem Esel in Vergleich gestellt hätte, wäre er eine sichere Beute des Todes geworden. Langer.

Im Jahre 1720 wurde **Marivaux's** Lustspiel: „Liebe und Wahrheit" zum ersten Male in Paris aufgeführt. Der Dichter befand sich unerkannt in einer Loge mit mehreren andern Zuschauern. Einige äußerten sich, daß sie das Stück langweile. „Meine Herren!" unterbrach er sie treuherzig, „unmöglich kann es Ihnen so viel Langeweile machen als mir, denn ich bin der Verfasser."

Marivaux, der sehr gesucht und geschroben schrieb, gab einem Witzling Veranlassung zu sagen: „er bestrebe sich, Nichts in einer Wagschale von Spinnengewebe abzuwiegen."

Der berühmte Herzog von **Marlborough** war geizig bis zur Niederträchtigkeit. Geld zusammen zu scharren war ihm eine Wollust, der er nicht widerstehen konnte, und er erröthete nicht, selbst vor den niedrigsten Mitteln. Einst bat ihn Jemand um eine sehr einträgliche Stelle. Da er des Herzogs Geiz kannte, so sagte er ihm ohne Umschweife: „Gnädiger Herr! wenn ich die Stelle erhalte, so können Sie nach Gefallen über tausend Guineen disponiren, und ich gebe mein Ehrenwort, keinem Menschen das Mindeste davon zu sagen." — „Weißt Du was?" erwiederte Marlborough; „gib mir zwei tausend Guineen, die Stelle ist es werth, dann geh', und wenn es Dir Spaß macht, so sag's allen Leuten."

Es war zu bedauern, daß die großen Eigenschaften **Marlboroughs** durch eine gränzenlose Liebe zum Gelde entadelt wurden. Uebrigens ließ er sich von seiner Gemahlin beherrschen, die nicht weniger geldgierig als er war. Während des spanischen Succeſſionskrieges schaltete Marlborough mit den Stellen in den Armeen nach Gutdünken und verkaufte sie gewöhnlich an den Meistbietenden. Ein Officier von besonderer Auszeichnung hielt um ein Regiment an: da seine Geburt und seine Dienste der Art waren, daß ihm der Herzog sein Gesuch nicht abschlagen konnte, so versprach er ihm eines. Doch es traten nach einander mehrere Vacanzen ein, und dieser Officier sah sich immer übergangen. Die Guineen seiner Mitbewerber wirkten mehr, als seine Titel und seine Verdienste; und wenn er zum Herzog kam und das erledigte Regiment verlangte, antwortete jener immer,

er käme zu spät, das Patent wäre eben für einen andern ausgefertigt worden. Eines Morgens erfuhr er, daß so eben ein Oberst seiner Bekanntschaft plötzlich gestorben. Auf der Stelle läuft er zu dem Herzog und verlangt das Regiment. „Sie sind wahrhaft unglücklich," sagte Marlborough, „es sind nicht zehn Minuten, so habe ich es vergeben." — „Sie lügen," entgegnete trotzig der Officier; „es ist unmöglich, daß Sie von einem andern als von mir den Tod desjenigen erfahren haben, dessen Stelle ich verlange." — Der Hofmann wußte auf der Stelle sich zu fassen und antwortete lächelnd: „Sie sind ein wenig lebhaft, mein Lieber; ich wollte Sie nur auf die Probe stellen, das Regiment ist Ihnen."

Marktgehende Herren. Als ich zum ersten Male auf einen amerikanischen Markt kam, trauete ich meinen Augen kaum, da ich nicht allein anständig, sondern selbst elegant gekleidete Männer, oft in schwarzen Fracks mit Ringen an den Fingern, goldenen Uhrketten und blendend weißer Wäsche großmächtige Körbe am Arm tragend zu Markte gehen oder gar reiten sah. Es war etwas unsern deutschen Sitten und Gebräuchen so ganz Entgegengesetztes, daß ich nur mit vieler Mühe das Lachen verbeißen konnte. Nichts macht sich dann komischer, als wenn es zu regnen anfängt, und der „Gentleman" den schon zur Vorsorge mitgenommenen Regenschirm aufspannt, dem kleinen Pferde die Fersen in die Seiten setzt und mit kurzen Steigbügeln, so daß die Knieen fast den Sattelknopf berühren, nach Hause galopirt."

Marktschreierei. Neulich empfahl ein Handelsmann in Paris auf der Straße der ihn umgebenden Menge seine Rasirmesser mit folgenden Worten: „Diese Rasirmesser, die ich in der Hand halte, sind bei dem Scheine eines Diamanten in einer Höhle in der Provinz Andalusien in Spanien verfertigt. Sie schneiden schnell wie ein Gedanke und glänzen wie der Morgenstern. Ich will nur zwei Worte sagen und bin fest überzeugt, daß Ihr mir dann abkauft. Legt diese Messer beim Schlafengehen unter das Kissen und am andern Morgen werdet Ihr über und über rasirt sein."

Marmontel lag an einer gefährlichen Brustverschleimung darnieder, die ihm den Schlaf und die Kräfte zugleich raubte. Da kam ihm ein Bild des Belisar von van Dyk in die Hände, und es fiel ihm ein, den Stoff, welchen Belisars Schicksal bietet, zu verarbeiten. So wie diese Idee ihn ein Mal ergriffen hatte, wurde sein Uebel gleichsam weggezaubert. „O Wunderkraft der Phantasie!" ruft er selbst aus, „das Vergnügen, meine Fabel zu erfinden, die Sorge, sie zu ordnen, sie zu entwickeln, die Rührung, welche die erste Ansicht der Situationen und der Scenen, wie sie mir vorschwebten, auf mich hervorbrachte,

Brief der berühmten Sängerin, welchen sie kurz vor ihrem Tode an einen Pariser Musikverleger schrieb; er lautet: „Sie würden sehr wohl thun, mein Freund, die Romanzen und Melodien, welche Sie die Gefälligkeit hatten, stechen zu lassen, in einer neuen Auflage zu vereinigen, und selbe so billig als möglich zu verkaufen. Der Ertrag davon würde den Armen von Paris bestimmt sein. Ich gedenke nicht mehr dahin zurückzukehren, ich fühle mich sehr krank. Ich singe noch für diese Engländer aus allen Leibeskräften, aber meine Stimme schwindet, es ist aus mit mir. Morgen gehe ich nach Birmingham, aber ich zweifle leider, daß ich von dort wiederkehren werde. Es ist vielleicht einer jener thörichten Gedanken, deren ich, wie Sie wissen, so viele habe. Indessen will ich nicht sterben, ohne jener Weltstadt, welche mir die ersten, herzlichen Beweise gab, die mein Herz so tief und innig berührten, Lebewohl gesagt zu haben."

Man. Es gibt kaum ein mißbrauchteres Wort als: „man".— Man sagt, man meint, kann nicht selten übersetzt werden in: — man sagt nicht, und man meint nicht. Wer ist dieser, diese und dieses man? Ein Mann schwerlich, eine Frau auch wohl nicht; meistens nur eine verworrene Masse, die weder etwas rechtes zu denken, noch zu sagen versteht.

Manie. Eine gewisse Sängerin wurde in einem öffentlichen Blatte getadelt, daß sie nie aus ihrer Manier heraus käme. Die Dame erlauschte den Verfasser der Relation und, der Freundschaft mehrerer Vornehmen gewiß, ging sie in großer Gesellschaft, nachdem sie gesungen, jenem Manne, ihn zu beschämen, mit den Worten zu Leibe: „Diese Herrschaften lassen sich, wie Sie bemerken, meinen Gesang doch noch so ziemlich wohlgefallen, ungeachtet Sie drucken lassen, ich käme nicht aus meiner Manier heraus!" — Vergeben Sie, erwiederte der Mann noch lauter: „Es ist ein Druckfehler, Manie (Thorheit) soll es heißen."

Mann. Ein betrunkener Soldat, der mit seinem Corporal Streit anfing, sagte endlich zu ihm: „Schweig, du bist gar kein Mann!" — „Ich werde dir's gleich beweisen," antwortete der Corporal, indem er den Säbel zog. „Unmöglich!" erwiederte der Betrunkene; „hör' nur einmal den Hauptmann an, wenn er die Wache stellt, sagt er nicht immer: Für diesen Posten sechs Mann und ein Corporal? — Du siehst also wohl, daß ein Corporal kein Mann ist."

Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele! — Dieses Sprichwort sagt bloß, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, es sagt wohlweislich nicht: Herr und Frau,

Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin sind ein Leib und eine Seele. Ja wohl, Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele, d. h. der Mann ist der Leib und das Weib ist die Seele, und die Seele beherrscht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt! Jetzt sind aber Mann und Weib so ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib ist? Man geräth jetzt oft in Versuchung, zu einem Manne zu sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon Musje!“ — Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele; oft ist der Mann zu Hause, und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum: der Mann muß doch an die Seelenwanderung glauben! Mann und Weib ist ein Leib; drum, wenn der Mann kränklich ist, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufsetzt, verliert der Mann den seinigen. Mann und Frau ist aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein seeliger Mann, ist sie zugleich eine ganz seelige Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist; so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Caffeehause, oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann immer nur theilweise zu Hause, und, so zu sagen, nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langeweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile bei ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber ein Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus? — Jede Frau existirt nur ein Mal, aber jeder Mann existirt als Duplicat, ein Mal für das Haus, und ein Mal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann corrigirt und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano, für die Welt ist er der Discant, die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe nichts, als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe nichts, als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen gibt es nur ein Mittel: beständige Abwesenheit des Gegenstandes, gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beständige Anwesenheit des Gegenstandes. Bei den Frauen ist die Liebe die Geschichte der Herzen und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Contometageschäft der Herzen. Unsere Männer heirathen jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich ist Mann und Weib dann bloß ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heirathen, weil

sie sagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! die Männer heirathen, weil sie sagen: Man kann doch nicht ewig lieben und lieben, man muß einmal heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben bloß gute Eigenschaften, die Frauen sind die guten Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an; er behandelt die Liebe wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit, und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heirathet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit, ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen Alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind.

Der erste **Mann** des 19. Jahrhunderts. „Wer ist der erste Mann dieses Jahrhunderts?" fragte bei einem fröhlichen Gelage ein junger Mann die Uebrigen. Die Antwort wird nicht so schwer sein, meinten diese. „Und doch," fuhr er fort, „weiß vielleicht nur ich es. Was gilt die Wette?" „Ein Souper," erwiederten die Andern, „auch wir sind in der Geschichte bewandert!" — „Angenommen!" — Nun wurden alle berühmten Namen genannt und verworfen; endlich hub der Erste wieder an und rief: „Ich bin es und will es Euch beweisen: ich bin am 1. Jänner 1801 eine Minute nach Mitternacht geboren, und glaube mich allein, fügte er scherzend hinzu, dieser Auszeichnung rühmen zu können." Alle lachten, und gaben Tags darauf dem ersten Manne des neunzehnten Jahrhunderts ein Souper.

Mann und Frau.

Was zankt und prügelt ihr euch da
Ihr bösen Kinder? — sprach Mama,
Und trug die Ruthe schon zur Schau.
Mama, wir haben nichts gethan,
Hub Fritz und Mienchen freundlich an;
Wir spielten Mann und Frau.

Männer. Die Männer sollen sein: Wie eine geistvolle Zeitung, unterhaltend, witzig, belehrend, und nicht wie eine solche Zeitung, nämlich nicht in allen Kaffeehäusern und Gaststuben zu finden; sie sollen sein wie die Sonne so heiß in ihrer Liebe, und nicht wie

die Sonne, das heißt, nicht so voll Flecken; sie sollen sein wie der Mond so anspruchslos und bescheiden in Gegenwart erfahrener und älterer Leute, und nicht wie der Mond, der sich mit Hörnern schmückt und sein Licht von der Frau borgt; sie sollen sein wie die Eule, insofern sie ein Symbol der Weisheit ist, und nicht wie die Eule, die bei Tag nicht sieht, und Nachts auf den Raub ausgeht; sie sollen sein, wie der Diamant, solid, werthvoll und geschliffen, und nicht wie ein Diamant, der voll Ecken ist; sie sollen sein, wie Aeneas, der seinen Vater aus den Flammen trug, und nicht wie Aeneas, der, nachdem er Dido den Hof gemacht hatte, mit Blumauer zu reden, das Ferſengeld nahm; sie sollen sein wie Argus, der treu seines Herrn Schätze hütet, und nicht wie Argus hundert Augen für die Mädchen haben, wenn sie einmal zur Fahne Amors geschworen; sie sollen ferner sein eine Musterkarte der Tugenden und guten Eigenschaften, und wieder keine Musterkarte, nämlich keine lebendige Musterkarte der Moden; sie sollen auch sein wie ein Schwamm, und stille fortglühen in beständiger Liebe, aber auch nicht wie der Schwamm leicht Feuer fangen! — Ferner sollen sie sein: — Männer! und keine Mädchen und Frauen; denn diese, wenn sie ein neues Kleid oder einen neuen Hut haben, putzen sich damit an und betrachten sich wohlgefällig und stundenlang im Spiegel, die Männer aber brauchen gewöhnlich noch länger, um vor dem Spiegel ihr Halstuch in den modernsten Knoten zu knüpfen, oder das Chemisett und die Vatermörder zu ordnen; die Frauen haben eine Unzahl von Requisiten auf ihrer Toilette, um den Verpuppungsprozeß der Raupe zu vollbringen, und wie der Phönix mit jedem Morgen neuverjüngt aus der Asche emporzusteigen, die Männer zählen eine ganze Apotheke von Büchsen, und eine Sammlung von Messern und Zangen, trotz einem hoch-nothpeinlichen Halsgerichte, zur Accomodirung ihres Bartes. Seit Frauen, auf die vielen donnernden Philippiken der Aerzte, die Schnürleiber etwas weniger torturmäßig an sich produciren, haben sich die Männer dieser Preßmaschine bemächtigt. Die Frauen werden ferner hinsichtlich ihres Kaffeegespräches oft vor den Richterstuhl der Satyre gezogen, ohne daß die Männer den Splitter in ihrem Auge sehen, und auf ihre Kaffee-, Haus- und Promenadenunterhaltungen reflectiren, die zwar in politische Rahmen gefaßt, doch zum Hauptgegenstande gewöhnlich die Chronique scandaleuse und eine Iliade von Großthaten gegen das andere Geschlecht haben.

Joh. Langer.

Männer. Mutter: Die Männer, Kind, sind falsche Katzen,
Die vorne schmeicheln, hinten kratzen.
Tochter: Wir haben viele Mäuse im Haus,
Ich bitt' eine solche Katze mir aus.

Männer und Hähne. „Das ist wahr," sagte Jemand, der über Sommer auf dem Lande wohnte, „nichts meldet sich so früh als der Hahn, er kräht, daß man es in der ganzen Nachbarschaft hört, ein Beweis, daß die Männer sehr früh wach sind." — „Nein," versetzte seine Frau, „nur ein Beweis, daß die Männer schreien, sobald sie die Augen aufmachen."

Große **Männer** gleichen den Mispeln, sie werden erst dann geschätzt, wenn sie verfault sind.

Große **Männer.** Jedes Land gebiert große Männer, aber nicht jedes Land erzieht sie.

Eitelkeit der **Männer.** Bei einem großen Balle in London hatte ein origineller Engländer den Einfall, Jemanden in das Vorzimmer zu stellen und ihm aufzutragen, alle Herren zu beobachten, sie zu zählen und zu bemerken, welcher vor dem Eintreten mit den Fingern durch sein Haar fahre und dasselbe ordne. Das Resultat war, daß von dreißig Herren neunundzwanzig vor der Thüre mit dem Haar sich beschäftigt hatten.

Männer-Liebe. Wieland — erzählt Böttiger — behauptete gegen Dem. Schröder, daß er nie ein Frauenzimmer wegen ihrer Schönheit geliebt habe; selbst die in ihrer Jugend unwiderstehliche La Roche nicht. Julie Bondely war so häßlich, daß er sich erst an ihren Anblick gewöhnen mußte; doch hatte sie ein Paar sehr schöne, sprechende Augen und eine süße Stimme. Die Liebe zu einer häßlichen Frau ist die dauerhafteste. Die klugen Weiber lieben nie die Schönheit an den Männern, sie ziehen sogar, sagte Herder, aus Coquetterie und Widerspruchsgeist die unansehnlichern den klugen vor. Ich, sagte Herder, bin nie durch die Liebe einer Frau gehätschelt worden. Und ich, sagte Wieland, bin Alles, was ich bin, durch edle Weiber. Aber die Männer, sagte Dem. Schröder, suchen doch zuerst die Schönheit an der Frau oder vielmehr an den Frauen, denn an Einer genügt nie. „Lieben Sie nur Eine Blume?" fragte hierauf Herder. — „Das war eine sehr männliche Frage," erwiederte die Schröder. — Sehr bezeichnend ist Göthe's Wort über Wieland; er nannte ihn die zierliche Jungfrau von Weimar.

Vorzug des **männlichen** Geschlechts. Eine Dame, der man die Vorzüge ihres Geschlechtes pries, entgegnete: „Nie habe ich noch gehört, daß sich ein Mann gewünscht hätte, ein Weib zu sein, stünde aber unserm Geschlechte die Wahl des männlichen frei, so gäbe es doch gewiß kein einziges Frauenzimmer mehr."

Der Graf von **Mansfeld**, der sich durch seine Thaten im siebenjährigen Kriege einen unsterblichen Namen gemacht hatte, verdient auch wegen seiner Großmuth das höchste Lob. Unter andern hatte er entdeckt, daß sein Secretär verrätherisch an ihm handelte, und mit dem kaiserlichen Generale Grafen von Buquoi einen geheimen Briefwechsel unterhielt. Auf dieses zahlte er ihm 300 Thaler, und ließ ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Grafen v. Bouquoi von sich. Als er zu einer andern Zeit inne wurde, daß man seinen Apotheker bestochen hatte, ihn zu vergiften, gab er ihm eine Summe Geld, damit er nicht mehr durch Armuth verleitet werden möchte, sich zu einem Verbrechen gebrauchen zu lassen.

Mantel. Das abgenutzteste und doch noch das tragbarste Kleidungsstück ist der Mantel der christlichen Liebe.

Mara. Ein eben so zartes, als kurzes und bedeutungsvolles Lob einer Künstlerin gegenüber sprach weiland der Hofrath Ulrich aus. Er sagte zur Sängerin Mara, welche damals in einem Concerte zum Schlusse das „Te Deum laudamus" gesungen hatte, weiter nichts als: „Te Deam laudamus."

— Der ängstliche Gemahl. Man erzählte in einer Gesellschaft: die Sängerin Mara habe ihren Mann aus dem Kerker losgesungen. — Bald nachher stimmte eine der anwesenden Damen ein Liedchen an. „O sei still, Kind!" rief ihr Mann, „sonst werd' ich arretirt!"

Karl **Maratti**, einer der ausgezeichnetsten italienischen Maler im verflossenen Jahrhunderte, entgegnete dem Vorwurfe mehrerer römischen Großen, daß er seine Werke sich zu theuer bezahlen ließe: „Die Welt ist ungeheuere Summen den großen Künstlern, die mir vorangingen, schuldig geblieben, ich, als ihr rechtmäßiger Nachfolger, habe das Recht, das ihnen Vorenthaltene zu begehren."

Marengo. Der Commandant der afrikanischen Strafcompagnie, ein Veteran der Garde, der von der Pike an gedient, hat den Namen Marengo von Napoleon selbst erhalten. Nach der Schlacht bei Friedland ward nämlich dem Kaiser ein Soldat vorgestellt, der besondere Proben von Muth gegeben hatte. „Wie heißt Du?" fragte dieser. — „Crapaud, Sire" (Kröte). — „Pfui, ein so braver Soldat darf keinen so häßlichen Namen führen; wo bist Du her?" — „Aus Marengo in Piemont." — „Gut, von heut an heißest Du Marengo."

Maria, Königin von Schottland. Als die Königin Maria von Schottland dem Grafen Bothwell des Königs Kleider zurecht machen

ließ, sagte der Schneider dabei: „Diese Kleider gehören allerdings dem Grafen von Bothwell; denn in Schottland ist das ein Stück von des Scharfrichters Besoldung, daß er allemal des armen Sünders Kleid erbt!“

Maria Stuart. Die Harleischen Manuscripte in England bewahren folgendes Epitaphium der unglücklichen Königin Maria Stuart, das in seiner lapidarischen Kürze und in derselben metrischen Form nicht leicht in eine andere Sprache zu übersetzen sein dürfte:

Regibus orta, auxi Reges, Reginaque vixi;
Ter Nupta, et tribus orba viris, tria Regna reliqui:
Gallus opes, Scotus cunas, habet Angla sepulchrum.

(Königin entstammt, gebar ich Könige, selber eine Königin: drei Mal vermählt und dreier Männer Wittwe, hinterließ ich drei Reiche: Mein Gold blieb dem Gallier, meine Wiege dem Schotten, und mein Grab in England.)

Als die große **Maria** Theresia im Jahre 1742 von ihrem Feinde so gewaltig bedrängt wurde, beschlossen die englischen Damen, ihr mit ihren Juwelen beizustehen. Man eröffnete eine Subscription und in wenigen Tagen waren 100,000 Pfd. St. beisammen. Die Herzogin von Marlborough, die allein 20,000 Pfd. unterzeichnet hatte, begab sich darauf zum österreichischen Gesandten, um zu erfahren, wohin dieses Geld am füglichsten zu senden sei. Der Gesandte schrieb nach Wien um Verhaltungsbefehle; die Kaiserin aber schlug das Anerbieten, jedoch mit dem gerührtesten Herzen, aus.

Nachdem die Kaiserin **Maria** Theresia die Befreiung Böhmens von den Feinden und die Wiedereroberung Prags am 30. Dec. 1742 durch ein solennes Te Deum bei St. Stephan in Wien gefeiert hatte, hielt sie am 2. Jänner 1743 in der kaiserlichen Reitschule ein imposantes Damen-Carousel. Sechszehn Damen, die Kaiserin an der Spitze, in vier Quadrillen geschieden, führten dasselbe aus. Acht erschienen zu Pferde, acht in silberschimmernden, mit allegorischen Basreliefs verzierten Phaetons. Maria Theresia führte die erste reitende Quadrille, und zog durch die Würde, Anmuth und Gewandtheit in den Waffenübungen des ritterlichen Spieles Aller Augen auf sich. Sie würde selbst alle Turnierpreise gewonnen haben, wenn sie nicht als Festgeberin darauf verzichtet hätte. Es waren Preise für das Lanzenrennen, den Wurfpfeil, den Degenstoß, den Pistolenschuß und das Abhauen der Türkenköpfe ausgesetzt. Die Erzherzogin Marianna, die Fürstinnen Auersperg und Esterhazy, die Gräfinen Palffy, Wurmbrand, Althan, Kinsky, Proskau, Kollonitz und die Freiin von Haa-

ger erhielten die Preise. Die Preisrichter, so wie alle übrigen Theilnehmer erhielten prächtige Geschenke. Aus der Reitschule fuhr die Monarchin unter lautem Jubelruf mit ihren Amazonen durch die Dorotheengasse, über den Graben und Kohlenmarkt nach der Hofburg zurück, speiste mit den Damen an offener Tafel, und ein glänzender Ball beschloß den festlichen Tag.

Maria Thereſia war, seit dem Tode ihres Gemahls, weder bei den Lustbarkeiten des Hofes, noch im Theater erschienen. Es war am 19. Februar 1768, als sie Abends, in ihrem Cabinet arbeitend, durch einen Courier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhielt. Ohne alle Begleitung stürzte sie durch die Vorzimmer und die daran stoßenden Gänge in das Theater nächst der Burg, reißt die Hofloge auf, drängt sich durch die Kammerherren, Erzherzoge und Erzherzoginnen unverhofft und unerkannt bis an den Rand der Loge hindurch und ruft mit entzückter Stimme in der ungekünstelten Sprache ihres Volkes in das Parterre hinab: „Der Leopold hat a Bube!“ Die Wirkung dieser Worte läßt sich nicht beschreiben.

Maria Thereſiens Tod. Am achtzehnten Tage jedes Monats schloß Thereſia sich einsam von aller Welt ab. Stundenlang weilte sie in der Gruft bei den Kapuzinern, an dem Mausoleum, das sie Franzen (ihrem Gemahl) errichtet. Am 18. October 1780 wurde die überaus schwere Frau auf dem dazu eigends bereiteten Armstuhl hinuntergelassen. Im Heraufziehen riß das eine Seil. — „Er will mich behalten! — Ich komme bald!“ rief sie, erkrankte wenige Tage darauf und starb am 28. November 1780.

Marien-Verehrung. Die Marschallin von Noailles pflegte sehr häufig in der Kirche mit einer Statue der Mutter Gottes zu conversiren. Eines Tages ersuchte sie die Jungfrau Maria, ihrem Gemahle das Diplom eines deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Plötzlich erschallte von Seiten der Statue eine feine Stimme, die der Marschallin zurief: „der Herr Marschall habe längst schon weit mehr, als er verdiene.“ Die Marschallin, in der Meinung, der kleine Jesus auf dem Arme seiner Mutter habe ihr diese ungnädige Antwort ertheilt, erwiederte im größten Zorne: „Taisez vous donc, petit sot, et laissez parler madame votre mère.“ (Schweigen Sie, kleiner Naseweis, und lassen Sie Ihre Frau Mutter sprechen.) Es war der Page Chabrillant, der sich hinter der Statue versteckt hatte.

Als Marius vom Senate als Feind der öffentlichen Wohlfahrt erklärt, und nach Minturnä in Verwahrung gebracht wurde, sah er

einen Esel, der dem Futter, das ihm zugeworfen wurde, auswich, und dem Wasser zulief. Ihm war's, als gäben ihm die Götter hierdurch einen Wink, er bat das Volk, ihm ein Fahrzeug zu schaffen, es geschah, er schiffte nach Afrika über, und entkam so den siegreichen Waffen Sulla's. — Wenn der bescheidene Held sich nicht mit dem Esel in Vergleich gestellt hätte, wäre er eine sichere Beute des Todes geworden. Langer.

Im Jahre 1720 wurde **Marivaux's** Lustspiel: „Liebe und Wahrheit" zum ersten Male in Paris aufgeführt. Der Dichter befand sich unerkannt in einer Loge mit mehreren andern Zuschauern. Einige äußerten sich, daß sie das Stück langweile. „Meine Herren!" unterbrach er sie treuherzig, „unmöglich kann es Ihnen so viel Langeweile machen als mir, denn ich bin der Verfasser."

Marivaux, der sehr gesucht und geschroben schrieb, gab einem Witzling Veranlassung zu sagen: „er bestrebe sich, Nichts in einer Wagschale von Spinnengewebe abzuwiegen."

Der berühmte Herzog von **Marlborough** war geizig bis zur Niederträchtigkeit. Geld zusammen zu scharren war ihm eine Wollust, der er nicht widerstehen konnte, und er erröthete nicht, selbst vor den niedrigsten Mitteln. Einst bat ihn Jemand um eine sehr einträgliche Stelle. Da er des Herzogs Geiz kannte, so sagte er ihm ohne Umschweife: „Gnädiger Herr! wenn ich die Stelle erhalte, so können Sie nach Gefallen über tausend Guineen disponiren, und ich gebe mein Ehrenwort, keinem Menschen das Mindeste davon zu sagen." — „Weißt Du was?" erwiederte Marlborough; „gib mir zwei tausend Guineen, die Stelle ist es werth, dann geh', und wenn es Dir Spaß macht, so sag's allen Leuten."

Es war zu bedauern, daß die großen Eigenschaften **Marlboroughs** durch eine gränzenlose Liebe zum Gelde entadelt wurden. Uebrigens ließ er sich von seiner Gemahlin beherrschen, die nicht weniger geldgierig als er war. Während des spanischen Successionskrieges schaltete Marlborough mit den Stellen in den Armeen nach Gutdünken und verkaufte sie gewöhnlich an den Meistbietenden. Ein Officier von besonderer Auszeichnung hielt um ein Regiment an: da seine Geburt und seine Dienste der Art waren, daß ihm der Herzog sein Gesuch nicht abschlagen konnte, so versprach er ihm eines. Doch es traten nach einander mehrere Vacanzen ein, und dieser Officier sah sich immer übergangen. Die Guineen seiner Mitbewerber wirkten mehr, als seine Titel und seine Verdienste; und wenn er zum Herzog kam und das erledigte Regiment verlangte, antwortete jener immer,

er käme zu spät, das Patent wäre eben für einen andern ausgefertigt worden. Eines Morgens erfuhr er, daß so eben ein Oberst seiner Bekanntschaft plötzlich gestorben. Auf der Stelle läuft er zu dem Herzog und verlangt das Regiment. „Sie sind wahrhaft unglücklich," sagte Marlborough, „es sind nicht zehn Minuten, so habe ich es vergeben." — „Sie lügen," entgegnete trotzig der Officier; „es ist unmöglich, daß Sie von einem andern als von mir den Tod desjenigen erfahren haben, dessen Stelle ich verlange." — Der Hofmann wußte auf der Stelle sich zu fassen und antwortete lächelnd: „Sie sind ein wenig lebhaft, mein Lieber; ich wollte Sie nur auf die Probe stellen, das Regiment ist Ihnen."

Marktgehende Herren. Als ich zum ersten Male auf einen amerikanischen Markt kam, trauete ich meinen Augen kaum, da ich nicht allein anständig, sondern selbst elegant gekleidete Männer, oft in schwarzen Fracks mit Ringen an den Fingern, goldenen Uhrketten und blendend weißer Wäsche großmächtige Körbe am Arm tragend zu Markte gehen oder gar reiten sah. Es war etwas unsern deutschen Sitten und Gebräuchen so ganz Entgegengesetztes, daß ich nur mit vieler Mühe das Lachen verbeißen konnte. Nichts macht sich dann komischer, als wenn es zu regnen anfängt, und der „Gentleman" den schon zur Vorsorge mitgenommenen Regenschirm aufspannt, dem kleinen Pferde die Fersen in die Seiten setzt und mit kurzen Steigbügeln, so daß die Knieen fast den Sattelknopf berühren, nach Hause galopirt."

Marktschreierei. Neulich empfahl ein Handelsmann in Paris auf der Straße der ihn umgebenden Menge seine Rasirmesser mit folgenden Worten: „Diese Rasirmesser, die ich in der Hand halte, sind bei dem Scheine eines Diamanten in einer Höhle in der Provinz Andalusien in Spanien verfertigt. Sie schneiden schnell wie ein Gedanke und glänzen wie der Morgenstern. Ich will nur zwei Worte sagen und bin fest überzeugt, daß Ihr mir dann abkauft. Legt diese Messer beim Schlafengehen unter das Kissen und am andern Morgen werdet Ihr über und über rasirt sein."

Marmontel lag an einer gefährlichen Brustverschleimung darnieder, die ihm den Schlaf und die Kräfte zugleich raubte. Da kam ihm ein Bild des Belisar von van Dyk in die Hände, und es fiel ihm ein, den Stoff, welchen Belisars Schicksal bietet, zu verarbeiten. So wie diese Idee ihn ein Mal ergriffen hatte, wurde sein Uebel gleichsam weggezaubert. „O Wunderkraft der Phantasie!" ruft er selbst aus, „das Vergnügen, meine Fabel zu erfinden, die Sorge, sie zu ordnen, sie zu entwickeln, die Rührung, welche die erste Ansicht der Situationen und der Scenen, wie sie mir vorschwebten, auf mich hervorbrachte,

das Alles ergriff mich und zog mich in dem Grade von mir selbst ab, daß mir alles, was man von Entzückungen erzählt, nicht mehr unglaublich scheint. Meine Brust war beklommen, schwer, ich hatte Anfälle von einem erstickenden Keuchhusten, aber ich gewahrte es kaum. Man besuchte mich, man sprach mit mir von meiner Krankheit, ich antwortete wie einer, der ganz andere Dinge im Kopfe hat: Belisar war es, woran ich dachte. Die Schlaflosigkeit, bis dahin so peinlich für mich, hatte nicht mehr jenes Langweilige, jene Marter der Unruhe. Nächte und Tage verstrichen mir im Nachsinnen über die Begebenheiten meines Helden."

Der habgierige Sultan von **Marokko**. Der Freiherr von Augustin, der im Jahre 1830 mit einer österreichischen Gesandtschaft in Marokko war, hat „Erinnerungen" von dieser Reise herausgegeben. Da erzählt er unter Anderem: „Der Geiz der Marokkaner wurde recht auffallend bei Gelegenheit der Geschenke, die er empfing und machte. Er erhielt Gold- und Silbergeräth, Uhren, prächtiges Porzellan, kostbare Stoffe, Kaffee, Thee, Zucker und Liqueur; dagegen gab er zwei kolossale Strauße, acht Pferde, fünf Gazellen, die aber gleich darauf starben, einen Leoparden, mehrere schöne Haiks von Seide und Goldstoff und sammetne, mit Gold gestickte Teppiche aus der Fabrik von Fez. Die beiden Gesandten erhielten ebenfalls jeder zwei Pferde. Diese aber waren, gleich denen für den Kaiser von Oesterreich, so schlechte Mähren, daß man sich gezwungen sah, zwei davon sogleich zum Austausch zurückzuschicken, wobei aber kein Vortheil herauskam. Da man vor dem Sultan nie mit leeren Händen erscheinen darf, die Gesandten aber gleich bei ihrer Ankunft gehört hatten, sie würden zwei Audienzen haben, so theilten sie ihre Geschenke vorsichtig in zwei Hälften; der Sultan hatte aber davon gehört und ließ sagen, sie möchten nur Alles bei der Audienz mitbringen, er sehnte sich darnach: bei der zweiten Audienz wolle er dann aber gar nichts verlangen. Der Wunsch mußte erfüllt werden. Was geschah? Da nun nichts von den Geschenken erfolgte bei der zweiten Audienz, ließ der Sultan sagen: die Gesandten möchten nur ihr Gepäck durchsuchen, es würde sich gewiß noch Einiges finden, namentlich Reste von Zucker und Kaffee; wär's auch nur ein Koffer voll, er würde auch dies Wenige mit Vergnügen nehmen. So mußte denn noch Alles zusammengesucht werden, um den Sultan von Marokko zu befriedigen."

Marokko. Doctor Shaw, ein Engländer, hatte die Ehre, bei dem Sultan von Marokko zu speisen. Derselbe gibt folgendes Verzeichniß von den Speisen, die bei diesem Diner servirt wurden. Die Suppe war eine Fischsuppe, in welcher ein ganzes Seekalb lag, mit einer Garnitur von Stören, Salmen und Meerschweinen. Darauf

kam eine Elephantenkeule mit Bohnen, sodann ein Fricassé von zwei Löwen und ein Kameelkopf. Das zweite Service bestand in zwei grillirten Straußen, einem Krokodil in der Brühe und einer Schüssel gebackener Kraniche und Störche. Außerdem standen auf dem Büffet zwei gebratene Büffel, farcirte Elephantenzungen und mehrere Schüsseln mit Hyänen-Lebern. Das ganze Diner wurde von den Marokkanern verzehrt. Ihr Getränk bestand in Cisternen-Wasser, Honig und spanischen Contrebande-Weinen.

Ursprung des Titels **Marquis**. Der Marchio, der Marquis, ward anfänglich von der Regierung der Marken oder Grenzländer so genannt. In Deutschland hießen sie Markgrafen. Marquis ist eigentlich ein französischer Titel und er kommt zuerst unter Karl dem Großen vor, welcher die Gouverneure von Gascogne also benannte.

Marschall. „Ich möchte," äußerte einst ein munterer Freund gegen Marschall Moncey, „Marschall von Frankreich mit Ruhegehalt sein; welch' herrliches Leben! Sie besitzen 700- bis 800,000 Francs Renten, Hôtels, Schlösser; die Glücksgöttin hat Sie mit Ehren, mit ihren glänzendsten Gaben überhäuft." — „Glauben Sie dies?" erwiederte der Marschall; „wohl! ich trete Ihnen das Alles ab um den hunderttausendsten Theil dessen, was es mich gekostet." — „In der That?" — „Ich scherze nicht. Stellen Sie sich an's Ende dieser Allee, auf fünfundsiebenzig, ja, um Ihnen zu beweisen, wie weit meine Großmuth geht, auf hundert Schritte. Ich lasse — Sie sehen, ich behandle Sie als Freund — nur dreißig Grenadiere, übrigens gute Schützen, antreten, auf Ihr Commando feuern sie nur ein einziges Mal auf Sie, werden Sie nicht getroffen, so gehört Alles, was ich besitze, Ihnen." Obgleich der Marschall funfzig Jahre lang von vielen Tausend Soldaten auf sich feuern lassen, fand sein munterer Freund das Wagstück doch etwas zu groß und wollte sich nicht dazu verstehen.

Marseillaise. Es wird manchem unserer Leser nicht unbekannt sein, daß die „Marseillaise", Text und Musik, von Einigen für eine deutsche Schöpfung ausgegeben wird; die Worte sollen von Forster und die Composition von J. F. Reichardt herrühren. Selbst in Frankreich gibt es Personen, die dies glauben; so versichern Buchez und Roux in ihrer berühmten großen Histoire parlamentaire de la Révolution française, die Composition jenes Revolutionsliedes sei keineswegs von Rouget de l'Isle, sondern „von einem gewissen Deutschen in Hüningen."

Andreas **Marvell** saß unter Karl II. für Kingston-upon-Hull im Parlamente, und wurde wegen seiner eminenten Unterhaltungsgabe

von dem lustigen Könige oft zu dessen Privatzirkeln gezogen. Eines Morgens, nach einem besonders heitern Abende, befahl der König seinem Kämmerer Danby, dem bisweilen etwas störrigen Volksrepräsentanten nebst seinem, des Königs, freundlichsten Gruße ein Geschenk von tausend Guineen zu überbringen. Marvell wohnte im zweiten Stocke eines dunklen Hofes. Lord Danby fand ihn am Schreibtische und entledigte sich seines Auftrags. Marvell klingelte. „Was hatte ich gestern Mittag zu essen?" fragte er den Diener. — „Eine Schöpskeule." — „Und was werde ich heute haben?" — „Den Rest aufgewärmt." — „Und für morgen, mein Lord," wendete sich Marvell zum Kämmerer, „will ich mir ein delicates Rückenstück bestellen. Melden Sie das Sr. Majestät, und ich weiß, Se. Majestät hat zu guten Geschmack, einen Mann, der vom Fleische seines Vaterlandes sich so vortrefflich nährt, mit goldenen Aepfeln bestechen zu wollen." — Lord Danby entfernte sich und Marvell schrieb seinem Buchhändler, ihm eine Guinee zu leihen. Dieses hat dem englischen Maler Charles Landseer Stoff zu einem trefflichen Bilde gegeben.

Ursprung des **Marzipans.** Im Jahre 1407 war in Sachsen ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdorrten und eine große Hungersnoth entstand, daß die Menschen Heu und Gras essen mußten und der Bissen Brot, wie eine welsche Nuß groß, 3 Pfennig kostete. Diese kleinen Brötchen nannte man Marcusbrötchen und man buk sie zum Andenken an die betrübte Zeit in der Folge am Marcustage, wo sie denn, auch gewürzt, den Namen Marzipan erhielten (von Marci panis, Brot des Marcus).

Bei Johann Friedrich **Mascov**, der eine Zierde der Universität Leipzig war, versammelten sich Sonnabends Nachmittags vornehme Studirende, Fremde und Gelehrte. Einst zogen in einer dieser Gesellschaften ein Paar sehr schöne Strümpfe Mascov's Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Besitzer hob einen Fuß in die Höhe, um die bewunderten Strümpfe bequemer betrachten zu lassen; zur Erkenntlichkeit wollte ihm Mascov, der wegen seiner Zerstreuung in Sachsen ebenso zum Sprichwort geworden war, als Newton in England, einem Andern präsentiren, ergriff ihn statt der Hand bei dem aufgehobenen Fuße und ließ ihn so quer durch das Zimmer hüpfen.

In einer Gesellschaft wurde von **Masken** gesprochen, und Jeder erzählte, in welcher Maske er auf der nächsten Redoute erscheinen werde. „Ich," sagte Herr v. Steinvogel, „werde als König Midas erscheinen und mir an die Maske Eselsohren nähen lassen." — „Dann sind Sie ja nicht maskirt," gab ihm eine lose Dame zur Antwort.

Masken-Abenteuer. Im polnischen Städtchen Plozk war ein gewaltiges Trinken und Tanzen am letzten Fastnachtstage. Viele Verlarvte hatten sich bei dem Gelage eingefunden, und einer von ihnen die grausige Gestalt des Mephistopheles angenommen. Dieser Pseudomephisto, den die Uebermacht des Punsches zu bewältigen drohte, wollte sich dem regen Kreise entwinden, und schlich die Treppe hinunter. Hier aber machte die frischere Luft ihn duselig, so, daß an kein Heimkommen zu denken war, und er ein stilles Kämmerlein zu finden trachtete, worin er sich sammeln könne. Unten neben der Treppe findet er tappend einen düstern Raum, darin einen Sessel, in den er sich wirft, und dann in einen festen Schlummer fällt. In diesem Raume war aber die Leiche eines Verewigten aufgestellt, welcher mit dem Morgen begraben werden sollte. Der Morgen kam heran, und mit ihm die Schaar der Leidtragenden. Kaum aber öffnet der erste von ihnen die Thür, als er entsetzt zurückfährt, da er neben dem Todten noch Jemanden gewahrt, der da mit Klumpfuß, Hornansatz und Furiengesicht paradirt und die Leiche eben holen zu wollen scheint. Die Versammelten erheben ein lautes Geschrei, das auch die Nachbarschaft herzuzieht. Die Vordersten werden trotz alles Sträubens hereingedrängt, wo der Teufel durch den schrecklichen Lärm aus dem Schlafe erwacht, nicht minder entsetzt über den Anblick, der sich darbietet, als die übrige Zuschauerschaft. Wer ruhig blieb, war der Todte. Die Andern hatten Mühe, zu sich zu kommen, als der ganze Hergang sich aufgeklärt hatte, worauf dann ein Jeder mit leichterm Herzen an seine Arbeit ging.

Maskenball. Zwei böhmische Köchinnen gingen am Faschings-Dienstage auf die Redoute und liehen sich bei einem Maskenhändler Masken aus. Dieser empfiehlt ihnen, auf die Masken recht Acht zu haben, da sie von Merinos seien. Auf der Redoute redet sie ein Herr an und spricht: „Meine lieben Masken, Ihr seid ja zwei sehr schöne Türkinnen!" Schnell antwortet die eine: „Mi san me kane Türkinn', mi san me Merinos."

— Eine Gesellschaft von Wechselagenten gab vor einigen Jahren einen Maskenball. Es erschien eine so große Menge Masken, daß in dem beschränkten Raume man vor Hitze kaum ausdauern und sich in dem unaufhörlichen Gedränge nicht frei bewegen konnte. Hauptsächlich waren sehr viele Türkenmasken dabei. Ein Paar Masken, ein Indianer und ein Grieche, kamen gewaltig in's Gedränge, und der Erstere klagte dies dem Letzteren. „Sein Sie nur ruhig," flüsterte der Grieche dem Indianer zu, „wir wollen uns bald Luft verschaffen." Dann näherte er sich einem Paar Türken und sagte zu ihnen: „Meine Herren Muselmänner! am Büffet ist etwas weggekommen. Man hat

eine Türkenmaske in Verdacht. Alle Türkenmasken sollen visitirt werden. Aengstigen sie sich daher nicht." Kaum hatte er dieses den beiden Masken gesagt, so raunte es ein Türke dem andern in's Ohr. Keine von diesen Masken wollte sich einer solchen Demüthigung aussetzen, und eine nach der andern verließ den Ball. Der Grieche hatte durch diese List seinen Zweck erreicht; man konnte leichter Athem schöpfen und sich freier bewegen.

Maskenball. Madame X., eine muntere Brüsselerin, hatte das Gelüste, einmal einen Maskenball mitzumachen, nicht an der Seite ihres Gemahls und aus dem Hintergrunde ihrer Loge zusehend, sondern sich hineinzustürzen in dessen tollste Tänze und eine jener Loretten kennen zu lernen, deren Rivalität, wie sie oft gehört, ehrsamen Frauen so gefährlich sein soll. Madame X. legte sich daher mit einem leichten Fieber und heftiger Migraine zu Bett, und sobald ihr Gemahl sie verlassen, sprang sie auf und eilte mit ihrem Cousin, den sie überredet, sie zu begleiten, auf den Maskenball. Nachdem sie sich an den abenteuerlichen Tänzen sattgesehen, lud ihr Cousin, Herr von C*, auf ihre Aufforderung eine der leichten Schönheiten, von denen es da wimmelte, zum Souper. „Unmöglich," erwiederte die Lorette, „mein Beschützer ist da." Aber Madame X. vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Cousins und die Schöne konnte endlich den vereinten Bitten, vielleicht noch mehr der lockenden Aussicht auf ein köstliches Souper nicht widerstehen. Das Trio begab sich in ein Cabinet der „Frères Provencaux." Schon begann die Lorette ihrer Lustigkeit freien Lauf zu lassen und durch ihre ungezwungenen Witze die arme Madame X. zum Erröthen zu bringen, als plötzlich eine wohlbekannte Stimme hinter der Thür des Cabinets erscholl und bebend vor Wuth verlangte, es solle geöffnet werden. „Ich bin verloren, das ist mein Gemahl!" rief Madame X. aus und nahm hastig die Maske vor. — „Ihr Gemahl! das wird lustig! ha! ha! ha! ha!" platzte die Lorette lachend aus, sprang auf, und öffnete trotz alles Protestirens der Madame X. die Thür. Herr X. betrat zornbleich die Schwelle, Madame X. verbarg sich das Gesicht in den Händen, als wäre dies nicht hinlänglich unter der Maske versteckt, und wünschte sich wenigstens hundert Klafter unter die Erde. Aber wie erstaunte sie, als der Sturm sie unberührt ließ und sich ganz über dem Haupte der muthwilligen Schönen entlud, die trotz dessen ohne Aufhören lachte. Nachdem Herr X. sattsam gewüthet, blieb er plötzlich ganz bestürzt still, da er sah, wie wenig sein Wüthen fruchtete. „Nun?" fragte die Lorette, „schon zu Ende?" Durch solche Kaltblütigkeit entwaffnet, wußte Herr X. kein Wort weiter zu sagen. Die ausgelassene Schöne nahm ihn lachend am Arme und sagte: „Nun, da Sie zu Ende sind, so führen Sie mich jetzt nach Hause." Herr X. willigte ein, neigte sich

aber vor dem Weggehen zu Herrn von C*, und flüsterte ihm in's Ohr: „Vor Allem, kein Wort davon meiner Frau!"

Maskenball. Auf einem Balle in Berlin erschien recht zeitgemäß auch eine Maske als Zeitgeist und repräsentirte denselben durch einen, aus lauter Rum- und Liqueurfässern zusammengesetzten Anzug. Der Kopf war ein Tönnchen mit Spanisch-Bitter, der Leib ein Faß mit feinem Jamaica-Rum, durch einen angebrachten Hahn konnte man den Inhalt versuchen. Arme und Beine waren ebenfalls Fäßchen mit Breslauer und Danziger-Liqueur, Baseler-Kirschgeist ꝛc. Kleine Verschen, welche die Maske vertheilen wollte, wurden ihr sogleich aus den Händen gerissen, so daß auch nur Einige, welche davon erhielten, mancher Einzelne aber eine Menge mit fort nahm. Der Vers lautete folgendermaßen:

Damit auf dem heutigen großen Balle
Der Geist nicht fehle, so bitt' ich Alle
Um die besond're Gefälligkeit,
In mir zu erkennen den Geist der Zeit!
Und da ein Geist nicht reden kann,
So bitte ich, rede mich Keiner an.
Will Einer was, so mag er es schreiben,
Die Antwort werd' ich ihm schuldig bleiben.
Was übrigens mein Costüm betrifft,
So steht es an jedem Theile mit Schrift,
Woher und wozu und was es enthält;
Als Zeitgeist hab' ich nur Geist'ges gewählt.

Maß- und Gewichtsverschiedenheiten in den verschiedenen Ländern. In Spanien verkauft man die Butter nach der Elle, und zwar in den Apotheken. Der Apotheker füllt die Butter in eine Spritze und bringt sie so in die Form von Stricken; darum wendet man bei ihrem Verkaufe ein Längenmaß an. In Schweden hingegen wird die Milch sehr häufig in gefrorenen Klumpen zu Markte gebracht, und deshalb nach dem Gewichte verkauft.

Ueber die **Maßen.** Als im Jahre 1810 die Schauspielerin Fräulein Maaßen in Berlin engagirt war und daselbst ungemein gefiel, wurde der Schauspielerin B. eines Tages eine Rolle abverlangt, um sie der Obigen zu geben. Die B. gerieth darüber so in Wuth, daß sie erklärte, sie könne den Abend nicht spielen. Der Theaterarzt stattete ihr einen Besuch ab und schrieb in's Attest: Demoiselle B. hat sich so über die Maaßen geärgert, daß sie heute unmöglich auftreten kann.

Der Ochsen-**Maßstab.** In einer kleinen Stadt war ein neues Schlachthaus erbaut worden. Die Metzgerzunft kam bei dem Magistrate mit der Klage ein, daß das Thor zu enge sei, um einen Ochsen durchzubringen. Der Bürgermeister begab sich nun selbst an Ort und Stelle, um es zu untersuchen, und indem er mit ausgebreiteten Armen durch das Thor passirte, rief er aus: „Wie? hier sollte kein Ochse durchkommen können?"

Die **Masse** muß es bringen. Ein insolventer Kaufmann, der aus seiner Concursmasse eine recht anständige Unterstützung bezog und noch außerdem unbekannte Zuschüsse erhielt, wurde einst gefragt: „Sie machen doch keine Geschäfte und leben höchst anständig; wo bekommen Sie nur das Geld dazu her?" — „Die Masse muß es bringen," war die Antwort.

Die **Materie.** Der Idealist Dr. Berkely läugnete das Dasein der Materie. Als er nun einst in tiefen Gedanken ging und mit der Nase gegen eine Säule stieß, blieb er einige Zeit betäubt stehen. Ein Materialist rief ihm darauf zu: „Kehre dich nicht daran, Doctor, es ist keine Materie."

Zurechtweisung eines **Mathematikers.** Auf dem Marktplatze einer Stadt begegnete ein Fremder einem gelehrten Mathematiker, und erkundigte sich nach der Wohnung eines Kaufmanns. Der Mathematiker ließ sich hierauf folgendermaßen vernehmen: „Setzen Sie die Figur ihrer Füße in Bewegung, folgen Sie der Diagonale dieses Marktplatz-Quadrats in einer mit dem Erdäquator parallelen Richtung, bis Sie dahin gelangen, wo zwei Schenkel des Dreiecks sich schneiden, dann wenden Sie sich links, beschreiben einen rechten Winkel, errichten eine Senkrechte, begeben sich fünfzig Schritte, durchschneiden in einem Winkel von siebzehn Graden die Seite des Paralellogramms, und Sie werden die Demonstration des Kaufmanns haben, den Sie suchen, indem Sie ihn an der Oeffnung des Hauses finden, die er zur Beleuchtung seines Gewölbes braucht." Der Fragende verließ den gelehrten Wegweiser ganz verblüfft und bestürzt, und er würde nach dieser Explication sein Lebtag den Kaufmann nicht gefunden haben, wenn nicht ein Einfaltspinsel von Taglöhner ihn mit wenigen Worten zurechtgewiesen.

Der berühmte Schauspieler **Mathews** besaß bekanntlich eine ungemein große Herrschaft über sein Gesicht, und mittelst einer Darmsaite, die er über die Nasenspitze zog, machte er sich jeden Augenblick unkenntlich. Einmal speiste er bei dem Besitzer eines bedeutenden Leihhauses. Derselbe wurde bei Tische abgerufen. Mathews, jetzt

allein, schob ein Paar silberne Löffel in die Tasche, ging damit auf's Comptoir und versetzte sie bei dem Leihherrn. Dann ging er wieder in's Speisezimmer und erwartete den Wirth, der auch bald kam und des Erstaunens kein Ende fand, als ihm Matthews den Pfandschein über seine eigenen, inzwischen bei ihm versetzten Löffel präsentirte.

Mathews hatte eines Tages bei'm Spazierenreiten seinen Diener mit einer Botschaft nach einem benachbarten Landhause geschickt, und hielt, dessen Ankunft erwartend, an einer Fähre, als ein irischer zerlumpter Bettler ihn um ein Almosen ansprach. Da Mathews sich nicht beeilte, seine Bitte zu erfüllen, klagte Jener, daß er auf dem Heimwege nach Irland sei, nichts zu beißen und zu brocken habe und ein halber Penny ein Schatz für ihn sein würde. Jetzt versicherte Mathews, daß es ihm kaum besser gehe, er nicht einen Heller bei sich habe und auf gut Glück warte, bis Jemand komme, der das Fährgeld für ihn auslegen wolle. „Ich würde das Pferd als Pfand zurücklassen," setzte er hinzu, „aber ich bin lahm, könnte mein Haus nicht erreichen." Der Bettler sah ihn einen Augenblick zögernd an, dann rief er: „Euer Gnaden sind lahm, und ich habe zwei gesunde Beine. So will ich das Fährgeld für Sie auslegen. Sie sind schlimmer daran, als ich." Damit zog er einen schmutzigen Fetzen aus der Tasche, worin er zwei Shilling in Kupferstücken hatte, und gab Mathews die Hälfte. Das war der Betrag des Fährgeldes. Mathews nahm die zwölf Pence. „Wie aber soll ich sie Euch zurückzahlen?" sagte er; „ich wohne ziemlich weit auf der andern Seite, und Ihr seid auf dem Wege nach Irland." — „Nun, Euer Gnaden," antwortete der Bettler, „so geben Sie das Geld dem ersten besten meiner armen Landsleute, dem Sie begegnen; 's ist Alles Eins." — „Abgemacht," erwiderte Mathews, und mit dem üblichen: „Langes Leben, Euer Gnaden!" setzte der Bettler seinen Weg fort. Mathews hatte wirklich keinen Heller bei sich, zufällig aber sein Reitknecht ein Goldstück. Das ließ er sich leihen, sprengte dem Bettler nach und drückte es ihm in die Hand.

— Bei einem großen Diner in London, welchem auch der berühmte Komiker Mathews beiwohnte, brachte Herr Shehan, gegenwärtig Herausgeber einer Zeitschrift in Dublin, die Gesundheit des (damals bereits verstorbenen) Großkanzlers John Curran aus. „Wer wird die Gesundheit von Todten ausbringen! das ist unschicklich!" rief Plunket. — „Ich bin nicht Ihrer Meinung!" erwiederte Shehan, „und trage noch einmal auf den Toast an." — „Sie sind nicht meiner Meinung?" rief wieder Plunket. „Wie meinen Sie das? Wollen Sie wetten, daß Curran nicht todt ist?" — „Gut, wetten wir fünf Pfund!" sagte Shehan, dem gleich Herrn Plunket der spanische Wein

schon etwas zu Kopfe gestiegen war. — „Die Wette gilt! Fünf Pfund, daß Curran todt ....“ — „Daß Curran noch am Leben ist,“ fiel Shehan ein. „Auf Curran's Gesundheit!“ Der Toast war kaum ausgebracht und von der ganzen Gesellschaft mit Lachen und Beifallsklatschen beantwortet, als Mathews sich erhob und mit einer tiefen Verbeugung für die Ehre dankte, die man ihm erwiesen. Gleich beim ersten Worte erkannte Jedermann Stimme, Accent, Gesticulation, ja selbst die Züge Curran's. Aber noch größer war die Ueberraschung, als Mathews ganz in der Weise, wie es Curran zu thun pflegte, eine Frage erörterte, welche zu jener Zeit das allgemeine Interesse erregte. Plunket — sonst nichts weniger als ein Verschwender — gerieth so in Entzücken über diesen Pseudo-Curran, daß er fünf Pfundnoten seinem Gegner hinwarf und ausrief: „Ich habe verloren, in bester Form verloren. Curran lebt und wird nicht sterben, so lange Mathews noch auf der Welt ist!“

Mathews. Dieser große Komiker unterhielt bekanntlich viele Jahre lang das englische Publicum durch sein Theater, auf welchem er Alles in Allem, d. h. die einzige mitspielende Person war. Seine „At home's,“ wie seine Dramen genannt wurden, geißelten die moralischen Gebrechen der Hauptstadt mit einer solchen Schärfe, er copirte in einem einzigen Stücke die verschiedensten Charaktere mit einer so feinen Nüancirung, daß ihm die Lustspieldichter sowohl als die berühmtesten Schauspieler seiner Zeit ein unerreichbares Talent zuerkannten. Die Art und Weise, wie Mathews zuweilen selbst seine Frau und seine Collegen durch die willkürliche Veränderung seiner Gesichtszüge und seiner Gestalt zu mystificiren wußte, übertrifft selbst Alles, was man in dieser Beziehung von Garrick gehört hat.

Mathews ist mit einem Scherze auf den Lippen gestorben. Sein Diener nämlich, der ihn auf seinem Sterbelager pflegte und wohl sah, daß sein Herr dem Verscheiden nahe war, vergriff sich, als er ihm nochmals Arznei reichen wollte, und gab ihm statt derselben einen Löffel voll Dinte. Ein Freund, der zugegen war, bemerkte dies und gerieth außer sich darüber. „Laß gut sein,“ antwortete der Sterbende mit matter Stimme, „laß gut sein, ich verschlucke ein Stück Fließpapier und die Sache ist wieder gut gemacht.“ Darauf drehete er den Kopf nach der Wand herum und — starb.

Matignon. Als der durch seine Offenherzigkeit bekannte französische Marschall v. Matignon aus dem Kriege zurückkam und nach Hause fuhr, kehrte er in dem Wirthshause eines Dorfes ein, um da die Nacht zuzubringen. Es war nur schlechte Kost vorhanden; jedoch setzte sich der Marschall vergnügt zu Tische. „Was ist das?“

fragte er, „warmes Brot? Ich will altbackenes.“ — „Gnädiger Herr, es ist keines vorhanden.“ — „Nun so soll man's sogleich zubereiten.“

Ein englischer **Matrose** befand sich in dem Theater eines Taschenspielers und sah mit Erstaunen den Kunststücken zu, welche derselbe machte. Plötzlich entstand in dem unter des Taschenspielers Auditorium befindlichen Kramladen eine furchtbare Explosion, ein Pulverfaß war in Brand gerathen, das Haus flog auf, der größte Theil der Zuschauer des Taschenspielers kam um. Der englische Matrose war durch das Fenster, an welchem er gestanden, in den Garten geschleudert, fiel durch einen zweigreichen Baum auf die weiche Erde, stand auf und sagte: „Das ist ein Teufelskerl! Nun bin ich doch neugierig, was er jetzt machen wird.“ Er glaubte, die Explosion sei gleichfalls ein Taschenspieler-Kunststück, es war für seine Nerven wenigstens kein besonders erschütterndes.

Der **Matrose** in der Miethkutsche. Zu Plymouth hatte ein Matrose vom Capitain die Erlaubniß erhalten, an's Land gehen zu dürfen; jedoch hatte er die ihm bewilligte Zeit um mehrere Stunden überschritten. Der Capitain machte ihm harte Vorwürfe. „Ach!“ sagte der Matrose, „es ist nicht meine Schuld. Ich habe mir ausdrücklich eine Chaise gemiethet, um desto schneller zurückzukommen. Als ich schon wieder an Ort und Stelle war, hatte der Kutscher kein Geld, um mir auf eine halbe Guinee herausgeben zu können, ich mußte also das übrige noch zwischen Plymouth und dort abfahren. Zu meinem Unglück befand ich mich aber eben wieder auf dem Fleck, von wo ich abreiste, als die halbe Guinee verfahren war, und nun mußte ich den weiten Weg zu Fuß machen. Daher die Verspätung.“

Dichter **Matthisson**, der im siebenjährigen Kriege Feldprediger in preußischen Diensten war, wurde kurz vor einer Schlacht von einem ihm befreundeten Husaren-Obristen aufgefordert, Stich zu halten, worauf er sein Pferd anhielt und gelassen erwiederte:

„Der Ruf geht nur an Euch, Ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin!
Stich halt' ich nicht. Ich reite weiter
Bis dort zu jenen Bergen hin.
Da bet' ich dann, wie Moses that,
Bis sich der Kampf geendet hat.“

„Bravo!“ rief gerührt der Obrist. „Thun Sie das, und das Schwert des Herrn wird mit uns streiten!“

Maul. Bei Eröffnung des Landtages zu R. sprach der aufgeblasene Kammerdiener eines vornehmen Landstandes, dessen Geist eben

nicht als der hellſte bekannt war, zu einem Kameraden: „Heute komm' mit, Peter, in den Reichsſaal, heute iſt es der Mühe werth; mein Herr wird eine Rede halten.“ — „So,“ antwortete Peter kalt, „ich dächte, das Beſte, was Dein Herr in der Verſammlung halten könnte, wäre — das Maul!“

Der Sattel ein **Mauleſel.** „Hört, guter Freund,“ riefen ein paar Studenten zu Pferde einem Bauer zu, der eben Kohl pflanzte, „was gebt Ihr uns, wenn wir Euch beweiſen, daß Ihr ein Krautſtengel ſeid?“ — „Darauf gebe ich eben nichts,“ entgegnete der Bauer; „ich aber will Euch beweiſen, daß Eure Sättel Mauleſel ſind.“ — „Na, ſo laßt doch hören!“ — „I nu, meine Herren, was zwiſchen einem Eſel und einem Pferde iſt, iſt ja nichts, als ein Mauleſel.“

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de, Präſident der k. Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geboren zu St. Malo 1698. Als Schriftſteller zeigte er ſich geiſtreich, voll Feuer und Phantaſie, aber auch oft geſucht, ſteif und öfters ſogar anſcheinend widerſinnig; er hatte viele Streitigkeiten mit Voltaire, der ſeine Projecte: eine Stadt anzulegen, wo Lateiniſch geſprochen würde; die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht geſund würden; das Daſein Gottes durch eine algebraiſche Formel zu beweiſen; ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. ſ. w., lächerlich machte. Er ſtarb im Jahre 1759 zu Baſel, als er eben nach Frankreich zu reiſen im Begriffe war.

Maus. Ein preußiſcher Soldat in Graudenz hatte ſechs abgerichtete Mäuſe in einem Drahtkäfig. Jede Maus hatte ihr eigenes Halsband und wohnte in einem Häuschen, welches mit dem Halsbande gleiche Farbe hatte. Uebrigens war im Käfig ein allgemeiner Sammelplatz, ein Gefängniß und verſchiedene Plätze zum Freſſen, Saufen und Ausleeren. Auf einen Pfiff kamen ſie auf den Sammelplatz und gingen nach Commando zum Freſſen oder Saufen. Wurden ſie in's Gefängniß geſchickt, ſo ſteckten ſie den Kopf zwiſchen die Vorderfüße, krochen zuſammen und rührten ſich nicht. Nie verunreinigte eine Maus den Käfig, oder ging zu einem andern Freß- oder Saufnapfe, als dem ihrigen, wie man leicht aus der Uebereinſtimmung der Farben, der Plätze und Halsbänder ſehen konnte, und ſelbſt von dem angenehmſten Fraß rief ſie der Pfiff des Herrn ab.

Man hat berechnet, daß die **Mäuſe** 500 Schritte in einer Secunde, alſo 30,000 in einer Minute machen. Wäre ein Pferd eben ſo geſchwind auf den Beinen, ſo könnte man in einer Stunde 200 Meilen reiten.

Das **Mauſen.** Auf einem Kaffeehauſe kam das Geſpräch auf einen unbekannten Induſtrieritter, der ehemals alle Bäder und große Städte zur Bade- und Faſchingszeit beſucht, dort eine glänzende Rolle geſpielt und von dem man ſeit langer Zeit nichts mehr gehört hatte. „Kennen Sie ihn denn nicht?“ fragte einer aus der Geſellſchaft den Juden N. N.: „Sie müſſen ihn ja in Leipzig geſehen haben, er trug immer eine große Katze um den Leib.“ — „Mei! was wollt' ich nicht?“ verſetzte der Jude, „aber mit der Katze iſt's vorbei, er legt ſich nun auf's Mauſen.“

Mütterliche Mauth. „Ich habe nicht eine einzige weibliche Bekanntſchaft. Den Mädchen iſt hier ſchwer beizukommen. Jede Mutter iſt die Mauth ihrer Tochter, ſie laſſen keinen Liebhaber durch. Nicht etwa, daß ſie ihn zurückwieſen, aber ſie confiſciren ihn zu ihrem eignen Vortheil,“ ſchrieb vor Jahren Börne aus München.

Mauthfreiheit. Ein Bürgerrepräſentant glaubte, er könne, vermöge ſeiner Würde, bei jeder Mauth frei paſſiren. Er ſtieg zu Pferde, und fragte am Schlagbaum, ob er als Deputirter nicht frei von Mauthgebühren wäre. „O ja,“ antwortete der Mauthbeamte; „Sie, mein Herr! ſind frei, aber für Ihr Pferd müſſen Sie bezahlen.“

Kaiſer **Maximilian** I. erregte als Kind großen Kummer ſeiner Sprache wegen, indem er bis in das neunte Jahr kein deutliches Wort ſprechen konnte, ſondern entſetzlich ſtotterte; doch lernte er in der Folge ganz ordentlich Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch.

— Maximilian war in Erforſchung ſeines Geſchlechtes, Alter und Aufeinanderfolge ſehr genau und neugierig, deshalb überredete ihn ein vorwitziger Fuchsſchwänzer, daß er ihm ſeines Stammes Herkommen aus der Arche Noah's herführen und beweiſen könne; welches dem Kaiſer alſo anlag, daß er alle anderen Sachen, Verrichtungen und Geſandtſchaften anſtehen ließ und dieſem Werk allein oblag, bis endlich ſein Koch, ein halber Schalksnarr, nach erlangter Erlaubniß zu reden, zu Ihrer kaiſerlichen Majeſtät ſagte: es wäre derſelben dieſes nachforſchende Studium weder nütz noch wohlanſtändig. „Denn,“ ſagte er, „jetzo verehre ich Euer kaiſerliche Majeſtät als einen irdiſchen Gott, wenn wir aber bis auf die Arche Noah's gerathen, ſo werden wir gar zu nahe Verwandten werden; denn wir kommen alle aus derſelben.“

Als der Kaiſer Maximilian einſt krank wurde, beſchied er mehrere Aerzte zu ſich, mehr um ſich an ihrem Treiben zu ergötzen, als ihren Vorſchriften zu folgen; an jeden wandte er ſich privatim mit der

Frage: „Quot?“ (wie viele?) Alle geriethen in Verlegenheit und wußten das Räthselwort nicht zu deuten. Nur ein alter Practicus unter den Befragten, welcher errieth, daß der Kaiser mit dem Worte: „Quot?“ nichts weiter fragen wolle, als: „wie viele Leute er schon geliefert hätte?“ bedeckte mit der flachen Hand seinen Bart, indem er sagte: „Tot!“ (so viele!) Der Practicus erwarb sich dadurch die Gunst des Kaisers, weil er durch seine Antwort sowohl den größten Geist als die größte Aufrichtigkeit an den Tag legte.

Kaiser **Maximilian** stieg, als ihn auf der Jagd ein heftiges Gewitter überfiel, mitten unter seinen Hofjunkern vom Pferde, fiel mit entblößtem Haupte auf die Knie und sprach: „Dir, o donnernder Herr, sei allezeit Ehre! Du allein hast alle Macht, Du allein bist Kaiser, wir sind alle Deine Bauern.“

Maximilian I., auf einem der ersten Throne Europa's sitzend, vergaß nie den eigentlichen Adel der Menschennatur, vergaß nie, daß auch er ein Mensch sei, vergaß nie, daß er seine erhabene Stellung nur dem Allerhöchsten zu verdanken habe; und von solchen erhabenen Gesinnungen und Gefühlen beseelt, konnte ihn der Tod weder überraschen noch erschrecken. — Wo er einen Gelehrten fand, der sich in seinem Fache wirklich auszeichnete, konnte derselbe, ohne Rücksicht auf hohe oder niedere Geburt, seiner Auszeichnung gewiß sein. „Billig ziehe ich Diejenigen vor,“ sagte er, „welche die Natur selbst vorgezogen hat.“ — Als bei Gelegenheit seiner Abfassung der Ahnentafeln für sein erlauchtes Geschlecht ein Tadelsüchtiger seines Hofes folgende Verse an die Wand schrieb:

Als Adam hackt' und Eva spann',
Wo war damals der Edelmann?

schrieb er, zum Beweise seiner Bescheidenheit sowohl, als auch im gerechten Gefühle seines eigenen Werthes und seiner Würde, folgende Zeilen als treffende Antwort darunter:

Ich bin ein Mann, wie ein and'rer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

Vor einem solchen Charakter mußte wahrlich auch der heftigste Widersacher Ehrfurcht empfinden. So antwortete Ludwig XI. von Frankreich einem geschmeidigen Höflinge, welcher den Kaiser nur den Bürgermeister von Augsburg genannt hatte: „Sprich nicht so schimpflich von Max; glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke ziehen läßt, so ist ganz Deutschland im Harnisch und ganz Frankreich zittert.“ — Kaiser Maximilian war von ansehnlicher Größe, stark und schön gebaut, sein Anstand wahrhaft kaiserlich, sein Gang fest und

herrisch. Aus den beständig unruhigen blauen Augen blitzte ein liebliches Feuer, doch fürchterlich flammend im aufgereizten Zorn. Die um Brust und Nacken flatternden Haare waren von dem schönsten Goldgelb, wurden aber frühzeitig weiß. In der Farbe seines Gesichtes hatte sich mit den Rosen der Jugend, bräunliche, männliche Kraftfülle gepaart. Seine Adlernase bildete mit der über den Bogen der Augenbrauen stark ausgewölbten Stirne, dem ungemein angenehmen Munde und sanft vorgebogenen Kinn, den vollendetsten Ausdruck von Würde und Kraft. Eines der gelungensten Bildnisse dieses Kaisers ist jenes von Albrecht Dürer, in der kaiserlichen Gemälde-Gallerie zu Wien im Belvedere befindlich. Er war von sanguinischem Temperamente, glühendem Blute, überaus reizbar, in der ersten Aufwallung sehr stürmisch, aber von der ihm innewohnenden Güte sogleich wieder besänftigt. Auch ohne Zweck gönnte er sich keinen Augenblick Ruhe; die Tafel verfloß meist unter wichtigen und folgenreichen Gesprächen. Er dachte unaufhörlich, schrieb aber wenig mit eigener Hand; sondern dictirte meistens, ein untrügliches Kennzeichen eines ungeduldigen Geistes. Sein Wahlspruch war: Per tot discrimina. (Durch so viele Wechselfälle.) Weit entfernt, wissenschaftliche Aufklärung als eine Feindin der öffentlichen Ruhe unterdrücken zu wollen, benutzte er sie vielmehr zum Glanze und Glücke seines Reiches, und verachtete nur jene Wissenschaften, welche nach seiner richtigen Ansicht die Geister mehr verwirren und vom gesunden Verstande ableiten, anstatt sie zum Rechten zu führen und wahrhaft Nützliches zu befördern.

Kaiser **Maximilians** I. Tod. Im Jahre 1518 hielt Kaiser Maximilian den Reichstag zu Augsburg, den er durch seine persönliche Gegenwart belebte; er war der letzte seines Lebens. Als dieser beendigt war, ohne daß der Kaiser seine Hauptpläne: Hinderung der siegreichen Fortschritte der Türken, Beilegung der Meinungszwistigkeiten in Deutschland, hätte durchführen können, zog er sich nach Innsbruck zurück. Schon während des Reichstages hatte ihn ein schleichendes Fieber befallen. Zu Innsbruck beschäftigte er sich damit, Gesandtschaften zu empfangen und abzufertigen; auch trug er Sorge dafür, daß nach seinem allenfalligen Absterben sein Enkel Karl, der damals 18 Jahre zählte, zu seinem Nachfolger im Reiche gewählt werden möchte. Unter diesen Beschäftigungen nahm sein Fieber immer mehr zu. In der Meinung, durch Luftveränderung würde sich die Krankheit legen, unternahm er eine Reise nach Oesterreich, und zwar zu Wasser. In der Stadt Wels angelangt, zeigte sich seine Krankheit im Zunehmen, weshalb er sich zu Bette begeben mußte. Bald zeigten sich die Anzeichen seiner nahe bevorstehenden Auflösung. Da ließ er in aller Eile den Pater Georg, einen Karthäusermönch, der vor Zeiten sein Beichtvater gewesen, aus Freiburg zu sich kommen, einen

gottseligen und gelehrten Mann. Diesen führte der kranke Kaiser seinem Hofstaate mit den Worten auf: „Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen.“ Er nahm hierauf die heiligen Sacramente der Sterbenden und fügte sich mit unbeschreiblicher Demuth und Geduld in den göttlichen Willen. Mit seinem Beichtvater unterhielt er sich durch Gespräche von göttlichen Dingen. Auch ließ er zwei Gelehrte von der Universität zu Wien an sein Krankenlager berufen. Bei Tage nahm er immer noch Besuche von Rathsherren und Rednern an, mit denen er sich die Zeit vertrieb; des Nachts aber, wo ihn der Schlaf verließ, ein Vorzeichen des bald erfolgenden langen Schlafes, mußte ihm Johannes Stabius Geschichte vorlesen. Als man ihm rieth, er möchte sich zu seinem Ende vorbereiten, antwortete er: „Das habe ich längst gethan, jetzt wäre es zu spät dazu.“ Und in der That hatte er fünf Jahre lang sein Todtengeräthe in einem Sarge mit sich herumgeführt. Er setzte seinen letzten Willen auf und bestätigte, zur Vermeidung aller Unordnung, alle seine Unterthanen in ihren Aemtern und Würden, bis sein Enkel Karl ins Reich käme. Er befahl, seine Leiche einen Tag lang Jedermann zu zeigen, damit sich seine Unterthanen des allgemeinen Looses der Sterblichkeit desto kräftiger erinnern möchten. Seinen Räthen und Dienern bot er zum Abschiede jedem die Hand, und als sie um ihn weinten, sagte er: „Warum weinet Ihr? daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?“ Er starb endlich zu Wels an der Ruhr, den 12. Januar 1519, als er 26 Jahre regiert und sein Leben auf 59 Jahre, 9 Monate, 21 Tage gebracht hatte. — Zugleich mußte man, vermöge letzter Verordnung, ihm alle Haare abscheren, die Zähne ausbrechen und solche auf dem Kirchhofe zu Pulver verbrennen, wie auch den Körper in dreifacher Kleidung Jedermann sehen lassen. Er liegt zu Neustadt unter Sanct Georgens Altar dergestalt begraben, daß der Priester ihm jederzeit, wie er begehrt, gleichsam auf der Brust stehen muß, wenn er Messe hält.

Max, König von Bayern. Der Graf de la Garde erzählt folgende Anecdote von seinem Aufenthalte in Wien während des Congresses: „Eine der merkwürdigsten Versammlungen während des Congresses war ohne Zweifel das Diner oder Piknik, zu welchem der Admiral Sir Sidney Smith alle damals in Wien anwesenden Souveraine einlud, um dabei eine Gelegenheit zu erhalten, eine Sammlung zum Loskaufen christlicher Sclaven in den afrikanischen Raubstaaten zu veranstalten. Es wurden viele Billets abgesetzt, von denen eins drei Ducaten kostete, und der Wirth im Augarten übernahm das Diner. Alle Souveraine waren der Einladung gefolgt und die meisten übrigen vornehmen Personen, Minister, Generale, Gesandte folgten ihrem Beispiele, so daß die Zahl der Gäste sich auf hundertundfunfzig belief. Nach der Beendigung des Mahles ging ein Kellner mit einem

goldenen Teller herum, um von jedem Gaste die drei Ducaten einzucassiren, und dabei kam eine interessante Episode vor. Der Kellner gelangte zu dem vortrefflichen Könige Max von Bayern. Er hielt ihm den Teller vor, und der König griff in die Tasche seiner Weste, dann in die des Fracks; vergebens — alle Taschen wurden durchsucht, und nirgends fanden sich die drei Goldstücke. Ohne Zweifel hatte Max, dieses Muster eines Königs, unterwegs den Inhalt seiner Börse in die Hand eines Armen geschüttet, der ihn angesprochen, wie er es fast alle Tage zu thun pflegte. Der ersten Untersuchung der Taschen folgte eine zweite noch sorgfältigere, aber gleich fruchtlose; es war kein Geld zu finden. Der König wurde verlegen und sah sich nach seinem Kammerherrn als seinem Retter um, aber dieser war eben in einem lebhaften Gespräche mit dem Herrn von Humboldt begriffen und bemerkte den Blick und Wink seines Königs nicht. Dieser sah fortwährend von dem Kellner zu dem Kammerherrn und von dem Kammerherrn auf den Kellner, und seine Verlegenheit wurde so groß, daß er nahe daran zu sein schien, wie Richard III. auszurufen: „Drei Ducaten! Drei Ducaten! Ein Königreich für drei Ducaten!" Man lächelte an der Tafel, und Gott weiß, wie der treffliche Max sich aus der Verlegenheit befreit haben würde, wenn nicht seine Nachbarn sich beeilt hätten, ihm zu Hülfe zu kommen. Schon war Prinz Eugen aufgestanden, um den Kellner zufriedenzustellen, der nicht wich und nicht wankte und fortwährend den Teller hinhielt; aber der Kaiser Alexander kam ihm zuvor. Er winkte dem Kellner und schüttete den ganzen Inhalt seiner Börse auf den Teller, während er in ein herzliches Lachen ausbrach. Alle Anwesenden lachten auch und der gute Vater Max stimmte endlich fröhlich selbst mit ein.

Der König **Max** von Bayern kommt einmal in ein Dorf und unterhält sich mit dem Schultheiß: „Wie geht's, wie steht's?" fragte er. — „Königliche Majestät, ich bin ein größerer Herr, als Sie," antwortete der Schultheiß. — „Wie ist das zu verstehen?" — „Ja, sehen Ew. königliche Majestät, wenn Sie etwas befehlen, so geschieht's; ich muß aber zehnmal befehlen, bis etwas geschieht: also habe ich mehr zu befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, ist ein größerer Herr."

Aus dem Leben des Königs **Max** von Bayern. Eines Morgens ging der König im englischen Garten spazieren und begegnete einem Soldaten. Es entgeht ihm nicht, daß dieser, indem er sich in Parade aufstellt, etwas verbergen möchte, das er in der linken Hand trägt. „Was hat Er in der Hand?" — Der Soldat erröthet, als wenn es sich für ihn nicht schicke, und zeigt zögernd einen Blumenstrauß. „Ew. Majestät, Vergißmeinnicht." Der König legt sein schönes Gefühl in

das Wort; er nimmt den Strauß, theilt ihn, gibt dem Krieger die Hälfte zurück, und spricht: „Wir theilen, Vergißmeinnicht!“ Der gerührte Soldat nahm den halben Strauß wie ein heiliges Unterpfand; er blutete auf manchem Schlachtfeld für seinen König und erwarb sich von ihm die goldne Medaille. Diese Anecdote gab Stoff zu einem Soldatenliede, das während des russischen Kriegs in der Armee gesungen wurde.

Max Joseph I. von Bayern. König Maximilian Joseph kam auf seiner Reise nach Wien zum Congreß über Lambach. Der Kammerfourier Boshardt begleitete ihn mit anderm Gefolge. In Lambach wurde über Nacht geblieben. Im Ganzen hatte man wenig verzehrt. Am Morgen des andern Tages begehrte der Wirth für die Zeche 1500 fl. — „Dies ist ja doch entsetzlich theuer,“ meinte Boshardt, „und wahrhaftig,“ rief er aus, „das getraue ich mir dem Könige nicht zu melden.“ — „Ich kann's nicht wohlfeiler geben,“ sagte der Wirth. Boshardt bequemte sich also — weil es ihm zu übermäßig schien — dies dem Könige zu sagen. „Ei, so zahl's,“ sagte der König. — „Aber es ist doch wahrhaftig geprellt,“ meinte Boshardt. — „Was geht Dich's an,“ entgegnete der König, „Du zahlst die Zeche, und damit Punctum.“ — Sie wurde gezahlt, und man reiste nach Wien. Auf dem Rückwege kam man wieder über Lambach. — Schon eine Strecke vorher befahl der König, es solle bei dem Wirthe, wie das letzte Mal, eingekehrt werden. — Boshardt suchte dem Könige die theure Zeche wieder in's Gedächtniß zu rufen. Allein der Monarch wollte von keiner Einrede hören, er blieb auf seinem Befehle. — Man blieb also zum zweiten Mal bei'm theuern Wirth über Nacht, und Jedermann aus dem Gefolge ließ sich angelegen sein, für die zu hoffende theure Zeche auch theuer zu zehren. Hungrig und durstig ging Niemand zu Bette. — Am andern Morgen fragte der königliche Kammerfourier Boshardt, wie viel Se. Majestät zu bezahlen haben? — „Nichts,“ antwortete der Wirth. — Boshardt sah den kurzen Redner mit großen Augen an und entgegnete: „Der König von Bayern wird wohl nicht umsonst bei Ihnen logiren wollen.“ — „Das mag sein, wie es will, diesmal kostet es nichts,“ wiederholte der Gastwirth. — Als nun alles vernünftige Repliciren nichts half, lief Boshardt zum Könige und erzählte kurz die drollige Geschichte. Max Joseph lachte, wunderte sich, glaubte das Ganze nicht und befahl endlich, der Wirth solle zu ihm kommen. — Dieser kam und wiederholte auf die Frage des Königs, was er schuldig sei: „Nichts!“ Als aber der König von Bayern schärfer zu sprechen begann, fiel der Wirth dem Monarchen zu Füßen. Der hob ihn schnell auf und schüchtern sprach Jener: „Ew. Majestät bitte ich fußfällig um Verzeihung: jüngst, als Allerhöchstdieselben mir die Gnade der Einkehr

schenkten, war ich in Gefahr, auf die Gant zu kommen. Funfzehnhundert Gulden konnten mich retten; ich verlangte sie, sie wurden mir gegeben und ich wurde vom häuslichen Untergange gerettet. Nun, da ich's bin, will ich nicht noch einmal die Gnade Ew. Majestät mißbrauchen, ich sollte eigentlich noch herauszahlen — aber eben deswegen kostet diesmal die Zeche nichts!" — Der König antwortete: „Es freut mich sehr, wenn ich Dir geholfen habe aus dem Gröbsten; aber geschenkt mag ich auch von keinem Wirth eine Zeche, darum, Boshardt! zahle ihm nochmals 1500 fl. aus, damit die Hülfe dauernd ist; aber Du, Wirth," fuhr er zu diesem fort, „schnüre mir keinen Bayer mehr!" — Ob dies nicht mehr geschah, oder doch, haben die Annalen nicht aufbewahrt.

Mayerbeer. (Der Teufelsboden.) Vor einigen Jahren kam ein sehr anständig gekleideter Mann zu dem Portier eines Hauses, und fragte ihn, ob daselbst Wohnungen zu vermiethen seien; der Hausmeister bejahte die Frage, indem er bei dem Anblicke des rothen Bandes im Knopfloche des Fremden seine Mütze abnahm. „Ich möchte den Boden haben. Was ist dafür Miethe zu bezahlen?" — „Nicht mehr als 100 Francs jährlich; allein für einen Herrn, wie Euer Gnaden, scheint mir..." Der geheimnißvolle Unbekannte warf einen Louisd'or dem Hausmeister hin, und stieg zu dessen großem Erstaunen in eine sehr elegante Equipage. — „Das Ding scheint mir sehr kurios," sagte der Hausmeister zu seinem Eheweibe, „ein Mann, wie es scheint, aus der großen Welt, der unter dem Dache wohnt..." Der Fremde kam bald darauf wieder zurück, von einem Träger begleitet, welcher eine große Truhe aus Ebenholz trug, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem Sarge hatte. — „Was enthält denn das schwarze Ding da?" fragte der Hausmeister den Träger. — „Ich weiß es nicht, aber das Ding ist sehr schwer!" — Gleich darauf sagte der Unbekannte zu dem Hausmeister: „Ich werde außer einem einzigen Manne für Niemanden hier zu sprechen sein; dieser will nicht, daß man davon wisse, daß er mit mir arbeitet. Er wird, so oft er kommt, sagen: „Ich komme wegen des Teufels." Der Hausmeister und seine Ehehälfte sprangen bei diesen Worten in die Höhe; der Unbekannte aber stieg auf seinen Boden hinauf. Der erwähnte Besucher kam noch an demselben Tage. Er war in der That ein Wesen mit einer sehr finstern Physiognomie. „Wegen des Teufels," rief er. „Gehen Sie nur hinauf, der Herr ist zu Hause." Das ging so einen Monat fort. Der Hausmeister konnte seine Neugierde nicht mehr bezähmen, und beschloß um jeden Preis zu erfahren, was die beiden Freunde da oben auf dem Boden Geheimnißvolles trieben. Er stellte sich also an die Thür der Bodenkammer, legte sein Ohr an's Schlüsselloch, und hörte Folgendes: „Nun, also frisch, muthig," sagte der Miethsmann. — „Sie haben leicht sprechen,

glauben Sie, daß es eine so leichte Aufgabe ist, den Teufel zu spielen." — „Es ist schwer, aber man kann ihn doch spielen." — „Mein Gott!" sagte der Portier, „welche Böswichter!!! Sie haben einen Pact mit dem Teufel gemacht!!!" — „Sie werden einen imposanten Ruf an den Satan ergehen lassen, alle Teufel werden Ihrer Stimme antworten." — „Gott steh' mir bei," heulte der erschreckte Hausmeister, und lief die Stiege hinab... „Ich melde gleich Alles dem Commissair." Die Polizei erschien bald auf dem Boden und rief den beiden Teufelsbeschwörern zu: „Aufgemacht, im Namen des Königs." Der Commissair befragte zuerst den Miethsmann um seinen Namen. „Giacomo Mayerbeer," wurde lächelnd geantwortet. — „Und der Ihrige?" wendete sich der Commissair zu dem Andern; „Levasseur, erster Baßsänger an der großen Oper." — „Ihre Namen genügen, um mir den Irrthum des Hausmeisters zu beweisen." Dieser fragte hierauf: „Warum sprach denn dieser Herr mit dem Teufel?" Anstatt einer Antwort öffnete Mayerbeer die Truhe, es war eine ganze Partitur darinnen, auf welcher die Worte standen: Robert der Teufel. „Ich habe diesen Boden gemiethet, um mit Herrn Levasseur die Rolle einzustudiren, die er in meiner Oper zu singen hat. Im Hôtel des Princes, wo ich wohne, konnte ich dies nicht. Da uns Beiden daran lag, ein Incognito zu beobachten, so wurde von Herrn Levasseur das Losungswort: Ich komme wegen des Teufels! erfunden." — Mayerbeer und Levasseur rächten sich auf glänzende Weise. Vierzehn Tage später sah man den Commissair und Denuncianten-Hausmeister, jeden in einer Loge bei der ersten Vorstellung des Meisterwerkes „Robert der Teufel."

Der französische Dichter **Maynard** (geboren 1582, gestorben 1646), obgleich ein Mitglied der Academie, hatte doch immer mit Mangel zu kämpfen, und da alle Versuche, in eine behagliche Lage versetzt zu werden, mißglückten, verließ er endlich Paris und zog sich in eine Provinzialstadt zurück. Hier heftete er an die Thür seines Zimmers folgende Verse:

Las d'espérer et de me plaindre
Des muses, des grands, et du sort
C'est ici, que j'attends la mort
Sans la désirer ni la craindre.

Müde, Etwas zu hoffen
Von den Musen, von den Großen
Und dem launenhaften Glücke,
Mich darüber zu beklagen,
Will ich hier den Tod erwarten,
Ihn nicht wünschen und nicht scheuen.

Er konnte es indeß in dieser Abgeschiedenheit nicht lange aushalten und kurz vor seinem Tode sehnte er sich so sehr nach Paris, daß er dorthin zurückkehrte. Während seiner Abwesenheit hatte sich dort Vieles geändert, und vorzüglich die Sprache hatte einen neuen Umschwung erhalten. In der Unterhaltung mit seinen alten Bekannten hörte er von solchen oft: dies Wort ist nicht mehr üblich. Da ihm diese Bemerkung so vielfältig wiederholt wurde, so machte er endlich folgendes Epigramm:

En cheveux blancs il me faut aller,
Comme un enfant, tous les jours à l'école?
Que je suis fou d'apprendre à bien parler,
Lorsque la mort vient m'ôter la parole.

Mit grauem Haare soll, wie ein kleiner Knabe,
Zur Schul' ich geh'n; es thöricht von mir ist,
Noch zierlich sprechen lernen, wenn im Grabe
Der Tod den Mund auf immer mir verschließt.

Meaupou. In Frankreich gab es einst einen Minister, der allgewaltig herrschte. Ein Dichter machte einige Liedchen auf ihn, die denselben in großen Zorn setzten. Diesem sich zu entziehen, floh der Poet nach England; die verbotenen Liedchen wurden aber durch ganz Frankreich so häufig gekauft, daß der Verfasser einen reinen Gewinn von 30,000 Livres davon hatte. Nun setzte sich der glückliche Poet hin und schrieb eine neue Satyre gegen den Minister, die er ihm von England aus mit folgenden Zeilen zusendete: „Gnädiger Herr! Mein höchster Wunsch war stets, es einmal so weit zu bringen, 3000 Livres jährlicher Einkünfte zu haben. Sie haben die Gnade gehabt, mir zur Hälfte dieser Summe zu verhelfen, indem ich für die Ihnen mißfällig gewesenen Gedichtchen 30,000 Livres eingenommen habe, die, zu 5 Procent angelegt, mir jährlich 1500 Livres einbringen. Jetzt habe ich eine neue Satyre gegen Sie geschrieben, die ich hiermit die Ehre habe, mit der demüthigen Bitte zu übersenden, sie eben so ungnädig aufzunehmen, wie die erste. Dann werde ich binnen Kurzem die andere Hälfte des gewünschten Einkommens besitzen, und verspreche dagegen feierlich, Dieselben nie mehr mit meiner Feder zu incommodiren." — Welchen Eindruck dieses Schreiben auf den Minister, der Meaupou hieß, machte, kann man sich denken; zu seinem Ruhm muß aber bemerkt werden, daß er diesmal klug genug war, keinen Lärm zu schlagen.

Der **Mediciner** und Jurist. „Was meinen Sie, Herr Gevatter, welchen Stand soll ich meine beiden Söhne wählen lassen?" fragte ein ehrlicher Bürger seinen Nachbar, einen schlauen, vielerfahrenen

Mann. — „Ich dächte," sagte dieser, „Sie ließen den einen Medicin und den andern Jurisprudenz studiren; dann ist gleich beiden geholfen. Der Erste macht brav Wittwen und Waisen, und der Andere regulirt den Nachlaß, so arbeiten sich Beide in die Hände."

Die **Medicin** bringt gewiß sehr viel Licht in die Welt, denn durch sie wird die Menschheit sehr gelichtet! S.

Theure **Medicamente.** Als Papst Clemens XVII. im Jahre 1534 krank war, verbrauchte er in zehn Tagen für 40,000 Ducaten Arzenei, die nach dem damaligen Stande der Medicin aus Gold, Edelsteinen und Perlen, besonders aus Diamanten, bereitet war.

Curiose **Medicamente.** Auf einem Maskenballe, zur Feier eines hohen Geburtsfestes, erschien auch eine Maske, welche Droguerieen ausbot, unter denen sich folgende auszeichneten: Macassar-Oel für diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaster für diejenigen, die wohl wissen, wo sie der Schuh drückt. — Wunder-Salbe für Frostbeulen am Herzen. — Ohren-Balsam für diejenigen, die Alles nur halb verstehen. — Seife für diejenigen, die sich gern weiß waschen möchten. — Extrait de plusieurs simples. — Pomade für die, an denen kein gutes Haar ist. — Scheidewasser, um lästige Verbindungen aufzulösen. — Wunderthätige Mirtur gegen die Einseitigkeit. — Peruanischer Balsam zu Einreibungen für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Auflösende Pillen für verhaltene Seufzer. — Präcipitat für diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Veritable Augsburger Lebens-Essenz für diejenigen, die nicht zu leben wissen. — Niederschlagendes Pulver für zu hohe Ansprüche. — Probates Mittel gegen den Stein des Anstoßes. — Lait virginal, um seine Hände in Unschuld zu waschen. — Sublimat für diejenigen, die zu sehr an der Erde kleben. — Heftpflaster für Schwätzer. — Höllenstein für böse Zungen. — Elastisches Fluidum, um dem Mantel der christlichen Liebe einige Dehnbarkeit zu verschaffen.

Wie tief ist das **Meer?** Capitän Roß hat auf seiner Entdeckungsreise die Tiefe der Südsee gemessen, und bei 15000 Fuß, d. h. fast zwei Drittel deutschen Meilen, Grund gefunden.

Meer. Das Meer der Vergessenheit ist größer als der Ocean, — denn was fällt nicht alles hinein, und es — ist immer noch Platz.

Meerschaum. Ein wandernder böhmischer Handwerksbursche kam nach Triest, und als er die See ansichtig wurde, fragte er, wie der große Fluß heiße? „Das ist das adriatische Meer," gab man ihm

zur Antwort. — „Aha!“ murmelte voll innerer Zufriedenheit der Böhme, dem ein ganz neuer Gedanke durch den Kopf fuhr, und begab sich an das Ufer, wo er längs desselben fast den ganzen Tag mit gesenkten, eifrig spähenden Blicken hin und her ging, bis endlich sein deutscher Reisegefährte, der ihn schon lange vermißt hatte, ihn fragte: „Was er denn hier suche?“ — „Such' ich meerschaumenes Pfeifen,“ antwortete der ernsthafte Böhme.

In Paris werden **Meeresstürme** auf der Bühne durch eine schlaff gespannte grüne Leinwand vorgestellt, unter welcher zwei oder drei Dutzend Gamins mit aufgehobenen Armen umherlaufen. Der Director eines kleinen Boulevardtheaters sah einst zu seinem großen Erstaunen die empörten Wogen sich besänftigen, und das Meer so glatt daliegen, wie bei einer Windstille. Mit einem dicken Knittel tauchte er nieder auf den Grund des Oceans, und siehe — da saßen die Wellen und fraßen Birnen. Wüthend fuhr der Director mit seinem Knittel unter die Sorglosen, und je kräftiger er ihn schwang, desto höher thürmten sich die Fluthen. Einen solchen Seesturm hatte Paris noch nicht gesehen. Um die Täuschung vollständig zu machen, erhoben die Gamins ein ohrenzerreißendes Wehgeheul. Die Gallerien waren über den Aufruhr der Elemente entzückt; ein Donner von Beifall erscholl, und das Stück machte zwanzig volle Häuser.

Meerweib — Meerfisch. Ein Dichter besang einmal den Neptun, zum Dank schenkte ihm dieser ein Meerweib, welches nur ein weibliches Antlitz hatte, aber sonst ganz Fisch war. Dieses Meerweib plauderte unaufhörlich. Der Dichter sendete es an Herrn Neptun mit den Worten zurück: „Entweder Mehr Fisch oder Mehr Weib!“ S.

Zu dem Arzte Johann **Megenbach** in Kassel kam eine steinalte Frau, die schon fast ganz blind war, gab ihm einen Goldgulden und bat ihn, ihr wieder zu ihrem Gesichte zu verhelfen. Der Arzt sah gleich, daß hier alle Hülfe vergebens sei, er gab ihr das Goldstück zurück und sagte: „Liebe Mutter, da habt Ihr Euer Geld wieder; ich habe nie gesehen, daß alte Kirchen gute und helle Fenster gehabt haben.“ — „Ich danke,“ versetzte die Matrone, „aber ich bitte, behalt' Er das Geld, da Er mir so ehrlich die Wahrheit gesagt hat; wäre ich zu einem Andern gekommen, hätt' ich wohl zehnmal mehr verkurirt.“

Der **Mehlspeismacher.** Als einst ein Wiener mit einem dramatischen Schriftsteller, dessen Produkte meistens das Unglück hatten, bei der Aufführung zu mißfallen, in einen Wortwechsel gerieth, endete er

den Streit mit den Worten: „Sö san mir z' dumm, mit Ihnen red' ich gar nit mehr, Sö — Sö Mehlspeismacher Sö!“ — „Warum nannten Sie denn Ihren Gegner, der doch als Dichter bekannt ist, einen Mehlspeismacher?“ fragte Jemand den Wiener. — „Weil er nix als Schmarren machen kann,“ versetzte der Befragte.

Mehr. Einem Abendgaste zur „goldenen Schnürbrust“ war die Portion zu klein. „Herr Wirth,“ rief er entrüstet aus, „putzen Sie doch das Licht, daß man mehr sieht!“

— Auf einem Maskenball in Berlin drängte sich eine schwarze Maske zu einem königlichen Prinzen. Der Prinz fragte den Mohr, ob er ihn kenne. — „Nein,“ erwiederte dieser. — „Ich bin der Prinz N*,“ sagte jener darauf und wünschte nun auch den Namen des Unbekannten zu wissen. — „Ich bin mehr,“ sagte dieser und empfahl sich. Der Prinz wurde neugierig, ließ der Maske nachgehen und sie endlich auffordern, sich zu demaskiren. Da fand sich denn, daß der Fremde der Kaufmann Mehr aus Leipzig war.

Mehr — weniger. In Paris gab man im Vaudeville-Theater ein Stück unter dem Namen: „Einer mehr!“ welches aber nicht gefiel. Da sagte ein Witzling: „So oft man, Einer mehr, auf dem Zettel liest, sind hundert weniger im Parterre.“

Was man **meiden** soll. Eine heirathslustige Alte; einen Invaliden, der nicht müde wird, alle Schlachten und Feldzüge, die er mitgemacht und nicht mitgemacht hat, zu erzählen; eine bejahrte Frau, die gleich dem Invaliden viel von ihrer einstigen Schönheit spricht; ein junges, sentimentales Mädchen, das gern vom Mondschein und von den Ahnen in den Burgruinen phantasirt; eine junge Frau, die Verse schmiedet und Tragödien fabricirt; einen alten Mann, der noch für einen Sänger mit einer jungen Stimme gelten möchte; einen Doctor, der gern Latein spricht; einen eingebildeten Kranken, der nicht mehr lange zu leben glaubt, und dennoch immer bei gutem Appetite ist; einen Recensenten, der nur nach Maßgabe des Honorars Lob oder Tadel spendet; den Thee- oder Kaffeetisch, vulgo „Ehrabschneidungs-Anstalt“ alter geschwätziger Weiber; einen Helden von einem Haustheater, der von seiner starken Stimme und Gewandtheit im Deklamiren Proben vor dem großen Publikum ablegen will; einen Abenteurer, der für einen großen und berühmten Mann gelten möchte, und endlich ein Mädchen, deren Eltern heißhungrig nach einem Schwiegersohn schnappen. Daniel Bardach.

„Es geht uns mit unseren **Meinungen** wie mit unseren Uhren,“

sagt Pope; „nicht eine geht mit der andern übereinstimmend, und doch richtet sich Jeder nach der seinigen."

Von der öffentlichen **Meinung** sagte Talleyrand: „Ich kenne Jemand, der mehr Verstand hat, als Napoleon, als Voltaire und als alle Minister, welche waren, sind und sein werden; und dieser Jemand ist — die öffentliche Meinung."

Meißner. Man sprach in einer Gesellschaft junger Leute beim Biere von den verschiedenen Sorten der Tabaksköpfe, und Einer nahm vor allen die Meißner-Köpfe in Protection, dagegen rühmte ein Schwabe die Ulmer-Köpfe u. s. w. Endlich sagte ein Böhme: „Ich weiß nicht, was Ihr mit Euern Meißner-Köpfen wollt, der beste Meißner-Kopf war bei uns in Prag zu finden" (dort war nämlich der berühmte Meißner Professor der Aesthetik).

Meißner, A. G. Der verstorbene Dichter August Gottlieb Meißner bat damals, als er seine Stelle als Theaterdichter niedergelegt hatte, um eine Secretärstelle bei einem Landes-Collegium in Sachsen. Er wurde aber mit seinem Gesuche hauptsächlich aus dem Grunde abgewiesen: „Weil Supplikant keinen Stylum habe, und müsse er sich hiebevor darin routiniren."

Der Jünger ist nicht über seinen **Meister.** Ein Fechtmeister hatte sich den Ruf erworben, gute Fechter zu bilden. Da geschah es einmal, daß ein naseweiser Kumpan, als er glaubte, Alles dem guten Meister abgelernt zu haben, sich brüstete, jetzt wäre es ihm ein Leichtes, den Meister selbst zu überwinden. In Gegenwart mehrerer Kameraden forderte er seinen Lehrer. Dieser nahm die Forderung lächelnd an. Der Schüler war schon als tüchtiger Schläger bekannt. Der Zweikampf begann nach allen Regeln der Fechtkunst. Bald fing auch der Schüler an, seiner Stärke sich zu bedienen und trieb den Meister in die Enge. „Ha," murmelte der, „mit Zweien fechte ich nicht." Da blickte der Schüler seitwärts, den Zweiten zu sehen; unterdessen ward er vom Meister verwundet. „O," rief der Schüler, „das gilt nicht, davon haben Sie mir niemals etwas gelehrt." — „Das ist's eben," sagte der Meister, „hätte ich Euch Alles gelehrt, dann wär' ich nicht Meister geblieben."

Mittel gegen **Melancholie.** „Das ist ein rechtes Kreuz," sagte eine Bäuerin zu ihrer Nachbarin, „daß mein Bub so niedergeschlagen und furchtsam ist; mein Mann prügelt ihn alle Tage deßwegen, es hilft nichts."

Melancholie. Die Aerzte sagen, sie komme vom Geblüte, aber meistens kommt sie von einem leeren Beutel.

Melancholie-Kochbuch. In Naumburg ist ein Kochbuch für Melancholie erschienen. Darin werden lauter Trauer-Speisen zu bereiten gelehrt. Trauer-Suppen; Rindfleisch in Flor; Thränen-Braten; schwarze Fische mit schwermüthiger Sauce; Ragouts mit Grillen; Schwarzwurzel-Salat; Chocolade-Torten mit bitterm Ueberguß; Gefrornes aus weinerlichen Citronen und schwarze Kaffee-Sulze mit Lamento aus schwarzem Hollunder. Auch ein Liqueur wird zu machen gelehrt: aus herben Früchten und faltenreichen Birnen. Der Verfasser verspricht auch für die übrigen drei Temperamente Kochbücher zu schreiben.

Melancholikus. Ein Schuster empfing einen Brief, übergab ihn seinem Weib und sprach: „Da lies, da steht's, unser Hans führt ein trauriges Leben in der Fremde, er ist ein wahrer Melancholikus geworden." — „So geht's, wenn man nicht folgt," fiel die Mutter in die Rede, „wär' er lieber Schuster geworden, aber da wollen die Kinder immer was anders werden als der Vater!"

Melanchthon. Er pflegte zu sagen: Diejenigen, welche ohne alle Vorkenntniß die höhern Wissenschaften studiren wollen, richten eben so viel aus als jener Narr, der Holz in die Küche tragen sollte, und mit großer Mühe das unterste hervorzog und auf die Frage, warum er das thäte, antwortete, damit das oberste desto leichter folgen möchte. — Als man von einer berühmten Stadt, in der es sehr große und herrliche Glocken gab, gesprochen hatte, sagte Melanchthon: „Große Narren müssen große Schellen haben."

Verbesserung des Wortes **Memmen.** Ein Jude hielt eine Rede an die versammelte Judenschaft, in welcher er sich bemühte, sehr hochdeutsch zu sprechen und sich jedes jüdischen Ausdrucks zu enthalten. „Ihr seid nicht consequent," sagte er ihnen, Vorwürfe machend, „Ihr habet keine Courage, feige Muttern seid Ihr!" (Das Wort Memmen schien ihm zu jüdisch.)

Menage hielt die Hand einer hübschen Frau zwischen seinen beiden Händen. Da sie selbige zurückzog, sagte Pelletier zu ihm: „Dieses ist das schönste Werk, was je aus Ihren Händen gekommen ist."

Menagerie-Vermehrung. In einer Stadt kam ein Ehepaar zusammen, von welchem Mann und Frau mit einer Menagerie auf eigene Rechnung umherreiseten. Man ließ nun auf den Anschlagzettel setzen:

„Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt.

Moses **Mendelssohn** war Buchhalter in einer Handlung in Berlin, und zwar bei einem jüdischen Kaufmann von sehr beschränkter Fähigkeit. „Das Schicksal ist doch sehr ungerecht," sagte Herr *** zu ihm; „Sie, ein so gescheidter Mann, müssen einem so beschränkten Kopf dienen?" — „Ich finde das sehr verständig von dem Schicksal," versetzte Mendelssohn, „denn, wenn ich Herr wäre, ihn könnt' ich nicht brauchen."

Moses **Mendelssohn** war in einem sehr hohen Grade verwachsen, und stotterte auch dabei. Einst befand er sich in einer Gesellschaft von Gelehrten in Berlin, als: Sulzers, Lessings u. a. m. Man war sehr heiter, und endlich gerieth einer auf den Einfall, daß Jeder auf sich aus dem Stegreife ein Spottgedicht machen sollte. Mendelssohn besann sich nicht lange, und recitirte folgende Verse:

Groß nennt ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen;
Aesop, der Höckerige, gilt Euch für weise.
Triumph! ich werd' in Eurem Kreise
Gedoppelt groß und weise sein,
Denn glücklich ich in mir verein',
Was getrennt in Demosthen
Und in Aesop gehöret und geseh'n.

Mendelssohn. Der berühmte Componist Felix Mendelssohn ist der Enkel des Philosophen Mendelssohn. Sein in der Mitte zwischen zwei berühmten Namen stehender Vater soll gesagt haben: „Was bin ich selbst?" — Als ich jung war, hieß ich immer nur der Sohn Moses Mendelssohns; seit ich alt bin, heiße ich immer nur der Vater Felix Mendelssohns."

Moses **Mendelssohn.** Als im Jahre 1759 eine philosophische Kritik eines Gedichtes, dessen Verfasser der große Friedrich war, in den „Berliner Literaturbriefen" erschien, wurde der Kritiker, Moses Mendelssohn, vom Generalfiscal zur Verantwortung gezogen. Da sagte Mendelssohn: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt." — Die Sache war damit abgethan; der König erfuhr nichts davon.

— Als Moses Mendelssohn zuerst in der gelehrten Welt auftrat, war es in Berlin Ton unter den Gelehrten, in den Abendgesell-

schaften Schach zu spielen. Moses Mendelssohn wollte sich aber nie zu diesem Spiel verstehen, und wenn man ihn dazu aufforderte, so sagte er: „Schach ist für den Verstand zu viel Spiel, und als Spiel fordert es zu viel Verstand."

Menge. Das tausendköpfige Ungeheuer, das durch seine gewaltige Stimme die Meinung des guten Geschmacks übertönt.

Mengs. Ehrlich währt am längsten. Wenn alle Menschen solche Feinde des Lügens wären, wie Mengs, der berühmte Maler, so hätten die Zeitungen wenig Stoff. Als er einmal nach Frankreich reiste, wurde er auf der Douane befragt, ob die vielen mit Juwelen besetzten Dosen, welche er, als Geschenke der Großen, bei sich im Koffer hatte, zum Handel oder zum eigenen Gebrauche bestimmt seien. Im letztern Falle wären sie zollfrei. „Ich bin kein Kaufmann!" rief Mengs aus, „ich handle nicht mit Dosen! Aber ich schnupfe auch keinen Tabak, und habe sie also nicht zu meinem Gebrauch!" Der Einnehmer redete ihm so sehr wie möglich zu, sie für Gegenstände zum Gebrauche anzugeben. Jeder Andere würde sich gleich dazu verstanden haben; allein Mengs blieb bei seiner zu ehrlichen Erklärung, und so wurden sie — confiscirt. Er hätte sie nicht zurückgefordert, denn so wahrheitsliebend er war, so wenig kümmerten ihn Reichthümer. Nach seinem Tode hinterließ er kaum die Begräbnißkosten, ob er schon in 18 Jahren mehr als 180,000 Thaler eingenommen hatte. Indessen seine Freunde handelten statt seiner, und bewirkten die Rückgabe der der Wahrheit geopferten Pretiosen.

Nun thun unsere Deutschen groß damit, daß **Mengs** ein Deutscher war; aber sollten sie nicht vielmehr beschämt darüber sein, daß daß dieser große Künstler aus Mangel an Unterstützung sein Glück in Spanien suchen mußte?

La Mennais. In den „Briefen" des Abbé Chombalot an La Mennais findet sich folgender kleine Zug, welcher über den persönlichen Charakter Lamennais einigen Aufschluß gibt: „Sie vergessen eine Beleidigung, ja einen bloßen Widerspruch niemals. Ich habe nie einen Geist gekannt, welcher von dem Talent der Satyre mehr tyrannisirt wurde, als der Ihrige. Ich werde den Augenblick nie vergessen, als Sie eben die mörderische und traurig berühmte Stelle gegen den Abbé F. geschrieben hatten. Als Sie mir dieselbe vorgelesen hatten, fielen Sie in ein solches Entzücken, welches sich durch ein unauslöschliches Gelächter kund gab, welches etwas Krampfhaftes und Teufliſches an sich trug. Ich war ganz versteinert, und meine damalige blinde

Verehrung suchte vergebens eine Beschönigung für eine solche abscheuliche Verläugnung alles menschlichen und christlichen Mitgefühls."

Der **Mensch** ist sein Lebtag ein Todtengräber; zu 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt er seine rosige Jugend, zu 20 begräbt er seine erste Liebe, zu 30 seinen Glauben an die Menschheit, zu 40 begräbt er seine Hoffnungen, zu 50 begräbt er schon seine Wünsche, zu 60 begräbt er nach und nach seine fünf Sinne, das Hören, das Sehen u. s. f., bis er endlich vollends ganz in das Grab sinkt. S.

Mensch. „Lege Deine Fehler ab! bessere Dich und werde ein Mensch," sagte ein Vater zu seiner Tochter, welche eine kleine Unbesonnenheit begangen hatte. Das Mädchen fing nun bitterlich zu weinen an. Der Vater vermeinte, das Gefühl der Reue gieße ihr die Thränen aus. Er fragte daher: „nicht wahr, Du weinest über Deine begangenen Fehler!" — „Ach nein!" antwortete das Mädchen schluchzend, „aber ich möchte gern eine Frau werden und kein Mensch."

— Der Mensch hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Staate. Die Vernunft ist die Königin, der Verstand ihr Minister, die Phantasie ihr Maitre de Plaisir, das Gedächtniß ihr Schatzmeister, kurz, die Seelenkräfte sind der Adel, welche den Hof der Königin ausmachen. Die Sinne sind der fleißige Bürgerstand, die Leidenschaften der Pöbel, die Sanscülottes. Gewinnen die letztern die Oberhand, so bestechen sie die Sinne, machen sich den Adel dienstbar, und guillotiniren am Ende die Königin Vernunft.

— Die Philosophen aller Zeiten haben sich große Mühe gegeben, eine Definition aufzuschlagen, welche so recht ad oculos den Unterschied zwischen Mensch und Thier demonstrirt. Zwei der merkwürdigsten dieser Definitionen sind erstens die von Burke, welcher sagt: „Der Mensch ist ein Thier, welches seine Nahrungsmittel kocht," und zweitens die von Dr. Adam Smith, welcher sagt: „Der Mensch ist ein Thier, welches Handel treibt; dies thut kein anderes Geschöpf." Ein Pendant zu diesen Definitionen ist jene eines derben Deutschen, der da meint: „Der Mensch sei ein Thier, das besonders in einem gewissen Alter, wo Rauchen, Spielen, Trinken, Duelliren, Reiten, Hundequälen u. s. w. die einzige Zerstreuung bildet, unvernünftiger sei, als alle bekannten Quadrupeden!"

— Jemand behauptete einmal: „Der Mensch sei eigentlich so gut, wie alle übrigen Säugethiere, ein vierfüßiges Thier. Daß das Gehen auf zwei Füßen nur eine unnatürliche Bewegung sei, beweise

sich unverkennbar aus der unwillkürlichen Mitbewegung beider Arme bei dem Gehen, welche noch dazu immer gerade in demselben Takt und Zeitmaaß nach vorwärts fielen, wenn das Thier den Vorderfuß aufsetzen würde.

Mensch. Was reimt sich wohl auf Mensch? — Nichts; denn er ist in der Regel ein sehr ungereimtes Wesen.

Die **Menschen** sind nichts als Hölzer, verschieden durch ihre Härte und Weichheit, durch feine oder grobe Adern; jedes Jahr setzt bei dem Menschen, wie bei dem Holze, einen Ring ab, einen Kreis, einen lichten oder dunklen. Die weißen Menschen gehören zu der Weichholzgattung und die schwarzen Menschen zu den Ebenhölzern, die an der Sonne gebeizt sind. Wenige Hölzer und junge Menschen sind weich und geschmeidig, selbst die Fehler erscheinen an ihnen als runde, marmorirte Kreise, aber Hölzer und Menschen werfen sich im Alter, werden krumm und gebrochen, und die früher marmorirten Fehler-Kreise klaffen nun als widerliche Astlöcher auf. Ein Mensch betrachtet den andern als ein Holz, um seinen Holzschnitt an ihm zu machen, um ihn klein zu schneiden für seinen eigenen Hausbedarf. Menschenarten sind Holzarten; hier die grobartigen, grobadrigen Fichten- und Kiefermenschen, so der gewöhnliche Mensch, zu nichts zu gebrauchen, als zu gemeinem Geräthe, das heißt zu leiden und zu bezahlen; dann die geschmeidigen Lindenholz-Menschen, zäh und elastisch, nachgiebig zu Bureau-Menschen und Möbeln. — Dann wiederum Kirschbaumholz-Menschen, feingeadert, hart und dicht zu subtilen Drechsler-Arbeiten, zu philosophischen und politischen Menschen. — Buchsbaumholz-Menschen, fest, grau geadert, ohne sichtbare Poren, die härteste Holzart, Justiz- und Gesetz-Menschen. — Weißbuchenholz-Menschen mit einem hornartigen Gewebe, Ehemänner; — Eichenholz-Menschen, spröde, von auffallender Porosität, haben Nässe und Feuchtigkeit gern, darum zu Wasserbau, also Journalisten, Schriftmenschen. — Endlich die Mahagony-Menschen, kostbar, vornehm, unantastbar, hohe Menschen. — Es besteht aber doch ein Unterschied zwischen Hölzern und Menschen, die vornehmeren Hölzer, nämlich ein Mahagony- und Cedernholz, widerstehen dem Wurmfraße, der Mahagony-Mensch und Ceder-Mensch hingegen muß endlich eben so gut zum Wurmfraß dienen, wie der gemeine Kiefer-Mensch.

Die **Menschen** sind eine seltsame Art von Schafen, die einander selbst die Wolle abscheren.

Die **Menschen** sind Schauspieler. Die Welt ist die Bühne, — Menschen sind Schauspieler. Der Zufall verfaßt das Stück, das

Glück theilt die Rollen aus. Die Narren verändern die Scene, die Philosophen sind die Zuschauer. Die Reichen sitzen in den Logen, die Mächtigen haben ihren Platz im Parterre, und die Armen sitzen auf den Gallerien. Das schöne Geschlecht reicht Erfrischungen, die Wucherer sitzen an der Kasse, und die, welche das Glück verließ oder vergaß, putzen die Lichter. Die Narrheit macht die Musik dazu, und die Zeit hebt und senkt den Vorhang.

Die **Menschen** sind wie Bücher, man hängt jedem seinen Titel hinterm Rücken an. S.

Die **Menschen** sind wie die Zeitwörter. Bekanntlich ist ein Zeitwort dasjenige, welches durch alle Zeiten und in allen Arten durch verschiedene Personen angeführt werden kann.

Dem **Menschen** wurden schon mannichfaltige Namen beigelegt: Moses nennt den Menschen Gottes Ebenbild. Im Buche Hiob heißt er der Sohn vom Staub. Platon nennt ihn ein Wunder und der Allmacht wirkendes Werkzeug. Sokrates einen kleinen Gott, Plotinos den Herrn Alles-Guts, Philemon den Anlaß zum Elend, Herodot das Elend selbst, Sophokles ein Bild, Pindar den Traum eines Schattens, Shakespeare den Schatten eines Traumes, Aeschylos und Aristophanes nennen ihn Tagesgeschöpf, Erdensohn, (Sterblichen), Andere schlechtweg den vom Weibe gebornen. Hauch und Schall heißt er bei vielen griechischen Gnomikern. Bei Homer, Ossian und in der Bibel ꝛc. wird er einem hinfälligen Baumblatt verglichen. Aristoteles nennt ihn eine kleine Welt (ein Welt-All im Kleinen). In Goethe's Faust heißt er die kleine Narrenwelt. Herder sagt: „dem Thier ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde." Fr. v. Oertel nennt ihn die strahlende Krone der Schöpfung und was dergleichen mehr. Demme sagt lustig: die Menschen sind keine Engel, aber auch keine Teufel. Wir sagen lustiger: Sie sind besser als beide. — Im Prolog zum Faust ist bei Goethe der Mensch der kleine Gott der Welt; in Schillers Göttern Griechenlands, oder sonst wo, heißt er der Würmer erster, edelster und in seinem Künstler: der Herr der Natur ꝛc.

Menschen. Was ist der Mensch? In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukunft, in seinem reiferen Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. S.

— Die Menschen sind wie Zeitungen, wenn eine schlechte That geschieht, ein Frevel, eine schauderhafte That, davon reden sie lange

und ausführlich, wenn eine gute That geschieht, so wird sie kaum erwähnt. S.

Die **Menschen** sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider ist im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden, für das was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, z. B. leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die nichts zu thun, und nichts zu leiden haben, das sind die Mittelzeitmenschen, Menschen die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwörter, d. h. Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau oder Konjux muß auf eine andere Art konjugirt d. h. abgeändert werden. Die Frauen sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen. S.

Wie viel **Menschen** können auf der Erde leben? Man hat berechnet, daß die Erde zwischen sechszehn und siebenzehn Billionen Menschen oder noch achtzehnmal so viel ernähren kann, als gegenwärtig auf ihr wohnen, selbst wenn sie nicht besser angebaut würde, als es jetzt geschieht, so viel ist noch unbenutzter Raum übrig.

Kein **Mensch**. Die ganze Bevölkerung eines Winkelbierhauses bestand jüngst aus der Wirthin, ihrem Kellner und einem Gaste. Als der Kellner auf Begehr des Gastes eine Halbe frischen Bieres aus dem Keller zu holen ging, rief ihm die sorgsame Frau Wirthin nach: „Franz! ja nicht mehr als eine Halbe, es ist ja kein Mensch da!"

Die **Menschheit** ist eine Ebene, wenn man in ihr steht, ist sie flach; man erhebe sich über sie, und sie erscheint uns selbst erhaben! S.

Menschlichkeit. Ein Hauptmann wurde mit sehr wenigen Truppen beordert, ein hochgefährliches Unternehmen auszuführen. Er bat, ihm die Hälfte der ihm zugetheilten Soldaten abzunehmen. „Ja, warum?" fragte der General erstaunt. — „Weil es besser ist, nur wenige Leute gehen zu Grunde, als viele."

— Als der Erzherzog Karl im Feldzuge von 1800 auf seiner Reise von Böhmen zur Uebernahme des Commando's der ihm be-

stimmten Armee sich dem Schauplatze des Kampfes näherte, stieß er auf viele, von ihren Kameraden verlassene, Verwundete, die, aus Mangel an Pferden, ihre Bagagewagen selbst zogen. Der Prinz ließ sogleich die Pferde von mehreren Kanonen, die auch schon im Rückzuge begriffen waren, abspannen, indem er sagte, daß diese braven Männer mehr gerettet zu werden verdienten, als ein paar Kanonen. Sobald dem General Moreau diese hochherzige Handlung des deutschen Heerführers zu Ohren gekommen war, befahl er sogleich, die Kanonen zurückzugeben, indem er bemerkte, daß er keine Kanone haben wolle, die aus so menschenfreundlichen Gründen verlassen wäre.

Menschen-Anzahl. Der berühmte Statistiker Baron Charles Dupin hat berechnet, daß seit der Erschaffung der Welt, nach der heiligen Schrift, 26,628,843,285,075,840 Menschen gestorben seien.

Menschenfresser. Bei den Battakern, einem Volksstamme auf Sumatra, ist das Menschenfressen sogar gesetzlich sanctionirt. Aufgefressen werden: 1) Ehebrecher. Daher kommt es, daß die battakischen Damen sehr keusch sind, oder sehr keusch sein müssen, weil sie nur mit vieler Mühe Verführer finden könnten. 2) Landesverräther und Spione. 3) Diebe, die wiederholt gestohlen haben, ohne sich zu bessern. Nachdem ein solcher Verbrecher an den Pfahl gebunden worden, schneidet jeder der Anwesenden sich ein beliebiges Stück Fleisch von ihm ab, welches über dem Feuer geröstet wird, während der Verbrecher langsam zu Tode blutet, ohne daß es Jemandem einfällt, ihm den Gnadenstoß zu geben. 4) Gefangene Feinde. Sind diese nicht im offenen Gefechte gefangen, sondern nur auf Feldern aufgegriffen, so werden sie nicht lebendig verzehrt, sondern man durchschneidet ihnen erst die Kehle, ehe man sie speist. Es bleibt merkwürdig, wie ein solch unmenschlicher Gebrauch bei einem Volk bestehen kann, das manche gute Sitte hat, das seine eigene Schriftart besitzt und bei dem die Kunst zu lesen und zu schreiben allgemein verbreitet ist.

— Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Frankreich einen berüchtigten Menschenfresser. Dieser Mann hieß Blaise Ferraye, genannt Sayé, und war aus Cominges. Er wurde am 13. December 1782 zu Toulouse hingerichtet, nachdem er eingestandener Maßen einundachtzig Personen aufgefressen hatte. Sein letztes Opfer war ein spanischer Kaufmann.

— Einige Engländer suchten den Bischof von Quebeck, der auf der Reise von ihnen abgekommen war. Sie trafen einen Wilden an und fragten ihn: „Kennst Du den Bischof von Quebeck?“ — „Wie sollt' ich nicht,“ antwortete er; „ich habe ihn gegessen.“

Menschenfresser. Auf dem Schilde einer Gaukler-Truppe zu Bordeaux las man neulich folgende Aufforderung: „Der hier eingesperrte Menschenfresser Master Michel frißt jeden Menschen binnen einer Stunde auf, wovon man sich persönlich überzeugen kann."

Menschenfreund. Es ist Deine Pflicht, Menschenfreund zu sein, — so wie es Dein Nutzen ist, daß es Andere von Dir sind.

Man sollte nie sagen, es gibt keine **Menschenfreunde** auf der Welt, ohne erst im Stillen alle Hunde um Vergebung zu bitten.

Menschenfreundlichkeit. Aus T* in Ungarn berichtet der „Ungar" ein sehr romantisches Ereigniß. Ein Dorfgeistlicher kam von T* vom Wochenmarkte zurück, wo er für verkaufte Frucht Geld eingenommen hatte. Unterwegs traf er auf ein Pferd, dessen Reiter betrunken auf den Boden gefallen war, ohne den Zügel loszulassen. Der menschenfreundliche Geistliche nahm den Reiter, einen Soldaten, auf seinen Schlitten, band das Pferd rückwärts an den Schlitten, und ließ bei der Ankunft zu Hause den Cavalleristen in den Stall tragen, wo er seinen Rausch ausschlafen sollte. In der Nacht erwachte der Cavallerist, tappte im Stalle herum, und schreit auf, wo er sich denn befinde. Der Kutscher erwacht und erzählt, was mit ihm vorgegangen. Der Cavallerist ruft nun, er müsse sogleich fort, denn er sei eine Ordonnanz und müsse in T* eintreffen. Der Kutscher sagte, er könne ihn nicht aus dem Hause lassen, da die Thorschlüssel beim Herrn wären; der Cavallerist besteht aber darauf, bis endlich der Kutscher sich entschließt, ihn zum Herrn zu bringen. Wie sie aus dem Stalle traten, sahen sie das Fenster des Geistlichen erleuchtet. Das schien dem Kutscher sehr seltsam, denn es war schon Mitternacht vorüber. Er ermahnte daher den Cavalleristen leise aufzutreten. Als sie an das Fenster der ebenerdigen Wohnung kamen, sahen sie drinnen drei Männer mit Larven vor dem Gesichte die Kästen des Geistlichen öffnen und Geld auf den Tisch legen. Der Geistliche selbst lag gebunden und geknebelt am Boden. Der Cavallerist, welcher seinen Carabiner und ein paar Pistolen geladen mit sich hatte, schoß dieselben nach einander auf die Räuber ab, und führte seine Waffen so gut, daß jeder Schuß traf. Nun stiegen die Entdecker durch das von den Räubern ausgebrochene Gitter in das Zimmer, befreiten den Geistlichen und nahmen den ganz oder halbtodt hingestreckten Frevlern die Larven ab, und ihr Erstaunen war nicht gering, als man die Gesichter des Ortsrichters, des Notars und eines Kleinrichters erkannte. Der Geistliche dankte dem Cavalleristen für die Rettung, erkannte in der Art seiner Begegnung eine Fügung des Himmels und beschloß, ihn für sein ganzes Leben glücklich zu machen. Den anderen Tag fuhr

er mit ihm in die Garnison, kaufte ihn vom Militär los und ernannte ihn zu seinem Universalerben.

Menschenkenntniß. Um Menschen kennen zu lernen, muß man mit ihnen umgehen, um sie zu lieben, muß man ihnen Gutes thun, aber um sie *achten* zu können, muß man sie — meiden. S.

— Die Russen haben dies Sprüchwort: „Man empfängt einen Mann, je nachdem sein Rock, und man entläßt ihn, je nachdem sein Verstand ist." Schulz.

— Auch zur Menschenkenntniß gehört Talent, und wer das nicht besitzt, kann hundert Jahre alt werden, ohne Menschenkenntniß zu erlangen.

Fehler am **Menschenkörper.** Ein Schweizersoldat beklagte sich eines Tages, daß ihm drei Dinge sehr unangenehm wären: erstens, daß das Wasser nicht roth sei, und der Wein weiß, damit man sogleich erkennen könne, wenn Wasser dem Weine zugemischt sei; zweitens, daß die Waden nicht vor dem Schienbeine sich befinden, um dieses gegen Anstoßen zu schützen; und drittens, daß es keine Fenster vor dem Herzen gäbe, auf daß man leicht hineinsehen könne.

Merci und noch einmal merci! An einer reichbesetzten Tafel hatte sich auch ein Krautjunker aus der Nachbarschaft eingefunden, der für sehr hitzig, dabei aber auch für etwas einfältig galt. Der Junker nies'te und einer der Herren ihm gegenüber ruft ihm zu: à votre santé (zu Ihrer Gesundheit)! Der Junker nies't wieder, der Fremde ruft abermals diese Worte zu. Da nun der Junker, der kein Wort Französisch versteht, darüber in Verlegenheit kommt, fragt er seinen Nachbar, was jener damit sagen wolle. Dieser, ein Schalk, sagte dem Junker, daß er das nicht leiden dürfte, es sei ein sehr beleidigendes Schimpfwort, doch wenn es noch einmal passirte, möchte er nur antworten: merci (Dank), — das sei noch viel stärker. Der Junker beeilt sich zu niesen, um seinen Aerger auslassen zu können. Der Fremde ruft sogleich seine Worte zu; aber jetzt steht der Junker auf und donnert den Fremden an: „merci und noch einmal merci! nun gehen Sie hin und verklagen Sie mich, wo Sie wollen!" Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, und nachdem es zur gegenseitigen Erklärung gekommen, schlich sich der Junker beschämt von dannen.

Das **Messer** ohne Brot. Ein Schauspieler erhielt von seinem Director ein schönes Messer zum Geschenke; bald darauf kündigte ihm

der Letztere sein Engagement auf. Der Schauspieler sandte am Tage seiner Abreise nebst andern, dem Director gehörigen Sachen, auch diesem das geschenkte Messer zurück, welch letzteres ihm aber wieder mit dem Bedeuten, daß es sein Eigenthum sei, zurückgesandt wurde. Der Schauspieler ließ jedoch unter seiner besten Empfehlung dem Director andeuten, daß derjenige, der ihm sein Brot nehme, immerhin das Messer auch behalten könne. — Das soll den Director bewogen haben, das Engagement zu erneuern.

Meßbericht aus Leipzig: Ich bezahle nicht!
Du bezahlst nicht!
Er bezahlt nicht!
Wir bezahlen nicht!
Ihr bezahlet nicht!
Sie bezahlen nicht!

Zu ähnliche **Metapher.** Einem jungen Menschen erzählte Einer, seine Liebste hätte geheirathet, und um ihn desto besser zu überzeugen, sagte er: „er hätte Braut und Bräutigam selbst gesehen." — „Gib Ihnen doch nicht diesen Namen," sprach der verlassene Schäfer, „ich kann es nicht vertragen, ihn zu hören." — „Nun," fuhr jener fort, „wie soll ich sie dann nennen? Hund und Katze?" — „Bei Leibe nicht," sprach der Andere, „das erinnert noch viel stärker an ein paar Eheleute."

Metaphysik ist das Luftschiff unserer Gedanken; je höher wir aufsteigen, desto mehr werfen wir von dem Ballast des Glaubens auf die Erde. Und zuweilen geschieht es, daß der Ballon zerreißt und der kühne Luftsegler herabstürzt und zerschellt an den Felsen der rauhen Wirklichkeit seinen Geist aufgibt. Darum hüte Jeder sich vor solchem Wagnisse, und lenke sein Gedankenschifflein ruhig und zufrieden auf dem Oceane des Lebens.

Metzger. Im Neudecker Garten, in der Vorstadt Au zu München, sang ein unschönes Kind Lieder zur Harfe. Unter den Leuten, die dort Bier tranken und zuhörten, befand sich ein riesenmäßiger Mann mit buschigen Brauen, dicker Tabacksnase und plumpen Händen. Die frische Stimme der Harfenistin fiel ihm auf, er nahm sie mit sich in seine Wohnung, öffnete ein Klavier, die plumpen Hände glitten seelenvoll über die Tasten, und er lehrte das Mädchen die schöne Melodie:

„Ich war, wenn ich erwachte u. s. w."

singen. So ward Klara **Metzger** des Kapellmeisters Winter Schü-

lerin, der bald mit ihr Italien bis zur Straße von Messina durchzog, und deren Ruf einen großen Theil von Europa erfüllte. — Nach wenigen Jahren liegt Klara todtkrank im Bette. Das Uebel war so plötzlich gekommen, wie ihr Glück. Beides hatte sie unvorbereitet getroffen. Sonderbares Schicksal der Künstlerin! Es war der lustigste Sonntag im Jahre, Fasching! Im Theater wurde „das neue Sonntagskind" gegeben, worin die Künstlerin sonst eine Partie zu übernehmen pflegte, um auch dem Tage sein Recht widerfahren zu lassen. Sie hatte sich das Volkslied eingelegt:

„Mein Schatz ist a Reiter u. s. w."

um dem lustigen Faschingspublikum eine rechte Freude zu machen. An diesem Tage sang eine Andere das Lied. — Die Kranke lag im Fieber; die matte Lampe brannte in einer Ecke des einsamen Zimmers. Leise öffnete sich die Thüre, der Schauspieler Urban tritt ein, derselbe Urban, der wenige Jahre später auch plötzlich der Kunst entrissen wurde. — „Ich war im Theater," spricht er, „und ich dachte nur immer an Sie. Wie endlich aber das Lied vom Schatz angestimmt wurde, übermannte mich eine solche Wehmuth, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Ich mußte Sie sehen!" — Da erhob sich Klara mit dem schweren, glühendem Kopfe vom Lager, warf ein Gewand über und schlich zum Klavier. — „Sie sollen mich hören," lispelte sie. Mit bebender Hand überflog sie die Tasten, mit schwacher, fieberhafter Stimme begann sie. Ihr Zuhörer stand erschüttert neben ihrem Stuhle. Da hob sich ihre Brust stärker, ihr mattes Auge gewann Leben, aus der Kehle drangen die wunderbaren Töne, und wie sie das so sicher und mächtig zu geben verstand, tönten die Schlußworte mit vollster Kraft:

„Der Reiter g'hört mein!"

War es die wiederkehrende Gesundheit? — Erschöpft ließ sie sich in's Bett bringen. Die Gesundheit kehrte aber nicht wieder, Niemand hörte sie mehr singen, nach Verlauf von wenigen Stunden war sie stumm für immer.

François Eudes, genannt de **Mézeray**, jener durch seine wechselvollen Schicksale und durch die Originalität seines Charakters mindestens eben so sehr als durch seine Schriften bekannte „Historiograph von Frankreich," war außerordentlich empfindlich gegen die Kälte. Eines Tages begegnet er dem Gelehrten Patru, einem seiner Bekannten, bei starkem Frostwetter auf der Straße. „Wie geht es Ihnen bei diesem Wetter?" ruft der Freund dem vom Froste geschüttelten Historiker zu, welcher mit eiligen Schritten seinen Weg fortsetzt. — „Ich bin damit jetzt bei L, Freund," antwortete der Gefragte, ohne sich auf-

halten zu lassen. Erst später erhielt Patru durch einen andern Freund Mézeray's den Schlüssel zu den räthselhaften Worten des Letztern. Der Historiograph hatte, sobald der Winter herankam, auf der Lehne seines Armsessels stets zwölf Paar wollene Strümpfe aufgehängt, welche mit den Buchstaben des Alphabets von A bis M gezeichnet waren. Sobald der frostige Mann das Bett verlassen hatte, prüfte er sein Thermometer und zog so viel Nummern seiner Strümpfe übereinander, als der Kältegrad des Tages seiner Meinung nach erforderte.

Mezeray. Ehe er gewöhnlich zu studiren anfing, legte er seine zwölf Taschenuhren, die er nach und nach als Geschenke erhielt, in einem Kreise auf den Tisch, in dessen Mitte er eine Weinflasche stellte. Man fragte ihn über dies lächerliche Zeug. „Weil diese Uhren nun gar nicht einstimmen wollten," erwiederte Mezeray, „so konnte ich kein anderes Mittel, sie zu vereinigen, erfinden, als dieses." Die Sonderbarkeit dieses Mannes gränzte nahe an Narrheit; er schrieb und studirte im Sommer bei'm stärksten Sonnenscheine bei'm Lichte, und seine Freunde, die ihn besuchten, begleitete er mit dem Lichte in der Hand bis an die Hausthür.

Als **Mezeray** starb, fand man unter seinem Nachlaß ein altes Goldstück sorgfältig in Papier gewickelt, worauf Folgendes von ihm eigenhändig geschrieben stand: „Dieses Goldstück habe ich seit zwanzig Jahren aufbewahrt, um dafür ein Fenster auf dem Greveplatze zu miethen, wenn einmal ein Recensent gehängt wird."

Micca, Pietro. Als im Jahre 1706 Turin von den Franzosen belagert wurde, die Feinde durch alle Kräfte der Kunst und des persönlichen Muthes die Uebergabe zu beschleunigen suchten, und Hungersnoth und Elend jeder Art schon die höchste Stufe erreicht hatten, geschah es, daß in der Nacht vom 29. August französische Grenadiere, von den Wachen unentdeckt, durch die Gräben bis zum Pförtchen der Cortine gelangten, unter welchem zwar eine Mine von den Belagerten angelegt und angefüllt, allein noch nicht mit den gehörigen Hülfsmitteln versehen war, um sie ohne Gefahr für den Mineur entzünden zu können. Ein Officier und der Gemeine Pietro Micca befanden sich gerade in diesem Minengange und hörten, wie die immer wachsende Zahl der Feinde, von dem ersten Gelingen ermuthigt, bereits das Thor erbrochen, durch den bedeckten Weg gedrungen waren und nur noch, als einziges Hinderniß zur Ueberrumpelung der Stadt, das letzte Gitter zu überwältigen hatten. Schon wurde an diese letzte Arbeit Hand angelegt, keine Zeit war mehr zu verlieren. „Retten Sie sich," rief Micca in dieser äußersten Gefahr dem Officier zu; „retten Sie sich und lassen Sie mich mein Leben einzig dem Vaterlande

weihen, bitten Sie aber den Gouverneur, daß er sich meines Weibes und meiner Kinder annehme, die in wenig Minuten keinen Gatten, keinen Vater mehr haben werden." — Der Officier entfernte sich, und als ihn der Mineur in Sicherheit vermuthete, warf er seine Fackel in die Mine, welche ein paar Hundert verwegener Feinde in die Luft schleuderte und ihm selbst, nur wenige Schritte von der Pulverkammer entfernt, sein Grab bereitete, wo man seinen Leichnam fand. Durch die Explosion aufgeschreckt, eilten Volk und Wachen herbei, und Turin war gerettet. Ohne die Aufopferung dieses braven Soldaten wären die Anstrengungen des Königs Victor Amadeus und des Prinzen Eugen zur Rettung der Stadt vergebens gewesen, und die Schlacht vom 6. September wäre nicht geliefert worden, zu deren Andenken, als der rettenden Hülfe Turin's, auf dem Hügel Superga ein prachtvoller Tempel errichtet wurde, während des Helden Micca auch nicht mit einem Steine, nicht mit einem Worte Meldung geschah! Der Gouverneur glaubte mit der Bewilligung zweier Brodrationen für die hinterlassene Wittwe und Waisen genug gethan zu haben! Se. Majestät der jetzt regierende König von Sardinien ließ die Nachkömmlinge des tapfern Micca ausforschen, und den letzten derselben, einen armen greisen Landmann aus dem Biellesischen Gebirge, nach Turin bescheiden, wo er militairisch gekleidet, mit einer goldnen Medaille und mit einer reichlichen Pension beschenkt wurde. Auf Geheiß des Monarchen erhebt sich nun im Arsenale zu Turin ein ehernes Denkmal, das den Namen und die That dieses Helden für immer bewahren soll.

„Ist nichts an **mich**?" schrie Herr Y. unter der Ladenthür stehend, dem vorübereilenden Briefträger zu. „Nein," antwortete dieser geschäftig aber überhöflich, „an Ihnen ist nichts."

Mich. Ein preußischer Geselle fragte großthuerisch seinen Meister: „Was fehlt mich noch?" — „Die deutsche Grammatik!" antwortete dieser.

Einst hatten dem bekannten Gelehrten **Michaelis** in Göttingen einige Studenten Nachts die Fenster eingeworfen, um sich am andern Morgen daran zu belustigen. Aber Michaelis wartete den Morgen nicht ab, sondern ließ mitten in der Nacht die Fenster wieder machen. Was er vermuthet hatte, geschah. Die Thäter, welche sich früh an den zerbrochenen Scheiben ergötzen wollten, zogen verdrießlich vorüber. Michaelis aber öffnete das Fenster und grüßte sie freundlich. Seitdem warf ihm Niemand die Fenster mehr ein. A.

Miene. Oft bemerkt man in einem verständigen Kopfe eine dumme Miene; aber noch öfter gelehrte Mienen bei übrigens ganz leeren Schädeln.

Bloß zur Miethe. Ein Mann war seinem Ende nahe. Als ihm der Priester das Sacrament reichen wollte, und die Worte las: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du in mein Haus eingehst!" und ihn dieselben wiederholen ließ, so sagte er sterbend nach den drei letzten Worten: „O Herr Pater, dieses ist nicht mein Haus, ich wohne nur zur Miethe."

Miethpferde. In einer großen Assemblée verspielte ein Cavalier, der schon verschuldet war, ansehnliche Summen. Einer, der ihm zusah, flüsterte seinem Nachbar in's Ohr: „Sehen Sie, wie der Graf seine Füchse hineinreitet?" — „Freilich," erwiederte dieser, „aber er reitet auf Miethpferden, und die schont man nicht."

Milanollo. Ich besuchte in London eines Morgens, erzählte ein Reisender, meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Concerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser „Herein" trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines, blasses, etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. „Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?" fragte er in gebrochenem Französisch. — „Das ist er," sagte ich, auf meinen Freund deutend. — „Ich habe eine Bitte," fuhr er schüchtern fort. „Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen." — „Das kann nicht sein," sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetscht, „ich habe zu viel Nummern." — „So, so!" versetzte der Alte langsam und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?" — „Ja," entgegnete Strauß zögernd, „meine Violine habe ich natürlich hier." Er legte zögernd das gute Instrument in die begierig danach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lange die Geige zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich sahen uns immer mit größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendigt, klatschten wir uns die Hände wund. „Sie können heute Abend spielen," rief Strauß enthusiastisch, „und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Concert gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?" — Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: „Wie heißt Du, Kleine?" — „Therese Milanollo," sagte sie leise.

Milderung. „Wie hat Er sich unterstehen können, Johann, die Hand an Gottlieb zu legen?" sprach Herr v. K.... in drohendem

Tone zu seinem Kutscher, der den Bedienten gröblich gemißhandelt hatte. „Gnädiger Herr!" versetzte der Kutscher; „das habe ich nicht gethan." — „Welche Unverschämtheit," rief Herr v. K...., „Gottlieb hat es mir selbst geklagt." — „Da hat er Euer Gnaden nicht die Wahrheit gesagt. Ich hab' ihn nur ein wenig mit den Füßen gestoßen."

Militair-Befehl. Ein Soldat hatte seine Patrontasche nicht gehörig geputzt, so daß sie noch staubig war. Der Unterofficier, sobald er das Dienstwergehen gewahr wurde, fuhr den armen Teufel ganz entrüstet an: „Mach Er Rechts um kehrt Euch, und seh' Er 'mal seine Patrontasche an!"

— In einem Tagsbefehle des Marschalls S*** stand wörtlich: „Die Regimenter, die keinen Wagenmeister haben, können sich einen solchen machen. Diejenigen Schanzen, welche noch nicht mit Kanonen bestellt sind, haben sich bei Zeiten zu melden."

Das **Militair** eine Nation. In einer Gesellschaft wurde von dem Militair gesprochen. Ein junges Gänschen äußerte sich, sie habe diese Nation von jeher sehr gut leiden können.

Nachstehende Facta erzählt ein Militair in seinen „Beobachtungen über **Militair**-Reiterei." Während des Blutbades in Cairo im Jahre 1811 setzte Schahim Bey mit seinem Pferde über eine 6 Fuß hohe Mauer und einen Abgrund von 30 Fuß hinab. Das Pferd blieb auf der Stelle todt, der Reiter aber unversehrt. — Der gewaltigste Sprung, der je in Frankreich gemacht wurde, war der, den der Häuptling der Mameluckengarde Napoleon's machte, der über einen 20 Fuß breiten Graben setzte. — In Athen standen die 7000 Krieger des Lord Cochrane in einer Reihe viereckiger Redouten, welche durch 7 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Gräben gedeckt wurden, und dennoch setzten 1000 türkische Delhis, welche das angreifende Corps bildeten, mit einem Male über die Werke weg und machten, ungeachtet der Bajonette der Vertheidiger, in 10 Minuten 3000 Tacticos und Philhellenen nieder. — Bei Kouli-Kalefftscha war die Fronte des russischen Heeres nicht allein durch Bäume und Gesträuch, sondern auch durch eine Schlucht gedeckt, über welche keine europäische Reiterei, ausgenommen durch Absitzen und Führen der Pferde, hätte hinüberkommen können. Des Feuers aus 30 Kanonen und 8000 Musketen ungeachtet, setzten 3000 indisciplinirte türkische Lanzenträger in vollem Galopp hinüber, bemächtigten sich der Kanonen, drangen in zwei Quarré's ein, und hieben 4000 Mann in Reihe und Glied stehender Truppen nieder, die, ohne um Pardon zu bitten, umkamen.

Bloß zur Miethe. Ein Mann war seinem Ende nahe. Als ihm der Priester das Sacrament reichen wollte, und die Worte las: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du in mein Haus eingehst!" und ihn dieselben wiederholen ließ, so sagte er sterbend nach den drei letzten Worten: „O Herr Pater, dieses ist nicht mein Haus, ich wohne nur zur Miethe."

Miethpferde. In einer großen Assemblée verspielte ein Cavalier, der schon verschuldet war, ansehnliche Summen. Einer, der ihm zusah, flüsterte seinem Nachbar in's Ohr: „Sehen Sie, wie der Graf seine Füchse hineinreitet?" — „Freilich," erwiederte dieser, „aber er reitet auf Miethpferden, und die schont man nicht."

Milanollo. Ich besuchte in London eines Morgens, erzählte ein Reisender, meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Concerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser „Herein" trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines, blasses, etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. „Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?" fragte er in gebrochenem Französisch. — „Das ist er," sagte ich, auf meinen Freund deutend. — „Ich habe eine Bitte," fuhr er schüchtern fort. „Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen." — „Das kann nicht sein," sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetscht, „ich habe zu viel Nummern." — „So, so!" versetzte der Alte langsam und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?" — „Ja," entgegnete Strauß zögernd, „meine Violine habe ich natürlich hier." Er legte zögernd das gute Instrument in die begierig danach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lange die Geige zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich sahen uns immer mit größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendigt, klatschten wir uns die Hände wund. „Sie können heute Abend spielen," rief Strauß enthusiastisch, „und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Concert gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?" — Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: „Wie heißt Du, Kleine?" — „Therese Milanollo," sagte sie leise.

Milderung. „Wie hat Er sich unterstehen können, Johann, die Hand an Gottlieb zu legen?" sprach Herr v. K.... in drohendem

Tone zu seinem Kutscher, der den Bedienten gröblich gemißhandelt hatte. „Gnädiger Herr!“ versetzte der Kutscher; „das habe ich nicht gethan.“ — „Welche Unverschämtheit,“ rief Herr v. K...., „Gottlieb hat es mir selbst geklagt.“ — „Da hat er Euer Gnaden nicht die Wahrheit gesagt. Ich hab' ihn nur ein wenig mit den Füßen gestoßen.“

Militair-Befehl. Ein Soldat hatte seine Patrontasche nicht gehörig geputzt, so daß sie noch staubig war. Der Unterofficier, sobald er das Dienstvergehen gewahr wurde, fuhr den armen Teufel ganz entrüstet an: „Mach Er Rechts um kehrt Euch, und seh' Er 'mal seine Patrontasche an!“

— In einem Tagsbefehle des Marschalls S*** stand wörtlich: „Die Regimenter, die keinen Wagenmeister haben, können sich einen solchen machen. Diejenigen Schanzen, welche noch nicht mit Kanonen bestellt sind, haben sich bei Zeiten zu melden.“

Das **Militair** eine Nation. In einer Gesellschaft wurde von dem Militair gesprochen. Ein junges Gänschen äußerte sich, sie habe diese Nation von jeher sehr gut leiden können.

Nachstehende Facta erzählt ein Militair in seinen „Beobachtungen über **Militair**-Reiterei.“ Während des Blutbades in Cairo im Jahre 1811 setzte Schahim Bey mit seinem Pferde über eine 6 Fuß hohe Mauer und einen Abgrund von 30 Fuß hinab. Das Pferd blieb auf der Stelle todt, der Reiter aber unversehrt. — Der gewaltigste Sprung, der je in Frankreich gemacht wurde, war der, den der Häuptling der Mameluckengarde Napoleon's machte, der über einen 20 Fuß breiten Graben setzte. — In Athen standen die 7000 Krieger des Lord Cochrane in einer Reihe viereckiger Redouten, welche durch 7 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Gräben gedeckt wurden, und dennoch setzten 1000 türkische Delhis, welche das angreifende Corps bildeten, mit einem Male über die Werke weg und machten, ungeachtet der Bajonette der Vertheidiger, in 10 Minuten 3000 Tacticos und Philhellenen nieder. — Bei Kouli-Kalefftscha war die Fronte des russischen Heeres nicht allein durch Bäume und Gesträuch, sondern auch durch eine Schlucht gedeckt, über welche keine europäische Reiterei, ausgenommen durch Absitzen und Führen der Pferde, hätte hinüberkommen können. Des Feuers aus 30 Kanonen und 8000 Musketen ungeachtet, setzten 3000 indisciplinirte türkische Lanzenträger in vollem Galopp hinüber, bemächtigten sich der Kanonen, drangen in zwei Quarré's ein, und hieben 4000 Mann in Reihe und Glied stehender Truppen nieder, die, ohne um Pardon zu bitten, umkamen.

Militairische Auszeichnung. In dem Treffen bei Wartenburg am 3. October 1813 hatte sich ein Bataillon vom Corps des preußischen Generallieutenant v. York ganz besonders ausgezeichnet. Jenem Corps dankte der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, welche den Geist der Armee zu schön bezeichnet, als daß man sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General v. York defilirte, grüßte er alle Bataillonsführer; doch als jenes nahte, und seine Frage, ob dieses das zweite Bataillon vom Leibregimente sei, von dessen erstem Zuge bejaht wurde, zog er schweigend den Hut, und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Bataillon vorüber war. Dasselbe hatte schon der Oberconsul Napoleon Buonaparte den 19. Januar 1800 gethan, als die 96., 43. und 30. Halbbrigade vor ihm vorbeimarschirten.

Militairische Betrübniß aus entgegengesetzten Gründen. Marwell erzählt in seinen „Peninsular sketches" folgende Anecdote: „Die englische Cavallerie hatte eine Linie gebildet, eine halbe (englische) Meile von den Franzosen entfernt, als eine Wolke von Plänklern bemerkt wurde, die auf uns zukam. Eine Brigade portugiesischer Artillerie, von einem deutschen Capitain befehligt, in der Meinung, es seien Franzosen, die einen Angriff auf uns machen, wie es in der That allen Anschein hatte, eröffnete ihr Feuer gegen dieselbe. Die Bomben schienen über den Köpfen der Plänkler zu zerspringen, als ein Officier zu Pferde aus der beschossenen Truppenabtheilung im Galopp herbeieilte, sein Taschentuch schwenkend. Es ergab sich, daß es ein Trupp derer von Braunschweig-Oels war, die eigenthümlich, etwas den Franzosen ähnlich, uniformirt waren. Der arme Deutsche war in großer Betrübniß. „Ach," rief er aus, „ich habe das Blut meiner tapfern Landsleute vergossen!" Während er so in der größten Aufregung hin und her lief, kam ein zweiter Officier von den Braunschweigern (die wir gewöhnlich Eulen, Owls = Oels, nannten), um den Capitain zu trösten, indem er versicherte, daß nicht ein Einziger seiner Leute getroffen sei. Dies aber veränderte nur den Grund der Traurigkeit. Die artilleristische Geschicklichkeit des tapfern Deutschen war jetzt in Frage gestellt, und er gerieth über das Nicht-Blutvergießen seiner Landsleute erst recht in Verzweiflung."

Militairisch. Ein ehemaliger Militair, mit dem Namen Marolles, der manche Feldzüge mitgemacht, und als dienstunfähig entlassen worden war, konnte es gar nicht begreifen, daß ein Krieger, wie er, auf dem Bette sterben sollte. „Es ist doch unverantwortlich," rief er oft aus, „daß ich nicht mit den Waffen in der Hand aus dieser Welt gehen soll." — Statt auf einen Stock, stützte er sich auf einen Degen, und wenn man ihm zur Ader ließ, hielt er ihn in seiner

Rechten, „denn," ſagte er, „ein Krieger darf ſein Blut nicht ohne Waffen in der Fauſt verſpritzen."

Milo von Crotana, ein Schüler des Pythagoras und berühmter Wettkämpfer, beſaß eine ſolche Stärke, daß er bei den olympiſchen Spielen einen Ochſen auf ſeinen Schultern in der Ringbahn herumtrug. In ſeinem Alter wollte er noch einmal einen Beweis ſeiner außerordentlichen Stärke durch das Zerreißen einer ſchon geſpaltenen Eiche geben; während der Bemühungen fielen aber die Keile heraus, klemmten die Hände, und unerachtet aller Anſtrengung vermochte er ſie nicht herauszubringen, und ſo wurde er eine Beute der wilden Thiere.

Vier **Millionen.** Unter Ludwig XIV. wurde bei einem frohen Ereigniſſe ganz Paris beleuchtet. Der General-Controleur der Finanzen, Abbé Turray, fuhr am Abend umher, um dieſe Illumination in Augenſchein zu nehmen. Unter vielen Sinnbildern und Inſchriften fiel ihm eine ganz beſonders auf. In einem Kreuz von Lilien las man die transparenten Worte: „Vier Millionen habe ich für meinen König!" Der Abbé merkte ſich dies Haus, und am andern Morgen verſäumte er nicht, ſich ſogleich zu dem Bewohner des Zimmers zu verfügen, an deſſen Fenſter dieſe ſonderbare Deviſe brillirte. Bei'm Eintritt in die ärmliche Stube ſagte er: „Mein Herr! Ich bin der General-Controleur der Finanzen. Die patriotiſchen Geſinnungen, die Sie durch Ihre geſtrige Illumination äußerten, gereichen Ihnen zur größten Ehre. Ich freue mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und zweifle nicht, daß Sie das erfüllen werden und können, was an Ihrem Fenſter zu leſen war." — „Das iſt ſchon erfüllt," erwiederte Jener. „Wie? Wann? Da müßt' ich ja wohl auch etwas davon wiſſen." — „Sie wohl nicht, aber vielleicht der Kriegsminiſter. Ich heiße Million, habe vier Söhne, welche ſich in Seiner Majeſtät Dienſten befinden." Der Abbé empfahl ſich und verließ ſchnell das Zimmer.

Miloſch und ſein allzutreuer Ueberſetzer. Eines Tages war Miloſch, Serbiens Fürſt, zornig auf ſeinen gewöhnlichen Dolmetſcher Alexei Simitſch, der die groben, plumpen Reden des ehemaligen Schweinehirten in hochpoetiſche Worte überſetzte. Von einem andern Dolmetſcher begleitet, beſuchte er den Weſſir in Belgrad, und dieſer war ganz erſtaunt über die Gemeinheit, mit der ſich der Fürſt diesmal ausdrückte. Als dieſer endlich die Wirkung bemerkte, rief er, den Dolmetſcher von ſich ſtoßend: „Tölpel, was brauchſt Du Dich an meine Worte zu halten? Holt mir den Alexei!"

Militairische Auszeichnung. In dem Treffen bei Wartenburg am 3. October 1813 hatte sich ein Bataillon vom Corps des preußischen Generallieutenant v. York ganz besonders ausgezeichnet. Jenem Corps dankte der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, welche den Geist der Armee zu schön bezeichnet, als daß man sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General v. York defilirte, grüßte er alle Bataillonsführer; doch als jenes nahte, und seine Frage, ob dieses das zweite Bataillon vom Leibregimente sei, von dessen erstem Zuge bejaht wurde, zog er schweigend den Hut, und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Bataillon vorüber war. Dasselbe hatte schon der Oberconsul Napoleon Buonaparte den 19. Januar 1800 gethan, als die 96., 43. und 30. Halbbrigade vor ihm vorbeimarschirten.

Militairische Betrübniß aus entgegengesetzten Gründen. Marwell erzählt in seinen „Peninsular sketches" folgende Anecdote: „Die englische Cavallerie hatte eine Linie gebildet, eine halbe (englische) Meile von den Franzosen entfernt, als eine Wolke von Plänklern bemerkt wurde, die auf uns zukam. Eine Brigade portugiesischer Artillerie, von einem deutschen Capitain befehligt, in der Meinung, es seien Franzosen, die einen Angriff auf uns machen, wie es in der That allen Anschein hatte, eröffnete ihr Feuer gegen dieselbe. Die Bomben schienen über den Köpfen der Plänkler zu zerspringen, als ein Officier zu Pferde aus der beschossenen Truppenabtheilung im Galopp herbeieilte, sein Taschentuch schwenkend. Es ergab sich, daß es ein Trupp derer von Braunschweig-Oels war, die eigenthümlich, etwas den Franzosen ähnlich, uniformirt waren. Der arme Deutsche war in großer Betrübniß. „Ach," rief er aus, „ich habe das Blut meiner tapfern Landsleute vergossen!" Während er so in der größten Aufregung hin und her lief, kam ein zweiter Officier von den Braunschweigern (die wir gewöhnlich Eulen, Owls = Oels, nannten), um den Capitain zu trösten, indem er versicherte, daß nicht ein Einziger seiner Leute getroffen sei. Dies aber veränderte nur den Grund der Traurigkeit. Die artilleristische Geschicklichkeit des tapfern Deutschen war jetzt in Frage gestellt, und er gerieth über das Nicht-Blutvergießen seiner Landsleute erst recht in Verzweiflung."

Militairisch. Ein ehemaliger Militair, mit dem Namen Marolles, der manche Feldzüge mitgemacht, und als dienstunfähig entlassen worden war, konnte es gar nicht begreifen, daß ein Krieger, wie er, auf dem Bette sterben sollte. „Es ist doch unverantwortlich," rief er oft aus, „daß ich nicht mit den Waffen in der Hand aus dieser Welt gehen soll." — Statt auf einen Stock, stützte er sich auf einen Degen, und wenn man ihm zur Ader ließ, hielt er ihn in seiner

Rechten, „denn," ſagte er, „ein Krieger darf ſein Blut nicht ohne Waffen in der Fauſt verſpritzen."

Milo von Crotana, ein Schüler des Pythagoras und berühmter Wettkämpfer, beſaß eine ſolche Stärke, daß er bei den olympiſchen Spielen einen Ochſen auf ſeinen Schultern in der Ringbahn herumtrug. In ſeinem Alter wollte er noch einmal einen Beweis ſeiner außerordentlichen Stärke durch das Zerreißen einer ſchon geſpaltenen Eiche geben; während der Bemühungen fielen aber die Keile heraus, klemmten die Hände, und unerachtet aller Anſtrengung vermochte er ſie nicht herauszubringen, und ſo wurde er eine Beute der wilden Thiere.

Vier **Millionen.** Unter Ludwig XIV. wurde bei einem frohen Ereigniſſe ganz Paris beleuchtet. Der General-Controleur der Finanzen, Abbé Turray, fuhr am Abend umher, um dieſe Illumination in Augenſchein zu nehmen. Unter vielen Sinnbildern und Inſchriften fiel ihm eine ganz beſonders auf. In einem Kreuz von Lilien las man die transparenten Worte: „Vier Millionen habe ich für meinen König!" Der Abbé merkte ſich dies Haus, und am andern Morgen verſäumte er nicht, ſich ſogleich zu dem Bewohner des Zimmers zu verfügen, an deſſen Fenſter dieſe ſonderbare Deviſe brillirte. Bei'm Eintritt in die ärmliche Stube ſagte er: „Mein Herr! Ich bin der General-Controleur der Finanzen. Die patriotiſchen Geſinnungen, die Sie durch Ihre geſtrige Illumination äußerten, gereichen Ihnen zur größten Ehre. Ich freue mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und zweifle nicht, daß Sie das erfüllen werden und können, was an Ihrem Fenſter zu leſen war." — „Das iſt ſchon erfüllt," erwiederte Jener. „Wie? Wann? Da müßt' ich ja wohl auch etwas davon wiſſen." — „Sie wohl nicht, aber vielleicht der Kriegsminiſter. Ich heiße Million, habe vier Söhne, welche ſich in Seiner Majeſtät Dienſten befinden." Der Abbé empfahl ſich und verließ ſchnell das Zimmer.

Miloſch und ſein allzutreuer Ueberſetzer. Eines Tages war Miloſch, Serbiens Fürſt, zornig auf ſeinen gewöhnlichen Dolmetſcher Alexei Simitſch, der die groben, plumpen Reden des ehemaligen Schweinehirten in hochpoetiſche Worte überſetzte. Von einem andern Dolmetſcher begleitet, beſuchte er den Weſſir in Belgrad, und dieſer war ganz erſtaunt über die Gemeinheit, mit der ſich der Fürſt diesmal ausdrückte. Als dieſer endlich die Wirkung bemerkte, rief er, den Dolmetſcher von ſich ſtoßend: „Tölpel, was brauchſt Du Dich an meine Worte zu halten? Holt mir den Alexei!"

Milton wurde fast zu gleicher Zeit blind und Wittwer; bald darauf nahm er eine zweite Frau. Als ein Freund sein Befremden darüber äußerte, wie er bei seiner Blindheit eine zweite Gattin hätte finden können, erwiederte Milton: „O sehr leicht, hätte mich Gott auch mit der Taubheit heimgesucht, so wäre ich die beste Partie in England gewesen."

Der blinde **Milton** war zum dritten Male und nichts weniger als glücklich verheirathet. Lord Bussingham sagte ihm eines Tages, daß seine Frau eine Rose wäre. „An ihrer Farbe," entgegnete der Dichter, „kann ich es nicht erkennen, denn ich bin blind; aber an ihren Dornen fühle ich es, daß Sie Recht haben."

Mina's Einfall in Spanien, im Herbste des Jahres 1830, scheiterte durch Valde's unüberlegtes Benehmen. Um diesen aus dem ihn bedrohenden Unglück zu retten, stürzte er sich selbst in die größte Gefahr. Mina, von allen Seiten verfolgt durch spanische Royalisten, ließ den kleinen Haufen, mit dem er sich zurückgezogen, sich zerstreuen, er behielt Keinen bei sich, außer seinen Adjutanten Mera, einen alten Priester und einen alten Bedienten. Unter Mangel und Elend wanderten sie im Gebirge herum, jede Minute in Gefahr, in die Hände des Feindes zu fallen. Einst sah sein Adjutant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen; Flucht war unmöglich. Mina's Gefährten erblaßten. Er verlor die Gegenwart des Geistes nicht, und sprach zu ihnen: „Bleibt ruhig stehen!" Sie gehorchten. Furchtlos trat er dem Trupp entgegen; als er dicht vor ihm stand, fragte er mit festem Ton: „Zu welchem Corps gehört diese Abtheilung?" — Der Anführer stutzte; er kannte Mina nicht, und wußte nicht, wer ihn auf so gebieterische Weise frage. Mina, es bemerkend, stellte sich zornig und rief mit einem Fluche: „Mein Herr! Ich frage sie noch einmal, zu wem gehört diese Truppe?" Der Officier, nicht zweifelnd, daß er einen Vorgesetzten vor sich habe, erwiederte kleinlaut: „Wir gehören zu Juanito's Corps." — „Was zum Henker bringt Sie denn hier her?" fuhr Mina fort; „gehen Sie auf der Stelle zu Ihrem Corps zurück!" Der Anführer, dem dieser Befehl ganz unerwartet kam, zauderte. Da schrie Mina gebieterisch: „Zum T.....! muß ich's Ihnen noch wiederholen? Gleich marschiren Sie zurück, oder Ihr Ungehorsam wird Ihnen theuer zu stehen kommen." Der Officier verbeugte sich und gehorchte.

Minute. (Was kann der Mensch Alles in einer Minute verrichten.) In einem alten Romane hat ein Herr Z. Z., laut Cometen, folgende Stelle gefunden: „Theodor ritt bis an den Garten, sprang vom Pferde — kroch durch den Zaun — flog nach der Laube, wo

Kunigunde ruhte — schlich zu ihr hin und stürzte zu ihren Füßen. Freudig hob sie ihn empor — er setzte sich an ihre Seite — sank an ihre Brust und schwamm in einem Meere von Seligkeit — das Alles war das Werk einer Minute."

Minuten. Fünf Minuten braucht gerade ein Müßiggänger, um seine Pantoffeln anzuziehen; ein Wechsler, 20,000 Thaler zu gewinnen; ein Arzt, einen Schnupfen in eine Entzündung zu verwandeln; ein großer Feldherr, das Schicksal eines Reichs zu entscheiden; eine Coquette, einen braven Mann hinter's Licht zu führen, und ein Mann von Geschmack, ein schlechtes Buch zu beurtheilen.

Mir und mich. Eine Schilderung aus Hannover in der Allgemeinen Zeitung erzählt von einem alten Hannover'schen General, der mit dem Dativ und Accusativ auf sehr gespanntem Fuße lebte. Er fragte einmal vor Jahren einen Maler auf der Ausstellung: „Von wem ist das Bild da?" — „Von mir, Excellenz," versetzte der Künstler. — „Ah, van Mir, das ist der bekannte Niederländer, nicht?" war die Antwort. — „Excellenz verzeihen," stammelte der verwirrte Künstler, der keinen andern Ausweg sah, sich als den Maler des Bildes dem Bewußtsein des alten Haudegens deutlich zu machen — „verzeihen Excellenz — es — ist — von mich!" — „Ah so, von Sie! nun das freut mich."

Mir und mich. Die Leipziger verwechseln wie die Preußen das mir und mich sehr häufig. Ein junger Herr, der das ehemalige Stubenmädchen seiner Mutter lange nicht gesehen hatte, fragte, wie sie jetzt lebe? — „Ach!" sagte sie, „ich lebe vor mir und koche mich selber."

Ueber **mir** statt mich. Ein Schriftsteller Leipzig's, der viel über Theater und Musik geschrieben, erhielt von einem Schauspieler, den er irgendwo kennen gelernt, einen Brief, worin der unbekannte Menschendarsteller ihn ersucht, seine Person einmal zu erwähnen und den Brief mit den Worten schließt: „Ich wünsche sehr, daß einmal etwas über mir geschrieben wird." Der Kritiker antwortete ihm, daß dies geschehen könne. „Nur," sagte er, „kann ich dies jetzt, wenn Sie nach Leipzig kommen, nicht thun; denn unter mir wohnen ein paar geistreiche Damen, die unmöglich einen solchen Dummhut, wie Sie sind, in ihrem Zimmer behalten. Nächstens ziehe ich aber auf's Land, unter meiner Stube ist ein Ochsenstall, und da wird sich die Sache machen."

Mir und mich. In einer preußischen Stadt wurde von einer wandernden Schauspielertruppe „Don Juan" gegeben, und Donna

Elvira ließ sich im zweiten Acte aus ihrem Fenster herab schmelzend vernehmen:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mich rauben," —

„Mir! Mir!" ertönte es plötzlich im ganzen Hause, und die geängstigte Sängerin begann von neuem:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mir rauben,
Der mir noch aufrecht hält."

„Mich! Mich!" erschallte es wieder, und bei jedem Verstoße dieser Art schritt das Publicum als donnernder Corrector ein. Als aber der Lärm immer häufiger und toller ward, auch wohl einzelne Ballhornstimmen mit schallendem Gelächter zur Ruhe verwiesen wurden, rief endlich der Polizeicommissair des Ortes, auf eine Bank steigend und mit glühendem Amtsgesichte: „Meine Herren, ich bitte mich Ruhe aus!" — „Mir! Mir!" dröhnte es jubelnd von allen Seiten, und der arme Polizeicommissarius verließ ingrimmig seine Rednerbühne, befahl den Vorhang fallen zu lassen, und schloß unter allgemeinem Gelächter die herabgewürdigte Oper.

Als **Mirabeau** durch sein Auftreten im Convent der Gegenpartei immer furchtbarer wurde, versuchte diese, sich seiner dadurch zu entledigen, daß funfzig Edelleute aus den ältesten Geschlechtern, meistens Officiere, ihn zum Duell forderten. Er — Graf, Abkömmling einer der ältesten adeligen Familien, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten in der Armee gedient, der selbst mit Ruhm gefochten — nahm die funfzig Ausforderungsbriefe mit in den Convent und rief, indem er bei der Erzählung des Vorgangs sie auf den Tisch warf: „Mein Kopf ist dem Vaterlande mehr werth, als fünfhundert solcher Pflastertreter! — Der Moniteur mag meine Antwort auf diese Wische ihren Schreibern und der Nation verkünden."

Mirabeau wurde anfänglich von seinen Gegnern beschuldigt: er lasse sich seine Reden machen. „Nun gut," erwiederte er, „so bestellt Euch nur bei denen, die mir die Reden machen, auch die Antwort d'rauf."

Mirabeau's Portrait. Lavater, dieser gottselige Cicerone des menschlichen Gesichtes, fand kein Behagen an des berühmten Mirabeau Zügen. Ihm galten sie, wie wir aus dem Briefwechsel Clemens Brentano's mit seiner Schwester, dem genialen Kinde Bettina, entnehmen, als Symbol einer geistigen Carricatur, als Ausdruck einer

Verschrobenheit der Seele. Mirabeau's Nase, meinte dieser gesichterkundige Exeget und Grammatiker des menschlichen Antlitzes, bezeichnete nicht den großen Helden, der kühn einen großen Entwurf festzuhalten vermag, nein, sie sei nichts weiter als eine veritable rothe Bauernnase. Schwülstige Lippen, die so matt in den Winkeln herabhängen, könnten keine Tugend verrathen; sein Auge sei zwar feurig, aber „von finsterer Vermessenheit," auf der Stirn throne nicht Heldenmuth, sondern „schamvergessene Gewaltsamkeit," und der Zug, der durch die ganze Physiognomie des Mannes laufe, spreche markant die Carricatur des Genies, nämlich eine Exaltation aus, die an Narrheit grenze. Kurz, Lavater schrieb zu diesem Portrait die allerliebste Devise: „Schwindelnd an der Narrheit Abgrund!"

Miravaux wurde einst von einem stämmigen Burschen angebettelt. „Wie?" sagte Miravaux, „kann ein so rüstiger Kerl nicht arbeiten?" — „Ach, gnädiger Herr," rief der Bettler im jämmerlichsten Tone, „wüßten Sie nur, wie faul ich bin!" Die Antwort war so unerwartet, daß Miravaux lachen mußte und ihm ein Silberstück schenkte.

Mißgriffe. Als ein Musikdirector einer reisenden Gesellschaft in Schlesien den Bassisten des Orchesters während der Probe, der vielen Mißgriffe wegen, heftig tadelte, meinte der Schlesier ganz gemüthlich: „Herr, der Baß is meine, und auf dem kann ich greifen, wie ich will."

Mißheirathen. Die meisten Mißheirathen geschehen offenbar in England, weil dort die jungen Fräuleins Miß heißen, mithin die Herren meistens Miß heirathen. A. Sternau.

Mißtrauen. Wer immer nur mit Kant, Gall und Lavater spricht, — der wird verzagt und traut dem eig'nen Schatten nicht.

Galantes **Mißverständniß.** Frau von Blot, Hofdame der Herzogin von Orleans, ging einst sehr einfach aber geschmackvoll gekleidet, allein in einer Seitenallee des Gartens vom Palais-Royal in Paris ganz unbesorgt spazieren, denn sie glaubte, daß sie allgemein bekannt sei. — Ein junger Herr, der auf galante Abenteuer herumwandelte, sah sie von weitem. Sie gefiel ihm und indem er sich ihr näherte, steckte er ohne Umstände seinen Arm unter den ihrigen. „Wofür nehmen sie mich?" fragte Frau von Blot mit beleidigter Würde. „Für mich selbst!" versetzte der Dummdreiste, ohne seinen Mißgriff zu ahnen. — Sie konnte sich über diese naive Antwort des Lachens nicht erwehren und dies würde wahrscheinlich zu einem neuen unangenehmen Mißverständnisse Veranlassung gegeben haben, wenn nicht glücklicherweise einige Herren und Damen vom Hofe dazu ge-

kommen, die sie freundlichst grüßten. Ihr unbekannter zudringlicher Anbeter hielt es für's Beste sich schnell zu entfernen.

Mißverständniß. Am Schlusse einer großen Jagd führte der Zufall einen sehr jugendlichen Lieutenant in die unmittelbare Nähe des Königs und huldvoll wandte sich Se. Majestät gegen seinen Nachbar mit den Worten: „Wir haben heute ein herrliches Abendroth!" — „Ja wohl, Ew. Majestät," erwiederte durch die unerwartete Rede ungemein befangen der Lieutenant, „ich freue mich unaussprechlich darauf, denn ich habe sehr viel Hunger." (Er hatte „Abendbrot" verstanden.)

— Ein wohlhabender Provinzbewohner kam unlängst nach Paris, um seiner Frau und Tochter die Merkwürdigkeiten von Paris zu zeigen; alle drei sehr auffallende Gestalten, nichts weniger als schön. Am nächsten Morgen weckte Hr. N., so wollen wir den Landjunker nennen, seine liebe Familie und forderte sie auf, nach dem Kaffeehause L. zu kommen, dessen Kaffee bis in die Provinz ausposaunt war. Dieß sollte als Debut der Unterhaltung dienen. Glücklich kam man zu dem Lokale L. und unsere Provinzialen nahmen behaglich Platz, um den Trank von Mocca zu genießen, womit sie ihr Herz laben wollten. „Versez, Venus!" (schenk ein, Venus!) rief der Obermarqueur, nach dem Sitze der Familie N. zeigend; Hr. N. wurde blutroth im Gesichte. — „Versez, Venus!" schrie Jener zum zweiten Male, stärker als vorher! Hr. N. ballte die Faust und mäßigte sich mit Mühe. — „Versez, Venus!" schrie der Marqueur zum dritten Male ärgerlich, und schon hatte Hr. N. ihn an der Brust gepackt und schüttelte ihn aus allen Kräften. — „Nichtswürdiger!" donnerte er, „was unterstehst Du Dich, meine Tochter zu persifliren? Ich habe große Lust ..." — „Sind Sie toll, mein Herr?" fragte der Diener, „ich kenne ihre Tochter gar nicht." — „Schurke, hast Du nicht immer nach unserem Tische gezeigt, wenn Du dein vermaledeites „Versez, Venus," vernehmen ließest?" — Der Marqueur folgte der Andeutung des Fingers des Hr. N. und sah nun allerdings ein Gesicht, auf welches jener Name wie ein Pasquill paßte: Dlle. N. war überdieß buckelig und hinkend, zum Ersatze aber unbillig-dumm. Er verstand nun seinen Mißgriff und erklärte denselben ganz einfach: „Sehen Sie hier neben jedem Tischchen eine mythologische Figur. Sie sitzen gerade unter Venus, dort Neptun trinkt Bavaroise, Herkules nimmt Gefrorenes u. dgl. Wir sind gewohnt, zur Abkürzung bloß die Namen der Gottheiten zu setzen, wo Etwas verlangt wird, damit es der Herumträger verabreiche (in Paris wird bekanntlich allen Gästen aus Einer Kanne eingeschenkt) und so mein Ruf „Versez, Venus!" vollkommen erklärt." — Hr. N. soll von dieser sachrichtigen

Erläuterung nur wenig erbaut gewesen sein und Paris sehr bald wieder verlassen haben.

Mißverständniß. Der Vater des berühmten Sohnes Gerstäcker, sel. Andenkens, ein schlichter Mann, war einmal in Kassel im Theater und hörte seinen Sohn singen. Das Publikum war entzückt und am Schlusse rief man allgemein: „Gerstäcker heraus!" Dem alten Manne traten die Thränen in die Augen, und in weinerlichem Tone wandte er sich zu seinem Nachbar mit den Worten: „Hab ich den Leuten doch nie etwas zu Leide gethan, und jetzt wollen sie mich sogar hinaus haben!"

— Ein Landedelmann fand unter andern Papieren einen Aufsatz von den sämmtlichen Bedürfnissen seiner vor 20 Jahren gehaltenen glänzenden Vermählung. — Eine Frau in Wien war seine Commissionärin für alle Bedürfnisse, die auf dem Lande nicht zu haben sind, und als er eben mehrere Sachen an sie zu schicken hatte, wickelte er solche zufällig in jenen von ihm nicht beachteten zur Makulatur bestimmten Aufsatz. Etliche Tage darauf fuhren 3 mit Meubeln schwer beladene Wagen in seinen Hof, und einer der Fuhrleute überreichte ihm folgenden Brief: Mit großer Mühe habe ich endlich die vielen Sachen zusammen gebracht, die Sie auf dem mir gesendeten Zettel bestellt haben. Was auf diesen 3 Wagen nicht Platz hat, sende ich Ihnen gelegentlich nächste Tage.

Wer ist ein **Mistiker.** Einen Oekonomen, der schon Mehreres über die Verbesserung und den Nutzen des Düngers geschrieben hatte, nannte dessen Freund einen großen Mistiker.

Mitarbeiter. „Ei, sieh doch einmal!" rief die Köchin Hortensia, als sie ihre Freundin Emmeline, mit welcher sie früher als Kindermädchen in collegialischen Verhältnissen gestanden hatte, auf dem Fischmarkte begegnete: „wie hast Du Dich herausgeputzt! Du trägst einen Hut und ein großes Shawltuch! Du bist wohl gar eine reiche Frau geworden?" — „Versteht sich," entgegnete Emmeline. „Meiner ist vom Militär abgegangen und hat mich geheirathet." — „Was treibt er denn jetzt?" — „Er ist Mitarbeiter." — „An welcher Zeitschrift?" — „Na, das fehlte noch!" zürnte die junge Frau, „mein Gemahl ist Mitarbeiter beim Gerbermeister X."

Mitgesündigt, mitgebüßt. Als einst im Würtembergischen der Wein so schlecht gerathen war, daß man ihn fast nicht trinken konnte, hielten einige Prediger beim Herzog Friedrich an, daß man ihnen einen bessern Wein aus den herzoglichen Kellern liefern möchte. Der Herzog

schrieb an den Rand des Gesuchs nichts als: „Mitgesündigt, mitgebüßt!"

Mitgift eines Bettlers. Ein Landstreicher erzählte einem andern, er verheirathe seine Tochter. — „Was gibst Du ihr als Mitgift?" — „Eine ganze Provinz." — „Wie?" — „Ja, Siebenbürgen, dort war ich noch nicht, und gehe auch nicht hin; ich überlasse es meinem Schwiegersohne, dort — zu betteln."

Gegenseitige **Mitgift.** Ein edles Brautpaar schwur sich neulich ewige Treue; die Braut hatte Rubinenlippen, Saphiraugen und Goldhaar; aber der Bräutigam ging auch nicht leer aus, er hatte Kupfer auf der Nase, Silber auf dem Kopfe und Geld im Kasten.

Mitgift. Heißt so viel als Heirathsgut. Es scheint als wollten die Alten durch dieses Wort zu verstehen geben, daß man mit einer Frau auch Gift mit bekomme. Wenigstens ist große Mitgift bei einem häßlichen und mürrischen Weibe. Das einzige Gegengift wider Ekel und Verdruß.

Mitleid. Herr R. hatte ein sehr schönes Pinscherhündchen. Eine junge Dame, welche in demselben Hause mit ihm wohnte, hörte das Hündchen jeden Morgen und Abend auf das jämmerlichste schreien. Sie nahm einst Gelegenheit, ihn zu fragen, warum er denn das arme Thierchen täglich zweimal so sehr schlage, daß es durch sein Gewimmer belästige. „Ich schlage mein Hündchen?" ruft Herr R., „da möchte ich mich selbst lieber schlagen, nein, da sind Sie im Irrthume." — „Nun, warum schreit denn der Hund so jämmerlich?" — „Das ist Alles wegen seiner Schönheit," antwortete Herr R. „Sie wissen wohl, daß die Pinscher schöner aussehen mit kurzen als mit langen, kahlen, lappigen Ohren, welche sie gewöhnlich haben. Nun schneid' ich meinem Hündchen auch die Ohren; damit es aber dem armen Narren nicht gar zu wehe thue, schneid' ich alle Morgen und alle Abend nur ein klein Bissel ab."

Mitleid und Beileid. Der Mensch fühlt nicht eher Bei- und Mitleid mit dem Menschen, als bei seinem Tode; dann kommt aber der Nebenmensch, und sagt: „Alle Beileids-Bezeigungen werden verbeten!"

Eine der elendesten Redensarten des Menschen ist, wenn er sagt: „Dieser Mensch verdient kein **Mitleid!**" Mitleid und verdienen! Mitleid muß man schenken, nur Taglohn muß verdient werden.

Mitleiden. Unter den bizarren Zügen des Nationalcharakters der Franzosen hat sich folgender zu allen Zeiten bestätigt: Als die Pferde sich anstrengten, Damiens zu zerreißen und von den Henkern sehr angetrieben wurden, rief eine Dame, die aus einem benachbarten Fenster mit unverwandten Augen zusah: „Ah, les pauvres chevaux!“

Mitleid. Das Schoßhündchen einer Dame biß neulich einen Herrn so in die Hand, daß dieser ausrief: „Das ging bis auf die Knochen!“ — „Ach, was sagen Sie? bis auf den Knochen? Wenn es dem armen Thierchen nur keinen Schaden thut!“ rief die besorgte Dame.

Mitleser. Es kam ein junger Mann in die Expedition des „Augsburger-Tagblattes“ mit der Bitte, man möchte ihm den Herrn nennen, welcher einen Mitleser für die „Allgemeine Zeitung“ suche, indem er zugleich fragte, was die Stelle eines Mitlesers wohl eintrage, da er sehr gut lesen könne. Man hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß ein Mitleser und nicht ein Vorleser gesucht werde.

In der **Mitte.** Thomas holte mich spät Abends im Gasthause ab, es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Thomas (der weit hinter mir geht). Herr! ich fürchte mich, wenn ich so weit hinter Ihnen gehe.

Ich. So geh' voraus.

Thomas (ist weit voraus gelaufen, und ruft in einigen Minuten): Herr! ich fürchte mich so weit voraus zu gehen.

Ich. Nun, wo willst du denn gehen?

Thomas. Ich bitte, lassen Sie mich in der Mitte gehen.

Castelli.

Mode. Als im Pesther Nationaltheater „Lucrezia Borgia“ gegeben wurde, sagte ein alter Herr seufzend zu seiner jungen Ehefrau: „Siehst Du, mein Kind, welch' lobenswerthe Einfachheit in dem, von so Vielen verschrieenen Mittelalter herrschte: ich habe die Oper schon vor acht Jahren gesehen, und die Herzogin trägt noch immer dasselbe Kleid, welches sie damals trug, und dennoch hört sie nicht auf, Herzogin zu sein.“

Die englische **Mode** führt ihre Diener häufig zu Extravaganzen, die man kaum begreifen kann. Vor einigen Jahren war z. B. im Westend Londons eine kleine Straße, Bondstreet genannt, und von den besten Buchhändlern Londons bewohnt, in Mode gekommen. Wer auf den Titel Gentleman Anspruch machen wollte, mußte Tag für

Tag Schlag vier Uhr in Bondstreet vom Pferde steigen, und zwar mit Stiefeln, die von einem gelblichen Kothe angespritzt sein mußten, welcher nur an einem ziemlich entfernten Promenadenorte zu finden war. Dorthin gingen alle eleganten Cavalcaden. Wer nicht genug Muße oder nicht hinreichend schöne Pferde hatte, um diesen Cavalcaden zu folgen, wagte nicht sich mit seinen unbespritzten Stiefeln in Bondstreet zu zeigen. Was geschah? Ein Spekulant öffnete einige Schritte von Bondstreet ein Depot dieses fashionablen Kothes und die Dandys zweiten Ranges ließen sich dort ihre Stiefeln bespritzen, so wie sie dieselben zu anderen Zeiten wichsen ließen. Als aber diese List entdeckt wurde, kamen die Bespritzten und Bondstreet aus der Mode.

Mode. Eine Putzmacherin, die von ihrem Manne getrennt wurde, wollte ihm seine Effekten nicht herausgeben, und er war genöthigt, sich einige Eckensteher zu Werkzeugen seiner Zärtlichkeit zu bestellen. Als diese die letzten Möbel forttrugen, sagte ein Eckensteher zur Putzmacherin: „Sehen Sie, Madame, det is die letzte Mode, so tragen wir's jetzt."

— Manchen unserer jungen Modeherren dürfte man nur ein paar Kartoffeln in die Tasche stecken, und das „Boeuf à la mode" wäre fertig.

— Lange Zeit trugen die Damen nur Blumen und Federn auf den Hüten; seit einigen Jahren sind auch Kirschen, Johannis-, Stachelbeeren u. s. w. zu dieser Ehre gelangt, aber Gemüse und Salat waren bisher etwas Unerhörtes in dem Kopfputz der Frauen. Als eine eben so neue wie „reizende" Mode werden jetzt in Paris „Strohhüte mit Kressen" getragen. Alphons Karr hofft, daß die Schönen der französischen Hauptstadt dabei nicht stehen bleiben werden; bald, meint er, dürften auch rosige Radieschen, grüne Bohnen u. s. w. auf den schönen Köpfchen paradiren. „Nun, Herr Karr, warum nicht noch einen Schritt weiter: Blumenkohl, Sauerkraut, weiße Rüben dürften sich auch nicht so übel ausnehmen!"

Die **Mode** ist eine zweite Vesta. Ihre Priesterinnen bekommen keine Männer.

Mode von einst und jetzt. Eine interessante Vergleichung könnte man zwischen den Summen, welche man früher für Gegenstände der Nothdurft oder des Luxus bezahlte, und des Preises dieser Artikel in der jetzigen Zeit anstellen. Im Jahre 1301 kostete die vollständige Kleidung eines königlichen Pagen 107 Sous (1 Thlr. 8 Gr.) und

die einer Ehrendame 8 französische Livres, die einer geringern Dame ein Drittel weniger, und die eines Kammermädchens 58 Sous. Die Scharlachkleider für Philipp August bei den Osterfeierlichkeiten kosteten $26\frac{1}{2}$ Livres; ein Pelz, den der König am Feste Allerheiligen trug, 8 Livres; Unterkleider 20 Sous jedes. Die feinste Leinwand, welche die vornehmsten Damen trugen, ward die Elle zu 1 Sous 8 Deniers verkauft. Für die Summe, welche jetzt eine Dame für einen Cashemirshawl ausgibt, hätte man damals einen ganzen Hof prachtvoll kleiden können.

Wechsel der **Mode.** Ein Narr lief vor Kurzem ganz nackt durch die Straßen von Paris und hatte ein Stück Tuch über die Schultern hängen. Als man ihn fragte, warum er keine Kleider anziehe, antwortete er: „Er warte bis die Mode einmal beständig werde, weil er sich kein Kleid machen lassen wolle, das in Kurzem wieder außer Mode sei."

Auf was alles die **Mode** sich erstreckt. Man rühmte in Gegenwart einer Dame die schwarzen Augen ihrer Nachbarin; kaum vernahm sie dies Lob, so rief sie aus: „Jetzt trägt man keine schwarze Augen mehr!"

Mode-Anzeigen. Endlich ist doch etwas Mode, was noch nicht dagewesen ist. In einer Modezeitung wird buchstäblich aus Paris gemeldet: „Im Haarschnitt und Hut folgt jeder seinem Geschmacke." Wenn das um sich greifen sollte!

— Die Herren-Beinkleider dürfen keine Falten haben, auch an dem andern Anzuge dürfen nur wenig Falten sichtbar sein. Je einfältiger, je beliebter.

— In die Schlafzimmer der Pariser Eheleute sind die Himmelbetten mit Säulen wieder zurückgekehrt. Vielleicht kehrt der Himmel auch wieder in die Ehen zurück.

Ein **Mode**-Liebhaber muß heut zu Tage Alles gelernt haben! In der guten alten Zeit, als der Ritter Toggenburg „eines Morgens eine Leiche da saß," als Siegwart in ein Kloster ging, Werther sich eine Kugel durch den Kopf schoß, als eine schwärmerisch Geliebte noch Lotte heißen durfte, damals brauchte ein junger Mann eben nur zu lieben, um Stoff zu dicken Büchern und dünnen Gedichten zu bieten; heut zu Tage aber, daß Gott erbarm! muß er promovirter Doctor in allen Zweigen des menschlichen Wissens sein. Er muß Geometrie ver-

stehen, damit er den rechten Winkel im Herzen seiner Geliebten findet; Botanik, um die Hopfenarten kennen und ermitteln zu können, ob Bier Gift ist; Geographie, um seine Straße auch im Dunkeln finden zu können; Chirurgie, damit er sich die Verrenkungen und Hühneraugen, die er bei dieser Gelegenheit davon trägt, selbst operiren kann; Nautik, um seinen Schatz nach dem Steinhäule und später in die offene See der Ehe steuern zu können; endlich auch Chemie, d. h. Scheidekunst, um sich vier Wochen nach der Trauung wieder scheiden lassen zu können.

Modebengel. Ein sorgfältig frisirter, nach allen Essenzen duftender Stutzer stand in Berlin vor einem Kaufmannsladen, seine Augen selbstgefällig rechts und links werfend, ob auch wohl die an ihm vorübergehenden Damen ihn beachteten. Er hatte schon eine Weile, seine Haartour immer vom Neuem wieder ordnend, dort gestanden, als ein muthwilliger Schusterjunge auf einmal auf ihn zukommt mit der Frage: „Wohnt in diesem Hause nicht ein Apotheker?" — „Ich weiß es nicht! Warum frägst Du mich?" — „Ick dachte man so," lächelte der Schusterjunge, „weil en Brechmittel vor die Diehre steht."

Moden. Im sechszehnten Jahrhundert trugen die Fashionables hin und wieder Kleider von zweierlei Farben. Einige Obrigkeiten, z. B. der Rath zu Zürich, verboten in der Folge diese abgeschmackte Mode. Ehe dieses Verbot noch erlassen war, stand ein junger Bürgerssohn, dessen Oberkleid rechts roth und links grün war, vor einem Krämerladen. Ein nicht weit davon stehender Bettler, der einen Knaben bei sich hatte, sagte zu diesem: „Geh' und bitte den Herrn dort im rothen Kleide um ein Almosen." — Der junge Mensch wendete sich sogleich, um zu zeigen, daß er nicht bloß ein rothes, sondern auch ein grünes Kleid trage, mit den Worten: „Unser Einer geht nicht einfarbig, wie die Bauern, oder gar sechs- und achtfarbig, wie Ihr Bettelgesindel."

— Diese sind noch gefährlichere Klippen für die Frauen und ihre Ehemänner, als die Liebe, denn die verliert sich mit der Zeit, ich meine nach der Hochzeit; doch die Moden, die bleiben beständig; oder vielmehr die bleiben keinen Tag beständig; das ist eben das Unglück, was wohl daher kommen mag, weil es die Mode heißt. Die Moden haben schon manchen Mann zum Murrkopf gemacht.

Moden der Vorzeit. Am Hofe der Königin Elisabeth in England trugen die Damen höchst kunstvoll gestickte Kragen à la Maria Stuart

(ruffs), die aber so groß waren, daß eine in vollem Staat an der Tafel sitzende Dame genöthigt war, sich eines Löffels von zwei Fuß Länge zu bedienen.

Der beschämte **Modebengel.** Neulich kam ein junger, bärtiger Elegant einhergestiegen, den Paletot über die Hand geschlagen. Da begegnete ihm ein hausirender Handelsjude, der ihn für seines Gleichen ansah, und ihn sans gêne fragte, was das Stück Kleid koste, das er da auf der Hand zum Verkaufe trage.

Beschämung eines **Modebengels.** In Pesth wandelte ein süßes Modeherrchen in seidenen Strümpfen und Schuhen, ziemlich geputzt und duftend von mancherlei wohlriechenden Oelen und Wassern, über die Straße, als ob es auf Eiern ginge, denn es hatte stark geregnet, und der häufige Morast nöthigte den Stutzer, von Stein zu Stein zu hüpfen, weil er sein Pedal, welches bei der abendlichen Tanzunterhaltung noch eine wichtige Rolle zu spielen bestimmt war, nicht beschmutzen wollte; endlich aber an einer sehr kothigen Stelle angekommen, sah er in ängstlicher Verlegenheit nach dem jenseitigen trockenen Fußpfade, und wußte nicht, wie er dahin gelangen könne, ohne durch den Morast zu schreiten. Ein ungarischer Gassenkehrer, des Windbeutels Unentschlossenheit wahrnehmend, erbarmte sich seiner, und ohne ein Wort zu sagen, trug er ihn, wie eine Puppe, zum Gelächter der Vorübergehenden auf seinen nervigen schmutzigen Armen über die Straße nach einer trockenen Stelle. Da steht nun das nette Herrchen, zwar mit ziemlich reinen Schuhen, aber an seinen Kleidern haften mehrere schmutzige Denkzeichen der ungebetenen Dienstfertigkeit des Gassenkehrers, und er geräth sowohl darüber, als wegen des Lachens der Umstehenden so sehr in Zorn, daß er laut flucht und schimpft. „O mein Lieber! wenn is Ihnen nit recht, kann ich schun Ihnen helfen," spricht der Ungar, hebt den leichten Stutzer ungeachtet seines Sträubens, wie ein Kind in die Höhe, und trägt ihn wieder über die Straße hin zu jener Pfütze, indem er sagt: „So mein Lieber, hier stehen Sie recht baich," und ganz gelassen seiner Wege geht, indeß der arme Stutzer unter dem Hohngelächter des Volkes mühsam durch den Morast sich fortarbeitet und in das nächste Haus flüchtet, dem Spott der Menge zu entgehen.

Beschämung eines **Modegecken.** Eine eben so schöne als geistreiche junge Dame hatte im Theater die Aufmerksamkeit eines Herrn von N. erregt. Der junge Lion hielt sie für eine seiner würdige Eroberung, und er zweifelte keineswegs an dem Gelingen seiner Bewerbungen. Die Dame kannte ihn freilich nicht, allein wie konnte sie einen Elegant abweisen, der die feinste Bildung und überdies einen,

in der vornehmen Welt nicht unbekannten Namen besaß! Der Dandy legte also sein größtes Gilet und seinen kleinsten Frack an, und begab sich zu dem Gegenstande seiner Verehrung. Er läutet an, ein Kammermädchen öffnet. „Herr v. N. wünscht der gnädigen Baronesse seinen Respect zu bezeigen.“ Auf diese sehr laut gesprochenen Worte erscheint die junge Dame, wirft einen prüfenden Blick auf den Dandy und erwiedert: „Gut, mein Freund, sage Er seinem Herrn, daß ich ihn diesen Abend um sechs Uhr erwarte.“

Esel-**Modell.** In einer Landschule sollte zur Züchtigungsstrafe ein hölzerner Esel gemacht werden. Der Tischler wollte ihn nicht machen, wie der Schulmeister angab: „Ich will es aber so haben,“ sagte dieser, „Ihr sollt ihn nach meinem Kopf machen.“

Ist's **möglich.** Bei der Landung Wilhelms von Oranien bekam Jacob fast täglich die Nachricht, daß einer oder der andere von den Großen zu gern übergetreten sei. Der Prinz von Dänemark, einer seiner Vertrauten, rief bei jeder solchen Gelegenheit aus: „Est-il possible!“ — Am Ende aber wurde er selbst abtrünnig und ging zu Wilhelm über. Als dies Jacob erfuhr, rief er aus: „Wie? auch Est-il possible ist fort!“

Ist leicht **möglich!** Ein Schauspieler, der in einer komischen Rolle, trotz aller Mühe und Verdrehungen des Körpers, den Beifall der Menge nicht erhalten konnte, rief endlich unwillig aus: „Es ist zum toll werden! in jedem Dorfe würde ich mehr gefallen als hier.“

Mönche. Ein Reisender fragte einen schlesischen Klosterbruder, ob in ihrem Kloster auch vaterländische Weine getrunken würden. „Ja wohl,“ lautete die Antwort, „in der Marterwoche.“

Ein **Mörder.** Ein Mensch mit finstern und eckigen Zügen, mit stierem Blicke, mit abschreckender Physiognomie sitzt auf der Bank der Angeklagten, von vier Gend'armen umgeben.

Klägerin. Ich sah den Missethäter, wie ich Sie sehe, meine Herren, das Opfer lief vor ihm her und suchte ihm zu entkommen — aber er setzte blutdürstig ihm nach, bis er es erreichte, seine ängstlich rufende Stimme erstickte, und es ermordete.

Präsident. Angeklagter, steht auf.

Angeklagter (sich mit Mühe erhebend). Ich bin bereit dem Gerichte Antwort zu geben.

Pr. Was führt Ihr zur Entschuldigung an für das auf Eurer Blouse gefundene Blut.

Angekl. Ich hatte Nasenbluten.

Pr. Wie erkläret Ihr die Entdeckung des Kopfes des Schlachtopfers unter dem Kopfkissen Eures Bettes. (Bei dieser Frage ergriff alle Zuschauer ein Entsetzen. Mehrere griffen nach den Flacons.)

Angekl. Das ist ein Fallstrick, den mir meine Feinde gelegt haben.

Pr. Wie erklärt Ihr die Stücke Fleisch, die man noch ganz frisch in Euren Taschen gefunden?

Angekl. Das ist wieder ein Fallstrick.

Der Präsident fällt das Urtheil: Da aus dem Verhör hervorgeht, daß der Angeklagte sich des Diebstahls und des Mordes einer Henne schuldig gemacht hat, so wird er zur dreitägigen Arreststrafe verurtheilt. Hum.

Entdeckter **Mörder** durch Zerstreuung. Ein berühmter tragischer französischer Dichter soll jüngst zur Festnehmung eines Mörders beigetragen haben. Gesticulirend, in sein neuestes Trauerspiel vertieft, ging er auf der Straße, und declamirte laut die Worte: „Halt, Mörder; du sollst deine Schuld bezahlen!“ — Ein neben ihm gehender Mann erschrak und ergriff die Flucht, ohne sich wieder umzusehen. Dies sonderbare Benehmen erregte den Verdacht zweier in der Nähe befindlicher Polizeispione, sie eilten ihm nach und es ergab sich, daß er ein Mörder war, dessen Spur die Polizei verloren hatte.

Eine Tochter des Fürsten der **Mohils** verliebte sich in den Erben des Throns von Porgul, der mächtig am Hofe seines Vaters war. Salov nahm erfreut diese schmeichelhafte Auszeichnung an, trotz den Gefahren, die ihm deshalb droheten, und die Vermählung wurde mit orientalischem Luxus und Pomp gefeiert. Noch an demselben Tage brach er mit der jungen Gemahlin nach seinen Besitzungen auf; seine Bedeckung bestand in 800 Mann. Schon näherten sie sich dem Ziele ihrer Reise, als ein Nebenbuhler, der Fürst Rhatore, plötzlich an der Spitze von 40000 Kriegern erschien, und ihm den Weg versperrte. Der edelsinnige Gegner mochte indeß nicht mit einer überlegenen Macht kämpfen, und behielt nur 800 Mann bei sich. Man schlug sich lange, ehe sich der Sieg für einen Theil entschied. Endlich aber streckte der Fürst Rhatore seinen glücklichen Nebenbuhler todt nieder. In der Verzweiflung über dieses Unglück ergriff die junge Fürstin ein Schwert, und hieb sich selbst einen Arm ab, den sie ihrem Schwiegervater als Zeichen des Muthes seiner Schwiegertochter schickte. Dann gebot sie, ihr auch den andern Arm abzuhauen, den sie, wie ihre Juwelen, den Barden der Mohils vermachte. Auf dem Schlachtfelde selbst ließ sie dann einen Scheiterhaufen errichten, und stürzte sich, nachdem sie ihren todten Gemahl nochmals zärtlich geküßt hatte, in die Flamme.

Mohr. Zwei Frauenzimmer begegneten in der Stadt einem Mohren. „Du," sagte die Eine zu der Andern, „das ist ein Mohr!" — „Ja, richtig," entgegnete die Andere, „man sieht's ihm an."

Der **Mohr** ein Franzose. Lord Bolingbroke wollte einst auf seiner Reise unbekannt bleiben; befahl daher seinem Mohr, dem einzigen Bedienten, so er bei sich hatte, ihn überall, wo sie hinkämen, für einen Franzosen auszugeben. Der Kerl glaubte es noch besser zu machen, und sagte, so oft er gefragt wurde: „Mein Herr und ich, wir sind beide Franzosen."

Der weißgemachte **Mohr.** Es wurde das Trauerspiel „Othello, der Mohr von Venedig," gegeben. Während des Actes hatte sich der Schauspieler, welcher den Othello gab, unvorsichtiger Weise die Schwärze von der Nasenspitze gewischt. Als er nun im folgenden Acte auf die Bühne trat, und schon Einige aus dem Publikum darüber zu lachen anfingen, rief ihm ein Nahestehender vom Parterre zu: „Wischen Sie sich die Nase ab, Sie haben sich dieselbe ganz weiß gemacht."

Molé, der berühmte französische Schauspieler, war gefährlich krank, und gewiß gab es in Paris nicht eine Equipage, welche nicht wenigstens ein Mal des Tages vor seinem Hause gesehen worden wäre. Endlich hatten alle die, welche sich so eifrig nach des Schauspielers Befinden erkundigten, die Freude zu erfahren, daß er auf dem Wege der Besserung sei, und die Aerzte ihm erlaubt hätten, einige Tropfen Burgunder zu trinken — und in den nächsten zwei Tagen wurden ihm mehr als viertausend Flaschen dieses Weines geschickt.

Molière berieth sich mit seiner Magd. Er las ihr populäre Scenen vor, und was sie lachen machte, ward beibehalten, wobei sie ernsthaft blieb, weggestrichen. Von einer Art Instinkt wundersam angeleitet, schwang sich die alte Laforêt zur Kennerin empor. Eines Tages, als der große Schauspiel-Dichter ihren Scharfsinn auf die Probe stellen wollte, las er ihr einige Scenen von Brécourt, Schauspieler seiner Gesellschaft, vor, konnte es aber nicht dahin bringen, sie zu täuschen. Noch hatte er nicht vollendet, als sie mit treuherzigem, gleichsam verweisendem Tone ausrief: „Oh, der Herr will sich lustig machen, das ist nicht von ihm; das möge er einer andern, aber mir nicht, aufbinden."

Molière — hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin de, war ein berühmter französischer Lustspiel-Dichter und Schauspieler, geboren zu Paris 1670. Seine Stücke, 6 Bände in Octav stark, brachten ihm so viel ein, daß er im Ganzen seine Einnahme davon wohl zu 50,000

Livres anschlagen konnte. Die drei vorzüglichsten Stücke von ihm sind die Frauenschule, Tartüffe und der Misanthrop (Menschenfeind); er starb 1673 an den Folgen eines Blutsturzes, den er sich durch die Anstrengung bei der Darstellung eines seiner Stücke: der eingebildete Kranke, zuzog.

Molière. Boileau und Chapelle wurden einst von Molière zu einem Abendessen eingeladen. Hierbei wurde so tapfer getrunken, daß die Köpfe anfingen zu schwindeln und auf einen Gegenstand verfielen, der diesem Zustande ziemlich fremd war. Sie philosophirten über das Elend und die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, und der Satz eines alten Griechen: „Der Mensch, der nicht geboren ist, oder der, welcher nach der Geburt bald stirbt, ist der Glücklichste," verwirrte die erhitzten Köpfe so sehr, daß Beide den verzweifelten Entschluß faßten, sich in die Seine zu stürzen. Sie brachen sogleich auf, und waren nicht mehr weit von dem Flusse, als Molière sie aufmerksam machte, daß eine so heldenmäßige Handlung nicht in der Dunkelheit der Nacht verhüllt bleiben, sondern am hellen Tage öffentlich geschehen müsse. Die beiden Andern sahen sich an und sagten: daß er Recht habe. Chapelle setzte hinzu: „Ja, wir wollen es auf Morgen versparen und unterdessen den übrigen Wein austrinken." Mit dem Morgen kamen auch andere Gedanken, und sie hielten es für klüger, das Elend des Lebens noch eine Zeitlang mit anzusehen.

— Die Verachtung, pflegte Molière zu sagen, ist eine Pille, die man wohl verschlucken, aber nicht kauen kann, ohne den Mund zu verziehen.

— Ein Arzt ist ein Mann, den man bezahlt, um in dem Zimmer eines Kranken Fratzen zu erzählen, bis ihm entweder die Natur geholfen, oder die Arznei um's Leben gebracht hat.

Molière hatte sich einst bei seiner Toilette etwas verspätet, und schon war die Stunde herangerückt, wo er im Theater erscheinen sollte. Es regnete sehr stark, und in der ganzen Umgebung war kein anderes Fuhrwerk aufzutreiben als ein Tragsessel, in welchen er sich endlich einsetzte. — Die Sesselträger gingen Schritt für Schritt ihren langsamen Gang. — Molière ward immer ungeduldiger; endlich sprang er zornig heraus und half eine Strecke den Tragsessel selbst tragen, bis das schalkhafte Gelächter der Vorübergehenden ihn bemerken machte, daß er sich über und über mit Koth bespritzt hatte.

Es kam einst zwischen **Molière** und dem berühmten Advocaten Fourcroi über Tische zu einem heftigen Streit. Letzterer überschrie ihn

so sehr, daß Molière nicht zu Wort kommen konnte. Aufgebracht darüber sagte er zum Doctor Boileau: „Was will der Verstand mit einer schwachen Stimme gegen das Aufbrausen dieses Mannes?“

Alle Poeten waren nach dem Tode **Molières** in Bewegung, Grabschriften auf ihn zu verfertigen. Einer von ihnen überreichte die seinige dem Prinzen von Condé. Dieser sagte zu ihm: „Ich danke Ihnen, mein Herr! aber ich wünschte, Molière hätte mir die Ihrige überreicht.“

Der Abbé **Molière** war ein höchst einfacher und unbefangener Mann; arm, unbekannt mit der Welt, und für nichts lebend, als für seine Grübeleien über die Philosophie des Descartes. Er hatte die Gewohnheit im Winter aus Mangel an Heizung halb ausgezogen im Bett zu liegen, und da zu lesen und zu schreiben. Eines Nachmittags liegt er so im Bette. Man klopft. „Wer da?“ — „Macht auf!“ — Der Abbé zieht an einer Schnur, die Thüre geht auf, und ein Mensch von sehr verdächtigem Aussehen tritt in die Stube. „Wer seid Ihr?“ fragt ihn der Abbé, nur halb von dem Blatt aufsehend, an dem er gerade schrieb. — „Gebt mir Geld.“ — „Geld?“ — „Macht keine Umstände.“ — „Aha! Ihr seid ein Dieb, wie ich merke.“ — „Dieb oder nicht; ich muß Geld haben.“ — „Nun ja doch! Nehmt da den Schlüssel heraus.“ Ohne Blatt und Bleifeder aus den Händen zu legen, hält der Abbé seinem Besucher mit lang vorgestrecktem Hals den Kopf hin, über welchen er in Ermangelung einer Schlafmütze, die Beinkleider gezogen hatte. Der Dieb sucht in der einen Tasche, und findet nichts. „Dort ist kein Schlüssel.“ — „So sucht hier.“ — Damit kehrt er ihm die andere Seite des Kopfes zu. „Nun öffnet dort den Wandschrank. In der dritten Lade.“ Der Dieb zieht die unrechte Lade heraus. „Laßt die in's Geiers Namen; das sind meine Papiere. In der dritten Lade rechts. Dort sind einige Franken.“ — „Ist das Alles?“ — „Alles, was ich habe. Nun schließt den Schrank wieder.“ Der Dieb achtet nicht darauf und verläßt die Stube. „Seid wenigstens so gut und macht die Thüre zu.“ Jener ist schon auf der Stiege. „Hundsseele von einem Dieb! muß ich da in der Kälte aufstehen, um hinter ihm die Thüre zuzumachen. Verwünschter Dieb!“ Der Abbé springt aus dem Bette, schließt die Thüre und legt sich, so gelassen, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, wieder nieder, um an seiner Abhandlung weiter zu schreiben. M. Enk.

Molière. „Ihr habt ja einen Hausarzt,“ sagte einst bei Gelegenheit der König zu Molière, „nu, wie seid Ihr mit ihm zufrieden?“ „Sire,“ antwortete dieser, „wir plaudern eins zusammen, er verschreibt

mir Arzeneien, ich nehme sie nicht ein — und werde wieder gesund."

Molière gab einem Bettler ein Almosen. Ein paar Augenblicke darauf lief ihm dieser mit vollem Munde nach. „Herr, Sie haben sich vergeben, es ist ein Louisd'or." „Behaltet ihn," sagte Molière, und drückte ihm einen zweiten in die Hand. „Gott!" rief er, „wohin sich Tugend nicht verbirgt!"

— Der Bischof von Agen, M. Joly, predigte zu Paris mit übertriebener, beinahe lächerlicher Gesticulation. Man verglich ihn allgemein mit Molière; letzterer, sagte man, ist ein größerer Prediger, der andere ein größerer Schauspieler. Als ihm die Feinde des Tartüffe vorwarfen: er habe zu viel Moral auf das Theater gebracht, sagte er: „warum sollte es denn mir nicht erlaubt sein, Predigten zu halten, da es doch dem Pater Maimburg erlaubt ist, Possen zu reißen."

Monarchie und Republik. Die sprechendste Parabel des republikanischen und des monarchischen Princips gab der mongolische Eroberer Tschengis-Chan auf seinem Sterbebette (18. August 1227), indem er das Beispiel zweier Schlangen erzählte, deren eine mehrere Köpfe und nur einen Schwanz, die andere mehrere Schwänze und nur einen Kopf hatte. Als grimmige, ihnen tödtliche Kälte einfiel, und Beide gegen dieselbe Schutz im engen Loche suchten, wollten die Köpfe der ersten jeder wo anders hinaus und hinein, so daß die Schlange eher erfror, ehe sich die Köpfe vereinigen konnten, mitsammen ins Loch zu schlüpfen; während die Schlange mit einem Kopfe denselben sogleich unter das schirmende Dach brachte und die vielen Schweife leicht nach sich zog.

Bild einer **Monarchie.** La Mettrie war Arzt von Profession, hatte viel Witz und Laune; aber seine Lebensweise war nicht sehr ordentlich. — Er machte an der Tafel des Königs den Possenreißer. Der König hänselte ihn oft zuweilen auf nicht ganz feine Art, um ihn zum Schwatzen zu bewegen, damit es etwas zu lachen gäbe; da sagte er gemeiniglich viel Drolliges, und erlaubte sich dann auch oft Vieles, was ein Anderer nie würde gewagt haben, und es ging ihm durch. Wir wollen ein Beispiel anführen. — Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schrob er La Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel, als er sich's merken ließ. — Das Gespräch ward zwischen Beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas über Staat und Politik des Königs fallen lassen; der König wandte sich an ihn mit dem Ausrufe: „Hört, La Mettrie, Ihr seid ein Arzt und

ein gewaltig gelehrter Mann dazu, aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Eure Sache, bleibt bei dem, was Euer Fach ist. — „Seht," sagte er halb laut und neigte sich vertraulich zu La Mettrie, „wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Fricasseen gegessen; Ihr wißt ja, als ein erfahrener Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das Alles so sehr verwandeln kann, und welchen Theil jedes Ragout an der Masse haben wird. Nun sagt hurtig her, Doctor." — „Gut", sagte La Mettrie mit angenommener ernster Miene, „weil es Ew. Majestät befehlen, so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohl geordnet und übel geordnet, nachdem es kommt. — Zuerst der Magen ist der König." — Der König unterbrach ihn: „Da seht nun mal den Narren an! Warum soll der Magen der König sein?" — „Ich bitte um Verzeihung, dennoch ist es so. — Nämlich, weil er, als ein guter König, das Wenigste für sich gebraucht, sondern das Meiste weiter ausspendet, und wenn er nun dies gehörig thut und sonst ist, wie er sein soll, so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. — Die Arme und die Füße sind der Militairstand, die vertheidigen den Staat, indem sie entweder auf den Feind schlagen oder sich zurückziehen. — Im Gehirn sitzen die Gelehrten und die Philosophen. — Im Gekröse sitzen die Handwerker und Manufakturisten, da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben." — „Nun," unterbrach ihn der König, „und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doctor, was ist jene Sache?" — „Das ist der Schatz des Königs," sagte La Mettrie, indem er seine Blicke so ernsthaft wie möglich zu machen suchte. — „Nun," rief der König, „sieht man da nicht den Unsinn Eures Geschwätzes?" — „Ew. Majestät," rief La Mettrie, „und dennoch ein sehr richtiger Sinn. Der Schatz ist der Ueberfluß dessen, wovon sich alle Bürger genährt haben. — Ist die Verdauung nicht gut geschehen, so circuliren die Säfte nicht so, wie sie sollen, so wird kein Theil gehörig ernährt; alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz, oder es kommt zu viel in denselben, was die arbeitende Klasse hätte haben sollen. — Endlich wird der Schatz angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohlthätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und der ganze Staat wieder-leben können."

Mond. In einem Conversations-Lexicon heißt es beim Artikel „Mond," daß im Mondkörper wahrscheinlich auch Erdbeben sein mögen.

Der abgeschnittene **Mond.** In einem Dorfe wurden auf $3^1/_4$ Ellen hohem Theater die Räuber aufgeführt. Der papierene Mond kam einem Schauspieler (ehemaligen Schneidergesellen) zu früh, und

er rief zu wiederholten Malen grimmig in die Scene: den Mond weg! den Mond weg! — der Mond blieb. — Außer sich vor Zorn, daß sein Spiel verdorben wurde, griff er in die Tasche, zog seine Scheere heraus, schnitt den lieben Mond vom Himmel herab, warf ihn unsanft in die Scene, und — spielte fort.

Der **Mond** ist eine Elle groß. „Wie groß ist wohl der Mond?" fragte ein Schneider einen gelehrten Herrn. „Eine Elle," entgegnete er, „denn er hat vier Viertel."

Der **Mond** ein Käse. Eine dänische Sage sagt: „Aus der Milch der Milchstraße ist ein Käse geronnen, und dieser Käse ist — der Mond!" — Welch eine Nachricht für Verliebte und Schwärmer! Wenn der Geliebte emporschaut und sagt: „O, ich schwöre Dir bei jenem Käse oben!" oder wenn Julie zu Romeo sagt: „Schwöre nicht beim Käs', dem Wandelbaren!" Wenn der Mond ein Käse ist, so sind die Gruithuisischen Meneen und Mondbewohner nichts als Käsemaden in Folio! Der Mann im Monde ist ein italienischer Cast-Casucci! — Wenn der Mond ein großer Laib Käse ist, so sind die Sterne kleine „Quargel!" Es liegt doch viel Romantik in den „Sagen!"

Mond — ist der Adjutant der Liebe.

Der täuschend nachgemachte **Mond.** Als neulich im Theater zu Leipzig der Freischütz gegeben wurde und im zweiten Acte der Mond aus den Wolken brach, wirkte dies Schauspiel so stark auf einen jungen mondsüchtigen Mann, daß derselbe augenblicklich die steile Parterrewand hinauflief und auf der Brüstung der ersten Gallerie anfing, spazieren zu gehen.

Verwendung des **Mondes.** Zwei Bauern stellten Betrachtungen über das Wetter an, und Görgel äußerte die Hoffnung, daß es mit dem Neumonde schon besser werden würde. „Aber Görgel, „sagte der andere, „was macht denn unser Herr Gott mit allen den alten Monden?" „Dummer Mensch," antwortete Görgel, „daraus macht er ja die Sterne."

Dauer einer **Mondesfinsterniß.** Bei Gelegenheit der letzten Mondesfinsterniß erwiederte ein junger Mann, den eine Frau fragte, wie lange diese Finsterniß denn wohl dauern werde, er denke wohl, in acht Tagen werde Alles vorbei sein, und der Mond sich wieder in seinem gewohnten Glanze zeigen.

Montagne, Michael. Man machte ihm Vorwürfe, warum er nie in seinen Schriften des Seneca und Plutarchs da erwähnte, wo er deutlich von ihnen Gedanken entlehnt hatte. „Damit," versetzte er, „meine Tadler dem Seneca und Plutarch die Nasenstüber geben, die meiner Nase gelten sollten."

Montagne pflegte in seinen Schriften sich gewöhnlich des Ausdruckes zu bedienen: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen." — Eines Tages, als er auf einer steilen Treppe ausgleitete und sein untenstehender, träger Diener ihn auf sich zustürzen sah, schrie dieser Tölpel, statt seinem Herrn zu Hülfe zu eilen, ihm ängstlich entgegen: „O mein Gott! gnädiger Herr, wie wird das werden?" — Der kaltblütige Montaigne, der nicht so leicht den Kopf verlor, antwortete im vollen Hinunterpoltern: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen."

Bei einer Maskerade erschien **Montague** im mittelalterlichen Narrengewande, mehrere Hofdamen hatten sich als Dianen costümirt. Eine derselben sagte zu ihm: „Es scheint, hier tritt Jeder in eigener Gestalt auf!" — und Montague antwortete: „Nein; sonst gäb' es mehr Narren, und keine Dianen!"

Montague, Eduard Worthley, mütterlicherseits Enkel des Herzogs Evelyn von Kingston, war um das Jahr 1714 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, einem Landgute seines Vaters, geboren. Er war der Liebling seiner Mutter, die ihm allen Willen ließ. Sein seltsamer Charakter zeigte sich schon in seiner Kindheit. Von der Westminsterschule entlief er dreimal, und wurde dreimal zurückgebracht: zuerst war er nämlich zu einem Schornsteinfeger entlaufen, bei dem er auch die Essen kehrte; dann zu einem Fischer, mit dem er Plattfische durch die Straßen ausrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffjungen nach Spanien trug, wo er sich bei einem Maulthiertreiber verdingte. Nachdem der englische Consul ihn entdeckt und seinen Eltern zurückgesendet hatte, gaben ihm diese einen Hofmeister und schickten ihn dann mit demselben auf Reisen, namentlich nach Westindien. Hierauf verlebte er einige Jahre in London und wurde als Parlamentsmitglied geschätzt. Aber die Unruhe trieb ihn wieder in die Weite. Er durchstreifte die Welt bis an seinen Tod. „Ich bin," sagt er in einem seiner Briefe von sich selbst, „mit dem deutschen Adel umgegangen, und habe auf seinen Landsitzen mein Lehrgeld in der edlen Reitkunst gegeben. Ich bin in der Schweiz und in Holland ein Ackermann gewesen, und habe die bescheidenen Dienste eines Postillons und eines Pflügers nicht verschmäht. Ich habe mich in Paris in das läppische Gewand eines Stutzers gehüllt." Er besuchte den

ganzen Orient, nahm in der Türkei den Turban, und befolgte auf seinen Reisen die Gebräuche der Mohamedaner mit der größten Pünktlichkeit. Er kleidete sich, saß, aß, trank auf orientalische Weise, trug einen langen Bart, ließ sich jederzeit beim Ausgehen, selbst am Tage, zwei brennende Fackeln vor-, und durch einen kleinen Neger, der sein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, seine Nahrung Reis, sein Getränk Wasser, sein Vergnügen Kaffee und Tabak. Er war ein guter Gesellschafter, und wußte auf eine eigene, anziehende Weise heitere Laune, französische Lebhaftigkeit und türkischen Ernst in der Unterhaltung zu vereinen. Er starb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Wissenschaft, besonders die Alterthumskunde, verdankt ihm schätzbare Bereicherungen.

Der Herzog von **Montague** fand großes Gefallen an allerhand Späßen. So hatte er in seinem Staatszimmer einen großen Spiegel hangen, der nicht richtig spiegelte, so daß die vornehmen Gäste, welche in Montague's Hause speiseten, wenn sie vor diesem verrätherischen Spiegel vorübergingen, ihre Perrücken schief rückten. Damals war eine Staatsperrücke ein wichtiger Theil des Anzuges. Jeder von den Lords und Herren, die an der Tafel des Herzogs saßen, wunderte sich gemeiniglich über die schiefe Lage der Perrücke seines Nachbars, die über das rechte Auge herabgezogen war, während er sich im Stillen freute, daß seine eigene Perrücke recht sitze, da er sie kurz vorher vor dem großen Spiegel zurecht gerichtet hatte.

Als Lady **Montaigu** zu Paris hörte, wie Voltaire sich über Shakespeare lustig machte, und unter Anderm sagte: „Ich habe den Shakespeare zuerst den Franzosen bekannt gemacht; ich habe ihnen zuerst einige Körner gezeigt, die ich in diesem ungeheuren Misthaufen gefunden," — bemerkte sie, auf Voltaire's Plagiate anspielend: „Nun, so ist es ein Misthaufen, der ein höchst undankbares Erdreich befruchtet hat."

Montalan, ein französischer Schauspieler, welcher lange Zeit in Petersburg engagirt war, und sich daselbst ein bedeutendes Vermögen gesammelt hatte, kam nach Frankreich zurück, allwo er zwei Brüder gelassen hatte. Der eine ist arm und wohnt in Paris, der andere aber ist reich und wohnt in Lyon. Er wollte die Gesinnungen seiner Brüder gegen sich auf die Probe stellen. Er begab sich nach Paris, stellte sich sehr arm, kommt zu seinem armen Bruder und bittet ihn, ihm beizustehen. Dieser nimmt ihn herzlich auf, und ist bereit, mit ihm, was er verdient, zu theilen. Nach einigen Tagen reiste Montalan nach Lyon, und richtet dieselbe Bitte an seinen reichen Bruder.

Dieser weist ihn ab und sagt: „Ich kann nichts thun für Dich, ich habe kaum so viel, um meine Familie zu erhalten.“ Der Künstler zog hierauf seine Brieftasche heraus und überwies seinen Bruder, daß er reicher denn er sei, der ihn zurückweist. Er kehrte augenblicklich nach Paris zurück und theilte sein ganzes Vermögen mit seinem andern Bruder.

Der General **Montbrun**, der einst bei einem Mittagessen bei Talleyrand auf sich hatte warten lassen, erschöpfte sich deßhalb in Entschuldigungen. „Nun, nun, Sie sind der Letzte,“ erwiederte der Fürst, „was will das aber sagen? Sie waren auf kein Schlachtfeld eingeladen, denn da wären Sie sicher der Erste gewesen.“

Montecuculi, Graf Raimund. Er war im Jahre 1608 aus einer alten Familie zu Modena geboren, und Turenne's würdiger Gegner. Als dieser bei Sulzbach durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, schrieb Montecuculi an den Kaiser, der große Turenne ist todt, ich beweine den Mann, der der Menschheit in jedem Betrachte Ehre gemacht hat. Montecuculi starb zu Linz 1680. Aus seinem Leben nur einen Charakterzug hier. — Er hatte einmal, da er an der Spitze der Armee marschirte, auf das Strengste befohlen, daß sich kein Soldat unterfangen sollte, durch das besäete Feld zu marschiren. Ein Soldat, der aus einem Dorfe kam und den Befehl nicht wußte, ging durch den Fußsteig eines Ackers; Montecuculi sah ihn und beorderte sogleich den Kronprofos, den Mann hängen zu lassen. Der Soldat entschuldigte sich, daß er den Befehl nicht gewußt, aber Montecuculi sprach im Soldatenton, der Kronprofos solle seiner Schuldigkeit nachkommen. Der Soldat, ganz außer sich, schrie: „Ich bin unschuldig, aber nun will ich den Tod verdienen,“ und in dem Augenblick gab er auf den General Feuer, fehlte ihn aber. Montecuculi sah ihn trotzig an, und sprach: „Ich glaubte, daß Du wider meinen Kriegsbefehl, der die ganze Armee betraf, gefehlt hättest, und wollte Dich hinrichten lassen, weil Du aber nun auf mich Feuer gegeben, und mich insbesondere beleidigt hast, so gehe hin — ich verzeihe Dir.“

Montesquieu sagte zur Marquise de Chatelet: „Sie brechen sich den Schlaf ab, um Philosophie zu studiren. Sie sollten die Philosophie studiren, um besser schlafen zu können.“

Der Präsident **Montesquieu** war ein sehr sanfter, und gegen seine Untergebenen sehr nachsichtsvoller Mann. — Einst besuchte ihn ein Hausfreund, als er eben einen Bedienten sehr ausschalt. — Den Fremden schien dies zu befremden. — „Ich thue das nicht oft,“ sagte Montesquieu, „aber Bedienten sind wie Uhren, sie müssen dann und wann aufgezogen und wieder in Gang gebracht werden.“

Montesquieu und Lord Chesterfield stritten in Venedig sehr lebhaft über den Vorzug ihrer Nationen, indem Ersterer die frohe Laune, Chesterfield den gesetzten Ernst seines Volkes herausstrich. Am nächsten Morgen saß Montesquieu und arbeitete an seinem unsterblichen Werke, zu welchem er schon eine bedeutende Menge Materialien gesammelt hatte. Da trat ein Unbekannter herein und bat ihn, mit seinen Schriften auf seiner Hut zu sein, die der Staatsinquisition verdächtig wären. Er sei ein Familiar derselben, und aus Vorliebe für die französische Urbanität, die er Gelegenheit gehabt hätte, zu erfahren, hätte er sich nicht enthalten können, einen dieser artigen Leute vor bedeutender Gefahr zu warnen. — Und nun entfernte er sich mit bedenklicher Miene, nachdem er sich sorgfältig in seinen Mantel verhüllt hatte. Montesquieu ganz erschrocken, sprang auf, nahm seine Papiere, warf sie in's Feuer, rannte zu Chesterfield und beklagte sich bitter über diesen Vorfall. Chesterfield hörte ihn lächelnd an, dann fragte er ihn, ob er denn auch untersucht hätte, ob nicht vielleicht der Fremde ein Betrüger sei, der aus irgend einer Ursache ihn zum Besten gehabt hätte. — „Wie könnte ich noch zweifeln," rief Montesquieu außer sich, „hätten Sie ihn gesehn, gehört — ich habe all meine Papiere verbrannt." — „Das bedaure ich herzlich," entgegnete Chesterfield, doch beweist es den Vorzug meiner Nation. Ein Engländer hätte erst untersucht, was an der Sache sei. Denn wie unwahrscheinlich ist es, daß wegen einiger Galanterieen ein Vertranter der venetianischen Staatsinquisition sein Leben wagen werde? — Ihr Warner war mein Schneider, der seine Rolle nur all zu gut gespielt hat."

Montesquieu gerieth einst über einen wissenschaftlichen Gegenstand mit einem Parlamentsrath in einen Streit. Der Letztere rief heftig aus: „Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich Recht habe." — „Sehr wohl," versetzte Montesquieu, „ich nehme es an, kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

Montmaur, Peter de, war in seiner Professur der griechischen Literatur sehr nachlässig; aus Furcht abgesetzt zu werden, versprach er endlich in einem großen Anschlagzettel über den Aeschylus zu lesen, so wie noch Keiner über ihn gelesen; allein die Zeit, die er zu seinen Vorlesungen bestimmte, war eine Stunde, wo die meisten Menschen noch schliefen: früh Morgens um sieben Uhr. Er bekam beinahe gar keinen Zuhörer, daher nannte man ihn: Vox clamantis in deferto. (Die Stimme des Rufenden in der Wüste.)

— Man hatte in einer Gesellschaft, wo man Montmaur erwartete, sich vorgenommen, ihm in Allem die Spitze zu bieten. Ein

rühmter Advocat, der Sohn eines Huissiers, war der Anführer seiner Gegner. — Sobald Montmaur ins Zimmer trat, rief ihm der Advocat zu: „Krieg! Krieg!“ — „Sie sind ja recht aus der Art geschlagen,“ erwiederte ihm Montmaur. Ihr Vater plagte sich ab: „Friede! Friede! zu schreien und Sie schreien aus vollem Halse: Krieg! Krieg!“ — Diese Replik verschloß dem Advocaten so den Mund, daß er den ganzen Abend über wenig sprach und sein Gegner ungestört sein Wesen treiben konnte.

— Als er auf dem Blutgerüste vor dem Blocke knieete und der Henker schon das Beil an den Hals setzte, schrie er: „Haltet ein!“ indem er seinen Bart hinaufstreifte, „der Bart hat ja keinen Hochverrath begangen.“

— Der Professor Montmaur zu Paris war zu seiner Zeit, unter Ludwig XIV., als witziger Kopf und Satyriker, aber noch mehr als Parasit bekannt. — Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß er das letztere war, und pflegte zu seinen Bekannten zu sagen: „Sorgt nur für leckere Speisen und guten Wein; für Salz werd' ich schon sorgen.“

Der französische Connetable, Herzog von **Montmorency**, viel bekannt aus der Geschichte Heinrichs II., war ein höchst tapferer und zugleich echt religiöser Mann. Die letzte der vier Schlachten, worin er sich auszeichnete, war die bei St. Denis. Er befand sich damals in seinem achtzigsten Lebensjahre, und bewies erstaunungswürdige Geistes- und Körperkraft. Lebhaft von einem feindlichen Krieger angegriffen, stieß er ihm seinen Degen mitten durch den Leib; ein Anderer nahm diesen Augenblick wahr, um ihm einen Pistolenschuß in die Seite zu versetzen. Der Connetable, dessen Küraß leicht war, weil ihm sein hohes Alter nicht gestattete, einen schweren zu tragen, wurde verwundet, allein er verlor den Muth nicht; er wendete sich um und stieß mit seinem Degenknopf dem, der ihn verwundet hatte, die Zähne ein. Der alte Krieger schlug sich dann noch lange, erhielt noch drei andere Wunden, sank ohnmächtig zu Boden, gelangte wieder zur Besinnung und sagte, man müsse ihm schleunigst zu Hülfe kommen, doch auch eben so schleunigst den erfochtenen Sieg verfolgen. Hierauf wendete er sich an einen seiner Begleiter mit den Worten: „Ich bin todt, allein mein Tod ist glücklich, weil ich sterbe, auf einem so ehrenvollen Kirchhof sterbe. Sagen Sie dem König und der Königin, ich hätte endlich den schönen Tag gefunden, den ich oft für seinen Vater und Großvater, so wie für ihn gesucht.“ Hierauf verschied der Held mit voller Geistesgegenwart, unter frommem Gebete, in den Armen seiner Siegesgenossen.

Der Herzog von **Montmorenci**, der zu Toulouse enthauptet wurde, war ein sehr wohlthätiger Herr. Auf einer Reise durch Languedoc sah er vier Bauern auf dem Felde, die im Schatten eines Baumes ihre Mahlzeit hielten. „Wir wollen doch zu den ehrlichen Leuten hingehen," sagte er zu seinen Begleitern, „und sie fragen, ob sie glücklich zu sein glauben." — Drei von ihnen antworteten, daß sie ihr Glück in gewissen Bequemlichkeiten ihres Standes suchten, darein sie Gott gesetzt hätte, und daß sie weiter nichts auf der Welt begehrten. Der Vierte gestand freimüthig, daß ein Stück zu seinem Glücke fehlte, welches darin bestand, daß er gern ein gewisses Eigenthum, das seine Voreltern besessen hatten, an sich bringen möchte. „Und wenn Du es nun hättest," sagte der Herzog, „würdest Du sodann zufrieden sein?" — „So sehr, als ich es nur sein kann," antwortete der Bauer. — „Wie viel gilt es," fragte der Herzog weiter. — „Zweitausend Francs," fuhr der Bauer fort. — „Man gebe ihm die zweitausend Francs," erwiederte der Herzog, „damit man sagen könne, ich habe in meinem Leben doch einen Menschen glücklich gemacht."

Was ist ein **Monument**? Es ist nicht ein Denkmal, das an die Verdienste des Todten erinnert, sondern ein Denkmal an die Undankbarkeit der Lebendigen! In fünfzig Jahren wird vor lauter Monumenten die Erde aussehen wie ein Stachelschwein; allein jedes Monument ist nicht so sehr eine Ehre, die wir dem Todten erweisen sollen, als vielmehr eine jämmerliche Entschuldigung in Stein, und heißt: Entschuldige, daß wir dir beim Leben kein Brot gaben, nach dem Tode geben wir dir dafür einen Stein vor!

Monumente. Es ist thöricht, daß man so viele Subscriptionen für Monumente großer Männer macht, wenn man sie nur sammeln wollte alle die Steine, welche ihre Mitwelt auf sie warf, so würde auch der mittelmäßigste Geist einen Stein wie eine Pyramide bekommen! S.

Als Thomas **Moore** unter dem Ministerium des Cardinals Wolsey der Jüngste im königlichen Staatsrathe war, widersprach er allein einem Vorschlage des Ministers. Der Cardinal fuhr ihn heftig mit den Worten an: „Schämt Ihr Euch nicht, Sir Thomas! Ihr, der Jüngste und Unterste im Rathe, wollt klüger sein, als so viele weise und erfahrene Männer. Ihr betragt Euch gleich einem Narren." — Moore antwortete ganz gelassen: „Nun, so muß ich Gott danken, daß in dem großen königlichen Rathe nicht mehr als ein Narr ist."

Des **Mopsen** Aehnlichkeit. „Was haben Sie gethan?" fuhr eine Dame zornig den Maler an, der ihr Porträt gemalt hatte; „ich habe

ja im Bild ganz das Gesicht von meinem Mops." — „Verzeihen Euer Gnaden," erwiederte der Maler, „ich bin unschuldig, ich habe Sie zum Sprechen getroffen, aber was kann ich dafür, daß der Mops die Ehre hat, Ihnen so ähnlich zu sehen."

Moralist — ein lebendiger Meilenanzeiger, der den Weg weist, den man gehen soll, ohne ihn selbst in eigener Person zu wandeln.

Der französische Dichter **Morand** wohnte in einer Loge der ersten Aufführung seines Lustspiels: „Die Eigensinnige" bei. Als sich das Publikum über die Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit gewisser Züge in diesem Stücke laut äußerte, streckte der Verfasser den Kopf aus der Loge hervor und rief: „Wisset, Ihr Herren, daß dies gerade das Bild meiner Schwiegermutter ist; was sagt Ihr nun dazu?"

Moreau. Ein Theil des Adels in einem deutschen Lande überreichte dem ernsten, bescheidenen Moreau einen Plan zur Revolutionirung des Landes. Moreau dankte den Herren für ihr Zutrauen, meinte aber, da er fremd sei, das Land gar nicht kenne, so enthalte er sich, irgend einen Ausspruch zu thun; allein er wisse Jemand, der ein weit competenterer Richter sei, den Landsherrn, und er wollte diesem den Plan schicken, wenn die Herren es für gut fänden. — Man kann denken, daß sie die Antwort schuldig blieben.

Morgengabe. Es ist eine alte Gewohnheit, beim Aufwachen nach der Brautnacht die angehende Frau mit einer Morgengabe zu beschenken. Bei armen Poeten besteht sie in einem Kuß — bei den übrigen gemeinen Leuten in einem Stück Hausgeräth — bei Vornehmen aber in einer vollen Goldbörse, und mit dieser Summe scheint sich der Herr Gemahl von den fernern Pflichten des Ehestandes loskaufen zu wollen. Die Schöne nimmt indessen die reiche Morgengabe lächelnd hin, und fühlt das erstemal in ihrem Leben das Sprichwort wahr: „Morgengenstund hat Gold im Mund."

Der Prinz **Moritz** von Oranien, Statthalter der Vereinigten Provinzen, starb im Jahre 1725 mit dem Ruf eines der größten Männer seiner Zeit. Die Nahrung hat einen größern Einfluß auf die Tapferkeit der Truppen, als man glaubt. Ein berühmter englischer Arzt hatte nicht Unrecht zu behaupten, daß er sich getraue, den beherztesten Mann durch eine sechswöchentlich sparsam zugemessene Kost zaghaft zu machen. Der Prinz Moritz war von diesem Grundsatz so überzeugt, daß er jederzeit zu einer Action von Bedeutung die Engländer nahm, so wie sie aus ihrem Lande anlangten und noch, wie er sich ausdrückte, ihr Rindfleisch im Magen hatten.

Dem Prinzen **Moritz** von Oranien warf einst in dem Kriege der Holländer der spanische Commandant der Stadt Nimwegen, als solcher von ihm zur Uebergabe aufgefordert ward, seine Jugend vor und ließ ihm unter Anderm sagen, er möchte zuvor das ABC der Kriegskunst recht lernen. Moritz ließ hierauf ein ABC von Geschütz gießen, beschoß damit Nimwegen und als er die Stadt eingenommen hatte, fragte er den Commandanten: „Hab' ich nun mein ABC recht gelernt?“ Eben dieser Prinz erhielt einstmals ein drohendes Schreiben von einem seiner heftigsten Gegner. Den Inhalt vermuthend, bog er es unerbrochen zusammen und sprach: „Es läßt sich biegen, es ist keine Lanze darin.“

Der berühmte **Moritz** von Sachsen sollte die Gräfin von Lobau heirathen; lange sträubte er sich gegen diese, so wie gegen alle Heirathen, da hörte er, daß sie Victoria hieß, und reichte ihr sogleich seine Hand.

Moritz. Bekannt ist es, daß Cortez, bei der Eroberung von Mexico, um seiner Schaar jede Stütze der Muthlosigkeit zu nehmen, die Schiffe verbrennen ließ; weniger bekannt aber ist, daß der Held Moritz von Nassau etwas Aehnliches that. Als er nämlich eben im Begriffe war, die Schlacht von Nieuport gegen Erzherzog Albert zu liefern, schickte er alle seine Schiffe zurück und verkündete seinen Soldaten: sie müßten entweder siegen oder das ganze Meer austrinken; er für sich sei entschlossen, das weit stärkere Heer des Feindes zu schlagen, oder zu sterben, wenn sich seine Soldaten durch Leute überwinden ließen, die, obwohl zahlreicher, nicht so viel werth seien, als sie selbst.

Morpheus. Tags nach einem Balle begegnete ein Stutzer einer Berliner Kammerzofe, mit welcher er getanzt hatte, und redete sie folgendermaßen an: „Schönste Mamsell! jestern haben Sie sich spät in Morpheus Arme jeworfen.“ Die Zofe mißt den Zierbengel mit einem verachtenden Blicke und antwortet zornig: „Wofür halten Sie mir, Sie Irobian? Ick kenne man uf Ehre den Musje Morpheus gar nich.“

Am 31. Juli 1807 löste der Marschall **Mortier** den nach Dresden zu Napoleon berufenen Prinzen Hieronymus in dem Commando des neunten in Schlesien stehenden französischen Armeecorps ab. Mortier war nicht nur leicht zugänglich, sondern auch verbindlich und freundlich gegen Alle, welche Beschwerde bei ihm anbrachten und Abhülfe erbaten. Auch suchte er Künstler und Gelehrte bei sich zu versammeln, und durch Höflichkeit und Wohlwollen die Spannung, die

gegen ein so mächtiges Werkzeug französischer Obergewalt vorherrschen mußte, zu beseitigen. Er gefiel sich zu Breslau in dem von ihm geschaffenen freundlichen Kreise so wohl, daß er in der rauhesten Jahrszeit, im Anfange März, seine Gemahlin und seine vier Kinder, wovon das jüngste kaum zwei Jahre alt war, von Paris nach Breslau kommen ließ. Er war vierzehn Monate in Breslau. Zu seinen Hausfreunden gehörte der nun bereits verstorbene Hofrath und Professor an der Kunstschule, Bach, der die Kinder des Marschalls im Zeichnen unterrichtete, aber jede Entschädigung dafür standhaft zurückwies. Als bei Gelegenheit eines Familienfestes der Marschall mit mehreren andern Geschenken auch eine Kiste sehr sauberer Dragées aus Paris erhielt, und Bach sich über die Zierlichkeit derselben rühmend äußerte, versprach der Marschall, noch viel zierlicher und künstlicher gearbeitete für Bach kommen zu lassen. Das Versprechen war lange vergessen, als im September 1808 Mortier zu einem Commando nach Spanien berufen wurde. Die Abreise geschah sehr eilig. An einem Morgen klingelt es an der bescheidenen Wohnung des Professors, und der Herzog von Treviso trat mit seinem Adjutanten in Bachs Atelier, um Abschied zu nehmen. Er umarmt den gerührten Künstler und empfiehlt sich eilig bewegt. Kaum hat er aber das Haus verlassen, als einer seiner Adjutanten erscheint, und ein Kistchen mit den längst versprochenen Dragées aus Paris überbringt. Nach einigen Tagen, als Bach das Geschenk näher besieht, und einige derselben auf den Boden fallen läßt, rollen aus den in Stücke zerbrochenen mehrere Ducaten heraus. Eine weitere Untersuchung ergab, daß in den Dragées hundert Ducaten dem Künstler verehrt worden waren.

Mortier und Napoleon. Marschall Mortier war von auffallender Körper-Größe. Als sich Napoleon eines Tages in seiner Bibliothek befand, und ein in den oberen Fächern befindliches Buch seinen Officieren zeigen wollte, sprang Mortier dienstfertig mit den Worten hinzu: „Lassen Sie mich, Sire, ich bin größer, als Sie.“ — „Sie wollen sagen *länger*,“ antwortete der Kaiser, indem er lächelnd an ihn hinauf sah.

De **mortuis** nil nisi bene! das heißt: Wenn unsere Nebenmenschen beide Augen zugedrückt haben, so sollen wir wenigstens eines zudrücken.

De **mortuis** non, nisi bene. Ein preußischer Todtengräber zeigte einigen Fremden den Leichenhof und das Beinhaus daselbst. Auf dem letztern stand mit goldenen Buchstaben: De mortuis non, nisi bene, welche Worte er den Fremden also verdeutschte: „Hier liegt von den Todten nichts als die Beene“ (Beine).

Ein Salomonisches Urtel von Thomas **Morus**. Als Sir Thomas Moore, bekanntlich der älteste aller Utopisten, nach Wolsey's Tode Großkanzler in England war (1533), hatte eine arme Frau ihren kleinen Hund verloren. Dieser wurde der Gemahlin des Kanzlers zum Geschenk gemacht und von ihr sorgfältig gehütet; da erfuhr endlich die arme Frau, wo der Hund sei, und gerade als Sir Thomas zu Gericht saß, brachte sie vor demselben ihre Beschwerde an. Sogleich wurde nach der Dame gesandt und auch der Hund herbeigeholt. Nun stellte Sir Thomas seine Gattin auf die eine Seite und die arme Frau auf die andere; er sagte beiden, sie sollten den Hund zu sich rufen, darnach würde eine gerechte Entscheidung zu fällen sein. Kaum war dies geschehen, so lief der Hund zu der armen Frau und Sir Thomas bat nun seine Gattin, von dem Hunde abzustehen. Sie bot aber der Frau ein Goldstück, mit dem der Hund wohl dreimal bezahlt war, Alle waren zufrieden und jedes lachte nun über den klugen Spruch des Richters.

Morus, Thomas. Erasmus von Rotterdam reiste nach England, um aus der Unterredung mit Morus Vortheil zu ziehen. Derjenige, der ihn nach London brachte, hatte es so angestellt, daß Erasmus und Morus sich bei der Tafel des Lordmajors trafen, ohne einander zu kennen. Bei einem entstandenen Streit zwischen beiden fand Erasmus, daß er an Morus einen geschicktern Mann vor sich habe, als er jemals vorher getroffen hatte, und sagte mit Heftigkeit: „Ihr seid entweder Morus oder ein Geist.“ Worauf Morus antwortete: „Ihr seid entweder Erasmus oder der Teufel.“

Morus. Seine Frau, die ihn im Gefängnisse besuchte, exclamirte unter tausend Ach! wie es möglich wäre, daß er sein schönes Lustgebäude, seine Bibliothek, seinen Garten — mit diesem häßlichen, fürchterlichen Kerker vertauschen könnte, da es doch nur bei ihm stünde, in den vorigen Besitz zu treten. „Ist denn dies Gebäude hier,“ fragte Morus, „nicht eben so weit vom Himmel entfernt, wie mein Lusthaus? Welcher Kaufmann könnte wohl so unklug handeln, und sich in die Gefahr begeben, eine Ewigkeit um einige tausend Jahre zu verlieren; und ich, der ich nicht einen Tag in meinem Besitze sicher bin, sollte ich wohl anders handeln?“

Als der englische Kanzler **Morus** im Gefängnisse barbiert werden sollte, weigerte er sich, es zuzulassen. „Denn,“ sagte er, „ich und der König führen einen Proceß um meinen Kopf, daher will ich nicht eher Geld für den Bart ausgeben, als bis ich weiß, wer den Kopf behält.“

Thomas **Morus**, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit in England, war auch zugleich sehr redlich und sehr fein. Als er noch Großkanzler war, schickte ihm ein Mann, der einen Proceß bei ihm anhängig hatte, zwei sehr schöne silberne Flaschen. Mit der größten Höflichkeit nahm Morus solche an, ließ sie mit den besten Weinen aus seinem Keller füllen, und schickte sie mit dem höflichen Compliments zurück: „Es hätte ihm ein großes Vergnügen gemacht, daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, ihm seine Achtung zu beweisen. Jede Art von Wein in seinem Keller stünde ihm zu Diensten."

Der merkwürdigste Vielschreiber war Professor J. J. **Moser**, der gegen 500 Werke, darunter einige sehr voluminös, z. B. sein Staatsrecht und Staatsarchiv in 60 Quart-, und seine Reichsfama in 35 Octav-Bänden, herausgab. Was er an einem Tage schrieb, dazu brauchte sein Abschreiber sechs volle Tage.

Motte, de la. Man tadelte in J. J. Rousseau's und Fontenelle's Gegenwart die Härte in de la Motte's Gedichten. Fontanelle, sein Freund, erwiederte: „Ein Dichter ist keine Flöte." Rousseau aber sagte: „Das will ich zugeben, aber Sie können es doch nicht läugnen, daß alle seine Oden große Aehnlichkeit mit Briefen haben. Sie fangen in der Regel an: Mein Herr! und endigen: Ich bin Ihr ganz gehorsamster Diener."

— Eine junge lebenslustige Dame fragte einst den Bischof von Amiens, de la Motte, ob sie sich wohl schminken dürfte. „Ich habe nichts dawider," erwiederte er, „es versteht sich aber, nur auf einer Seite."

Der ruhmwertheste aller Thondichter, **Mozart**, der immer noch unübertroffen ist, war sieben Jahre alt, als er der Kaiserin Maria Thereſia und ihrem Gemahle vorgestellt wurde. Er, ein unbefangenes kindliches Gemüth, sprang der Kaiserin auf den Schooß, und küßte sie herzhaft ab. Die gute Kaiserin nahm seine kindische Keckheit gar nicht übel, und beschenkte ihn mit einem schönen Kleide. — Als der Knabe ein Jahr später die reizende Pompadour in Paris ebenso herzlich abküssen wollte, wehrte sie seine Küsse ab, worüber Mozart unwillig ausrief: „Wer ist Sie denn, daß Sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die herrliche Kaiserin geküßt!"

Haydn's Urtheil über **Mozart**. Schon im Jahre 1785, als Mozart's Vater noch lebte, sagte J. Haydn bei einer Zusammenkunft in Wien: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich

nur immer gehört habe. Er hat Geschmack und besitzt die gründlichste Kenntniß in der Composition." — Im Jahre 1787 im December schrieb J. Haydn an einen Freund in Prag, der von ihm ein Singspiel seiner Composition für Prag verlangte, folgenden merkwürdigen Brief: „Sie verlangen eine Opera buffa von mir; recht herzlich gern, wenn Sie Lust haben von meiner Composition etwas für sich allein zu besitzen. Aber um sie auf dem Theater zu Prag aufzuführen, kann ich Ihnen diesfalls nicht dienen, weil alle meine Opern zu viel an unser Personal (zu Esterház in Ungarn) gebunden sind, und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die ich nach der Localität berechnet habe. Ganz etwas anderes wäre es, wenn ich das unschätzbare Glück hätte, ein ganz neues Buch für das dasige Theater zu componiren. Aber auch da hätte ich noch viel zu wagen, indem der große Mozart schwerlich jemand Andern zur Seite haben kann. Denn, könnte ich jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. Prag soll den theuern Mann festhalten, aber auch belohnen; denn ohne dieses ist die Geschichte großer Genies traurig und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum ferneren Bestreben, weßwegen leider! so viele hoffnungsvolle Geister darnieder liegen. Mich erzürnt es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bei einem kaiserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist. Verzeihen Sie, wenn ich aus dem Geleise komme, ich habe den Mann zu lieb."

Mozart in Mainz. Genie ist der Funke des göttlichen Feuers, den Prometheus einst vom Olymp entwandte, seine Menschen damit zu beseelen. Aber die himmlische Flamme ist in Zwietracht mit dem irdischen Elemente, dem es beigemischt ist, und gährt und wühlt rastlos, selbstzerstörend in der groben Hülle. Daher die Friedlosigkeit genialer Menschen, die Sehnsucht, die sie verzehrt, die Fiebergluth, die im Herzen pocht, im irren Auge blitzt, auf der bebenden Lippe zuckt, im Sturm der Worte, im Drange der Thaten zu Tage bricht. Manchmal scheint jedoch der himmlische Genius sich behaglicher einzurichten und die Fülle seiner ambrosischen Seligkeit in der materiellen Form zu entfalten, die er zu seiner Residenz erwählt hat. Dann schwelgt der nackte Erdenbürger in der Heiterkeit der unsterblichen Götter. So war es mit Mozart, in dem sich der Genius himmlischer Harmonie verkörpert zu haben schien. Er lebte und webte im Reiche der Töne; was widrig und feindselig dem Menschen sich aufdrängt, das faßte er nicht, das ging spurlos an ihm vorüber. Mozarts Leidenschaft waren Billard und vor allem reizende Frauen, mit denen er sich, wie ein

harmloser, unschuldiger Knabe zu unterhalten pflegte. Auf seinen Kunstreisen kam der wunderbare Jüngling auch nach Mainz, wo Jedermann begierig war, ihn zu hören. Der damalige Capellmeister des Kurfürsten arrangirte sogleich eine musikalische Unterhaltung, theils um über eine seiner eignen Compositionen das Urtheil des gefeierten Künstlers zu hören, theils um sich an dessen Vortrag seinerseits zu erquicken. Mozarts Gegenwart steigerte seine Energie. Er handhabte das Zauberstäbchen mit einem Feuer, das des besten Erfolges würdig war. Zu seinem Schmerze aber sah er den Maestro im Hintergrunde mit jungen Damen kosen, ja, bald diese, bald jene zärtlich in die Arme schließen. Nach Beendigung des Musikstückes, da der Director trübe an seinem Pult lehnte, trat Mozart auf ihn zu, und lobte Composition und Vortrag. „Ich kann Ihre freundlichen Worte nicht auf mich beziehen," sagte niedergeschlagen der Capellmeister, „Ihre Aufmerksamkeit war schöneren Gegenständen zugewendet." — „Ich habe alles gehört," versetzte der junge Mann einfach, trat an's Piano, verwebte aber wunderbarer Weise in seine Phantasie alle Motive, die der vorhergegangenen Composition zu Grunde lagen. Als er geendigt, drückte er dem Director, dem die Thränen in die Augen traten, die Hand und ging. Er spielte auch mehrmals in Gegenwart des Kurfürsten und des Hofes. Einstmals hatte der Fürst schon seinen Platz eingenommen; aber Mozart fehlte. Es waren für die Betheiligten peinliche Augenblicke. Boten wurden ausgesandt. Man fand den Ersehnten endlich beim Billard. „Bester Mann, lassen Sie mich nur diese Partie noch zu Ende bringen," war seine stets wiederkehrende Antwort, als man zum Aufbruch drängte. Es war zu Ende; er trat in den Saal, spielte, entzückte das Auditorium. Der Kurfürst konnte indessen seine Empfindlichkeit über die Nonchalance des Künstlers nicht ganz verwinden; er schickte nur 80 Ducaten. Mozart schenkte die Hälfte davon dem Ueberbringer, die andere verwendete er in gewohnter Weise zu seiner und der Freunde Erheiterung, wobei mancher Champagner-Kork sprang, mancher Toast auf den epheu- und weinlaubgekrönten Gott ausgebracht wurde. Als er nach Frankfurt a. M. kam, hatte er keinen Centime mehr in der Tasche. Aber die Herren der freien Stadt öffneten ihre mächtigen Truhen und opferten reichlich von dem durch tiefsinnige Speculationen erworbenen Geld dem Genius, der in Gestalt des jungen Meisters, wie eine blendende Lichterscheinung an ihnen vorüberzog.

Mozart. Große Bewegung herrschte unter den friedlichen Bewohnern der bayrischen Hauptstadt. Die erste Vorstellung des „Don Giovanni" sollte auf dem Münchener Theater stattfinden. Mozart war am Morgen desselben Tages aus Wien gekommen, um die letzte Probe selbst zu leiten. Alles eilte in's Theater, auf die Plätze, die

schon lange früher für diese Vorstellung genommen waren. Die Neugierde war ungeheuer, sowohl die große Musik zu hören, als auch den berühmten Meister zu sehen, dessen Name mit so viel Ruhm in ganz Europa widerhallte. Das Gedränge war außerordentlich. Endlich war der große Augenblick gekommen. Das Orchester war besetzt, der berühmte Meister kam in Begleitung des Directors und eines jungen Assessors aus Posen. Dieser hieß Theodor Hoffmann und war eigends nach München gekommen, um sich Mozart vorzustellen und der ersten Aufführung des „Don Juan" beizuwohnen. Niemals war eine Vorstellung des „Don Juan" so trefflich. Mozart, schon tödtlich angegriffen von der schleichenden Krankheit, die ihn zu 35 Jahren der Welt raubte, schwamm in Entzücken, als er seine Musik so geistvoll ausführen hörte. Der Beifall war stürmisch, und als Donna Anna ihre große Arie geendet hatte, trat sie, Thränen in den Augen, zu dem Meister hin, der die zitternden, feuchten Hände des jungen Frauenzimmers in seine abgemagerte nahm und sagte: „Ich danke Ihnen, durch Sie habe ich erst mein Werk kennen gelernt! Sie haben mich zum Bewußtsein meiner selbst gebracht. Ich werde nun leichter sterben!" — „Sterben! sterben! Sie, so jung, so reich an Genie und Ruhm! welch ein Gedanke!" — „Die Jugend, das Talent und der Ruhm halten den Tod nicht ferne, meine gute Donna Anna. Die beiden letztern tödten die erstere. Ja, eine seltsame Ahnung meines herannahenden Endes weicht nicht von mir. Es mögen ungefähr 14 Tage sein, ich arbeitete ruhig in meinem Cabinette, schrieb eben die letzten Seiten meines „Titus," als ein Unbekannter plötzlich vor mir sich befand, ohne daß ich ihn eintreten gehört hätte. Er war ganz schwarz gekleidet; niemals früher habe ich eine solche Bläße gesehen, wie die seines Gesichtes war. „Ich komme," sagte er, „Sie zu erinnern, daß Sie ein Requiem für ein ganzes Orchester schreiben müssen." — „Ein Requiem," rief ich aus, „und für wen?" Er sah mich mit widrigem Blicke an und sagte noch einmal: „Sie müssen ein Requiem schreiben!" und verschwand. Seitdem ist mir diese Vision zweimal wieder erschienen, und gestern, als ich in den Wagen stieg, sah ich sie neuerdings." Mozart war bei seiner Erzählung blaß geworden, noch mehr aber die junge Sängerin. „Ihre Erscheinung gleicht ganz derjenigen, die ich gehabt habe. Als ich vor zwei Tagen vom Schlafe erwachte, sah ich eine schwarz gekleidete Gestalt, blaß wie eine Leiche, die sich über mein Bett hinneigte und mir in's Ohr raunte: „Donna Anna, Donna Anna ist gestorben." So eben auch, als ich die letzten Noten meiner Arie sang, sah ich sie im Parterre aufsteigen und mit Leichenmiene mir zuwinken. Gott erbarme sich meiner!" — „Gott erbarme sich unser, Donna Anna!" Mozart verließ das Theater, zog sich auf sein Zimmer zurück und schrieb noch in derselben Nacht das Requiem, welches das Phantom verlangt hatte.

Am andern Morgen kam der Regisseur des Theaters zu dem berühmten Tonsetzer, um ihm zu verkündigen, daß die Vorstellung des „Don Giovanni" diesen Abend nicht stattfinden könne, die Sängerin, welche den vorigen Abend die Donna Anna gesungen, sei in der Nacht plötzlich gestorben. Mozart wischte sich eine Thräne aus dem Auge und sagte: „Die Engel bedurften einer Stimme mehr zu den Preisgesängen des Himmels, sie haben eine Schwester zu sich gerufen, bald werden sie auch einen Bruder haben, der sie neue Gesänge lehren wird!" Er ließ augenblicklich anspannen, und fuhr nach Prag.

Ein Original-Brief von Mozart.

Allerliebste, Allerbeste, Allerschönste,
Vergoldete, Versilberte und Verzuckerte,
Wertheste und schätzbarste
Gnädige Frau
Baronnin!

Hier habe ich die Ehre Euer Gnaden das bewußte Rondeau, sammt den zwei Theilen von den Comedien, und den Ländlichen Erzehlungen zu schicken. — Ich habe gestern einen großen Bock geschossen! — Da war mir immer als hätte ich noch etwas zu sagen — allein meinem dummen schädel wollte es nicht einfallen! und das war, mich zu bedanken daß sich Euer Gnaden gleich so viele Mühe wegen dem schönen Frak gegeben — und für die Gnade mir solch einen zu versprechen! — allein, mir fiel es nicht ein; wie dies dann mein gewöhnlicher Fall ist. — mich reut es auch oft daß ich anstatt der Musick nicht die Baukunst erlernt habe, denn ich habe öfters gehört, daß derjenige der beste Baumeister sei, dem nichts einfällt. — Ich kan wohl sagen, daß ich ein recht glücklicher und unglücklicher Mensch bin! — unglücklich seit der Zeit da ich Euer Gnaden so schön frisirt auf dem Ball sah! denn — — meine ganze ruhe ist nun verloren! nichts als seufzen und ächzen! — die übrige Zeit die ich noch auf den Ball zubrachte konnte ich nichts mehr tanzen — sondern sprang — das soupee war schon bestellt — ich ass nich — sondern ich fraß — die Nacht durch anstatt ruhig und sanft zu schlummern — schlief ich wie ein ratz, und schnarchte wie ein Ber! — und (ohne mir zu viel darauf einzubilden) wollte ich fast wetten daß es Euer Gnaden à proportion eben auch so gieng! — sie lächeln? — werden roth? — O Ja — ich bin glücklich! — mein Glück ist gemacht! — doch ach! wer schlägt mich auf die Achseln? — wer guckt mir in mein Schreiben? — auweh, auweh, auweh! — mein Weib! Nun in gottes Namen; ich hab sie einmal, und muß sie behalten! was ist zu thun? — ich muß sie loben — und mir einbilden, es sei wahr!

glücklich bin ich, weil ich keine auerhammer brauche um Euer Gna-

den zu schreiben wie H v Taisen, oder wie er heist! — (ich wollte er hätte gar keinen Nammen! —) denn ich hatte an Euer Gnaden selbst etwas zu schicken. — und auch ausser diesem hätte ich ursache gehabt Euer Gnaden zu schreiben; doch warum nicht? — also courage; — ich möchte Euer Gnaden bitten, daß — Pfui Teufel, das wäre grob! — à propos;
kennen Euer Gnaden das liedchen nicht?

Ein Frauenzimmer und ein Bier
Wie reimt sich das zu sam?
Das Frauenzimmer besitzt ein Bier,
Davon schickt sie ein' Bluzer mir,
so reimt es sich zusam.

nicht wahr daß hätte ich recht fein angebracht? — Nun aber Senza burle; wen mir Euer gnaden auch heute abends einen Bluzer zukommen lassen könnten, so würden sie mir wohl eine große gnade erweisen. — Denn, meine Frau hat gelüste — — und aber nur zu einem Bier welches auf Englische art zugerichtet ist! — nun brav, weiberl! — Meine Frau, die ein Engel von einem Weibe ist: und ich der ich ein Muster von einem Ehemann bin, küssen beyde Euer Gnaden 1000 mal die hände und sind Ewig dero

getreuen vassalen
Mozart Magnus corpore parvus
et
Constantia omnium uxorum pulcherima et prudentissima.

Wien, den 2. Oktober 1782
an die Auerhammer bitte kein Compliment.

A
Madame
Madame La Baronne de Waldstætten
née de Scheffer
à
Leopoldstadt.

Mozart. Die Liebe macht erfinderisch. Sie hat dem Genius Petrarca seine bezaubernden Sonette in die Feder dictirt, sie hat Raphael die Urbilder der ewigen Schönheit entschleiern heißen; sie hat so viel Großes, Schönes, Herrliches in's Leben gerufen, gegründet und für die Nachwelt leuchtend hingestellt! Die Liebe war und ist die Amme jedes höhern Gefühls, und wer nicht Liebe fühlte, ist auch nie zum wahren Bewußtsein seiner Menschenwürde gelangt. Wenn also die Liebe den Genius weckt, so ist das ganz naturgemäß! Daß aber die Eifersucht dasselbe vermöge, daß auch diese negative, lähmende, ja ertödtende Empfindung befeuernd auf die Kräfte des Geistes wirken und einen ähnlichen Aufschwung bewirken könne, dürfte bezwei-

felt werden. Und doch bietet uns eine Anecdote aus dem Leben des größten Tonschöpfers, der vielleicht zu allen Zeiten gelebt, einen kräftigen Beleg zu dieser Behauptung. Wer wüßte nicht, daß, wenn man das Maximum der schaffenden Tonkunst nennt, der unsterbliche Meister des „Don Juan" damit gemeint sei. Auch seine melodienreiche Brust blieb nicht von den Pfeilen der Liebe verschont. Eben mit der Composition seines unübertrefflichen Meisterwerks beschäftigt, war sein Herz in heftiger, verzehrender Liebe zu einer damals sehr gefeierten Sängerin erglüht. Allein er ward verschmäht. Ein Anderer ward ihm vorgezogen. Dies wirkte so aufregend auf sein Gemüth, daß er auf Rache sann, und diese bestand darin, daß er zwei Arien, voll der wundersamsten Schönheiten, aber zugleich mit ungeheuren Schwierigkeiten überhäuft, componirte und für die grausame Schöne bestimmte. Sie war bisher sein Geschöpf. Er hatte sie auf dem Fittig seiner Meisterschaft mit sich zur Höhe des Ruhms emporgehoben. Nun wollte er sie fallen lassen, wollte das Werkzeug seiner Melodien verderbend gegen sie kehren. Sie sollte einsehen lernen, daß sie nichts ohne ihn war. Allein der Meister hatte sich verrechnet. Statt Fiasco zu machen, erntete sie einen beispiellosen Erfolg. Erst dadurch ward sie zu einer Künstlerin ersten Ranges gestempelt. Kein Zweifel, daß der edelgesinnte Meister selbst nach diesem so unerwarteten Ausgange gerührt ward, verzieh und resignirte! Ihr aber hatte die Eifersucht einen Triumph bereitet, den ihr die Liebe allein, trotz ihrer wundervollen Macht, wohl niemals gewährt hätte.

Als **Mozart** das letzte Mal in Berlin ankam, war es gegen Abend. Kaum war er ausgestiegen, so fragte er den Marqueur im Gasthofe, der ihn nicht kannte: „Gibt's diesen Abend nichts von Musik hier?" — „O ja," sagte der Mensch, „so eben wird die deutsche Oper angegangen sein." — „So? was geben sie heute?" — „Die Entführung aus dem Serail." — „Charmant!" rief Mozart lachend. — „Ja," fuhr der Mensch fort, „es ist ein recht hübsches Stück. Er hat es gemacht — wie heißt er nun gleich?" — Unterdeß war Mozart im Reiserock schon nach der Bühne geeilt. Am Eingange des Parterre blieb er, der Unbekannte, stehen, auf die Aufführung der Musik lauschend. Aber bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit den Tempo's, bald machen ihm Sänger und Sängerin zu viel Schnörkeleien, wie er es nannte; kurz, sein Interesse wird immer lebhafter erregt, und er drängte sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dies, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt und murrt, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine unscheinbare Männchen im schlechten Oberrock herabsehen, Stoff genug zum Lachen gibt — wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillo's

Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite ꝛc.“ Die Partitur war verändert, und die zweite Violine hatte bei den Worten: „Nur ein feiger Tropf verzagt,“ ein dis statt d. Da konnte Mozart sich nicht mäßigen und rief laut: „Verflucht! wollt Ihr wohl d greifen!“ Alles sah nach ihm hin, und Mehrere aus dem Orchester erkannten ihn. Wie ein Lauffeuer ging es durch dieses, und von da auf das Theater und durch das Parterre und die Logen: „Mozart ist da!“ Ein panischer Schrecken ergriff Sänger und Sängerinnen, besonders die Letztern, welche sich ihrer Sache nicht so recht gewiß waren. Eine Sängerin, welche die Blonde spielte, wollte durchaus nicht wieder auf die Bühne, und Mozart erfuhr es von dem Musikdirector, hinter den er sich bereits gestellt hatte. Sogleich eilte er durch die Seitenthür auf das Theater, hinter die Coulissen und sagte der Sängerin: „Madame! Was treiben Sie für Zeug! Sie haben herrlich, herrlich! gesungen, und damit Sie's ein ander Mal besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren.“ Die Sängerin trat getröstet wieder auf, das ganze Personal griff sich unglaublich an, weil es wußte, der Meister sei erschienen, und Mozart war mit der weitern Ausführung sehr zufrieden. Uebrigens hielt er sein Wort, gab der Sängerin Unterricht, und sie bildete sich dadurch zur vollendeten Künstlerin.

Mozart. Die hinterlassene Wittwe dieses großen Componisten, Staatsräthin Nissen in Salzburg, besitzt unter mehreren höchst schätzbaren Gemälden, Mozart's Familie betreffend, auch ein kleines Tableau, welches Mozart in Lebensgröße in seinem achten Jahre darstellt. Er steht da im steifen, pauschigen Hofkleid, mit seidenen Strümpfchen, Schnallenschuhen, einem kleinen Degen an der Seite, Chapeau-bas, die rechte Hand zwischen der Spitzenkrause der Manchetten, die linke stolz in die Seite gestemmt, das gepuderte Haupt mit dem wunderschönen Kindergesichte nach dem Beschauer gewendet, das große schwarze Auge mit einem so freien, kecken Blicke in die Welt richtend, daß man lange schweigend vor dem Bilde steht und endlich laut ruft: Ja, so muß Mozart ausgesehen haben. — Es verhält sich mit dem Gemälde so: Maria Theresia interessirte sich sehr für den genialen Knaben. Eines Tages war er in ihrer Kammer, und nachdem er gespielt hatte, bemächtigten sich die ganz jungen Erzherzoginnen Christine und Marie Antoinette des lebhaften Kindes und jagten sich mit ihm durch mehrere Zimmer. Mozart, feurig, lebendig in allen Bewegungen, glitt auf dem glänzenden Parquet aus und fiel hart zu Boden. Die Erzherzogin Christine stellte sich vor ihn hin, und lachte den armen, verdutzten Knaben aus; Mozart traten Thränen der Scham und des Schmerzes in die Augen, er sah sie schweigend mit einem finstern Blicke an. Da trat Maria Antoinette (nachherige Königin von Frankreich) hinzu, hob ihn von der Erde auf, trocknete seine

Thränen mit ihrem Tuche, küßte ihn auf die Stirn und suchte ihn durch tausend schmeichelnde Liebkosungen zu trösten. Der Knabe ließ sie lange gewähren, sah sie anfangs nur von der Seite an, und sagte endlich schnell entschlossen: „Höre, Antoinette, ich werde Dir was sagen — ich heirathe Dich!" — Maria Antoinette war seelenvergnügt, sie hüpfte in das Zimmer der Kaiserin und rief froh: „Mama, Mama, Mozart heirathet mich!" — „So," lächelte die Kaiserin, „ei, das ist gar keine üble Partie für Dich! Komm' einmal her, mein kleiner Bursche," fuhr sie fort, den trotzigen Knaben auf's Knie setzend, „und sage mir, was hat Dich denn zu dem jähen Entschluß verleitet, meine Antoinette zu heirathen?" — „Das will ich Dir sagen," meinte Mozart, „das ist sehr einfach. Die Erzherzogin Christine war schuld, daß ich fiel und mir recht weh that. Sie lachte mich schadenfroh aus und ließ mich liegen. Antoinette aber hob mich auf und tröstete mich, das macht — weil sie gut ist, und darum will ich sie heirathen, denn ich mag nur eine gute Frau haben." — „Ja, das ist recht hübsch, mein Mozart," sagte die große Kaiserin, „aber wenn Du sie zur Frau willst, mußt Du auch Kleider haben, wie ein Erzherzog." Mozart sah verdrießlich d'rein und brummte: „Ei, woher soll ich denn Kleider haben wie ein Erzherzog? Sie muß mich eben so nehmen." Am andern Tage kam der Hoffourier mit einer kaiserlichen Equipage, brachte einen vollständigen Hofanzug für Mozart, wie ihn die Erzherzoge trugen, und einen Damenanzug für die Schwester, welche nicht ohne Beklemmung Zeuge der eben erwähnten Scene gewesen war, und Beide fuhren in ihrer Galla nach Hofe. Der Vater ließ sie darauf in dieser kaiserlichen Pracht malen.

Mozart's Opern schätzte vorzüglich Kaiser Joseph; es war für diesen Fürsten sehr unangenehm zu hören, Mozart habe unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Ruf nach Berlin erhalten. In der nächsten Audienz rief er dem Künstler zu: „Wie, Mozart, Sie wollen mich verlassen? Ich werde nun selten eine Oper mehr hören." Gerührt küßte Mozart seines gütigen Kaisers Hand und sagte: „Ew. Majestät, ich bleibe!" — „Warum hast Du nicht," rief einer seiner Bekannten aus, dem er diese Unterredung erzählte, „sogleich eine namhafte Vermehrung Deiner Besoldung verlangt?" — „Wer kann in dem Augenblicke," erwiederte Mozart, „wo der gute Kaiser so liebreich redet, an einen solchen Bettel denken."

Mühle. Was ist das Beste bei einer Mühle? Daß die Säcke nicht reden können. — Warum werden die mausenden Müller nicht gehängt? Weil sonst das ganze Handwerk unterginge.

Die **Mühle.** Ein eben in Paris angekommener Landbewohner fragte, da er bei einem Palaste vorüberkam, den Thürsteher, was dies

für ein großes Haus sei. „Das ist eine Mühle," antwortete jener. „Dacht' ich's doch," sagte der Bauer, „da ich einen Esel am Thore stehen sah!"

Mühlen. Die bekanntesten sind Windmühlen, Wassermühlen und Kaffeemühlen. Erstere sind überhaupt in Frankreich Mode. In dem nicht so windigen Deutschland findet man hier und da eine. Wassermühlen müssen bei großer Dürre oft stille stehen, und deswegen sind gewisse Leute öfters so froh, wenn sie Wasser auf ihre Mühle bekommen. Bei den Kaffeemühlen ist der Vortheil, daß man deren so viel haben darf, als man will, ohne bei der Obrigkeit erst einzukommen. Außer obigen Mühlen gibt es auch Papiermühlen, und wenn kein Mangel an Lumpen und schreibfertigen Autoren aufkommt, so bekommen diese Mühlen bald mehr Arbeit, als die Getreidemühlen.

Müller, Johannes von, einer der größten deutschen Geschichtschreiber, geboren zu Schaffhausen 1752, gestorben 1809. Auf seinen Reisen nach Wien, Berlin und Kassel wurde er überall mit Auszeichnung aufgenommen, und vom Jahre 1807—9 war er bei'm damaligen westphälischen Staatsministerium angestellt. Den hohen Rang unter den deutschen Historikern begründeten seine 24 Bücher allgemeiner Geschichten, welche im Jahre 1810 in drei Bänden erschienen sind, wie auch seine Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Uebrigens war Johannes v. Müller ein rechtlicher, frommgesinnter Mann. Seine wahre Genialität lag in seinem Gemüth, und seine aufrichtige, herzinnige Frömmigkeit gab dieser jene höhere Weihe, die unter allen Verhältnissen den rechten Adel der Seele, das Göttliche im Menschen in lebensvoller Klarheit bewahrt. Seine letzten Worte auf dem Sterbebette waren: „Alles, was ist, ist von Gott, und alles kommt von Gott."

Müller. Der Schultheiß von Solothurn wurde einmal gebeten, der Stadt Biel einen Müller vorzuschlagen, der sich durch Ehrlichkeit auszeichnete. Nachdem er sich eine Weile besonnen, sagte er: „Ich weiß einen." Gestern ist unsere Stadtmüllerin von einem Sohne genesen, den nehmet, der ist, so viel ich weiß, noch ehrlich."

Der **Müller** im Examen. Ehemals war es in Mecklenburg Sitte, daß der Prediger die Leute, wenn sie zum Abendmahl gingen, bevor er ihnen das Sacrament reichte, in Gottes Wort examinirte. Einmal fragte er einen Müller: „Glaubst Du auch selig zu werden?" — „Es wird hart genug halten," sagte der Müller. Der Prediger fragte weiter, und als er wieder zu dem Müller kam, that er ihm die Frage: „Wie heißt das siebente Gebot?" — „Herr Pastor," antwortete er,

„damit geb' ich mich nicht mehr ab; denn ich habe die Mühle meinen Kindern überlassen." Darüber ergrimmte der Prediger und fragte ihn: „Was hoffest Du mit Deinen Sünden bei Gott verdient zu haben?" — „Ich will nichts dafür haben," antwortete der Müller.

Charakteristik eines Münchener's. Wenn der Münchener des Morgens aufsteht, ist er ein Bierfaß, und wenn er Abends zu Bette geht, ein Faß Bier.

Die werthvollste **Münze.** Ein fach- und sachkundiger Numismatiker antwortete auf die Frage, welche Münze wohl die gesuchteste sei: „Es ist dies ein sehr geschätztes Stück, eine an sich unbedeutende Münze, wiegt aber auf der moralischen Wagschale ungeheuer schwer; der Effectivwerth derselben ist wegen seiner Vorgeschichte unaussprechlich. Die Münze heißt „der letzte Heller!"

Münzen und Prügel. „Heute," sagte ein witziger Knabe zu seinem Vater, „heute wurde in unserer Schule ein ganzes Münzcabinet durchgeprügelt. — „Wie soll ich das verstehen?" fragte der Vater. — „Je nun, die beiden Tertianer Schilling und Grote, sowie der Quartaner Kreuzer, haben einige aufgezählt bekommen. Ich lachte und bekam ebenfalls eine kleine Münze, einen Stüber auf die Nase."

Müßiggänger. Der Müßiggänger hält es mit allen Religionen, denn er ist

Sonntag Christ,
Montag Grieche,
Dienstag Perser,
Mittwoch Assyrier,
Donnerstag Aegypter,
Freitag Türke,
Samstag Jude,

und hält streng diese Ruhetage.

Die Tage der **Müßiggänger** sind nichts als schlaflose Nächte, die Nächte der Arbeitsamen sind nichts als Vortage der Arbeit. S.

Mütterliches Zartgefühl. Makkin wurde wegen Diebstahls zum Galgen verurtheilt. Die sechzigjährige Mutter des Hingerichteten schnitt den Strick ab. Einige Anwesende schossen für das betrübte Weib eine nicht unansehnliche Summe zusammen. Makkin's Mutter dankte mit Rührung und sagte bei'm Weggehen, indem sie das Geld besah: „Mein armer Hans — hat mir immer Glück gebracht!"

Die Sammet-**Mütze.** Ein Bäcker trug immer Sammet-Mützen, und pflegte, wenn Jemand in seinen Laden kam, den Kopf durch ein kleines Fenster zu stecken, und das zu geben, was man verlangte, und das Geld dafür zu nehmen. Eines Abends kam auch ein Bettler und klopfte an das Fenster. Der Bäcker machte es auf, und steckte wie gewöhnlich den Kopf hindurch. „Was will Er, mein Freund?" fragte er den Bettler, „Ihre Mütze," antwortete dieser, nahm sie ihm vom Kopfe, lief damit zum Hause hinaus und entwischte glücklich.

Verhaftung wegen einer **Mumie.** Ein neues Quitproquo ereignete sich in einem belgischen Abdera. Ein Reisender bringt eine ägyptische Mumie mit sich; die Behörden der guten Stadt, welche in ihrem Leben weder je in Aegypten waren, noch wissen, wohinaus das Land der Mumien liegt, erklären die ehrliche Mumie für die in einem Backofen gar gemachte und präparirte Leiche eines Erdrosselten, den Reisenden für — den Mörder; weder die Sargkiste, noch die Hieroglyphen öffnen den weisen Rathsherren die Augen; ein Gevatter Chirurg muß die gerichtliche Autopsie vornehmen; man stellt sie öffentlich aus, in der Voraussetzung, daß sich Verwandte oder sonst Personen finden, die den seligen Aegypter noch bei Lebzeiten gekannt haben; und das Finale der gerichtlichen Untersuchung ist, daß man decretirt: die Mumie sei die irdische Hülle eines ehrlichen ouvrier-mineur aus der Nachbarschaft!

Mund. Ein Mann, den man lange für todt gehalten, kam nach einer 40jährigen Abwesenheit in seinen Geburtsort zurück. Man hielt ihn für einen Betrüger. Die wenigen noch lebenden alten Leute, die ihn einst gekannt, wurden vorgerufen. Sie entschieden für ihn mit der Aeußerung: „es sind zwar Haar und Bart grau, die Augen kleiner, Stirn und Wange runzlig geworden, aber zwischen Nase und Kinn hat er etwas, das bestimmt für ihn *spricht.*"

In **München** sollte in einem Ritterstück erstochen werden. Der Chorist, welcher den Mord vollbringen soll, bemüht sich lange Zeit vergeblich, das Schwert aus der Scheide zubringen, da legt sich *Lang* phlegmatisch auf den Boden hin, und sagt ganz gelassen: „Sei ruhig, Du siehst, mich tödtet schon die Angst." So verschied er krampfhaft zuckend unter schallendem Gelächter, um nach dem Fallen des Vorhanges stürmisch hervorgerufen zu werden.

Murad Bey. Ein Bauer aus der Umgegend von Damaskus sah sich veranlaßt, in einem Jahre, wo Syriens Ebenen mit Heuschrecken bedeckt waren, nach und nach einen Theil seiner Heerde zu ver-

kaufen, um sich und die Seinen zu erhalten. Schon waren all' seine Hülfsquellen erschöpft und der Unglückliche ging nach Damaskus, um sogar sein Ackergeräthe zu verkaufen. Bei dem Einhandeln des Getreides dafür, welches von Damiette hergebracht worden, hörte er von den Siegen Murad Bey's, der nach der gänzlichen Niederlage seiner Gegner, seinen triumphirenden Einzug in Kairo gehalten hatte. Man schilderte die Gestalt, den Charakter, die Herkunft dieses Kriegers, und wie er sich, ein Sklave, auf den Gipfel der Macht gehoben. Der erstaunte Bauer wollte darin seinen Sohn erkennen, welchen man ihm in einem Alter von 11 Jahren geraubt. Er eilt nach Hause, erzählt alles den Seinen, und tritt unter ihren Thränen und Segnungen die Reise nach Aegypten an. — „Wird mich ein Sohn, der den Glauben seiner Väter verlassen, sich zum Koran gewendet, der inmitten seiner Größe, seiner Herrlichkeiten, rings um sich nichts als den Abglanz seines Glückes sieht, wird dieser Sohn mich anerkennen." — Dieser Gedanke drückte ihn zu Boden, allein die Hoffnung, seinen Sohn zu sehen, seine Familie dem Elende zu entreißen, ermunterte ihn stets wieder. Er kömmt in der Hauptstadt an, tritt in den Palast Murad's, bittet so dringend, so unabläßig, vorgelassen zu werden, daß, so sehr auch die Außenseite gegen ihn sprach, sein Alter gleichwohl, hochgeehrt im Orient, auf einen der Officiere den gewünschten Eindruck machte. — Er meldete dem Fürsten, ein armer Alter flehe, vorgelassen zu werden. „Er trete ein!" — versetzte Murad. Der Landmann näherte sich mit zitternden Schritten über die reichen Teppiche, welche den Boden des Saals bedeckten, und versuchte den Bey, der nachläßig auf einem Sopha voll Gold und Seide hingestreckt ruhte, anzureden. Die verschiedensten Gefühle, die des guten Vaters Herz durchwogten, machten ihn stumm, zumal er wirklich sein geraubtes Kind erkannte. Die Stimme der Natur siegte endlich über seine Furcht, er stürzte zu des Bey Füßen und rief: „Mein Sohn, mein Sohn!" — Murad hob ihn auf, suchte ihn zu beruhigen, fand nach kurzen Aufklärungen, er habe wirklich seinen Vater vor sich, setzte ihn an seine Seite und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Nach den zärtlichsten beiderseitigen Ergießungen, kömmt auch das Elend zur Sprache, in welchem Murads Mutter und Geschwister daheim schmachteten. Der Fürst wollte sie kommen lassen, mit ihnen Macht und Reichthum theilen, wenn sie Mohamedaner würden. Der edle Christ hatte dies Anerbieten vorausgesehen und aus Besorgniß, „es dürfte der Söhne junge Herzen verführen," hatte er nicht zugelassen, daß irgend Jemand ihn begleite; er aber verwarf es mit Verachtung, und faßte sogar den Muth, dem Bey Vorwürfe zu machen, daß er seinen Glauben verrathen. Murad, der seinen Vater unerbittlich und dessen Noth nur zu dringend fand, ließ ihm eine beträchtliche Summe auszahlen und sandte ihn mit einem Schiffe voll Getreides nach Syrien.

Der glückliche Landmann eilte in die Gefilde von Damask, und seine Rückkehr verbreitete in seiner Hütte Freude, Wohlsein und Glück. — Dies Seitenstück zu Joseph und seinen Brüdern in demselben Aegypten, so romantisch und abenteuerlich es auch klingt, mag im Orient noch gar manches andere finden, selbst in unsern Tagen, da mancher Pascha, auch in unsern Zeitungen besprochen, fast dieselbe Abkunft, dieselben Schicksale hat. Ward doch selbst ein Böhme, ein Flüchtling des k. k. Infanterie-Regiments Lilienberg, Bey von Constantine.

Ein türkischer Geschichtsschreiber erzählt bei Gelegenheit des Opiums und seiner Verbannung vom Sultan **Murad** VI. folgendes schreckliche Verfahren desselben. Sultan Murad stand in der Ebene von Miridj-Dabik in Syrien im Lager, als seine Hofleute, die ihn in den Krieg begleitet hatten, ihm seinen ersten Arzt, Emir-Tchelebi, als einen der unverbesserlichsten Opiumesser angaben. Der Arzt, zur Erklärung aufgefordert, läugnete die Sache hartnäckig, und sie wurde an dem Tage nicht weiter untersucht; den andern Tag aber trat der Schwertträger des Sultans, der ein Feind des Arztes war, in Murads Zelt, und sagte leise zu ihm, daß er gewisse Kunde habe, daß Emir-Tchelebi eine kleine goldene Büchse bei sich trage, welche seinen Opiumvorrath enthalte. Murad ließ lächelnd seinen Arzt sich nähern; er durchsuchte ihn und fand die Büchse. — „Was ist das?" fragte er ihn, die Stirne runzelnd. Der arme Mann erblaßte und antwortete, es wäre ein sehr unschuldiges Elixir, welches eine schwache Dosis Opium enthalte. — „Ich zweifle nicht daran, daß Du die Wahrheit sagst," erwiederte Murad, „aber um Deine Feinde zu überzeugen, so verschling' Alles, was in dieser Büchse sich befindet." Emir-Tchelebi, höchst entsetzt, warf sich zu den Füßen des Sultans nieder und flehte ihn an, seinen Befehl zurückzunehmen. Murad bestand darauf, und der unglückliche Arzt gehorchte. Der Sultan hatte hierauf seine Freude daran, ihn zu zwingen, Schach mit ihm zu spielen. Als er drei Partien gespielt hatte, sank er sterbend auf den Teppich nieder. Man trug ihn in sein Zelt, wo er verschied.

König Joachim **Murat** und der Koch des Herzogs von Cambacères. Der berühmte König von Neapel, der Sohn eines armen Schuhflickers aus Cahors, soll in seiner Jugend die Schlächterprofession erlernt haben. Als Lehrling mußte er das bestellte Fleisch zu Kunden seines Lehrmeisters in die Häuser tragen. Als er eines Tages dem Koch des Herzogs von Cambacères einen schlechten Braten brachte, gerieth der Koch mit ihm in Streit und schlug ihm den Braten dergestalt an den Kopf, daß das Blut aus Murats Mund und Nase floß. Diese Mißhandlung verleidete ihm das Handwerk und

bewog Murat, in die französische Fußgarde zu treten. Seine schöne Gestalt, seine Kühnheit und persönliche Tapferkeit waren bekanntlich die Ursache, daß er sich nach und nach bis zum General emporschwang. Diese Eigenschaften erregten die Aufmerksamkeit der Schwester Buonaparte's. Sie gab ihm mit ihrer Hand den Anspruch auf seine künftige Größe, und bekanntlich war Karoline Buonaparte ihrem großen Bruder in geistiger Beziehung am meisten ähnlich. Kurz nachher ward Napoleon Kaiser der Franzosen, und sein Schwager Joachim Murat natürlich französischer Prinz. Als solcher speis'te er einmal bei dem Herzog von Cambacères, der bekanntlich viel auf eine gute Tafel hielt. Er fand Alles so wohlschmeckend und gut zubereitet, daß er den Herzog bat, ihm seinen Koch zu überlassen. So ungern Cambacères sich auch hierzu verstehen konnte, so blieb ihm doch nichts übrig, als es sich zur Ehre zu rechnen, seinen Koch an den Schwager des allmächtigen Napoleon abzutreten. Nach aufgehobener Tafel ließ daher der Herzog seinen Koch vor sich kommen, verkündete ihm sein bevorstehendes Glück, und rieth ihm, sich sofort im Palais Joachim Murat's einzufinden. Aber erschrocken und todtenbleich fiel der Koch seinem Herrn zu Füßen und beschwor ihn bei dem Allmächtigen, ihn nicht an Murat abzutreten. „Aber warum nicht?" fragte Cambacères. „Gnädiger Herr," erwiederte der Koch, „wenn der Prinz mich sieht, wird er mich ohne Gnade guillotiniren lassen, da er gewiß die Beleidigung nicht vergessen hat, die ich mir einmal gegen ihn, als er noch Metzgergeselle war, erlaubt habe." Er erzählte hierauf seinem Herrn den ganzen Hergang, und Cambacères rieth ihm nunmehr wohlmeinend, sich unverzüglich aus der Gefahr eines so zweifelhaften Glücks zu begeben und Paris zu verlassen. — Der Koch flüchtete aus Frankreich und gründete in Hamburg eine große Restauration, woselbst er seinen Gästen sehr oft gegenwärtige Anekdote erzählte.

Als **Murat** König von Neapel war, bekam eines Tages die Geistlichkeit, welche ihm wie allen Napoleoniden nicht eben sehr zärtlich zugethan war, den Einfall, das geronnene Blut des heiligen Gennaro, welches regelmäßig an einem gewissen Tage flüssig wird, nicht flüssig werden zu lassen. Ganz Neapel gerieth in Aufruhr, und man begann ernstlich besorgt zu werden, daß die Stimmung des Volkes sich auf gefährliche Weise Luft machen würde. Murat schwankte nicht lange. Er ließ vor dem Kloster, in dem sich das Wunder ereignen sollte, zwölf Kanonen auffahren und den Prior wissen, daß, wenn nicht in einer Stunde das Blut des heiligen Gennaro gehörig flüssig wäre, er das Kloster in Grund und Boden schießen lassen würde. Und siehe da, ehe noch die Stunde verflossen war, ereignete sich das Wunder und Neapel war ruhig.

Im Jahre 1810, als König **Murat**, einer der schönsten Männer seiner Zeit, zumal in seiner prächtigen Husaren-Uniform, Anstalten zum Einbruch in Sicilien traf, kam der Zahlmeister der neapolitanischen Truppen auf der Rückreise von Neapel, wo er Vorkehrungen zu Geldsendungen getroffen hatte, durch das Land der wilden Calabresen. Er sandte seinen Bedienten voraus, um in einem Städtchen, das er noch vor Abend zu erreichen hoffte, Quartier zu bestellen. Allein der Tag war schwül und er verspätete sich durch langsames Fahren so sehr, daß er jenes Städtchen nicht erreichte und in einem alten romantischen Häuschen an der Heerstraße übernachten mußte. Der Wirth war ein großer, handfester Kerl, von brauner Gesichtsfarbe, mit Schnurrbart und starkem Backenbarte. Der Reisende war höflich empfangen und gut bewirthet; zum Schlafgemach wies man ihn eine alte baufällige Treppe hinauf in eine düstere Kammer. Der Ort war unheimlich, die Thür ohne Schloß, nur mit einer Klinke versehen. Der Fremde schob einen Stuhl gegen die Thür und legte seine scharf geladenen Pistolen behutsam unter sein Kopfkissen. Kaum hatte er sich niedergelegt, als er unten im Hause Geräusch hörte, als ob Leute einkehrten, und bald nachher vernahm er die Tritte eines Mannes auf der Treppe. Durch eine Ritze in der Thür schien das Licht, welches der Heraufkommende in der Hand hatte. Leise lehnte sich derselbe an die Thür, und als er merkte, daß etwas im Wege stand, ließ er sie so weit auf, daß er seine Hand hineinbringen konnte, worauf er den Stuhl sachte wegschob und hineintrat. Der Wirth war es, eine Lampe in der einen, ein großes Messer in der andern Hand. Er trat dem Bette näher. Der Officier spannte seine Pistolen unter der Decke, damit man das Geräusch der Feder nicht merke. Als der Mann an die Seite des Bettes getreten war, hielt er dem Officier das Licht in's Gesicht, welcher fest zu schlafen schien, aber zuweilen einen heimlichen Blick auf seinen furchtbaren Wirth warf. Dieser hängte die Lampe an den Bettpfosten, holte einen Stuhl von der Seite der Kammer, stieg darauf, das große Messer hoch in der Hand haltend. Der Officier war eben im Begriff aufzuspringen, als er sah, daß dieser in Eile etliche gewaltige Stücke Specks, der über der Bettstelle hing, abschnitt und den der Reisende nicht beachtet hatte. Sodann trat der Wirth zurück, verließ die Kammer so behutsam, als er gekommen war, und ging zu seinen vorhin angekommenen hungrigen Gästen hinunter.

Der Professor Marcus Antonius **Muretus**, der im Jahre 1585 starb, wußte durch seinen beißenden und allgemein gefürchteten Witz die Zuhörer stets auf gebührende Weise in Ehrfurcht zu halten. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit in's Auditorium gebracht, mit welcher er anfing zu klingeln. „Wahrhaftig," sagte Muretus mit

großer Gelaſſenheit, „ich würde mich wundern, wenn unter einer ſo großen Menge von Schafen nicht auch ein Leithammel wäre.“

Murrkopf. Wenn die Frau zweimal ſo viel im Jahre braucht, als der Mann Einkünfte hat, — und er ſeufzt darüber, — ſo heißt er ein Murrkopf.

Namen der **Muſelmänner.** Der Muſelmann hat keinen Familien-Namen. Mit dem Tode des Menſchen ſtirbt auch ſein Name, und dieſer geht nicht auf die Kinder über. Am ſiebenten oder achten Tage nach der Geburt bekömmt das Kind einen Namen, und damit iſt gewöhnlich ein Familienfeſt verbunden. Bei dieſer Gelegenheit verrichtet der Vater oder der Großvater ein Gebet über dem Neugebornen, flüſtert ihm ſeinen Namen ins Ohr, und verkündet ihn dann den Umſtehenden. Die bei den Moslemin vorkommenden Namen laſſen ſich in vier Hauptclaſſen bringen, außerhalb welcher es keine muſelmänniſche Namen gibt. In erſter Reihe ſtehen die Namen der Patriarchen und Propheten, nach dem Ausſpruche Muhameds: „Gebet Euern Kindern die Namen der Propheten.“ Am häufigſten ſind daher die Namen: Ibrahim (Abraham), Ismail (Ismael), Izzed (Iſaak), Jakuô (Jakob), Juſſuf (Joſeph), Muſſa (Moſes), Harun (Aaron), Daud (David), Soliman (Salomon), Muhammed, Hamed, Mahmud (die drei Namen des Propheten auf der Erde, im Himmel und in der Hölle.) Demnächſt kommen die Namen derjenigen, die an der Befeſtigung und Verbreitung des Islams gearbeitet, wie Osman, Omar, Ali ꝛc. Die dritte Kategorie umfaßt diejenigen Namen, die mit Abd (Diener) anfangen, wie Abd-Allah (Diener Gottes), Abd-el-Kader (Diener des Mächtigen), Abd-el-Kerim (Diener des Großmüthigen), Abd-el-Rahmer (Diener des Erbarmers) u. ſ. w. hinſichtlich des größten Theiles der neunzig Eigenſchaften Gottes. Die vierte Claſſe endlich begreift die Namen, die ſich auf din (Religion) endigen, wie Salah-eddin (Saladin, Wiederherſteller des Glaubens), Mehed-din (Glaubens-Nachfolger), Krair-eddin (Heil des Glaubens) ꝛc. Hierzu kommen nur noch einige Nomenclaturen: 1) Gewiſſe zuſammengeſetzte Namen, wie Hamed-el-Abd ꝛc. 2) Solche Namen, die bloße Eigenſchaftswörter ſind, wie Haſſan (ſchön) und deſſen Diminutive (Hoſſein, Huſſein), Hakem (mächtig), Said (glücklich), Reſchid (gerecht), Muſtapha (gottgewählt). — Um Verwechslungen der Menſchen bei den vielen gleichlautenden Namen vorzubeugen, werden ihnen zuweilen Beinamen gegeben, doch haben dieſe durchaus nicht den Charakter europäiſcher Familiennamen, da der Sohn meiſtens einen andern Beinamen erhält, als der Vater. Faſt ſämmtliche Beinamen, wenn ſie nicht eine Qualification bezeichnen, wie El-Kebir (der Große), El Nekik (der Magere), El Anwer (der Einäugige),

fangen mit der Sylbe Ben oder Ibn (Sohn), wonach dann der Name des Vaters folgt, oder Bu (abgekürzt von Abu, Vater) an. Der Vater gibt zuweilen den bis dahin von ihm geführten Beinamen auf und legt sich den seines Sohnes oder seiner Tochter bei, wie Abu-Taleb (Vater des Taleb), Abu-Bekr (Vater der Jungfrau — so nannte sich der Schwiegervater Muhammed's, nachdem er diesem seine Tochter zur Frau gegeben.) Auch die Mütter folgen diesem Beispiele und nennen sich dann Om-Kaltum (Mutter Kaltum's), Om-Habiba (Mutter Habiba's) ꝛc. Die Frauennamen sind in der Regel von einer Eigenschaft hergenommen, wie Saida (die Glückliche), Sethiea (die Fruchtbare), Lobna (die Weiße), Derisa (die Anmuthige), Dschemila (die Schöne), Lulu (die Perle), Sahra (die Blume) ꝛc.

Musen. Die Mythologie erzählt von allen Göttinnen Liebesabenteuer, und die meisten Götter haben eine Gemahlin. Es ist daher auffallend, daß die neun Musen allein unverehelicht geblieben sind, sagte Jemand. „Das erklärt sich leicht," erhielt er zur Antwort; „sie sind so arm, daß sich keiner dazu entschließen konnte, sie zu heirathen."

Museum — (nach Nante) „is, wo man nich alle Dage 'rin derf un eene Schildwache vor de Dhüre steht."

Musje. Klemm in seiner magyarischen Sprachetymologie erzählt S. 25 folgende Anekdote zur Züchtigung aller Verwandtschaften in den Sprachen suchenden, ungeschickten Forscher: Ein Russe, der sich erst seit kurzer Zeit in Wien aufhielt, hörte in einem Bierhause über sein Vaterland reden und trat an den Tisch der Sprechenden. „Na, was will der Mußje?" fragte Einer. Der Russe, der das Wort nicht verstand und es für einen eigenthümlichen österreichischen Ausdruck hielt, erkundigte sich nach der Bedeutung desselben und erhielt die belehrende Antwort: „Wir nennen einen kecken, zudringlichen Menschen so." Dies nahm sich der Russe ad notam und schrieb Abends in sein Tagebuch: „Die Oesterreicher haben in ihrer Sprache russische Wörter, denn sie nennen einen kecken, zudringlichen Menschen Musje, und wir Russen sagen ebenfalls muchje, und die Slawonen, unsere nahen Verwandten, gar wirklich musje, und dieses als Dativ von mucha, welche, wie Jedermann weiß, ein keckes, zudringliches Ding ist. Folglich haben die Oesterreicher ihr musje von uns. Auch ist dies leicht zu erklären, da so viele Oesterreicher Kriegskameraden der Russen waren."

Der Musikalische. Ein Mann mit einer Drehorgel leierte jüngst in dem Hofe eines Hauses sein „tanti palpiti" herab. Ein Mann

von seiner Bekanntschaft trat zu ihm und fragte ihn, wie es ihm gehe. „Ei!“ — sagte er — „es geht mir zwar nicht sehr gut, aber wenn ich das bischen Musik nicht könnte, so müßt' ich vollends verhungern.“

Musikalisches. Ein Mann, den die göttliche Musik einer sehr elenden Operette begeistert hatte, ging darauf auf's Theater, um den Verfasser zu erfragen. Er verstand den Tonsetzer; allein der Director stellte ihm den Verfasser des Stücks vor: „Sie haben mich entzückt,“ redete er ihn mit einer unwillkührlichen Umarmung an; „nie habe ich so etwas Herrliches gehört; nur bedaure ich, daß Sie Ihre göttliche Kunst an einen so kläglichen Text verschwendet haben.“

Portefeuille **musikalischer** Curiosa. „Ich sah,“ erzählte ein Musikus in einer Gesellschaft, „einen Flötenbläser, der eine so löwenmäßige Lunge hatte, daß, wenn er alle Löcher zuhielt und hineinblies, die Flöte zersprang.“ — „O!“ entgegnete ein Anwesender, „dies ist noch wenig. Ich sah einen Waldhornisten, dessen Waldhorn sich aufrollte und so gerade wie eine Orgelpfeife wurde, wenn er mit ganzer Kraft hineinstieß, und so rollte es sich auch wieder in seine frühere Gestalt zusammen, wenn er das Wasser herauszog.“

Die **Musik** hilft nähen. Ein Schneidermeister in Leipzig machte während der Messe die Bemerkung, daß die Musik auf der Gasse einen Einfluß auf die Arbeit seiner Gesellen übe. Wenn die Musikanten einen Choral oder ein Adagio bliesen, nähten die Gesellen langsam und nachlässig, sobald aber ein Schottischer losging, flogen die Nadeln mit rapider Schnelligkeit. — Moral: Musikanten sollen vor einem Schneiderhause nur einen Schottischen spielen.

Langsame **Musik.** Ein Stutzer wollte seiner Geliebten eine Nachtmusik machen lassen, verwendete sich deßhalb an einen berühmten Musiker, mußte aber dreißig Gulden für die Stunde bezahlen. Um die bestimmte Zeit fing der Violinist mit einem schmelzenden Adagio an. — „Was spielen Sie so langsam,“ rief der Liebhaber eifrig, „eine Stunde ist kurz, und dreißig Gulden ist kein Spaß.“

Die Tafel-**Musik.** Ein Schäfer saß unter dem Schatten eines Baumes und wollte sich laben mit Käse und Brot, als zwei hungrige Wölfe herbeirannten. Er warf ihnen Stück für Stück zu, bis Alles rein aufgezehrt war. Da sie näher zu rücken Miene machten, ergriff er seine Schalmei und blies. Beim ersten Tone entflohen die

Wölfe. „Ich Dummkopf!“ rief er, warum hab' „ich nicht mit der Tafelmusik angefangen.“

Botanik der **Musik**. „Ist es wahr,“ fragte Jemand einen Musikus, „daß man in Haydns Jahreszeiten das Gras wachsen hört?“ — „Bis zur Botanik ist meine Kenntniß der Musik nicht gelangt,“ war die Antwort.

Macht der **Musik**. Ein schwäbischer Schneider, der mit großer Fertigkeit auf der Geige spielt, ging vor einiger Zeit von dem Jahrmarkt zu Darbach, wo er mit seiner Kunst paradirt hatte, nach Hause. Eben schritt er quer über ein Feld, als er plötzlich einen wüthenden Stier in gewisser Entfernung auf sich loskommen sah. Der Schneider machte in seiner Angst den Versuch, auf einen Baum zu klettern, was ihm aber nicht gelingen wollte. Nach verzweifeltem Hin- und Hersinnen kommt er plötzlich auf den glücklichen Einfall, die Zauberkräfte der Musik zu erproben. Kaum hörte der Stier die Töne des Instruments, als er mit einem Male wie tief gerührt stehen blieb. Der Schneider wollte sich die momentane Entwilderung seines furchtbaren Gegners zu Nutze machen und Fersengeld geben, aber kaum verstummte die Geige, so kam auch das Thier auf ihn los. Der arme geängstete Virtuose mußte mit seiner zitternden Hand von Neuem fiedeln; er fiedelte in wahrer Todesangst 4 volle Stunden lang, und während dieser ganzen Zeit war der gehörnte Tyrann wie festgebannt. Endlich wurde der Schneider durch einige Knechte, welche kamen, um Kühe zu melken, aus seiner peinlichen Lage erlöst.

Gewaltige Wirkungen der **Musik**. Zieht man den mystischen Schleier weg, welcher das Leben der ersten Musiker umhüllt, so werden wir sehen, daß die in Aegypten unterrichteten: Amphion und Orpheus, sich dieser gewaltigen nnd in Griechenlaud noch unbekannten Kunst bedienten, um die in den Wäldern umherirrenden Wilden an den fruchtbaren Ufern des Eurotas zu versammeln, um sie die Wohlthaten der Civilisation kennen zu lehren. Zu jener Zeit hatte man die Kunst des Schreibens noch nicht erfunden, und darum verfaßten diese Heroen ihre Vorschriften in der Form von Gesängen, eine gewiß äußerst zweckmäßige und angenehme Manier, sie dem Gedächtnisse einzuprägen. — Davids Harfe entwaffnete den Arm des racheschnaubenden Saul. — Terpander stillte durch Gesang und Saitenspiel einen Aufruhr der Lacedämonier. — Empedocles verhütete durch dasselbe Mittel eine Metzelei. — Der grausame Amurat, Besieger Bagdads, nachdem er die Ermordung aller Einwohner dieser unglücklichen Stadt befohlen hatte, ließ sich durch die Gesänge Schah-Culir's erweichen, so daß er sie nicht allein begnadigte, sondern auch den Einwohnern

die Freiheit schenkte. — Antigenides und Timotheus, nachdem sie durch ihre Gesänge die Schlachtlust des kriegerischen Alexanders im höchsten Grade entflammt hatten, beruhigten dadurch, daß sie die Sangesweise änderten, sein Gemüth wieder. Auf dieselbe Art erregte der Musiker Claudin allgemeine Bewunderung bei der Vermählung des Herzogs von Joyeuse. — Ebenso wie die Hymnen des Tyrtäus den Muth der Lacedämonier belebten, führten Ossian's, Alfred's, Roland's und Thibould's Gesänge die Caledonier, Engländer und Franzosen zu glänzenden Siegen. — Ulysses von Ithaka ermordete bei einem Festmahle die zudringlichen Freier seiner Gemahlin Penelope, doch verschonte er allein den sich unter ihnen befindenden Sänger Phemius. — Theodulph, Bischof von Orleans, durch Ludwig I. zu lebenslanger Gefangenschaft verurtheilt, componirte eine recht schöne Cantate, und sang dieselbe am Palmsonntage, als gerade der Monarch mit der Procession an dem Gefängnisse vorüberging. Ludwig blieb stehen, hörte bis zum Schlusse zu, und sogleich erhielt Theodulph die Freiheit wieder. — Zu allen Zeiten haben Könige und Helden, geistliche und profane Gelehrten sich mit dem Studium der Musik beschäftigt. — Die Philosophen Roms und Griechenlands hatten große Kenntnisse darin, aber heut zu Tage, wo so viele Künstler selbst sie bis zur bloßen Geschmackssache herabwürdigen wollen, werden in ihrem Gebiete nur noch selten wissenschaftliche Forschungen unternommen.

Castil Blaze.

Wirkung der **Musik** auf Thiere. Der Hund hat ein vorzügliches musikalisches Gehör. Man hat oft Hunde gesehen, die in die heftigsten Verzuckungen geriethen, wenn sie gewisse Melodien hörten; die Empfindlichkeit der Nerven ist in der That bei einigen dieser Thiere so groß, daß eine Melodie, die sie aufregt, wenn man sie längere Zeit fortsetzt, ihre Gesundheit angreift und endlich ihren Tod herbeiführt. Damit man dies nicht als eine bloße Uebertreibung ansehe, theilen wir folgende wahre Anekdote mit: Ein berühmter Violinspieler bemerkte einst, daß sein Hund, der während seines Spielens sehr aufmerksam aufpaßte, bei einer gewissen Passage die unzweideutigsten Spuren des Leidens zu erkennen gab; er heulte auf eine schreckliche Weise und schien einen harten Kampf zu bestehen. Eines Tages spielte der Tonkünstler, um sich seiner Entdeckung zu vergewissern, dieselbe Melodie länger als gewöhnlich. Diese Neugierde war verhängnißvoll für den armen Hund, der ein Opfer seiner zarten musikalischen Empfindlichkeit wurde; er fiel zu den Füßen seines Herrn nieder, wo er in wenigen Minnten unter den schrecklichsten Verzuckungen starb. Die Pferde haben auf gleiche Weise zu allen Zeiten eine große Neigung für Musik bewiesen, und zwar scheint die Flöte ihr Lieblingsinstrument zu sein. Diesen Geschmack hat man bei den Pfer-

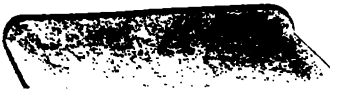
den schon in uralter Zeit wahrgenommen. Wir lesen im Aristoteles und Athenäus, daß die Krotoner bei ihrem Feldzuge gegen die Sybariten aus der Kenntniß dieser Thatsache großen Vortheil zogen. Da sie erfahren hatten, daß diese Weichlinge ihre Pferde nach der Flöte tanzen lehrten, fingen sie in dem Augenblicke, als die Schlacht anging, statt das Zeichen zum Angriffe zu geben, Alle die Flöten zu blasen an; sogleich begannen alle Rosse der Feinde, hingerissen von der Musik, zu tanzen, und gingen zu den Krotonern über, sammt ihren Reitern, die über das sonderbare Ereigniß höchlich erstaunten. Die menschliche Stimme äußert eben so merkwürdige Wirkungen auf das Ohr gewisser Thiere, wenn auch Beispiele der Art nur selten vorkommen. Der Sänger Lainé besaß eine wahrhaft durchbohrende Stimme; wenn er in der Oper: „Der Triumphzug Trajans," auf dem Triumphwagen, gezogen von vier Franconi'schen Rossen, mit seiner kräftigen Lunge die Hymne des Ruhmes zu singen anfing, wurden die Pferde unbändig und scheu, und liefen auf der Bahn so wild herum, daß die Lictoren und Vestalinnen, die den Triumphwagen umgaben, dabei in die äußerste Gefahr geriethen.

Ist ein Text zur **Musik** nöthig? Ein Gelehrter in Hamburg, der ein vorzüglicher Sänger war, behauptete, daß in der Oper die Musik Alles, der Text aber gar nichts sei, und bewies dieses auf folgende Weise: Er nahm die Arie von Mozart: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," und sang einem Engländer vor, wie folgt:

Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!

und so weiter fort. Der Engländer wurde bis zu Thränen gerührt, und der Sänger hatte die Wette gewonnen. (?)

Musik. In dem böhmischen Städtchen S. wurden einmal von einer Gesellschaft Dilettanten „Die letzten Worte" von Haydn aufgeführt. Am Schlusse drückt die Musik Sturm und Erdbeben aus. Um das Erdbeben recht natürlich vorzustellen, brachte man herbei: Die türkische Trommel, welche beim Ringelspiel gebraucht wurde, die Kirchenpauken, die gewöhnliche Lärmtrommel des Orts und die Kaffeetrommel des dortigen Kaufmanns. Das Sausen der Windsbraut übernahm der Tischler des Orts, wozu er folgende sinnreiche Vorrichtung erfand: Ein sehr breites Lineal wurde an einer Schnur mit voller Kraft in der Luft herumgeschwungen. Bei der Aufführung gab dies Alles zusammen einen solchen Lärm, daß die Musik ganz übertäubt wurde. Der Sturm und das Erdbeben gefielen so sehr, daß sie wiederholt werden mußten. Noch eifriger als vorher wurden die Trommel und Pauken geschlagen, noch hitziger schwang der Tischler



die Freiheit schenkte. — Antigenides und Timotheus, nachdem sie durch ihre Gesänge die Schlachtlust des kriegerischen Alexanders im höchsten Grade entflammt hatten, beruhigten dadurch, daß sie die Sangesweise änderten, sein Gemüth wieder. Auf dieselbe Art erregte der Musiker Claudin allgemeine Bewunderung bei der Vermählung des Herzogs von Joyeuse. — Ebenso wie die Hymnen des Tyrtäus den Muth der Lacedämonier belebten, führten Ossian's, Alfred's, Roland's und Thibould's Gesänge die Caledonier, Engländer und Franzosen zu glänzenden Siegen. — Ulysses von Ithaka ermordete bei einem Festmahle die zudringlichen Freier seiner Gemahlin Penelope, doch verschonte er allein den sich unter ihnen befindenden Sänger Phemius. — Theodulph, Bischof von Orleans, durch Ludwig I. zu lebenslanger Gefangenschaft verurtheilt, componirte eine recht schöne Cantate, und sang dieselbe am Palmsonntage, als gerade der Monarch mit der Procession an dem Gefängnisse vorüberging. Ludwig blieb stehen, hörte bis zum Schlusse zu, und sogleich erhielt Theodulph die Freiheit wieder. — Zu allen Zeiten haben Könige und Helden, geistliche und profane Gelehrten sich mit dem Studium der Musik beschäftigt. — Die Philosophen Roms und Griechenlands hatten große Kenntnisse darin, aber heut zu Tage, wo so viele Künstler selbst sie bis zur bloßen Geschmackssache herabwürdigen wollen, werden in ihrem Gebiete nur noch selten wissenschaftliche Forschungen unternommen.

Castil Blaze.

Wirkung der **Musik** auf Thiere. Der Hund hat ein vorzügliches musikalisches Gehör. Man hat oft Hunde gesehen, die in die heftigsten Verzuckungen geriethen, wenn sie gewisse Melodien hörten; die Empfindlichkeit der Nerven ist in der That bei einigen dieser Thiere so groß, daß eine Melodie, die sie aufregt, wenn man sie längere Zeit fortsetzt, ihre Gesundheit angreift und endlich ihren Tod herbeiführt. Damit man dies nicht als eine bloße Uebertreibung ansehe, theilen wir folgende wahre Anekdote mit: Ein berühmter Violinspieler bemerkte einst, daß sein Hund, der während seines Spielens sehr aufmerksam aufpaßte, bei einer gewissen Passage die unzweideutigsten Spuren des Leidens zu erkennen gab; er heulte auf eine schreckliche Weise und schien einen harten Kampf zu bestehen. Eines Tages spielte der Tonkünstler, um sich seiner Entdeckung zu vergewissern, dieselbe Melodie länger als gewöhnlich. Diese Neugierde war verhängnißvoll für den armen Hund, der ein Opfer seiner zarten musikalischen Empfindlichkeit wurde; er fiel zu den Füßen seines Herrn nieder, wo er in wenigen Minnten unter den schrecklichsten Verzuckungen starb. Die Pferde haben auf gleiche Weise zu allen Zeiten eine große Neigung für Musik bewiesen, und zwar scheint die Flöte ihr Lieblingsinstrument zu sein. Diesen Geschmack hat man bei den Pfer-

den schon in uralter Zeit wahrgenommen. Wir lesen im Aristoteles und Athenäus, daß die Krotoner bei ihrem Feldzuge gegen die Sybariten aus der Kenntniß dieser Thatsache großen Vortheil zogen. Da sie erfahren hatten, daß diese Weichlinge ihre Pferde nach der Flöte tanzen lehrten, fingen sie in dem Augenblicke, als die Schlacht anging, statt das Zeichen zum Angriffe zu geben, Alle die Flöten zu blasen an; sogleich begannen alle Rosse der Feinde, hingerissen von der Musik, zu tanzen, und gingen zu den Krotonern über, sammt ihren Reitern, die über das sonderbare Ereigniß höchlich erstaunten. Die menschliche Stimme äußert eben so merkwürdige Wirkungen auf das Ohr gewisser Thiere, wenn auch Beispiele der Art nur selten vorkommen. Der Sänger Lainé besaß eine wahrhaft durchbohrende Stimme; wenn er in der Oper: „Der Triumphzug Trajans," auf dem Triumphwagen, gezogen von vier Franconi'schen Rossen, mit seiner kräftigen Lunge die Hymne des Ruhmes zu singen anfing, wurden die Pferde unbändig und scheu, und liefen auf der Bahn so wild herum, daß die Lictoren und Vestalinnen, die den Triumphwagen umgaben, dabei in die äußerste Gefahr geriethen.

Ist ein Text zur **Musik** nöthig? Ein Gelehrter in Hamburg, der ein vorzüglicher Sänger war, behauptete, daß in der Oper die Musik Alles, der Text aber gar nichts sei, und bewies dieses auf folgende Weise: Er nahm die Arie von Mozart: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," und sang einem Engländer vor, wie folgt:

Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!

und so weiter fort. Der Engländer wurde bis zu Thränen gerührt, und der Sänger hatte die Wette gewonnen. (?)

Musik. In dem böhmischen Städtchen S. wurden einmal von einer Gesellschaft Dilettanten „Die letzten Worte" von Haydn aufgeführt. Am Schlusse drückt die Musik Sturm und Erdbeben aus. Um das Erdbeben recht natürlich vorzustellen, brachte man herbei: Die türkische Trommel, welche beim Ringelspiel gebraucht wurde, die Kirchenpauken, die gewöhnliche Lärmtrommel des Orts und die Kaffeetrommel des dortigen Kaufmanns. Das Sausen der Windsbraut übernahm der Tischler des Orts, wozu er folgende sinnreiche Vorrichtung erfand: Ein sehr breites Lineal wurde an einer Schnur mit voller Kraft in der Luft herumgeschwungen. Bei der Aufführung gab dies Alles zusammen einen solchen Lärm, daß die Musik ganz übertäubt wurde. Der Sturm und das Erdbeben gefielen so sehr, daß sie wiederholt werden mußten. Noch eifriger als vorher wurden die Trommel und Pauken geschlagen, noch hitziger schwang der Tischler

sein Lineal, da — riß der Faden, und das Lineal flog hoch empor zum Gewölbe, über die Häupter der zahlreichen Versammlung hin.

— Die beste Musik, die einzige, die vielleicht Etwas beweist, hörte ich voriges Jahr an der Table d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Rossini oder Meyerbeer der größere Meister sei, disputirten. Sobald der Eine dem Italiener die höchste Vortrefflichkeit zusprach, opponirte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, sondern er trillerte einige besonders schöne Melodien aus „Robert le Diable." Hierauf wußte der Erstere nicht schlagender zu repartiren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem „Barbier di Seviglia" entgegensang, und so trieben sie es Beide während der ganzen Tischzeit; statt eines lärmenden Austausches von nichtssagenden Redensarten, gaben sie uns die köstlichste Tafelmusik.

— Zu dem Stadtmusikus in Meißen kam ein Bauer und sagte: „Ich komme wegen meines Jungen, den Sie in die Lehre nehmen sollen. Er wollte erst ein Töpfer werden, dazu ist er aber zu dumm, und deswegen soll er ein Musikante werden."

— Scherzfrage. Wer ist der ruhigste Mann im Orchester? — Der Klarinettist; denn er hat während seiner Thätigkeit immer ein Blatt vorm Munde nnd muß stets den Schnabel halten.

— Scherzfrage. Warum kommen grade alle Concerte und Academien im Winter? — Weil sich da die Menschen mit guter Art Baumwolle in die Ohren stopfen können.

Musikstücke. Herr Wöhler hat zwei Lieder mit Klavierbegleitung für die linke Hand componirt, und die „Neue Zeitschrift für Musik" meint dazu: diese Lieder würden denen willkommen sein, welche nun mit der Linken den Gesang einer Geliebten begleiten, und dabei sie mit der Rechten zum Kusse an sich ziehen könnten. — Damit wird also einem wahrscheinlich längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen sein.

Die **Musikanten** alter und neuerer Zeit. Im 13. und 14. Jahrhunderte waren die Musikanten die allerärmsten Teufel, die sich neben der Musik und dem Versemachen, diesen beiden edlen Künsten, zugleich mit dem Feuerfressen und Seiltanzen beschäftigen mußten. In den christlichen Ländern waren die Musikanten in Masse excommunicirt, in einigen Gegenden begnügte man sich inzwischen noch nicht mit dieser geistigen Beschimpfung. In Schweden bestand kurz vor der Regierung Gustav Wasa's noch ein Gesetz, das sämmtliche Musikanten aus

dem Königreiche verbannte und jedem gestattete, sie zu tödten, wo er sie anträfe. Dieser Todtschlag, wie Archenholz in seiner „Geschichte Gustav Wasa's" erzählt, galt für eine Kurzweil. Der Mörder hatte lediglich den Erben des Ermordeten ein Paar neuer Schuhe, ein Paar Handschuhe und ein Kalb zu geben. Diese erbärmliche Pön war aber noch dazu ganz illusorisch, da sich der Erbe, ehe er das Kalb in Anspruch nehmen durfte, einer ebenso lächerlichen als entwürdigenden Probe unterwerfen mußte. Der Schwanz des Kalbes wurde nämlich mit Fett bestrichen, dann führte man es auf einen Hügel, hier wurde dem Erben der fettbeschmierte Schwanz in die Hand gegeben und der Mörder trieb mit einer Peitsche das Kalb den Hügel hinab; konnte der Erbe es zurückhalten, so war es sein, wenn aber der Schwanz aus seinen Händen ausglitt, verlor er sein Recht an der Sühne und wurde von den Umstehenden noch dazu ausgelacht. Heutiges Tages, welcher Unterschied! Die Musiker aller Länder, jedes Alters und Geschlechtes, erfreuen sich einer Lebensart, welche eben so angenehm wie glänzend ist. Man kann ohne Bild behaupten, daß die modernen Nachtigallen wirkliche Rosenbüsche bewohnen, wenn auch nicht allein, und haben ihre Erben nicht nöthig, ihre Hinterlassenschaft beim Schwanzende anzufassen, obgleich man auch Beispiele genug hat, daß reiche Erben vom Hunde auf den Schwanz kommen. Die Künstler unserer Tage besitzen nicht allein Reichthümer, sondern auch Ehre. Wenn sie reisen, werden sie wie Fürsten empfangen. Die Völker sind vor Entzücken außer sich, tragen sie auf den Händen und spannen sich zuweilen gar vor ihren Wagen. Wer hat nicht von dem Triumphe einer Catalani gehört und von den Verzückungen, die ein Liszt über das Publicum einer ganzen Hauptstadt gebracht hat? Wie hat es da Blumenbouquets geregnet, wie hat man sich nicht gerissen um Haare, abgängige Handschuhe ꝛc.?

In den letzten drei Jahrhunderten haben folgende verstorbene Tonsetzer und größere **Musiker** theils ein höheres Alter erreicht, theils starben sie in der Blüthe ihrer Jahre:

Pinto	19 Jahre.	C. M. v. Weber .	40 Jahre.
Bellini	29 —	Beethoven . . .	57 —
Schubert	31 —	Dittersdorf . . .	60 —
Pergolese	33 —	Libon	63 —
Storale	33 —	R. Kreuzer . . .	64 —
Füchs	35 —	Seyfried	65 —
Herold	36 —	J. S. Bach . .	65 —
Mozart	36 —	Logier	66 —
Parceil	37 —	Bierey	68 —
Fesca	37 —	Viotti	69 —
M. Bartholdy . . .	38 —	Crosdil	70 —

N. Piccini . . .	70	Jahre.	Benda	79	Jahre.
Saale	70	—	Cecilia Davies . . .	79	—
Winter	70	—	Borton	80	—
Th. Adwood . .	71	—	Byrd	80	—
H. D. Weber . .	71	—	Clementi	80	—
Gretry	72	—	Giardini	80	—
Croth	72	—	Neil Gow	80	—
Mosel	72	—	Schield	80	—
Romberg . . .	72	—	Stefani	80	—
Jackson	73	—	Weigl	80	—
Kollmann . . .	73	—	Corri	81	—
Stevenson . . .	74	—	Hoock	81	—
Vanhall	74	—	Parke	84	—
Pleyel	74	—	Sign. Tesi	84	—
Gluck	75	—	Depuet	85	—
Händel	75	—	Zingarelli	85	—
Haydn	76	—	Burnoy	88	—
Paesiello	76	—	Child	90	—
Farinelli	77	—	Alcock	91	—
Guglielmini . .	77	—	Carissimi	91	—
Hasse	78	—	Geminiani	96	—
Scarlatti . . .	78	—			

Straßen-**Musikanten** und manche Concertgeber treiben ein gemeinschaftliches Geschäft; sie singen und spielen für Geld, mit dem Unterschiede, daß jene betteln und diese einladen.

Wie kommt man dem **Musik**-Gedächtnisse zu Hülfe?

Wiener Gasthofgarten-Scene.

(Ein Liebespärchen trinkt Kaffee, liebäugelt stumm, und hört aufmerksam der Musik zu.)

Er. Die Tivoli-Tänze sind halt schon a wahre Pracht!

Sie. Ach ja! die Melodie spricht ganz zum Herzen — ich muß mir eigens einen Knopf in's Schnupftuch machen, damit ich's nicht so geschwind wieder vergesse.

Musikalisches Gehör eines Hundes. Kosalowsky, ein Violinist in der Kapelle eines polnischen Fürsten, spielte öfters ein Concert von eigener Composition, in welchem eine Passage vorkam, welche dem nachmals berühmten Tonkünstler Kirnberger, der als Klavierist damals bei dieser Kapelle stand, wegen einer unharmonischen Wendung äußerst verhaßt war. Kirnberger setzte dem Violinisten oft über diese Passage zu, und erbot sich, ihm eine andere zu substituiren, wenn er sie nicht selbst verbessern wolle. Kosalowsky achtete aber nicht darauf, und

Kirnberger suchte ihn nun durch ein anderes Mittel dahin zu bringen, entweder das Concert nicht mehr zu spielen, oder die verhaßte Passage wenigstens zu ändern. Er gewöhnte einen Hund des Fürsten auf seine Stube zu kommen, und so oft solches geschah, spielte er ihm auf der Violine denjenigen Theil des Concerts vor, in welchem diese Passage vorkam, unterließ aber nicht, bei solcher dem Hunde jedesmal ein paar Pfiffe mit dem Stocke zu geben. Der aufmerksame Hund kam durch diese Uebung bald so weit, daß er jedesmal, wenn die unglückliche Passage kam, jämmerlich zu heulen anfing, und das war gerade, was Kirnberger wünschte. Als er eines Tages erfuhr, daß Kosalowsky sein Concert spielen würde, veranstaltete er durch einen Bedienten des Fürsten, daß der Hund in den Concertsaal gelassen wurde. Kosalowsky legte sein Concert auf, und als er an die erwähnte Passage kam, erhob der Hund auf einmal ein jämmerliches Geschrei, daß die ganze Kapelle irre gemacht wurde und die Instrumente niederlegte. Der Fürst ließ das Concert von Neuem anfangen, und der Hund fing bei der Passage auf's Neue zu heulen an. „Nun werden Sie es doch wohl glauben," sagte Kirnberger mit halbleiser Stimme zu Kosalowsky, „daß die Passage nichts taugt, da Sie sogar die Hunde damit aufrührisch machen." Der Fürst lachte Kosalowsky aus, der nach der Zeit nicht wieder mit seinem Concerte erschien.

Die Wichtigkeit eines **Musikers.** „Sehen Sie dort das unansehnliche Männchen?" fragte N. einen Bekannten, „wie sieht er aus? und doch zierte er schon so manche Bank als Hauptspieler, gab auf so manchem Balle den Ton an, und die halbe Stadt tanzt nach seiner Pfeife." — „Und wer ist der wichtige Mann?" fragte begierig der Andere. — „Der Stadtmusikus."

Nichts ist so arg als die Beleidigung eines **musikalischen** Gehörs. Der General Schomberg, der im Jahre 1667 die Portugiesen commandirte, griff eine spanische Festung an und eroberte sie mit Sturm. Während daß man die Häuser plünderte, hörte ein Castilianer, der mit ziemlicher Kaltblütigkeit über die Gasse ging, eine Schildwache, welche auf der Guitarre spielte. Da diese sehr unrein gestimmt war, verdroß es ihn, daß er zu dem Soldaten sagte, er solle sie ihm geben, er wolle sie stimmen. Dieses that er und gab sie ihm wieder: „Nun spielet darauf," sagte er, „nun ist sie gestimmt." Er ging seinen Gang ruhig fort und war über eine ungestimmte Guitarre empfindlicher, als über die Verwüstung seiner Vaterstadt und die Beraubung seiner Familie.

Musikalische Verlegenheiten. Wenn sich einem Geiger, während er ein Adagio spielt, zwölf Mücken auf die Nase setzen und selbige

für eine Stechbahn ansehen; wenn der Primadonna während eines Trillers eine Fledermaus in den Hals fliegt und dem Contrebassisten, während des Tutti, eine Saite springt, welche ihm das Nasenbein einschlägt.

Musikalische Scherzfragen. Was hat der Concertgeber oft mit einem angeklebten Concertzettel gemein? — Sie werden beide nach dem Concerte heruntergerissen.

— Was für ein musikalisches Wesen ist ein Ochs in der Thierwelt? — Ein Hornist.

Muß. Ein jüdischer Kaufmann befahl seinem Buchhalter, die Rechnung für einen seiner Schuldner auszufertigen, und als ihm dieser selbe mit den Worten: „Soll, für Herrn N. N.," vorlas, schrie der Jude aufgebracht: „Wos haßt: Soll? Er muß!"

Muth — erhält seinen wahren Namen erst von dem Worte, an das es sich anschließt, — und dann wird seine Bedeutung sehr mannigfaltig, als: Mißmuth, Heldenmuth ꝛc.

Muth. Unvergeßlich bleibt dem Schweizer das Andenken des braven Unterwaldners, Arnolds von Winkelried. Als er in der Schlacht bei Sempach im Jahre 1396 sah, daß seine Landsleute nicht in die Feinde eindringen konnten, weil diese vom Kopf bis auf den Fuß geharnischt, gleich einer eisernen Mauer, da standen, aus welcher unzählige Lanzen und Spieße hervorragten, faßte er den tapfern Entschluß, sich selbst für sein Vaterland aufzuopfern. „Freunde," sagte er zu den Schweizern, die schon anfingen den Muth zu verlieren; „ich will mein Leben daran wagen, um Euch den Sieg zu verschaffen; ich empfehle Euch bloß meine Familie. Folget mir und richtet Euch nach dem, was Ihr mich werdet thun sehen." Mit diesen Worten stellte er sich in einen Triangel, von dem er selbst die Spitze ausmachte; so marschirte er auf das Centrum der Feinde los, faßte so viele Piken zusammen, als er fassen konnte, und warf sich mit ihnen zur Erde nieder, wodurch er denen, die ihm folgten, über seinen Körper hin einen Weg öffnete, in die Linie einzudringen. Die Feinde, da sie einmal getrennt waren, wurden überwunden, indem ihnen ihre schwere Rüstung auf allen Seiten hinderlich war.

Muth. Bei der Belagerung von St. Jean d'Angely im Jahre 1621 führte ein Schweizer von der Compagnie Bassompierre's eine äußerst kühne That aus. Man ward sieben Schanzenkörbe gewahr, die der Feind in einen Graben hinabgeworfen hatte. Bassompierre

brauchte sie; es war aber nöthig, sich einem Kugelregen auszusetzen, den die Belagerten in die Tiefe herabschickten. Der kräftige beherzte Schweizer erbietet sich, den Auftrag ganz allein zu übernehmen, und bittet bloß Bassompierre, ihm mittelst des kleinen Gewehrfeuers einen Weg bahnen und den Rückzug decken zu lassen. Er macht sich auf den Weg; seine Kameraden betrachten ihn als einen todten Menschen, der sein Leben der Ehre, sich durch eine zu verwegene Handlung auszuzeichnen, muthwillig aufopfert. Indessen er schreitet gelassen unter einem Kugelhagel aus 200 Büchsen auf die Körbe zu, packt sechs davon fest, wirft sie auf die Schulter, kommt mit demselben Phlegma unter den augenscheinlichsten Gefahren zurück und legt seine Last vor Bassompierre nieder. „Es ist noch ein Schanzkorb zurückgeblieben," sagt der General ganz erstaunt über eine solche Unerschrockenheit; „aber ich wollte das Leben eines Mannes, wie Du, nicht um einer solchen Kleinigkeit willen auf's Spiel setzen; ich verbiete Dir, ihn zu holen." — „So war der Handel nicht," antwortete der eben so hartnäckige als beherzte Schweizer; „ich habe sieben Körbe versprochen; einer ist noch zurück und den will ich dem Feinde vor der Nase wegnehmen." Ohne die Antwort des Generals abzuwarten, läuft er fort, nimmt den Korb und bringt ihn. Bassompierre verzieh ihm den Ungehorsam mit der Weisung, ein anderes Mal sich besser zureden zu lassen.

Muth. Hermann v. Ruyter, ein einfacher Viehhändler, schlich sich im Jahre 1570 in das Schloß Löwenstein unter einer Mönchskutte, ließ in's Geheim noch vierundzwanzig Soldaten ein und entwaffnete die Garnison. Ein spanischer Officier, Lorenzo Pirca, erhielt Befehl, ihn daraus zu vertreiben, umzingelte das Schloß und forderte es zur Uebergabe auf. Ruyter und sein kleines Corps nahmen die Aufforderung mit Verachtung auf. Endlich wurde die Feste mit Sturm genommen. Ruyter war noch allein übrig, zog sich in einen Thurm zurück, vertheidigte sich mit einem Degen in jeder Hand, bis er es unmöglich fand, länger Widerstand zu leisten, warf dann entschlossen Feuer in die Pulverkammer und begrub sich mit seinen Feinden unter den Ruinen.

Muth und Queckſilber. Der Muth ist für das Herz, was das Queckſilber für das Wetterglas ist. Muth und Queckſilber steigen bei heiterm Horizonte und fallen, wenn er sich trübt.

Gutbekommener **Muthwille.** Kürzlich fand in London ein Junge auf der Straße ein schmutziges Papier. Aus Muthwillen hing er es an die Ladenthür eines Kaufmanns und rief: „Dies Haus ist zu vermiethen!" Der Kaufmann eilte hinaus, den Unverschämten zu züchtigen, aber er war schon entflohen, und als der Kaufmann das

Papier ansah, so war es eine englische Banknote von 20 Pfund Sterling.

Muthwille — ist ein bösartiger Abkömmling des Frohsinns.

Muthwille. In Stoffelried, Landgerichts Roggenbutz, ereignete sich letzthin folgender, durch unzeitigen Muthwillen herbeigeführter Unglücksfall. Einige Weibspersonen waren in einem dortigen Brauhause eben beschäftigt, vermittelst eines Flaschenzugs Getreidesäcke in den Speicher aufzuziehen. Ein vorbeigehender Kaminkehrer, welcher wußte, daß die Mägde mit dieser Arbeit beschäftigt waren, machte sich den Spaß, setzte sich auf einen Sack und ließ sich, um den Mägden die Arbeit zu erschweren, mit aufziehen. Die Mägde merkten die Last und zogen aus Leibeskräften. Als nun der Sack so heraufgezogen, äußerte die eine: „Aber das Ziehen geht jetzt so schwer, als ob der leibhafte Teufel auf dem Sacke säße," und kaum hatte sie das Wort aus dem Munde, als der Kaminkehrer, der kohlenschwarz in seinem Arbeitsanzuge auf dem Sacke saß, zum Bodenfenster hineinschaute. Die Mägde erschraken darüber so sehr, daß sie den Zug sogleich losließen, in dessen Folge der Kaminkehrer von der Höhe herab auf die Straße stürzte und seinen Geist aufgab.

(Conradus) **Mutius** Rufus. An die Canzleithür, in welcher er arbeitete, schrieb er, da er seines Dienstes entlassen wurde, folgende Worte: „Ade ihr Sorgen!" und an seine Stubenthür von außen: „Ruhe ist glückselig!" von innen: „Den Frommen steht Alles offen!"

Mutter. In einer französischen Gemeinde lebte eine reiche Pachterswittwe mit ihrem einzigen Kinde, einem durch Schönheit und Sanftmuth gleich ausgezeichneten Mädchen von neunzehn Jahren. Zufolge einer unerklärlichen Bizarrerie war die Mutter die Einzige, welche die trefflichen Eigenschaften ihrer Tochter nicht erkannte. Ohne Unterlaß ließ sie ihr eine Menge jener Kränkungen und Demüthigungen widerfahren, welche so sehr geeignet sind, das Gefühl eines jungen Mädchens allmälig abzustumpfen. Die geringste Vergeßlichkeit wurde — oft vor den Augen des Gesindes — mit den bittersten Vorwürfen geahndet. Das Mädchen setzte dieser Behandlung nichts anderes als engelgleiche Geduld und beispiellose Ergebung entgegen. Indessen nahte der Augenblick, wo sie, auf das Höchste getrieben, sich dieser üblen Behandlung entziehen mußte. Eines Abends nämlich, als die Arbeiter alle bei'm Nachtmahl saßen, hatte sie das Unglück, ein Geschirr zu zerschlagen; die Mutter schrie ihr alsogleich die ärgsten Schimpfworte zu, und ging so weit, ihr vor den Augen Aller zwei Ohrfeigen zu versetzen. Das arme Mädchen zog sich weinend in ihre

Kammer zurück. Am nächsten Morgen war man erstaunt, das Mädchen nicht zur gewohnten Stunde herabkommen zu sehen. Die Mutter eilte also gleich hinauf, um die Säumige auszuschelten, aber — welche Verzweiflung, welcher Schrecken ergriff sie, als sie ihre Tochter todt auf dem Bette liegen sah. Neben ihr lag ein Zettel mit den Worten: „Wenn man durch Folgsamkeit und guten Willen den Zorn einer Mutter nicht zu entwaffnen vermag, so bleibt nichts übrig, als zu sterben.“ Die Unglückliche hatte sich mit Opium vergiftet. Auf diese Nachricht kam sogleich eine Schaar Bauern aus der Umgegend vor die Thür der Wittwe, um sie für ihre Grausamkeit auszuschelten. Vergebens wollten einige Nachbarn sie von diesem Vorhaben abhalten, indem sie den Bauern vorstellten, welche Qualen die arme Wittwe leide, man müsse ihre traurige Lage ehren; aber die Bauern antworteten auf alle diese Vorstellungen nichts als: „Bah! sie hat ihre Tochter ermordet!“ Man weiß nicht, wie weit sie in ihrem Zorne gegangen wären, wenn nicht die unglückliche Mutter selbst erschienen wäre. Ihr Aussehen war so betrübt, zeugte von so großem Schmerze, daß die Bauern sich auf der Stelle zurückzogen. Aber der unglücklichen Mutter tönen seitdem die schrecklichen Worte: „Bah, sie hat ihre Tochter ermordet!“ immerwährend in den Ohren; sie ist untröstlich über ihre Grausamkeit gegen eine Tochter, die sie trotz ihrer Strenge geliebt hatte.

Die besorgte **Mutter.** Neulich wurden in London mehrere zum Galgen verurtheilte Diebe aus ihrem Gefängniß zum Richtplatz geführt. Der Eine derselben, Namens Bradnet, stieß unterwegs auf seine Mutter, worauf sich folgende Zwiesprache entspann: „Wohin, mein Kind?“ — „Zum Galgen, Mutter.“ — „Nun, was brauchst Du denn in Deinen Sonntagskleidern dahin zu gehen! Sei artig und schenk' sie mir. Deine rothe Werktagsjacke ist dazu ganz comfortable!“

Die sonderbare **Mutter.** In Steyermark lebte in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine Gräfin **Königsacker**, die Mutter von drei Söhnen und zwei Töchtern. Aber sonderbar! sie durfte keines ihrer Kinder sehen; so wie es in ihre Nähe oder in ihr Zimmer gebracht wurde, fiel sie allemal in Ohnmacht. Der Vater sah sich daher genöthigt, die Kinder abgesondert halten und erziehen zu lassen. Und vom Tage der Geburt an sah sie keines mehr, obgleich sie alle zärtlich liebte. Traurig war dies für die Kinder, ihre Mutter nicht zu kennen und sich ihr nicht nähern zu dürfen. Der älteste ihrer Söhne war schon bereits Lieutenant unter dem k. k. Dragonerregimente Savoyen. Vor dem siebenjährigen Kriege kam dieses Regiment, auf dem Marsche aus Italien auf Ungarn zu, auch nach Steyermark.

Der junge Lieutenant v. Königsacker, ein schöner gebildeter Mann, bat in einem Schreiben den Vater um Erlaubniß, sich in bürgerlicher Kleidung unter dem Namen eines steyermärkischen Cavaliers seiner Mutter vorstellen lassen zu dürfen, um sie doch einmal seit 24 Jahren, denn so alt war er, zu sehen und zu erfahren, ob auch da noch sein Anblick und seine Gegenwart und dies als eines Unbekannten, der Mutter eine Ohnmacht verursachen würde. Der Vater willigte ein. Der Sohn wird als Fremder mit noch andern Gästen der Mutter vorgestellt. Aber, sieh' da! während der Vorstellung und des dabei nothwendigen Anblickes erbleicht die Mutter, fängt an zu sinken und verfällt in Ohnmacht. Kaum tritt man ab, so erholt sich die Frau, läßt um Entschuldigung bitten, daß ihr unwohl geworden sei, und läßt sagen, sie werde noch das Vergnügen haben, bei der Tafel zu sprechen. Aber leider! kaum war sie im Speisesaal und sprach mit den Anwesenden, unter welchen auch ihr unbekannter Sohn war: so stellte sich die Ohnmacht von Neuem ein. Nun erkannten Vater und Sohn, daß es ein grausames Spiel der Natur sei, das seltenste, das man je gehört hat.

Der **Mutter** Trost. Herr *** sagte zu seinem Sohne: „Wenn Du Deine Schularbeit nicht fertig hast, bekommst Du nichts zu essen, so wahr ich Dein Vater bin!" Tröstend versetzte darauf seine als galante Frau bekannte Mutter zu dem weinenden Knaben: „Fürchte nichts, Du bekommst zu essen!"

Wenn die **Mutter** nicht will, ist's nichts. „Rudere brav, Franzl!" ermunterte ein böhmischer Schiffer seinen Sohn, mit welchem er an einem schwülen Sommertage die Moldau hinabfuhr, „heut' Abend, wenn kumm mi nach Haus, kriegen wir Knödel (Klöße), so Gott will." — „I ja," erwiederte traurig der Sohn, wenn's Gott a tausendmoll will, un die Mutter will nit, bekumm mer doch kane."

Mutterliebe. In N... nahm man einer armen Frau ihren einzigen Sohn durch die Aushebung zum Soldaten, sie ging zur Obrigkeit, bat um seine Freilassung, aber ihre Bitten waren vergeblich. Endlich ging sie alle Tage in die Kirche und flehete die Mutter Gottes um Befreiung ihres Sohnes an. Als dies aber auch nicht half, nahm sie dem Marienbilde das Kind aus dem Arme, stellte es in einen Winkel und sagte: „Nun kannst Du auch sehen, wie es ist, wenn man kein Kind mehr hat." — Dies machte so viel Aufsehen, daß man ihr ihren Sohn losgab.

— Die Frau von *** hatte zwei Söhne, Wilhelm und Karl, von sieben und sechs Jahren; Wilhelm war ihr Liebling, weil ihn die

Natur reichlicher ausgestattet hatte, als den jüngsten, der deshalb oft auf eine unbillige Weise von ihr zurückgesetzt wurde. Wilhelm verzärtelt und mit parteiischer Nachsicht behandelt, erlaubte sich manchen kindischen Muthwillen; Karl, immer streng getadelt, wurde schüchtern und in sich verschlossen. Die Frau von *** verfiel in eine gefährliche Krankheit, und man fürchtete sehr für ihr Leben. Je schwächer sie wurde, um desto mehr wuchs ihre Sehnsucht nach ihrem Lieblinge, und er sollte immer bei ihr im Krankenzimmer sein. Aber der Wildfang trieb sich überall lieber herum, als in dem Zimmer der Mutter, die oft vergeblich nach ihm fragte. Karl, der Zurückgesetzte, verweilte desto treuer bei der Mutter. Einst erwachte die Kranke nach einem unruhigen Schlummer und hörte hinter den Vorhängen ihres Bettes ein leises Schluchzen und Wehklagen. Es war ihr Kind. „Lieber Sohn!" sagte sie gerührt, „weine nicht, ich werde schon besser werden." — „Ach, Mutter," seufzte der Knabe, „ich bin nur Karl."

Mutterliebe. Heinrich König theilt in seinem Werke „Regine" folgenden rührenden Zug von Mutterliebe mit: Ein junger Arzt, Augustin, hat von einer in kinderloser Ehe lebenden Leipziger Freundin Auftrag erhalten, ihr ein Kind armer braver Eltern zu suchen, das sie als das ihrige betrachten und gut erziehen wolle. — Augustin theilte Reginen das Anliegen seiner Leipziger Freundin mit. Sie bezeichnen ihm eine arme Wittwe im nahen Dorfe mit ihren fünf Kindern. „Die Frau hat sich uns zum Taglohn im Garten angeboten," sagte Regine, „eine muntere, muthige Frau, noch recht hübsch, und die Kinder sind das Bild der Gesundheit, alle der hübschen Mutter ähnlich. Wie froh könnte die Mutter sein, eins oder das andere dieser Geschöpfe gut versorgt zu wissen!" Da sich nun auf Erkundigung auch kein eigentliches Unheil in der armen Familie finden ließ, so ging folgenden Sonntags gegen Abend Augustin mit Regine nach dem Dorfe. Sie fanden die Hütte am Ende des Ortes auf einem etwas abschüssigen Grasrain erbaut. Hier unter den Obstbäumen spielten die Kinder. Die Mutter, welche zum Sonntagsschmaus einen Pfannkuchen bereitete, stand an den Thürpfosten der kleinen Küche gelehnt und schwang unter possirlichen Geberden den langstieligen hölzernen Löffel nach dem Kleinsten, der im Grase saß und hellauf der Mutter und ihrem wackelnden Kopfe zulachte. Sie trug nun den Besuchenden schnell ein Paar hölzerne Stühle aus der Stube heraus auf den Grasplatz, und Augustin versammelte mit einigen Stücken mitgebrachter Kuchen die kleine Schaar sehr schnell um sich her. — Das älteste Kind war ein Mädchen von etwa sechs Jahren und so stiegen die übrigen abwärts bis zum dreivierteljährigen Jüngsten. Wie sie nun Alle munter einbissen, und selbst der Kleinste an einem Schnittchen nagte, rief Augustin der Mutter zu, daß sie doch sehr viel Sorge mit so fünf Mäulern

und zehn Beinen haben müsse. „Gewiß, Herr," antwortete die Frau, „wenigstens hat's seine Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man sie nicht, und bei Fremden sind sie oft so wenig gut aufgehoben, als gern gesehen. Ich suche mir deshalb gern Arbeit in der Nähe." — „Wenn sie wenigstens erst älter und größer wären," meinte Augustin. Die Frau aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ach, Herr, mit den Kindern wachsen auch die Sorgen; nicht die Mühen der Mutter, nur ihre Kräfte nehmen ab. Auch nimmt sich der Erwachsenen unser Herrgott weniger an, als der Kleinen. Es geht ihm wie den Großvätern, die auch die kleinsten Enkel gewöhnlich am liebsten hätscheln. Sie werden's ja wohl auch bemerkt haben, daß die Unmündigen bei weitem weniger Unglück, als die Großen nehmen. Das macht, jene haben noch ihren Schutzengel, die erwachsenen Schlingel und Dirnen verderben's aber gar zu leicht mit den guten und reinen Geistern, und da lassen die sie im Stich." Augustin freute sich an dem lebhaften und entschlossenen Wesen der Frau. Man merkte ihr an, sie hatte den religiösen und Schulunterricht eifrig gefaßt, hielt diese Begriffe fest, vermischte und verwebte sie aber mit ihren Lebenserfahrungen und Beobachtungen, so daß sie bei viel natürlichem Verstande ganz eigenthümliche Gedanken und Meinungen zu Stande brachte. Nach und nach rückte Augustin mit seinem Anliegen hervor. „Wenn auch die Erleichterung um eines von den fünf Kindern nicht sehr groß sei," meinte er, „so habe das Glück, das ein solches Kind für sich und seine Geschwister mache, desto mehr auf sich. Es bahne den andern einen Weg durch's Leben, da die Pflegeältern reiche und menschenfreundliche Leute seien, bei denen das Kind eine gute und gottesfürchtige Erziehung erhalte." — Die Frau war bei Augustin's Vorschlag überrascht, doch, wie es schien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei seiner Auseinandersetzung lebhaft zu, und fiel endlich mit den Worten ein: „O ich kenne das, Herr Doctor. Ich habe vor meiner Verheirathung drüben in der Stadt bei Frau H. H. als Hausmädchen gedient. Die war solch ein angenommenes Kind gewesen, hatte aus ihrer Pflegemutter Haus die reiche Heirath gethan, besuchte manchmal ihre armen Aeltern mit Extrapost und nahm die schönsten Geschenke mit dahin. Ach, was war das für ein Engel von einer Frau! Man gibt seine Kinder gewiß nicht gerne her; wenn sie aber so glücklich werden!" — Es käme also nur darauf an, liebes Mütterchen," sagte Augustin, „welches von Euern Kindern wir für meine Freundin bestimmten." Und da er die Frau ein wenig erblassen sah, setzte er hinzu: „Es bliebe dann noch bei Euch, bis meine gute Leipzigerin ankäme, da Ihr Euch dann selbst überzeugen würdet, was es für eine herzliche Frau ist. Ich sollte meinen, Euer ältestes ist ein hübsches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wachsen würde. Wie?" — „Die Gretel? Herr Doctor?" versetzte

die Frau kleinlaut, „die kann ich doch am wenigsten entbehren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts arbeite. Auch kann sie mir schon in manchen Stücken beistehen, die Gretel.“ — „Ein Bube ist vielleicht auch Ihrer Freundin lieber!“ meinte Regine. — „Das ist wahr! Also der da, der Andres. Komm' 'mal her, Andreschen. Gib mir 'ne Patschhand. Willst Du mit mir gehen und alle Tage Kuchen essen?“ — Der Bube lachte verlegen nach seiner Mutter hin, die sehr unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte. „Nein, Herr Doctor, den Andres muß ich doch behalten,“ sagte die Bäuerin. „Der holt's Wasser am Brunnen, drunten vom Backhaus. Er macht's auch ganz geschickt; nicht wahr, Andres? Wasser, wissen Sie ja, Herr Doctor, kann man keine Stunde entbehren. Und der Andres holt's.“ Lächelnd versetzte Augustin: „Je nun, der Dritte ist ja auch ein Bub. Konrädchen heißt er?“ — „Ja, Konrädchen,“ antwortete die Frau mit steigender Angst. „Und hilft dem Andres Wasser holen. Die Buben sind noch zu gering, es muß einer dem andern beistehen, lieber Herr Doctor.“ — „Also auch der ist nicht zu entbehren?“ sagte mit zurückgehaltenem Lachen der Freund. — „Nein, 's Konrädchen nicht. Das gehorcht mir auch am besten und hat mir von jeher am wenigsten Schererei gemacht. Gelt, Konrädchen?“ — „Je nun,“ lächelte Regine, „dann müssen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt denn die Vierte da?“ — „Prunellchen,“ rufen wir sie. Ihre Pathe hieß Margarethe. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir schon 'ne Gretel hätten, so wollte er sie nach dem Tagesheiligen taufen. So ist sie zu dem Namen Petronilla gekommen, der für uns geringe Leute ein wenig stolz klingt. Sie hat da meinen kleinen Dicken zu hüten; der rutscht noch, und darin kann ich mich auch ganz auf sie verlassen. Sie spielt mit ihm Rupf' 'n Näschen, sie führt ihn unter den Aermchen, sie schleppt ihn hin und her und hält ein Auge auf ihn. Ich wäre sehr geschlagen mit dem Kleinsten, wenn ich mich nicht so sehr auf mein Prunellchen verlassen könnte.“ — „Um's Prunellchen dürfen wir also gar nicht freien, liebe Frau?“ — „Es geht nicht, Herr Doctor, von wegen des Kleinsten geht's nicht.“ — Augustin und Regine lachten einander an, indeß die Frau sich mit der Schürze den Angstschweiß von der Stirne wischte. „So müssen wir Euch denn die kleinste Last abnehmen!“ fuhr Augustin fort. „Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind, allein so jung eignet sie es sich desto eher an, und gewinnt es lieber durch die Last, die sie mit ihm hat. Nicht wahr?“ — „Meinen Kleinsten? Ach allerbester Herr Doctor, nein, den Dicken nicht.“ — „Aber das Kind kann Euch ja doch gar nichts als Sorge machen, liebe Frau.“ — „Aber — es ist doch mein Dicker, Herr Doctor. Nein, nein, den muß ich behalten, meinen Dicken geb' ich nicht her.“ Sie sprang nach dem Kinde,

nahm es küssend und herzend auf und lief in's Haus, als ob sie es in Sicherheit bringen müßte.

Mutterwitz. Man sagt Mutterwitz, warum sagt man nicht auch Vaterwitz? — Weil man versichert sein kann, wenn ein Mann witzig ist, so ist er nur durch die Frau gewitzigt worden! S.

— Schon der Gebrauch des Wortes Mutterwitz deutet auf die Wahrnehmung hin, daß geistige Fähigkeiten mehr von der Mutter als vom Vater kommen. Zur Bestätigung fehlt es nicht an Beispielen. Bacon's Mutter war eine ausgezeichnete Sprachkennerin, schrieb und übersetzte mehrere Werke und bewies in jedem Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack. — Der Geschichtschreiber Hume erwähnt seiner Mutter als einer Frau von seltenem Verdienste (singular merit), die ihrer Jugend ungeachtet sich ganz seiner Erziehung gewidmet. — Die Mutter des bekannten R. B. Sheridan, Mistreß Frances Sheridan, besaß hohe Geistesgaben. Die Bekanntschaft ihres nachherigen Gatten machte sie durch ein zu seiner Vertheidigung geschriebenes Pamphlet, und ein von ihr verfaßter Roman hatte das seltene Glück, von dem „groben" Johnson gelobt zu werden. — Schiller's Mutter war ein liebenswürdiges Weib, sie hatte Gefühl für die Schönheiten der Natur und regen Sinn für Musik und Dichtkunst. Schiller war ihr Liebling. — Goethe gedenkt in Bezug auf seine Aeltern, daß er von seinem Vater eine gewisse Art eindringlicher Beredtsamkeit, von seiner Mutter die Fähigkeit geerbt, die Gebilde der Phantasie kräftig und lebhaft darzustellen. — Die Mutter des Dichters der „Jahrzeiten," Thomson, besaß eine ungewöhnliche Fülle natürlicher Anlagen, jede gesellige und häusliche Tugend und eine Wärme der Phantasie, die der ihres Sohnes kaum nachstand. — Wie kaum je ein Weib zeichnete sich Boerhave's Mutter durch medicinische Kenntnisse aus. — Erskine erzählt von seiner Mutter Mehreres, was auf hohe Geistesgaben und namentlich auf durchdringenden Scharfsinn schließen läßt. — Walter Scott's Mutter erging sich gern im Reiche der Poesie und verfaßte Gedichte, die 1789 im Druck erschienen. Auch an andern geistigen Befähigungen war sie reich „wie selten Eine." — Marmontel's Mutter ragte über ihre Umgebungen weit empor. — Selbst in Napoleon bethätigte sich der Geist der Mutter.

Das kann nur ein **Mutterherz**! Die „Ulmer Schnellpost" berichtet Folgendes aus Ulm: Am Christabende waren Viele Zeugen eines eben so seltenen als rührenden Anblicks. Eine Mutter, welche alle ihre Kinder und noch unlängst ihr letztgebornes zum Kirchhofe tragen sah, suchte ihren Schmerz, keinem ihrer Lieben ein Geschenk, wie andere glückliche Aeltern, bringen zu können, dadurch zu mildern,

daß sie ihr Liebesopfer — den Todten brachte. Sie verfügte sich Abends mit einem wohlgeschmückten Christbaume auf den Leichenacker, setzte ihn auf das Grab ihres jüngsten Kindes, zündete ein Lichtchen an und benetzte den Hügel mit ihren Thränen! Seht hier, was Mutterliebe ersinnt! In der Selbstqual sucht sie Trost! Das kann nur ein Mutterherz!

Mystificationen. Gohier, einer der Directoren, war ungemein leichtgläubig. Eines Abends befand sich Real bei Fouché, als dieser sich in den Luxembourg begeben wollte. „In diesem Korbe da," sagte der Letztere, „sind wenigstens zweihundert Rapporte; wählen Sie einige davon, und Gohier wird auf eine oder zwei Wochen Beschäftigung haben." — Real wählte einen Rapport, in welchem eine Versammlung von vier- bis fünfhundert Menschen in einem Garten angezeigt wurde, die bereits mehrere Tage gesehen worden wären, wahrscheinlich eine Verschwörung anzettelten, aber so leise sprächen, daß man nichts hören könne. Gohier wurde durch diesen Bericht, den ihm Real vorlegte, sehr ernst gestimmt und trug demselben auf, die Sache sogleich untersuchen zu lassen und Bericht zu erstatten. Real schickte einen zuverlässigen Mann an die bezeichnete Stelle, der am andern Tage seine Meldung machte und sagte: „Ich weiß Alles, ich habe sie auf der That ertappt." — „Wirklich?" — „Ja, auf der That." — „Was ist Wahres an der Sache?" — Ungefähr ein Fünftel." — „Also hundert Personen?" — „Nein, das Fünftel bezieht sich nicht auf die Zahl. Die Sache verhält sich nämlich so: der bezeichnete Garten gehört einem Hutfabrikanten; in der Nacht und wenn es schön ist (man hat vergessen, Ihnen zu melden, daß die erwähnte Versammlung nur bei schönem Wetter stattfindet, denn diese Verschwörer scheuen den Regen), stellt der Fabrikant seine Hüte auf Stöcken aus, um sie trocken werden zu lassen. Nun denken Sie sich eine Hecke gerade von der Höhe dieser Stöcke, und Sie werden einsehen, daß man nur die Hüte sehen, aber immer glauben kann, dieselben befänden sich auf Menschenköpfen."

Eine renovirte **Mythologie.** Der „Sammler" präsentirte seinen Lesern ein amüsantes Bild, als Vorschlag zur Renovirung der alten Mythologie. Großkopf schrieb eine Erklärung dazu, die viele zeitgemäße und treffende Anspielungen enthält. So sagt er gleich im Vorworte, als Unterschied von Einst und Jetzt: Welches Mädchen hätte in unsern Zeiten den Muth, wie ehedem die Ritterfräulein, dem Bewerber um ihre Hand aufzutragen, sich erst durch ausgezeichnete Thaten ihrer würdig zu machen? — Amor ist mit einer Brille auf der Nase abgebildet, und dies erklärt sich dadurch, daß die Liebe jetzt nicht mehr blind ist, man drückt nicht einmal mehr ein Auge zu,

sondern sieht scharf und genau, wie jung, wie schön, wie reich das Mädchen sei. — Apollo ist als unbärtiger Knabe abgebildet, einen Leierkasten hanthirend. — Ceres ist als eine Bäckermeisterin abconterfeit; sie sitzt in einem offenen Landauer, von zwei Müllerpferden gezogen, statt einer Sichel in der Linken einen Kipfel von mürbem Teig; auf dem Wagenschlag befindet sich das Wappen, zwei querüberlaufende Weckerl im grünen Felde. — Hymen, Gott der Ehe, und die Zwietracht haben einerlei Attribut, die Fackel; diese wirft ein schlechtes Licht auf den Ehestand, man weiß nicht recht, hat sich Hymen die Fackel bei der Zwietracht angezündet, oder umgekehrt. Hier ist Hymen mit einem Pantoffel als Kopfzierde und einer Laterne in der Hand, womit sie dem Amor nach Hause leuchtet, abgebildet. — Mars hat statt eines Schwertes ein Dintenfaß umhängen, eine spitze Feder in der Rechten und polemisirt; zwei Krähen ziehen seinen Wagen. — Merkur hat am Kopfe statt der Flügel Eisenbahnactien, an den Füßen Wechsel, statt des Stabes das Hauptcontobuch und in der rechten Hand eine Börse. — Neptun ist als Badcassier abgebildet. — Saturn hat Journale, Spielkarten u. dgl. in einer Hand, und statt des Stundenglases, das schon ganz Roccoco ist, da man jetzt Cylinderuhren hat, einen Spiegel. Daß Saturn schon ganz glatzköpfig ist, finde ich sehr natürlich, denn er ist der größte Feind der Venus, und Zeit und Schönheit liegen sich von jeher in den Haaren. Venus errichtet daher ein Hülfscorps, bestehend aus Schminkfabrikanten, Schneidern, Marchands de modes u. dgl. Diese bilden nun, wie ehemals die Grazien, ihre Leibgarde. Venus sitzt im Wagen, dem zwei Schneider, ein Mieder- und ein Frauenschneider, vorgespannt sind.

Mythologische Particular-Schönheiten. Die Dichter des Alterthumes besangen vom Musengotte Apollo die schönen wallenden Haare; von der Göttin der Weisheit, Minerva, die schönen Hände; der Juno schöne Augen; der Venus schönen Busen; der Thetis üppige Waden; der Zenobia schöne Zähne, die wie Perlen erglänzten.

N.

Iſt ein reiner Naſenlaut; die Naſe fängt daher gleich mit ihrem eigenen Laut an, und ſtößt die Sprachforſcher ſo zu ſagen mit der Naſe darauf.

Wie viele Worte und Menſchen, die dazu da ſind, die Welt bei der Naſe herumzuführen, fangen mit dieſem Naſenlaut an? „Nymphen", „Nätherinnen", „Neuigkeitskrämer", „Nichten" und „Neffen" „Naturdichter" u. ſ. w.

Das N nimmt zuweilen des guten Tones halber einen andern Buchſtaben zu ſich, ein D oder ein T z. B. „lebendig" ſtatt „lebenig", „weſentlich" ſtatt „weſenlich" und dieſer Buchſtabe wird auch gehört. Wenn aber ein Menſch Jemand des guten Tones halber zu ſich nimmt, ſo darf ſich dieſer gar nicht hören laſſen!

Oft wird „M" und „N" verwechſelt, z. B. der Mann ſagt: „Mein!" die Frau ſagt „Nein!"

„N. N." iſt die Namenslarve deutſcher Journaliſten und Juriſten. Wo ſie keinen Namen ſetzen wollen, ſagen ſie: „N. N. zahle," „ich war bei N. N."

Schon Börne hat ſich über dieſes N. N. baß geärgert, die alles Intereſſe an Welt und Menſchen ausſcheiden und die Leſer an den Füßen in den Lüften bammeln laſſen. Dieſe „N. N." ſind die Geſchwiſterkinder der „Sternſchnuppen", die mit drei Sternchen „*** das Antlitz des eigenen Namens wie mit Schönpflaſterchen verkleben.

Dieſe „N. N." heißen eigentlich „null und nichtig", denn wenn ſo ein Reiſender erzählt, er habe bei Madame „N. N." den Herrn „N. N." gefunden, ſo wiſſen wir nicht, was uns an dieſem Strohnamen intereſſiren ſoll.

M. G. Saphir.

N. Während des russischen Feldzuges kamen einige französische Soldaten zu einem russischen Bauern in's Quartier. Zufällig hatten die Soldaten alle ein N mit Pulver auf ihren Arm geätzt, womit sie ihre Verehrung gegen Napoleon hatten bezeichnen wollen. — Dem Russen aber, der „Nikolaus" hieß, machten sie weiß, daß sie alle diese Vornamen trügen, bewogen auch den Bauern, welcher sich etwas mit ihnen berauscht hatte, und über so viele Namensvettern hoch erfreut war, sich gleichfalls ein solches N auf den Arm einbrennen zu lassen. Kaum war dies aber geschehen, als die Einquartierten die eigentliche Bedeutung des Buchstabens verriethen, und jetzt den armen Russen zu schrauben anfingen, indem sie behaupteten, derselbe sei französischer Unterthan geworden und müsse jetzt ihrer Fahne folgen. — Nikolaus aber, in Verzweiflung über seine entehrte Linke, eilte in die Küche, legte sie auf einen Block, hieb sie mit einem Beile vom Rumpf, und eilte dann, ein zweiter Scävola, mit dem abgehauenen Stumpf in die Stube, wo die Franzosen lachten, indem er ihnen den Arm mit den Worten in's Gesicht warf: „Für Dich Franzuß, für mich Ruß."

Die vier N. Bei dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland kamen mehrere durch eine deutsche Stadt, welche auf den Rücken vier Knöpfe hatten, auf deren jedem ein N. (Napoleon) ausgedruckt war. Ein Witzling legte diese vier N aus: Nur — Nicht — Nach — Norden.

Nachbarliche Freundschaft. Zwei vornehme verwittwete Engländerinnen und ein Lord wohnten in einer bekannten großen deutschen Stadt in einem und demselben Gasthause, lebten aber nichts weniger als in Frieden. Namentlich ärgerte der Lord die beiden Wittwen durch sein eifriges Pianofortespiel, das sie für gar zu schlecht hielten. Freilich konnten sie nichts dagegen thun, weil die Polizei das Pianospielen in den Häusern nicht verboten hat, obgleich die Nachbarn durch manchen Spieler zur Verzweiflung getrieben werden; aber beim Besitzer des Gasthauses beschwerten sich die Damen. Auf diesem Wege kam die Klage zu den Ohren des Engländers und er beschloß, auf glänzende Weise sich zu rächen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Damen gaben einen großen Ball. Sobald der Lord Nachricht davon erhalten hatte, engagirte er ein großes Musikcorps, und lud alle seine Bekannten, Deutsche und Engländer, ein. Auf den Karten stand: „Das Concert beginnt um Mitternacht, und Sie werden so still als möglich in das Haus zu kommen suchen." Die Eingeladenen der Engländer in der ersten und zweiten Etage fanden sich pünktlich ein, und was nun folgt, läßt sich nur mit zugehaltenen Ohren erzählen und anhören. Sobald die Musiker beim Balle eine Quadrille zu spielen versuchten, begann das Orchester eben einen tollen Galopp, und

alle eingeladenen lustigen Brüder tanzten wie besessen; wollte man dagegen unten einen Walzer spielen, wurde oben eine Quadrille mit Klapphörnern ꝛc. begonnen. Die Engländerinnen unten waren in Verzweiflung, der Wirth intervenirte, und der Lord antwortete, vor allen Dingen sei es nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt, mit den Waffen in der Hand zu unterhandeln. Endlich kam es aber doch zu einem Vertrage, und die Damen ergaben sich auf Gnade und Ungnade, d. h. sie willigten ein, alle Gäste ihres Gegners sofort bei ihrem Balle zuzulassen. Man sagt sogar, am andern Tage sei die Versöhnung durch einen Heirathscontract besiegelt worden, indem eine der reichen Wittwen das kalte Herz des Lords so sehr in Flammen setzte, daß er ihr seine Hand anbot und dafür ihre bedeutenden Renten annahm.

Nachdruck. Ein Berliner Buchhändler, welcher mit allen seinen Kräften gegen die Verbreitung des Nachdrucks eiferte und deßhalb mit vielen seiner Collegen processirte, beschwerte sich sehr bitter, als er in der Zeitung las, daß — zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe — es der Polizei erlaubt sei, mit Nachdruck zu handeln!

— Es rühmte sich einst ein Schriftsteller, der ein schlechtes Mode-Product zu Tage gefördert hatte: sein Werk sei nachgedruckt worden. „Hm! Diebe vergreifen sich auch zuweilen!“ entgegnete ein Spottvogel.

Nachricht. Unsere Weinhändler legen die Nachricht von ihren Weingattungen der Zeitung bei. Zur größern Bequemlichkeit des Publikums aber kleben gewisse Traiteurs die Nachricht an die Flasche, damit der Gast, wenn er es aus dem Geschmacke nicht gleich errathen kann, es wenigstens lesen könne, was für einen Wein er trinkt.

Unverbürgte **Nachrichten.** In einer Provinzial-Hauptstadt wurde ein Theatervorhang arretirt, weil er sich ohne Aufenthaltskarte niedergelassen hatte.

— Ein Censor wird einen großen Ausverkauf von Rothstift veranstalten. Wir hoffen, daß sich wenige Redacteure, Regisseure ꝛc. dabei einfinden werden.

— Eine Marchande de Modes zu Wien hat einen praktischen Lehrcurs im Putzmachen eröffnet. Vorzüglich wird da Haubolige, Hutistik und Chemisettenkunde vorgetragen.

Wie eine **Nachricht** durch die Zeitungen geht.

Journal des Débats: In Havre ist ein Fisch in's Netz gegangen, der zwei menschlich gebildete Arme hat.

Voleur: In Havre zeigt man jetzt eine Merkwürdigkeit, nämlich einen bisher unbekannten Fisch, welcher zwei Arme mit deutlich ausgeprägten Händen hat.

Frankf. Ober-Postamts-Zeitung: In Havre ist eine allgemeine Bewegung. Ein Fischer hat nämlich einen Fisch gefangen, der ein menschliches Gesicht, Arme, Hände und Füße zeigt. Man beabsichtigt, diese Merkwürdigkeit nach Paris zu bringen.

Frankf. Journal: Ein Fischer, welcher sich sehr dem deutsch-katholischen Glauben zuwenden soll, hat in Havre einen vollkommen menschlich-gebildeten Fisch gefangen.

Preußische Allgemeine Zeitung: Unter der weisen Regierung Ludwig Philipp's ist zu Havre kürzlich ein Fisch gefangen worden, ganz wie ein Mensch gestaltet und — sonderbarer Weise! — in den Nationalfarben unsres gesegneten Vaterlandes gekleidet: nämlich schwarz und weiß beschuppt.

Vossische Zeitung: Havre. Einige (?) Fischer hierselbst haben, wie ein hiesiges Blatt behauptet, (!) einen noch ganz unbekannten (?) Fisch gefangen. Der vordere Theil dieses Thiers (aha!) ähnelt einem menschlichen Körper mit zwei Armen, mit gut geformten Händen und gut gezeichneten Brüsten. Der hintere (!) Theil des Leibes ist ganz der eines Fisches. Er mißt $4^1/_2$ Fuß Länge und hält gewöhnlich den obern Theil aus dem Wasser. Jedenfalls begrüßen wir diese Erscheinung als einen sehr gemäßigten Fortschritt unter den Fischen.

Mannheimer Abendzeitung: In Havre soll ein Fisch, ganz wie ein Mensch gebildet, in's Netz gegangen sein. Die Fische werden nächstens Steuern zahlen müssen.

Triersche Zeitung: In Havre ist ein Wesen gefangen, von welchem man nicht weiß, ist es ein Mensch oder ein Fisch. Als es an's Land gebracht wurde und die socialen Zustände betrachtete, schrie es: „Au weh!“

Rheinischer Beobachter: In Havre soll ein Fisch, ganz wie ein Mensch gebildet, gefangen worden sein. Gewiß wieder eine Uebertreibung der Oppositionsblätter!

Münchner politische Zeitung: Havre'sche Blätter vom 7. sagen, daß in der Diöcese Sr. Heiligkeit des Bischofs von Altier, ein armer frommer Fischer einen bisher unbekannten Fisch mit vier Armen und einem kleinen Kopfe, wie es sich für Unterthanen schickt, gefangen hat. Der Fischer hat die Erlaubniß erhalten, den Fisch öffentlich für Geld verehren zu lassen, und so hat denn der Himmel, sich stets der Seinigen annehmend, sich seiner angenommen.

Oesterreichischer Beobachter: In Havre, welches in Frankreich liegt, ist ein Fisch mit vier Armen und einem kleinen passenden Kopfe ge-

fangen worden. Das ist seit vielen Decennien das wichtigste Ereigniß der Gegenwart.

Sächsische Vaterlandsblätter: In Havre ist ein ***scher Finanzbeamter gefangen worden.

Kölnische Zeitung: Havre. (Privatmittheilung.) Viele Blätter melden von hier aus sehr irrthümlich das Fangen eines dem Menschen ähnlichen Fisches. Diese Nachricht ist ursprünglich aus einem hiesigen Oppositionsblatte und eine Satyre auf den jetzt gewählten ministeriellen Deputirten, der Poisson heißt und allerdings sehr kaltes Blut hat.

Einleitungs-Redensarten bei Zeitungs-Nachrichten.

Sicherm Vernehmen nach —
Von guter Hand erfahren wir —
Zuverlässigen Nachrichten zufolge —
Aus guter Quelle kann versichert werden —
Als Thatsache gilt, daß —
Es bestätigt sich, daß —
Wir sind ermächtigt hiermit zu erklären —
Höherem Auftrage zufolge bringen wir hiermit zur Kenntniß —
Man erzählt sich —
Einige Zeitungen wollen wissen —
Einer Privatmittheilung zufolge —
Es verlautet —
Einigen Glauben findet hier und da das Gerücht —
Aus glaubwürdigem Munde wird uns die Mittheilung —
In wohlunterrichteten Kreisen spricht man —
Wohl nur auf einer Mystification beruht es —
Etwas fabelhaft klingt —
Dunkle Gerüchte gehen von Mund zu Mund —
Hier und da munkelt man —
Unverbürgten Nachrichten zufolge —
Einem on dit zufolge —
Es soll sich zugetragen haben —
Es geht das Gerücht —

Nachschrift. Die Frau eines Landedelmannes ward plötzlich von einem Krampfe befallen. Der Mann höchst erschrocken, rief schnell seinen Knecht. „Hans!“ rief er, „sattle schnell die braune Stute, Du sollst zur Stadt reiten und den Doctor holen; spute Dich, ich will ihm unterdeß einen Brief schreiben.“ Während der Landedelmann an den Medicus schrieb, hatte sich seine Frau wieder völlig erholt. Jetzt trat Hans herein. „Herr, die Stute ist gesattelt,“ sprach er. — „Warte, ich muß noch einige Worte hinzufügen,“ sprach der Herr,

und schrieb als Nachschrift unter den Brief: „Meine Frau ist ganz wieder hergestellt, und Sie brauchen also nicht zu kommen."

Merkwürdige **Nachschrift.** Eine Ballettänzerin schrieb an einen ihrer Anbeter: „Heute habe ich einen Schuldschein zu zahlen, den ich in meiner Zerstreutheit völlig vergessen hatte. Da ich nun nicht im Stande bin, ihn einzulösen, so würde ich sehr dankbar sein, wenn Sie mir, edelster Freund, das Sümmchen vorstrecken wollten. Es beträgt nur 150 Thaler. Ihre W . . . — Nachschrift. „Ich schäme mich so sehr, diesen unbescheidenen Schritt zu thun, daß ich das Billet gewiß wieder zerrissen hätte, wenn nicht mein Mädchen schon fort wäre, um es Ihnen einzuhändigen."

Großmüthige **Nachsicht.** Beim Marschiren durch eine Landstadt, bemerkte ein Capitän, daß ein Soldat nicht trommelte, und schickte einen Unterofficier an ihn, um nach der Ursache zu fragen. Der Trommelschläger antwortete dem Unterofficier flüsternd: „Ich habe zwei Gänse und einen Puterhahn in meiner Trommel, und der Puterhahn ist für den Herrn Capitän." Das ward dem Herrn Capitän wieder zugeflüstert, und dieser sagte darauf laut: „Warum sagt's der Kerl nicht vorher, daß er den Schnupfen hat? Ich verlange ja nie mehr von den Leuten, als sie thun können."

Nachsicht. Jemandem wurde ein Wechsel präsentirt, auf welchem das ominöse „Nach Sicht" zu lesen war. Der Jemand erklärte: „Acceptiren will ich den Wechsel zwar, doch zahlen kann ich noch lange nicht, und hier steht es ja geschrieben, daß Sie Nachsicht üben."

Schwer zu erkennende **Nacht.** Als in einer Gesellschaft die Rede davon war, daß die Uhren in Italien 24 zeigten, meinte Jemand, es wäre dann nicht zu wundern, wenn sich ein Italiener auf unsere deutschen Uhren nicht verstände, und nicht wüßte, ob es zwölf Uhr Mittags, oder zwölf Uhr Mitternachts sei.

Nacht. Die Nacht ist nach einem alten Sprichworte keines Menschen Freund; sind denn Liebende keine Menschen?

— Ehemanns Klage.

Ja wohl, die Nacht ist stets des Menschen Feind!
Da sie mit meinem Weibe mich vereint.

Die **Nacht** ist keines Menschen Freund! Der erste Mensch war der König der Schöpfung! Gehorsamer Diener! Damals hatte der

Menſch noch keine Frau, da iſt's keine Kunſt, ein König zu ſein! Allein er bekam bald Langeweile, ſelbſt die kleinen und großen Thiere um ihn her langweilten ihn, und er verfiel in einen tiefen Schlaf! — Es war kein geſunder Schlaf! Als Garçon legte er ſich nieder und als Ehemann ſtand er auf! Daher kommt das Sprichwort: „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund!“ S.

Gegen das Sprichwort: die **Nacht** iſt keines Menſchen Freund.

Die Wünſche, die am Tage ſteh'n im Dunkeln,
Die fangen des Nachts zu glühen an, zu funkeln;
Die Narben, die am Tag' im Herzen ruhten,
Die fangen des Nachts zu ſchmerzen an, zu bluten;
Die Thränen, die am Tage ſich verſchließen,
Die fangen des Nachts zu tropfen an, zu fließen,
Die Todten, die ſich des Tags vor uns verbergen,
Die ſteigen des Nachts aus ihren Särgen;
Die Stimme des Gewiſſens, die wir am Tag bethören,
Die läßt des Nachts ſich donnerähnlich hören;
Begierden, die der Tag gezähmt hält hinter Gittern,
Sie dringen Nachts hervor gleich Ungewittern;
Hoffnungen, die der Tag hält ſtramm am Zügel,
Bekommen in der Nacht Gewalt und Flügel;
Den Himmel, den des Tags wir kaum betrachten,
Den ſeh'n wir gläubig an, wenn es beginnt zu nachten;
Die Welten, die am Tage unſichtbar im Raume,
Erſcheinen Nachts im Lichterkranz am Weihnachtsbaume!
D'rum wenn die Nacht den Tag kommt abzulöſen,
Erſcheint als Freundin ſie den Guten, als Feindin nur den Böſen!
S.

Die **Nacht** iſt des Menſchen Feind. Iſt man bei Nacht mehreren Gefahren ausgeſetzt als bei Tage, ſo entgeht man unter ihrem Schutze auch vielen; werden in der Nacht mehr ſchlechte Streiche begangen, als am Tage, ſo fördert ſie dagegen auch manches Gute, z. B. die Flucht eines unſchuldig Verfolgten, die Ausführung eines ſiegbringenden Strategems. Ueberdieß iſt's die Nacht, die uns durch Enthüllung der unzähligen Sonnen des Univerſums mehr als alle Erſcheinungen des Tages zur Bewunderung und Anbetung des Schöpfers hinreißt und unſere Hoffnungen belebt. Sie erzeugt große Gedanken und Thaten, aus ihr blitzt vielen Dichter- und Kunſtwerken der belebende Funke. Jene Redensart iſt folglich ſo unpaſſend als undankbar.

Schilderung der **Nacht**. Wilhelm Gärtner ſchildert die Finſterniß einer Novembernacht auf folgende Weiſe: „Wenn das Auge ſich

weit aufthat, so sah es nichts, das heißt, es war vor der Nase so finster, als hörte jenseits der Nase die Welt auf und nähme das Reich des Nichts seinen Anfang." Ueberhaupt fabeln die Dichter und Künstler ganz sonderbar, wenn sie von der Nacht sprechen. Van der Velde hatte eine braune Nacht, Tiedge eine grünliche, Schiller nannte sie des Mondlichtes halber bläulich, Young's Nacht war bleifarbig, Chateaubriand sah griechische Nächte, die nicht sowohl Nacht als „des Tages Ferne" waren; die Basilianer Mönche am Fuße des Aetna hatten im December 1843 manche schauerliche rothe Nacht, Philipp Otto Runge malte eine feuergelbe, und viele unserer jungen Maler liefern uns candirte Nächte. Der Winter hat seine weißen schimmernden Mondnächte, und Jedermann weiß, daß in den übrigen Jahreszeiten graue und schwarze Nächte allabendlich gratis zu haben sind. Kurz, mag man die Finsterniß noch so finster schildern, gibt es doch Nächte von allen Farben.

Nachtgeschirr. Eine Frau hatte für das Frühstück ein eigenes Geschirr und für die Jause auch ein eigenes. Eines Abends hatte sie Kaffeegesellschaft und als sie sah, daß das Stubenmädchen das Morgengeschirr servirte, schrie sie zornig: „Hab' ich Dir's nicht hundertmal gesagt, wenn Leute da sind, sollst Du das Nachtgeschirr bringen."

Nachtigall — eine Sängerin, welche ohne Unterricht gehabt zu haben, vom Blatte singt.

Nachtigall. Die Perser nennen die Nachtigall ganz treffend: „hézar — dasitan" d. h. Erzählerin von tausend Geschichtchen.

Nachtigallen. Als Jemand einen Knaben, der am Vogelfange sein Vergnügen fand, fragte, was es denn im Walde für verschiedene Vögel gäbe? gab dieser zur Antwort: „Es gibt Amseln, Drosseln, Finken, Zeisige, Grünlinge, und vorzüglich die, welche im Sommer so schön singen, die Nachteulen (Nachtigallen)."

Nachtigallenfutter. In einem Waisenhause bekamen die Kinder Mehlsuppen, worin beständig viel Mehlwürmer mit gekocht waren. Einmal sah der Aufseher dieses Institutes dies mit Verdruß stillschweigend an; da diese Suppe aber öfter so unrein auf den Tisch gebracht wurde, so gab er deshalb eine Vorstellung an die Curatoren des Waisenhauses ein, die sich damit schloß: „Gedenken Ew. ꝛc. aber, daß aus den Kindern mit der Zeit Nachtigallen werden sollen, so habe ich gegen diese Suppe nichts einzuwenden."

Die **Nachtigall** im Nest. Ein berühmter Sänger that eine reiche Heirath. Einige Zeit darauf bat man ihn, in einer Gesellschaft eine Arie zu singen. „Erlauben Sie," sagte er, „daß ich es mache wie die Nachtigallen, die nicht mehr singen, sobald sie ihr Nest gemacht haben."

Nachtwächter. Sind nur da, um Laternen zu putzen, und durch ihr Geschrei die Diebe zu warnen, daß sie mit dem Einbrechen inne halten, bis sie in einer andern Gasse, oder — wieder im Bierhause sind.

— Im nächsten Jahre soll auch eine „erste allgemeine Versammlung deutscher Nachtwächter" stattfinden. Das Programm lautet: Vorbereitende Sitzung: a) Wahl eines Präsidenten, eines Vicepräsidenten und zweier Schriftführer; b) Bestimmung des Ortes der nächsten Zusammenkunft; c) Anordnung in Betreff des abzuhaltenden Zweckessens.

Nachtwächter — ein Mann, welchen die Gemeinde dafür bezahlt, daß er unter freiem Himmel schläft.

Die beiden **Nachtwächter.** Am 10. November 1779 rief zu Pettau in Unter-Steiermark der Nachtwächter die neunte Stunde ab und kam dann vor einem Wirthshause vorbei, wo er einige mit Luttenberger-Wein beladene sogenannte Robothwagen fand. Er stieg auf einen derselben, um den Wein zu kosten, und er schmeckte ihm so gut, daß er sich einen Rausch trank und auf dem Wagen einschlief. Nach etwa drei Viertelstunden verließen die Bauern das Wirthshaus und fuhren, keine Vermehrung ihrer Ladung ahnend, weiter nach Marburg. Hier kamen sie um zwei Uhr in der Nacht an, und machten wieder Halt. Mittlerweile hatte der Nachtwächter seinen Rausch verschlafen und wurde munter. Nach seiner Meinung mußte es nun schon zehn Uhr sein. Er stieg daher vom Wagen und fing an zu rufen: „Hört ihr Herren und laßt euch sagen, die Glocke hat zehn geschlagen!" Da rief der Marburger Nachtwächter die zweite Stunde auf die nämliche Weise ab. Jeder der beiden Collegen vernahm des andern Ruf und hielt es für Fopperei. Beide näherten sich, ihrem Gehör folgend, einander, um den unzeitigen Spaßmacher zu entdecken. Sie belegten sich wechselseitig mit Schmähworten, von diesen kam es zu Schlägen, bis endlich die Leute aus dem Wirthshause herbei kamen und die Kämpfer trennten. Das Mißverständniß wurde aufgeklärt, der Pettauer Nachtwächter als Arrestant in seine Heimath zurückgeschickt und dort mit einer zwölfstündigen Gefängnißstrafe belegt.

Nachtwächter-Helme. Nach und nach scheinen in Berlin die Helme bei mehreren Classen von Beamten eingeführt zu werden. Das Polizeipräsidium, dessen Beamte seit Kurzem ebenfalls im Helm erscheinen, hat sogar dem Staat den Vorschlag gemacht, auch den Nachtwächtern Helme zu geben. Der Antrag und die Zeichnungen der Nachtwächter-Helme wurden vor einiger Zeit der Stadtverordneten-Versammlung vorgelegt, die jedoch einmüthig beschloß, die würdigen Wächter der Stadt damit zu verschonen, erstens der Kosten wegen, und zweitens, weil, wie man unter vielem Beifall geltend machte, die Wächter unmöglich mit einem solchen Helme auf dem Kopfe schlafen könnten!

Die **Nächstenliebe.** In England wurde auf eine Bill angetragen, nach der es den Besitzern von Pferden nicht gestattet werden soll, sie so grausam zu mißhandeln. „Das ist recht lobenswerth," sagte ein Irländer, „aber warum hat man nicht auch der Esel erwähnt, sind das nicht auch unsre Nächsten?"

— Keine Pflicht wird jetzt so sehr geübt, als die Nächstenliebe; denn jeder — ist sich selbst der Nächste.

Nadeln. Man hat berechnet, daß in England täglich vierzig Centner Stecknadeln gearbeitet werden, die Summe, welche diese kosten, wünschen wir unsern hübschen Leserinnen zum Nadelgeld.

Nadeln — kosten manchem Ehemanne eine bedeutende Summe Geldes. Das sogenannte Nadelgeld, welches sich die Frau mittelst Ehebrief bedingt, ist in der That eine sehr spitzfindige Erfindung.

Den **Nagel** schlägt man am Kopf. In einer Baurechnung fand der sie monirende Revisor einige Groschen für ein halbes Schock Nägel verausgabt, ohne eine Nachweisung zu erblicken, wozu die Nägel verbraucht worden waren, weßhalb er denn unter seinen übrigen Erinnerungen auch die Frage stellte: „Wo sind denn diese Nägel hingeschlagen worden?" — Der Rechnungsführer, welchen es ärgerte, daß eine solche Kleinigkeit besprochen worden war, antwortete ganz kurz und lakonisch: „Auf den Kopf."

Der englische **Nagelorden.** Wenige Leser werden von diesem englischen militärischen Orden jemals etwas gehört haben, und doch steht er in der englischen Armee im größten Ansehen. Um seine Entstehung zu schildern, müssen wir etwas weit ausholen. Es ist bekannt, daß unter allen Völkern die Engländer am innigsten von dem Sprichworte überzeugt sind: im Weine wohnt die Wahrheit. Die Engländer trin-

ken deshalb auch gern und viel, und kein Engländer ſchenkt einem Andern ſein Vertrauen, bevor er nicht mit ihm getrunken und ſich mit ihm betrunken hat. Am eifrigſten aber iſt die Vorliebe für das Trinken und Betrinken immer in der Armee geweſen. Sonſt, vor vierzig Jahren, (es kommen aber auch heute noch Beiſpiele vor), gaben wöchentlich die Officiere, welche zuſammen zu ſpeiſen pflegen, ein öffentliches Diner, zu dem jeder ſeine Bekannten einladen konnte. Den Vorſitz bei dieſen Diners führten ein Präſident und ein Vice-Präſident, von dem der eine an dem obern, der andere an dem untern Ende der Tafel ſaß und auf Ordnung zu halten hatte. War nun das Deſſert aufgetragen, und eine zureichende Menge von Weinflaſchen herbeigebracht, ſo mußten alle Diener ſich entfernen; der Präſident ſtand auf, nahm einen Nagel und einen Hammer, und ſchlug den Nagel in die Thüre des Zimmers, zum Zeichen, daß nun Niemand mehr heraus oder herein dürfe. Dann kehrte er an ſeinen Platz zurück, brachte feierlich die Geſundheit des Königs aus, die ſchweigend, aber ſtehend getrunken wurde, worauf die Flaſchen zu kreiſen begannen, und bald allgemeine Trunkenheit ſich einſtellte. — Nur der Präſident mußte ſich tapfer halten, denn es war ihm vorſchriftsmäßig unterſagt, früher ſich zu betrinken, als alle übrigen unter dem Tiſche lagen. Weigerte ſich Einer der Gäſte zu trinken, wenn die Flaſche zu ihm kam, was regelmäßig alle zwei Minuten geſchah, ſo bedrohte ihn der Präſident zuerſt mit einer Strafe und dann mit der Verachtung aller Kameraden. — Dieſes gewaltige Trinken auf Commando hat ſeit 1815 in der engliſchen Armee aufgehört, nicht aber das Trinken überhaupt; dieſes iſt nur graziöſer oder civiliſirter geworden, denn der Rauſch wird ſelbſt von dem beſten Tone und von der höchſten Faſhion anerkannt. Seit 1830 beſteht denn in allen engliſchen Regimentern eine ſogenannte „Nagelgeſellſchaft“ (zur Erinnerung an den berühmten Nagel, der ſonſt feierlich in die Thüre geſchlagen wurde), und die Mitglieder erſcheinen in den Verſammlungen mit dem Ordenszeichen, einem ſilbernen Nagel, den ſie an einem blauen Bande am Halſe tragen. Sie machen ſich bei der Aufnahme in den Nagelorden verbindlich, monatlich ein Mal zuſammen zu kommen, und zwar bei Einem von ihnen der Reihe nach, blos zu dem Zwecke, ſich in guter Geſellſchaft ein Mal recht ordentlich zu betrinken oder, wie ſie ſich maleriſch auszudrücken pflegen, „einen Nagel zu ihrem Sarge zu ſchmieden.“ Ein engliſches Sprichwort, dem man allgemein Glauben ſchenkt, verſichert indeß, eine zu regelmäßige, von gar keiner Ausſchweifung unterbrochene Lebensweiſe ſei der Geſundheit nachtheilig und monatlich ein Mal müſſe der Menſch über die Schnur hauen, wenn er ſich wohl befinden und lange leben wolle. Die Förderung dieſes Zweckes läßt ſich denn der ehrenwerthe „Nagelorden“ angelegen ſein.

Nägel. Ein Nagelschmidt zu Grinel (England) hat acht Frauen gehabt, und stand im Begriff die neunte zu nehmen. Man fragte ihn, warum er immer wieder heirathe. „Ei nun," erwiederte er, „ich schmiede mir die Nägel zu meinem Sarge!"

Nähren. Der Zehnte weiß nicht wovon sich der Elfte nährt. Zehn arme Tagelöhner, welche sich während längerer Arbeitslosigkeit kümmerlich durchschlugen, gingen die Straße einher und klagten in ihrem Gespräche, daß man nun bald nicht mehr wissen werde, wovon man sich ernähren solle. Da kam hinter dem Zehnten, welcher etwas erbetteltes Brod in einem Korbe am Rücken trug, ein elfter, ebenso armer Schlucker zu ihnen und stahl dem, ohne daß er etwas davon merkte, ein Stückchen Brod um das andere heraus mit den Worten: „Der Zehnte weiß nicht wovon sich der Elfte nährt!" T.

Nahrung. In einem geographischen Werke heißt es bei Schmalkalden: „Die Hauptnahrung der Schmalkaldener sind Eisenwaaren."

Die **Nahrung.** Der Kopf braucht Füllung.
Der Magen braucht Futter.
Das Herz braucht Nahrung. S.

Najaden, Nymphen der Flüsse und Quellen. Als Napoleon Erster Consul geworden war, wollte er den Platz Louis XV. mit einer Fontaine schmücken und befahl seinem Privatbaumeister, ihm einen Plan dazu vorzulegen. Das geschieht. Das Monument bestand aus vier Najaden, welche das Wasser durch die Brüste hervorspringen ließen. Diese Idee schien Napoleon indecent und er sagte heftig zu dem Baumeister: „Mein Herr, bringen Sie mir diese Ammen fort, die Najaden waren Jungfrauen."

Naivetät. Manche Actrice zeigt sich auf der Bühne gerade darin am besten naiv, daß sie dem Publikum Koketterie für Naivetät verkaufen zu können glaubt.

Statt des Wortes **nackt** schrieb eine Gouvernante, die darin etwas Anstößiges zu finden glaubte, in einer schriftlichen Aufgabe ihrer Schülerin „barfuß bis an den Hals."

Name. „Wie ist Dein Name?" fragte Jemand einen Lastträger. „Mein Name," erwiederte der Bursche, „ist derselbe wie der meines Vaters." — „Und Deines Vaters Name?" frug der Erste weiter. — „Ist derselbe, wie meiner." — „Nun, wie ist denn Euer beider Name?" — „Seht einmal, die sind beide einander gleich."

Namen. Der Anwalt eines Ortes, der sich mehrerer Unterschleife verdächtig gemacht hatte, verklagte den Bauer eines benachbarten Ortes, der ihn einen Schelm genannt hatte, bei seinem Richter. „Ei," erwiederte dieser, „Sie müssen die Sache nicht so genau nehmen; die Leute in unserm Dorfe sind schon einmal so grob, daß sie jedes Ding bei den rechten Namen nennen."

Namenlose Leiden. Bei einem vornehmen Kranken hatten die hinzugerufenen Aerzte sich bis zu dessen Tode nicht völlig über die Natur des Uebels zu vereinen vermocht. Die Section des Leichnams hatte der Verstorbene auf das bestimmteste untersagt. Da aber der Testaments-Vollstrecker, behufs der dießfälligen Anzeige in den Zeitungen, doch gern einen Namen für die Krankheit haben, und gleichwohl keinem der Aerzte zu nahe treten wollte, war er darüber sehr verlegen. Ein lachender Erbe schlug deshalb vor, sich bei der Anzeige im Allgemeinen auszudrücken und nach namenlosen Leiden hinzuzusetzen.

Namen passen oft schlecht. In Kassel hat sich ein „Mäßigkeits- und Gesundheits-Verein für Freunde der Wasserheilkunde" gebildet, dessen Vorsteher Rausch heißt. Besser paßt der Name des Redacteurs von der in Berlin erscheinenden „allgemeinen deutschen Pferde-Zeitung, welcher Gaul heißt.

— Als Deutschland sich gegen die Franzosenherrschaft erhob und die Freiheitsbegeisterung alle Herzen durchloderte, äußerte sich diese auf schöne erhabene Weise durch That und Wort; aber auch in mancher Ueberspanntheit, die an's Lächerliche streifte. So wurden in Preußen an manchen Orten die zur Zeit geborenen Kinder, sogar die Mädchen, nach den Helden des Tages getauft. Da gab es eine Bülowine, Blücherliese, Yorktrine u. s. w. Ja Einer trieb seine Kraftanstrengung so weit, sein neugebornes Töchterlein Bombenundgranatenhilde zu taufen. Jetzt haben diese Töchter der Freiheit die bezeichnenden Namen abgelegt, weil ihr Geburtsjahr dadurch verrathen würde. Und — das ist schon lange her.

— Einst kam des Abends spät ein Reisender vor das Thor einer kleinen Stadt. Der Examinator fragte den Wanderer, wer er wäre. „Notarius," war die Antwort. Der Examinator, der dies Wort nicht recht verstand, fragte noch einmal. „Notarius publicus," erwiederte der Reisende. Erstaunt fragte der Examinator zum dritten Male. „Notarius publicus cäsareus immatriculatus," war die Antwort. — Nun eilte der Examinator zum Wachthause, und rief hinein: „Komm

Er einmal heraus, Herr Wachtmeister! Da außen ist ein närrischer Mann, denn sein Name wird immer länger, je öfter man ihn fragt."

Namen. Der Held eines neuen indischen Dramas heißt: Karawatuaunaohingto und seine Geliebte: Leilawaradschifingta. Wenn indische Dramen so construirt sind wie europäische, und auch so lange Liebesscenen haben wie diese, so muß es wahrhaft rührend sein, wenn Karawatuaunaohingto und Leilawaradschifingta in einer Jasminlaube schmachten und sich mit O und Ach ein paar Dutzendmal süß beim Namen nennen!

— Der Souffleur des königstädtischen Theaters in Berlin hat zum neuen Jahre einen Almanach erscheinen lassen, der nebst vielem Andern auch den ganzen Personalstand dieser Bühne enthält. Komisch ist es, daß der Theaterzimmermann Hieb, der Maurer Putz und der Friseur Brennig heißt.

— Warum verlieren die Frauen den Namen, wenn sie heirathen? Weil sie sonst nichts dabei zu verlieren haben! S.

— (Nomen non est omen!) Der tapfere Commandeur der Vertheidiger von Mazagran hieß Le lièvre, zu deutsch „der Hase."

— Kurze und lange Namen. In Paris lebte ein Chevalier mit dem Namen d'O. In der Rue Poupée wohnt gegenwärtig noch der Kaufmann Hy. In London führte vor fünf Jahren ein Advokat von der Groß-Canzlei Prozeß, welcher den Namen Kinkvervankostdorsprakingatehderu führte. Nach Humboldt haben die mexicanischen Oberpriester folgenden Titel: Nothlazomahuitztesputzkatzin. In Plautus Werken kommt folgender sylbenreiche Name vor: Thesaurochrysonicochrysides.

Namen-Gedächtniß. Wie hieß der Herr, mein Freund, der vorigen Jahrs hier im Hause im zweiten Stock gewohnt hat?" frug Jemand den Hausmeister. „Seinen Zunamen hab' ich wohl gewußt," gab derselbe zur Antwort, „aber den Taufnamen hab' ich schon vergessen."

Namen-Länge. Ein Seitenstück zu „Constantinopolitanischer Dudelsackpfeifenmachergeselle" ist der Name eines Flusses, der sich in Mont Veron in den Suhegan ergießt. Die Indianer nennen den Fluß, der fast kleiner als sein Name ist, Guchoquinopassakessannapenoy.

Namens-Vereinigung. Der „Charivari" berichtet aus Braunschweig: „Auch bei unserm Theater ist unlängst eine höchst interessante

Künstlerehe geschlossen worden. Der Tenorist Leber hat die Sängerin Wurst geheirathet. Letztere heißt seitdem Mad. Leber-Wurst, und hat, weil Braunschweig berühmt durch seine Leberwürste ist, einen Ruf nach Leipzig erhalten."

Manche **Namen** passen sonderbar zu dem Charakter der Namensträger. So heißt der Redacteur der in Moskau erscheinenden Gesundheitszeitung Dr. Krank. Ein Pfarrer hieß „Teufel," da machte sich der Bischof den Spaß, einen eben erst ausgeweihten Theologen Namens „Engel" als Cooperator diesem Pfarrer zuzutheilen, damit, wie er sagte, einmal ein Teufel und ein Engel beisammen seien. T.

Ursache der **Namensänderung.** Der ungarische Schriftsteller Emerich Vachot erklärt in seinem Journal, er nenne sich Vahot, und führe in seinem Namen einen Buchstaben weniger als sein Bruder Vachot, weil er jünger sei als dieser.

Als der Lacedämonier **Namertes** irgend wohin als Gesandter geschickt war und daselbst von Jemand wegen der Menge seiner Freunde glücklich gepriesen wurde, legte er ihm die Frage vor, ob ihm denn ein Kennzeichen bekannt sei, wodurch es möglich sei, zu erkennen, ob Jemand an Freunden reich sei. Als aber im Gegentheile der Gefragte ein solches Zeichen zu erfahren wünschte, gab er ihm die Antwort: „Dieses Kennzeichen ist das Unglück."

Napier. Ein englisches Blatt erzählt eine seltsame Anekdote von dem bekannten General Napier, welcher Scinde in Indien für England eroberte. In der Nacht nach der Hauptschlacht ließ er sein Heer in's Lager rücken, ehe er sich aber selbst zur Ruhe begab, ritt er auf das Schlachtfeld unter den Leichen und Sterbenden umher, streckte die Hände zum Himmel empor und fragte sich selbst laut: „Bin ich an diesem Blutvergießen Schuld?" Sein Gewissen antwortete Nein! er begab sich also zur Ruhe und schlief so fest, daß ihm am andern Morgen ein Adjutant, als falscher Lärm im Lager enstand, das Bett wegziehen mußte, um ihn zu wecken.

Napoleon. Als während des Colonialsystems Bonaparte streng auf die Befolgung desselben hielt, jagte er eines Tages in dem Walde von Vincennes. Er stieg ab, ging durch eine der Alleen und roch den Duft gebrannter Kaffeebohnen. Sogleich trat er in das Haus, aus welchem derselbe kam, und fand den Bewohner, den Maire, in voller Arbeit, Bohnen zu rösten. „Wie, Herr Maire, Kaffee? Es dünkt mir, daß ich ihn verboten habe." — Ganz kaltblütig versetzte

der Maire: „Ja, Sire, deshalb verbrenne ich ihn eben.“ Der Kaiser lächelte und schickte ihm des andern Tages von seinem Vorrathe einen Centner Kaffee zur Belohnung für seine witzige Antwort.

Napoleon. Als man einem jungen Menschen, der beständig in der Angst schwebte, im Kriege 1813 — 15 noch Soldat werden zu müssen, die frohe Nachricht brachte, Napoleon sei über den Rhein gegangen, rief er aus: „Nun, was hilft mir das, daß er über den Rhein ist? Der Rhein muß über ihn, dann bin ich sicher!“

— Der Graf von Narbonne hatte auf einer Reise mehrere Departements besucht und wurde nach der Zurückkunft von Napoleon gefragt, was man von ihm spreche. „Sire,“ antwortete Graf von Narbonne, „die Einen sagen, daß Sie ein Gott, die Andern, daß Sie ein Teufel sind; aber Alle meinen, daß Sie mehr als ein Mensch wären.“

— Ein junger Mann war durch übertriebene Eifersucht zum Verbrecher geworden. Seine Familie nahm ihre Zuflucht zu Josephinen, welche sich entschloß, seine Begnadigung von Napoleon zu erbitten. — „Es ist die erste Bitte, welche ich von Ihnen verlange,“ sagte sie ihm, „und Sie werden sie mir bewilligen.“ — „Ich kann es nicht,“ erwiederte er. „Sie schlagen sie mir ab? mir!“ — „Ja, Madame; denn, wenn man es erfahren wird, daß ich sie Ihnen nicht bewilligt habe, so wird es Niemand ferner wagen, sie von mir erbitten zu wollen.“

— Dem Ersten Consul Bonaparte wurde bei der Audienz ein fremder Officier vorgestellt. Es ging ihm, wie es Mehreren gegangen sein soll: die Verlegenheit, so nahe vor dem berühmten Manne zu stehen und von ihm angeredet zu werden, intimidirte ihn so, daß er auf Bonaparte's Frage, wie sein Regiment heiße, die Antwort schuldig blieb. — Ohne ihn weiter zu drücken, sagte Bonaparte geschwind: „Bon, bon, l'uniforme est très jolie!“ (Gut, gut, die Uniform ist recht artig!) und ging zu einem Andern.

— Als Bonaparte einst im Hofe der Tuilerien Parade hielt, entfiel ihm sein Hut. Ein junger, seiner Soldat nahm ihn mit dem Bayonnet von der Erde und reichte ihm denselben. Bonaparte sagte zerstreut: „Ich dank' Euch, Hauptmann! — „In welchem Regiment?“ fragte rasch der Soldat. Bonaparte, welchem die Antwort gefiel, sah ihn nun lächelnd an und gab ihm sofort die Stelle eines Hauptmanns in der Garde.

Napoleon. Die Einwohner der asiatischen Insel Timor gaben dem damaligen Obergeneral Bonaparte den Ehrentitel: „Großer Sohn des Krokodils!"

Napoleon. Ein Steuerofficiant wettete mit einem Freunde, daß er bei der gezwungenen Beleuchtung am Geburtstage Napoleon's das Wort „Zwang" großmächtig transparent vor seiner Thür erleuchten würde. Es geschah. Noch selben Abend ward der Officiant vor den Polizei-Commissair geführt und befragt, was er mit dem sträflichen Worte „ZWANG" über seiner Thür sagen wollte? — „Nichts Anderes," erwiederte der Angeklagte, „als: Zur Weihe An Napoleon's Geburtstage."

— Die Glaubwürdigkeit der officiellen Nachrichten war schon unter Napoleon dermaßen in Mißcredit gekommen, daß man einen Aufschneider gewöhnlich mit den Worten bezeichnete: „Er lügt wie ein Bülletin." Ein deutsches Blatt gab die Uebersetzung eines Berichts über den glänzenden Erfolg einer Schlacht, worin die Franzosen die feindliche Armee in Staub verwandelt hatten. Statt am Schlusse zu schreiben: Die Regierung *fügt* der Schilderung von der gelungenen Waffenthat noch hinzu u. s. w. war zu lesen: *lügt*.

— Am Tage der Thronbesteigung Napoleon's ließ man einen ungeheuren Luftballon steigen, welcher eine große Krone trug. Dieser fiel zu Rom auf dem Grabe des Nero nieder. Da der Kaiser sich nach dem Schicksale des Luftballons erkundigte, so fürchtete man zwar seine üble Laune zu erregen, jedoch mußte ihm jener Zufall gesagt werden, und es geschah mit aller möglichen Schonung; er antwortete nur: „Wohlan! lieber sehe ich sie da, als im Kothe!"

— Bonaparte konnte Gretry nicht leiden, und er, welcher ein so ungemeines Namensgedächtniß besaß, that immer, wenn der Zufall ihm den berühmten Componisten vor Augen brachte, als ob er sich seines Namens nicht entsinnen könnte, wodurch er beweisen wollte, von wie geringer Bedeutung für ihn ein Musicus sei. Einst befand sich Gretry mit bei einer Deputation, welche das Institut zu ihm sandte, um bei seiner Rückkehr von einem seiner Feldzüge ihm Glück zu wünschen. Bonaparte bemerkte ihn, durchschreitet die Menge und erneuert seine ewige Frage: „Wie heißen Sie?" — „Immer Gretry, Sire."

— Es wunderte sich Jemand, daß Roger Ducos mit zwei Männern, wie Bonaparte und Sièyes, zugleich zum Consul wäre ernannt worden. Frau von Staël sagte: „Man hat ihm den Platz aus dem-

selben Grunde gegeben, wie man die Baumwolle zwischen zwei Porzellanvasen legt."

Napoleon. Während des Feldzuges in Aegypten ließ General Kleber, der bei dieser Expedition gern die erste Rolle gespielt hätte, oft seinen Verdruß spüren, daß ihm nur die zweite beschieden worden sei. Eines Tages befahl ihm Napoleon eine Bewegung. Kleber, der sie mißbilligte, ließ sie nicht allein nicht ausführen, sondern brach auch noch in Murren vor dem Adjutanten aus, der ihm die Depesche überbracht hatte; ein zweites Mal aufgefordert, zu gehorchen, weigerte er sich dessen hartnäckig. Der Obergeneral schickte ihm den Befehl zu, sich in's Hauptquartier zu begeben. Bei seiner Ankunft ist Napoleon von seinem Generalstabe umgeben. Bei dem Anblicke Klebers, bei seiner stolzen Miene und dem Zorn, von dem er belebt schien, sind die Officiere des Generalstabes eines heftigen Auftrittes gewärtig und ihre besorglichen Blicke fallen auf den Obergeneral, dessen kleiner Wuchs, Schmächtigkeit, blasse Gesichtsfarbe und abgemagertes Aussehen gegen den heroischen Wuchs des erzürnten Kleber absticht. Napoleon, diesen Eindruck errathend, nimmt plötzlich eine andere Miene an und erhebt seine Stimme: „Wer von uns steht über dem Andern? General Kleber: nur um einen Kopf sind Sie größer, als ich! Noch ein Act der Insubordination, und dieser Unterschied zwischen uns wird verschwinden. Fort!" — Kleber gehorchte.

— Im Jahre 1803 war große Tafel bei'm König von Sachsen. „Ich habe," äußerte die Gemahlin desselben gegen Napoleon, „doch viele Bildnisse von Ew. Majestät gesehen, aber keines ist vollkommen ähnlich." — „Ja, das ist kein Wunder," antwortete Napoleon rasch, „man malt mich immer zu schwarz."

— In der englischen Zeitschrift „the Agd" findet sich folgendes Acrostichon, welches zur Zeit, wo Bonaparte mit seiner Familie auf dem höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes stand, gemacht worden sein soll, und wenn dies wahr ist, eine getreulich eingetroffene Prophezeiung enthalten hatte:

N—apoleon (Napoleon, Kaiser der Franzosen).
J—osephus (Joseph, König von Spanien).
H—ieronymus (Jerome, König von Westphalen).
J—oachimus (Joachim, König von Neapel).
L—udovicus (Louis, König von Holland).

Setzt man die fünf Anfangsbuchstaben dieser Namen zusammen, so erhält man das lateinische Wort nihil, welches Nichts heißt.

— Bonaparte hatte die Gewohnheit, des Nachts allein im Lager herumzugehen, um sich zu überzeugen, daß die Wachen auf ihren Posten

nicht schliefen. Bei einer dieser Untersuchungen kam er auch zu einem Soldaten, der bei der Vereinigung zweier Wege Schildwache stand und den Befehl hatte, durchaus Niemanden darüber hinaus zu lassen. Da er die Wichtigkeit der Person nicht kannte, die vor ihm stand, so hielt er sein Gewehr vor und wollte Bonaparte nicht weiter lassen. Dieser sagte zu dem Soldaten, er mache die Runde eines Generals. „Sapperment," erwiederte der Soldat, „und wenn Sie auch der kleine Corporal (so nannten ihn die Soldaten der italienischen Armee) wären, so dürfen Sie doch nicht weiter," und Bonaparte mußte umkehren. Den andern Morgen erkundigte sich Bonaparte nach der Aufführung und den Fähigkeiten des Soldaten, und da er nichts als Gutes von ihm hörte, ließ er ihn zu sich kommen, lobte sein gestriges Benehmen und ernannte ihn auf der Stelle zum Officier.

Napoleon. Als Napoleon bei Leipzig die Sachsen musterte, begann er seine Rede: „Saxons, je me mets à votre tête!" Caulaincourt übersetzte diese Worte: „Sachsen, ich tret' Euch auf den Kopf."

— Im Jahre 1798 setzte ein Zeitungsschreiber unter dem Artikel Aegypten in sein Blatt: „Einige sagen, der wider die dortigen Barbaren kämpfende Anführer der Franzosen, Bonaparte, sei todt, Andere, er lebe noch; ich für meinen Theil glaube keines von beiden."

— Eines Tages kam ein durch seinen Geiz bekannter Hofmann zu Fuße nach St. Cloud, denn er hielt aus Sparsamkeit keine Equipage. Napoleon traf ihn so, und einige Tage nachher sagte er zu ihm: „Es scheint, Herr Graf, als ob Sie keine Equipage hätten." — „Sire!" — „Ich werde Ihnen morgen eine schicken. — „Sire!" — und stotternd beugte er sich bis zur Erde, aus Freude oder Verlegenheit. Am andern Morgen fuhr ein prächtiger Wagen mit Vieren in das Hotel des Herrn Grafen, von Sr. Majestät dem Kaiser. „Und hier ist die Rechnung," sagte der Kutscher. Die Stirn des Grafen runzelte sich gewaltig, aber er las und bezahlte.

— Kurz vor Napoleon's Abreise zur Armee im October 1806 wurde der Pariser Banquier Michel zu Seiner Majestät berufen und glaubte, es sei von einer Finanzspeculation die Rede, weshalb er schon, im Vertrauen auf seinen Einfluß, mehreren Leuten seine Protection versprach. Er eilte nach Hofe und wurde gemeldet. Statt aber in's Cabinet gelassen zu werden, erschien der Kaiser, mit der Schreibfeder im Munde, in der halb geöffneten Thür und sprach zu ihm die erbaulichen Worte: „He da, Michel! man sagt, Sie treiben allerlei Spiel in den Staatsfonds; wenn Sie sich das noch einmal beigehen lassen, so sollen Sie es mit mir zu thun haben." Und hierm[illegible]ing

Napoleon in sein Cabinet zurück und ließ Michel mit der langen Nase stehen.

Napoleon. Der Erzkanzler, Fürst Cambacères, bat am 18. Jänner 1810 den Kaiser Napoleon, einem Ball beizuwohnen, den er am 21. geben wollte. „Am 21. Jänner?" entgegnete der Kaiser finster; „ich tanze nicht an dem Todestage eines rechtschaffenen Mannes (Ludwigs XVI.)." Der Ball fand darauf nicht statt.

— Bonaparte's erste Liebe. Als Lieutenant lernte Bonaparte einen Herrn v. Dardiova und in dessen Hause das Fräulein Gregoire du Colombier kennen, in die er sich verliebte. Die Familie des Mädchens bewohnte ein kleines Landgut. Der junge Lieutenant erhielt Zutritt daselbst und stattete häufige Besuche dort ab. Unterdeß kam ein Edelmann, de Bressieux, an und bewarb sich ebenfalls um die Hand des Mädchens. Bonaparte erkannte, daß jetzt ein entscheidender Schritt gethan werden müsse, und schrieb deshalb an die Geliebte einen langen Brief, in welchem er ihr seine Gefühle schilderte und sie ersuchte, ihre Aeltern davon zu benachrichtigen. Die Aeltern des Mädchens, die nun zwischen einem Lieutenant ohne Aussichten und einem nicht unvermögenden Edelmanne zu wählen hatten, entschieden sich unschwer für den Letztern. Den Brief Bonaparte's übergaben sie einer dritten Person, welche ihn dem Verfasser wieder einhändigen sollte. Bonaparte dagegen nahm den Brief nicht an, sondern sagte zu dem Ueberbringer desselben: „Behalten Sie ihn nur, er wird eines Tages ein Zeugniß meiner Liebe und der Redlichkeit meiner Absichten sein." So erhielt die Familie Colombier den Brief zurück, der jetzt von ihr natürlich als große Merkwürdigkeit aufbewahrt wird. Einige Monate darauf verheirathete sich das Fräulein wirklich mit dem Herrn von Bressieux. Im Jahre 1806 wurde die Frau von Bressieux als Ehrendame der Kaiserin Josephine an den Hof berufen, ihr Bruder erhielt die Präfectur in Turin und ihr Gemahl wurde zum Baron und Director der Forsten des Reiches ernannt, und so bewies Napoleon, daß er seine Jugendliebe nicht vergessen habe.

— Bourienne erzählt in seinen Memoiren über Napoleon's Lebensweise als Consul Folgendes: Bonaparte bewohnte in Klein-Luxemburg das Stockwerk zur ebnen Erde. Nach dem Frühstück, das Morgens um 10 Uhr aufgetragen wurde, sprach Bonaparte einige Augenblicke mit seinen gewöhnlichen Tischgenossen; seine Brüder Joseph und Lucian gehörten unter die Personen, die er am liebsten um sich hatte. Nach Empfang der Morgenbesuche blieb ich bei ihm und mußte ihm entweder vorlesen oder schreiben, was er mir dictirte, oder er ging auch in den Rath. — Wenn er aus dem Rathe kam, kehrte er singend in

sein Arbeitszimmer zurück, und der Himmel weiß, wie falsch er sang! Er sah die befohlenen Arbeiten durch, unterzeichnete einige Briefe, streckte sich in seinem Armstuhl aus und las die Briefe des gestrigen und die Broschüren des heutigen Tages. Wenn keine Rathssitzung war, blieb er in seinem Cabinet, plauderte mit mir, sang fast immer, schnitt nach seiner Gewohnheit in die Lehne seines Armstuhles und betrug sich manchmal wie ein wahres Kind; dann erwachte er wieder plötzlich aus seiner Zerstreuung, gab den Plan zu einem zu errichtenden Denkmal an, oder er dictirte jene ungeheuren Dinge, welche die Welt in Erstaunen oder in Schrecken setzten. Um fünf Uhr wurde zu Mittag gespeist. Nachher ging der erste Consul wieder zu Josephinen hinauf und empfing die gewöhnlich ihn besuchenden Minister. — Um 12 Uhr Nachts, oft noch früher, gab er das Zeichen zum Aufbruch, indem er plötzlich sagte: „Laßt uns schlafen gehen!"

Napoleon. Der Mann, der zehn Jahre später Frankreich und halb Europa beherrschte, schrieb im Jahre 1792 an seinen Großonkel: „Schicken Sie mir 300 Francs; diese Summe wird mir hinreichen, um nach Paris zu gehen. Dort kann man sich wenigstens zeigen, Bekanntschaften machen, Hindernisse überwinden. Alles sagt mir, daß es mir dort gelingen werde. Wollen Sie mich daran hindern, weil mir 100 Thaler fehlen?" Ein anderes Mal, im Juli 1789, schrieb er aus Auronne an einen Freund seiner Familie: „Ich habe hier kein anderes Hülfsmittel, als die Arbeit. Ich kleide mich nur alle 8 Tage an und schlafe seit meiner Krankheit sehr wenig; es ist unbegreiflich, ich lege mich um 10 Uhr nieder und stehe um 4 Uhr früh auf. Ich nehme nur Eine Mahlzeit täglich, um 3 Uhr, und das schlägt meiner Gesundheit sehr wohl an."

— Der kleine Tambour. Es war große Revue in den Tuilerien; einer von den Festtagen, die Napoleon als Erster Consul benutzte, die Soldaten mit jener Beredtsamkeit, Sorgfalt und Liebe an sich zu fesseln, daß sie, selbst mit dem Tode ringend, nur seines Namens gedachten. Denn da fragte er sie nach dem Orte ihrer Geburt, nach ihren Aeltern, nach den Umständen, worin diese lebten, nach den Schlachten, denen sie selbst beigewohnt hatten. Und in allen ihren Mienen war zu lesen: „Wir opfern unser Leben gern, Frankreich und seinen Namen groß zu machen!" Jetzt hält er bei einem jungen Tambour, der 16 bis 17 Jahre alt scheint. — „Du bist es also, mein braver Junge, der vor Zürich mit durchschossenem Arm den Angriffsmarsch geschlagen hat?" sagte er freundlich zu ihm. — Eine edle Röthe überfliegt das Gesicht des jungen Soldaten. Er richtet die großen schwarzen Augen empor zum Ersten Consul. Mit zitternder Stimme antwortet er: „Ja, mein General!" — „Und Du bist es auch, der

vor Wesel durch Rettung seines Commandanten eine so muthige Probe von Geistesgegenwart abgelegt hat?" — Der junge Krieger erröthet noch mehr; von Freude und Scham und Bescheidenheit überwältigt, vermag er kaum ein zweites: „Ja, mein General!" herauszubringen. „Nun, wohlan! Ich muß diese Schuld des Vaterlandes tilgen! Du sollst nicht etwa einen Ehrenklöppel, sondern einen Ehrensäbel erhalten. Ich mache Dich zum Unterofficier in der Consulargarde. Fahre fort, Dich gut aufzuführen. Ich werde Sorge für Dich tragen!" — Freundlich nickend reitet er fort. Der Tambour aber war ergriffen, bleich wie der Tod und vermochte nicht zu antworten. Und sein Blick, was drückte der nicht Alles aus!

Napoleon. Zur Zeit des Concordats empfahl ein Bischof den Pfarrer von Courval bei Clamecy dem Ersten Consul auf's wärmste. „General," sagte die Eminenz zu ihm, „es ist ein Mann von exemplarischer Frömmigkeit und würdig, sein heiliges Amt in der Hauptstadt auszuüben. Die Strenge seiner Sitten ist so groß, daß er neulich sich nicht eines Sattels bedienen wollte, auf welchem eine Dame geritten, bevor der Sattler ihn wieder neu überzogen hatte." — „Das ist also die Art der Frömmigkeit dieses Pfarrers? — Nun gut, fordern Sie ihn auf, ja auf seinem Dorfe zu bleiben, er würde in Paris verführt werden."

— Audibert erzählt in seinen „Erinnerungen an Talma" Folgendes: „Der Kaiser Napoleon hatte einstmals im Tuilerien-Theater Einrichtungen treffen lassen, um dort auch Ballete und große Opern aufführen zu können. Die Verwandlungen, Versenkungen, Flugwerke ꝛc. hatten in einem beschränkten Raume schwer anzubringende Maschinen erfordert, aber Alles hatte sich in seinen eisernen Willen gefügt. Die große Oper: „Armida's Zauberstab," die er dort aufführen ließ, rief weniger Wunder hervor, als sein mächtiges „Werde." — „Ich will Ihnen Alles zeigen," sagte Napoleon zu Talma, und diesen unter den Arm nehmend, führte er ihn selbst durch die Corridors. Auf kleinen Treppen stiegen Beide bis unter den Fußboden des Theaters. Sie waren allein. Da schlug plötzlich der Kaiser den Schauspieler Talma mit den Worten auf die Schulter: „Wissen Sie wohl, daß die Engländer Ihren Platz sehr theuer bezahlen würden, wenn sie einen ihrer Agenten auf denselben schlüpfen lassen könnten? Die Gelegenheit zu einer blutigen Tragödie wäre schön." — „O, Sire!" rief Talma, „Sie machen mich beben, wenn Einer versteckt..." — „Beruhigen Sie sich, Talma," fuhr der Kaiser fort, „die Geschichte hat zu viel Achtung für sich, als daß sie mich in einem Fallloche wie einen Opernhelden sollte umkommen lassen!"

Napoleon und sein Tanzmeister. Als Bonaparte noch General war und in der Rue Michodière wohnte, kam er eines Abends recht betrübt nach Hause und ward von einem ehemaligen Tanzmeister, Namens Dantel, angeredet, den er in Valence, als er noch Artillerie-Lieutenant war, gekannt hatte. Da er damals gern Zutritt in die Salons jener Stadt haben wollte, hatte Napoleon Unterricht von diesem Tanzmeister genommen, der sich Schüler des Vestris nannte. Dieser Herr Dantel, welcher schon bejahrt war, entsagte bald darauf seiner Kunst, um bei der Briefpost zu Valence eine kleine Anstellung anzunehmen, welche er wieder durch die damaligen Umstände verlor. Er war nach Paris gekommen, um dort sein Glück zu suchen, und so schlenderte er denn auch jetzt in der Nähe des Theaters umher, hoffend, dort irgendwo einem Bekannten zu begegnen, der ihn umsonst mit in's Schauspiel nähme. Er sah Napoleon, redete ihn an, der ihn anfangs ziemlich kalt aufnahm. Der alte Tanzmeister schien indeß sehr glücklich über das Begegnen, so daß sein vormaliger Schüler sich endlich seinen früheren Erinnerungen hingab und vertraut plauderte. Man sprach von Theater, Musik und Ballet. Dantel tadelte alle Tänzer der großen Oper, behauptend, die Tanzkunst, seit er von ihr geschieden, habe Rückschritte gemacht. So im Sprechen begriffen, gelangten sie bis vor die Wohnung Napoleon's. „Entschuldigen Sie, mein Herr Dantel!" nahm Napoleon das Wort; „hier ist meine Wohnung, ich muß Sie verlassen." — „Sie werden mir hoffentlich gestatten, General! Ihnen dann und wann meine Aufwartung zu machen?" — „Sie würden mich nur selten zu Hause treffen," antwortete Napoleon ausweichend. — „Auch Vormittags nicht?" sprach der Tanzmeister in einem bittenden Tone. — „Ich gehe des Morgens aus!" versetzte Napoleon ungeduldig. — „Das ist ein Anderes," entgegnete der Lehrer der Tanzkunst und mit einer kunstgerechten Verbeugung begab er sich hinweg. Napoleon glaubte den langweiligen Menschen auf immer losgeworden zu sein, aber schon am folgenden Tage um sieben Uhr Morgens ward an seine Thür gepocht. „Wer ist da?" fragte Napoleon verdrießlich, so früh geweckt zu werden. „Ich bin's!" antwortete ihm eine unbekannte Stimme. Die Thür öffnet sich, es ist Dantel. Napoleon war höchst unwillig, faßte aber, wie in allen Vorfällen seines Lebens, einen raschen Entschluß. Ohne auf die entschuldigenden Höflichkeiten des Tanzmeisters ein Wort zu erwiedern, springt er aus dem Bette, wirft schnell seine Kleider über, schiebt seinen Arm unter den Dantel's, zieht ihn bis zur Hausthür, wirft sich in ein Cabriolet, welches so eben vorüberfährt, und läßt den Tanzmeister in der größten Verlegenheit. Kaum hatte der Wagen einige hundert Schritte zurückgelegt, als auch Napoleon schon wieder halten läßt, herausspringt, den Kutscher bezahlt, in sein Logis zurückkehrt und den Hauseigenthümer benachrichtigt, daß er, da er schleunigst abreisen müßte, seine

Wohnung noch an demselben Tage verlassen werde. Zwölf Jahre später, im October 1808, gerade in dem Augenblicke, wo Napoleon sich anschickte, nach Spanien abzureisen, glaubte der Baron Fain ihm eine Bittschrift vorlegen zu müssen, deren Aufschrift folgende Empfehlung trug, welche genau zu beachten Napoleon streng anbefohlen hatte: „Seiner Majestät, dem Kaiser, zu Allerhöchst eigenen Händen!" Diese Bittschrift lautete folgendermaßen: „Sire! Derjenige, welcher die Ehre hatte, Ew. Majestät erste Schritte (pas) in der Welt zu dirigiren, ist unglücklich, krank und leidend, und empfiehlt sich Ihrer unerschöpflichen Großmuth. Er unterzeichnet mit der allertiefsten Ehrfurcht Dantel, vormals Tanzmeister in Valence, jetzt wohnhaft in Paris, Rue St. Roch Poissonière, Hôtel de Bordeaux." — Als Napoleon diese seltsame und komische Supplik gelesen hatte, sprach er im Tone der Theilnahme: „Der arme Teufel, ich glaubte ihn längst gestorben, ich freue mich, daß dem nicht so ist. Wahrscheinlich ist er indeß nicht mehr so schwatzhaft wie früher." Er nahm die Feder zur Hand und zeichnete auf den Rand der Bittschrift mehrere Hieroglyphen, welche der Baron Fain folgender Weise übersetzte: „Sind sogleich 1000 Francs aus meiner Privatchatoulle zu senden; der Bittsteller soll bei mir um eine Anstellung einkommen, die seinen Kenntnissen entspricht." — Dann reichte er das Papier seinem ersten Secretair hin, indem er lächelnd bemerkte: „Ich glaube, mein vormaliger Tanzlehrer Dantel hat sich erlaubt, ein Calembourg mit mir zu machen, was sagen Sie dazu? Vergessen Sie ja nicht, mir seine Eingabe vorzulegen, ich will darauf Rücksicht nehmen, versteht sich, wenn er nicht darauf anträgt, erster Tänzer der kaiserlichen Akademie der Musik zu werden." Zwei Monate später, am 15ten December, erhielt Dantel sein Patent als Controleur in der Verwaltung der Droits réunies, eine Stelle, um die er eingekommen war, aber er genoß nicht lange diese Veränderung seines Schicksals, er starb bald darauf im Jänner 1809.

Napoleon. Als Napoleon nach einer gewonnenen Schlacht über den Wahlplatz ritt und ihn mit Franzosenleichen bedeckt fand, sagte er zu seinem Gefolge: „Diese Todten haben heute der Nation einen ewigen Frieden erkämpft." — „Den werden sie wohl ausschließlich für sich behalten," versetzte ein kriegsmüder Marschall. Der Kaiser schwieg und — schnupfte.

— Als Napoleon nach der Schlacht von Aspern in Wien einzog, befahl er auch, das kaiserliche Zeughaus von zufälligen Bewohnern zu räumen. Es betraf dies unter andern die Wittwe eines ehemaligen Hausmeisters. Die alte Frau widersetzte sich mit fester Entschlossenheit den Befehlen und Drohungen; sie habe Erlaubniß vom Kaiser Joseph schriftlich, das sei Grund genug, bleiben zu dürfen, der

fremde Kaiser werde sie nicht vertreiben. Man hinterbrachte dem Kaiser die beherzte Frau, er wollte sie selbst sehen und mittelst eines Dolmetschers sich mit ihr unterhalten, sie befragen, warum sie solch Vertrauen hege, nicht hinausgejagt zu werden. Die gute Frau ließ sich von der Majestät nicht verblüffen, nach vielen Knixen zog sie ein Papier mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers Joseph heraus, der ihr, seiner ehemaligen Stubenheizerin, auch nach des Mannes Tod zeitlebens freie Wohnung im Zeughause zugesichert hatte. „Da seht," sagte sie in ihrem treuherzigen österreichischen Deutsch, „das ist des hochseligen Herrn Schrift, die gilt über das Grab hinaus, das weiß der fremde Herr Kaiser gewiß so gut wie ich." — Das feste Vertrauen auf das ihr geschriebene Wort Joseph's gefiel Napoleon wohl, auch daß sie voraussetzte, er werde Joseph's Willen ehren, schadete ihr nicht in seiner Gunst; es mochte ihn der Wunsch beschleichen, daß der Glaube an seine Macht, seine Unfehlbarkeit so fest in Frankreich wurzle, wie in dem Mütterchen der an die ihres verstorbenen Monarchen. Er befahl, sie ungestört in ihrer Wohnung zu lassen, und beschenkte sie außerdem noch reichlich.

Napoleon erzählte einst: „Am Tage der Schlacht von Lodi, bei Erstürmung der Brücke, stand ich eben am Eingange dieser Brücke und in dem Augenblicke, als die Kugeln wie Hagel auf uns herabfielen, hörte ich ganz in meiner Nähe einen Tambour den Generalmarsch schlagen, mit seltener Regelmäßigkeit mitten bei der größten Gefahr. Pulverdampf verhinderte mich, den Tambour zu sehen; plötzlich aber entfernte ein Windstoß den Rauch, der eine von Kartätschen-Kugeln zertrümmerte Mauer bedeckte, und nun sah ich auf diesem Steinhaufen einen Knaben von zwölf Jahren stehen, der hier seinen Generalmarsch eben so kaltblütig schlug, als sonst in der Lehrschule des Generaltambours. War das nicht ein Gegenstück zu dem Querpfeifer Friedrichs II." — Da wahrscheinlich die Geschichte des Querpfeifers nicht Jedermann bekannt sein wird, so wollen wir sie hier auch mit wenig Worten erzählen: Am Ende einer blutigen Schlacht im siebenjährigen Kriege fragte Friedrich II. seine Generale, wer sich denn wohl — ihrer Meinung nach — an diesem blutigen Tage am tapfersten bewiesen habe? — „Ihro Majestät!" antworteten sie Alle, und der König vermuthete fast diese Antwort. — „Ihr seid im Irrthum," erwiederte Friedrich. „Nein, nein, das war ein Pfeifer, bei dem ich während der Schlacht wohl zwanzigmal vorbeigeritten bin, und der von dem ersten Angriff an bis zum letzten immer auf derselben Stelle sein altes und ewiges Türlütütü gepfiffen hat."

Den 3. December 1812 übernachtete **Napoleon** in dem Schlosse des Fürsten Oginski zu Melodeczna. Hier war es, wo er das berühmte

29. Bülletin dictirte. Nach seiner Abreise fand man über dem Kamine, vor welchem er auf einem Sopha geschlafen hatte, folgende Inschrift mit Bleistift: „Napoleon der Erste.“ Einige Tage darauf bewohnte Kutusow das nämliche Schloß und dasselbe Zimmer und nach seiner Abreise fand man, daß eine unbekannte Hand den Worten: „Napoleon der Erste“ hinzugefügt hatte: „und der Letzte.“ Diese Inschrift wurde gewissenhaft geschont und, wie Graf Roman Soltyk in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland berichtet, befand sie sich noch vor kurzer Zeit über dem Kamine.

Napoleon und die Kaiserin. Als der Kaiser Napoleon die Quais von Boulogne in Augenschein nahm, machte die Kaiserin im Hafen in einem Boote eine Spazierfahrt; sie wagte sich selbst bis an das offene Meer. Als sie zurückkam, stand Napoleon am Ufer und wartete auf sie; sie wollte schnell aus dem Fahrzeuge steigen, ihr Fuß glitt aus, und sie würde gefallen sein, wenn der General Vandamme nicht schnell seinen Arm um sie geschlungen hätte. Napoleon, der mit einem Ingenieur etwa zehn Schritte davon stand, bemerkte dies, lief schnell hinzu und sagte ziemlich heftig: „Wissen Sie Ihre Füße nicht besser zu gebrauchen, Madame?“ Die Kaiserin ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen, sah dem Kaiser vielmehr unverwandt in's Gesicht und antwortete scherzend: „Wenn man dies hört, so sollte man denken, Sie hätten in Ihrem Leben keinen falschen Schritt gethan.“ Napoleon fühlte, daß er Unrecht hatte, und obgleich kein Freund von solchen Erwiederungen, bat er doch um Entschuldigung und nahm den Arm der Kaiserin.

Napoleon war sehr empfindlich am Kopfe, weshalb er denn auch keine neue Hüte liebte und die alten stets wieder aufputzen ließ. Diesem Umstande verdankt der welthistorische kleine Hut seine Entstehung.

Napoleon befand sich bei'm Dejeuner. Man brachte die aus Boulogne angelangten Marine-Depeschen. „Lesen Sie mir das,“ sagte der Kaiser zu Duroc. Der Großmarschall öffnet die Depeschen und liest: „Das Geschwader erwartet nur, um abzusegeln, den Wind von Seiner Excellenz —“ — „Was sagen Sie da?“ rief der Kaiser. Duroc wiederholt die Stelle mit der größten Kaltblütigkeit. Napoleon zieht die Augenbrauen zusammen und reißt das Papier Duroc aus der Hand; nachdem er jedoch die Augen darauf geworfen, bricht er in ein lautes Gelächter aus und sagt zum Großmarschall: „Lesen Sie weiter.“ Der Großmarschall setzte die Lesung des Berichts fort. „Der Wind Seiner Excellenz“ kam mehrere Male vor und wurde jedesmal von einem hellen Lachen des Kaisers begleitet. Duroc begriff das lächerliche Motiv nicht, denn der Rapport enthielt nichts Spaßhaftes. Endlich erklärte

ihm der Kaiser, daß die zwei Buchstaben S. E. hier nicht den Sinn haben, den man z. B. vor dem Titel Großmarschall ihnen beilegt, sondern daß S. E. soviel heißt als Sud-Est (Südwest).

Während der italienischen Feldzüge ritt **Napoleon** einst nach einem blutigen Treffen mit seinem Generalstabe mitten zwischen den Todten und Verwundeten hin, und seine vom Siege berauschten Officiere überließen sich den Ausbrüchen einer Freude, welche durch die mehr oder minder herzzerreißenden Scenen, die sie beständig vor Augen hatten, nicht gezügelt werden konnte. Da gewahrte der siegreiche Feldherr einen Hund, der neben der Leiche eines österreichischen Soldaten heulte. „Sehen Sie, meine Herren," rief er ihnen zu, „dieser Hund ertheilt uns in der Menschlichkeit eine Lehre."

Napoleon sagte von einem Mann, der sich knechtisch vor ihm schmiegte: „Ich begreife nicht, wie der es anfängt; ich muß mich immer bücken, um ihn zu verstehen, und doch mißt er acht Zoll mehr, als ich."

Als **Napoleon** noch Erster Consul war, pflegte er bei seiner Anwesenheit in Paris täglich eine oder zwei Stunden nach dem Diner einer vertraulichen Conversation zu widmen, zu welcher wenige Personen zugelassen wurden. Gewöhnlich der Zweite Consul oder der Erzkanzler, Generale vom ersten Range, zwei bis drei Adjutanten und jene Mitglieder des Staatsrathes, welche die Gunst des obersten Chefs genossen. Diese Gespräche verlängerten sich, je nachdem der Consul in der vorhergehenden Nacht mehr oder minder gut geschlafen hatte, und nachdem er sich während des Tages mehr oder minder ermüdet hatte, auch wohl nachdem die Neuigkeiten des Tages gut oder schlimm gewesen waren. Oft wurden diese Conversationen gänzlich natürlich abgebrochen, weil Napoleon, auf einem Sopha ruhend, entschlummert war. Eines Abends zeigte sich der Erste Consul lebhafter, als gewöhnlich. Er sprach allein, er sprach gut, und man hörte ihm mit eben so viel Vergnügen als Theilnahme zu. Allerhand Gegenstände passirten die Revue, endlich wurde das Wort „Ehrgeiz" ausgesprochen. „Man hält mich für ehrgeizig," rief der Erste Consul, „ehrgeizig und warum? Hören Sie, meine Herren, was ich Ihnen sagen werde, und ich bevollmächtige Sie, es zu wiederholen. In drei Jahren ziehe ich mich von den Geschäften zurück. Ich werde 50,000 Livres Rente haben, bei meiner Lebensart ist das mehr als genug. Ich werde ein Landhaus haben, weil Madame Bonaparte das Land liebt. Dann verlange ich nur noch eine Sache, ich werde sie wohl verdient haben, und ich will sie durchaus, ich will nämlich Friedensrichter meines Cantons werden. — Bin ich ehrgeizig?" So sprach Napoleon im Anfange des Jahres 1802.

An einem Sonntage des Februar 1807 hielt **Napoleon** Revue über einige Garde-Regimenter. Vor einem Grenadier bleibt er stehen, schlägt ihm vertraulich auf die Schulter, indem er spricht: „Ich sehe das Kreuz nicht auf Deiner Brust, Remoeuf, welches ich Dir in Boulogne gab." — „Wenn es auf dem Kleide abwesend ist, mein Kaiser, so fehlt es unter demselben nicht; der Säbel eines österreichischen Husaren hat es mir auf der Brust zersplittert; aber ich habe die Stücke behalten. Hier ist der Beweis." — Bei diesen Worten knöpft der Grenadier seine Uniform auf, zieht ein kleines Papierpäckchen hervor und übergibt es dem Kaiser. Lächelnd öffnet es Napoleon. — „Was meinst Du, Remoeuf, ich schlage Dir einen Tausch vor." Der Grenadier zieht ein finsteres Gesicht und antwortet nicht. „Ich gebe Dir mein Kreuz für diese Reste des Deinigen. Gilt's?" — Der Grenadier beharrt in seinem Schweigen. — „Der Handel scheint Dir nicht zu gefallen? Gesteh's nur." — „Das will ich nicht sagen, mein Kaiser," antwortet Remoeuf zögernd. „Aber nur unter einer Bedingung — daß Sie keines von den Stücken verlieren." — „Sind sie Dir so viel werth?" — „Ohne mein Kreuz würde ich nur für ewig von der Wache abziehen." — „Dann mußt Du wohl beide behalten, mein Braver, meines und Deines. Du verdienst sie auch." — Und dann wandte sich der Kaiser zu den Officieren seines Stabes, mit den Worten: „O, ich und Remoeuf, wir kennen uns schon lange. Wir sind alte Freunde."

Napoleon als Recensent und Theaterdichter. Napoleon ein Recensent! Ein Recensent Napoleon! Napoleon ein Theaterdichter! Ein Theaterdichter Napoleon! Staunen Sie, hören Sie und lesen Sie, was das „Montreal-Journal" hiervon erzählt. Ein Sinn, der so sehr auf Practisches gerichtet war, konnte, wenn von Belletristik die Rede war, nur durch das Großartige und Erhabene befriedigt werden, diesem aber hat er zu keiner Zeit seine Bewunderung versagt. Vorzüglich liebte er die Tragödie; „sie erwärmt," sagte er, „die Seele, erhebt das Herz und kann und muß Helden erzeugen. Die höhere Tragödie war stets die Schule großer Männer; es ist Pflicht der Fürsten, die Dichter dazu zu ermuntern und ihre Werke zu verbreiten. Frankreich hat vielleicht einen Theil seiner Großthaten Corneille zu verdanken!" — Gleichviel Genuß gewährte ihm Racine. Voltaire schätzte er nicht, weil er voll Schwulst und falschen Flitterstaat sei; er kenne weder Welt, noch Menschen, weder die Wahrheit, noch die Größe der Leidenschaften. Im Mahomet und dessen Charakter sowohl, als den ihm untergelegten Motiven habe er sich gleich schwer an der Geschichte, wie am menschlichen Herzen vergangen. Er würdige Mahomet's großen Charakter herab durch die niedrigsten Intriguen und lasse einen Mann, welcher der Welt eine andere Gestalt gegeben,

handeln wie einen feilen Schurken, der zum mindesten den Galgen verdient habe. Den großartigen Omar ziehe er zum gemeinen Meuchelmörder herab. Voltaire bestehe den Leser nur für den Augenblick durch äußere Kunst. Bei näherer Ansicht verliere er sofort Tausend auf's Hundert. Brutus sei ein gleich schlechtes Stück wie Mahomet. Von Rousseau und seiner neuen Heloise sagte er, er habe seinen Gegenstand überladen; er habe nicht die Liebe, sondern den Wahnsinn geschildert; die Liebe müsse ein Vergnügen sein, und keine Folter. Dies schmecke zu sehr nach dem Romanesken. So weit Napoleon als Recensent. — Von Napoleon als Theaterdichter erzählt dieses Journal folgende Anecdote. Bonaparte kam, während der unfreiwilligen Geschäftslosigkeit, in der er nach der Eroberung von Toulon in Paris lebte, durch den Umgang mit einigen Schauspielern des Théâtre français auf den Gedanken, sich durch dramatische Schriftstellerei eine Hülfsquelle zu eröffnen. Er führte daher den schon als Jüngling entworfenen Umriß zu einem Trauerspiel in Alexandrinern aus, legte das Werk aber bei Seite, als er wieder in militairische Thätigkeit trat. Er hatte es indessen so lieb gewonnen, daß er es als Kaiser abermals hervorsuchte und dem Dichter Luce de Lanceval (Verfasser der Achilleïde) anvertraute, um es nochmals zu überarbeiten und zur Vorstellung zu bringen. Lanceval that sein Bestes und stattete das Stück mit glänzenden Farben und sentimentalen Versen reichlich aus. Die Directoren des Théâtre français, welche den Einreicher für den Verfasser hielten, weigerten sich aber, es zur Aufführung zu bringen. Allein sie erhielten sogleich das Manuscript zurück mit dem Cabinetsbefehl: „Les acteurs du Théâtre français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la betise de refuser. Napoleon.“ Die Schauspieler errieten oder erfuhren zugleich die eigentliche Bewandtniß der Sache, ließen das Stück von ihren besten Mitgliedern einstudiren, und es wurde mit großem Beifall von den Zuhörern und von den meisten Recensenten aufgenommen. Das Stück hieß Hector, dessen angeblicher Verfasser, doch nur unter dem Vorwande, den Dichter der Achilleïde zu belohnen, für die Mühe der Ueberarbeitung reichlich belohnt wurde.

Napoleon und der Soldat. „Du bist es, mein Freund?“ sagte Napoleon, als er von einem alten Soldaten der Garde angesprochen wurde. „Was willst Du von mir?“ — „Sire, es ist mir ein großes Unglück begegnet.“ — „Eine Ungerechtigkeit, ein Uebersprungenwerden, nicht wahr?“ — „Nein, Sire. Ich habe eine gute Frau zur Mutter, die glücklich und zufrieden von dem Ertrage des Soldes lebte, welchen ihre fünf Söhne ihr zahlten, sämmtlich Soldaten, so wie ich. Sie bewohnte eine Hütte, welche abgebrannt ist, und da ihr jetzt nichts bleibt, als siebenundsiebenzig Jahre und Thränen, so

ist das doch nicht genug." — „Du willst nun eine Pension für sie erbitten? Das ist auch gerecht. Die Mutter eines meiner Braven darf auf mich rechnen. Ich werde mit dem Minister des Innern sprechen. Bist Du zufrieden?" — „Nein, Sire." — „Der Teufel, Du bist schwierig. Nun, was willst Du denn? Eine Anweisung auf den Schatz?" — „Nein, Sire. Nicht etwa, daß ich Ihre Unterschrift schlecht finde, aber in der Zeit, welche der Commissair dazu braucht, Ihre Anweisung zu registriren, zu stempeln und einzutragen, würde es keine Mutter mehr für mich geben. Hören Sie, mein Kaiser, ich gehe den nächsten Weg. Ich komme, um von Hand zu Hand Geld von Ihnen zu borgen; und damit Sie nicht denken, daß ich Sie betrügen will, habe ich Ihnen hier mein Buch mitgebracht; Sie können die Pension für mein Kreuz einziehen; der Quartiermeister wird sie Ihnen auszahlen." — „Behalte Dein Buch, mein Tapferer; zwischen alten Bekannten, wie wir sind, genügt das Wort; hier ist einstweilen eine Goldrolle (es waren 1000 Francs), Du magst es mir zurückgeben, wenn Du Obrist bist." — „Danke, mein Kaiser; aber in Ihrem eigenen Interesse sollten Sie mich zum Corporal ernennen, um so die Zeit der Rückzahlung näher zu rücken." Einige Tage später erhielt der alte Soldat die Unterofficiertressen.

Napoleon und Talma. Eines Morgens war Talma zum Frühstücke bei'm Ersten Consul, und es wurde über die auf seinen Befehl am vergangenen Abend gegebene Vorstellung: „Der Tod des Pompejus" gesprochen. — „Sie haben den Cäsar sehr gut gespielt," sagte Napoleon zu Talma, „doch verfielen Sie ein Mal, als sie mit Ptolomäus sprachen, in den Ton eines Klubb-Redners. Bedenken Sie, Cäsar ist ja kein Jakobiner; er spricht vor römischen Officieren; was er sagt, ist officiell. Uebrigens ist das, was die Leute der Art sprechen, Cäsar, Mahomed und ich, immer weit entfernt von dem, was sie denken!" Dann zu dem Schauspieler übergehend, der den Ptolomäus dargestellt hatte, tadelte er seine Art der Auffassung und die niedrige Färbung, die er dem Charakter gegeben. „Ich weiß sehr wohl," sagte Napoleon, „daß Corneille diesen Fürsten nicht sehr erhaben aufgefaßt hat; er bietet dem Cäsar seine Krone an, doch glaubt er sich dazu gezwungen, und selbst bei den unterwürfigsten Reden muß er doch eine gewisse Würde bewahren. Es ist ein König, und was auch immer ein König sagen mag, in Stellung und Geberde erniedrigt er sich nie." Corneille's Tragödie erinnerte den Consul an seine ägyptische Expedition und er erzählte, daß, als er den Fuß auf jenen Boden gesetzt, den einst Cäsar und Alexander betreten, er etwas im Sande bemerkt habe. „Ich nahm es auf," sagte er, „und siehe, es war eine antike Camee, und was mich noch mehr in Erstaunen setzte, war die Aehnlichkeit des Kopfes mit meinem eigenen. Wenn Sie fortgehen,"

fügte Bonaparte hinzu, „so sprechen Sie bei meiner Frau vor; sie kann Ihnen den Stein zeigen, und Sie werden selbst von der Aehnlichkeit überrascht werden."

Napoleon als Kind. Die Gräfin Dorsey erzählt, daß ihr Madame Lätitia bei einem Besuche Folgendes mitgetheilt habe: „Das Andenken an meinen Sohn ist allein im Stande, mich zu trösten. Stets sehe ich ihn vor mir. Nicht den Kaiser, nicht den großen Mann, mein Kind, nur meinen Napoleon, als er noch Niemandem angehörte, als seiner Mutter. Damals kannte ihn noch Niemand. Schöne Zeit! Eines Abends — ich glaube, er war acht oder neun Jahre alt — ging er in unserm Garten auf und ab, wie ein Mensch, der über etwas brütet; und er war ein Kind, wie ich Ihnen sage. Es regnete stark; seine Brüder waren in den Saal gegangen, um im Trockenen zu spielen. Ich klopfte mehrmals an's Fenster und winkte ihm, zu mir zu kommen. Er zuckte die Achseln, ein Zeichen seines Mißmuthes, und ging weiter. Der Regen goß in Strömen hernieder, er aber schien sich nicht darum zu bekümmern, sondern setzte mit unbedecktem Haupte seinen Spaziergang fort, die Blicke zu Boden gekehrt. Einige Male blieb er vor der kleinen Fontaine unsers Gartens stehen, und schien mit Vergnügen dem Falle des Wassers zuzusehen und den Strahl mit seinem Finger zu durchschneiden. Bei einigen Donnerschlägen fuhr er zusammen, dies war aber ein Nervenübel und nicht Furcht. Er blickte nach dem Himmel und kreuzte seine kleinen Arme über die Brust, als erwartete er noch einen Donnerschlag. Ich schickte einen Bedienten zu ihm hinab, mit dem Befehle, in's Haus zu gehen. Er antwortete kalt, aber bescheiden: „Sagt meiner Mutter, daß es heiß ist und daß ich frische Luft schöpfe." Auf eine nochmalige Botschaft gab er keine Antwort, sondern kehrte ihr den Rücken und setzte schneller seine Promenade fort. Erst nachdem das Ungewitter vorüber war, trat er, bis auf die Haut durchnäßt, zu mir in den Saal. — „Du hattest nicht Recht, mein Sohn," sagte ich zu ihm, „mir nicht zu gehorchen." — „Es geschah wider meinen Willen," antwortete er, „ich weiß nicht, was mich im Garten hielt. Da ich aber einmal Soldat werden will, so muß ich mich auch an Regen und Ungewitter gewöhnen. Ich bin kein Mädchen, ich bin ein Mann." — „Du bist ein Kind," sprach ich, „und noch dazu ein ungehorsames Kind. Wenn Du Soldat werden willst, so mußt Du vor allen Dingen Gehorsam lernen." — „Ich werde aber commandiren," sagte er mit einem so stolzen Ausdrucke, daß ich bis zu Thränen lachen mußte. — „Bevor Du commandirst, mein Sohn," sprach ich, „wirst Du gehorchen müssen, und das recht lange. Wenn Du Dienste nimmst, wird man Dich nicht gleich zum General machen." — Er ging auf mich zu, nahm meine Hand und drückte sie, um mir Recht zu geben, da er

dies nie mit Worten thun mochte; denn so stolz war er schon in diesem Alter! — „Woran dachtest Du denn, als Du so auf- und abgingest?" sagte ich, indem ich ihn auf die nassen Haare küßte. — „Das weiß ich nicht mehr, ich habe an gar Vielerlei gedacht — ich suchte mir auch einen Traum aus vergangener Nacht in's Gedächtniß zurückzurufen. Der Traum gefiel mir; ich träumte, ich sei Bischof. Nicht wahr, es ist schön, ein Bischof zu sein? Ziehen die Bischöfe auch in den Krieg?" — „Nein, mein Kind, das ist ihnen verboten." — „Dann will ich Soldat sein, wenn ich kein Kind mehr bin. Mit funfzehn Jahren ist man kein Kind mehr, nicht wahr, Mama?" — „Doch noch ein wenig." — Er besann sich eine Weile, sah nach der Decke und sprach: „Mit funfzehn Jahren will ich ein Mann sein!" — Und damit war er fort und wieder in dem Garten. — „Die erhabene Frau," so fährt die Gräfin Dorsey fort, „versank hier in Schweigen, aber ihre Lippen bewegten sich noch fort; ich begriff wohl, daß sie bei diesen heitern Erinnerungen gern verweilte, und daß von allen Phasen, welche ihr Sohn durchlaufen, keine werther dem Mutterherzen war, als die Kindheit des großen Mannes."

Napoleon und der Grenadier Berton. Napoleon war nie besser zu Muthe, als wenn er sich unter seinen Soldaten befand. Bei einer Revue, welche er in Antwerpen hielt, entfernte er sich von seinem Generalstabe, begab sich vor die Fronte eines jeden Regiments, richtete an Einen und den Andern verschiedene Fragen, wodurch seine Tapfern die Meinung gewannen, daß sie alle persönlich von dem Kaiser gekannt würden. — Als er zu einem alten Sergeanten kam, der mit drei Bändern und dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt war, sah er ihn eine Weile an und ritt dann weiter. Wahrscheinlich war ihm der Name desselben nicht eingefallen, und Napoleon hatte es ungern, daß ihn sein Gedächtniß bei seinen alten Soldaten verlasse. Dem armen Teufel hatte das Herz vor Freude gepocht, als der Kaiser vor ihm stillgestanden hatte, als dieser aber wieder sich entfernte, ohne ihn anzusprechen, konnte er sich nicht enthalten, mit einem Seufzer auszurufen: „Er kennt mich nicht." Napoleon hatte es gehört, schien einen Augenblick unentschlossen, und setzte dann seine Revue fort. Nach derselben ließ er die Truppen ein Quarré formiren. Entweder war ihm der Name wieder eingefallen, oder er hatte den Obristen um denselben gefragt: „Berton," sagte er mit lauter Stimme und den Blick zu dem Sergeanten wendend, „komm hervor." Der Sergeant trat vor den Kaiser hin. „Erinnerst Du Dich," sagte dieser, „wie Du bei Abukir dem Mameluken, der auf mich Feuer geben wollte, den Kopf gespaltet?" — „Ja, Ew. Majestät." — „Bei Eylau wurde Dir das Kreuz gegeben, weil Du an der Spitze von zwanzig andern Tapferen den Eingang in den Kirchhof, welchen zweihundert Russen

vertheidigten, erzwangest." — „Ja, Ew. Majestät." — „Bei Abukir war ich nur General; ich machte Dich zum Sergeanten; jetzt bin ich Kaiser geworden; es ist billig, daß auch Du avancirst... ich mache Dich zum Lieutenant in dem Regimente, in welchem Du Dich so sehr ausgezeichnet hast." — „Nicht, mein Kaiser?" — „Warum?" — „Weil mein Regiment in den flandrischen Ländern begraben liegt, wo kein Mensch etwas von Einem weiß. Machen mich Ew. Majestät, wenn es möglich ist, zum Grenadier in Ihrer Garde, und Berton ist zufrieden, wie ein König." — „Was geschehen ist, ist geschehen, ich habe Dich zum Lieutenant ernannt, und weil Du es nun durchaus so willst, im zweiten Jägerregiment meiner Garde." — Die Kameraden des tapfern Sergeanten umgaben ihn mit Freudengejauchze; der Obrist umarmte ihn und alle Officiere drückten ihm mit freundschaftlicher Wärme die Hand.

Napoleon wollte sich auch einmal das Vergnügen machen, unter einer Maske auf dem Balle zu erscheinen. Zu Anfang ging Alles gut. Er mischte sich unter die Menge und freute sich seines Incognito's. Bald aber wich Alles vor ihm zurück, und er sah, daß er trotz der Maske erkannt sei. Er kleidete sich um, und es ging ihm wie das erste Mal. Er glaubte nun, daß sein Kammerdiener ihn verrathe, und wurde wild. Einer seiner Adjutanten aber, der mit im Geheimniß war, sagte ihm: „Sire, eine Zeitlang bleiben Sie unbekannt, aber sobald Sie die Arme auf dem Rücken kreuzen, geht das Wort: „l'Empereur!" von Mund zu Mund."

Napoleon und der Unterofficier Noël. Bei einer der letzten Musterungen Napoleon's im Januar 1814 bemerkte der Kaiser einen schon bejahrten Soldaten, der indeß nur die Auszeichnung eines Unterofficiers trug. Dieser Unterofficier hatte große Augen, die wie Fackeln in dem von zwanzig Schlachten gebräunten Gesichte glänzten; ein ungeheurer Schnurrbart bedeckte die Hälfte des Gesichts und machte es noch furchtbarer. Der Kaiser winkte ihm, aus den Reihen herauszutreten und zu ihm zu kommen. „Ich habe Dich schon irgendwo gesehen," redete ihn Napoleon theilnehmend an, „aber es ist schon lange her. Wie heißt Du?" — „Noël, Sire, aus Paris." — „Warst Du nicht mit mir in Italien?" — „Ja, Sire, auf der Brücke von Arcole." — „Richtig, jetzt erkenne ich Dich und Du bist Unterofficier geworden?" „Bei Marengo, Sire." — „Aber seitdem?" — „Seitdem, Sire — nichts." — „Du mochtest also nicht in die Garde treten?" — „Im Gegentheil, das war mein einziger Wunsch, denn ich war bei Austerlitz, bei Wagram und in allen großen Schlachten." — „Bist Du bereits wegen des Kreuzes empfohlen worden?" — „Jedes Mal, Sire." — „Jetzt tritt zurück." Napoleon trat nun zum Obersten des

Regiments, sprach längere Zeit mit ihm und erkannte, daß man gegen Noël ungerecht gewesen, und daß er diese Vernachlässigung glänzend gut zu machen habe. Er rief also den Unterofficier nochmals und sagte: „Hier, Noël, Du hast es längst verdient," damit nahm er das Kreuz von seiner eigenen Brust und heftete es dem alten Soldaten an. Auf ein Signal des Obersten wirbelten darauf die Trommeln; die tiefste Stille herrschte im Regimente, der Oberst stellte demselben den neuen Ritter der Ehrenlegion vor und rief mit starker Stimme: „Im Namen des Kaisers! erkennt den Unterofficier Noël als Sous-Lieutenant Eures Regiments an!" Das Regiment präsentirte das Gewehr und die Musik fiel mit einem Tusch ein. Noël wollte vor dem Kaiser auf die Knie fallen, aber das strenge Gesicht Napoleon's, das ihm eher Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als eine Gunst zu bewilligen schien, hielt ihn zurück. Napoleon winkte von Neuem, der Oberst schwang seinen Degen, die Trommeln wirbelten wieder und der Oberst rief: „Im Namen des Kaisers! erkennt den Sous-Lieutenant Noël als Premier-Lieutenant Eures Regiments an." Dieser neue Donnerschlag warf den Pariser fast zu Boden, seine Augen, die seit 20 Jahren keine Thräne gekannt, wurden feucht, er wankte und konnte nicht sprechen. Zum dritten Male wirbelten die Trommeln und der Oberst rief nochmals: „Soldaten, im Namen des Kaisers! erkennt den Lieutenant Noël als Hauptmann Eures Regiments an!" Da drehte Napoleon sein Pferd um und ritt mit seinem glänzenden Stabe weiter die Fronte hinab, während Noël, unfähig etwas zu sprechen, halb ohnmächtig in die Arme seines Obersten sank.

Napoleon. Am 25. August 1783, dem Namenstage Ludwigs XVI., setzten sämmtliche Zöglinge der Militairschule zu Brienne ihr Talent in Bewegung, um diesen Tag würdig zu begehen. Unter Anderm wurden auch Gedichte und Transparents gemacht. Eines dieser letzteren, von einem Zöglinge, Namens Malzieur, entworfen, stellte Ludwig XVI. vor, wie er sich auf die Gerechtigkeit und die Wahrheit stützt. Diese Arbeit fand einstimmige Anerkennung, und man entschied, das Transparent an der Façade anzubringen, welche der Stadt zugekehrt ist. Es bedurfte nur noch einer Inschrift zu diesem Transparent. Einige Zöglinge schmiedeten lateinische Verse, andere französische, aber keine dieser Reimereien gefiel. Da erhob sich eine klare und durchdringende Stimme: „Das ist Alles unnütz, es bedarf nicht mehr als zwei Worte; obgleich ein Transparent nur das Monument weniger Stunden ist, so muß die Inschrift dazu doch eine so concise und lakonische sein, als die zu einem für Jahrhunderte bestimmten Monumente." Es war die Stimme Napoleon's. „Nun denn!" sagte ein Schulregent, „lassen Sie uns etwas hören, Herr von Bonaparte, schlagen Sie uns eine Inschrift vor." — „Nichts leichter als das,"

antwortete Napoleon, „drei Worte genügen, und zwar: „An Ludwig XVI., unsern Vater.“ Einstimmiger Beifall bezeugte Napoleon, daß er die Gesinnungen der ganzen Schule glücklich verdolmetscht habe. Die Inschrift wurde angenommen und prangte Abends unter dem Wappen Frankreichs, welches das Fronton der Brienner Schule zierte.

Napoleon hatte alle Taugenichtse Italiens zu einem Regimente unter dem Commando eines Obersten Eugen vereint, das man für eine Masse von Teufeln ansehen konnte. Im Sturme und Gefechte commandirte es der Oberst meist lachend nur mit: „Avanti, avanti, signori ladroni, cavalieri ladri!“ Denn diese, fast alle wegen ihrer wilden Tapferkeit mit Orden geziert, hätten selbst den Satan bestohlen. Bald tranken sie den für die Lazarethe bestimmten Branntwein, bald plünderten sie die Casse eines Zahlmeisters. Auf der andern Seite aber zeigten sie auch einen Edelmuth ohne Gleichen. Sterbend empfahl ein englischer Capitain einem solchen, der ihm den tödtlichen Streich versetzt hatte, Frau und Kind, die im nächsten Dorfe waren, und er eilte sogleich hin und theilte seinen Sold Jahr und Tag mit ihnen. Auf dem Rückzuge aus Rußland nahm sich ein Anderer seines Kameraden, der eine Kugel in die Brust bekommen hatte, wie eine Mutter ihres Kindes an und führte ihn auf dem Pferde fort, bis er selbst niedergestoßen wurde. Kurz, das sechste Regiment des italienischen Heeres war die furchtbarste Mischung von Tugend und Lastern und Verbrechen.

Der Ursprung des Namens **Napoleon** wird in einem 1769 in Paris erschienenen Werke: Description geographique et historique de l'Isle de Corse, par M. Bellin, Ingenieur de la Marine (von welchem die meisten Karten in der weltbekannten „Allgemeinen Historie der Reisen“ herrühren) angegeben. Es heißt darin, daß man auf Corsica eine griechische Colonie aus Morea finde. Sie besteht aus Mainotten, deren Vorfahren dem tyrannischen Joche der Türken entflohen, 1676 nach Genua gekommen waren und den Schutz der Republik gesucht hatten, welche auch mit ihnen eine Capitulation abschloß und ihnen einen Theil von Corsica überließ. Dieses waren drei unbewohnte Districte in Pive di Vico, als: Revida Paonia und Siassa longa. Den Ansiedelungen wurde ein griechischer Name gegeben. Unter andern ward ein moorichter und wasserreicher Wald, in welchem nach einer alten Sage sich vor Zeiten Löwen aufgehalten haben sollten und deren einer von einem heiligen Eremiten durch bloße Berührung mit dem Kreuze erlegt oder gezähmt worden: Napos Leon (Thal der Löwen) nach zwei griechischen Worten benannt. Dieser Name wurde hernach einem Heiligen zu Theil und so St. Napoleon ein Name, der mehreren Kindern, insonderheit der Ansiedler, in der

Taufe gegeben wurde. Diese Mainotten hatten ihren eigenen Bischof, der in Rom residirte und alle geistlichen Functionen auf der Insel durch seinen General-Vicar verrichten ließ.

Napoleon und der Invalide. Am Tage nach seiner Vermählung mit Marie Louise, im Jahre 1810, machte Napoleon in Begleitung seines Adjutanten Duroc einen Spaziergang in der Nähe des Schlosses Compiègne. Der Zufall führte ihn in das Städtchen dieses Namens. Ein Hochzeitszug, mit zwei Geigern an der Spitze, kam ihm entgegen. Napoleon trat nebst seinem Begleiter auf die Seite, um den Zug ungehindert vorüber zu lassen, und da Beide in bürgerlicher Kleidung waren, so wäre ihr Incognito gewiß nicht verrathen worden, wenn nicht der Bräutigam, ein alter Soldat der Consulargarde, den berühmten Mann erkannt hätte. Der Invalide rief, seinen Hut schwenkend: „Vive l'Empereur!“ Die Hochzeitgäste stimmten mit ein, und die Bierfiedler nahmen sich zusammen, um die Anwesenheit des Helden zu feiern. Napoleon trat zurück und winkte dem alten Soldaten. „Seit wann bist Du ausgetreten?“ fragte er ihn; „denn ich sehe an dieser Uniform, daß Du in der Consulargarde dientest?“ — „Seit acht Jahren,“ erwiederte der Invalide, militairisch salutirend. — „Warum bist Du so früh ausgetreten?“ — Statt der Antwort deutete der alte Soldat auf seine Stirn, auf welcher eine von den gepuderten Haaren kaum bedeckte tiefe Narbe die Ursache hinreichend angab. „Das ist etwas Anderes,“ sagte Napoleon; „wo wurdest Du verwundet?“ — „Bei Marengo.“ — „Und hast das Ehrenkreuz nicht erhalten?“ — „Leider, nein.“ — „Warum nicht?“ — „Halten zu Gnaden, Jedermann kann es doch nicht bekommen, und damals war es auch noch nicht erfunden.“ — „Was treibst Du hier?“ — „Ich bin Pferdegeschirrmacher; aber an Feiertagen lege ich meine alte Uniform an, denn ich kenne keinen luxuriösern Anzug, als diesen.“ — „Du hast Recht,“ sagte Napoleon lächelnd. „Geht Dir's gut? Bist Du verheirathet? Hast Du Kinder?“ — „Bin eben auf dem Wege, mon Empereur. Mein Geschäft geht gut; hier im ganzen Bezirk kommt ein Jeder, der ein gutes Pferdegeschirr haben will, zu dem alten Grenadier. Kinder habe ich noch nicht, und darum heirathe ich heute.“ — „Wie! Dies ist Deine Hochzeit? Wie alt bist Du denn?“ „Einundvierzig.“ — Und der Soldat führte das hübsche Landmädchen, welches in seiner Verlegenheit einen tiefen Knix machte, mit triumphirender Miene vor. — „Wie alt bist Du, mein schönes Kind?“ fragte Napoleon, die Braut bei der Hand fassend. — „Achtzehn Jahre,“ erwiederte sie. — „Das ist sehr jung,“ sagte der Kaiser, indem er den Invaliden mit dem ihm eigenthümlichen feinen Lächeln ansah. — Der Soldat aber erwiederte, ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen: „Et vous, mon Empereur?“ — „Du hast Recht,“ sagte

Napoleon, über die Naivetät des Invaliden laut lachend. „Nun, lebt wohl, meine Kinder, seid glücklich und lasset mich meinen Spaziergang fortsetzen. Ich werde schon für Eure Ausstattung sorgen. Dein Name?" fragte er den Bräutigam. — „Gibou, Ew. Majestät zu dienen, wenn ich's noch im Stande wäre." — „Gut, ich werde Deine Conduitenliste nachsehen lassen; hast Du Dich immer brav gehalten, so werde ich bei'm Ordenskanzler darauf antragen, daß Du das Ehrenkreuz bekommst. — Adieu, mein schönes Kind," sagte er, sich entfernend, zu der Braut; „ich sende Dir noch heute im Namen der Kaiserin tausend Franken."

Napoleon bei'm Pfänderspiel. Zur Zeit des Projectes der Landung in England gab Joseph Bonaparte sehr schöne Soiréen in Boulogne. Man fand in seinen Salons die Generale Soult, Saint-Hilaire, Andreossy, und unter den schönen Damen interessirte man sich besonders für eine schöne Dünkircherin, Mad. Fagan, welche auch bei sich Gesellschaften gab. Einst fiel es dem Ersten Consul ein, sich in dem kleinen Salon der Mad. Fagan ein Bischen zu zerstreuen. Er zog bürgerliche Kleidung an, setzte eine Perrücke und Brille auf und nahm den General Bertrand als Vertrauten mit. Man unterhielt sich mit Pfänderspielen, und als die Reihe ein Pfand zu geben an den Ersten Consul kam, war er Anfangs sehr verlegen, indem er nichts bei sich hatte, als ein Stück Papier, auf welches er die Namen mehrerer Obersten mit Bleistift geschrieben hatte; er gab es der Mad. Fagan und bat sie, es nicht zu öffnen. Sein Wille wurde geachtet und das Papier wurde wieder eingelös't, ohne daß es Jemand gesehen hatte. Napoleon mußte den „Portier" machen, Joseph und Fagan aber machten „die Reise nach Cythera." Napoleon entledigte sich seiner Aufgabe auf die beste Art und entfernte sich, sobald er sein Pfand wieder erhalten hatte. Gleich darauf kam ein Schreiner, welcher zu ebener Erde im Hause der Mad. Fagan wohnte, herbei und brachte derselben ein kleines Billet, in welchem Folgendes geschrieben war: „Ich danke Ihnen, Madame, für die liebenswürdige Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden. Wenn Sie eines Tages in meine Barracke kommen, werde ich wieder den Portier machen, aber nicht dulden, daß Sie ein Anderer auf der Reise nach Cythera begleite. Napoleon."

Napoleon und die Musik. Napoleon war gewiß ein großer Mann, aber in der Musik ein schlechter Richter. Eines Tages sprach man von Mehul und dessen Opern, der Kaiser aber äußerte: „Mehul ist ein Mensch ohne Talent; seine Musik ist so gelehrt, daß sie im höchsten Grade langweilig ist." Einige Tage darauf wurde die erste Aufführung einer Oper „Irato" angekündigt, der Componist sollte ein Italiener sein, und Napoleon wollte der ersten Aufführung beiwohnen,

auch begab er sich mit einem glänzenden Gefolge an dem bestimmten Tage in die Oper. Er fand die Musik reizend und begeisterte sich mit jedem Stücke mehr. Nach dem Schlusse fragte er, ob der Componist in Frankreich sei, und man antwortete ihm, er befinde sich in der Nebenloge. „Ich will ihn sehen und ihm zu seiner allerliebsten Oper Glück wünschen.“ Einen Augenblick darauf trat ein Adjutant in die Loge mit einem Manne in mehr als nachlässigem Anzuge. — „Da ist der Componist, Sire,“ sagte der Officier zu Napoleon. Es war Mehul. Napoleon konnte ein Zucken der Lippen nicht unterdrücken, das seinen Aerger verrieth: „Ich wünsche Ihnen immer so gute Gedanken,“ sagte er; dann wendete er sich an seine Gesellschaft und setzte hinzu: „Der Scherz, den man sich mit mir erlaubt hat, ist zwar gut, aber etwas zu stark.“ Er schmollte über acht Tage mit seinen Höflingen, die, wie er glaubte, das Complott angelegt hatten.

Napoleon schrieb einst an die Aufseher des musikalischen Conservatoriums in Paris: „Unter allen schönen Künsten übt die Musik den größten Einfluß auf die Leidenschaften, die allgemeinste Herrschaft über den Menschen. Ein moralisches Musikstück, von einer Meisterhand entworfen, dringt zum innersten Gefühl und wirkt tiefer ein, als ein gutes moralisches Werk, welches zur Vernunft spricht. Es ist Pflicht für den Gesetzgeber, die Tonkunst mehr, als jede andere Kunst, zu begünstigen.“ Die Wahrheit dieser Grundsätze läßt sich nicht nur aus dem Gesichtspunkte der Philosophie betrachten, sondern auch historisch nachweisen. Die rohesten Völker geben einen unumstößlichen Beweis dafür ab.

Napoleon als Musikfreund. Als Napoleon zum ersten Male das Oratorium „Debora“ hörte, sagte er zu Lesueur, dem Compositeur desselben: „Ich habe mit Vergnügen verschiedene Werke von Ihnen gehört, allein „Debora“ verdient meiner Ansicht nach den Vorzug unter allen. Wie viel Messen und Oratorien haben Sie schon gemacht?“ — „Sire, zweiundzwanzig.“ — „Da müssen Sie wohl viel Papier schon beschrieben haben; das ist auch eine Ausgabe, und ich will, daß sie auf meine Rechnung gestellt werde. Hr. Lesueur, ich bewillige Ihnen eine Pension von 2400 Francs, um das Papier zu bezahlen, welches Sie so gut verwendet haben; das Papier zu bezahlen! haben Sie wohl verstanden, denn bei einem Künstler von Ihren Verdiensten darf das Wort Belohnung gar nicht ausgesprochen werden.“

Am Abend vor einer Schlacht besuchte **Napoleon** mit einem seiner Marschälle die Vorposten und näherte sich einer Gruppe von Brummbärten, in der ein Redner mit grauem Schnauzbart das Wort führte,

welcher einem seit Kurzem bei der Armee eingetroffenen Conscribirten einen Brief dictirte. „Der Kaiser kommt." — „Was scheert das mich?" sagte der Brummbart; „er hat nie was dagegen, wenn man am Tage vor einer Keilerei an seine Mutter schreibt; denn er weiß recht gut, daß nicht immer der folgende Tag Allen leuchtet; nicht wahr, Sire, Sie sind darüber nicht böse?" — „Schon gut, Trubert, dictire nur Deinen Brief." — „Wohlverstanden. Schreib', Recrut, und mach ja viel Ausrufungszeichen, das wirkt wie eine Bombe; schreib': „Mama," drei Ausrufungszeichen. „Mama, morgen schlagen wir uns, das wird heiß werden...." zwölf Ausrufungszeichen. „Der kleine Corporal ist in eigener Person zugegen mit seinem grauen Rock, der so viel Schlachten gewonnen. Wir werden ihm Ruhm einbringen, mehr, als er tragen kann, und er wird uns in den Tagesbefehl setzen, da ich entschlossen bin, mit Hülfe meines neuen Freundes Trubert, der mehr Patronen zerbissen, als ich Radieschen geschluckt, den Feinden eine Fahne zu nehmen. Wenn mich aber eine Kugel kriegt, so lasse ich die 36 Franken, die ich noch in der Tasche habe, dem Trubert, damit er auf meine, auf Eure Gesundheit trinke und die unsers großen Napoleon, des ersten Kaisers der Franzosen, Protector des Rheinbundes, Mediateurs der Schweizer Eidgenossenschaft ꝛc. Und nun drei Linien Ausrufungszeichen." — Der Kaiser dictirte den Brief zu Ende. — P. S. „Der Brief hat gestern nicht abgehen können, denn Keiner von den Soldaten der großen Armee hat seinen Posten verlassen wollen. Ich theile Ihnen also mit, liebe Mutter, daß die Schlacht tapfer geliefert worden, daß ich die Schulter ein wenig gestreift bekam, daß die 36 Franken, die ich im Säckel hatte, eine Kugel abgehalten haben, daß ich beständig Trubert zur Seite war, der die Officierschleife der Ehrenlegion auf die Brust bekam; der Kaiser wußte wohl, daß er sie verdient hatte. Was mich betrifft...." Hier hatte der Kaiser natürlich Quant à moi dictirt. „Erlauben Sie, Sire, es muß heißen: Tant qu'à moi." — „Ich glaube, Du irrst Dich." — „Ich kenne meine Sprache, Sire, ich lehre sie meine Kameraden." — „Gut, ich fahre fort: Tant qu'à moi." — „So ist's recht!" murmelte Trubert leise. — „So hat es der Kaiser für gut befunden, mich zum Corporal zu ernennen, Ihr Sie liebender Sohn, Martin." — „Wir rechnen auf Ihr Wort," sagte Trubert. — „Und ich auf das Eurige," antwortete der Kaiser. Der Posten rief: „Es lebe der Kaiser!" Die Schlacht erfolgte, und Alles traf so ein, wie Napoleon beschlossen hatte.

Kaiser **Napoleon** und die Obstfrau in Brienne. Der Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Thaten. Da er gern Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Batzen von ihm

zu lösen. Hatte er ja einmal kein Geld, so borgte sie; bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und als sie das letzte Mal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, sagte er: „Fräulein, jetzt muß ich fort und kann Euch nicht bezahlen; aber Ihr sollt nicht vergessen sein.“ Indeß die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler junger Herr. Gott erhalte Sie gesund und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so Etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon geht nach Aegypten, wo einst die Kinder Israels das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor achtzehnhundert Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück und wird Erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!“ Aber ein Wort, noch immer so gut als baares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde (er war aber in der Stille schon dort und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit dachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte), da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirn, wie Einer, der sich auf Etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, die ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thür führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete und ein sparsames Abendessen bereitete. „Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ so fragte der Kaiser. — „Ei ja!“ erwiederte die Frau, „die Melonen sind reif,“ und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte, fragte der Eine: „Kennt Ihr denn den Kaiser auch, der heute hier sein soll?“ — „Er ist noch nicht da,“ antwortete die Frau; „er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch in der Schule war.“ — „Hat er denn auch Alles ordentlich bezahlt?“ — „Ja freilich, er hat Alles ordentlich bezahlt.“ Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben.

Für's Erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht; denn ich bin's. Für's Andere hab' ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Thaler schuldig!" und in diesem Augenblick zählte der Begleiter 1200 Franken auf den Tisch, Capital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte und die Goldstücke auf dem Tische klingen hörte, fiel ihm zu Füßen und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, und die Kinder schauen auch einander an und wissen nicht, was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureißen und der Frau ein anderes an dem nämlichen Platze zu bauen. „In diesem Hause," sagte er, „will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen." Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen. Wirklich hat er auch die Tochter derselben ehrenvoll versorgt, und der Sohn wurde auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher er selber ausgegangen ist.

Als **Napoleon** von der Insel Elba entwich, um in Frankreich zu landen, begegnete ihm die französische Fregatte Zephyr; der Befehlshaber derselben glaubte, es sei ein Kauffartheischiff und war zufrieden mit der Antwort, daß es von Elba nach Genua fahre; er fragte noch nach dem Befinden Napoleon's, und dieser antwortete selbst durch das Sprachrohr: „A merveille!"

Ein englisches Journal erzählt von **Napoleon** auf St. Helena: Der Kaiser lebte mit der Familie Balcombe in dem kleinen weißen Hause, „the Friars" genannt, bekanntlich auf sehr vertrautem Fuße. Fräulein Balcombe war des Gefangenen Liebling; sie war sehr jung und Napoleon pflegte häufig mit ihr zu schäkern. Eines Tages aber zog das Mädchen des Kaisers Schwert, trieb ihn mit der Spitze in die Ecke des Zimmers und rief lachend: „Da habe ich den größten Mann der Welt in meiner Macht." Von diesem Tage an hatte die Kleine des Kaisers Gunst verscherzt, er sprach und scherzte nie mehr mit ihr.

Napoleon fuhr einst mit der Lady *** und wäre beinahe von einer Brücke in einen tiefen Thalgrund geworfen worden. — Napoleon sagte scherzend zu der darob sehr erschreckten Dame: „Nun wären Sie beinahe mit mir gestorben." — „O Sire," rief die Dame, „vielmehr unsterblich geworden."

Napoleon. Während des Rückzuges der Franzosen von Moskau kam Napoleon, welcher oft zu Fuße ging, vor einem alten Soldaten vorbei. „Von welchem Regimente bist Du?" fragte ihn der Kaiser. — „Vom 64. Linienregimente," antwortete der Unglückliche, halb erfroren.

„Verdienst Du es, zu diesem braven Regimente zu gehören?“ — „Warum nicht?“ — „Weil Du nicht den Kopf in die Höhe hältst.“ — „Es ist mir kalt.“ — „Ah! — glaubst Du, daß mir wärmer ist?“ sagte der Kaiser und verdoppelte, zähneklappernd, seine Schritte. Der alte Soldat aber murmelte zwischen seinen Zähnen: „Ja, er hat gut reden, er hat Handschuhe!“

Napoleon als Jäger. Napoleon, der mit Feuerwaffen in den Händen Anderer so gut umzugehen wußte, war der schlechteste Schütze von der Welt. Nahm er ein Gewehr in die Hand, so konnte er auf dreißig Schritte einen Ochsen nicht treffen. Dennoch ging er auf die Jagd, aber nicht, weil er Vergnügen daran fand, sondern weil er sie als eine königliche Zerstreuung betrachtete, weil er die Bewegung für seine Gesundheit zuträglich hielt. Er galoppirte darauf los, und seine Jäger mußten das Thier verfolgen. Das Einzige, was ihn unterhielt, war, bei dem Hallali zugegen zu sein. Eines Tages, bei Fontainebleau, stellte der Hirsch die Hunde, als nur einige Jäger in der Nähe waren; weder der Kaiser noch die Personen seiner nächsten Umgebung hatten der Jagd zu folgen vermocht. Schon waren mehrere Hunde durch den Hirsch kampfunfähig gemacht worden, und die Jäger befanden sich in großer Verlegenheit. Tödteten sie den Hirsch, so war der Kaiser damit vielleicht nicht zufrieden; ließen sie die Hunde tödten, so setzten sie sich einer Strafe von dem Oberjägermeister aus. „Sahen Sie den Kaiser? wo ist der Kaiser?“ so tönte die Frage. „Er ist fort!“ sagte Einer; „ich sah ihn in der Richtung auf Fontainebleau galoppiren.“ Nun entschloß sich der älteste Jäger, den Hirsch abzufangen; kaum aber war dies geschehen, als man am Ende einer Allee eine Reitergruppe erblickte. „Ach mein Gott!“ rief Einer, „wir sind verloren! Da kommt der Kaiser mit seinem Gefolge.“ — „Bah!“ rief der alte Jäger; „er versteht nichts davon, und wenn er auch von manchen andern Dingen mehr weiß, als ich, so will ich ihm hier doch wohl etwas weiß machen.“ Mit diesen Worten sprang er in das Holz, schnitt zwei Gabelzweige ab, steckte sie in den Boden und stützte damit den Hirsch so, daß er wie lebend aussah. Die Hunde umgaben bellend den Verendeten, und Napoleon erschien auf dem Platze. Er stieg vom Pferde, ergriff eine Büchse und schoß — den besten Hund der Meute todt. „Sire, der Hirsch ist todt!“ meldete der Jäger. „Das hatten Sie nicht nöthig, mir noch erst zu sagen!“ erwiederte Napoleon sehr zufrieden, bestieg sein Pferd und ritt nach Fontainebleau zurück.

Napoleon hatte eine besondere Vorliebe zu dem 14ten Tage eines jeden Monats, weil er ihm mehr als Ein Mal günstig war. Den 14. October 1805 war die Schlacht bei Ulm; den 14. October 1806

bei Jena; den 14. Juni 1800 die Schlacht bei Marengo und den 14. Juni 1807 bei Friedland. Hingegen war ihm der 18. mehr als Ein Mal ungünstig; den 18. October 1813 war die Schlacht bei Leipzig und den 18. Juni 1815 die Schlacht bei Waterloo. Endlich verdrängte ihn der 18. Ludwig vom Throne.

Napoleon, in dessen Kopfe riesenartige Pläne entworfen wurden, fühlte sich einmal durch den naiven Einfall einer Dame betroffen, als er noch auf dem Gipfel seines Glückes stand. — Auf einem Balle in Paris trat er nämlich einer Tänzerin zu nahe, und wurde von ihr unsanft berührt, die sich aber sogleich in den höflichsten Ausdrücken entschuldigte. — „Hat nichts zu sagen," erwiederte der Kaiser eben so höflich, „ich habe mich noch zur rechten Zeit zurückgezogen." — „Sire," entgegnete sie, „ich finde mich sehr geschmeichelt, die erste Person zu sein, welche Sie zum Rückzuge nöthigt."

Napoleon und der Hoffriseur. Napoleon ließ sich sowohl im Felde, als auch in Paris, sehr oft die Haare kürzen, was gewöhnlich alle vier bis sechs Wochen geschah. Dieses Geschäft verrichtete größtentheils sein erster Kammerdiener, der ihn bisweilen auch rasirte. Dieser war, als Napoleon aus Rußland zurückkehrte, ihm nicht gefolgt, und so mußte der Hoffriseur, ein schon ältlicher und sehr ängstlicher Mann, jenes Geschäft, kurz nach der Ankunft des Kaisers in Paris, verrichten. Während der Friseur, der durch Napoleon's Unruhe noch immer ängstlicher wurde, seine Kunst ausübte, sprach der Kaiser beständig mit mehreren Anwesenden, sprang einigemal vom Sessel auf und dictirte sogleich einigen Secretairen, so daß sein Kopf in beständiger Bewegung war. Der Friseur war eben mit den Haaren neben den Ohren beschäftigt, und schnitt Napoleon, als sich dieser abermals mit dem Kopfe wendete, in das Ohr, daß es zu bluten anfing. Der arme Friseur, schon von Natur ängstlich, war sehr bestürzt, daß er auch nicht ein einziges Wort zu seiner Entschuldigung hervorbringen konnte, und der Schreck hatte ihn in eine Bildsäule verwandelt. Napoleon konnte sich des Lachens über den armen Teufel nicht erwehren, nahm sein Taschentuch, hielt es an sein blutend Ohr und sagte, indem er sich zum Friseur wendete: „Du willst mich gewiß an meine langen Ohren erinnern, das hättest Du aber hübsch vor dem Feldzuge thun sollen, da wäre der Schnitt besser angebracht und vielleicht von Nutzen gewesen, jetzt kam er zu spät!" — — Sehr wahr!

Die Krücken und die hölzernen Beine. **Napoleon** und **Josephine** befanden sich in Mainz. Sie bekamen eines Morgens Lust, auf einer kleinen Rheininsel zu frühstücken, wo, wie man ihnen gesagt hatte, sich das Lustschloß des Churfürsten, die Favorite, befinden sollte. **Man**

kommt an, aber es ist von diesem Wohnsitze keine Spur mehr vorhanden; er war zwei Jahre vorher zerstört. Nichtsdestoweniger waren die Befehle einmal gegeben und Ihre Majestäten frühstückten, so gut es ging, im Freien. Wie sie zurückkehrten, kamen sie bei einer Hütte vorbei, vor deren Thür eine arme Frau saß. Napoleon winkte ihr und richtete einige Fragen an sie, auf welche sie freimüthig antwortete, da sie den Kaiser und die Kaiserin nicht kannte. „Gute Frau," fuhr er fort, „warum lassen Sie denn das Dach Ihres Hauses nicht repariren?" — „Ach mein lieber Herr, wir sind zu arm dazu, um so mehr, als mein Mann nicht immer Arbeit hat und wir drei Kinder ernähren müssen." — „Welches Handwerk treibt Ihr Mann?" — „Er ist Drechsler, er macht Krücken und hölzerne Beine für die Verwundeten, aber da jetzt unglücklicherweise kein Krieg mehr ist, so geht das Handwerk schlecht." Bei den Worten Krücken und hölzerne Beine hatte sich das Gesicht des Kaisers ein wenig verfinstert, er hatte Josephinen einen bedeutsamen Blick zugeworfen, die ihn untergefaßt hielt und ihm leise den Arm drückte, um ihrem Manne zu sagen, daß sie seinen Gedanken ganz und gar errathen habe: sie senkte daher die Augen, ohne ein Wort zu sprechen. — „Oh," sagte Napoleon mit gleichgültigem Tone, Krücken und hölzerne Beine zu machen, ist allerdings jetzt ein schlechtes Geschäft, man hat keine mehr nöthig." — „Freilich und deshalb eben sind wir so zurückgekommen." — „Wie viel würden Sie denn brauchen, um Ihre Angelegenheiten zu ordnen?" fragte Josephine sie mit reizender Güte. — „Ach meine schöne Dame, ich brauche sehr viel!" — „Nun," versetzte Napoleon, „wie viel kann es denn sein?" — „Ich brauchte mindestens ... mindestens ..." und die alte Frau sah nach dem Himmel, zählte an den Fingern, als ob sie Alles zusammenrechne, und sagte endlich mit einem schweren Seufzer: „Wir brauchen mindestens vierzehn Louisd'or, aber die werden wir niemals in unserm Leben verdienen, die Arbeit ist so schlecht in der jetzigen Zeit, wo man sich nicht mehr schlägt und kein Bedürfniß nach Krü..." — „Man hat immer Stühle nöthig," rief Napoleon, indem er der alten Frau schnell das Wort abschnitt, damit sie nicht mehr die Worte Krücken und hölzerne Beine wiederholte, welche Josephinen traurig gemacht zu haben schienen. „Sagen Sie Ihrem Manne," fügte er hinzu, „er soll in Zukunft Stühle machen, die braucht man immer." Darauf sagte er dem Palastpräfecten, der ihn begleitete, einige Worte und ließ sich von ihm eine Rolle von fünfhundert Franken geben, zerbrach dieselbe und zählte selbst die Zwanzigfrankenstücke, welche er eines nach dem andern der alten Frau in die Schürze warf. Diese wollte ihren Augen nicht trauen. Es gelang Josephinen nur mit großer Mühe, sie zu überreden, daß das Gold nicht falsch sei und Alles für sie bestimmt.

Der Kaiser **Napoleon** sagte einst zu dem Director der Oper, Herrn Rey: „Sie sind gewissermaßen auch ein General.“ — „O ja, Sire,“ erwiederte er, „aber meine Soldaten stimmen nicht so gut zusammen, wie die Ihrigen.“

Am 22. April 1810 hielt **Napoleon** an der Seite der jungen Kaisertochter seinen Einzug in Brüssel. Er wollte das seinem Reiche einverleibte Belgien auch durch die Bande der Legitimität fesseln, durch Erinnerungen an Maria Theresia. Brüssel wetteiferte an Glanz und Pracht, an Zuvorkommenheiten und Festlichkeiten, an naiven Bewillkommnungen, unter welchen sich jene eines alten Stadtraths:

Il n'a pas fait une bêtise,
En épousant Maria-Louise.

vorzugsweise auszeichnete, eine Bewillkommnung, die Napoleon mit einer schönen Tabatière und dem Impromptu:

Lorsque vous prendrez une prise,
Souvenez-vous de Marie-Louise!

belohnte.

Napoleon. Im Feldzuge von 1805, gegen Oesterreich, hatte der Kaiser Napoleon, der voraus gereist war, vor seiner Ankunft zu Augsburg, einen so langen Weg gemacht, daß ihn seine Begleitung nicht einholen konnte. Er übernachtete, ohne Gefolge und ohne Gepäck, in dem am wenigsten schlechten Hause eines ganz elenden Dorfes. Als die Personen seines Gefolges am andern Tage bei ihm eintrafen, empfing er sie lächelnd und drohte, sie als Nachzügler durch die Gens-d'armerie aufgreifen zu lassen.

Napoleon's Westen. Nur immer pfiffig! Zu Anfang dieses Jahrhunderts verschrieben sich die Schnitthändler zu Leipzig große Partien Westenzeug, worauf man Medaillons mit den Buchstaben H. N. erblickte. Dies hieß Horatio Nelson. Die Speculation schlug aber fehl, Niemand wollte Etwas von Nelson wissen und das Zeug wurde Ladenhüter. Da erschien Napoleon und die alten Westen wurden wieder flott. Man redete den Leuten ein, daß H. N. bedeute: Held Napoleon; die Westen stiegen im Preise und in Zeit von 14 Tagen war kein Läppchen mehr davon aufzutreiben.

Napoleon's Abneigung gegen Journalisten. Die schlechteste Recommandation, die man in den Augen Napoleon's haben konnte, war die, ein Zeitungsschreiber zu sein. Fabre de l'Aude, ein Liebling des Ersten Consuls, bat ihn kurz nach dem 18. Brumaire um eine Pen-

sion für einen seiner Bekannten. „Womit hat er sich verdient gemacht?“ — „Er war ein Journalist.“ — „Ein Journalist,“ erwiederte Bonaparte; „das will sagen, ein Aufwiegler, ein Rathgeber, ein Tadler, ein Zurechtweiser. Die Cabanons von Bicêtre sind die schicklichsten Plätze für Leute dieses Gelichters.“ — „Aber Erster Consul,“ bemerkte Fabre, der immer offen sprach, „Sie stellen alle Tage solche Leute an, die Journalisten waren.“ — „Wenn sie nichts Besseres wären, möchte ich mir sie bald vom Halse schaffen. Ich weiß, sie haben eminente Talente, aber demungeachtet bediene ich mich ihrer mit Widerwillen.“

Napoleon's Leiche. Notiz aus dem Memorandumbuch Abraham Millington's, eines Artillerie-Sergeanten auf St. Helena. „Am Sonntag, den 6. Mai 1821,“ heißt es in diesem Memorandumbuch, „wurde ich aus der Kirche abgerufen und erhielt den Auftrag, einen zinnernen Sarg für den General Napoleon Bonaparte anzufertigen. Am Montag, den 7., ertheilte man mir den Befehl, in Longwood-House den zinnernen Sarg mit der Leiche des Generals Bonaparte zuzulöthen. Dies geschah in Gegenwart der Generale Bertrand und Montholon, der Madame Bertrand, des französischen Capellans, des französischen Chirurgen, des Herrn Darling, Dr. Rushop's, des 20. englischen Infanterie-Regiments und mehrerer französischer Diener. Die Leiche des Generals wurde in voller Uniform in den mit weißer Seide und Baumwolle ausgeschlagenen Sarg gelegt. Seinen dreieckigen Hut stellte man ihm quer über die Schenkel, auf seiner Brust trug er einen Stern, ein Kreuz und mehrere Medaillen von Gold, auch legte man außerdem viele Geldstücke von verschiedener Größe mit hinein. Sein Herz befand sich in einer mit Spiritus angefüllten silbernen Vase, die man ihm, nachdem ich den silbernen Deckel festgelöthet, zwischen die Füße stellte. Sein Magen kam in einen silbernen, mit Spiritus angefüllten Krug und wurde ebenfalls in den Sarg gesetzt. Außerdem kamen noch ein silberner Teller, Messer, Gabel, Löffel und eine silberne Tasse mit hinein. Nachdem der Leichnam mit allen hier angeführten Sachen in den Sarg gelegt war, löthete ich den mit weißer Seide gefütterten und mit Baumwolle ausgestopften Deckel auf. Der zinnerne wurde nun in einen Sarg von Mahagoniholz, diese beiden in einen bleiernen und das Ganze endlich wieder in einen Mahagoni-Sarg gesetzt, so daß der General Napoleon Bonaparte also in einem vierfachen Sarge ruht. Abraham Millington, Sergeant bei der St. Helena-Artillerie.“

Züge aus dem Privatleben **Napoleon's**. Der Baron Menneval, vormaliger Secretair und Vertrauter Napoleon's, gibt in seinen Memoiren eine Charakteristik desselben. Einiges davon wollen wir hier mittheilen. Napoleon erfreute sich einer dauerhaften Gesundheit. Seine

nicht übermäßige Beleibtheit wurde später bedeutender durch den häufigen Gebrauch warmer Bäder, deren er sich täglich bediente; später jedoch ging er von dieser Gewohnheit ab auf Anrathen seines Arztes. Sein Hals war etwas kurz, seine kräftige Körperconstitution, die aus den breiten Schultern und der stark gewölbten Brust hervorleuchtete, stand mit seiner außerordentlichen Charakterstärke in vollem Einklange. Seine Beine waren schön geformt, seine Füße klein; seine Hände, auf die er sich etwas einbildete, waren kräftig, gerundet und fein. Er hatte eine hohe, breite Stirn, durchdringende graue Augen, eine gerade wohlgeformte Nase, ziemlich schöne Zähne, einen regelmäßigen feinen Mund und ein etwas vorstehendes Kinn. Sein Gesicht war farblos, aber von durchsichtiger Blässe. Seine feinen kastanienbraunen Haare trug er nach dem ägyptischen Feldzuge kurz geschnitten. Die ganze Gesichtsform war, so wie die einzelnen Züge, von seltener Regelmäßigkeit. Kopf und Büste standen an Adel und Würde keinem Kunstwerke des Alterthums nach. Die Wohlbeleibtheit, die in den letzten Jahren seiner Herrschaft mehr überhand nahm, benahm seiner Gestalt das frühere schöne Ebenmaaß; der Rumpf bekam einen Umfang, mit dem die untern Gliedmaßen nicht im Verhältnisse standen. Dies gab nach seinem Sturze zu der Bemerkung Veranlassung, Napoleon's Büste gleiche einem imposanten Denkmal mit einem winzigen baufälligen Piedestal. — Seine Lebensweise war bürgerlich einfach, besonders in Malmaison. Die Zeit, welche nicht durch Arbeit, Jagd oder Promenade ausgefüllt wurde, brachte er bei seiner Gemahlin zu. Während des Frühstücks besprach er sich über Wissenschaften, Kunst, Literatur. Zum Diner begab er sich in das Apartement der Madame Bonaparte. Nach der Mahlzeit, wenn ihn nicht dringende Geschäfte in sein Cabinet riefen, spielte er Schach, oder unterhielt sich über Tagesereignisse und wissenschaftliche Gegenstände, wobei er nie seine Meinung aufzudringen oder die Ueberlegenheit seines Ranges geltend zu machen suchte. Bestand die Gesellschaft aus Damen, so machte er sich ein besonderes Vergnügen, die Toilette derselben zu bekritteln und tragische oder satyrische Geschichten zu erzählen. — Napoleon dictirte nie anders als im Zimmer auf und ab gehend. Dabei machte er eine eigenthümliche Bewegung mit dem rechten Arme und zog beständig am Rockaufschlage. Er schrieb höchst selten selbst. Seine Schrift war ein Gemisch von unzusammenhängenden und unlesbaren Zeichen. Es fehlte mindestens die Hälfte der Buchstaben. Er machte viele orthographische Fehler, obwohl er die Fehler, die Andere machten, sehr gut aufzufinden wußte. Es war eine zur Gewohnheit gewordene Nachlässigkeit. Auch in Zahlen irrte er sich oft. Er vermochte die schwierigsten mathematischen Probleme zu lösen, aber selten machte er eine richtige Addition. Solche Unrichtigkeiten waren freilich nicht immer absichtslos. So gab er z. B. in der Berechnung der Zahl der Soldaten, aus denen seine Bataillons

bestehen sollten, die Totalsumme immer zu hoch an; er hielt es für nothwendig, hinsichtlich der Stärke seiner Truppen übertriebene Angaben zu verbreiten. Seine eigene Schrift war durchaus unlesbar und gleichwohl war ihm jede schwer zu lesende Schrift ein Dorn im Auge. Gewisse Wörter schrieb er immer gleich, so gabinet statt cabinet; enfanterie statt infanterie. Das Italienische sprach er sehr schlecht und bequemte sich dazu nur in Unterredungen mit Italienern, die des Französischen nicht mächtig waren. Sein Italienisch war eigentlich nichts als ein Französisch mit italienischen Endungen. Er besaß eine beispiellose Ausdauer im Arbeiten und er widmete sich den verschiedensten Zweigen der Verwaltung mit gleichem Erfolge. In einer und derselben Sitzung ging er vom Kriegswesen zur Finanzverwaltung, von diplomatischen Verhandlungen zu den Staatsbauten ꝛc. über; in Allem gleich bewandert und aufmerksam. Napoleon vermochte den Schlaf nach Belieben zu jeder Stunde hervorzurufen und denselben auch mehrere Tage und Nächte zu entbehren, ohne irgend eine Erschlaffung des Körpers oder Geistes zu empfinden. Zuweilen brachte er aber auch ganze Tage hin, ohne sich den Geschäften zu widmen und ohne gleichwohl das Haus zu verlassen. An solchen Tagen der Muße war er die Liebenswürdigkeit selbst. Zuweilen brachte er eine Stunde in den Gemächern seiner Gemahlin zu; dann kam er in sein Cabinet zurück, setzte sich in einen Lehnstuhl und schlief einige Minuten oder that, als ob er schliefe. Dann trat er zu seinem am Schreibtische arbeitenden Secretair und setzte sich auf eine Ecke des Tisches, zuweilen sogar auf die Kniee des Secretairs, klopfte ihn auf die Wange und zupfte ihn am Ohr; schwatzte dabei von seinen Liebhabereien, seinem Gesundheitszustande, seinen Projecten. In solcher Stimmung fand er großen Gefallen, die ihn umgebenden Personen aufzuziehen; aber er wurde nie boshaft oder beleidigend, er zeigte vielmehr immer eine gewisse Gutmüthigkeit und lachte immer herzlich mit, wenn Andere an seinen Scherzen Gefallen fanden. Zuweilen öffnete er seinen Bücherschrank, sprach Lob oder Tadel über einige Schriftsteller aus und nahm einen Band heraus, um einige Stellen laut zu lesen. Am liebsten las er Tiraden aus Corneille's oder Voltaire's Tragödien. Manche Stellen wußte er auswendig und declamirte sie mit Pathos. Wenn er des Sprechens überdrüssig war, fing er an zu singen, mit schöner klangreicher Stimme zwar, aber sehr falsch. Meistens sang er Melodien aus „Le Devin du Village“ oder andern alten Opern, zuweilen auch patriotische Lieder. — Die außerordentliche Popularität, die Napoleon in der Armee genoß, verdankte er der Vertraulichkeit, womit er die Soldaten behandelte. Gegen die Officiere war er artig und wohlwollend; er war für Jedermann zugänglich. Aus seinem Verkehr mit dem Militair war alle Etiquette verbannt. Jedem gemeinen Soldaten stand es frei, sein Anliegen mündlich oder schriftlich bei ihm vorzu-

bringen; die Entscheidung erfolgte augenblicklich. Wenn der Gegenstand des Ansuchens von der Art war, daß eine abschlägige Antwort erfolgen mußte, so erfuhr der Soldat immer den Grund davon, und nicht selten wurde die Weigerung durch eine andere Gunstbezeigung aufgewogen. Auf dem Marsche sowohl, wie auf Reisen in Friedenszeiten, brach er immer sehr früh auf. Manchmal wurde eine Zwiebelsuppe oder ein anderes einfaches Frühstück aufgetragen und Napoleon aß mit großem Appetit davon. Der Mundvorrath wurde unter einem Baume oder auf offener Straße ausgebreitet und alle seine Umgebungen, ohne Unterschied des Ranges, nahmen an der frugalen Mahlzeit Theil. Wo er sein Nachtquartier aufschlug, wurde Alles gezahlt, und er verließ nie ein Haus, ohne einen Beweis seiner Freigebigkeit zurückzulassen.

Napoleon's Herz. Unter dieser Ueberschrift theilen englische Journale Nachstehendes mit: Man weiß, daß gleich nach dem Ableben Napoleon's auf St. Helena das Herz aus der entseelten Hülle des großen Mannes herausgenommen wurde, um aufbewahrt zu werden. Der englische Arzt, welchem dieses kostbare Organ anvertraut wurde, hatte dieses in ein großes mit Wasser gefülltes Becken gelegt, zwei brennende Wachslichter dazu gestellt und war darauf zu Bette gegangen. Die Besorgniß aber wegen des ihm anvertrauten Gutes gönnte ihm die Ruhe nicht. Als er im halbwachen Zustande auf seinem Bette lag, vernahm er ein leichtes Geräusch, bald darauf ein Plätschern im Wasser und endlich den Laut eines auf den Boden springenden Gegenstandes. Er erhob sich und erblickte eine sehr große Ratte, welche das Herz Napoleon's in ihr Loch zu schleppen sich mühte. Nur einige Minuten noch, und das Herz, welches die Herrschaft Europa's nicht befriedigen konnte, wäre der Raub einer Ratte geworden.

Napoleon's-Medaille. Eine der merkwürdigsten Medaillen rührt von Napoleon her. Bekanntlich beabsichtigte er eine Landung in England und war seiner Sache so gewiß, daß er heimlich eine Medaille zur Verewigung des großen Ereignisses hatte schlagen lassen. Auf der Vorderseite befindet sich sein Brustbild, auf der Rückseite sieht man Herkules, wie er den Riesen Antäus erstickt. In dem Abschnitte sind die Worte zu lesen: „Descente en Angleterre," darunter: „Frappé à Londres 1804." — Die Medaille wurde in London angefertigt und zwei Exemplare davon abgeprägt, von denen aber nur noch *eins* vorhanden ist, das sich in der Münzsammlung des Münzgraveurs Gatteaux in Paris befindet. Der Stempel wurde später auf Befehl Napoleon's zerstört.

Sonderbare Empfindlichkeit Napoleon's und sein musikalischer Scharfsinn. Es war den 9. Februar 1807, als am französischen Hofe großes Concert mit Ballet am Schlusse eines Festes stattfinden sollte. Eine glänzende Gesellschaft hatte sich versammelt, denn man erwartete den Kaiser, und Crescentini sollte diesen Abend singen. Zur bestimmten Stunde wird in der That der Kaiser gemeldet; er tritt ein und begibt sich auf seinen Platz; das Programm liegt vor ihm. Das Concert beginnt; nachdem die Ouverture geendet hat, nimmt der Kaiser das Programm zur Hand, liest es, und während das erste Gesangstück vorgetragen wird, ruft er mit lauter Stimme den Marschall Duroc und sagt ihm einige Worte in's Ohr; dieser geht hierauf quer durch den Saal zu Herrn Gregor, dessen Amt als Secretair der Musik des Kaisers es war, die Programme der Concerte zu machen, und sagt in strengem Tone zu ihm: „Herr Gregor, der Kaiser hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, künftig keinen Witz in die Programme zu bringen.“ Der arme Secretair bleibt bestürzt sitzen und wagt kein Auge aufzuschlagen, indem er nicht begreifen kann, was der Marschall damit sagen will. In den Pausen zwischen den Musikstücken wird er von Jedem mit leiser Stimme nach dem Grunde dieser groben Beleidigung gefragt, und der unglückliche Gregor, hierdurch nur noch betrübter gemacht, erwiedert stets: „Ich weiß eben so wenig als Sie einen Grund; ich begreife es nicht.“ Er erwartet, am nächsten Morgen seines Amtes entsetzt zu sein, und waffnet sich schon mit Muth, eine Ungnade zu ertragen, welche ihm unvermeidlich scheint, zufrieden, daß er sich keiner Schuld bewußt ist. Das Concert ist zu Ende, eben so das Ballet; der Kaiser verläßt den Saal und das Programm bleibt auf seinem Lehnstuhle liegen; Gregor, der es bemerkt, läuft hinzu, ergreift und liest es, liest fünf bis sechs Male, ohne darin etwas Tadelhaftes zu entdecken; er zeigt es den Herren Lesueur, Rigel, Kreutzer, Baillot, welche Alle ebenfalls nichts weiter darin finden können, als was vollkommen schicklich ist. Schon fangen die abgeschmackten Scherze der Musiker an, auf den unglücklichen Secretair zu regnen, als ein plötzlicher Einfall ihm den Schlüssel zu diesem Räthsel gibt und seinen Schrecken verdoppelt. Das Programm fing nämlich mit den Worten an: „Musique de l'Empereur,“ und anstatt darunter wie gewöhnlich eine einfache Linie zu ziehen, hatte, Gott weiß, welcher Einfall den unglückseligen Gregor verleitet, eine Menge Sterne in Form eines Halbkreises darunter zu zeichnen, welche von der einen Seite aufsteigend bis zur Mitte immer größer wurden und von da an bis zur andern Seite absteigend eben so wieder abnahmen. Sollte man glauben, daß Napoleon, damals auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes, in dieser unschuldigen Verzierung eine Anspielung auf sein vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Glück sah. Eine Anspielung, eben so unangenehm für ihn, als unverschämt

von Seiten des Unglückspropheten, von welchem er sie planmäßig gemacht glaubte, denn sie gab ihm zu verstehen, durch die beiden ganz unmerklichen sich gegenüberstehenden Endsterne, sowohl als durch die übermäßige Größe der Mittelsterne, daß das kaiserliche Gestirn, damals so glänzend, nach und nach abnehmen, sich verringern und im umgekehrten Verhältniß verlöschen werde, als es ihm gefolgt war bis auf diesen Tag. Die Zeit hat bewiesen, daß es also sein sollte; aber der Geist des großen Namens hatte es ihm schon damals entschleiert, was das Schicksal ihm aufbewahre. Diese seltsame Empfindlichkeit dürfte es glauben machen. — Man kann sich wohl denken, daß Gregor, nach und nach beruhigt über die Furcht, sein Amt zu verlieren, sich sehr hütete, bei den folgenden Concerten, den kleinsten Strich, die geringste sinnbildliche Verzierung in den Programmen anzubringen. Kaum wagte er, ohne zu zittern, die Punkte über die i zu setzen. Die Lection war zu nachdrücklich gewesen, er fürchtete immer Witz zu machen, ohne es zu wissen. — In einem andern Falle gab Napoleon den unzweideutigsten Beweis seines musikalischen Gefühls, womit man ihn schwerlich begabt gewesen zu sein glauben sollte. In den Tuilerien war eines Abends Concert veranstaltet; unter den Musikstücken, welche das Programm bezeichnete, war Nr. 3 von Paesiello. Bei der Probe befindet sich der Sänger dieses Stücks unwohl und außer Stande, sich im Concert hören zu lassen. Man kann nicht umhin, diese Arie durch eine andere desselben Componisten zu ersetzen, da der Kaiser für die Musik von Paesiello immer eine besondere Vorliebe bezeigte. Die Sache ist jedoch sehr schwierig, und der Herr Gregor kommt auf den Einfall, der fehlenden Nr. 3. eine Arie von Generali unterzuschieben, unter welche er auch dreist den Namen Paesiello setzt. — Man muß gestehen, Herr Secretär, unter uns gesagt, daß Sie sich hier eine sehr große Freiheit herausgenommen haben. Aber vielleicht beginnen sie auch dieses Mal eine Dreistigkeit, ohne es zu wissen. — Wie groß auch das Erstaunen der Tonkünstler sein mag, der berühmte Virtuos des Schlachtfeldes war auch hier nicht zu hintergehen, denn kaum hatte in der That Nr. 3 begonnen, als der Kaiser durch sein gewohntes Zeichen mit der Hand den Gesang unterbrach und ausrief: „Monsieur Lesueur, ce morceau n'est pas de Paesiello!“ Verzeihen Ew. Majestät, aber es ist von ihm, ist es nicht so, Herr Gregor? Ja Sire, zuverlässig. „Meine Herren, es ist irgend ein Irrthum hierbei vorgefallen, aber lassen Sie nur wieder anfangen.“ Nach zwanzig Takten unterbricht der Kaiser den Sänger zum zweiten Male: „Nein, Monsieur Lesueur, nein, es ist unmöglich, Paesiello hat mehr Geist als hierin herrscht.“ Gregor fügt mit demüthiger Miene hinzu: Es ist ohne Zweifel ein Werk seiner Jugend, ein Versuch. „Meine Herren,“ erwiedert lebhaft der Kaiser, „auch die Versuche eines großen Meisters

wie Paesiello tragen stets den Stempel des Genies, und sind niemals so mittelmäßig, um nicht zu sagen, so schlecht, als dieses Stück, welches Sie mich so eben hören ließen."

Bei der Rückkehr **Napoleon's** von der Insel Elba nach Paris, wurde ihm ein Vivat über das andere gebracht; er bemerkte aber, daß dabei nicht mit Schnupftüchern geweht würde, wie bei dem Einzuge Ludwigs XVIII. Darauf versetzte Souché: „Sire, die Leute, welche Vive l'empereur rufen, haben keine Schnupftücher."

In der Sammlung von Jugendarbeiten **Napoleon's**, die Herr Libri aus der Hinterlassenschaft des Kardinals Fesch an sich gekauft hat, befinden sich auch zahlreiche geographische Excerpte. Diese schließen — für Fatalisten gewiß sehr bedeutsam — mit den Worten: St. Helena, kleine Insel.

Napoleon's Amme hieß Saveria, war die Frau eines korsischen Matrosen, hatte nicht mehr Bildung als Leute aus dieser Menschenklasse zu haben pflegen, und wird außerdem als extrem häßlich geschildert. Trotz dem erwarb sie sich mit ihrem auffahrenden Wesen eine solche Gewalt, daß sie in ihrem achtzigsten Jahre noch die Mutter Napoleon's, Lätitia, in ihrem eigenen Palast zu Rom tyrannisirte, und sämmtliche Hausgenossen vor ihr zitterten und bebten. Es wäre kein Wunder, wenn nächstens Jemand beweisen wollte, daß Napoleon's starrer Charakter hauptsächlich von seiner Amme stammt.

Bei den Leichenfeierlichkeiten zu Ehren **Napoleon's** wurden überall goldene Bienen als Schmuck und Verzierung angewendet. Bekannt genug ist es, daß Napoleon die Bienen zum Reichs-Symbol wählte, und sich in einem mit goldenen Bienen geschmückten Mantel krönte; weniger bekannt ist es aber, was sein Grund für diese Wahl war. Napoleon, der stets das Alterthümliche für sein junges Recht hervorsuchte, gab nämlich der Biene den Vorzug als Emblem seines Reichs, weil man in dem Sarge des Königs Childerich, der sich in der Kirche von St. Brice zu Tournay vorfand, einige goldene Zierrathen entdeckt hatte, welche Bienen ziemlich ähnlich sahen, und von denen man glaubte, daß sie die Gewänder des alten fränkischen Königs geschmückt hätten. Man bewahrt sie jetzt in der königl. Bibliothek zu Paris auf.

Napoleon's Selbstgeständnisse. Unter der Bezeichnung: „Mémoires de Napoléon Bonaparte" ist ein Werk ans Licht getreten, welches angeblich nur nach eigenhändigen Mittheilungen Napoleons verfaßt ist, und während der Ueberfahrt nach Aegypten, später in einzelnen freien Stunden niedergeschrieben, und dann auf der Insel Elba

vervollständigt wurde. Als literarische Curiosität und als Beitrag zu Napoleon's Charakteristik dürfte für die Leser nachstehendes Bruchstück Interesse haben, welches auf die Kinderzeit, auf die Studien und Herzensgefühle des Helden hindeutet. — Aus der Kinderzeit erzählt Napoleon Folgendes: „Ich erinnere mich noch, daß mir meine Wärterin Saveria als Einschläferungsmittel allerlei Märchen erzählte. Einmal sagte sie zu mir, als ich durchaus nicht einschlafen wollte und ihr selbst auch keine Ruhe gönnte: „Napoleon, sei ruhig und still, und ich will Dir das Königreich Korsika geben, wenn Du groß bist." — „Und Frankreich?" sagte ich. — „Auch Frankreich dazu." — „Und die ganze Welt?" — „Auch diese sollst Du haben, aber Du mußt nun still sein, und nicht mehr verlangen, sonst müßtest Du den Himmel selbst erstürmen, und würdest dann herabfallen." — Ich war von diesem Gespräche so erwärmt und ergriffen, daß ich noch lange wachend im Bette träumte, und immer für mich wiederholte: „Ich werde König von Korsika, von Frankreich und der Welt sein, so hat es mir Saveria versprochen; aber ich will dann nichts mehr verlangen, denn sonst müßte ich den Himmel selbst erstürmen, und würde dann herabfallen." — Ferner heißt es in den Memoiren: „Ich hatte eine außerordentliche Wißbegierde, und wollte alle Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der Länder kennen lernen. Meine Fragen über die Erscheinungen am Himmel setzten oft meinen Großonkel Lucian in Erstaunen, und er sagte daher eines Tages: „Er wird ein tüchtiger Theologe werden, dieser kleine Napoleon, und dann vielleicht Bischof oder gar Cardinal." Dann sich unterbrechend, fragte er mich: „Willst du Papst werden?" Ich aber erwiederte: „Nein, aber König von Korsika und Frankreich." „Nun!" antwortete Lucian mit Lächeln, „seine Ideen sind hochfliegend, er wird auf jeden Fall etwas Tüchtiges werden." — Von dem Aufenthalt in der Militärschule zu Brienne erzählt Napoleon: „Der Plutarch, den ich mit großer Begierde las, legte den ersten Grund zu meinen ehrgeizigen Gedanken. Ich nährte ein mächtiges Verlangen, daß auch mein Leben beschrieben und für die Nachwelt verewigt werden möchte. Ich hatte aber einsehen gelernt, daß der Mensch der eigentliche Schöpfer seines Glückes sei, und daß alle Kräfte in Bewegung gesetzt werden müssen, um sich Fortuna zur Freundin zu machen. Die Geschichte der großen Feldherren des Alterthums erfüllte mich mit Bewunderung, warf zündende Flammen in meine Brust, und weckte den Geist der Nacheiferung. Meine Lieblinge waren die Helden Alexander, Hannibal und Cäsar. Hannibal, welcher durch eigene Thatkraft sich zur Sonnenhöhe des Ruhms geschwungen, nahm meine Bewunderung vorzüglich in Anspruch. Wie ich ihn mit allem Antheile auf den glanzvollen Pfaden des Glückes begleitete, so folgte ich ihm auf den umnachteten Wegen des Unglücks. Ich ahnte nicht, daß Hannibal ein Spiegelbild meines

Lebens sein würde, und daß auch ich von der Triumphpforte des Sieges, vom Blitzstrahl getroffen, wieder in den Staub zurücksinken müsse. Hannibal war aus einem gewissen Vorgefühle mein erklärter Günstling; Alexander machte auf mich Eindrücke, seiner kühnen, abenteuerlichen Feldzüge wegen, und Cäsar schätzte ich als klugen Staatsmann, als geschickten Feldherrn, und wußte auch seine übrigen großen Eigenschaften zu würdigen." — Von den Herzensgefühlen entwarf Napoleon folgendes interessante Gemälde: „Im Jahre 1785 wurde ich Second-Lieutenant im Artillerie-Regimente La Fère, welches in Valence Garnisons-Dienste verrichtete. Hier lernte ich Frau du Colombier und ihre Tochter kennen. Die Erstere erfüllte mich mit Achtung für ihren Geist und ihr vortreffliches Herz. Die Letztere schlug die Zauberfesseln der Liebe um meine Brust. Mein höchstes Erdenglück wäre damals gewesen, wenn ich die Theure hätte zur Gattin erhalten können. Ich liebte sie mit der ersten Gluth der Liebe, wie ich nachher nur Frankreich und den Ruhm liebte. Ich war nur ein armer Subaltern-Officier, und durfte es nicht wagen, um die Hand eines reichen Fräuleins zu bitten. Sie besaß alle Eigenschaften, einen Mann zu beglücken: Geist, Bildung, Sittenreinheit, Klarheit des Urtheils, Anmuth und Grazie, kein Wunder daher, daß sie einem jungen Unter-Lieutenant den Kopf verdrehen mußte. Ihre Persönlichkeit wirkte wie eine überirdische Erscheinung, und überhauchte meine Empfindungen mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Schüchternheit. Während meiner ersten Feldzüge hatte ich oft mit inniger Sehnsucht an Fräulein Colombier gedacht. Im Jahre 1793 kam ich in Generals-Uniform nach Valence zurück. Ein glühender Feuerstrom durchwogte meine Brust, wenn ich an die Scene des Wiedersehens dachte. Der General, der sich im italienischen Feldzuge Lorbeern geholt, durfte nun gewiß auch sein Auge auf die Myrthe richten. Aber das Traumbild zerrann, ich fand die Schöne verheirathet. Wir hatten kein eigentliches Verhältniß geknüpft, ich war nur ihr stiller Verehrer, und sie hatte gegen mich keine Verbindlichkeit. Ich mußte mich daher in diesen Verlust fügen; meine Werthschätzung ist dieser Frau aber stets geblieben, und nach der Gründung des Kaiserreiches erhob ich sie zur Palastdame. Obwohl es mir Vergnügen gewährte, die noch immer schöne Frau zu sehen, so war es für mich doch ein peinlicher Moment, als ich, auf dem Throne sitzend, sie zu meinen Füßen sah, im Begriffe mir den Eid der Treue zu leisten. Ich hatte stets die Achtung für diese Einstgeliebte beibehalten; ich machte daher nie die geringste Erwähnung von meinen früheren Empfindungen, denn die wahre Tugend eines Weibes habe ich unter allen Verhältnissen als heilig zu verehren gewußt."

In Napoleon's Leben spielte der Buchstabe M eine große Rolle.

Die Namen von sechs seiner Marschälle und (so viel uns bekannt) 26 Divisionsgeneralen fingen mit M an. (Murat, Moncey, Massena, Mortier, Macdonald, Marmont. — Miollis, Montbrun, Mouton, Marlot, Merle, Mermet, Musnier, Mathieu, Marchand, Milhaud, Maison, Merlin, Morand 1. und 2., Menou, Margaron, Maiher, Molitor, Meunier, Mancune, Marcognet, Morin, Marulez, Mareansin, Menard, Monnet.) Seine erste Schlacht war bei Montenotte, seine letzte die bei Mont St. Jean, außerdem gewann er die Schlachten bei Millesimo, Mondovi, Marengo, an der Moskowa, bei Montmirail, und Montereau. Mailand war die erste, Moskau die letzte feindliche Hauptstadt, die er triumphirend betrat; auch in Madrid zog er siegreich ein. Madrid und Moskau aber haben ihm Verderben gebracht. In Helena war mit ihm Montholon und sein erster Kammerdiener Marchand. Zuerst fiel Murat von ihm ab. Aegypten ging durch Menou verloren. Moreau war eine Zeit lang sein Nebenbuhler, zettelte gegen ihn eine Verschwörung an. Drei seiner Minister hießen Maret, Montalivet und Mollien, sein erster Kammerherr war Montesquieu, Malmaison sein letzter Aufenthaltsort in Frankreich.

In **Napoleon's** Lager bei Boulogne fand ein Wettrennen als militärisches Schauspiel statt. 1200 Franken fielen dem Sieger als Preis zu. Indessen nur Stabsofficiere hatten die Ehre, als Preiswerber auftreten zu dürfen und ein Dragonerlieutenant, der als guter Reiter bekannt war, sollte darum nicht zugelassen werden. Der Officier wendete sich, über die Zurücksetzung entrüstet, an den Kaiser selbst. Dieser erkundigte sich näher und hört das Beste. Flugs willigte er in seine Bitte. Der Lieutenant kam auch Allen zuvor. Aber da geräth seinem Pferde ein Pudel zwischen die Beine; es stürzt. Ehe es wieder in die Höhe kommt, ist ein Anderer am Ziele. Niedergeschlagen will er sich entfernen. Da läßt ihn der Kaiser rufen: „Den Preis verdienen Sie, und Sie sollen ihn haben! — Lassen Sie dem Rittmeister die 1200 Franken auszahlen!" befiehlt er dem Großmarschall Duroc. Der junge Krieger hatte ihn doppelt gewonnen: das Geld und eine höhere Charge.

Napoleon's Geständniß: „Niemand, als ich mir selbst, schadete mir jemals; ich darf sagen, ich allein war mein eigner Feind; meine eignen Entwürfe, die Expedition nach Moskau und die Unfälle, welche sich dort ereigneten, waren die Ursachen meines Falles! Ich war vordem ein zu mächtiger Mann (homme trop puissant), als daß ein anderer, als ich selbst mir hätte schaden können. Der Mensch kann seinem Schicksale nicht entgehen". —

Napoleon's Krone war ein goldener Lorbeerkranz und äußerst ge-

schmackvoll in ihrer Einfachheit; ihm lagen abwechselnd der römische Imperator im Sinn und der König von Frankreich, in jener Rolle traf er es glücklicher, als in der letztern, seine Adler waren ein gut gewähltes Sinnbild, das nicht nur im Heere sogleich faßte, sondern auch vom Volke günstig angesehen wurde, dagegen ihn seine Hervorsuchung der Hofkleider aus den Zeiten Ludwig's des Vierzehnten nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt machte. Seine gekrönten und belorbeerten N und seine Bienen, die er überall mit Verschwendung anbringen ließ, besonders an den öffentlichen Orten, wo bisher die Zeichen und Sprüche der Freiheit gestanden, waren ein rohes Mittel, sich überall dem Sinne einzuprägen, aber für die Menge wohl zweckmäßig.

Unter mehreren handschriftlichen Papieren **Napoleon's** findet sich eine Tagesordnung (Ordre du jour) folgenden Inhalts: „Der Grenadier **Groblin** hat sich aus Liebesverdruß entleibt. Er war sonst ein ordentlicher Mensch. Das ist der zweite Auftritt dieser Art, der seit einem Monat im Corps stattgefunden. Der Erste Consul befiehlt, bei dem Tagesbefehl der Garde bekannt zu machen: Der Soldat muß den Schmerz und die Schwermuth der Leidenschaften überwinden können; denn es liegt eben so viel wahrer Muth darin, mit Ausdauer den Schmerz der Seele zu erdulden, als dem Kartätschenhagel einer Batterie entgegen zu gehen. Dem Kummer ohne Widerstand sich überlassen, sich vernichten, um ihm zu entgehen, heißt das Schlachtfeld verlassen, bevor man gesiegt hat."

Während der Anwesenheit **Napoleon's** im Lager zu Boulogne (1804) entwischten zwei englische Matrosen aus dem Gefangnendepot zu Verdun und gelangten glücklich bis Boulogne, wo sie sich mit keinen andern Werkzeugen, als ihren Messern, aus einigen Holzstücken, die sie, so gut es ging, zusammenfügten, einen kleinen Kahn zimmerten, den ein Mensch leicht auf dem Rücken tragen konnte; und in diesem gebrechlichen Nachen wollten sie die Ueberfahrt nach England versuchen. Nachdem die beiden Matrosen ihre Arbeit vollendet hatten, stachen sie in die See und suchten eine englische Fregatte, die an den Küsten kreuzte, zu erreichen. Kaum abgefahren, wurden ihrer auch die Mauthaufseher ansichtig. Sie wurden alsbald ergriffen, in den Hafen zurückgebracht und vor den Kaiser geführt, der wegen des Aufsehens, den ein so kühner Versuch im Lager machte, sie und ihr kleines Fahrzeug zu sehen wünschte. „Ist es denn wirklich wahr," fragte der Kaiser, „daß Ihr auf diesem Dinge da habet über das Meer fahren wollen?" — „Wenn Sie daran zweifeln, Sire!" war die Antwort, so geben Sie uns die Erlaubniß, und Sie werden uns abfahren sehen." — „Das wollte ich wohl," antwortete Napoleon; „Ihr

seid kühne, unternehmende Männer; ich bewundere den Muth, wo ich ihn finde; ich will aber nicht, daß Ihr Euer Leben so augenscheinlich waget. Ihr seid frei; ja ich will Euch sogar an Bord eines englischen Fahrzeugs bringen lassen. Ihr werdet zu London sagen, daß ich tapfere Männer schätze, selbst wenn sie meine Feinde sind." Diese beiden Menschen, welche als Spione erschossen worden wären, wenn sie der Kaiser nicht hätte vor sich bringen lassen, erhielten nicht nur ihre Freiheit, sondern Napoleon beschenkte sie auch noch mit einigen Goldstücken.

(Ein seltenes Porträt **Napoleon's.**) Zum Neujahrstage 1813 widmete ein Berliner Künstler der deutschen Nation ein sehr ähnliches Brustbild ihres französischen Tyrannen, das einzig in seiner Art zu nennen ist. Das bekannte Hütchen bildet ein schwarzer Aar, dessen nach hinten herabhängende Krallen die Stelle des Haares vertreten. Das äußerst getroffene Gesicht ist auf eine überaus künstliche Weise aus den Schatten derer zusammengesetzt, die Napoleon durch seine Kriege hingeschlachtet. Der Kaiser trägt eine grüne Uniform, die eine Karte von Deutschland vorstellt, da auf ihr die Hauptströme dieses Landes und die Orte in demselben verzeichnet sind, bei denen Napoleon geschlagen wurde. Die Stelle des Sternes auf der Brust vertritt eine Spinne in ihrem Gewebe, von dem aus Fäden durch ganz Deutschland gehen. Der rothe Kragen der Uniform stellt ein Blutmeer vor, aus den Wunden zusammengeflossen, die Napoleon der deutschen Nation schlug. In demselben erblickt man rechts ein Schiff im Scheitern begriffen, als Anspielung auf den verunglückten russischen Feldzug. Das Epaulette bildete ein Todtenband, auf deren Befestigungsgurte man die Worte Honny soi liest, und deren jeder Finger mit einem Ringe versehen ist, auf denen die Buchstaben — E — R — P — S — O — stehen, deren Deutung ich dem Leser selber überlasse. Das Bildchen ist sauber ausgeführt, und jetzt schon ziemlich selten geworden, und wäre schon der Mühe werth, durch eine Erneuerung der Vergessenheit entzogen zu werden.

Napoleon's Hühnchen. Napoleon pflegte sich auf ein kleines Ruhebett zu legen, und Rustan, der vor der Thür des Zimmers auf einer Matratze lag, bewachte ihn treu. Bisweilen nun geschah es, daß, wenn der Kaiser auf der linken Seite einschlief, er schlechte Träume hatte; dann sprach er im Traume und warf sich unruhig hin und her; Rustan, der immer lauschte, ging dann zu ihm, faßte ihn mit seinen kräftigen Armen und wendete ihn ohne alle Umstände auf die rechte Seite; der Kaiser sagte nichts, denn er wachte nicht auf darüber, sondern schlief ruhig fort; wenn er aber erwachte, was stets früh gegen zwei Uhr geschah, mußte ihm Rustan ein schönes gebrate-

nes kaltes Hühnchen bringen, von dem Napoleon eine Keule oder einen Flügel, oder wohl auch beide zu essen pflegte. Einmal nun schlief Napoleon etwas später ein als gewöhnlich, und sein Schlaf wurde nicht gehört, da er sich ohne Zweifel sogleich auf die gute Seite gelegt hatte. Zwei Uhr, die gewöhnliche Frühstückszeit, verging, es schlug drei Uhr, Napoleon schlief fort, und Rustan, der viel gewacht und Hunger hatte, entschloß sich, das nun unnöthig gewordene Hühnchen selber zu benutzen; er fing deshalb an, davon zu essen, und verzehrte es fast ganz; dann trank er einmal dazu, horchte, ob man seiner in dem Nebenzimmer nicht bedürfe, und da Napoleon noch immer gut schlief, machte er sich sein Bett, schlief ein und träumte vielleicht süß. Gegen Morgen, aber noch ehe es Tag wurde, erwachte der Kaiser; er hatte Hunger; ganz leise rief er Rustan; Rustan antwortete nicht; er rief mehrmals, ebenfalls vergebens. Da verlor er die Geduld, sprang aus dem Bette und sagte zu sich selbst: „Wir wollen doch sehen, ob dieser treue Diener so wohl wacht, als er sich rühmt.“ Er ging nach der Thüre zu und öffnete dieselbe leise. Rustan hatte kein Licht. Der Kaiser hörte seinen Mameluken schnarchen, streckte ein Bein über das schmale Bett und wollte über dasselbe hinwegschreiten. Da fuhr aber Rustan auf, packte, ohne erst nach seinen Waffen zu greifen, den Unbekannten am Halse und würgte ihn, während er rief: „Verräther!“ Napoleon konnte kaum Athem schöpfen; endlich aber raffte er seine Kräfte noch einmal zusammen, sank rückwärts nieder, und zog so Rustan nach der nur angelehnten Thüre, wo der Mameluk seinen Kaiser im Scheine der Lampe erkannte. Man kann sich sein Staunen, sein Entsetzen denken; die Thränen rannen ihm über das Gesicht. „Beruhige Dich nur, Du hast nur gethan, was Deines Amtes ist, aber Du greifst nur zu derb zu . . . Ich vergebe Dir, sei also kein Kind. Der beste Beweis, daß Du mir keinen Schaden gethan, ist, daß ich essen will.“ Rustan erschrak jetzt auf andere Weise. „Wie? Um diese Stunde, Ew. Majestät?“ fragte er. „Gibt es für den Hunger eine besondere Stunde? Bringe mir das Hühnchen . . .“ — „Sire, das Hühnchen . . .“ — „Hat man es nicht bereit gesetzt?“ — „O ja, Sire, aber das unselige Hühnchen . . .“ — „Hast Du es auch gepackt?“ — „Ach, Sire . . ., als ich sah, daß die Stunde vorüber war, als ich das Hühnchen sah . . .“ — „Hast Du es gegessen?“ — „Ach ja, Sire.“ — „Da habe ich nur ach! zu sagen. Hast Du es ganz gegessen?“ — „So ziemlich . . ., aber, Sire . . .“ — „Sire . . . Sire . . . gehe mit Deinem Sire. Ich will sehen, was Du von dem Hühnchen übrig gelassen hast.“ — Rustan ging, um die Ueberreste zu holen, und versuchte den Bruchstücken ein gutes Ansehen zu geben. Napoleon setzte sich unterdeß an den Tisch und wartete mit Ungeduld. Zitternd setzte der Mameluk sein Meisterstück auf den Tisch. Napoleon zählte die Stückchen und

schien überrascht zu sein von der Kunst, mit welcher die Ruinen in Ordnung gebracht waren. Er aß und zürnte Rustan nicht.

Napoleon's Gedächtniß. Herr von Talleyrand erzählt, daß, als er mit Napoleon wenige Tage nach dem Abmarsche der Armee von den Küsten nach den Ufern des Rheins (1805) auf der Rückreise von Boulogne nach Paris begriffen gewesen sei, sie einem Peloton Infanterie begegnet wären, welches von seinem Regimente getrennt gewesen sei, und dasselbe nicht habe wieder finden können. Der Kaiser erkundigte sich nur nach der Nummer, erinnerte sich dann im Augenblick nach der Marschroute, berechnete nach dem Tage des Abmarsches die zurückgelegte Entfernung und sagte dem Peloton sodann, daß es sein Regiment auf der und der Etappe finden werde. Herr v. Talleyrand hatte die Neugier, sich genau zu erkundigen, und es fand sich, daß Napoleon vollkommen recht gehabt hatte. Es scheint dies eine Kleinigkeit; aber eben gerade dieser kleine Vorzug solcher Gedächtnißkraft gab dem Kaiser in den Augen seiner Soldaten ein wunderähnliches Ansehen, und sie meinten vielleicht nicht mit Unrecht, daß einem Manne nichts entgehe, der den täglichen Stand jedes seiner im Marsche begriffenen zahllosen Regimenter kenne.

— E. de las Cases führt in seinem „Journal écrit à borde de la Belle-Poule" folgende zwei Beweise von Napoleon's außerordentlichem Gedächtnisse an: „Eines Tages dictirte er mir einen ziemlich langen Abschnitt über das Directorium. Er erörterte darin alle Gründe, die für oder gegen die Regierung von fünf Personen geltend gemacht werden könnten. Dieser Abschnitt wurde dreimal abgeschrieben, bis die Fassung desselben endlich feststand. Zwei Monate nachher forderte er die Abschrift von mir. Ich hatte sie verlegt; nach langem vergeblichen Suchen mußte ich ihm endlich erklären, daß ich sie nicht finden könne." „Setzen Sie sich hin und schreiben Sie," sagte er zu mir. Später fand ich die verlornen Bogen wieder. Nur einige Ausdrücke waren verschieden, aber der Plan, der Gedankengang und sogar die einzelnen Wendungen stimmten überein. Eines Tages, als er allein in einem Zimmer gespeist hatte, kam er zu uns, setzte sich an unseren Tisch und fragte uns nach dem Gegenstande unserer Unterhaltung. Es wurde ihm gesagt, daß wir von der Entdeckung des Glases und seinem Gebrauche bei den Alten gesprochen hätten, und daß diese und jene Ansicht aufgestellt worden sei. „Sie irren sich," sagte er und gab uns einen in's Einzelne eingehenden Abriß der Geschichte des Glases. „Uebrigens," setzte er hinzu, „muß das in der englischen Encyclopädie stehen, die wir kürzlich erhalten haben." Ich holte den Band und las den Artikel. Alle seine Anführungen waren richtig, uud als wir ihm unser Erstaunen ausdrück-

ten, sagte er, er habe das gelesen, als er noch Artillerie-Lieutenant gewesen.

Eine pädagogische Bemerkung **Napoleon's**. Man that den Vorschlag, Kinder aus den öffentlichen Schulen fortzuschicken, wenn sie von ihren Fähigkeiten keine genügende Beweise gegeben hätten. Allein, das ist ein schlechter Gedanke! bemerkte Bonaparte hierbei. Niemand hat das Recht, der Ehre des Kindes auf solche Art einen Makel aufzudrücken, denn dieser würde ihm zeitlebens bleiben. Sehr viele Kinder scheinen im Alter von zwölf, ja vierzehn Jahren, dumm und talentlos, während sich andere schon im zehnten auszeichnen. Man muß nie an einem Kinde verzweifeln, bevor es nicht das Alter der Pubertät erreicht hat. Dann erst entwickeln sich alle seine Fähigkeiten und man kann ein richtiges Urtheil darüber fällen. Bis dahin aber soll man es an keiner Ermunterung fehlen lassen. Diese Bemerkung würde jedem Pädagogen Ehre machen, und wie durchdacht erscheint sie daher in seinem diesem Zweige des Wissens ganz entfremdeten Verhältnisse. Sch—r.

Napoleon's Privat-Secretäre. Der erste Secretär Napoleon's war Fauvelet de Bourienne, welcher mit ihm in der Militärschule zu Brienne erzogen worden. Zur Zeit der Revolution lebte derselbe in Paris, ohne Hoffnung jedoch, eine seinen Fähigkeiten angemessene Anstellung zu erhalten. Nachdem sich Napoleon zur Consulswürde emporgeschwungen hatte, zog er auch seinen Schul- und Jugendgefährten aus seiner Dunkelheit an das Licht, erhob ihn zu seinem ersten Privat-Secretär, und machte ihn zu seinem Begleiter auf den Kriegs- und Argonautenzügen nach Italien und Aegypten. Bourienne wußte seinem Gebieter durch seine Talente und das wohlberechnete Benehmen das vollste Vertrauen abzugewinnen, und es wurden ihm daher auch von dieser Seite so viele Arbeiten zugewiesen, daß er unter der Last derselben fast zu erliegen schien. Napoleon war eines Tages im Gespräche mit seinem Bruder Joseph begriffen, und äußerte, als er das Ueberhandnehmen seiner Cabinets-Geschäfte in's Auge faßte, den Wunsch, dem Herrn Bourienne einen Hülfssecretär an die Seite zu setzen, welcher im Stande wäre, mit der Zeit diesen Posten auf eine entsprechende Weise auszufüllen, Bourienne hatte sich durch allerlei Bankspeculationen bereits die Mißgunst des Consuls zugezogen, und der schimmernde Stern seines erträumten Glückes begann allmälig zu sinken. „Kennst Du keinen jungen Mann in Deiner Umgebung," sagte Napoleon, „der vollkommen geeignet wäre, als Mitarbeiter in meinem Cabinette einzutreten. Er muß jedoch ein tüchtiger Arbeiter sein und seine Ideen dürfen nicht im Gebiete der Poesien herumflattern, sondern müssen auf dem Boden der Realität festen, sichern Schrittes ein-

hergehen." „Es fällt mir für den Augenblick kein taugliches Subject ein," erwiederte sein Bruder, „vielleicht aber wäre mein Bibliothekar in Morfontaine dieser Stelle gewachsen; er konnte mir zwar noch keine großen Proben seiner Fähigkeiten liefern, doch ließ er selbst in den kleineren Aufträgen einen reichen Verstand durchschimmern, der nur auf eine Gelegenheit wartet, sich im eigentlichen Glanze zu zeigen. Bei dem Bewußtsein eines stillverborgenen geistigen Schatzes verbindet er eine seltene Bescheidenheit mit einer angebornen Gemüthsruhe und Charakterfestigkeit. Seine Schriftzüge sind übrigens so schön, daß er auch als Professor der Kalligraphie bedienstet werden könnte." „Wie heißt der junge Mann," fragte Napoleon mit rascher Ungeduld. „Sein Name ist mir aus dem Gedächtnisse entschwunden," versetzte Joseph den Finger sinnend auf die Stirne legend. „Thut nichts zur Sache," sagte der Consul, „wenn er nur Willen hat, kann er sich in meiner Nähe schon einen haltbaren Namen machen. Ich werde dem Anempfohlenen einmal auf den Zahn fühlen, ob er für meinen Geschäftskreis die nöthige Brauchbarkeit hoffen läßt." — Der Adjutant Düroc erhielt den Auftrag, durch einen Officier der Guiden den Schloßbibliothekar in Morfontaine alsogleich nach Paris zu befördern. Der Officier war der Meinung, daß hier von einer Verhaftung die Rede sei, begab sich daher mit einer eigenen Escorte an den bezeichneten Ort, und trat in das Zimmer des erstaunten Bibliothekars mit der Aeußerung, daß er ihm als Staatsgefangener nach Paris folgen müsse. „Ich ein Staatsgefangener?" stammelte der junge Mann, „und welches Verbrechen wird mir zugemuthet?" „Das wird sich zeigen," sagte der Officier ernst; „ich habe vom Ersten Consul nicht die Weisung, Ihnen eine Aufklärung zu geben, sondern Sie ohne Verzug nach der Hauptstadt zu begleiten, folgen Sir mir daher ohne Widerrede." „Erlauben Sie mir doch zuvor meine Habseligkeiten in Ordnung zu bringen." „Mir ist leid, ich kann Ihnen keine Minute Zeit gönnen, folgen Sie mir." — Auf der Fahrt nach Paris hatte der Bibliothekar im Wagen Muße genug, seine ganze bisherige Handlungsweise der strengsten Prüfung zu unterwerfen; aber er konnte durchaus keinen verdächtigen Schritt in seinem Leben finden, der ihn in die Classe der Staatsverbrecher geworfen hätte. In einem Wechselgefühle zwischen Furcht und Hoffnung sah er deshalb der Zukunft entgegen. — Wie groß war das Erstaunen des Gefolterten, als er in Paris angekommen, sich statt in das Gefängniß, in das Arbeitscabinet des Privatsecretärs Bourienne verfügen mußte. In freudigbanger Erwartung betrat er am frühesten Morgen den geheimnißvollen Raum, aus welchem die wichtigsten Verfügungen in die Welt hinausgesendet wurden. Bourienne betrachtete den Ankömmling mit einem prüfenden Blick, und ohne ein Wort zu sprechen, bedeutet er ihm durch die Geberdensprache, sich an einen leerstehenden Tisch zu setzen. Der Bibliothekar nahm seinen Platz ein, und war

höchst neugierig, wie sich dieses Räthsel entwirren werde. Bourienne überreichte seinem Amanuensis eine bedeutende Anzahl von Schriften mit der Weisung, diese Scripturen auf das Sorgfältigste auszuarbeiten, und nach einigen kurzen Erläuterungen über die Form der Elaborate entfernte er sich, und erschien erst wieder am späten Abende im Cabinete. — Im Kopfe des Hülfs-Secretärs kreuzten sich tausendfache Ideen, ohne daß eine oder die andere die Oberhand gewinnen konnte. Fest stand jedoch sein Entschluß, was auch immer erfolgen werde, dem gegebenen Auftrage nach seinen besten Kräften zu entsprechen. Der Abend rückte heran, der junge Mann hatte ohne Unterbrechung gearbeitet, und ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. Er fühlte Mattigkeit im Körper, und eine Betäubung des angestrengten Geistes wegen. Bourienne erschien endlich und erschrak über das blasse Aussehen seines Gehülfen. „Sind Sie unwohl?" fragte er. — „Nein, aber verzeihen Sie, der Hunger läßt mir jetzt keine Ruhe mehr, denn ohne Frühstück mußte ich abreisen, und um ein Mittagsessen zu bitten, dazu fehlte mir der Muth, weil ich wirklich nicht weiß, was man mit mir vor hat, und in welcher Absicht ich hierher gebracht wurde." Nachdem Bourienne dem Hungrigen das Nöthige hatte reichen lassen, knüpfte er mit ihm ein Gespräch an, und erfuhr zu seiner Belustigung, daß sein Gehülfe wie ein Staatsgefangener nach Paris geschafft worden, und daß dieser von der eigentlichen Ursache seines Hierseins nicht die geringste Ahnung habe. Er theilte dem Ersten Consul diese unabsichtliche Mystification mit, welcher sich lachend in das Cabinet verfügte, um seine beabsichtigte Prüfung zu beginnen. Napoleon durchsah die fertig gewordenen Arbeiten, betrachtete sie als gute Zeugnisse für seine Verwendbarkeit, und da er auch ein Wohlgefallen fand an der Bescheidenheit und dem zurückhaltenden Wesen des jungen Mannes, so bestimmte er ihn im Herzen schon zum Nachfolger seines Ersten Secretärs. „Wie heißen Sie?" fragte der Consul. — „Menneval ist mein Name." — „Mein Bruder konnte Ihren Namen nicht behalten, Menneval; ich habe Sie nun in meinen Dienst genommen, und Sie können hier Gelegenheit finden, Ihrem Namen einen größern Werth beizulegen." Es ist unmöglich, die Empfindungen zu schildern, welche den Herrn von Menneval bei diesen Worten durchglühten. Er sah sich von der Finsterniß des Gefängnisses auf eine sonnige Höhe emporgehoben, welche ihm die schönste Aussicht gewährte. Als Bourienne im Jahre 1801 in gänzliche Ungnade beim Consul gerieth, wurde Menneval zu seinem Stellvertreter ernannt, und gewann mit jedem Tage mehr die Liebe und das Vertrauen seines Gebieters. Nachdem Napoleon als König von Italien gekrönt worden, hatten die Arbeiten des Cabinets wieder eine solche Ausdehnung erhalten, daß mit der Besorgung derselben mehrere Individuen mußten beauftragt werden. Der junge P* und Herr von M* erhielten durch die Ver-

wendung des Ministers Maret die Auszeichnung, als Aushülfs-Secretäre mit Herrn von Menneval Dienste leisten zu dürfen. Beide bekundeten eine unermüdete Thätigkeit, Pünktlichkeit und Gewandtheit. Sie konnten auf das Wohlwollen Napoleon's Anspruch machen. Sie bezogen nebst freier Wohnung, Kost, Licht, Holz, im Schlosse einen jährlichen Gehalt von 8000 Franken, ohne die bedeutenden Reise-Revenuen in Anschlag zu bringen. Dieser namhaften Honorirung ungeachtet waren diese Herren doch oft in großer Geldverlegenheit; sie schlossen sich nämlich an alle luxuriösen Vergnügungen der Hauptstadt an, um, wie sie sagten, sich von den anstrengenden Geistesarbeiten auf eine verhältnißmäßige Weise zu erholen. — Der junge P. wurde besonders von seinen Gläubigern hart mitgenommen, und schon mit Sonnenaufgang besuchte er oft das Arbeits-Cabinet, um wenigstens die quälenden Sorgen durch Geistesbeschäftigung zu zerstreuen. Er gab sich zugleich alle Mühe, daß Napoleon von der Zerrüttung seiner pecuniären Verhältnisse keine Mittheilung erhielt. Eines Morgens pfiff P*, der sich im Bureau allein wähnte, die Arie einer Romanze von Blangini, welche mit den Worten: Il est trop tard! beginnt. Plötzlich öffnete sich eine Thür und Napoleon trat aus seinem Arbeitszimmer, das er heute ebenfalls sehr frühzeitig besucht hatte. „Schon bei der Arbeit, junger Mann," rief dieser, „das freut mich, und Menneval wird Ihnen wohl auch seine Zufriedenheit zu erkennen geben. Sie sind in Ihrer Lage gewiß recht vergnügt, weil Sie die Luft mit Ihren Liedern erfüllen, nicht wahr? Wie hoch beläuft sich Ihr Gehalt?" „Ich beziehe jährlich 8000 Franken, Sire, und noch besondere Gratificationen als Reisebegleiter." „Sie haben ja auch Tisch und Wohnung frei! Für Ihre Jugend immer eine anständige Besoldung." Napoleon machte eine freundliche Miene und rieb sich behaglich die Hände. Der bedrängte Adjunct wollte die günstige Stimmung Napoleon's zu seinem Vortheile benutzen. „Ich hätte wohl alle Ursache glücklich zu sein," sagte P* mit einem tiefen Seufzer, „aber mich drücken die Sorgen zu Boden." „Sorgen?" fragte der Kaiser mit finsterem Ernste, „warum Sorgen?" „Mir machen die Engländer vieles zu schaffen, dann habe ich eine unverheirathete Schwester, meine Mutter, und einen alten fast erblindeten Vater zu erhalten." „Das ist Ihre Pflicht, als Sohn und Bruder; doch was machen Ihnen die Engländer zu schaffen, müssen Sie vielleicht auch einige ernähren?" „Nein, Sire, das nicht, die Gläubiger werden von den Parisern Engländer genannt, weil diese feindlich gesinnt sind gegen Frankreich." „Sie haben also Schulden, junger Mann? Bei einer solchen Besoldung drückende Schulden! Ich weiß genug. Sie beziehen so viel Gehalt, um anständig zu leben; Sie müssen noch zu dem Golde der Engländer Ihre Zuflucht nehmen: Sie taugen nicht für meinen Geschäftskreis. In einer Stunde empfangen Sie Ihre Entlassung. Somit leben Sie

wohl." — Napoleon warf nochmals einen strengen Blick auf seinen Ersecretär, nahm seine Tabaksdose vom Bureautische und entfernte sich mit den Worten: „Adieu, mein Herr." — Die tiefste Verzweiflung ergriff den in seiner Erwartung schrecklich Getäuschten. Er saß einige Minuten im stummen Hinbrüten, endlich faßte er den Entschluß, sich das Leben zu rauben. In diesem Momente erschien sein College, der Adjunct M*, und suchte dem Verzweifelnden mit der ganzen Kraft seiner Rede wieder Muth einzuflößen. — Nach einer halben Stunde, während sich P* in bitteren Klagen über seinen Unglücksstern erschöpfte, trat General Lemarrois, Napoleon's Adjutant, in das Schreibezimmer, und überreichte dem Ersecretär ein versiegeltes Schreiben mit den Worten: „Ich habe Ihnen dieses von Napoleon einzuhändigen." Dieser war nicht im Stande, das Schreiben zu lesen, denn er hielt es für eine Bekräftigung seines Unglücks. Sein Freund M* entsiegelte nun das Papier und las Folgendes:

„Ich war entschlossen, Sie aus meinem Cabinette zu entfernen, Sie haben dies durch Ihr Betragen verdient. Aber ich habe wieder an Ihre Mutter, Ihre junge Schwester und an Ihren alten blinden Vater gedacht, und lasse Ihnen, dieser Hülfsbedürftigen wegen, Verzeihung angedeihen. Sie haben sich in Folge eines unordentlichen Lebenswandels selbst Leiden zugezogen, Sie erhalten daher Urlaub auf einen Tag, und eine Anweisung auf 12000 Franken. Mit dieser Summe befriedigen Sie Ihre lästigen Engländer, und vermeiden stets, wieder ihr Schuldner zu werden, sonst würden Sie Ihrem Schicksale überlassen bleiben. Ich will mich dieser Sache nicht mehr erinnern, wenn Sie so fleißig fortarbeiten, wie dieses bisher geschehen. Auf Wiedersehen am morgigen Tage.

Napoleon."

Anekdoten aus dem Leben **Napoleon's**. Wenn man eine Sache besonders genau kennt, so spricht man auch gern davon. So liebte es der berühmte Cuvier, über Naturwissenschaften zu sprechen; er sprach sehr schön, aber zuweilen etwas zu lang. Obgleich Napoleon in Allem das Concise liebte, hörte er doch gern den Gelehrten zu, wofern sie nur ohne zu viele Umschweife zu den Schlußsätzen gelangten, deren Mittheilung ihn interessirte. Eines Tages machte Cuvier, als Mitglied einer Deputation, dem Kaiser seine Aufwartung zu St. Cloud. Kaum hatte dieser ihn bemerkt, als er ihm auf's freundlichste entgegeneilte. „Guten Tag, Herr Cuvier!" sagte er im gefälligsten Tone zu ihm; „es freut mich sehr, Sie zu sehen. Apropos, was haben Sie vergangene Woche im Institute gemacht?" — „Sire, wir haben uns viel mit dem Runkelrübenzucker beschäftigt." — „Ei! ei! das ist schön. Und glaubt das Institut, daß der Boden Frankreichs für den Anbau der Runkelrübe geeignet sei?" — Um diese so einfache

Frage zu beantworten, begann Cuvier, als wahrhafter Gelehrter, eine geologische Untersuchung über den Boden; sodann ging er zur Naturgeschichte der Runkelrübe über, und als er endlich zum Schlusse kam, hatte der Kaiser schon lange nicht mehr zugehört. Nur das Stillschweigen des Professors machte den Ersteren auf seine Zerstreuung aufmerksam. „Ganz vortrefflich, Herr Cuvier," sagte er; „aber glaubt das Institut, daß der Boden Frankreichs für den Anbau der Runkelrübe geeignet sei?" — Der Gelehrte, in der Meinung, daß ein zufälliger Umstand den Kaiser zerstreut hätte, begann hierauf seine Dissertation wieder ab ovo und setzte sie bis an's Ende fort. Napoleon aber dachte abermals an etwas Anderes. Als Cuvier endlich fertig war, entließ er ihn mit den Worten: „Ich danke Ihnen sehr, Herr Cuvier. Sobald ich Berthollet sehen werde, werde ich ihn fragen, ob die Herren des Instituts glauben, daß der Boden von Frankreich für den Anbau der Runkelrübe sich eigne."

— Der Kaiser hatte keine bestimmte Zeit, weder für's Schlafengehen, noch für's Aufstehen. Zuweilen befand er sich um vier Uhr schon auf. Die Minister mußten sich des Sommers um sechs und des Winters um acht Uhr in den Tuilerien einfinden. Nur Einer, der Marine-Minister Herzog Decrées, der dann während der Restauration von seinem Kammerdiener ermordet wurde, kam nie zu rechter Zeit. Obgleich Napoleon ihm sehr geneigt war, so fuhr er ihn doch hart an, wenn er des Morgens zu lange auf sich warten ließ. — „Sind Sie krank, mein Herr Herzog?" fragte er ihn ziemlich ironisch. — „Nein, Sire." — „In der That, Sie haben eine angeborne Krankheit: die Faulheit."

Die **Napoleond'ors.** Napoleon hatte 1809 in Schönbrunn bisweilen vingt et un gespielt, und als er eines Abends viel gewonnen, klapperte er mit einer Handvoll Napoleond'ors und sagte zum General Rapp: „Nicht wahr, Rapp, die Deutschen lieben die kleinen Napoleons sehr?" Worauf Rapp sehr freimüthig antwortete: „Mehr als den großen."

Der **Narr.** Herr von **, der Statthalter in ** gewesen, fragte einen Bauer aus der dortigen Gegend: „Mein Freund, gibt's denn auch noch bei Euch so viel Narren?" — „Gottlob," versetzte der Bauer, „nicht mehr so viel, als da Sie bei uns waren."

Narr. Ein maskirter Fastnachts-Narr lief in einer Stadt herum und wollte mit Gewalt in eines Doctors Haus. Der Doctor sah zum Fenster hinaus, und rief: „Hier läßt man keine Narren herein." Die Maske versetzte: „Wie bist denn also Du hereingekommen?"

Der Narr. Herr Granton hatte eine Art von Hofnarren. — Ein vornehmer Engländer fragte diesen, wessen Narr er sei? — „Ich bin Herrn Grantons Narr," erhielt er zur Antwort, „aber wessen Narr sind Sie?"

Narren. „Nur den Narren," sagte ein Dichterling, „mißfallen meine Verse." — „Da bedauere ich Sie," erhielt er zur Antwort, „bekanntlich ist die Welt voller Narren."

— Ein Prediger in der Gegend von Middleton, der Gemüthskranke in Pension hatte, wollte einen Narren, der ihm viel zu schaffen machte, nach dem Irrenhause von Lancaster bringen. Er verschaffte sich die nöthigen ärztlichen und gerichtlichen Zeugnisse, und fuhr mit dem Kranken ab. Dieser, dem man schon zuweilen damit gedroht hatte, merkte bald das Ziel der Reise, so sehr man ihm es auch zu verheimlichen suchte; er verhielt sich jedoch ganz ruhig. Man kam des Abends in Lancaster an, und blieb im Gasthofe. Früh, als der Prediger noch fest schlief, durchsuchte der Kranke dessen Brieftasche, fand die nöthigen Papiere und ging damit zum Irrenhause. Er machte die Anzeige, daß er einen verrückten Mann hierher bringen werde, mit dem man jedoch ganz besondere Vorsicht nöthig gehabt und um ihn willig zu machen, seien ihm Briefe gegeben, als bringe er einen andern in's Irrenhaus. Der Kranke fand seinen Begleiter noch fest schlafend, steckte ihm die Papiere wieder zu und folgte ihm bald darauf nach dem Irrenhause. Sie traten ein, der Prediger gab seine Papiere ab; der Kranke fiel ihm aber sogleich in das Wort, und sagte dem Aufseher, daß er hier den Kranken bringe, über den er mit ihm geredet. Der geistliche Herr war erstaunt, er fing an zu lärmen. „Legt ihm," sagte der Kranke, der sich für den Arzt ausgab, „die Zwangsjacke an, schert ihm den Kopf, und gießt ihm täglich 100 Eimer Wasser über." Der gute Prediger wurde nun festgenommen, und mehre Tage als Verrückter behandelt, bis er von den Bekannten aus Middleton, wohin der Kranke ruhig zurückgekehrt, wieder frei gemacht wurde.

Der Narren Anzahl. Doctor Magendie zu Canterbury, Doctor Radcliffe und Doctor Care brachten einst einen Abend recht fröhlich zu. „Höre, Bruder Care!" sprach Radcliffe, „wir wollen auf das Wohl aller Narren trinken, die unsere Patienten sind." — „Ich danke, weiser Bruder Radcliffe," erwiederte Care, „überlasse mir alle Narren, auf die Uebrigen thue ich Verzicht, die will ich Dir als Patienten gern überlassen."

Narrenkönig. Man nannte Jemand einen Narrenkönig. „Wollte

Gott, ich wäre dies!" versetzte er, „da hätte kein Monarch so viel Unterthanen, wie ich."

Narren-Regiment. Einst wurde in Paris ein Verein gebildet, in den nur solche aufgenommen werden konnten, die eine eclatante Betise begangen zu haben erwiesen. Diese Gesellschaft nannte sich das Narren-Regiment, an dessen Spitze ein Obrister der königlichen Garde stand. Ludwig XV. forderte diesen einst auf, ihm sein Regiment vorzuführen, worauf er erwiederte: „Gern, Sire; aber ich befürchte, es möchte Niemand da sein, es zu besehen." Em. Straube.

Narren-Register. Von einer reisenden Schauspielergesellschaft wurde im Schlosse eines Fürsten ein Stück aufgeführt, das den Titel führte: „Die Narreninsel." Da in dem Stücke ein dickes Narrenregister vorgezeigt werden mußte, hatte sich der Director zu diesem Behufe einen Folianten aus der Bibliothek des Fürsten genommen. Vor der Vorstellung kam der Fürst zufällig auf die Bühne und sah das Buch liegen. „Wozu brauchen Sie dies Buch?" fragte er. — „Es ist das Narrenregister!" versetzte der Director. — Der Prinz schlug das Buch auf und fand — die Geschichte seines Stammhauses. „Dieses Register," sagte er lächelnd zum Director, „ist nicht vollständig; schaffen Sie es in meine Bibliothek zurück und nehmen Sie statt dessen eine allgemeine Weltgeschichte."

Wie viel **Narren**? Ein junger Mensch begleitete ein Frauenzimmer des Abends nach Hause, und da er nicht wußte, wie oder womit er das Gespräch anfangen sollte, sagte er endlich sehr verlegen: „Was meinen Sie wohl, mein Fräulein, wie viel Sterne am Himmel sind?" — „Das weiß ich nicht," antwortete das Fräulein, „aber sagen Sie mir, wie viel Narren es auf Erden gibt?"

Wer ist der **Narr**? Eine Bierhausgesellschaft lachte über einen ärmlich gekleideten Mann. „O, meine Herren," rief dieser, „ich bin reicher, als Sie; denn Sie haben an mir nur Einen Narren, ich aber an Ihnen mehr als ein Dutzend."

Einen **Narren** machen. Jemand hatte schon seit vier Jahren um eine Stelle, deren Inhaber krank war, supplicirt. Jetzt starb der Inhaber, und der Supplikant ging zu demjenigen, der die Stelle zu vergeben hatte, und bat, auf ihn Bedacht zu nehmen. — „Sein Sie ganz ruhig," antwortete dieser; „ich weiß ja ohnedies, daß Sie uns schon durch vier Jahre umsonst einen Narren machen." (Wienerischer Provinzialism.)

Narvaez, welcher, als Espartero's Nachfolger, die Schicksale

Spaniens leitete, ist keineswegs ein wirksamer oder energischer Redner; seine Aussprache ist hart, abgebrochen und ungewöhnlich rauh. Auch seine Sprache ist uncorrect, und sein streng andalusischer Accent, in seinem Munde noch schärfer, sowie seine Gewohnheit, ein und das nämliche Wort zwei und auch drei Mal in dem nämlichen Satze zu wiederholen, zeigt, daß er eher zu einem Haudegen als zu einem Volksredner geboren ist. Eben so wenig war die Natur zu verschwenderisch mit ihren physischen Gaben gegen den Conseilpräsidenten. Er ist unter der mittlern Körpergröße, eher fett als mager, und dabei ziemlich unbeholfen. Seine Haltung ist unelegant und außerordentlich zurückstoßend, und seine niederblickenden Augen haben einen bittern und grollenden Ausdruck. Sein dicker Schnurrbart von blonder Farbe contrastirt gewaltig mit seinem sorgfältig gekämmten, geölten und reichlichen Kopfhaare von schwarzer Farbe; und wiewohl er sich in einer sehr gesuchten Art kleidet und sein Anzug mit der kleinlichen Genauigkeit eines alten Junggesellen besorgt ist, so hat Narvaez dennoch weder ein würdevolles noch ein anmuthiges Aussehen. Der Ton seiner Stimme ist barsch, und seine Geberden haben das nicht, was die Künstler die Wellenlinien der Schönheit nennen; man würde sie vielmehr eckig heißen. Die Bewegung seines Armes erinnert an die Uebungen eines Cavallerie-Officiers, und da er die Gabe nicht besitzt, in angenehmer Art auch öffentliche Vorträge zu halten, so vermag er auch nicht ein beliebter Volksredner zu werden.

Naschhaftigkeit. Bei der wohlbesetzten Tafel eines Mannes, der nichts mehr liebte, als gut zu essen und zu trinken, kam das Gespräch sehr natürlich auf die wichtige Frage: ob Gefräßigkeit oder Naschhaftigkeit den Vorzug verdiene. Man stritt sehr weitläufig und gelehrt darüber; endlich nahm die neunjährige Tochter des Wirths das Wort und sagte sehr naiv: „Der Streit ist bald entschieden: ich gebe der letztern den Vorzug; denn, wenn man auch genascht hat, so bleibt einem noch immer Appetit zum Essen."

Gegen Naschhaftigkeit. Eine Dame fragte einen Freund vom Hause, was sie anfangen solle, um ein Faß Bier vor der Näschigkeit ihrer Bedienten zu bewahren? — „Das beste Mittel ist, daß Sie ein Faß guten Wein daneben legen," war die Antwort.

Die jämmerliche Nase. Ein Berliner Eckensteher, der seinem Collegen mit einem Steinwurf das Nasenbein zerschmettert hatte, gab vor Gericht folgende Erzählung dieses Vorfalls ab: „Ick nahm det Steenchen, legt et ihm uf die Nase, und die Nase war een so jämmerliches Machwerk, daß sie ihm gleich morsch ging."

Die **Naſe** iſt der wahre Leuchtthurm des menſchlichen Angeſichtes und dient dazu, dem Beobachter die dunkelſten Tiefen der Seele zu erhellen, ſo daß man an vielen Naſen nicht nur den Charakter, ſondern ſogar die Lebensgeſchichte eines Menſchen leſen kann, und dies geht ſo weit, daß man ſogar bei Menſchen ohne Naſen wohl weiß, was man von ihnen zu denken hat. Seht nur z. B. dieſe römiſche Adlernaſe! Welcher Ausdruck von Hochmuth, Herrſchſucht und Verachtung! Sie ruft: „Kniet nieder, ohnmächtige Creaturen, befolgt dienend meinen Wink und gehorcht dem Hochbegabten, den die Natur geſchaffen hat, euch zu beherrſchen!“ — Wendet nur eure Augen nach dieſer Habichtnaſe! Ihre ſtark gekrümmte Geſtalt verräth deutlich den menſchlichen Raubvogel. Die unſchädlichſte Habichtnaſe iſt die weibliche, deren ſchöne Eigenthümerin nichts Anderes raubt als — Männerherzen, oder hier und da ein Bischen vom guten Ruf ihrer holden Schweſtern. Eroberer, Wucherer, Verläumder und Verführer ſollten durchgehends Habichtnaſen haben, damit ſie daran ſo gut wie der Habicht ſelbſt an ſeiner Geſtalt und Farbe zu erkennen wären. — Seht nun dieſe ſpionirende Spür- und Spitznaſe! Sie verkündet raſtloſe Neugier und witzelnde Spottſucht. Ihre bewegliche Spitze ſcheint immer zu fragen: „Was gibt's hier? was geſchieht dort?“ Ihr Faltenlegen und Rümpfen iſt ſtets der Vorbote einer ſatyriſchen Bemerkung, da ſie ſich gern in Alles miſcht, um ſich über Alles moquiren zu können. Die von der Wurzel an gekrümmte Papageinaſe charakteriſirt ihren Beſitzer hinlänglich. Denn ſo wie die Papageien die Affen unter den Vögeln ſind, ſo ſind die mit Papageinaſen begabten Menſchen größtentheils die Affen und Papageien unter den Menſchen, das heißt: poſſierliche, ſpaßhafte Weſen, zum Nachahmen geneigt, und meiſtens auch mit glücklichem Erfolge, dabei ziemlich reizbar. Die maſſive Kupfer- oder Karfunkel-Naſe erklärt unläugbar, daß derjenige, als deſſen purpurnes Geſichts-Vorgebirge ſie einſt leuchtete, einer der eifrigſten Verehrer des Bacchus war. Die lange, ſchmale, gerade griechiſche Naſe deutet auf gediegenen Geſchmack, klaren Verſtand, Beſonnenheit und Gemüthsruhe, die kurze, aufgedunſene Kalmukennaſe auf Wildheit und Tollkühnheit, das Stülpnäschen auf Schalkhaftigkeit, das niedliche Stumpfnäschen auf Gutmüthigkeit und Frohſinn. Selbſt im Thierreiche ſpielt die Naſe eine wichtige Rolle. Die Hunde überhaupt, und insbeſondere die Spürhunde, ſind wahre Naſenkünſtler. Ihnen iſt der Geruch das, was den Sterblichen die Menſchenkenntniß. Die Kuh wittert mit emporgehobener Naſe den Regen. Das Nashorn hält, ſobald es Verdacht ſchöpft, die Naſe in den Wind; wer ihm nahe kommen will, muß daher ſeinen Weg gegen den Wind nehmen. Die Naſenbremſe hegt für die Naſe eine ſolche Vorliebe, daß ſie dieſelbe ſogar zur Wiege macht und ihre Eier in die Naſenlöcher der Pferde, Hirſche und Schafe legt, wo ſie dann wohl-

geborgen ſo lange bleiben, bis ſie hinlänglich erwachſen ſind, und durch ihr Kriechen einen Kitzel erregen, der das Thier nieſen macht, wodurch ſie aus dem Naſen-Erziehungs-Inſtitut in die Welt geſchickt werden. Der Menſch hat mit ſeinem Stiefbruder, dem Affen, nebſt vielem Andern auch das gemein, daß die kurze platte Naſe des Affen mit der menſchlichen einerlei Stellung hat. Jedes Weſen, das mit einer Naſe begabt iſt, preiſe ſich glücklich! Eine ſchöngeformte Naſe verſchönert, eine häßliche entſtellt das Geſicht, aber ſelbſt die häßlichſte Naſe iſt noch immer beſſer als keine, denn ſie erhält doch den Sinn des Geruches und leiſtet erſprießliche Dienſte beim Athmen und Sprechen. Selbſt die Naſen der Götter haben ſich einſt an den Düften erfreut, welche von den Opfern der Menſchen zum Olymp emporſtiegen. Welchen Einfluß hat die Naſe auf die Stimme des Menſchen! Ein Beweis für die Wichtigkeit der Naſe, und zwar der ſtärkſte von allen Beweiſen, liegt darin, daß die Naſe gleichſam ein lebendiges Lexicon von Sprüchwörtern practiſcher Lebensweisheit geworden iſt. Von einem Menſchen, der ſich unberufen überall eindrängt, Alles, was ihn doch nichts angeht, aus alberner oder kecker Neugierde wiſſen und ſich in Alles einmiſchen will, wobei man ſeine Mitwirkung weder bedarf, noch wünſcht, — von einem ſolchen Menſchen ſagt man, daß er ſeine Naſe in Alles ſtecke. Von einem Bürſchchen, das kaum der Schule entlaufen iſt und doch ſchon Andere tadeln und weiſe Lehren austheilen will, obſchon er ſelbſt noch überall anſtößt, ſagt man: „er ſei ein naſeweiſes Bürſchchen," das heißt, er unterſtehe ſich Menſchen, Handlungen und Werke zu bekritteln, obſchon er noch nicht weiter ſieht, als ſeine Naſe reicht. Im Gegentheil ſagt man von demjenigen, der, entweder aus Geiſtesſchwäche, oder aus Mangel an Charakterſtärke, oder aus Leichtſinn und Leichtgläubigkeit, oder aus übertriebener Beſcheidenheit von Andern ſich willenlos gängeln und leiten läßt, wie ein Ball, der von fremden Händen dahin oder dorthin geſtoßen wird: „er laſſe ſich an der Naſe herumführen." — Die Naſe hat ſo viel Stolz und Ehrgefühl, daß eine ungeziemende Berührung derſelben den ganzen Menſchen in Zorn verſetzt. Ein Naſenſtüber gilt für eine ſchmähliche Beleidigung; er fährt dem damit Betheilten, wie ein elektriſcher Funke, durch den Leib. Moraliſche Naſenſtüber haben oft die bitterſten Feindſchaften veranlaßt; politiſche Naſenſtüber haben ganze Nationen allarmirt und Kriege entflammt. Soll Jemand einen Weg einſchlagen, welcher als der geradeſte, richtigſte und beſte, gewiß an's Ziel führt; ſoll er etwas thun, was einfach, recht, klar iſt und, fern von allen Windungen und Krümmungen der Klugheit und Schlauheit, nur eine geſunde Vernunft erfordert, ſo gibt man ihm die Weiſung, daß er nichts weiter zu thun habe, als gerade der „Naſe nachzugehen." Will man einen Menſchen bezeichnen, der auf den erſten Blick alle Verhältniſſe durchſchaut, Jeden ſchon aus der Ferne kommen hört, den

Vogel an den Federn erkennt, was Andere im Schilde führen, ſchon merkt, ehe ſie ſelbſt es ahnen; aus dem Tone, mit dem ein Wort geſprochen, und aus der unſcheinbarſten Miene oder Geberde, von welcher es begleitet wird, den verborgenen Sinn herausſpürt, ſo ſagt man, er habe eine „feine Naſe.“ Von einem aufgeblaſenen Menſchen voll Stolz und Eigendünkel, der ſich für beſſer hält als Andere und immer hoch hinaus will, ſagt man: „er trägt die Naſe hoch.“ Wer gern die Fehler ſeiner Nebenmenſchen aufdeckt und tadelt, ohne ſeine eigenen von gleicher Art zu erkennen, wer den Splitter im Auge des Andern ſieht, aber nicht den Balken im eigenen, dem gibt man den guten Rath: „er möge ſich ſelbſt bei der Naſe nehmen.“ Wenn man Einen zum Beſten oder ihn überliſtet hat, wodurch das Gegentheil von dem, was er wollte, geſchah, ſo heißt es: „Man habe ihm eine Naſe gedreht.“ Von einem Menſchen, der ſich ſo wenig verſtellen kann, daß Jeder ſogleich erräth, was er denkt, fühlt oder wünſcht, pflegt der Errathende zu ſagen, er habe es ihm „an der Naſe angeſehen.“ — Daß man die aus der Mitte des Geſichtes hervorſpringende Naſe für etwas Ernſtes und Gewichtiges halte, beſtätigt auch die Redensart: „Er hat eine Naſe (das heißt: einen Verweis) bekommen.“ In dem Ausdrucke: „Einem eine Naſe geben,“ iſt die Naſe faſt gleichbedeutend mit Korb, nur etwas anzüglicher und derber. Sehr zu beklagen iſt der Aermſte, deſſen Pläne ſo vereitelt, deſſen Wünſche und Hoffnungen ſo zu Waſſer werden, daß er „mit der langen Naſe abziehen“ muß. Will man etwas Unmögliches recht anſchaulich machen, ſo gebraucht man die Redensart: „Sich ſelbſt die Naſe abbeißen.“ Einen höchſt traurigen Beweis, daß die Naſe als eine Zierde des Geſichtes angeſehen wird, liefert die barbariſche Sitte wilder Völker, den gefangenen Feinden die Naſe abzuſchneiden und ſie dieſer Zierde zu berauben. Ein Menſchen-Antlitz ohne Naſe, und wäre es ſelbſt das ſchönſte, gewährt einen abſcheulichen Anblick. Eben deshalb war man auch ſchon vor ſehr langer Zeit darauf bedacht, den Mangel natürlicher Naſen durch künſtliche zu erſetzen. Der Erſte, der ein ſolches plaſtiſches Kunſtwerk glücklich zu Stande brachte, war Kaſpar Taliacotius, Profeſſor der Phyſik und der Wundarzneilehre zu Bonn, geboren im Jahre 1489, geſtorben 1553. Dieſer Mann errichtete eine förmliche Naſen-Manufactur. Es iſt ein Geheimniß geblieben, aus welchem Stoffe er ſeine Naſen machte; ſo viel aber weiß man, daß er Naſen von den verſchiedenſten Formen bildete und dieſelben mit Menſchenhaut von weißer, brauner, rother, gelber Farbe überzog, ſo, daß Jeder ſich eine zu ſeinem Geſichte paſſende Kunſtnaſe ausſuchen konnte. Einige Naſengattungen ſtanden wegen beſonderer Schönheit oder Seltenheit in hohem Preiſe, wie z. B. ſchöne Adlernaſen, oder glühende Karfunkelnaſen; Naſen von gewöhnlicher Art waren dagegen ſehr wohlfeil zu haben. Dieſes Naſen-Mo-

nopol bereicherte den Eigenthümer in kurzer Zeit um so mehr, als er seine Kunstgebilde so einzurichten wußte, daß man damit sogar Schnupftaback genießen und auch niesen konnte. Der gelehrte Taliacotius sah ein, wie sehr das physiognomische Charakterstudium durch den Nasenmangel erschwert würde, und daß selbst die Menschenliebe dabei leiden müsse, indem man einem Menschen ohne Nase auch nichts an der Nase ansehen könnte. — Auch in der Weltgeschichte spielt die Nase stets eine bedeutende Rolle. Bei einigen wilden und barbarischen Völkern mußten die Weiber Nasenringe tragen, als ein Zeichen ihrer sclavischen Abhängigkeit von den Männern. Die guten Damen suchten sich diese Schmach wenigstens dadurch etwas zu erleichtern, daß sie Ringe von Gold und mit Edelsteinen besetzt, verlangten, damit dieselben den Männern theuer zu stehen kamen und der weiblichen Nase als Schmuck und Zierde dienten. Jedermann weiß, daß Sokrates eine kleine, breite, platte, häßliche Stülpnase hatte. Ein Physiognomiker, der ihn nicht kannte, zog aus dieser Nase den Schluß, ihr Besitzer sei nicht nur ein Trunkenbold, sondern auch ein unverschämter, ausgelassener Mensch. Sokrates, weit entfernt, dem Kritiker zu widersprechen, erklärte vielmehr offenherzig, sein natürliches Temperament sei allerdings so beschaffen, wie Jener es geschildert habe, und die Veredlung seines angebornen Naturells sei nur das Werk der Philosophie. Die Nase hatte also recht. Bei den alten Hebräern galt eine lange Nase als Zeichen eines sanften, geduldigen Gemüths; eine platte Nase schloß aber sogar vom Priesteramte aus. In dem Buch der Sprüchwörter bezeichnet der Ausdruck: „Er hat eine kurze Nase," stets einen Zornmüthigen, die Worte: „Er hat eine lange Nase" aber einen Sanftmüthigen. Ein auffallendes Beispiel, daß man boshafte Leute auch mit der Nase bestrafen kann, gab ein Elephant! freilich darf man dabei nicht vergessen, daß eine Elephanten-Nase (vulgo Rüssel) mehr ausgibt, als eine menschliche. Besagter Elephant von Surat, welcher, wie Hamilton in seiner Reise nach Ostindien erzählt, täglich mit seinem Wärter durch die Straßen der Stadt ging, um an den Platz zu kommen, wo er sich des Wassers erfreute, schritt jedesmal an der Wohnung eines Schneiders vorbei, der, mit seiner Arbeit beschäftigt, am offenen Fenster saß. Der Elephant streckte seinen Rüssel so hoch empor, daß er dem Meisterlein das Gesicht berührte. Der erschrockene, jähzornige Nadelheld stach den Elephanten mit der kleinen Waffe in den verwegenen Rüssel. Der Elephant ging ruhig weiter, jedoch wohl eingedenk der erlittenen Beleidigung. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, sog er noch so viel Wasser ein, als der Rüssel zu fassen vermochte. Als er nun auf dem Rückwege das Schneiderlein wieder am Fenster erblickte, spritzte er die ganze Wasserladung mit solcher Gewalt in das Zimmer hinein, daß der Kleiderkünstler, vom Stuhle hinabgeworfen, unter den Tisch

fiel. Ob die Feindſeligkeiten zwiſchen dem Elephanten und dem Schneider noch weiter fortgeſetzt wurden, kann ich nicht ſagen; dafür will ich aber viele Bemerkungen aus klaſſiſchen Schriftſtellern der Griechen und Römer über die Naſe mittheilen. Horaz declamirt gegen die ſchiefen Naſen. Catull ſetzt die große Naſe eines Mädchens unter die Haupt-Ingredienzen der Häßlichkeit. Lucian und Philoſtrat nennen die wohlgeſtaltete Naſe eine ſymmetriſche; für ſchön galt eine volle, gerade, leichtgekrümmte Naſe, die an den Naſeöffnungen ein Bischen ausgebreitet war. Martial verlangt, daß an einem ſchönen Jüngling die gekrümmte Naſe nicht zu groß ſei. Die ſchöne Aſpaſia und der ſchöne Paris hatten, wie Aelian und Philoſtrat erzählen, eine etwas gebogene Naſe. Die Perſer hielten die gebogene Naſe nicht nur für ein weſentliches Merkmal der Schönheit, ſondern auch für ein Zeichen von Geiſtesreichthum; die Biegung mußte aber ſanft und allmählig erſcheinen, denn eine ganz krumme Naſe galt für fehlerhaft. Diomedes und Patroklus hatten gerade Naſen; die des letztern war um die Naſenöffnung etwas breiter, wie bei den muthigſten Pferden. Ariſtänet erkennt eine gerade und der Feinheit der Lippen entſprechende Naſe als das Ideal einer ſchönen Naſe. Plato und Pollux nennen die mit mäßiger Wölbung gebogene Naſe eine königliche. Breite, eingedrückte Naſen mit weiten Oeffnungen, dergleichen das Geſicht des Socrates entſtellte, nannte man ſocratiſche, auch Silenus- oder Satyr-Naſen. Was nun die Farbe einer ſchönen weiblichen Naſe betrifft, ſo ſingt Anakreon:

„Willſt du Wang' und Naſe malen,
Miſche Milch mit jungen Roſen!"

Naſen mit einem großen Höcker verwirft Juvenal und Lucretius.

Ch. Kuffner.

Die **Naſe** und ihr Geiſt. „Die Naſe und ihr Geiſt," das klingt ſonderbar, ruft Jeder aus; man begreift nicht, daß dieſer erhabene Theil unſeres Geſichtes, bei welchem das ſchöne Geſchlecht uns mit ſo viel Anmuth herumzuführen verſteht, mit Geiſteskräften begabt ſei; und doch iſt es ſo. Die Naſe beſitzt das Vermögen, zu verſtehen; ſie iſt nicht nur das einfache Geruchsorgan, ſie iſt ein Körper, der mit einer geiſtigen Subſtanz umhüllt, das Vermögen, Ideen zu bilden, beſitzt. Dieſes Vermögen iſt aber nicht die Prärogative von einer einzigen Gattung Naſen. Groß oder klein, rund oder platt, das thut nichts zur Sache. Alle Naſen im Allgemeinen beſitzen ihren Geiſt, jede Naſe für ſich hat ihre Urtheilskraft. Ob die Naſe ſtumpf oder wie eine Trompete geſchweift, ob ſie wie ein Bierkrug oder wie der Griff eines Parapluis geſtaltet, ob ſie eine Verwandtſchaft mit dem Erd- oder Hausſchwamm habe, ob ſie glänzend oder dunkel,

kupfrig oder bleifarben, ob sie wie eine Petersilienwurzel oder wie eine wälsche Nuß aussähe, ob sie wie ein Kleiderhaken hervorstehend, den Leuten, die nicht wissen, was sie z. B. im Theater mit ihrem Hute anfangen sollen, aus der Verlegenheit hilft: Dies Alles hat keinen Einfluß auf ihre Verdienste, schmälert nicht im Geringsten die Zartheit ihrer Ideenbildung. Die Nase ist das zweite Ich des Menschen; manchmal weiß sie sogar mehr, als ihr erstes Ich. Wie zu bedauern ist der Mensch, der vor seinen eigenen Nasenlöchern erröthen muß! — Wer die Fähigkeit seiner Nase auf die Probe stellen will, muß nur von zwölf Uhr der Fütterstunde des ordinären 8 Groschen-Magens, bis um vier Uhr der Essens-Conversations-Zeit des gastronomischen Polyphagie-Magens seine Nase auf Beobachtungen ausschicken, und man wird gewiß staunen über den Scharfsinn unseres Geruchnervens. Da aus dem Erdgeschosse steigt ein Geruch von Sauerkraut und Bratwürstel, gerösteten Erdäpfeln und Augsburger in die Poren unserer Schneiderhaut; eine Näherin, ein Hausmeister, ein dürftiger, fleißiger Handwerksmann erquicken sich an dieser frugalen Mahlzeit. Da weiter oben senden ein Kalbsschnitzel, ein Rostbraten mit Knoblauch-Aufputz, ein Kipfelschmarren ihren einladenden Duft. — Fürchtet euch nicht, daß eure Nase sich täusche, ein Künstler, ein Börsesensal wohnen in diesen Mauern. Dort an jener Ecke erfüllt ein Polakel, ein Indian, ein Hasenrücken die Luft mit Wohlgerüchen. Da ergötzt sich sicherlich ein reicher Maurer- oder Zimmermeister, ein Doctor der Rechte oder Arzneikunde. Ist der fleischige Vorsprung eures Gesichtes in gutem Befinden und nicht mit irgend einer niesenden Unpäßlichkeit behaftet, so merket ihr bald, wie ihr in die andere Gasse kommt, daß es da oben Kronawetter, kleine Vögerl oder Repphendel gebe. Der zarte Magen einer Opernsängerin, der verdorbene Geschmack eines Theaterdirectors sind genöthigt, sich an solcher Diät zu halten, und diese aromatischen Atome eines marinirten Fogosch verrathen einen Eisenbahn-Actionär. Man muß den Schnupfen im hohen Grade haben (und dann ist wohl die leidende Ideenwerkstatt der Nase zu entschuldigen), um nicht aus dem nectarischen Geruche des Fasans oder der Rehschnitzel, der da aus dem ersten Stocke sich verbreitet, mit Gewißheit schließen zu können, daß ein Banquier nach der Mode, im Armstuhle von schwerem Seidenstoffe, die Füße auf kostbaren Teppichen ausstreckend, sein Zahnmühlwerk in Bewegung setzt. So kann man, ohne daß man in's Innere dringt, einzig und allein durch die Nase die Leute erkennen. — Dies ist eine neue Art Forschung durch die Nasenlöcher, eine Statistik, eben so unfehlbar, wie jede andere.

(Humorist.)

Die **Nase** ist die verkörperte, über ihren normalen Standpunkt emporgehobene Idee des Schnabels.

„Er hat eine **Nase** bekommen." Ehemals wurde demjenigen, der einen Verweis bekam, eine bunte Nase von Papier aufgesetzt, daher noch dieser Ausdruck, wenn Jemand einen Verweis bekommt.

Die große **Nase.**

„Von Wahl's Geburt hat mir die Base
Des Accoucheurs erzählt:
Zwei Tage lang kam seine Nase,
Am dritten Er zur Welt.

— Bei einem Balle, den der Herzog von Bourbon in seinem Hotel zu Paris gab, hatte der wachtstehende Schweizersoldat die Ordre, keine Maske einzulassen. L'Attorignant, durch die Rubinen seiner Riesen-Nase wie durch seine hübschen Lieder in der Hauptstadt bekannt, trat in die Thüre. — „Die Maske weg!" rief der Schweizer, indem er ihn abwehrte. — „Sieht Er denn mein Gesicht nicht?" — „Freilich wohl, aber die schreckliche Großmutter aller Nasen ist doch wohl nur von Pappendeckel?" Zugleich greift er nach ihr und als er fühlt, daß sie warm und mit dem übrigen Gesichte genau zusammenhängend ist, wendet er sich in milderem Tone zu l'Attorignant: „Verzeihen Sie, mein Herr! ich glaubte nicht, daß diese Nase Ihrem Gesichte angehören könnte. Spazieren Sie hinein."

Die lange **Nase.** Aus dem göttingischen Kunstcabinet war eine Sache von Werthe entfremdet worden, die in einem eigenen Kästchen aufbewahrt gelegen hatte. Der Professor Heyne als Aufseher bekam ob seiner Sorglosigkeit dabei einen derben Verweis von der Regierung. Bald darauf äußerte er in des Hofraths Kästner Gegenwart: „Er wisse nun wahrlich nicht, wozu er das Kästchen brauchen solle?" — „Da will ich Ihnen rathen," versetzte schnell Kästner, „legen Sie die große, lange Nase hinein, die Sie bekommen haben."

Die zu hoch getragene **Nase.** Als Herr v. Stolz eines Tages mit einem armen Jungen in verächtlichem Tone sprach und dabei plötzlich nies'te, vergaß der Knabe eine der gewöhnlichen Höflichkeitsformeln in Anwendung zu bringen. Zornig donnerte ihm Herr v. Stolz zu: „Hast Du mich nicht niesen gehört?" — „Nein," entgegnete verlegen entschuldigend der Kleine, „Euer Gnaden tragen die Nase zu hoch."

Einen bei der **Nase** herumführen. Zwei Rathsherren (ein alter und ein junger) waren von Natur mit großen Nasen ausgestattet. Einst stritten sie in Gesellschaft, wer von ihnen Beiden die minder große Nase habe. Die Gesellschaft entschied für die Näse des Jüngern. Da sagte der ältere Rathsherr: „Nur Geduld! eben so lang

und vielleicht noch länger wird Ihre Nase werden, wenn man Sie erst so viele Jahre wird dabei herumgeführt haben, wie mich."

Nase. Ueber das jüngst erschienene Portrait des Pastor Wislicenus, der bekanntlich eine schiefe Nase hat, hat ein Emeritus zu Halle folgenden Vers gemacht, der allgemeine Sensation erregt. Er heißt:

„Sieh da den Wislicenus, deß Ruhm die Welt durchlief;
Geht er der Nase nach, so geht die Sache schief!"

Wer übrigens an dergleichen „Nasenversen" Gefallen findet, den verweisen wir auf die dreihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls (eines verstorbenen englischen Staatsmanns) unvergleichliche Nase, von welcher der Dichter gleich in seiner ersten Hyperbel sagt: Wer diese Nase mißt, stirbt, eh' er fertig ist!

— Auch die Nase ist ein Psychometer. Man hat die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Damen, welche sich gern mit Roseneffenz parfümiren oder überhaupt den Rosengeruch vorzugsweise lieben, zur Eifersucht sehr geneigt sind. Diejenigen hingegen, welche gern Moschus riechen, sollen Anlage zur Herrschsucht haben. Es wäre demnach allen Männern, welche auf Freiersfüßen gehen, zu rathen, sich um die Nasencapricen ihrer Angebeteten zu bekümmern. Schlimm wäre es, wenn die Vorliebe für Eau de mille fleurs eben so viele Launen bedeutete, als Blumendüfte in der Essenz enthalten sind.

Die langen Nasen. Napoleon pflegte zu sagen: „Wenn ich eine gute Kopfarbeit brauche, so wähle ich, so seltsam es auch sein mag, stets einen Mann mit einer langen Nase, vorausgesetzt, daß er die nöthige Bildung besitzt. Sein Athem ist kühn und frei, und sein Gehirn, wie seine Lunge und sein Herz, kalt und klar. In meiner Menschenbeobachtung habe ich fast unveränderlich gefunden, daß eine lange Nase und ein guter Kopf mit einander verbunden sind."

(Münchener Tagbl.

Rothe Nasen. „Ei, ei," sagte Herr von W* zu dem Schreiber auf seinen Gütern, „Ihre Nase wird ja immer röther; Sie trinken gewiß ein Gläschen über den Durst?" — „Haben Sie mich schon betrunken gesehen, gnädiger Herr?" — „Das wohl nicht, aber Ihre Nase beweist meine Vermuthung." — „Erlauben Sie mir, gnädiger Herr! daß ich diese Schlußfolge bestreiten darf. Sie haben hier auf Ihrem Hofe zwölf kalekutsche Hähne, die haben alle feuerrothe Nasen, und doch trinken sie nichts als Wasser."

Nasen rümpfen. Eine Frau sagte einst zu ihrem Manne: „Lieber Mann, das ist ja nicht einmal des Nasenrümpfens werth.“ — Der Herr seiner selbst sprach: „Leider, daß Du mir schon eine so lange Nase angebunden, daß ich sie nicht einmal mehr rümpfen kann.“

Als das beste Mittel gegen **Nasenbluten** empfiehlt die Dorfzeitung ein kleines Stück Löschpapier an den Gaumen zu legen. Es hilft augenblicklich; sollte es aber nicht helfen, so kann man das Papier wieder abnehmen.

Zugleich **naß** und trocken. „Kellner,“ rief ein junger Herr an einem regnichten Wintertage beim Eintritt in ein Wirthshaus, „ich hoffe, Du hast brav eingeheizt, denn ich wurde entsetzlich naß, und bring mir bald etwas zu trinken, denn ich bin entsetzlich trocken.“

Die **Nationalbank.** Ein witziger Jude kam in ein Concert und fand den ganzen Saal voll. Als er sich doch vorgedrängt hatte und auf der vordersten Bank lauter Juden sitzen sah, sagte er: „Erlauben Sie mir auch noch ein Plätzchen bei Ihnen, meine Herren, ich gehöre auch auf die Nationalbank.“

National. Ein Mann, der betrunken schien, wurde spät in der Nacht auf der Straße von der Wache angehalten. „Wie heißt Ihr?“ — „Mein Name ist so wenig werth, daß es nicht der Mühe lohnt, ihn zu nennen.“ — „Wovon lebt Ihr?“ — „Vom Winde.“ — „Wo wohnt Ihr?“ — „Bei den Todten.“ — Auf diese ungenügenden Antworten wurde der Angehaltene in ein Gefängniß gebracht. Der Anführer der Wache erzählte den Vorfall, und ließ ihn von einem im Gefängnisse befindlichen Officianten zu Protocoll nehmen. Der Arretirte verhielt sich dabei ganz ruhig; dann aber sagte er ganz kaltblütig: „Die Sache hat ihre völlige Richtigkeit, und was ich geantwortet, beruht ganz auf Wahrheit, ich bitte es nur genau zu untersuchen. Mein Name ist Dreier, ich bin Balgentreter bei der St. Johanniskirche und wohne zur Miethe in einem kleinen Hause auf dem Kirchhofe dieser Kirche.“

— Ein Mann, der wilde Thiere in Paris sehen ließ, hatte auch einen Tiger aus Bengalen von der größten Art, den er auf dem Anschlagzettel den königlichen Tiger nannte. Nach dem Ausbruch der Revolution fürchtete er sich, durch das Wort königlich anzustoßen, er nannte daher den Tiger den National-Tiger.

Nationalisiren. Wenn Jemand im Lande 10 Jahre ansässig ist, so ist er nationalisirt. Mit den ausländischen Thorheiten hat es die

nämliche Beschaffenheit, die französischen ausgenommen; denn diese bekommen die veniam aetatis früher. Ein Stück für unsere Schaubühne nationalisiren, heißt, statt Paris Wien setzen und den Marquis in einen Baron umtaufen.

Nationalität — die besondere an irgend ein Volk oder Völklein gebundene Art sich zu äußern, sowohl im Denken als im Handeln. Auf die Nationalität wird mit Recht großer Werth gelegt, Jeder setzt etwas darein, sich national zu betragen; da jedoch national denken oder gar national d. h. dem Volkscharakter gemäß, handeln nicht Jedermanns Sache ist, so hilft die Mehrzahl sich mit Aeußerlichkeiten, um zu zeigen, weß Stammes sie ist, z. B. mit dem Schnitt des Rockes, des Haares, mit Gang, Gruß, Art wie die Prise genommen, die Cigarre geraucht, getoastet, gegessen und getrunken, getanzt ꝛc. wird. Alles zu Ehren der Nationalität.

Nationen. Ich fuhr mit einem Fiaker nach Weidlingau, und auf dem Wege dahin an dem Forst-Institute und dem dabei befindlichen botanischen Garten vorüber. Als ich den Fiaker fragte, was das für ein Garten sei, antwortete er mir: „O Euer Gnaden, das ist gar ein nobler Garten, da sind alle Nationen von Bäumen darin."

Nationalstolz. Einige holländische Abgesandte am französischen Hofe wurden von dem Finanzminister zur Tafel eingeladen. Man setzte zum Dessert holländischen Käse auf; und da man dabei auf Holland und die Produkte desselben zu reden kam, sagte der Minister zu den Abgesandten, indem er auf den Käse zeigte: „Es ist eine Frucht Ihres Landes." Die Absicht war über Holland zu spotten. Die Gesandten merkten es und einer von ihnen nahm eine Handvoll Ducaten, warf sie mitten in den Saal und sagte: „Diese sind es auch."

Polka sollte unser **Nationaltanz** werden, denn darin macht man einen Schritt vor- und zwei rückwärts.

Die **Natürlichkeit.** Auf einem öffentlichen Balle tanzte ein irländischer Edelmann mit vieler Lebhaftigkeit, aber eben nicht mit der Grazie eines Vestris. Ein Spaßmacher hatte ihn nicht sobald bemerkt, als er alle seine Geberden auf die lächerlichste Weise nachahmte. Der Irländer that eine Weile als merkte er nichts davon, da er aber sah, daß Einer über ihn lachte, so ging er mit entschlossenen Schritten auf den Nachäffer zu und fragte ihn, wie er sich unterstehen könne ihm nachzumachen. „Sie thun mir Unrecht," sagte dieser; „denn es ist mir ganz natürlich, so zu tanzen." — „Wirklich?"

versetzte jener, die Entschuldigung scheinbar annehmend, „freilich kann man nicht ändern, was einem natürlich ist, aber ich rathe Ihnen, mein Freund, in dieser natürlichen Manier die ganze Nacht fortzutanzen, denn sollten Sie sich beikommen lassen, nur im Geringsten daran zu künsteln, so behalten Sie, bei Gott! kein gesundes Glied am ganzen Körper!“

„Die **Natur** hat Alles auf das Trefflichste eingerichtet!“ — Ja wohl! bemerkbar an den allergewöhnlichsten Erscheinungen. — Welche Bequemlichkeiten, welche Behaglichkeit die einer Ente! Sie legt das Haupt rückwärts auf ihr eigenes Federbett, und hält den prächtigsten Mittagsschlaf. Und die Gans — wird ihr des Kühlen zu viel — zieht den einen Fuß aufwärts, gleich dem Stutzer, der die Hand in seiner modernen Rock- oder Hosentasche versteckt, wärmt ihn im selbsteigenen Flaume, und balancirt indeß auf dem andern. Welche Herrlichkeit endlich! behaglich sitzend oder liegend, die verführerisch grüne Speise rund um sich her wegzuschnäbeln! Man denkt sich dabei einen Schlecker in einer Wanne voll kräftiger Braunsuppe, das saftige Eingebrockte bloß mit einer leichten Bewegung des Mundes wegschnappend.

Die **Natur** ist eine Schriftstellerin. Die Natur ist eine Schriftstellerin und noch dazu eine schlechte Schriftstellerin, denn ihr bestes Werk, ihr allerbestes Werk ist — der Mensch! Dieses Werk der Natur, voll Druck- und Sinn-Fehler, erschien zuerst in Crudo, dann wurde es brochirt in ein Feigenblatt, dann als die Bildung weiter überhand nahm, wurde es in Thierfelle geheftet, erst als die Civilisation die höchste Blüthe erreichte, wurde dieses Werk steif gebunden mit eisernen Spangen. S.

Natur. Wer nicht liebt Natur, Blumen und Kinder, der bleibt auf ewig ein armer Sünder.

— Nur Menschen voll Natur und Wahrheit können das Leben verschönern. In ihrem Kreise blühen alle schönen Tugenden der Häuslichkeit in stiller Kraft und Fülle, man tauscht Lieb' um Liebe, Vertrauen und Innigkeit und stillschweigende Nachsicht deckt Fehler mit Tugenden.

— Auf Pariser Theatern wurde ein Stück: „Das Ammen-Bureau“ gegeben. Die zwei Hauptrollen, zwei Ammen, wurden durch die Demoiselles L. und M. mit vieler Natur dargestellt.

Zur zweiten **Natur** geworden. Man machte einem Schauspieler Vorwürfe über sein allzugeziertes Spiel. Er entschuldigte sich darüber

und sagte: es sei ihm zur zweiten Natur geworden. „So bleiben Sie doch lieber bei Ihrer ersten" entgegnete ein Witzling.

Kunst und Natur. Dante behauptete einst gegen Cetto das Paradoxon: Die Kunst vermöge mehr als die Natur. Cetto bestritt dies. Dante führte zum Beweise seiner Meinung an, er habe eine Katze so abgerichtet, daß sie ihm mit ihrer Pfote ein brennendes Licht halte, wenn er des Abends lese. „Das muß ich erst selbst sehen," äußerte Cetto; ehe ich's glaube." — „Das kann geschehen!" erklärte Dante. Es wurde ein Abend zu der Beweisführung bestimmt. Cetto fand sich bei Dante ein, er erschien mit einer verdeckten Schüssel. „Was hast Du denn da?" fragte ihn Dante. — „Mein Abendessen," versetzte Cetto; „wenn Du speisen wirst. Ich will bei Deiner Mahlzeit nicht den Schmarotzer machen." — „Närrischer Eigensinn!" rief Dante aus, „doch, Du magst Deinen Willen haben." — Dante setzt sich nun zum Speisen nieder. Cetto ihm gegenüber. Die Katze verrichtete ihren Dienst als Leuchter. Kaum aber hob Cetto den Deckel von der mitgebrachten Schüssel, so sprangen ein Paar eingesperrte Mäuse aus solcher; die Katze ließ das Licht fallen, und sprang ihnen nach. — „Wer hat nun Recht?" fragte Cetto.

Naturbewunderer. Lord Windham verließ England, um nach den Pyrenäen zu reisen; dort saß er auf einem steilen Felsen, der zu den unfruchtbarsten gehörte, und von einer Wüstenei rings umgeben war, fast den ganzen Tag, um — frische — Luft zu schöpfen, und die Natur in ihrer — Nacktheit zu sehen.

Naturdichter. Die Poesie wird in Nimes durch einen Bäcker, in Mantua durch einen Perrückenmacher, in Padua durch einen Fleischselcher, in Verona durch einen Schuhflicker und in Parma durch einen Lastträger repräsentirt. — Ich finde darin einen Fortschritt der Poesie, denn der Perrückenmacher ist ein Mann von Kopf, der Fleischselcher verfeinert den Geschmack, der Schuhflicker leistet was er kann, und der Lastträger, nun, der liefert auch Erträgliches. Offenbar aber ist der Bäcker am Besten daran, denn seine Leistungen verrathen Wärme, und dabei hat der Mann sein tägliches Brod.

Carl Waldau.

— So nennt man Denjenigen, der ohne Anweisung, ohne vorhergegangene Studien über Vers- und Dichtkunst, oft auch ohne gehörigen Unterricht in der eigenen Sprache, bloß durch Anlage, Gefühl und Gehör geleitet, Verse und Gedichte zu Stande bringt. Jede Nation hat ihre Naturdichter; selten aber nehmen diese einen bedeutenden Rang in der Literatur ein, wodurch sich der Ausspruch des römischen

Dichters Horaz, welcher zu des Kaisers Auguſt Zeiten lebte, bewährt: „Man hat lange gefragt, ob Natur oder Kunſt zu einem Gedichte hinreichend ſei. Meines Erachtens reicht weder die dichteriſche Ader, noch das Kunſtſtudium für ſich allein hin, um ein Dichter zu ſein, ſondern Beides muß ſich innig zu dieſem Zwecke vereint zuſammenfinden.“ Wir ſprechen hier von dem engliſchen Naturdichter John Clare, gemeinlich the Northamptonshire Peasant, d. i. der Bauer von Northamptonſhire, genannt. Dieſer hat ſich als Naturdichter einen großen Ruf in England erworben, und das Schickſal ſeiner Jugend hat die Theilnahme an ſeinen Werken nicht wenig geſteigert. Er wurde den 13. Juli 1793 zu Helpſtone bei Peterborough in Northamptonſhire von ſehr armen Eltern geboren. Sein Vater, Taglöhner auf einem Pachthofe, war durch eine Erkältung beim Dreſchen contract geworden, und ſobald John, der einzige Sohn des Hauſes, Handarbeit zu verrichten im Stande war, lag ihm die Unterſtützung ſeiner hülfloſen Familie ob. Da lernte er die Leiden der tiefſten Armuth kennen, die er mit ſo herzzerreißender Wahrheit in ſeinem Gedichte Address to plenty in winter ausgeſprochen hat. Die Armenunterſtützung, welche der unglückliche Vater von ſeinem Kirchſprengel erhielt, erleichterte einigermaßen die Erhaltung der Familie, und ſo gelang es unſerm John, ſich von ſeinem Taglohne, noch mehr aber durch Feierabendarbeiten, ſein Schulgeld zu erſparen. Er beſuchte die Schule des nahe gelegenen Dorfes Glinton und lernte dort in kurzer Zeit leſen. Auch erhielt er dort einige Bücher von ſeinen Mitſchülern geliehen, die er in den Nächten durchlas; namentlich machte der Robinſon Cruſoe einen großen Eindruck auf ihn. Auf demſelben Wege kamen ihm des herrlichen Dichters Thomſon Jahrzeiten in die Hände und dieſe weckten, nach ſeiner eigenen Ausſage, zuerſt die in ihm ſchlummernde poetiſche Gabe. Er ruhte nicht eher, bis er ſich ſo viel von ſeinem Munde abgeſpart hatte, als er brauchte, das geliebte Buch zu ſeinem Eigenthume zu machen, und ſobald dieſe Summe voll war, brach er nach Hamford auf, dem nächſten Orte, der eine Buchhandlung beſaß. Der ſchöne Frühlingsmorgen und die Freude über die Erfüllung ſeines ſehnlichen Wunſches begeiſterten ihn hier zu ſeinem erſten Liede The morning walk, zu dem er bald nachher ein Gegenſtück The evening walk dichtete. Ein gewiſſer Herr John Turnill in Helpſtone, dem dieſe Verſuche zu Augen gekommen waren, nahm ſich jetzt des Knaben an und unterrichtete ihn im Schreiben und Rechnen; denn als Clare ſeine erſten Lieder dichtete, konnte er kaum geläufig leſen. In der Schule ſeines Wohlthäters machte Clare die glänzendſten Fortſchritte, und obſchon er den ganzen Tag der Handarbeit widmen mußte, gelang es ihm doch, auch ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für Muſik ſo weit nachzuhangen, daß er ſich ohne Lehrer, nur mit Zuratheziehung einiger Dorfmuſikanten, eine erträgliche Fertigkeit

auf der Violine erwarb, die ihm wiederum als Erwerbmittel dienen mußte. Ohne Aufmunterung und Belohnung, nur zu eigener Freude und eigenem Troste, dichtete John Clare dreizehn Jahre lang, besang Gott und seine schöne Natur, und arbeitete dabei mit Hacke und Spaten in Gärten und Feldern. Im December 1818 kam ein Sonett Clare's „auf die untergehende Sonne" in die Hände Edward Drury's, Buchhändlers zu Hamford. Es war J. C. unterzeichnet und durch einen Zufall so weit verbreitet worden. Der Buchhändler kundschaftete den ländlichen Dichter aus und suchte ihn in seiner ländlichen Hütte auf. Von diesem veranlaßt, veranstaltete Clare eine Sammlung seiner Gedichte, welche bald allgemeine Theilnahme erregten und schon in Manuscripten in London vielfach verbreitet wurden. Das Original-Manuscript war nicht frei von orthographischen und grammatischen Fehlern, die man im Drucke verbessert hat. Seine in London gedruckten Gedichte bestehen aus Sonetten, Liedern, Balladen und vermischten kleineren Gedichten, welche sämmtlich ländliche Natur und ländliches Leben besingen; sie sind einfach, ansprechend durch Wahrheit und Innigkeit, und voll origineller Wendungen und Bilder. Einige neue Wörter und Provinzialismen stören den Genuß derselben ein wenig, können aber, ohne ihre Eigenthümlichkeit anzutasten, nicht getilgt werden. Seit der Herausgabe dieser Gedichte hat sich Clare's Schicksal um ein Bedeutendes gebessert und er hat sich einen kleinen schriftstellerischen Erwerb gesichert. Doch ist er seinem Dorfe und seinem Stande treu geblieben.

Naturmensch. Wer einen Grobian entschuldigen will, sagt von ihm: er sei ein Naturmensch.

Naturwunder. Besonderer Naturtrieb der Ameisen. Bekanntlich tragen die Ameisen zu ihrer Winternahrung eine bedeutende Quantität Korn in ihre Erdlöcher ein. Es fragt sich nun, wie geht es zu, daß das Korn in der feuchten Erde nicht keimet, oder doch auswächst? Diese Individuen der Insectenwelt, welche, gleich den Bienen, eine besondere Ordnungsliebe und selbst Sinn für das Symmetrische besitzen, verhindern derlei Folgen auf eine eigene Art. Sie beißen von jedem Körnchen, das sie eintragen, den Keim ab; so kann es nicht aufgehen. Woher mögen sie das wissen, und wer mag sie das gelehrt haben?

— In New-York las ein gewisser Professor Bronson eine Abhandlung folgenden Inhalts: Untersucht man einen Tropfen menschlichen Blutes mittelst des Oryhydrogen-Mikroskops und vergrößert ihn etliche zwanzig Millionen Mal (nur!!), so findet man darin alle Thierarten, die gegenwärtig auf dem Erdboden leben oder die während

der verschiedenen Schöpfungsacte vor Millionen Jahren existirt haben. Im Blute einer gesunden Person sind alle diese Thierchen ruhig und friedlich; im Blute einer kranken Person aber sind sie wild, wüthend und fressen einander gegenseitig auf. Dies diente zur Beleuchtung seiner Meinung, daß im Menschen alle Principien des Universums enthalten sind. Auch fügt er hinzu, daß man in jedem Tropfen einer stehenden Wasserpfütze, in der man eine todte Katze verfaulen ließ, wenn man ihn auf obige Weise untersucht, alle Arten des Katzengeschlechtes, die je auf Erden existirten, wüthend und einander anfallend zu sehen bekommt. Nach dieser Theorie bestehen also die Körper aller niederen Thiere aus Thierchen, die ihnen gleichartig sind, der menschliche Leib aber ist aus Allem, was auf der Schöpfungsleiter unter dem Menschen steht, zusammengesetzt.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, fragte einst den Feldmarschall v. **Natzmer**: ob er sich in einen Zweikampf einlassen würde? „Wenn der, welcher mich fordert, den Christen zu Hause findet," versetzte der Befragte, „so stelle ich mich nicht; findet er aber den Natzmer, so soll ihn der Teufel holen."

Der Capellmeister **Naumann** probirte einst in einer Kirche mit den Musikern eine seiner Compositionen. Es hatten sich viele Zuhörer eingefunden und ein Theil davon stand unter dem Chor, auf welchem sich die Musiker befanden. Naumann hatte seinen Platz mitten in der Kirche genommen, um die Wirkung der Musik dort besser beobachten zu können. Er bemerkte, daß das Tutti nicht sicher genug eintrat, und rief sehr lebhaft: „Der Chor fällt ein!" Die Zuhörer unter dem Chor mißverstanden dies und stürzten alle mit Entsetzen nach dem Schiff der Kirche, um nicht erschlagen zu werden.

Der verewigte Capellmeister **Naumann** zu Dresden ward einstmal durch König Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, um dort zur Verherrlichung des Carnevals durch seine Compositionen mitzuwirken. In einer der abzuhaltenden Opernproben ergriff der Monarch — bekanntlich Freund und Ausüber der Musik in hohem Grade — ein Violoncell und spielte seine Stimme trefflich durch. Naumann, geehrt und erfreut, ward im Dirigiren seines Werkes immer lebendiger. Als ihm der königliche Künstler an einer leidenschaftlichen Stelle nicht rasch und laut genug mit eingriff, rief er ihm glühend zu: „Mehr preußisches Feuer, Ew. Majestät!" und der Monarch genügte freudig dem Commandowort des Meisters. Selten zeigt die Kunstgeschichte ein so keckes Emporfliegen des Künstlers über das gewöhnliche Verhältniß im Schutze erhabener Macht.

Der Zuruf: **Nebass!** (fürcht' dich nicht!) ist dem gemeinen Manne in Rußland bei dem Sprechen so gebräuchlich, wie bei dem Essen das Salz zum Brod. Bei der Aufrichtung der riesigen Alexandersäule in St. Petersburg erfaßte eine von den dazu gebrauchten Walzen die Hand eines dabei beschäftigten Arbeiters und drohte, den ganzen Menschen langsam unter die ungeheure Last zu ziehen und ihn dann rettungslos zu zermalmen. Ein nebenstehender russischer Zimmermann ergriff in demselben Augenblick sein scharfes Beil und mit dem Ruf: Nebass! hieb er dem Unglücklichen mit Einem Schlage den Arm ab. Der auf diese fürchterliche Art Amputirte wurde in das Hospital gebracht, wo er bald vollkommen genas. Er sowohl als sein entschlossener Wundarzt beziehen vom Kaiser bis an ihr Lebensende jeder eine jährliche Pension von 500 Rubeln.

Nebel. Während eines sehr starken Nebels, der über Paris lag, rannten zwei Herren an einander; jeder hielt den andern für einen, der ihn berauben wollte. Sie faßten sich daher gegenseitig und riefen um Hülfe. Von allen Seiten eilte man mit Fackeln und Laternen herbei, und jetzt erst erkannten sich zwei der berühmtesten und befreundetsten Literaten.

Nebel. Zu Hamburg, so wie überhaupt an allen Orten, die an einem großen Flusse oder nahe am Meere liegen, sind im Herbst meistentheils sehr starke Nebel. Ein Mädchen, das noch nicht lange in Hamburg war und vorher in einer sehr trocknen Gegend gelebt hatte, diente nun bei einem Kaufmann, dessen Haus einer gewissen Kirche gerade gegenüber gelegen war. Eines Sonnabends Morgens, wie sie an's Fenster trat, sah sie die Thurmspitze nicht mehr, die sie vorher schon oft mit Verwunderung und Vergnügen betrachtet hatte. Voll Erstaunen lief sie in den Laden hinunter, um ihre Entdeckung einem Ladendiener mitzutheilen. „Närrisches Mädchen!" sagte dieser, „weiß Sie denn noch nicht, daß hier die Thurmspitzen des Sonnabends immer abgenommen und gescheuert werden?" — „Ne! wahrhaftig!" erwiederte das Mädchen, „das hab' ich noch nicht gewußt."

Nebelbilder. Als ein Mädchen ihren Geliebten, einen echten Lerchenfelder Ziegeldecker, fragte: wie denn die Veränderung eines Bildes in das andere bewerkstelligt werde, explicirte es ihr derselbe folgender Art: „Verstehst, Kathi, das ist so: zuerst laßt er's Bild erscheinen und hernach laßt er's verschwinden; das Uebrige hast eh' g'seh'n."

Nebelwolke. Zu einem Trunkenbold, der ein Pflaster auf der Stirn trug, sagte ein Anderer: „Woher diese Wolke auf Deiner Stirn?" — „Ach, die ist noch vom gestrigen Nebel."

Anſtalten wider **Nebenbuhler.**

Herr.
Ich komme ſpät nach Hauſe;
Tom! Wach' indeſſen hier.
Mir ſind die Nebenbuhler
Ein Greuel!

Tom.
Herr, auch mir!
Sobald Sie geh'n, verriegeln
Ich und die Frau die Thür.

Beſtrafung eines **Nebenbuhlers.** Als Heinrich IV. eines Tages zu Madame Gabriele kam, verkroch ſich ein überraſchter Seigneur unter ein Bett. Der König ſah es, ohne es merken zu laſſen. Als hierauf der Nachtiſch ſervirt worden war, nahm er einen Teller mit Bäckerei, warf ihn unter das Bett und ſagte: „Man muß Alles leben laſſen!"

Die **Nebenſporteln.** Ein junges Mädchen, das manche Liebesabenteuer gehabt, wurde wegen einer ähnlichen Angelegenheit in einen Proceß verwickelt. Sie wählte ſich einen geſchickten Advocaten als ihren Vertheidiger. — Er verſtand ſich dazu und es gelang ihm durch ſeine Beredtſamkeit und ſeinen Scharfſinn, daß das Mädchen frei geſprochen wurde. Sie bezeigte ihrem Vertheidiger auf's Lebhafteſte ihre Erkenntlichkeit, ſetzte aber hinzu: „Ich kann Ihnen nichts anbieten als mein Herz!" — „Das ſind Nebenſporteln und die überlaſſe ich meinem Schreiber," antwortete der Advocat.

Neckerei. Der Redacteur eines kleinen Pariſer Blattes hatte ſich über einen Portier zu beklagen und entſchloß ſich, Rache an demſelben zu nehmen. Deshalb ließ er in ſein Blatt die Anzeige einrücken: „Geſtern fand man bei einem Tiſchler, als man ein Stück Mahagonyholz auseinanderſägte, in demſelben eine Schlange. Das Thier, welches todt zu ſein ſchien, war nur erſtarrt und erwachte bei der Berührung mit der äußern Luft. Man erkannte in ihr eine Klapperſchlange. Augenblicklich ſchloß man ſie in einen eiſernen Käfig ein und man kann ſie unentgeltlich bei dem Portier in dem Hauſe ꝛc. ſehen. Wie unwahrſcheinlich auch die Nachricht ausſieht, ein gelehrter Naturforſcher hat ſie doch ganz natürlich erklärt." Drei Tage lang belagerten die Neugierigen das angezeigte Haus und überſchütteten den Portier mit Fragen. Der Mann wurde wüthend und verſchloß ſeine Thür, aber nun klopfte man unaufhörlich daran. Der arme Mann wurde beinahe wahnſinnig; je mehr er betheuerte, er habe keine Klapperſchlange, um ſo mehr beſtand man darauf, das merkwürdige

Geschöpf zu sehen. Endlich entschloß er sich, den Redacteur zu bitten, die Anzeige zu widerrufen, und erhielt wieder Ruhe, nachdem er versprochen hatte, nie die Rücksicht aus den Augen zu setzen, die er den Herren Journalisten schuldig sei, welche das Haus, dessen Aufsicht ihm anvertraut sei, mit ihrer Gegenwart beehrten.

Kleine **Neckereien.** Zwei Nachbarn, beide Taubenliebhaber, welche immer die schönsten Racen hegen, waren in den Fall versetzt, daß der eine einen ledigen Tauber, der andere eine solche Täubin hatte. Der Letztere suchte längst unter großer Zudringlichkeit den ledigen Tauber von Ersterem zu kaufen, um ein Paar zu erhalten, das an Schönheit und allen sonstigen Erfordernissen dem Liebhaber vollkommen entsprochen haben würde. Der Zudringlichkeit seines Nachbars müde, sann der sich beschwert Fühlende, dem seine Taube nicht feil war, auf ein Mittel, den Dränger los zu werden, bestellte daher einen Taglöhner in sein Haus, den er als einen jungen rüstigen Mann von sehr hitzigem Temperamente kannte. Als dieser erschien, trug er ihm auf, gegen Belohnung sein Taubenhaus vom Dünger zu reinigen, und schloß denselben zu diesem Behufe, nachdem vorher die Tauben gefangen und in Verwahrung gebracht waren, in den innern Raum der Taubenwohnung ein. Nachdem der Taglöhner den Dünger auf einen Haufen gebracht hatte, suchte er durch Poltern ein Zeichen zu geben, daß man ihm Behufs seines Austrittes aus dem übelriechenden Locale die Thür öffnen möchte, aber Niemand schien zu hören, und so saß der endlich zum höchsten Zorn Gereizte schon über vier Stunden als Gefangener in dem verhaßten Locale, während endlich der Hauseigenthümer zu seinem Nachbar sandte und sagen ließ, daß er kommen könne, um für das bewußte Angebot den Tauber zu holen. Dieser erschien sogleich voll Freude über das Gelingen seines längst gehegten Wunsches und erhielt die Erlaubniß, sich die Taube aus dem Taubenhause selbst zu holen. Er bestieg den obern Raum des Wohnhauses; an der Stelle angelangt, schob er den Riegel der Thür an dem Taubenhause zurück, und ward nicht wenig überrascht, als er statt des Taubers den Taglöhner im Taubenhause fand. Er brach in ein lautes Gelächter aus, was der aufgereizte Taglöhner als noch größere Beleidigung aufnahm, und daher den betrogenen Käufer bei den Haaren packte, zu Boden warf und dermaßen durchprügelte, daß ihm die Liebhaberei zu dem Tauber auf einige Zeit vergangen sein mag.

Zwei **Negationen.** Ein Fürstenschüler bat seinen Rector um Erlaubniß, auf einige Zeit zu verreisen, erhielt sie aber nicht von ihm. Dadurch nicht abgeschreckt, suchte er beim Hebdomadarius nach, welcher ihm das Gesuch auch abschlug; worauf er getrost abreis'te. Zurück-

gekehrt ward er sogleich zur Rede gesetzt, wie er auf eine doppelte abschlägliche Antwort sich habe entfernen können. „Eben deswegen," antwortete er, „bin ich gereis't; Sie haben mich doch selbst gelehrt, daß zwei Negationen bejahen."

Nehmen. Ein Bauer erzählte, daß er im sogenannten silbernen Kaffeehause gewesen und daß dort Alles so prächtig sei. Ein Bekannter fragte ihn, ob er dort etwas genommen habe? Da gab er dem Frager eine derbe Ohrfeige, betheuernd, er sei ein ehrlicher Mensch und nehme nirgends etwas.

— Als für einen berühmten Mimen und großen Lebemann, der immer in Geldverlegenheiten war, eine Subscription eröffnet wurde und Jemand bemerkte, man müsse mit großem Zartgefühl dabei zu Werke gehen, und er sei wirklich neugierig, wie es der Schauspieler nehmen werde, meinte ein Dritter: „Nehmen? Vierteljährlich natürlich."

— In einer Töchterschule wurde eines der schönsten Stickmuster vermißt, welches endlich nach langem Suchen in dem Körbchen einer Schülerin gefunden wurde. Auf die Frage der Vorsteherin, auf welche Weise sie dazu käme, antwortete das Mädchen ganz naiv: „Ich nahm es, weil der Herr Lehrer uns sagte, daß wir uns gute Beispiele und Muster nehmen sollen." L. di Lissa.

Zu sich nehmen. Ein Dieb wurde beim Stehlen eines Glases ertappt. Ein Augenzeuge gefragt, was es da gäbe, antwortete: „Der Kerl da hat ein Glas zu viel zu sich genommen." L.

Zu sich nehmen. Ein Taschendieb, der auf einem Jahrmarkte eine Uhr entwendet hatte, wurde ergriffen und vor den Chef der Polizei geführt. „Wie habt Ihr Euch so vergessen können?" sprach der Letztere. „Verzeihen Sie," versetzte der Dieb mit vieler Frechheit, „ich habe nur den Rath meines Arztes befolgt. Ich leide an einem schwachen Magen, und da verordnete er mir: ich sollte vor jeder Mahlzeit immer eine Kleinigkeit zu mir nehmen."

Neid. Das Geheimniß, die Neidischen zu quälen, ist — recht vergnügt zu sein. Diogenes.

— Ein armes Mädchen erhielt zu ihrem Namensfeste von ihrer Pathe, einer reichen Frau, eine Puppe zum Geschenk, welche sehr schön gekleidet war. Schon am zweiten Tage legte das Kind die Puppe hinter den Ofen und sah sie nicht mehr an. Als sie die Mutter fragte: warum sie denn nicht mit der Puppe spiele, antwortete sie: „Ich mag sie nicht, sie ist immer viel schöner angekleidet, als ich."

Geschöpf zu sehen. Endlich entschloß er sich, den Redacteur zu bitten, die Anzeige zu widerrufen, und erhielt wieder Ruhe, nachdem er versprochen hatte, nie die Rücksicht aus den Augen zu setzen, die er den Herren Journalisten schuldig sei, welche das Haus, dessen Aufsicht ihm anvertraut sei, mit ihrer Gegenwart beehrten.

Kleine **Neckereien.** Zwei Nachbarn, beide Taubenliebhaber, welche immer die schönsten Racen hegen, waren in den Fall versetzt, daß der eine einen ledigen Tauber, der andere eine solche Täubin hatte. Der Letztere suchte längst unter großer Zudringlichkeit den ledigen Tauber von Ersterem zu kaufen, um ein Paar zu erhalten, das an Schönheit und allen sonstigen Erfordernissen dem Liebhaber vollkommen entsprochen haben würde. Der Zudringlichkeit seines Nachbars müde, sann der sich beschwert Fühlende, dem seine Taube nicht feil war, auf ein Mittel, den Dränger los zu werden, bestellte daher einen Taglöhner in sein Haus, den er als einen jungen rüstigen Mann von sehr hitzigem Temperamente kannte. Als dieser erschien, trug er ihm auf, gegen Belohnung sein Taubenhaus vom Dünger zu reinigen, und schloß denselben zu diesem Behufe, nachdem vorher die Tauben gefangen und in Verwahrung gebracht waren, in den innern Raum der Taubenwohnung ein. Nachdem der Taglöhner den Dünger auf einen Haufen gebracht hatte, suchte er durch Poltern ein Zeichen zu geben, daß man ihm Behufs seines Austrittes aus dem übelriechenden Locale die Thür öffnen möchte, aber Niemand schien zu hören, und so saß der endlich zum höchsten Zorn Gereizte schon über vier Stunden als Gefangener in dem verhaßten Locale, während endlich der Hauseigenthümer zu seinem Nachbar sandte und sagen ließ, daß er kommen könne, um für das bewußte Angebot den Tauber zu holen. Dieser erschien sogleich voll Freude über das Gelingen seines längst gehegten Wunsches und erhielt die Erlaubniß, sich die Taube aus dem Taubenhause selbst zu holen. Er bestieg den obern Raum des Wohnhauses; an der Stelle angelangt, schob er den Riegel der Thür an dem Taubenhause zurück, und ward nicht wenig überrascht, als er statt des Taubers den Taglöhner im Taubenhause fand. Er brach in ein lautes Gelächter aus, was der aufgereizte Taglöhner als noch größere Beleidigung aufnahm, und daher den betrogenen Käufer bei den Haaren packte, zu Boden warf und dermaßen durchprügelte, daß ihm die Liebhaberei zu dem Tauber auf einige Zeit vergangen sein mag.

Zwei **Negationen.** Ein Fürstenschüler bat seinen Rector um Erlaubniß, auf einige Zeit zu verreisen, erhielt sie aber nicht von ihm. Dadurch nicht abgeschreckt, suchte er beim Hebdomadarius nach, welcher ihm das Gesuch auch abschlug; worauf er getrost abreis'te. Zurück-

gekehrt ward er sogleich zur Rede gesetzt, wie er auf eine doppelte abschlägliche Antwort sich habe entfernen können. „Eben deswegen," antwortete er, „bin ich gereis't; Sie haben mich doch selbst gelehrt, daß zwei Negationen bejahen."

Nehmen. Ein Bauer erzählte, daß er im sogenannten silbernen Kaffeehause gewesen und daß dort Alles so prächtig sei. Ein Bekannter fragte ihn, ob er dort etwas genommen habe? Da gab er dem Frager eine derbe Ohrfeige, betheuernd, er sei ein ehrlicher Mensch und nehme nirgends etwas.

— Als für einen berühmten Mimen und großen Lebemann, der immer in Geldverlegenheiten war, eine Subscription eröffnet wurde und Jemand bemerkte, man müsse mit großem Zartgefühl dabei zu Werke gehen, und er sei wirklich neugierig, wie es der Schauspieler nehmen werde, meinte ein Dritter: „Nehmen? Vierteljährlich natürlich."

— In einer Töchterschule wurde eines der schönsten Stickmuster vermißt, welches endlich nach langem Suchen in dem Körbchen einer Schülerin gefunden wurde. Auf die Frage der Vorsteherin, auf welche Weise sie dazu käme, antwortete das Mädchen ganz naiv: „Ich nahm es, weil der Herr Lehrer uns sagte, daß wir uns gute Beispiele und Muster nehmen sollen." L. di Lissa.

Zu sich **nehmen.** Ein Dieb wurde beim Stehlen eines Glases ertappt. Ein Augenzeuge gefragt, was es da gäbe, antwortete: „Der Kerl da hat ein Glas zu viel zu sich genommen." L.

Zu sich **nehmen.** Ein Taschendieb, der auf einem Jahrmarkte eine Uhr entwendet hatte, wurde ergriffen und vor den Chef der Polizei geführt. „Wie habt Ihr Euch so vergessen können?" sprach der Letztere. „Verzeihen Sie," versetzte der Dieb mit vieler Frechheit, „ich habe nur den Rath meines Arztes befolgt. Ich leide an einem schwachen Magen, und da verordnete er mir: ich sollte vor jeder Mahlzeit immer eine Kleinigkeit zu mir nehmen."

Neid. Das Geheimniß, die Neidischen zu quälen, ist — recht vergnügt zu sein. Diogenes.

— Ein armes Mädchen erhielt zu ihrem Namensfeste von ihrer Pathe, einer reichen Frau, eine Puppe zum Geschenk, welche sehr schön gekleidet war. Schon am zweiten Tage legte das Kind die Puppe hinter den Ofen und sah sie nicht mehr an. Als sie die Mutter fragte: warum sie denn nicht mit der Puppe spiele, antwortete sie: „Ich mag sie nicht, sie ist immer viel schöner angekleidet, als ich."

Neid. König Friedrich von Neapel brachte einst das Gespräch auf Mittel, geeignet, das Auge zu schärfen. Da nannte Sannazar den Neid; denn er sehe schneller, besser als Andere, und vergrößere Alles, was er sieht.

Neigung. Der Stephansthurm neigte sich auf einer Seite. Es wurde beschlossen, die Spitze bis zur Uhr abzutragen. Da sagte ein Witzbold: „Dem Stephansthurm geht's, wie vielen Leuten, wenn sie eine vorherrschende Neigung haben, so verlieren sie den Kopf."

„**Nein**," sagt kein Mädchen, — aber jedes Weib, wenn der Mann „Ja" sagt.

„**Nein**" in der Liebe. — Ein reizender, bezaubernder Umweg zum „Ja." Lorm.

Nelson vollbrachte sein großes Wagstück bei'm Cap Vincent, unter Sir Jervis, gegen Don Joseph de Cordova. Sein Schiff, der Capitain, von 74 Kanonen, stritt gegen den St. Nicolas von 80 und das Admiralschiff von 112 Kanonen. Ohne Mast, ohne Segel, ohne Tauwerk, auf dem Punkt, unterzugehen, fährt er gegen den St. Nicolas, stürzt sich, sammt seiner Schiffsmannschaft, auf das spanische Schiff und bemeistert sich desselben durch ein furchtbares Blutbad. Im Augenblicke, als er den spanischen Wimpel abnimmt, schmettert eine ganze Lage aus der Gallerie des Admiralschiffes auf ihn ein. Nelson besinnt sich nicht, fährt gegen dieses Schiff, und mit dem Ruf: Sieg oder Tod! bestürmt er auch hier die Gallerie, und auf dem Castell übergab ihm der spanische Capitain seinen Degen mit den Worten: „Mein Admiral liegt sterbend auf seinem Zimmer!"

Admiral **Nelson**, der die französische Flotte zu Abukir in Aegypten geschlagen hatte, bekam zu Ende des 1797sten Jahres eine Pension von 1000 Pfund Sterling ertheilt, und zwar damals, wie es hieß, für den Verlust seines Armes. In der That aber war es eine Vergeltung für ein ganzes Leben voll Gefahren, Mühseligkeiten und Dienste. Um diese Pension zu erhalten, mußte der bestehenden Observanz gemäß, dem König eine Bittschrift überreicht und die geleisteten Dienste darin angezeigt werden. Die Bittschrift des Admirals war folgendermaßen abgefaßt: „Sr. Allervortrefflichsten Majestät stellt Unterschriebener unterthänigst vor, daß er während des gegenwärtigen Kriegs vier Schlachten mit den feindlichen Flotten beigewohnt hat; daß er ferner in vier Gefechten mit Fregatten, in sechs Actionen gegen Batterien, und in zehn Gefechten gegen Böte und Schiffe aus dem Hafen zu holen und zu vernichten, und bei der Einnahme dreier

Städte gewesen. Unterzeichneter hat auch vier Monate zu Lande bei der Armee gedient, und die Batterien bei der Einnahme von Bastia und Kaloy kommandirt. Er hat auch während des Kriegs der Eroberung von 7 Linienschiffen, 6 Fregatten, 4 Korvetten, 14 Kapern und der Wegnahme und Vernichtung von ungefähr 50 Kauffartheischiffen beigewohnt, so daß Unterzeichneter über hundert zwanzigmal mit dem Feinde gefochten, und in diesem Dienste sein rechtes Auge und seinen rechten Arm verloren hat, und sein Körper sehr schwer verletzt und verwundet worden ist. Alle diese Dienste und Wunden bringt er unterthänigst zu Ew. Majestät Erwägung."

Horatio Nelson.

Nelson. Geschwindigkeit und Genauigkeit in Allem fand der berühmte englische Seeheld Nelson sehr wesentlich. Eines Tages kommt er zu einem Handelsmanne und kauft mehrere Sachen ein, mit dem Auftrage, sie ihm Morgens früh um 6 Uhr zu bringen. „Ja, Mylord, morgen um 6 Uhr werde ich selbst die Ehre haben." — „Nicht so, nicht so," fiel der Britte rasch und bedeutend ein, indem er dem Kaufmann auf die Achsel klopfte: „Sie müssen eine Viertelstunde früher kommen. — Solchen Viertelstunden voraus verdank ich alles Gute, das ich in meinem Leben gethan!"

— Das französische Admiralschiff der „Orient" flog bekanntlich in einer der zwei Hauptschlachten Nelsons, der von Abukir, in die Luft. Aus einem Stücke des großen Mastes von diesem Schiffe, welchen der Swiftsure auffing, ließ dessen Befehlshaber, Capitain Hallowell, durch seinen Schiffszimmermann einen Sarg verfertigen, den er nachher seinem alten Freunde und Vorgesetzten Nelson mit folgendem Schreiben zuschickte: „Sir, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hiermit ein Geschenk mit einem Sarg zu machen, der aus dem Mittelmast des „Orient" verfertigt wurde, damit Sie, wenn Sie einst Ihre nautische Laufbahn auf dieser Welt beschlossen haben werden, in einer Ihrer Trophäen ruhen können. Daß aber dieser Zeitpunkt noch recht fern sein möge, ist der herzlichste Wunsch Ihres aufrichtigen Freundes Benjamin Hallowell." Dieses seltsame Geschenk wurde in dem Geiste aufgenommen, in dem es dargebracht worden war. Nelson stellte es in seiner Kajüte aufrecht an die Wand, hinter dem Stuhl, auf dem er beim Essen zu sitzen pflegte, und hier blieb dieser Sarg stehen, bis ein Lieblingsdiener Nelson vermochte, ihn bei Seite schaffen zu lassen. Die irdischen Ueberreste des gefeierten Helden wurden wirklich in diesem Sarge beigesetzt.

Ich hatte die Wache auf dem Verdeck — erzählte Prinz William Harry (der vorige König von England) — als Capitain Nelson vom

Neid. König Friedrich von Neapel brachte einst das Gespräch auf Mittel, geeignet, das Auge zu schärfen. Da nannte Sannazar den Neid; denn er sehe schneller, besser als Andere, und vergrößere Alles, was er sieht.

Neigung. Der Stephansthurm neigte sich auf einer Seite. Es wurde beschlossen, die Spitze bis zur Uhr abzutragen. Da sagte ein Witzbold: „Dem Stephansthurm geht's, wie vielen Leuten, wenn sie eine vorherrschende Neigung haben, so verlieren sie den Kopf."

„Nein," sagt kein Mädchen, — aber jedes Weib, wenn der Mann „Ja" sagt.

„Nein" in der Liebe. — Ein reizender, bezaubernder Umweg zum „Ja." Lorm.

Nelson vollbrachte sein großes Wagstück bei'm Cap Vincent, unter Sir Jervis, gegen Don Joseph de Cordova. Sein Schiff, der Capitain, von 74 Kanonen, stritt gegen den St. Nicolas von 80 und das Admiralschiff von 112 Kanonen. Ohne Mast, ohne Segel, ohne Tauwerk, auf dem Punkt, unterzugehen, fährt er gegen den St. Nicolas, stürzt sich, sammt seiner Schiffsmannschaft, auf das spanische Schiff und bemeistert sich desselben durch ein furchtbares Blutbad. Im Augenblicke, als er den spanischen Wimpel abnimmt, schmettert eine ganze Lage aus der Gallerie des Admiralschiffes auf ihn ein. Nelson besinnt sich nicht, fährt gegen dieses Schiff, und mit dem Ruf: Sieg oder Tod! bestürmt er auch hier die Gallerie, und auf dem Castell übergab ihm der spanische Capitain seinen Degen mit den Worten: „Mein Admiral liegt sterbend auf seinem Zimmer!"

Admiral **Nelson**, der die französische Flotte zu Abukir in Aegypten geschlagen hatte, bekam zu Ende des 1797sten Jahres eine Pension von 1000 Pfund Sterling ertheilt, und zwar damals, wie es hieß, für den Verlust seines Armes. In der That aber war es eine Vergeltung für ein ganzes Leben voll Gefahren, Mühseligkeiten und Dienste. Um diese Pension zu erhalten, mußte der bestehenden Observanz gemäß, dem König eine Bittschrift überreicht und die geleisteten Dienste darin angezeigt werden. Die Bittschrift des Admirals war folgendermaßen abgefaßt: „Sr. Allervortrefflichsten Majestät stellt Unterschriebener unterthänigst vor, daß er während des gegenwärtigen Kriegs vier Schlachten mit den feindlichen Flotten beigewohnt hat; daß er ferner in vier Gefechten mit Fregatten, in sechs Actionen gegen Batterien, und in zehn Gefechten gegen Böte und Schiffe aus dem Hafen zu holen und zu vernichten, und bei der Einnahme dreier

Städte gewesen. Unterzeichneter hat auch vier Monate zu Lande bei der Armee gedient, und die Batterien bei der Einnahme von Bastia und Kaloy kommandirt. Er hat auch während des Kriegs der Eroberung von 7 Linienschiffen, 6 Fregatten, 4 Korvetten, 14 Kapern und der Wegnahme und Vernichtung von ungefähr 50 Kauffartheischiffen beigewohnt, so daß Unterzeichneter über hundert zwanzigmal mit dem Feinde gefochten, und in diesem Dienste sein rechtes Auge und seinen rechten Arm verloren hat, und sein Körper sehr schwer verletzt und verwundet worden ist. Alle diese Dienste und Wunden bringt er unterthänigst zu Ew. Majestät Erwägung."

Horatio Nelson.

Nelson. Geschwindigkeit und Genauigkeit in Allem fand der berühmte englische Seeheld Nelson sehr wesentlich. Eines Tages kommt er zu einem Handelsmanne und kauft mehrere Sachen ein, mit dem Auftrage, sie ihm Morgens früh um 6 Uhr zu bringen. „Ja, Mylord, morgen um 6 Uhr werde ich selbst die Ehre haben." — „Nicht so, nicht so," fiel der Britte rasch und bedeutend ein, indem er dem Kaufmann auf die Achsel klopfte: „Sie müssen eine Viertelstunde früher kommen. — Solchen Viertelstunden voraus verdank ich alles Gute, das ich in meinem Leben gethan!"

— Das französische Admiralschiff der „Orient" flog bekanntlich in einer der zwei Hauptschlachten Nelsons, der von Abukir, in die Luft. Aus einem Stücke des großen Mastes von diesem Schiffe, welchen der Swiftsure auffing, ließ dessen Befehlshaber, Capitain Hallowell, durch seinen Schiffszimmermann einen Sarg verfertigen, den er nachher seinem alten Freunde und Vorgesetzten Nelson mit folgendem Schreiben zuschickte: „Sir, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hiermit ein Geschenk mit einem Sarg zu machen, der aus dem Mittelmast des „Orient" verfertigt wurde, damit Sie, wenn Sie einst Ihre nautische Laufbahn auf dieser Welt beschlossen haben werden, in einer Ihrer Trophäen ruhen können. Daß aber dieser Zeitpunkt noch recht fern sein möge, ist der herzlichste Wunsch Ihres aufrichtigen Freundes Benjamin Hallowell." Dieses seltsame Geschenk wurde in dem Geiste aufgenommen, in dem es dargebracht worden war. Nelson stellte es in seiner Kajüte aufrecht an die Wand, hinter dem Stuhl, auf dem er beim Essen zu sitzen pflegte, und hier blieb dieser Sarg stehen, bis ein Lieblingsdiener Nelson vermochte, ihn bei Seite schaffen zu lassen. Die irdischen Ueberreste des gefeierten Helden wurden wirklich in diesem Sarge beigesetzt.

Ich hatte die Wache auf dem Verdeck — erzählte Prinz William Harry (der vorige König von England) — als Capitain Nelson vom

Albermarle in seinem Boot herankam. Nie hatte ich einen so knabenartigen Capitain gesehen. Er trug eine reichgallonirte Uniform, sein ungepudertes Haar lief in einen steifen hessischen Zopf von ungewöhnlicher Länge aus. Besonders fielen mir die altmodischen Klappen seiner Weste auf, welche gegen seine zierliche Figur sonderbar abstachen. In seiner Rede lag ein unwiderstehlicher Zauber; von dem Seewesen sprach er mit einem Enthusiasmus, der den ungewöhnlichen Menschen verrieth.

Nelson wurde in der Schlacht bei Copenhagen 1807 durch eine feindliche Flintenkugel die goldne Kette seines Säbels, ein Ehrengeschenk des türkischen Kaisers, gesprengt. Er sandte gleich darauf das abgerissene Stück davon an Lady Hamilton. „Die beiliegende Kette sei Ihnen Beweis," schrieb er ihr, „daß mein Leben in Gefahr schwebte, zugleich aber auch, daß ich in jenem verhängnißvollen Augenblicke Ihrer gedacht habe." Lady Hamilton veranstaltete gleich nach dem Empfange dieses Geschenks ein glänzendes Fest. Nachdem sie jenes vorgezeigt und den Brief vorgelesen hatte, erschien ein Goldschmied mit seinen Gehülfen, welche eine Pfanne mit Kohlen und die sonstigen Werkzeuge zu ihrem Metier hereinbrachten. Lady Hamilton ließ sich darauf in Gegenwart aller ihrer Gäste die Kette an den Arm löthen, und rief dabei aus: „Nichts in der Welt soll mich von dieser Kette trennen." (Siehe Hamilton.)

Lord **Nelson's** Uhr. Die herrliche Uhr, welche von der Mannschaft der „Victoria" einst Lord Nelson am 5. August 1805 zum Geschenk gemacht wurde, befindet sich nun im Besitz eines Goldschmieds zu Cornhill. Der Zeiger hat sechs Arme, nämlich für Fünf-Secunden, Secunden, Minuten, Stunden, Tage und Monate; die Uhr gibt zugleich die Viertelstunden an und spielt mancherlei Weisen. Hinten ist ein goldener Anker auf einem Purpurgrunde, von Perlen eingefaßt und mit einer Inschrift versehen. Sie wiegt 46 Loth, ist zwei und einen halben Zoll dick und hat fünf Zoll im Durchmesser.

Nemesis. Es ist eine erhebende, tröstende Wahrnehmung, daß die Vorsehung gar oft schon hier jene Wiedervergeltung, jene Strafe des Unrechts eintreten läßt, welche als unausbleiblich, der Glaube erst nach jenseits verweiset. Es ist dies eine Stärkung dieses Glaubens, ein Lichtstrahl, der auf das Dunkel jener Welt eine rasch vorübergleitende Helle wirft, eine Warnung für den Bösewicht, den verstockten Läugner einer rächenden Nemesis. Schon hier wandelt sie, oft sichtbar, unter uns; schon hier sieht man stille und offene Laster und Unthaten, oft auf nie geahnte, seltsame Weise, bestraft; schon hier wird fast Jedermann irgend ein Beispiel aus seinen eigenen Erfahrungen

nachzuweisen wissen; vor Allem aber schreitet sie im schreckbarsten Ernste, in wundersamer Wechselwirkung, in nie vorher gedachtem Kreislaufe der Dinge (ein furchtbarer Furientanz, wie jener auf den Theatern Griechenlands, der die Zuschauer halb entseelt, gefesselt hielt) in der Geschichte einher. — Wir heben nur einen und den andern auffallenden Beleg hiefür aus den so zahlreichen diesfälligen Daten hervor; denn sie, was eben nicht schwer wäre, häufen, hieße ein Buch schreiben wollen. — Dupleix, Gouverneur von Chandernagor in Bengalen, hatte da eine bedeutende Niederlassung gegründet, eine Stadt gebaut, 15 Schiffe ausgerüstet, eine Kolonie zu Patna errichtet, und Frankreichs indische Kompagnie ansehnlich bereichert. Er ward General-Gouverneur von Pondichery im J. 1742. — Eifersüchtig auf den Eroberer von Madras, Mahé de la Bourdonnais, einen Mann, den er der Aehnlichkeit im Genie, der Kühnheit in Unternehmungen und Verdiensten um das Vaterland wegen, eher hätte lieben sollen, wußte er ihn gänzlich zu stürzen, so daß la Bourdonnais vierthalb Jahre lang, auf das Strengste in der Bastille eingekerkert, dann unschuldig erklärt, durch daselbst sich zugezogene Krankheiten und Kränkungen fast zu derselben Zeit seinem Schicksale, dem Tode, erlag, wo dieser schwache Triumph ihm zu Theil ward, schwach in so fern, als nicht einmal seine Familie einigen Ersatz ihrer Verluste, ihrer Leiden erlangte, und bloß die Stimme des Publikums ihn den Rächer Frankreichs, das Opfer des Neides nannte. — Dupleix stieg indeß immer mehr in Ruhm und Ansehn, vorzüglich durch die ausgezeichnete Vertheidigung von Pondichery, an Macht, Einfluß, Reichthum und königlicher Herrlichkeit. Auf diesem Scheitelpunkte des Glückes scheiterten seine Unternehmungen gegen Lord Clive, und zurückberufen im Jahre 1753, hatte er zu thun, die traurigen Reste seines unermeßlichen Reichthums gegen die Ansprüche der indischen Kompagnie zu retten, in unterthänigen, oft mühsam erlangten Aufwartungen in den Vorzimmern seiner Richter. Der stolze Mann, der Provinzen vertheilt, Fürsten ernannt und eingesetzt, starb darüber vor Gram. — Den Tod des Kardinals Julian bei Varna, im Jahre 1444, erkennt nebst allen Zeitgenossen, namentlich der geschätzte vaterländische Geschichtschreiber Dubravius, Bischof von Olmütz, als ein Anzeichen der schon hier strafenden Gerechtigkeit Gottes. Auf dessen Anrathen hatte König Wladislav von Ungarn den mit den Türken feierlich beschworenen Frieden gebrochen. Sultan Amurat rief den Himmel zum Zeugen dieses Treubruches an, ließ den so schlecht gehaltenen Friedenstractat auf einer Lanze während der Schlacht einhertragen und eben so nach der gänzlichen Niederlage des da mit gefallenen Königs, das Haupt des unglücklichen Julian. — Lord Morton, Mitwisser des an Heinrich Darnley verübten, wie man glaubte, durch seine Gemahlin, die allberühmte Königin Maria Stuart, eingeleiteten

Mordes, dann ihr Feind und Verfolger, allmächtig in Schottland, nach ihrem Falle, nach ihres natürlichen Bruders Murray Tode, ward gleichwohl endlich enthauptet, und zwar durch eine Guillotine, das Mädchen genannt, die er selbst ehedem aus England gebracht und eingeführt. Murray aber, der Reichsregent, fiel ebenso meuchlings durch eines ihn seiner Privatrache opfernden Hamilton's Hand, wie er Mariens Günstling Riccio beseitigt, ein schon darum der rächenden Nemesis verfallenes Haupt, weil er, durch den gegen diese seine rechtmäßige Königin erregten Aufstand und ihre darauf folgende Flucht nach England, von ferne her ihren Tod bereitet hatte. — Wie ferner dieselbe Guillotine, als etwas Neues in Frankreich angestaunt, zwei Jahrhunderte darnach, jene, welche sie am meisten in Bewegung gesetzt, einen Eulog Schneider, einen Marat, Brissot, Robespierre und Andere ebenfalls aufgezehrt, weiß die Geschichte unserer Tage. — Kaiser Siegmund, nicht eben ein Freund seiner Verwandten, selbst seiner Brüder nicht, starb auf der Reise von Prag nach Ungarn in demselben Znaim, wo er einst sein Geschwisterkind, den Markgrafen Prokop von Mähren, herausgelockt, in Ketten gelegt, dann mit Gift weggeräumt hatte, was damals auf frischer That auch Johann Sokol, durch Ausfälle aus Znaim, in das nun ganz dem feindlichen Bruder, dem Markgrafen Jodok von Mähren, gehörige Land rächte. — Kaiser Heinrich VI. nahm Sicilien ein, ließ den Körper des Heinrichs Ansprüche einst beirrenden Königs Tankred ausgraben und durch den Henker enthaupten. Dessen Sohn, der junge König, ward der Augen beraubt, entmannt und, wie seine Mutter, seine Schwestern, in Deutschland für immer eingekerkert. Bischöfe und Freiherren, seine Anhänger, wurden hingerichtet, alle Schätze nach Deutschland geführt und ein anderer Kronprätendent gar mit glühender Eisenkrone, auf glühendem Throne, gekrönt. Dagegen vergiftete ihn, der Sage nach, seine eigene Gattin Konstanze, sicher aber ward sein Urenkel, der unglückliche Konradin von Schwaben, durch einen Usurpator lebend eben so gerichtet, wie der todte Tankred. — Der Meuchelmord, den Englands Johann ohne Land an der jugendlichen Unschuld seines Neffen Arthur, Herzogs von Bretagne, beging, rächte sich durch den Verlust seiner französischen Besitzungen, sogar den des Thrones, den er durch Demüthigungen jeder Art wieder zu erringen suchte, den bald geleistete, bald gebrochene Eide nicht mehr befestigen konnten, und starb abermals halb und halb von demselben verdrängt, vor Gram und Verdruß, nach einer höchst unruhigen, unglücklichen Regierung. Ja, als hätte sich der alttestamentarische Ausspruch (Exod. XX., 5.), „daß die Sünden der Väter im dritten und vierten Gliede der Nachkommen heimgesucht werden," recht auffallend verwirklichen sollen; so sieht man in demselben Lande selbst die Unschuld für die Verbrechen der Väter büßen. — Durch Heinrichs IV. Veranlassung

war sein vom Throne gestürzter Vorgänger, Richard II. (im Jahre 1399) auf eine scheußliche Art umgekommen, aber Heinrichs IV. edelsinniger, frommer Enkel, Heinrich VI., als Kind zu Paris und zu London gekrönt, kam, wie Richard II., aber nicht durch dessen Erben, um Thron und Leben (1471). — Eduard IV., welcher ihn entthront, hatte die Barbarei, seinen achtzehnjährigen, viel versprechenden Sohn mit dem Panzerhandschuh in's Antlitz zu schlagen und fast vor seinen Augen ermorden zu lassen; aber Eduards IV. zarte zwei Söhne erwürgte ihr eigener Onkel, der aus Shakespeare und sonst hinlänglich bekannte Herzog Richard von Gloceſter, dann König, unwürdig des Soldatentodes, den er (also doch nicht natürlichen Todes verbleichend) auf dem Schlachtfelde von Bosworth, im Jahre 1485, fand. — Sehr gedrückt fühlte sich das deshalb für und für im Aufstande begriffene Corsica durch die Oberherrlichkeit der Republik Genua, und siehe! ein Corse ward gegenseitig, zu unserer Zeit, Herr dieses Staates, und aus der Unterthänigkeit dieses Eroberers gelangte er in die Abhängigkeit von Sardinien, verlor sonach jene Freiheit, die er bei andern übermüthig mit Füßen trat. — Konstantin Pogonatus, Kaiser zu Konstantinopel (gest. im Jahre 685) ließ ohne Anlaß, aus bloßem Mißtrauen, bei der Thronbesteigung seinen beiden Brüdern die Nase abschneiden; allein sein Sohn und Nachfolger, Justinian II., beigenannt Rhinotmetos (der Nasenbeschnittene) erlebte dasselbe von seinen Gegnern. — Die Tempelherren, grausam und ungerecht durch Philipp den Schönen von Frankreich, im Jahre 1306, ausgerottet, citirten auf dem Scheiterhaufen ihn und Clemens V. binnen Jahr und Tag vor Gottes Richterstuhl, und wenn der Beiden Tod wirklich in dieser Frist erfolgte, so mochten Gewissensbisse und eine aufgeregte Phantasie der rächenden Nemesis in die Hände gearbeitet haben; allein viel seltsamer erscheint es, daß der gleichfalls schuldlose, unglückliche Ludwig XVI., Philipps Nachkomme und Nachfolger, im Tempel, dem alten Palaste dieser Ritter, eingekerkert, von da aus das Schaffot betrat. — Mit Wehmuth erwägt man dieses; aber mit einer Art Vergnügen über die Genugthuung, welche dadurch die Menschheit, die ewigen Gesetze des Rechts erhalten, sieht man Elisabeth, die heuchlerische Mörderin der Königin Maria Stuart, tagelang auf der Erde liegen, jeden Trost verschmähen, sterben und nicht sterben, bis sie in diesem Zustande verschied. — Das merkwürdigste Beispiel endlich in all' jenen Ansichten ist der klägliche Tod des hochherzigen Konradin von Schwaben. Dieser sechszehnjährige Sohn und Enkel so vieler Kaiser aus dem Heldengeschlechte der Hohenstaufen, rechtmäßiger König von Neapel und Sizilien, ward durch den Usurpator dieser Reiche, Karl von Anjou, auf das Schaffot gebracht und im October 1269 öffentlich zu Neapel, mittelst der Manaja, einer Art Guillotine, enthauptet. — Ueber fünf Jahrhunderte darnach starb ganz desselben

Todes der gleichfalls schuldlose Ludwig XVI., aus Karls Seitenlinie. Beider Tod verursachte ein furchtbares Blutbad, jenes die sicilianische Vesper, dieses die bekannten Schreckensauftritte in Frankreich. — Aber nicht genug an dem! Karls unmittelbare Nachkommen gingen in Neapel selbst elend zu Grunde. Johanna I. ward auf Veranlassung ihres Verwandten, Karls von Durazzo, zwischen zwei Matratzen erstickt (auch des Himmels Strafe für ihren durch sie erdrosselten Gemahl, Andreas von Ungarn), und dieser fiel von der Hand eines Meuchelmörders, auf einem Zuge nach Ungarn. — Ladislav, sein Nachfolger, früher excommunicirt und in steten Unruhen, starb an Gift; und Johanna II., die Letzte dieses Stammes, mehre Male im Gefängnisse, mit vielfältigen Widerwärtigkeiten kämpfend, starb zur Noth im Jahre 1435 natürlichen Todes, indeß ihr Erbe, der bekannte Dichterkönig René von Anjou, ewig nur Titularkönig des Landes blieb, dieses der Familie für immer verloren ging, und selbst seine Tochter, Margarethe von England, im bittersten Jammer ihr Leben schloß. — Uebrigens hatte ein Frangipani den jungen Fürsten, mit seinem dann gleichfalls enthaupteten Waffenbruder, Friedrich von Baden-Oesterreich (dem letzten Babenberger weiblicher Seite, worauf Oesterreich an Ottokar von Böhmen, dann an Rudolph von Habsburg gelangte), an Karl von Anjou verrathen und ausgeliefert. Und mehr als vier Jahrhunderte danach ward ein Graf Frangipani in die bekannte Verschwörung gegen Kaiser Leopold I. verwickelt und mit dem Schwerte gerichtet. Er hatte jedoch zuvor in einer Bittschrift um Gnade den Grund angeführt: er sei der Letzte seines Stammes. Aber der Himmel rief dem Bescheidenden gerade diese tragische Geschichte in's Gedächtniß, und es hieß dann: „auch Friedrich von Oesterreich sei der Letzte seines Stammes und unschuldig gewesen." — So läugne denn immerhin der stille Verbrecher ein strafendes Jenseits (was er gerade, sich ärmlich tröstend, deshalb läugnet, weil er es fürchtet), allüberall gewahrt er, zu seinem Schrecken, um sich den Fingerzeig für dessen Gewißheit darin, daß ein Theil des Bösen schon hier seine Strafe findet. Den Ausschweifenden verzehren oft im furchtbarsten Siechthume seine Lüste; der unbekannte Mörder wird oft wunderbar entdeckt; und wie wenig ungerechtes Gut gedeihe, ist sogar zum Sprüchworte geworden.

Joseph Schön.

Nestroy. Als bei der dritten Vorstellung von Donizetti's „Dom Sebastian" im k. k. Hofoperntheater die Stöckl-Heinefetter und Donizetti hervorgerufen wurden, schrie Einer im fünften Stocke wiederholt: „Maestro! Maestro!" Da trat Jemand zu dem Enthusiasten und sprach, diesen sanft auf die Schulter klopfend, mit zuckersüßer Stimme: „Lieber Herr, der Nestroy spielt ja in dem Stücke gar nicht mit, wie können Sie ihn denn herausrufen?"

Das Neueste. Ein Freund in einer Provinzstadt schrieb mir nach einem heftigen Gewittersturm: „Das Neueste in unserer Stadt, sind jetzt die Fensterscheiben, da der Wind die alten alle zerschlagen hat."

Neues Fleisch. Ein Eckensteher, der von einem Juden einen alten Rock billig gekauft hatte, kam bei einem Fleischhauer vorbei und wollte eben so vortheilhaft eine Kalbskeule erhandeln. „Wi dheuer is de Keile?" fragte er. — „Zwee Thaler." — „Oho! det is ville zu ville, davor krieg ick ja ne ganze neie."

Der **Neugebackene.** Ein neugeadelter Privatier machte einer Bäckerstochter den Hof und mit Hoffnung. Als man dessen in einer Gesellschaft erwähnte, sagte ein junger Mensch: „Ich kann mir leicht ihren Geschmack für's Neugebackene erklären!"

Neugier. Es ist merkwürdig, daß in allen Theogonien das Unglück der Menschheit durch Neugier entstanden ist. Psyche würde in Amors Liebe vollkommen glücklich gewesen sein, wenn sie dabei beharrt hätte, ihren Geliebten unter dem Schleier zu lieben, der ihrem Glücke zur Bedingung gestellt war. Sie lüftete ihn aber, und ward in die Unterwelt geschleudert. — Eben so erhielt Pandora von den Göttern eine Büchse, deren Besitz ihr vollkommenstes Glück gemacht hätte, wenn sie es über sich vermochte, sie stets geschlossen zu halten. Sie öffnete aber die Büchse, und alles Unheil verbreitete sich dadurch auf unserer Erde. — In der Urgeschichte weigert sich Nemanoum, Königin von Byblos, ihren Sohn in der Gewalt der Isis zu lassen, weil sie deren Geheimnisse von ihm erfahren wollte, und dieser Sohn ward der Unsterblichkeit beraubt. Der Sohn eines Königs von Byblos hatte, wider Verbot, die Isis beobachtet, während sie die letzte Pflicht gegen den Osiris erfüllte, und diese Göttin schleuderte ihm dafür einen so furchtbaren Blick zu, daß er augenblicklich davon starb. — Also immer ist in den Mythen die Neugier das feindliche Princip.

Neuholland. Man kann Neuholland die umgekehrte Welt nennen. Natürlich ist der Nordwind hier warm, der Südwind kalt; der Westwind der Gesundheit nachtheilig, der Ostwind heilsam. Der Barometer steigt im Allgemeinen vor dem Regen, und wenn er fällt, so bedeutet es schönes Wetter. Die Thäler sind kalt und unfruchtbar in denselben Gegenden, wo der Gipfel der Berge warm und fruchtbar ist. Die Schwäne sind in Australien sämmtlich schwarz, und die Adler weiß; man findet dort eine Gattung des Maulwurfs, welcher Eier legt, die Jungen säugt und eine Art Schnabel hat, wie eine Ente; dort hauft auch das Känguru, welches mit Hülfe seines Schwan-

Todes der gleichfalls schuldlose Ludwig XVI., aus Karls Seitenlinie. Beider Tod verursachte ein furchtbares Blutbad, jenes die sicilianische Vesper, dieses die bekannten Schreckensauftritte in Frankreich. — Aber nicht genug an dem! Karls unmittelbare Nachkommen gingen in Neapel selbst elend zu Grunde. Johanna I. ward auf Veranlassung ihres Verwandten, Karls von Durazzo, zwischen zwei Matratzen erstickt (auch des Himmels Strafe für ihren durch sie erdrosselten Gemahl, Andreas von Ungarn), und dieser fiel von der Hand eines Meuchelmörders, auf einem Zuge nach Ungarn. — Ladislav, sein Nachfolger, früher excommunicirt und in steten Unruhen, starb an Gift; und Johanna II., die Letzte dieses Stammes, mehre Male im Gefängnisse, mit vielfältigen Widerwärtigkeiten kämpfend, starb zur Noth im Jahre 1435 natürlichen Todes, indeß ihr Erbe, der bekannte Dichterkönig René von Anjou, ewig nur Titularkönig des Landes blieb, dieses der Familie für immer verloren ging, und selbst seine Tochter, Margarethe von England, im bittersten Jammer ihr Leben schloß. — Uebrigens hatte ein Frangipani den jungen Fürsten, mit seinem dann gleichfalls enthaupteten Waffenbruder, Friedrich von Baden-Oesterreich (dem letzten Babenberger weiblicher Seite, worauf Oesterreich an Ottokar von Böhmen, dann an Rudolph von Habsburg gelangte), an Karl von Anjou verrathen und ausgeliefert. Und mehr als vier Jahrhunderte danach ward ein Graf Frangipani in die bekannte Verschwörung gegen Kaiser Leopold I. verwickelt und mit dem Schwerte gerichtet. Er hatte jedoch zuvor in einer Bittschrift um Gnade den Grund angeführt: er sei der Letzte seines Stammes. Aber der Himmel rief dem Bescheidenden gerade diese tragische Geschichte in's Gedächtniß, und es hieß dann: „auch Friedrich von Oesterreich sei der Letzte seines Stammes und unschuldig gewesen." — So läugne denn immerhin der stille Verbrecher ein strafendes Jenseits (was er gerade, sich ärmlich tröstend, deshalb läugnet, weil er es fürchtet), allüberall gewahrt er, zu seinem Schrecken, um sich den Fingerzeig für dessen Gewißheit darin, daß ein Theil des Bösen schon hier seine Strafe findet. Den Ausschweifenden verzehren oft im furchtbarsten Siechthume seine Lüste; der unbekannte Mörder wird oft wunderbar entdeckt; und wie wenig ungerechtes Gut gedeihe, ist sogar zum Sprüchworte geworden.

Joseph Schön.

Nestroy. Als bei der dritten Vorstellung von Donizetti's „Dom Sebastian" im k. k. Hofoperntheater die Stöckl-Heinefetter und Donizetti hervorgerufen wurden, schrie Einer im fünften Stocke wiederholt: „Maestro! Maestro!" Da trat Jemand zu dem Enthusiasten und sprach, diesen sanft auf die Schulter klopfend, mit zuckersüßer Stimme: „Lieber Herr, der Nestroy spielt ja in dem Stücke gar nicht mit, wie können Sie ihn denn herausrufen?"

Das Neueste. Ein Freund in einer Provinzstadt schrieb mir nach einem heftigen Gewittersturm: „Das Neueste in unserer Stadt, sind jetzt die Fensterscheiben, da der Wind die alten alle zerschlagen hat."

Neues Fleisch. Ein Eckensteher, der von einem Juden einen alten Rock billig gekauft hatte, kam bei einem Fleischhauer vorbei und wollte eben so vortheilhaft eine Kalbskeule erhandeln. „Wi dheuer is de Keile?" fragte er. — „Zwee Thaler." — „Oho! det is ville zu ville, davor krieg ick ja ne ganze neie."

Der **Neugebackene.** Ein neugeadelter Privatier machte einer Bäckerstochter den Hof und mit Hoffnung. Als man dessen in einer Gesellschaft erwähnte, sagte ein junger Mensch: „Ich kann mir leicht ihren Geschmack für's Neugebackene erklären!"

Neugier. Es ist merkwürdig, daß in allen Theogonien das Unglück der Menschheit durch Neugier entstanden ist. Psyche würde in Amors Liebe vollkommen glücklich gewesen sein, wenn sie dabei beharrt hätte, ihren Geliebten unter dem Schleier zu lieben, der ihrem Glücke zur Bedingung gestellt war. Sie lüftete ihn aber, und ward in die Unterwelt geschleudert. — Eben so erhielt Pandora von den Göttern eine Büchse, deren Besitz ihr vollkommenstes Glück gemacht hätte, wenn sie es über sich vermochte, sie stets geschlossen zu halten. Sie öffnete aber die Büchse, und alles Unheil verbreitete sich dadurch auf unserer Erde. — In der Urgeschichte weigert sich Nemanoum, Königin von Byblos, ihren Sohn in der Gewalt der Isis zu lassen, weil sie deren Geheimnisse von ihm erfahren wollte, und dieser Sohn ward der Unsterblichkeit beraubt. Der Sohn eines Königs von Byblos hatte, wider Verbot, die Isis beobachtet, während sie die letzte Pflicht gegen den Osiris erfüllte, und diese Göttin schleuderte ihm dafür einen so furchtbaren Blick zu, daß er augenblicklich davon starb. — Also immer ist in den Mythen die Neugier das feindliche Princip.

Neuholland. Man kann Neuholland die umgekehrte Welt nennen. Natürlich ist der Nordwind hier warm, der Südwind kalt; der Westwind der Gesundheit nachtheilig, der Ostwind heilsam. Der Barometer steigt im Allgemeinen vor dem Regen, und wenn er fällt, so bedeutet es schönes Wetter. Die Thäler sind kalt und unfruchtbar in denselben Gegenden, wo der Gipfel der Berge warm und fruchtbar ist. Die Schwäne sind in Australien sämmtlich schwarz, und die Adler weiß; man findet dort eine Gattung des Maulwurfs, welcher Eier legt, die Jungen säugt und eine Art Schnabel hat, wie eine Ente; dort haust auch das Känguru, welches mit Hülfe seines Schwan-

zes läuft und die Jungen in einer Tasche mit sich trägt. Die Hunde in Neuholland haben den Kopf eines Wolfs, den Leib eines Fuchses und bellen nie. Es gibt hier geflügelte Schlangen, Fische, welche fliegen wie die Fledermäuse, Nesseln, die baumhoch wachsen, während die Pappel nur die Höhe eines kleinen Strauches erreicht; das Farrenkraut wächst zu 20—25 Fuß Höhe und breitet seine Zweige horizontal bis auf fünf oder sechs Fuß in Form eines Sonnenschirms aus; der Kasuar, ein riesenhafter Vogel wie der Strauß, ist statt der Federn mit einer Art Haare bedeckt. Die meisten Bäume verlieren jährlich ihre Rinde, aber die Blätter bleiben immer auf den Zweigen. Der Himmel ist fast das ganze Jahr hindurch wolkenlos, und die Wohnungen der ärmsten Leute sind aus Cedernholz gebaut wie das Schloß Salomo's; der Sommer beginnt mit dem 1. November und endet mit dem 1. März, der Winter umfaßt die Monate Juni bis Ende August; endlich findet man hier Bäume, die nie Früchte tragen, Blumen ohne Duft und Vögel ohne Stimme. Viele Erscheinungen dieser und anderer Art sehen wirklich wie eine Ironie auf die sonst geltenden Normen der Naturgeschichte aus. Neuholland hat äußerst wenig Flüsse, und noch weiß man nicht einmal, ob die noch unbekannten Gegenden im Centrum von einem Binnenmeere gebildet werden. Die elende Urbevölkerung des Landes kennt nur eine Beschäftigung, die Jagd, verzehrt Menschenfleisch, und hat noch kaum eine Spur religiösen Glaubens blicken lassen.

Unverbürgte **Neuigkeiten.** In Berlin läßt sich jetzt ein Bauchredner hören, der die Stimme der Nachwelt täuschend ähnlich nachzuahmen versteht.

Unverbürgte **Neuigkeiten.** In Wien soll sich ein Frauenzimmer befinden, welches zuweilen Stunden lang schweigt. Noch haben die Aerzte diese Erscheinung nicht erklären können.

Neuigkeiten. Erlauben Sie zur Güte, was gibt es denn heute Neues? — Eine ganze Menge, eine ganze Menge! empfehle mich Ihnen! — Bitt' nur noch ein Wort! man spricht Verschiedenes. — Alles wahr, können sich d'rauf verlassen. Leben Sie wohl! — Nur noch einen Augenblick! Man erzählt sich aber ganz widersprechende Dinge. — Thut nichts, doch Alles wahr! Empfehl' mich Ihnen! (Läuft davon.) — Empfehl' mich Ihnen! Ganz gehorsamster Diener! Wahrhaftig ein ganz charmanter Mensch. Jetzt muß ich gleich nach Hause gehen, und meiner Frau die neuesten Nachrichten erzählen!

Werth der **Neuigkeiten.** Herr von S* verfiel aus Begierde, reich zu werden, von einem Project auf's andere, aber seine Pläne

waren so wenig mit verständiger Umsicht behandelt, daß er statt seinen Zweck zu erreichen, immer mehr in mißliche Umstände gerieth. Einst klagte er dies dem Prinzen von Ligne, und dieser antwortete ihm: „Ich will Ihnen ein untrügliches Mittel sagen reich zu werden. Wenn man Ihnen eine Neuigkeit erzählt, so wetten Sie nur frisch darauf los hundert Louisdor gegen einen, daß sie nicht wahr ist. In Zeit von einigen Monaten müssen Sie Ihr Glück gemacht haben. Für Einmal, wo Sie verlieren, haben Sie tausendmal gewonnen. Man wird Ihnen sagen, man habe es aus sicherer Quelle, selbst gesehen, und gehört, das thut nichts, wetten Sie nur immer unbedenklich, Sie ziehen doch nicht den Kürzeren."

Wer **Neuigkeiten** liebt, der komm' in unsre Stadt,
Denn jede Weiberzung' ist hier ein Zeitungsblatt.

Neujahrswunsch. Zu L* trug ein Zettelträger am Neujahrstage ein Blatt Papier aus, auf welchem stand: „Der Zettelträger wünscht ein neues Jahr und bittet, nicht vergebens gewünscht zu haben. Der Wunsch ist auch in Erfüllung gegangen; es ist wirklich ein neues Jahr eingetreten."

Folgendes wäre wohl für Viele das angenehmste **Neujahr-Geschenk.** Dem Herzog von Penthievre wurde von seiner Dienerschaft am Neujahrstage gratulirt. „Ich danke Euch," sagte der Herzog, „und schenke Euch das, was Ihr mir im vergangenen Jahre gestohlen habt."

Neun. Kuriose Eigenthümlichkeit der Zahl 9. Multiplicire 9 mit sich selbst oder mit einer andern einfachen Zahl, und die zwei das Product bildenden Zahlen zusammen addirt, geben 9. Also 9 mal 9 ist 81, und 8 und 1 sind neun; 2 mal 9 ist 18, und 1 und 8 sind 9, und so fort. Addire die 9 Zahlen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 zusammen, so hast du 45, und 4 und 5 ist 9. Die einzelnen Producte oder Multiplicationen der 9, nämlich 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72, 81 machen zusammen 405, und die entweder den Divisor oder den Quotienten bildenden Zahlen zusammengerechnet, geben 9. Multiplicire eine beliebige Reihe von Zahlen, sei es mit 9 oder mit einem durch Multiplication mit einer einfachen Zahl erhaltenen Producte der 9, also mit 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72 oder 81, und die zusammenaddirten Zahlen des Productes lassen sich mit 9 dividiren. Multiplicire die 9 Einheiten 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 mit 9 oder mit einem der vorerwähnten Producte der 9, und sämmtliche Producte werden, mit Ausnahme der Zehner, die eine 0 sind, auf Eine Zahl hinauskommen und dies die Zahl sein, die in 9 multiplicirt den Mul-

tiplicanten gibt. Nimm z. B. 9 als Multiplicanten, so erhältst du als Product, mit Ausnahme der Zehner, bloß Einer. Nimm 18 und du erhältst nur Zweien. Nimm 27, nur Dreien, und so weiter. — Neun Musen gibt es; die Griechen und Römer hielten selbst bei Gastmahlen die Zahl neun für heilig; man lud nie weniger als drei, ungern mehr als neun Gäste.

Den Kapellmeister **Neumann** fragte man, was er von dem Organisten B. halte. „Ei nun, er macht keinen Fehler," erwiederte Neumann. — „Wie ist das zu verstehen?" fragte man weiter. — „Ganz im strengsten Sinne des Worts," war die Antwort, „aber das ist eben der größte Fehler. Die Aufmerksamkeit auf das Kleinste, die Furcht, einmal eine falsche Quinte zu greifen, beschäftigt seine Seele so, daß darüber weder Geist noch Leben in sein Spiel kommt."

Neutral. In Berlin wollte sich ein durchreisender Fremder einen Frack machen lassen. Er ließ daher einen Schneider rufen. Ehe dieser sich aber zum Maßnehmen anschickte, fragte er den Fremden, ob der Rock englisch, französisch, deutsch, oder wie er sonst gemacht werden sollte. „Machen Sie mir ihn neutral," antwortete der Fremde, „weil ich ein Däne bin."

Newton vergaß oft, wenn er an einem mathematischen Satze arbeitete, Essen und Trinken. Seine Mittagsmahlzeit wurde gewöhnlich in das untere Zimmer auf den Ofen gestellt. Ein Freund kommt eben zur Mittagszeit, hört, daß Newton sehr beschäftigt sei, sieht das Mittagsessen, verzehrt es, und setzt das Gefäß wieder an die Stelle, so wie es Newton zu thun gewohnt ist. Nicht lange darauf kommt auch Newton, um zu speisen, findet aber alles leer, und wundert sich, wie er vergessen habe, daß er schon zu Mittag gespeist.

Newton konnte die Frauen nicht gut leiden, wahrscheinlich, weil er sie nicht entdeckt hatte. Wenn eine reizende Lady sich an ihn machte, sprach er mit ihr von den schrägen Strahlen, und sah sie schief an. Himmelblaue Augen, eine blonde Haarlocke, frische, rosige Wangen, eine feine, schön geformte Nase, ein koquetter Hut, eine hübsche Blume, Alles gab ihm Stoff, um über die schrägen Strahlen zu sprechen. Ein Blaustrumpf jener Epoche sagte: „Dieser Mensch scheint aus dem Monde gefallen." Nicht zufrieden, die Frauen nicht leiden zu können, haßte er sogar die Mädchen. Er hatte einen Abscheu vor's Heirathen. Man erzählt, daß ihn eine boshafte Miß bis zur Wuth reizte. Sie setzte sich ihm auf's Knie und sagte: „Warum heirathen die Mädchen?" Der große Mann kratzte sich hinter dem Ohre. Sie wiederholte die Frage. Newton antwortete: „Miß, die Mädchen heirathen,

um kleine Astronomen zu zeugen." Die Miß aber antwortete: „Die Mädchen heirathen, um die Zahl der alten Junggesellen zu vermindern." Hume sagt, daß der große Mann vor Aerger weinte.

Der große **Newton** studirte im Jahre 1650 zu Grathan und hatte wenig genug zu beißen, denn er hatte wöchentlich höchstens vier Schilling zu verzehren. Im Jahre 1835 kaufte ein Lord Shrewsbury einen Zahn Newtons um 16,595 Fr.

Man erzählt sich von **Newton**, daß er als Schulknabe sehr unfleißig und träge war, und deshalb auch den Ehrenplatz des Untersten in der Schule so lange behauptete, bis ihm der Knabe, welcher über ihm saß, eines Tages einen empfindlichen Stoß in den Unterleib beibrachte. Da wurde der kleine Isaak aus Rachsucht so fleißig, daß er bald über seinem Quäler saß, und in Kurzem selbst der Erste unter allen Mitschülern wurde.

Newton. Der große Newton, welcher bekanntlich sehr zerstreut war, machte in seine Zimmerthür ein großes Loch für seine Lieblingskatze zum Durchschlüpfen und für ihre Jungen noch nebenbei drei kleinere.

— Daß auch der gründlichste und hellsehendste Gelehrte bisweilen von dem schlichten Landmanne Neues lernen könne, beweist die nachstehende Anekdote aus Newton's Leben. Dieser lustwandelte einst durch die Felder, als er die Stimme eines Hirten vernahm, der ihm zurief: „Eilen Sie, mein Herr, damit Sie das nächste Dorf erreichen, wenn Sie nicht ganz durchnäßt heimkehren wollen." — Aber der Himmel war ganz heiter, und nicht eine einzige Wolke zeigte sich am Firmamente; Newton setzte demnach ganz ruhig seinen Weg fort; kaum war aber eine halbe Stunde vergangen, als er leider sah, wie sich die vernommene Vorhersagung verwirklichte. „Sonderbar!" rief er aus, „daß ein so einfacher Bauer ein so verlässiger Wetterprophet sein kann!" — Die Sache schien ihm einer sorgfältigeren Prüfung würdig. Ganz triefend kehrte er noch einmal zurück, und als er in die Nothhütte des Hirten getreten, sprach er zu ihm: „Hier hast Du eine Guinee, sage mir aber, woher Du gelernt hast, die Witterung so treffend zu prophezeien?" — „Recht gern, mein lieber Herr," antwortete der Hirt; „sehen Sie dort meinen schwarzen Bock?" — „Ja." — „Nun, wenn der seinen Rücken dem Winde zukehrt, so können Sie Ihr Leben einsetzen, daß in längstens einer Stunde der Regen in Strömen fällt." — „Was!" rief der große Denker, „so müßte ich, um solches zu erfahren, jedesmal meine Stern-

warte verlassen, um Deinen Bock zu beobachten? — Zum Henker mit Euch!" er bezahlte die Guinee und entfernte sich eiligst.

Newton, Isaak, der geniale Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, geboren 1642 zu Walstrope in Lincolnshire. Unter seinen Werken glänzt jenes: Mathematische Grundsätze der Naturphilosophie, als ein Stern erster Größe am literarischen Horizont. Es mußte genau durchstudirt werden, bis es auch verstanden wurde; als man es aber faßte, da kannte auch die Bewunderung keine Gränzen mehr. So machte dies Werk auf den Marquis l'Hopital, einen der größten Mathematiker seiner Zeit, solchen Eindruck, daß er zu den Engländern, welche ihn besuchten, sagte: „Ißt, trinkt und schläft denn Newton? Ich stelle mir ihn als einen himmlischen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat." — Dieser außerordentliche Mann starb 1727 in seinem 85. Jahre nach einer kurzen Krankheit; sein Leichnam wurde in der Westminsterabtei beigesetzt.

Der große Mathematiker **Newton**, der auch Tabak rauchte, ging in seiner gelehrten Zerstreuung einmal so weit, daß er den Zeigefinger einer neben ihm sitzenden Dame begierig ergriff, und sich desselben als eines Tabakstopfers bedienen wollte.

Nichts. In einer Gesellschaft erschöpften sich ein paar beschränkte Köpfe in wechselseitigen Lobsprüchen über ihre ausgezeichneten Eigenschaften. Jeder lehnte mit verstellter Bescheidenheit die Lobeserhebungen ab, und endlich provocirten sie beide auf das Urtheil eines Dritten, mit der Frage: „Entscheiden Sie, ob ich nicht Recht habe?" — „Sie haben Beide," versetzte der Dritte, „ein entschiedenes Talent für den gesellschaftlichen Umgang, das wird Ihnen Keiner ohne Ungerechtigkeit streitig machen, und die seltene Gabe, viele schöne Worte über nichts zu sagen."

Mit **Nichts.** Ein Augenarzt von großer Ruhmredigkeit aber geringen Kenntnissen, rühmte in einer Gesellschaft die Vortrefflichkeit seiner Salbe, die er den Augenkranken zu geben pflegte. Ein Anwesender versicherte: „Ihre Salbe, ich weiß es aus eigener Erfahrung, ist von der Art, daß man die Augen mit Nichts heilsamer bestreicht."

Ein Pennsylvanier, der in der Taufe den sonderbaren Namen **Nicht** erhalten hatte, kam nach Deutschland, und wurde auf einer Reise gefragt, wie er heiße. „Nicht Obertown!" antwortete er. — „Nun wie denn?" fragte der Thorschreiber. — „Nicht Obertown!" erwiederte er zum zweiten Male. — „Herr!" fuhr ihn der erzürnte Beamte an, „hier werden keine Narrenspossen gemacht, hier sind wir

im Königreich Hannover, ich heiße auch nicht Obertaun, ich will aber Ihren Namen wissen!" — „Sie heißen auch „Nicht Obertown?" fragte überrascht der Pennsylvanier, „haben Sie Verwandte in Amerika?" — „Herr! was gehen Sie meine Verwandte an, wie Sie heißen, will ich wissen?" — „Nicht Obertown, ich habe es Ihnen ja schon drei Male gesagt!" — „Nun, warten Sie!" rief im Uebermaaß seines gerechten Zornes der königliche Beamte, „ich will Sie zu einer ganzen Menge von Leuten bringen, die Alle nicht Obertaun heißen!" — Der Reisende wurde in der That abgeführt, und erst durch seinen Paß klärte sich der Irrthum auf.

Nichts und Bier dazu. „Nun, Junge, was hast Du denn eigentlich auf der Universität gethan?" fragte ein Vater seinen Sohn. — „Nichts, und Bier dazu getrunken," antwortete dieser kurz und aufrichtig.

Bedeutung des **Nichts**. „Merkt es Euch jetzt," schrie eine Frau, die oft im Zorne sprach, ohne vorher zu denken, aufgebracht ihren Dienstboten zu, „wenn ich zwei Mal klingle, soll der Bediente kommen, wenn ich ein Mal klingle, das Stubenmädchen, und wenn ich gar nicht klingle, die Köchin."

Was ist **Nichts**. Nichts ist ein Loch ohne Peripherie. — Nichts ist der Positiv von gar Nichts und der Superlativ aller Armseligkeit. — Nichts ist ein Stutzer, wenn seine Kleider in dem Schranke hängen. — Nichts ist ein Ding ohne Anfang und ohne Ende, das nicht ist, nicht war und nicht sein wird. — Nichts ist ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt. — Nichts ist noch sehr Viel, obgleich sehr Viel der Gegensatz von Nichts ist.

Mir **nichts** dir nichts! In einer kleinen Stadt sollte zu Gunsten der Gemeinde eine seit langen Jahren bestandene Sparkasse aufgehoben und unter die Contribuenten vertheilt werden. Die Administratoren dieser Anstalt hatten indeß so gehaushaltet, daß nach Abzug der Verwaltungskosten Nichts in der Kasse übrig blieb und Null für Null aufging. Ein Spottvogel ließ bald darauf in die Zeitungen einrücken: „Unsere Sparkasse, die seit dem Jahre 1831 ordentlich verwaltet wurde, ward gestern unter die sämmtlichen Interessenten mir nichts dir nichts vertheilt."

Ich habe **nichts**. Ein Mensch, der für reich gehalten wurde, ob er gleich weit mehr schuldig war, als er im Vermögen hatte, ging den Tag vor seiner Hochzeit, die Nase in dem Mantel gesteckt, zu seiner künftigen Schwiegermutter, und dort, ohne ein Wort zu sagen, im

Zimmer auf und ab. Sie fragte ihn verschiedene Mal: „Mein Herr! was ist's, was haben Sie?“ — Er antwortete allemal: „Ich habe nichts!“ — Als nun die Schwiegermutter acht Tage nach der Hochzeit eine Menge Gläubiger kommen sah, machte sie ihm die bittersten Vorwürfe, und sagte: „Ich sehe wohl, mein Herr! Sie haben mich betrogen.“ — „Keineswegs,“ antwortete der junge Ehemann, „hab' ich Ihnen nicht den Tag vor der Hochzeit in Ihrem Zimmer wohl zehnmal gesagt, daß ich nichts habe.“

Was braucht man **nicht?** Drei Dinge braucht man im Leben nicht zu thun: Den Schnee braucht man nicht wegzuschaufeln, er geht zuletzt von selbst weg; den Mädchen braucht man keinen Mann zu geben, am Ende nehmen sie sich selbst einen, und drittens braucht man sich keinen Arzt zu nehmen — der Mensch stirbt endlich auch ohne ihn! S.

Mit **Nichten.** Herr P. ging mit seinen zwei Nichten aus, als ein Bote vom Gericht an ihn herantrat, um ihm einen längst fälligen Wechsel zu präsentiren und Arrest zu verfügen: „Sind Sie Herr P.?“ fragte der Gerichtsdiener. — „Mit Nichten,“ lautete P's. Antwort. — Der Diener der Justiz ging ab.

Niederlagen. Warum sind die Kaufleute dem Staate trotz aller ihrer Niederlagen am gefährlichsten? — Weil sie die Verbindungen so leidenschaftlich lieben und die meisten ein vollständiges Lager halten.

Der liebe **Niemand.** Es klingelte. Der Hauswirth sah zum Fenster heraus und rief: „Ist Jemand da?“ — „Nein! Ich bin's!“ gab der Bescheidene, und dem Wirth der Stimme nach Bekannte, zur Antwort.

Für **Niemand** zu Hause. Man fragte einen Portier, ob sein Herr zu sprechen sei. — „Er ist nicht zu Hause,“ war die Antwort. — „Wann wird er denn zurückkommen?“ fragte man. — „Ja,“ erwiederte er achselzuckend, „da der Herr gesagt hat, er sei für Niemand zu Hause, so weiß ich nicht, wann er zurückkommen wird.“

Niesen. „Helf' Euch Gott!“ sagte der Neffe zum Oheim. — „Dummer Junge, es war kein Niesen, sondern es war mein alter Husten.“ — „Nun, so helfe Euch Gott nicht, lieber Oheim.“

Nikodemus. In Schlesien wurde einem ehrlichen Bauer ein Knabe geboren, und da er auf einem Filialdorfe wohnte, so mußte

der Neugeborne auch dem benachbarten Geistlichen zur Taufe geschickt werden. Der Vater wurde durch Geschäfte abgehalten, diese Reise selbst zu unternehmen, er übertrug sie also einer alten Muhme, und machte ihr den Auftrag, dem Kinde die Namen Hans Jürgen in der Taufe beilegen zu lassen. Die Alte machte sich auf den Weg und erschien bei dem Geistlichen. Man verfügte sich in die Kirche und als nun die heilige Handlung vollzogen werden sollte, fragte der Geistliche die Bäuerin, wie der Knabe heißen solle? Unglücklicher Weise hatte diese ihren Auftrag gänzlich vergessen, und nach vielem vergeblichen Nachsinnen gestand sie beschämt, daß ihr die Vornamen des Täuflings schlechterdings nicht beifallen wollten. „Nun gut denn," versetzte der Geistliche, „so wollen wir im Kalender nachsehen, welcher Name auf heute darin steht." Er schlug nach, und fand den Namen Nikodemus. „Was meint Sie, Frau, wenn wir ihn Nikodemus nennen?" — „Recht schön, Herr Pastor," gab die Alte zur Antwort, „aber diesen Namen kennt keine Christenseele im ganzen Dorfe." — „O meine liebe Frau, Nikodemus war ein frommer Mann, einer der eifrigsten Anhänger des Stifters unserer Religion. Er war so begierig, Christus Lehre zu vernehmen, daß er immer des Nachts zu ihm ging. Es ist ein schöner Name." — „Wenn Er meint, Herr Pastor, so tauf Er ihn so in Gottes Namen." Dies geschah nun, und die Alte kehrte mit ihrem Kleinen wieder zu den Eltern zurück. Als sie den Knaben der Mutter in den Schooß legte, sagte der Vater, indem er ihm einen herzlichen Kuß gab, „Willkommen, kleiner Hans Jürgen!" — „Nein, so heißt er nicht." — „Wie denn, Muhme?" — „Ja, ich hatte die Namen rein vergessen, und da hat ihn der Herr Pastor Nikodemus getauft." — „Nikodemus? — von dem hab' ich ja mein Lebtag nichts gehört?" — „O, er ist ein kreuzbraver frommer Mann gewesen, meinte der Herr Pastor, er ist immer des Nachts zu Christus gegangen, um seine Lehren zu vernehmen." — „Ei was, der Junge muß umgetauft werden; wenn der Nikodemus ein rechtschaffener Kerl gewesen wäre, so würde er gewiß bei hellem lichten Tage gekommen sein, wie andere ehrliche Leute."

Die Schildwache und der Kaiser **Nikolaus.** Herr G. P. Cameron erzählt in seiner Reise durch Rußland unter Anderem folgende Anekdote: „In einer bitterkalten Winternacht kam ein Schlitten mit zwei Passagieren an das Thor des Kreml gefahren, von welchen der größere in gebieterischem Tone sofortigen Einlaß verlangte, darauf aber von der Schildwache einen kurzen und energischen verneinenden Bescheid erhielt. Bekanntlich sind die Schildwachen unter allen Geschöpfen auf Erden die kürzestangebundenen. Diese Replik schien den beiden Fremden aber ganz und gar nicht zu behagen, und derselbe, der zuerst das Wort geführt hatte, wiederholte seine Aufforderung nun

mit dem Zusatze, daß er General sei. „Wenn Ihr," entgegnete der Grenadier, ohne sich im Geringsten aus seiner Fassung bringen zu lassen, „wirklich, wie Ihr vorgebt, General wäret, so müßtet Ihr doch wissen, daß der Gehorsam des Soldaten erste Pflicht ist," und damit setzte er den durch den kurzen Dialog unterbrochen gewesenen Wachtpostenschritt wieder ruhig fort. Als die Insassen des Schlittens sahen, daß sie mit der Schildwache nicht vom Fleck kamen, baten sie selbe, den wachthabenden Officier herbeizurufen. Dazu verstand der Mann sich sogleich, und als auf seine Stentorstimme ein Unterofficier erschienen war, nöthigte dieser, als er den Rang der Fremden vernahm, sie in die Wachtstube, um ihr Anliegen dem Officier dort vorzutragen. Dieser hatte kaum die Stimme des größeren der beiden Herren vernommen, als er von seinem Lager aufsprang, und in der ehrerbietigsten Stellung nach seinen Befehlen fragte. Derselbe lächelte und sagte bloß, man solle die Schildwache ablösen und herkommen lassen. Das war bald gethan, und als der Soldat eintrat, warf der Fremde eben den weiten Mantel ab, in welchem er eingehüllt war. Da war die edle, majestätische Gestalt, die hohe, gebietende Stirn, auf welcher der Ausdruck einer augenblicklichen Ungeduld dem der guten Laune und des Wohlwollens Platz gemacht hatte, nicht zu verkennen. Kerzengerade stand der Grenadier, nicht wenig erschrocken, als er sah, wen er so kurz abgefertigt hatte, aber wieder durch den Gedanken beruhigt, daß er doch nur seine Pflicht gethan habe, vor seinem Monarchen. Der Kaiser hieß ihn näher treten, belobte ihn auf's wärmste wegen seines Benehmens, und gebot nicht allein, daß ihm hundert Silberrubel ausgezahlt werden sollten, sondern schrieb auch eigenhändig an seinen Chef, daß er ihn sofort zum Sergeanten ernennen solle, ein Verlangen, das, wie es sich denken läßt, rasch gewährt wurde. Um des Kaisers anscheinend auffälliges und unerwartetes Erscheinen in der in Rede stehenden Nacht zu erklären, ist zu bemerken, daß es bei seiner unermüdlichen Thätigkeit bei ihm zur Gewohnheit geworden ist, sich in Begleitung eines einzigen vertrauten Mitgliedes seiner Umgebung, in einen Schlitten oder eine Caleſche zu werfen, sobald er nur die Idee hat, daß seine Anwesenheit irgend eine wichtige Sache schneller fördern könne. Die erste Kunde seines Vorhabens wird dann erst durch sein eigenes Auftreten in der Stadt oder dem Regierungssitze, welcher das Ziel seiner Ueberraschung sein sollte, laut.

Der Kaiser **Nikolaus** und Napoleon. Ein französischer Officier, der alle Kriege Napoleon's mit Auszeichnung mitgemacht hat, besuchte Petersburg und erhielt dort auch Audienz bei dem Kaiser, der ein großer Verehrer Napoleon's sein und in seinem Kabinete Vieles besitzen soll, was an jenen großen Mann erinnert. Man sieht da eine Büste Napoleon's von weißem Marmor; das berühmte Gemälde von

Vernet: Musterung der kaiserlichen Garde in den Tuilerien; ein Stück von dem Stiefel, den Napoleon bei Leipzig trug, und den man ihm abschneiden mußte, um ihn von dem Fuße zu bringen. Diese seltsame Reliquie liegt auf einem weißen Atlaskissen unter einer Glasglocke. In der Privat-Bibliothek des Kaisers endlich sollen sich, außer dem „Mémorial de Sainte Hélène," alle Schriften finden, welche in französischer Sprache über Napoleon und die Feldzüge desselben erschienen sind.

Nimweg und **Reißweg.** Die beiden Friedensschlüsse Frankreichs mit dem deutschen Reiche zu Nimwegen und Ryswick wurden in Holland und Deutschland spottweise die Frieden **Nimweg** und **Reißweg** genannt.

Ninon, eine berühmte französische Schriftstellerin, wurde ihrer Ausschweifungen wegen bei der Königin Anna von Oesterreich mehrmals verklagt. Sie schickte einen Gefreiten von ihrer Leibwache zu ihr mit dem Befehle, sich in ein Kloster zu begeben, welches sie immer wählen würde. Ninon that, als nähme sie es scherzweise auf, und gab dem Gefreiten zur Antwort: „Ich erkenne zu gut die Güte meiner allergnädigsten Königin, und bin fest entschlossen, in das Kloster der großen Franziskaner zu gehen."

„Man muß hundertmal mehr Verstand haben," sagte **Ninon**, „wenn man verliebt sein will, als Armeen zu commandiren."

Nobel. Ein Hausknecht gewann ein Viertel vom großen Loos in der Lotterie, und wünschte sehr bald, sich in gewählteren Kreisen wie bisher zu bewegen. Er fragte deshalb seinen Barbier, der „ein feiner Kerl war," wie er sich in noblen Gesellschaften zu benehmen habe. Er erhielt den Rath: „Zieh einen schwarzen Frack an und halt's Maul!"

Karl **Nodier.** Am äußersten Ende des Boulevard Beaumarchais in Paris ist ein Haltplatz für Fiaker, deren Pferde so daran gewöhnt sind, beim Abfahren des ersten Wagens vorzurücken, daß alle, ohne ein Zeichen ihres Führers, gleich die vor ihnen leer gewordene Stelle einnehmen. An einem Wintermorgen fuhr der erste Fiaker ab, als gerade die Pferde des folgenden eifrig an einem Bunde Heu fraßen. Einen Augenblick zögerten die armen Thiere; aber bald darauf, war es nun aus Pflichtgefühl oder aus Furcht vor der Peitsche, fuhren sie vor, doch nicht ohne einen traurigen Blick auf die Reste ihres Frühstücks zu werfen. Mehrere Personen blieben stehen, um diesem Auftritt zuzusehen; aus ihnen naht sich ein ziemlich nachlässig gekleideter, aber

decorirter Herr von ungefähr fünfzig Jahren dem Fiaker, hebt sorgfältig alles Heu auf und bringt es den armen Pferden. „Ich kenne den Herrn nicht," sagte ich zu meinem Nachbar, „aber nach diesem Zuge zu schließen, muß er ein vortrefflicher Mann sein." — „Das glaube ich gern," erwiederte er, „es ist Karl Nodier."

Graf von **Norden.** Einige Höfe tadelten es als stolze Anmaßung, daß Katharina II. ihren Sohn, den nachmaligen Kaiser Paul, auf einer Reise durch verschiedene Länder Europa's den Namen: „Graf von Norden" führen ließ. Katharina, als sie das erfuhr, sagte: „Den größten Theil des Nordens wird mein Sohn einst beherrschen, und das Wenige, was ich ihm noch nicht als sein hinterlasse, kann er hinzufügen, sobald es ihm beliebt."

Zu einem gewissen Herrn von **Norden,** Particulier in der Hauptstadt eines angesehenen Fürsten, wurde einst der, in eben dieser Stadt privatisirende Banquier Hahn, welcher nicht sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Bildung, als vielmehr seiner angenehmen Unterhaltung, scherzhaften Witze und sarkastischen Sprichwörter wegen in jeder geistreichen Gesellschaft unentbehrlich war, zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Herr von Norden, ein von den Vorzügen seines Geistes überaus eingenommener Mann, lange schon eifersüchtig auf den überall gesuchten, geistreichen Banquier, nahm sich vor, ihn durch einen seiner Witze am heutigen Abende in Verlegenheit zu setzen, und redete denselben beim Eintritte vor der zahlreichen Gesellschaft mit folgenden Worten an: „Ich freue mich unendlich, bester Herr Hahn, Sie bei mir zu sehen; Sie werden mir und meiner Gesellschaft am heutigen Abend gewiß recht viel vorkrähen." Nicht im Geringsten durch diese Insolenz in der Begrüßung mit der übrigen Gesellschaft gestört, nahm er mitten unter dieser Platz und unterhielt sie auf das Angenehmste, zum Erstaunen aller Anwesenden. Herr von Norden, den der erste mißlungene Versuch, den Banquier in Verlegenheit zu setzen, ärgerte, wagt, als sich das Gespräch zufällig auf das seit Noahs Zeiten sich fortgepflanzte Menschen- und Thierreich richtete, einen zweiten, und fragte plötzlich: „Wodurch aber, Sie, hochgelehrter Herr, war es denn möglich, daß Noah alle Thiere in seiner Arche versammelte, die sich bis jetzt so bedeutend vermehrt haben?" Ganz trocken antwortete der Banquier: „Das lag in dem Zauber seiner Machtworte, denn er rief nur: du Pferd von Osten komm, und siehe da, das Pferd kam aus Osten; du Kalb komm von Süden her, und auch dieses kam, du Schwein komm von Westen zu mir, nnd siehe da, das Schwein von Westen kam; du Esel komm von Norden her, und der „Esel von Norden" kam auch zu ihm. Auf diese Weise versammelte er auch die übrigen Thiere in seiner Arche, die sich alle so bedeutend bis auf un-

sere Zeiten fortgepflanzt haben." Beschämt schwieg Herr von Norden, während die übrige Gesellschaft dem Banquier den ungetheiltesten Beifall zunickte.

Das **Nordlicht.** Bei dem Botaniker Linné meldete sich ein junger Pharmazeut zur Prüfung. Linné empfing ihn sehr freundlich und sagte lakonisch: „Ich habe jetzt gerade Zeit und wir können die Sache sogleich abmachen. Der junge Mann setzte sich erblassend nieder und Linné fragte ihn: „Wie entsteht das Nordlicht?" Der Gefragte wurde ganz verwirrt, er rieb sich die Hände, er wechselte die Farbe, er sah bald zu Boden, bald in die Höhe, als wolle er sich von unten und oben Erleuchtung holen. Vergeblich! Da stammelte er endlich: „Ich habe es einmal gewußt, aber ich habe es wieder vergessen." — Hier sprang Linné mit ironischem Grame auf, indem er ausrief: „Ein ungeheurer Verlust für die Wissenschaft! Denn Sie sind wahrhaftig der einzige Mensch, der einmal gewußt hat, wie das Nordlicht entsteht; und gerade Sie — mußten es wieder vergessen."

— „Wie schön leuchtete doch jüngst das Nordlicht!" sagte Jemand in einer Gesellschaft. Eine anwesende alte Dame flüsterte darauf ihrer Enkelin heimlich zu: „Frage doch, von welchem Seifensieder es gemacht ist?"

Der Herzog von **Norfolk** war dem Trunke sehr ergeben. Einst fragte er den berühmten Schauspieler Foote: „Sag mir doch, wie muß ich auf die Maskerade gehen, um nicht erkannt zu werden?" — „Gehen Sie nüchtern hin," war die Antwort.

Dem Lord **North** ward der Vorwurf gemacht, daß er, als er sein Amt als Minister niedergelegt, nicht besser für seine Freunde gesorgt habe. „Mein Gott," sagte er, „ich bin am Schlagflusse gestorben, und habe nicht Zeit gehabt, ein Testament zu machen."

Der ehemalige englische Premierminister Lord **North** schlief sehr oft bei den langen und langweiligen Reden einiger Parlamentsredner ein; einer der Secretäre der Schatzkammer schrieb mittlerweile die Hauptpunkte der Reden der Gegenpartei auf; der Lord wußte daher, wenn er nur einen flüchtigen Blick darauf warf, sogleich, was er zu erwiedern habe. Bei einer Marineangelegenheit fand es ein Parlamentsmitglied für nöthig, eine historische Uebersicht der Schiffbaukunst zu entwerfen, die er mit Noah's Arche anfing, und so bis auf die spanische Armada unter der Königin Elisabeth herabführte. Lord North erwachte zufällig in diesem Moment, und in der Meinung, der Secretär habe ihn geweckt, fragte er diesen: „wie weit ist der ehren-

werthe Herr?" — „Bis zur Königin Elisabeth," war die Antwort. Verdrießlich rief er aus: „Aber Liebster! konnten Sie mich nicht noch ein Paar Jahrhunderte schlafen lassen?"

Das **Notenwechseln.** v. Beethoven hörte etwas schwer. Als Rossini in Wien ankam und ihm einen Besuch abstattete, äußerte er die Besorgniß, er fürchte, Beethoven werde ihn nicht verstehen. — „Ach!" sagte ein witziger Kopf, so sollten die Herren, wie es bei Aemtern gebräuchlich ist, Noten wechseln."

Note ohne Kopf. Ein schlechter, aber von seinem Talente sehr eingenommener Componist äußerte einst in einer Gesellschaft mit vieler Selbstzufriedenheit: „Noch neulich ließ ich ein Liedchen, das — ohne mich selbst zu rühmen — außerordentlich gefallen hat, in eine Zeitung abdrucken; aber, mein Gott, wie entstellt kam es aus der Presse." — „Richtig," versetzte ein anderer Tonkünstler, „gleich die erste Note war ganz ohne Kopf."

Die liebe **Noth.** Der Tod befreite einen Bauer von seinem erzbösen Weibe. Er freute sich innerlich von ganzem Herzen, äußerlich aber that er, nach hergebrachter Sitte, über den Verlust sehr kläglich. Seine Freunde und Nachbarn trösteten ihn; auch der Pfarrer des Dorfes kam, und wollte ein Wort des Trostes in sein Herz reden. „Gebt Euch zufrieden, guter Mann," sagte er zu ihm; „gönnt Eurer seligen Frau ihr Glück, sie ist nun wohl aufgehoben, der liebe Gott hat sie." — „So, hat er sie?" antwortete der Bauer, „nu, nu, er wird seine Noth mit ihr haben!"

Abhülfe der **Noth** der arbeitenden Classe. In einer Versammlung der britischen Gutsbesitzer wurden laut „Punch" einstimmig folgende Beschlüsse gefaßt:

1) Daß der Appetit zum Essen und Trinken, unglücklicherweise von Natur den Bauern eingepflanzt und bei ihnen in weit größerem Grade vorherrschend, die Haupturſache ihrer Leiden und ihrer Unzufriedenheit sei.

2) Daß es zur Sicherheit und Ruhe der Gutsbesitzer nöthig sei, Maßregeln zu ergreifen, diese Gier, wenn nicht zu beseitigen, doch zu mäßigen.

3) Daß für die Erfindung eines Nahrungsmittels, welches Brod, Fleisch, Speck, Kartoffeln ꝛc. ersetzen könnte, Preise auszusetzen wären.

4) Daß denjenigen Bauern, welche es im Hungern am weitesten bringen, Prämien zuerkannt würden.

5) Daß dem Herzog von Norfolk eine Dankadresse zu votiren sei für den praktischen Vorschlag, den knurrenden Magen durch Schießpulver zum Schweigen zu bringen.

Nothleidende. In einer Stadt befand sich eine Schauspielertruppe, die sehr schlechte Geschäfte machte. Eines Tages bat der Stadtvorstand den Director, eine Vorstellung für die Nothleidenden zu geben. „Die geben wir ja alle Tage," erwiederte der Director, „denn ärgere Noth als wir leidet gewiß Niemand in der ganzen Stadt."

Nothlügen. Woher wissen wir, daß Nothlügen erlaubt sind? — Vom Himmel! Er hat dem Menschen zu seinem Elend auch tröstende Nothlügen gegeben: die Träume! Jeder Traum ist eine Nothlüge des Schicksals für die Menschen. S.

Was ist das **Nothwendigste?** Eine achtzehnjährige Schülerin wurde bei ihrem Austritts-Examen befragt, was sie für das Nothwendigste halte? worauf sie nicht ohne bescheidenes Erröthen antwortete: „Die Ehe!"

Noue. Der Feldherr der Niederländer, La Noue, wurde 1580 von den Spaniern gefangen. Den Staaten schmerzte der Verlust dieses talentvollen Officiers ungemein, und sie erboten sich, ihn für den von ihnen zum Gefangenen gemachten Grafen Egmont (den abtrünnigen Sohn des auf dem Blutgerüste gestorbenen Grafen Egmont) und den Baron von Selles auszuwechseln. Aber der spanische Oberfeldherr, Prinz Alexander Farnese von Parma, gab eine abschlägige Antwort dahin, er würde niemals einen Löwen für zwei Schafe geben.

Stoff zu einer **Novelle.** Hr. R... — so lesen wir in französischen Blättern — las neulich in einem langweiligen Journal einen neuen Roman, der in dem Feuilleton dieser Nummer begann, als er nach kurzem Lesen ohnmächtig in die Arme seiner Familie sank. Ein schneller Aderlaß rief ihn ins Leben zurück, und als der Arzt ihn fragte, welche Veranlassung eine so gefährliche Krisis habe herbeiführen können, erzählte ihm der Patient Folgendes: Vor einigen Tagen komme ich gegen 11 Uhr Nachts aus dem Odeon zurück; an der Ecke einer einsamen Straße hält mich ein maskirter Mensch an, der mir ein Pistol auf die Brust setzt. Ich greife nach Uhr und Börse, um sie ihm zu geben. Aber der Unbekannte weis't sie zurück. „Dessen bedarf ich nicht", sagt er, „ich will Ihr Leben." „Aber, mein Herr! ich bin Familienvater, schonen Sie mich." „Ich sage Ihnen, ich brauche Ihr Leben oder ich erschieße Sie. Kommen Sie und erzählen Sie mir die Geschichte Ihres Lebens." Diese Worte ließen mich wieder aufathmen. Mein Unbekannter faßte mich beim Arm und zog mich an einen einsamen Platz. Hier forderte er mich auf, die Erzählung meiner Erlebnisse zu beginnen, und drohte mir, bei dem geringsten Fluchtversuche, Gebrauch von seiner Waffe zu ma-

chen. So habe ich ihm denn, lieber Doctor! die ganze Nacht hindurch alles, was ich erlebte, erzählt, und da meine Jugendjahre etwas stürmisch waren, so schien mein Unbekannter sehr entzückt zu sein. Und nun sehen Sie, Doctor! wie dieser Mensch mein Vertrauen gemißbraucht hat; hier lesen Sie! Mit diesen Worten zeigte Hr. R... dem Arzte das Feuilleton, an dessen Schluß stand: „Die Abenteuer des Hrn. R... werden bei dem Herausgeber, Hipp. Souverain, erscheinen, 2 Bände in 8. Preis 15 Franken." (Corr.)

Der Advocat **Rublé**, ein Name, der wohl seine Stelle hier verdient, hatte von Scarron ein Gütchen in Touraine um 18000 Livres gekauft. Der Contract war unterzeichnet, das Geld ausgezahlt. Rublé reiste ab, um von dem Gute Besitz zu nehmen, und fand es viel schöner, als er erwartet hatte. Er ließ es abschätzen, und man versicherte ihn, daß es 24000 L. werth sei. Er kommt nach Paris zurück, macht seinen Besuch bei Scarron und spricht: „Sie glaubten, Ihr Gut sei nicht mehr werth als 18000 Livres. Ich will Sie nicht betrügen, es ist nach der Schätzung, die ich machen ließ, seine 24000 Livres werth. Hier also 2000 Thaler! die ich Ihnen bringe." E.

Numismatik. Die erste Spur einer Geldsumme ist im 1. Buch Moses 20, 16, wo Abimelech dem Abraham 1000 Goldstücke zahlt. In demselben Buche 23, 16 kauft Abraham von Ephron um 400 Säckel Silber einen Acker, um die Sara zu begraben. Die ersten Münzen, wahrscheinlich sehr rohe Versuche, ließ Eritonius um die Zeit der Erbauung Troja's in Thessalonien prägen. Die weitere Ausbildung dieser Kunst gehört vorzüglich der Regierung des Numa, Königs von Rom, an, von dem das Wort „Nummus (Geld)" stammt, das aber Andere von dem Worte *Νόμος*, Gesetz, herleiten, weil Geld das Gesetz des Handels ist.

Die **Nuß**bäume. Ein Mann ging mit seiner Frau im botanischen Garten zu Schönbrunn spazieren. Er las die Täfelchen, welche bei den verschiedenen Bäumen angebracht sind, und worauf der botanische Name derselben geschrieben steht. So kam er denn auch in eine Allee, in welcher alle Gattungen Eschen: Fraxinus, standen, und las also Fraxinus excelsior, Fraxinus pendula, Fraxinus alba u. s. w. Da fragte seine Frau, was das für Bäume seien. — „Lauter Nußbäume," war die Antwort, „du siehst ja, da steht überall Frari-Nuß."

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD